GLOBUS

Digitized by Google

GLOBUS.

Illustrierte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Vereinigt mit der Zeitschrift „Das Ausland".

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von

Richard Andree.

Sechsundsechzigster Band.

Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1894.

Der **„Globus“** erscheint viermal im Monate in Nummern von je zwei Bogen, reich illustriert und mit Kartenskizzen, zum Subskriptionspreise von 12 Mark pro Band. Vierundzwanzig Nummern bilden einen Band.

Vollständige Exemplare von Band 4 — 24 können, soweit der Vorrat reicht, zum Preise von 9 Mark pro Band durch jede Buchhandlung bezogen werden, Band 25 — 66 zum Preise von 12 Mark pro Band. (Band 1 — 3 fehlen gänzlich.)

Friedrich Vieweg und Sohn.

GLOBUS.

LXVI. Band.

Digitized by Google

GLOBUS.

Illustrierte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Vereinigt mit der Zeitschrift „Das Ausland“.

Begründet 1862 von Karl Andree.

Herausgegeben von

Richard Andree.

Sechsundsechszigster Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1894.

Digitized by Google

G1
G5
v.66

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis des LXVI. Bandes.

Europa.

Deutschland u. Österreich-Ungarn. Zemmrich, Deutsche und Romanen in Tirol 1880 bis 1890. Mit Karte 7. Erzlagerstätten und Metallproduktion Finnlands 16. Lorenzen, Neue Forschungen über die Geologie Helgolands 60. Andree, Die Wenddendörfer im Werder bei Vorsfelde. Mit Abbild. 109. Hawelka, Haus und Hof im Braunauer Ländchen. Mit Abbild. 136. Die Biber an der mittleren Elbe 196. Die Charlottenhöhle bei Hürben 195. Verbreitung des Deutschtums in Europa 211. Jensen, Die Bewirtschaftung des Schifburlag auf Sylt. Mit Karte 217. Greim, Ausbruch des Schwemser-Ferners (Ötztaler Alpen). Mit Karte und Abbild. 229. Lorenzen, Die alten Acker bei Bornhöved 241. Knindl, Die volkstümlichen Rechtsanschauungen der Rutenen und Huzulen 270. Greim, Die Erschließung der Ostalpen. Mit Abbild. 327. Sieger, Oberlechners Glockenrelief 340. Hydrographie des Königreichs Sachsen 370. Schultheiß, Polonisierung oder Germanisierung? Mit Karte 373. Follmann, Die Eifel 387.

Großbritannien. Die Normannischen oder Kanalinseln. Mit Abbild. 33. Alte Flureinteilungen in England 48. Mills, Untersuchung der englischen Seen 115.

Frankreich, Italien. Mader, Die Hochflächen der östlichen Provence. Mit Abbild. 119. Temperaturschwankungen auf dem Atmagletscher 148. Schmidt, Körpergröße und Farbe der Haare und Augen in Italien. Mit 3 Karten 300.

Europäisches Rußland und die Balkanhalbinsel. N. v. Seidlitz, Die Abchasen 17 ff. Bewegung der Bevölkerung von Finnland 64. Krahmer, Der südliche Ural und der Berg Iremel 129. v. Metzsch, Zur Volkskunde der Liven 219. Immanuel, Niedergang des Weinbaues in Südrußland 227. Immanuel, Die Trockenlegung des Poljesje. Mit Karte 293. v. Seidlitz, Neueste Reise in Kaukasien 308. Eisverhältnisse der russischen Meere 308. Krause, Die Waldgrenzen in Südrußland 320. Krahmer, Die Quelle der Moskwa 321. Roßkastanie und Buche in Griechenland 324. T. Battyes Reise auf der Insel Kolgujew 354. Kulikowskis Untersuchungen der Seen in dem Gebiete von Onega 383.

Asien.

Vorderasien, Iran und Arabien. Kannenberg, Trapezuntische Tanzlieder 191. Hahn, Anthropologie der heutigen Bewohner Persiens 197. Goldziher, Die Handwerke bei den Arabern 203. Immanuel, Das Erdbeben von Katschan (Persien) 218. v. Seidlitz, Pastuchowa Besteigung des Ararat. Mit Abbild. 309. Ximenez an der türkisch-persischen Grenze 371.

Asiatisches Rußland. Fortsetzung der transkaspischen Bahn 212. Immanuel, Der russische Pamirposten 227. Ausbau der sibirischen Eisenbahn 228. Cremat, Der Anadyrbezirk Sibiriens und seine Bevölkerung 261. Die Knochenhöhlen von Nischni-Udinsk 324. Fromm, Die Entzifferung der Orchon- und Jenisseiinschriften 325. Heyfelder, Zur Kenntnis der Bevölkerung Bucharas 332 ff.

Vorder-Indien. Robertsons Forschungen in Kafiristan 80. Aufhören der Heiligkeit des Ganges 80. Seenbildung durch Felsschlipfe im Himalaja 147. 212. Moderne indische Gottheit 227. Die religiösen Prügeleien in Puna 324.

Hinterindien. Rosset, Elefantenjagd bei den Benong in Hinterindien 76. Die Schiffbarkeit des Mekong 116. Die Riesenbildwerke des Talaingbandes 146. Seidel, Die neue Grenze zwischen Birma und Yünnan 243. Seidel, Die Stellung der Mütgeburten in Siam. Mit Abbild. 318.

Indonesien. Zondervan, Die Insel Lombok 161. Die Borneoexpedition 132. 275. 371. Zondervan, Geologische Karte von Japan 148. Besteigung des Vulkans Awu auf Sangi 211. Grabowsky, Ethnimalakische Sittenroman 317. Zondervan, Haliers Botanische Reisen in Westborneo. Mit Karte 376.

China, Korea und Japan. Höfer, Japanische Kunst. Mit Abbild. 21. Arnous, Der König von Korea und sein Hof 26. Leder, Besuch von Urga in der Mongolei. Mit Abbild. 49 ff. Arnous, Die Frauen und das Eheleben in Korea 136. Reise zweier Kalmücken nach Lhasa 164. Repsold, Sarat Tschandra Das' Reise in Tibet 223. Kobelt, Das Forstwesen in Japan 225. Arnous, Spiele und Feste der Koreaner 239. Zur Kennzeichnung der Japaner gelegentlich des Krieges gegen China 288. Die Pest in Hongkong 322. Immanuel, Die Broughton-Bai (Ostküste von Korea). Mit Karte 357.

Afrika.

Allgemeines. Decles Reise von Kapstadt nach Uganda 82. Meinhof, Die Geheimsprache Afrikas 117. Keller, Das Rind und seine Formen in Afrika 181. Hösel, Die rechteckigen Schrägdachhütten Mittelafrikas. Mit Abbild. u. Karte 341 ff.

Nordafrika u. die Sahara. Faberts Reise im Lande der Trarsa 115. Neue Eisenbahnen in Tunesien 147. Auberts geologische Karte von Tunesien 340. Roth, Die Flora Kabyliens 385.

Westsudan, Obergninea, Kamerun. Büttner, Die Forschungsstation Bismarckburg in Adeli (Togoland). Mit Abbild. 1. Besteigung des Kamerungebirges 115. Conrau, Ueber das Hinterland im Nordosten Kameruns 146. Alldridges Reisen im Hinterlande von Sierra Leone 147. Grenzänderungen zwischen Liberia und dem französischen Guinea 195. Besteigung des kleinen Kamerunberges 196. Dahomé nach den neuen französischen Forschungen. Mit Abbild. 264 ff. Timbuktu und Umgebung 323.

Kongostaat, Centralafrika. Förster, Der englisch-belgische Vertrag und die neuen Grenzen des Kongostaates. Mit Karte 10. Innerafrikanische Druckerei 32. Decazes Reise auf dem Ubangi 80. Förster, Die Plastik des Kongobeckens. Mit Karte 154. Grenzänderungen zwischen Kongostaat und dem französischen Sudan 195. Das Plateau der Samba 211. Erforschung des Landes zwischen Kongo und Kwango 256. Förster, Graf Götzens Entdeckungen in Ruanda 368.

Südafrika. Kleinschmidt, Hendrik Witbooi, zum Verständnis der Wirren in Deutsch-Südwestafrika 149. Brincker, Etymologische Deutung des Namens Hwambo 207. Brincker, Ursprung des Pfeilgiftes der Buschmänner 321.

Ostafrika, Abessinien, Nillande. Die Bendirkäste 147. Die Usambaraeisenbahn 148. Neumanns Reise in Deutsch-Ostafrika 180. 292. Der Balbali- oder Dalubisee 323. C. Keller, Die neuesten Expeditionen im afrikanischen Osthorn 252. Scott Elliot am Rumsoro 324. Expedition in die südlichen äthiopischen Länder 371. Donaldson Smith im Somalilande 372. Sklavenhandel in Britisch-Nyassaland 388.

Madagaskar. Catats Reisen im nördlichen Madagaskar. Mit Abbild. 185 ff. Heinrich v. Orléans Reisen in Madagaskar 212.

Amerika.

Allgemeines. Die Unabhängigkeit des vorkolumbischen Amerika von der Alten Welt 265.

Britisch-Nordamerika, Alaska. Steffens, Ein Bericht bei französischen Kanadiern 45. Physische Geographie Alaskas 224. Tyrrells Reisen im nördlichen Kanada 371.

Digitized by Google

Vereinigte Staaten. Kobelt, Stromforschungen in der Arid-Region 29. Hofmann, Bildnisse von Fox-Kickapoo- und Pottawatomi-Indianern. Mit Abbild. 96. Schmidt, Vorgeschichtliche Kupferschmelzöfen in Arizona. Mit Abbild. 160. Neue Untersuchungen über das Alter der Niagarafälle 292. Steffens, Ausbreitung der russischen Distel 340. Die Zahl der Analphabeten in den Vereinigten Staaten 388.

Mexiko und Mittelamerika. Sapper, Reisen im südlichen Mexiko 46. Die Zustände an der Montskotküste. Mit Abbild. 58. Förstemann, Die Mayahieroglyphen 78. Sapper, Indianische Ortsnamen im nördlichen Mittelamerika. Mit Karte 90. Die Steinbildwerke von Santa Lucia Cozumalualpa. Mit Abbild. 100. Der Geheimbund der Nagualisten in Mittelamerika. Mit Abbild. 161. Brühl, Die Ruinen von Ixímche in Guatemala. Mit Abbild. 213. Sapper, Entdeckung neuer Bildwerke vom Santa Lucia-Typus in Guatemala 322.

Südamerika. Dr. Uhle bei den Uros 16. Tylers Befahrung des Rio Napo 32. Ehrenreich, Über einige ältere Bildnisse südamerikanischer Indianer. Mit Abbildungen und drei Lichtdrucktafeln 81. H. v. Ihering, Bevölkerungsstatistik von Südbrasilien 114. Eisenbahn über die Anden zwischen Argentinien und Chile 196. Naumann, Der letzte Ranquelshäuptling 212.

Australien u. Oceanien.

Das Festland. Expedition nach den Mac Donnell-Bergen 164. 276.

Die Inseln. Besetzung der Neckerinsel 16. Erdbeben auf den Neu-Hebriden 89. Ribbe, Reise nach Bougainville (Salomonen) 133. Wörterverzeichnis von den Neu-Hebriden 164. Die Sprachen der Eingeborenen von Neu-Guinea 227. Neue Forschungen in Neu-Guinea 307. Gletscherverhältnisse auf Neu-Seeland 324.

Polargebiete.

Fische und Fischerei in Grönland 64. Expedition zur Abholung Pearys 64. Nossilows Überwinterungen auf Nowaja Semlja. Mit Abbild. 104. Jacksons Nordpolarexpedition über Franz-Josefs-Lande 115. 244. Wellmans Nordpolarexpedition 132. Hansen, Statistik der Bevölkerung Grönlands 208. Astrup, Pearys zweite Expedition nach Nordgrönland 306. Trevor Shefelds Bereisung der Insel Kolgujew 354.

Hydrographie, Meteorologie, Geophysik.

Bestimmung der geographischen Länge und Breite mit Hilfe der Photographie 64. Mills Untersuchung der englischen Seen 115. Die Temperaturschwankungen auf dem Atmgipfel 148. Die geothermische Tiefenstufe in der algerischen Sahara 195. Immanuel, Russische Tiefenmessungen im Marmarameere 211. Schott, Der gegenwärtige Stand der Meereskunde 277. Schott, Die mittlere Tiefe der Oceane 315. Temperatur der Flüsse 323. Poynting, Über die Dichte der Erde 356. Kulikowskis Untersuchungen über das zeitweilige Verschwinden der Seen im Gebiete von Onega 383.

Geologie.

Erzlagerstätten und Metallproduktion Finnlands 16. Lorenzen, Neue Forschungen über die Geologie Helgolands 60. Erdbeben auf den Neu-Hebriden 89. Greim, Der Stand der Geiserforschung 125. Seenbildung durch Felsschlipfe im Himalaja 147. 212. Geologische Karte von Java 148. Roger über die Atlantis 164. Besteigung des Vulkans Awu auf Sangi 211. Das Erdbeben von Katschan (Persien) 228. Begrenzung des Fjordbegriffes 244. Greim, Der Ausbruch des Schwemcifiorns (Ötzthaler Alpen). Mit Karte und Abbild. 229. Neue Untersuchungen über das Alter der Niagarafälle 292. Internationaler Verein für Höhlenforschung 276. Anbert, Geologische Karte von Tunesien 340. Sieger, Die Glacialexkursion des sechsten internationalen Geologenkongresses 351. Franz Kraus, Über Höhlenkunde. Mit Abbild. 365. Follmann, Die Eifel 387.

Botanisches und Zoologisches.

Krause und Nehring, Zur Steppenfrage 47. Fische und Fischerei in Grönland 64. Die Beständigkeit der westaustralischen Fauna 164. Keller, Das Rind und seine Formen in Afrika 181. Die Biber an der mittleren Elbe 196. Verbreitung der Fische in der Straße von Makassar 196. Krause, Die Waldgrenzen in Südrußland 320. Rotbuchsaanic und Buche in Nordgriechenland 324. Halliers Botanische Reisen in Westborneo 336. Steffens, Ausbreitung der russischen Distel in den Vereinigten Staaten 340. Roth, Die Flora Kabyliens 385.

Anthropologie u. Ethnographie.

Die Rolle der Mikroben im Menschenleben 16. N. v. Seidlitz, Die Abchasen 17 ff. Suggestion und psychische Ansteckung 65. Hofmann, Bildnisse von Fox-, Kickapoo- und Pottawatomi-Indianern. Mit Abbild. 96. Andree, Die Wendendörfer im Werder bei Potsdam. Mit Abbild. 109. Die Technogeographie 116. Mustafa Bei, Die mohammedanische Frau 140. Erhöhungen der Naturvölker 148. Hawelka, Haus und Hof im Braunauer Ländchen. Mit Abbild. 136. Arnous, Die Frau und das Eheleben in Korea 156. Geheimbund der Nagualisten in Mittelamerika. Mit Abbild. 161. Hahn, Anthropologie der heutigen Perser 197. Die Unabhängigkeit des vorkolumbischen Amerika von der Alten Welt 205. Zähne und Kultur 211. Brühl, Die Ruinen von Ixímche in Guatemala. Mit Abbild. 213. Wible Kinder in Indien 226. Entstehen einer modernen indischen Gottheit 227. Joest, Über Eau de Cologne-Trinken 234. Cremat, Die Bevölkerung des sibirischen Anadyrbezirks 285. Müller, Die Vertretung der anthropologisch-ethnologischen Wissenschaften an unseren Universitäten 245. 370. Martin, Zur Frage der Vertretung der Anthropologie an unseren Universitäten 304. Schmidt, Körpergröße und Farbe der Haare und Augen in Italien 300. Seidel, Die Stellung der Mißgeburten in Siam. Mit Abbild. 318. Brincker, Das Pfeilgift der Buschmänner 324. Sapper, Entdeckung neuer Bildwerke vom Santa Lucia-Typus in Guatemala 322. Heyfelder, Zur Kenntnis der Bevölkerung Bucharas 332 ff. Farbenblindheit der Asiaten 340. Hösel, Die rechteckigen Schrägdachhütten Mittelafrikas. Mit Karte u. Abbild. 341 ff. Beisetzung der Leichen in Schlitten in Rußland 356. Destillation bei Indianern vorkolumbischer Zeit 372 ff.

Urgeschichte.

Wilser, Die bildnerische Kunst der Urzeugen. Mit Abbild. 12. Altägyptische Kupfergeräte 32. Niederle, Über die Steinzeit Böhmens 116. Lissauer, Der Hausurnenfund von Seddin. Mit Abbild. 143. Schmidt, Vorgeschichtliche Kupferschmelzöfen von Arizona. Mit Abbild. 160. Die Entdeckung der mykenischen Kultur auf Kreta 193. Die Charliotthenhöhle bei Hürben 195. Die neolithische Station von Butmir in Bosnien 196. Vorgeschichtliche Grabhügel in der Ukraine 210. Primitive Steingeräte vom Bombay 212. Neolithische europäische Zwergrasse am Schweizersbild 300. Wilser, Bildliche Darstellungen neuropäischer Menschenrassen. Mit Abbild. 289. Die Knochenhöhlen von Nischnei-Udinsk in Sibirien 324. Paläolithische Funde aus den Höhlen von Rübeland im Harz 388. Steinzeitfunde aus Tunis 388.

Volkskunde (Folklore).

Kannenberg, Trapezuntische Tanzlieder 191. Goldziher, Die Handwerke bei den Arabern 265. Die Fee Melusine 212. Jensen, Die Bewirtschaftung der Schiffhurlag auf Sylt. Mit Abbild. 217. v. Metzsch, Zur Volkskunde der Liven 219. Kaindl, Die volkstümlichen Rechtsanschauungen der Ruteuen und Huzulen 270.

Sprachliches.

Sprache der Uros in Südamerika 16. Müller, Neue Publikationen über die Guaranisprache 56. Förstemann, Die Mayahieroglyphen 78. Sapper, Indianische Ortsnamen im nördlichen Mittelamerika. Mit Karte 90. Miller, Die Fuquinasprache des alten Inkareiches 116. Meinhof, Die Geheimsprachen Afrikas 117. Vergleichendes Wörterverzeichnis von den Neu-Hebriden 164. Brincker, Etymologie des Namens Ovámbo 207. Untergang der slavischen Sprache im hannoverschen Wendlande 226. Die Sprachen von Englisch Neu-Guinea 227. Fromm, Die Entziffrung der Orchon- und Jenissei-Inschriften 325.

Digitized by Google

Biographieen. Nekrologe.

M. Weigel † 31. G. J. Romanes † 48. A. W. Schleicher † 48. B. H. Hodgson † 48. H. A. Layard † 116. G. A. Krause 148. 292. R. Buchta † 148. Kleinschmidt, Hendrik Witbooi 149. Dutreuil de Rhins † 195. Reugsch-Pascha † 244. Ingleheld † 244. Wild † 292. Mühlhanpt † 292. Schwarz † 308. v. Alten † 308. Neubronner v. d. Tunk † 308. Terrien de Lacouperie † 308. Darmesteter † 323. Obst, Oskar Heyfelder † 332. Lent † 372.

Verkehrswesen.

Neue Eisenbahnen in Tunesien 147. Die Usambarsbahn 148. Die Eisenbahn über die Anden zwischen Argentinien und Chile 196. Fortsetzung der transkaspischen Bahn 212. Immanuel, Ausbau der sibirischen Eisenbahn 228.

Karten.

Zemmrich, Verbreitung der Deutschen und Romanen in Südtirol 9. Der Kongostaat nach den Grenzen des belgisch-britischen Vertrages vom Mai 1890 11. Ausbreitung der englischen Sprache auf den Kanaliuseln 1850 bis 1893 34. Sapper, Indianische Ortsnamen im nördlichen Mittelamerika 1:2300000. Sonderbeilage zu Nr. 6. Der Werder bei Vorsfelde 109. Pläne von Rühen und Eisehott 110, 111. Die Fluren von Barzdorf und Märzdorf, Braunauer Land 137. Das ehemalige Kongobinnenmeer, nach Wauters 154. Catats Reise von Mananara nach Maintaga 188. Catats Reise von Marovoay nach Antanarivo 200. Brühl, Plan der Ruinen von Izimche in Guatemala 215. Jensen, Karte der Schiftburlag auf Sylt 217. Greim, Der Schwemser-Ferner (Ötzthaler Alpen) 1:12500 231. Karte des Reiches Porto Novo (Dahomé) 264. Land zwischen Whieme und Abomé (Dahomé) 266. Immanuel, Karte des Polarbeckens 1893 1:2750000 295. Karte der Grofsen in Italien 301. Karte der Braunen und Blonden in Italien 302. Der nördliche Teil von Borneos Westerafdeeling 336. Hösel, Verbreitung der rechteckigen Schrägdachhütten in Mittelafrika 343. Immanuel, Die Brenghenbal 359. Anteil der Polen an der Kreisbevölkerung im östlichen Deutschland 1:2750000 375.

Abbildungen.

Europa. Klippen von La Corbière (Jersey) 35. Die Bai von Fermain (Guernsey) 35. Vorgebirge von Icart (Guernsey) 36. Dolmen von l'Ancresse (Guernsey) 37. Der Isthmus von Serk 38. Details von niedersächsischen Bauerhäusern 111, 113, 114. Fels von St. Jeannet (Provence) 120. Karrenfelder von Tourette (Provence) 121. Felsbildung des Karstes von Caussols (Provence) 123. Die Schlucht von Courmes (Provence) 124. Ansichten und Pläne von Bauernhäusern des Braunauer Landes 137 bis 139. Eisloch auf dem Schwemser-Ferner 232. Spitze des Watzmanns 327. Die Vogelkarspitze 328. Nordwestgrat des Großglockner 329. Die Vajoletttürme 330. Die Rosengartengruppe 331. „Vorhang" in der Adelsberger Grotte 366. Doline 367. Löfswohnungen im Wachtberge bei Krems 367.

Asien. Tigerin, Japanisches Gemälde 22. Göttin Kwannon, japanische Elfenbeinschnitzerei 23. Knabe mit Taube, Japanische Elfenbeinschnitzerei 24. Drei japanische Musikgöttin. Bronzerelief 25. Hoher Lama in Urga 51. Lama aus Urga 52. Typen vom Bazar in Urga 69. Frauen aus Urga 70 und 71. Der grofse Ararat 311. Firnfeld auf dem grofsen Ararat 312. Kurden aus Sadarbulagh 313. Der grofse und kleine Ararat 314. Siamesische Mifsgeburt 319.

Afrika. Station Bismarckburg im Togolande 3. Basiliken Haus in Jeje (Togoland) 3. Der Jegebach (Togoland) 4. Mädchen aus Adeli 5. Antimeringräber (Madagaskar) 186. Betanozano-Typen (Madagaskar) 187. Ein Tsifakara (Madagaskar) 188. Dorf Ambohimena (Madagaskar) 189. Madagaskarpalmen 189. Mandritsara (Madagaskar) 190. Wasserfälle des Ikopa (Madagaskar) 201. Thor von Kinaja (Madagaskar) 201. Sakalava Frau (Madagaskar) 202. Ausstärger von Madagaskar 203. König Behanzin von Dahomé 265. Lagune Ahémé in Dahomé 267. Palast in Zagunada, Dahomé 267. Händlerin in Kotonu, Dahomé 269. Fetische in Dahomé 281. Leichenkammer in Dahomé 282. Schädeltempel in Cana, Dahomé 282. Holzschnitzerei aus Dahomé 283. 284. König Toffa, Dahomé 284. Botenstäbe, Dahomé 284. Abbildungen von 22 Schrägdachhütten in Mittelafrika 342 bis 347. 360 bis 365. 379 bis 381.

Amerika. Die Regierung der Moskitoküste 58. Indianerbildungen aus dem Theatrum rerum naturalium Brasiliae, drei Lichtdrucktafeln als Sonderbeilage zu Nr. 6. Häuptling der Fox-Indianer 97. Ein Kickapoo 98. Abbildungen von Pottawatomi 99. Steinskulptur von Santa Lucia-Cosumalhuatpa 100. Ein Tapuya 82. Titelblatt der Historia naturalis Brasiliae 83. Tapuya, Mann und Weib 84. Vorgeschichtlicher Kupferschmelzofen aus Arizona 161. Jadeitkopf als Amulett eines Zotzilindianers 162. Ruinenstätte von Izimche in Guatemala 215. Plan der alten Stadt Tecpan Guatemala nach Fuentes 216.

Polargebiete. Ansiedlung Karmakul auf Nowaja-Semlja 106. Ansicht vom Matotshkin Schar (Nowaja-Semlja) 107. Die Station Nossilow am Matotshkin Schar 108.

Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte. Mädchen aus Adeli 5. Pferdeköpfe und Hirschköpfe, Schnitzerei aus französischen Höhlen 12. Renntiere und Lachse, Schnitzerei aus der Höhle von Lortet 13. Dolmen von l'Ancresse (Guernsey) 37. Lamas aus Urga 51. 52. Indianerabbildungen aus dem Theatrum rerum naturalium Brasiliae, 3 Lichtdrucktafeln als Sonderbeilage zu Nr. 6. Häuptling der Fox-Indianer 97. Ein Kickapoo 98. Abbildungen von Pottawatomi 99. Samojede von der Tundra 105. Antennenschwert von Seddin 144. Hausurne von Pollelsen 144. Hausurne von Corneto 145. Vorgeschichtlicher Kupferschmelzofen von Arizona 161. Jadeitkopf als Amulett eines Zotzilindianers 162. Bezanozano Typen (Madagaskar) 187. Sakalavafrau (Madagaskar) 203. Typen aus Dahomé 265. 269. Holzschnitzereien, Geheimzeichen und Botenstäbe aus Dahomé 283. 284. Darstellungen menschlicher Figuren aus französischen Höhlen 290. Karten der Grofsen, der Braunen und der Blonden in Italien 301. 302. Siamesische Mifsgeburt 319.

Bücherschau.

Ardouin-Dumazet, Voyage en France 243.
Bastian, Indonesien V, 242.
Brandstetter, Geschichte von Hang Tuwah 317.
Brinton, Nagualism 161.
Brinton, On supposed Relations between the American and Asian Races 206.
de Charencey, Le Folklore 194.
Conway, Climbing in the Karakorum 15.
Danilow, Sowremennoje sostojanie naselenja Persij 197.
Debeaux, Flore de la Kabylie 385.
v. Eckardt, Von Karthago nach Kairuan 210.
Follmann, Die Eifel 387.
Forster, Temperatur fliefsender Gewässer 194.
Francken, Evolutie van het Huwelijk 386.
Frech, Karnische Alpen 290.
Friedrich, Biber an der Ilse 196.
Gatt, Matzenpanoramen 210.
Gruber, Landeskundliche Forschung in Altbayern 291.
Grünewald, Die wilden Stämme auf Malaka 63.
Günther, Adam von Bremen 242.
Hammarström, Några intetlagelser öfver den Tavastländska vattendelaren 14.
Hefs, Hagelschläge in der Schweiz 61.
Hildebrandt, Entwickelungsgeschichte des Recht 210.
Hydrographische Karte Sachsens 370.
Jacob, Ortsnamen Meiningens 15.
Karstens, Mittlere Tiefe der Oceane 315.
Kraus, Höhlenkunde 365.
Livi, Saggio dei risultati antropometrici 300.
Lullies, Studien über Seen 194.
Martel, Les Abimes 130.
Masui, D'Anvers à Banzyville 291.
Merensky, Deutsche Arbeit am Njasa 339.
Meyer, Die Philippinnen 131.
Middendorf, Peru II 355.
Nielsen, Atlas og Sahara 210.
Partsch, Vergletscherung der Riesengebirges 14.
Penck, Le système glacier des Alpes 194.
Petit, Colonies françaises 62.
Portal, Mission to Uganda 146.
Regel, Thüringen 355.
Richter, Ostalpen 327.
Sarat Chandra Das, Journey to Lhasa 223.
Schmeltz, Schnecken im Leben der Indonesier 243.
Schmidt, Vorgeschichte Nordamerikas 339.
v. Schwönitz, Deutsch-Ostafrika 63.
Schynse, Missionsreisen 131.
Seidel, Arabische Umgangssprache 131.
Siebke, Alte Äcker bei Bornhöved 241.
Sieger, Seeschwankungen in Skandinavien 209.
Sokolow, Die Dünen 355.
Ssemenow, Opissanie Amurskoi oblnasti 371.

Digitized by Google

Stoll, Suggestion und Hypnotismus 65.
Tantiljew, Waldgrenzen in Rußland 320.
Temple, Antiquities in Romannadesa 146.
Thomsen, Inscriptions de l'Orkhon 326.
Tittel, Veränderungen Helgolands 242.
United States Irrigation Survey 29.
Weigand, Die Armunen 338.
Zemmrich, Deutsche in der französischen Schweiz 338.

Mitarbeiter (Bd. LXVI).

Andree, R., Dr. phil., Braunschweig.
Arnous, H. G., Steuerbeamter, Fusan, Korea.
Blumentritt, F., Professor, Leitmeritz.
Brincker, P. H., Missionar in Stellenbosch.
Brühl, G., Dr. phil., Cincinnati.
Büttner, R., Dr. phil., Botaniker, Berlin.
Cremat, Hauptmann, Gr. Lichterfelde.
Deecke, W., Professor an der Universität Greifswald.
Ehrenreich, P., Dr. med., Berlin.
Forster, A., Assistent am geographischen Institut der Universität Wien.
Förstemann, E., Oberbibliothekar, Dresden.
Forster, B., Oberlieut. a. D. München.
Frobenius, L., Museumsassistent, Bremen.
Fromm, E., Stadtbibliothekar, Aachen.
Goldziher, J., Dr. phil., Budapest.
Grabowsky, F., Museumsassistent, Braunschweig.
Grelm, G., Dr. phil., Privatdozent, Darmstadt.
Hahn, C., Professor in Tiflis.
Hansen, R., Oberlehrer in Oldesloe.
Hawelka, E., Professor in Römerstadt, Mähren.
Heyfelder, O., †, Sanitätsrat.
Hofman, W. J., Dr. med., Bureau of Ethnology, Washington.
Höfer, J., Dr. phil., Berlin.
Hösel, L., Dr. phil., Leipzig.
v. Ihering, H., Dr. med., Museumsdirektor, S. Paulo, Brasilien.
Immanuel, F., Hauptmann, Wittenberg.
Jensen, Chr., Lehrer in Ouvenau (Wyk).
Jonel, W., Professor, Berlin.
Kaindl, R. F., Privatdozent, Czernowitz.
Kanneuberg, Premierlentnant, Torgau.
Keller, C., Professor an der Universität, Zürich.
Kleinschmidt, Rektor in Görlitz.
Kobelt, W., Dr. med., Schwanheim a. M.
Krahmer, Generalmajor z. D., Wernigerode.
Kraus, F., Reg.-Rat, Wien.
Krause, E. H. L., Dr. med., Schlettstadt.
Leder, H., Entomolog, Jauernig.
Lissauer, A., Dr. med., Sanitätsrat, Berlin.
Lorenzen, A. P., Lehrer, Kiel.
Mader, F., cand. phil., Leipzig.
Martin, R., Privatdozent, Zürich.
Meinhof, C., Pastor, Zizow.
v. Metsch-Schilbach, W., Erlenbach in Sachsen.
Meyer, H., Dr. phil., Verlagsbuchhändler, Leipzig.
Mustafa Bei = Gerhard Rohlfs in Godesberg.
Müller, F., Prof. an der Universität, Wien.
Nehring, A., Professor, Berlin.
Obst, H., Dr. med., Leipzig.
Pleyte, C. M., Conservator des ethnogr. Museums, Amsterdam.
Reinhold, A., Dr. phil., London.
Ribbe, C., Entomolog, auf Reisen.
Rosset, C. W., Berlin.
Roth, E., Universitäts-Bibliothekar, Halle a. d. S.
Sapper, K., Dr. phil., Landesgeolog, Cobau.
Sauer, A., Dr. phil., Privatdozent, Heidelberg.
Schmidt, E., Prof. an der Universität, Leipzig.
Schott, G., Dr. phil., Seewarte Hamburg.
Schultheiß, G., Dr. phil., München.
Seidel, H., Oberlehrer, Berlin.
v. Seidlitz, N., Staatsrat, Tiflis.
Sieger, R., Dr. phil., Privatdozent, Wien.
Steffens, C., Dr. phil., New-York.
Steinmetz, Dr. phil., Velp bei Arnhem.
Swarowsky, Dr. phil., Geolog, Wien.
Vierkandt, A., Dr. phil., Privatdozent, Braunschweig.
Wilser, L., Dr. med., Karlsruhe.
Wolkenhauer, W., Oberlehrer, Bremen.
Zemmrich, Dr. phil., Dresden.
Zondervan, H., Bergen-op-Zoom.

Druckfehler im LXVI. Bande.

Seite	17,	Spalte	1,	Zeile	3	von oben	lies	Pantinchow statt Pantschow.
„	17,	„	1,	„	2	„ unten	„	grusinischen statt griechischen.
„	55,	„	1,	„	26	„ oben	„	Lage statt Loge.
„	132,	„	1,	„	40	„ unten	„	Kubung statt Kulung.
Seite	132,	Spalte	2,	Zeile	45	von unten	lies	Smitau statt Smitan.
„	175,	„	1,	„	34	„ oben	lies	sing-song statt sing-sang.
„	176,	„	2,	„	27	„ „	„	nicht Anverwandte.
„	257,	„	1,	„	1 u. 6	v. oben	lies	Mairo statt Wairo.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FOR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DER ZEITSCHRIFT „DAS AUSLAND".

HERAUSGEBER: Dr. RICHARD ANDREE. VERLAG von FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXVI. Nr. 1. BRAUNSCHWEIG. Juni 1894.

Die Forschungsstation Bismarckburg in Adeli (Togoland).

Von Dr. R. Büttner.

Die dem letzten Reichstage vorgelegte Denkschrift betreffend die Verwendung des Afrikafonds (Beihilfe für Förderung der auf Erschliefsung Centralafrikas und anderer Ländergebiete gerichteten wissenschaftlichen Bestrebungen[1]) enthält die Bemerkung, dafs „aus politischen und Zweckmäfsigkeitsrücksichten die Verlegung der Station Bismarckburg schon seit einiger Zeit geplant wird". Des weiteren wird berichtet, dafs — weil die geographische Erforschung der weiteren Umgebung von Bismarckburg noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden kann — Leutnant v. Doering dorthin entsandt worden ist, um durch topographische Aufnahmen und geographische Ortsbestimmungen die Karten dieses Gebietes zu vervollständigen.

Schuld die Mission des Leutnants in gewissem Grade erfüllt sein wird, scheint somit die schon beschlossene Verlegung der Forschungsstation Thatsache werden zu sollen.

Wenn sich nun auch die an leitender Stelle mafsgebenden „politischen und Zweckmäfsigkeitsrücksichten" einer Beurteilung entziehen, so will es mir doch angebracht erscheinen, einen Blick auf die Vergangenheit der Station zu werfen und einige Gründe für die Belassung derselben im Adelilande anzuführen. Ich will gleich hier bemerken, dafs die Verlegung als eine Zurückbewegung an die Küstengegend geplant ist — gegen ein weiteres Vorschieben der Forschungsstation in das Hinterland würden wir nicht so viel zu sagen haben. Da eine Verlegung im letzteren Sinne aber völlig ausgeschlossen erscheint, sondern nur eine Zurückziehung beabsichtigt ist, so werden wir eben für die Belassung der Station an der Stelle, wo sie sich befindet, sprechen.

Im Juni 1888 gründete Stabsarzt Ludwig Wolf, einer der Begleiter Wifsmanns auf der Kassaireise und Erforscher des Sankuru, in der Landschaft Adeli im Togohinterlande, etwa 270 km nördlich der Voltamündung, die Forschungsstation Bismarckburg. Nur ein Jahr später ereilte der Tod den Forscher auf einer in nordöstlicher Richtung von Bismarckburg aus unternommenen Reise in Ndali im Lande Barbar — etwa 300 km von der Station entfernt. Auch die beiden Mitarbeiter Wolfs an der Gründung sind nicht mehr am Leben. Sowohl Hauptmann Kling wie Techniker Bugslag kehrten 1890 nach Deutschland heim, um aber schon im nächsten Jahre wieder im Togolande zu erscheinen; Bugslag nur zu kurzem Aufenthalte (er starb Anfang Dezember 1891 in Apenrade). Kling um eine neue Reise in das Hinterland zu unternehmen, von der er vollständig erschöpft nach Deutschland zurückkam. Er starb am 15. September 1892 in Berlin.

Im Juli 1890 übernahm ich die Leitung der Forschungsstation; Anfang Dezember 1891 verliefs ich dieselbe, um nach Deutschland zurückzukehren. Der mir bestimmte Nachfolger, Dr. Küster, starb schon während der Anfreise zur Station am 24. April 1892 in Akroso am Volta. Dann war die Station zeitweise einem Landwirt unterstellt, bis im August 1893 Leutnant v. Doering zu dem schon oben angegebenen Zweck in Bismarckburg eingetroffen ist, worauf ersterer nach Deutschland heimkehrte.

Der Zweck der Gründung der Station war ein mehrfacher: sie sollte unseren Besitz gegen die Ausdehnungsbestrebungen der Engländer und Franzosen sichern, als Basis für weitere Expeditionen dienen, den Handel und Verkehr des Hinterlandes an die deutsche Küste leiten. Aufserdem sollte die Erforschung des Landes ihre Aufgabe sein; und zwar sowohl in der mehr praktischen Beziehung auf Verwendbarkeit und Nutzbarmachung des Gebietes als Kolonie, als auch in mehr wissenschaftlicher Beziehung auf Flora, Fauna, ethnographische, sprachliche und andere Verhältnisse.

Die Betonung der wissenschaftlichen Ziele der Forschungsstation findet ihre historische Berechtigung darin, dafs die Mittel für die Begründung und Erhaltung von Bismarckburg (was übrigens auch für andere Stationen Westafrikas gilt) aus dem sogenannten Afrikafonds stammen, der speciell für die wissenschaftliche Erschliefsung Centralafrikas bestimmt ist. Als das Reich in seine aktive Kolonialpolitik eintrat, hat man die Verwendung des Fonds auf die deutschen Besitzungen beschränkt und die Regierung hat diese Verwaltung in die eigene Hand genommen.

Wenn nun auch gegen diese Neuordnung der Dinge im allgemeinen nichts einzuwenden war, so lag doch — besonders im Hinblick auf die der Kolonialverwaltung zur Verfügung stehenden beschränkten Mittel — darin eine Gefahr, auf welche ich schon früher folgendermafsen hingewiesen habe, „... indessen darf wohl der Hoffnung Ausdruck gegeben werden, dafs die staatlichen Gründungen in unseren westafrikanischen Schutzgebieten, denen man den Namen von wissenschaftlichen Stationen gegeben hat, die wissenschaftliche Forschung im Hinblick auf das Reinprak-

[1]) Beilage zu Nr. 24 des „Deutschen Kolonialblattes", IV. Jahrgang, 1893, Berlin.

Digitized by Google

tische nicht zu sehr in den Hintergrund treten lassen möchten“ [2]).

Wenn nun die bei der Gründung der Station bestimmend gewesenen Ziele in gewissem Maße zur Ausführung gekommen wären oder wenn sich herausgestellt hätte, daß diese Ziele sich von anderer Stelle besser verfolgen ließen — so würde die Verlegung mit Recht als eine praktische und zweckmäßige erscheinen.

Während für andere deutsche Besitzungen eine Abgrenzung gegen Nachbargebiete getroffen ist, fehlt eine solche im Togolande für das Hinterland noch ganz und die jetzt geltenden östlichen und westlichen Grenzen sind wohl kaum als definitiv zu betrachten. Es sind da mehrere Abmachungen getroffen, welche bisher nur dazu gedient haben, die Togokolonie seitlich immer mehr einzuengen. So beträgt ihre Ausdehnung auf dem Breitenparallel von Bismarckburg nur 120 km; östlich ist das Inlandgebiet von Französisch-Dahomé, westlich, in nur etwa 30 bis 35 km Entfernung, die berühmte neutrale Salagazone, welche uns nicht einmal unsere Landschaft Adeli intakt gelassen hat. Ohne die 1888 erfolgte Gründung von Bismarckburg, die uns diesen Keil ermöglichte, wären wir ganz vom Hinterlande abgeschnitten gewesen. Dieses Hinterland nun ist uns nichts weniger als sicher. Die Engländer, welche Borgu vom Niger aus in Besitz genommen haben wollen, reklamieren nun auch Sugu, welches von Borgu abhängig sei, und auch Tschantscho, welches wiederum Sugu tributär sei. Wenn wir Bismarckburger Forscher nun auch durch mehrfachen Besuch in Tschantscho und Sugu die völlige Unabhängigkeit dieser Länder konstatiert haben (ein Engländer ist überhaupt noch nicht in diese Gebiete gekommen), so ist doch bei den offenen Bestrebungen der Engländer, ihre Besitzungen an der Guineaküste im Hinterlande in Zusammenhang zu bringen, die Gefahr für uns, das Hinterland zu verlieren, eine sehr große. Ganz ähnlich liegt der Fall mit den Franzosen, mit denen wir eine östliche Grenze nur bis zum 9. Grad besitzen, und die das ganz natürliche Ziel verfolgen, das Dahomehinterland im Norden unserer Kolonie mit ihren Sudanländern zu vereinigen.

Eine Zurückverlegung der Station scheint mir unter diesen Umständen einer moralischen Verzichtleistung auf das Hinterland nicht sehr unähnlich zu sein.

Wir würden auch damit einen wichtigen Stützpunkt für weitere Hinterlandexpeditionen verlieren. Bisher hat sich Bismarckburg in dieser Beziehung als ziemlich günstig erwiesen; auf diesen Punkt verzichten zu müssen, würde für eine zukünftige Expedition eine beträchtliche Vermehrung der Schwierigkeiten bedeuten. Nun scheint allerdings das Bestreben der Reichsregierung, uns durch Hinterlandexpeditionen in Togo ein weiteres Anrecht auf das Hinterland zu erwerben, ein sehr geringes zu sein [3]), denn sonst hätte man sich wohl nicht an den bisher unternommenen Reisen genügen lassen und hätte nicht mit Gleichmut angesehen, daß französische Forscher unsere Togokolonie ebenso im Norden umliefen, wie sie es im Kamerunhinterlande im Osten gethan haben. Unter diesen Verhältnissen werden wir uns eines Tages in Bezug auf Togo in derselben Lage befinden wie jetzt nach dem französisch-deutschen Kamerunvertrage, wonach wir unseren dortigen östlichen Nachbarn dankbar sein müssen, daß sie uns im allgemeinen den 15. Grad als Grenzlinie zugestanden haben. Einen Anspruch auf Grund unserer Expeditionen hätten wir kaum — wie ein Blick auf die Karte zeigt — über den 13. Grad hinaus gehabt.

Mit dem Vorhergehenden soll nun aber auf keinen Fall gesagt sein, daß die Bismarckburger Forscher Reisen in das früher ganz unbekannte Gebiet vernachlässigt hätten — das wäre ein großes Unrecht gegen François, Wolf und Kling — im Gegenteil, „wie die Eisenbahnlinien aus den weltstädtischen Centren der Kulturländer ausstrahlen, so verlaufen auf einer Karte des Togohinterlandes die Routen der Bismarckburger Forscher nach allen Richtungen der Windrose. Wenn trotzdem französische Forscher im Westen und Norden des Togolandes ihre ruhmvollen Reisen in Gebieten ausführen konnten, deren Exploration Bismarckburg erschnte, so wolle man dies nicht der Station zuschreiben, sondern die Ursache in der Beschränkung der Geldmittel, des Forscherpersonals und ihrer Instruktionen suchen“ [4]).

Wenn somit die Zurückziehung der Station aus dem Adelilande zum allerwenigsten eine Minderung unserer Ansprüche auf das Hinterland bedeutet (ohne das Hinterland scheint mir aber die Erhaltung der Togokolonie überhaupt sehr fragwürdig), so bedeutet sie des ferneren einen Verlust sogar in Bezug auf die bisher unter dem Bismarckburger Einfluß stehenden Landschaften.

Wenn man auch jetzt, nach dem englisch-deutschen Abkommen von 1890, in Bismarckburg nicht wie ich seiner Zeit in steter Besorgnis leben muß, auf der westlichen Bergkette über dem Dorfe Perëu die englische Flagge erscheinen zu sehen — so drohen uns doch von dort für den friedlichen Besitzstand ernstliche Gefahren.

Die Aufhebung der Station wird in Adeli sofort den Kampf der englisch gesinnten Partei (unter den Eingeborenen hat man kein Verständnis für unser Abkommen mit den Engländern zu erwarten), an ihrer Spitze die Fetischfrau Nanu von Perëu, gegen unsere Freunde, die ihren Mittelpunkt in Kontu von Jege finden, entbrennen lassen [5]). Unsere Freunde werden sich für von uns — aufgegeben halten. Das Ende des Kampfes ist wohl abzusehen, denn außerdem werden die Nachbargebiete über Adeli herfallen. Adeli ist seit je ein Zankapfel für seine Nachbarn gewesen und nur unsere Anwesenheit hat es seit einigen Jahren vor ernstlichen Angriffen bewahrt. Seine beiden größten Feinde sind die verhältnismäßig mächtigen Könige von Buëm und Tschautscho. Des letzteren Reiterscharen haben schon wiederholt die Dörfer in kaum zweitägiger Entfernung von der Station überfallen, die Einwohner teils niedergemacht, teils in Sklaverei geführt [6]). Aber auch Jerepa, Fasugu, Pessi und Kebu haben alte Feindschaften mit Adeli auszufechten.

Wenn die Weißen von Adeli gehen, so bedeutet dies für Adeli und die Nachbargebiete eine Aufgabe der Herrschaft seitens der bisherigen Herren. Ich erinnere an die nicht ganz unähnlichen Verhältnisse in Witu. Eine Wiederherstellung des friedlichen Besitzstandes würde für uns mit großen Schwierigkeiten verbunden sein.

[2]) R. Büttner, Reisen im Kongolande. Leipzig 1890, S. V.

[3]) Die seit der Niederschrift obigen Aufsatzes aufgetauchte Nachricht, über eine von privater Seite geplante und durch die Regierung unterstützte Expedition in das Togohinterland, kann auch nicht bestimmen, die Sachlage als eine aussichtsvollere anzusehen. Dr. R. B.

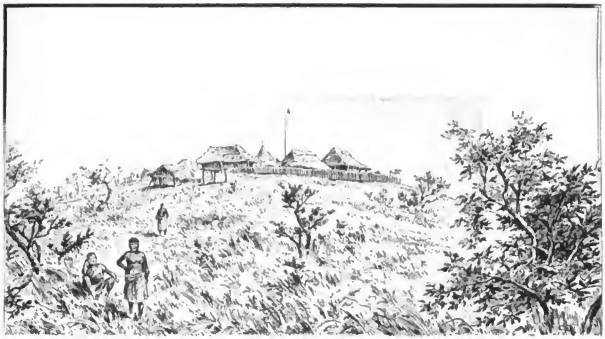
[4]) Dr. F. Karsch, Die Insekten der Berglandschaft Adeli. I. Abthl. Berlin 1893. Vorwort von R. Büttner S. 3.

[5]) Aus Adeli im Togohinterlande. Vossische Zeitung, Sonntagsbeilage Nr. 121, 1890.

[6]) Verhdlg. d. Ges. für Erdkunde zu Berlin, Bd. XIX, S. 249.

Digitized by Google

Bei so unsicheren politischen Verhältnissen werden wir auch in wirtschaftlicher Beziehung nicht ohne schwere Schädigung davonkommen. Bisher erhoben wir doch noch den Anspruch, das von uns beeinflußte Gebiet in Handelsbeziehungen mit der deutschen Küste zu sehen. Wenn sich diese Handelsbeziehungen nicht in stärkerem Maße entwickelt haben, so liegt für mich die Schuld allein bei der Verwaltung der Kolonie und den Kaufleuten an der deutschen Küste. Die englischen Händler von der Goldküste nutzen den Schutz der



Station Bismarckburg im Togolande. Nach einer Photographie.

Kontus Haus in Jege (Togoland). Originalaufnahme von Dr. Büttner.

Digitized by Google

deutschen Flagge in Bismarckburg schon seit Jahren aus, und ich habe von ihnen nicht gehört, wie so oft von den Deutschen, dafs sie keinen Vorteil im Handel nach Adeli — einem wichtigen Mittelpunkt für die Kantschukprodnktion — gefunden hätten.

Mit Aufgabe der Station wird wie früher der Gesamthandel von Adeli und der umliegenden Landschaften auf die der deutschen benachberten Küstenstrecken, sowohl die englische wie die französische, abfliefsen — und zwar den von den Eingeborenen seit Generationen beschrittenen Strafsen entlang. Damit kommen wir zu einem andern Zweck, den man bei der Gründung der Station im Auge hatte. Nicht allein die Produkte der Kolonie sollten an die deutsche Küste geleitet werden, sondern vor allem sollten jene grofsen Haussakarawanen, welche, vom Niger kommend, im Norden des Togolandes über Sugu, Paratau, Kokosi, Fasugu, Napari nach Salaga und von da an die englische Küste ziehen, veranlafst werden, ihren Weg durch unser Gebiet an unsere Küstenplätze zu nehmen.

Ich gebe zu, dafs für diesen Zweck die Anlage der Station im Adelilande nicht günstig gewesen ist, womit aber nicht ein Vorwurf gegen die derzeitigen Gründer ausgesprochen werden soll, da ihnen die Verhältnisse, wie wir sie heute überschauen, nicht bekannt sein konnten und es damals fast als ein Glück angesehen werden mufste, überhanpt so weit im Hinterland festen Fufs fassen zu können.

Der Jegebach (Togoland). Originalaufnahme von Dr. R. Büttner.

Aber die Ablenknug von Handelswegen ist überhaupt eine sehr schwierige Sache. Warum nur sollten — so habe ich schon an anderer Stelle gefragt — die Haussakarawanen von ihrer gewifs seit Generationen begangenen Ronte nach Salaga abschwenken, um über Bismarckburg, was einige Tagereisen südlich dieser Route liegt, in das dentsche Gebiet zu ziehen, in dem ihnen — ich kann nicht umhin, diesen von mir seit Jahren erhobenen Vorwurf zu wiederholen — weder gefahrlose Wege zur Verfügung stehen, noch sonst irgend welche Vorteile, ja nicht einmal eine moralische Unterstützung gewährt wird?

Wenn man in der That eine Ablenkung beabsichtigt, so wird dies nicht anders geschehen können, als dafs man den Haussaleuten irgend welche Vorteile im deutschen Gebiete und an der deutschen Küste gewährleistet und dafs man sich vor allem an der bisherigen Handelsstrafse festsetzt. Ich hatte als einen günstigen Ablenkungspunkt Kokosi am Wege Blyta-Paratau vorgeschlagen, wo die Strafse nach Fasugu abgeht, doch konnte dieser Vorschlag keine Berücksichtigung finden, weil ein Vorschieben der Station in das Hinterland ganz ausgeschlossen ist.

Da man mit der beabsichtigten Zurückziehnng sich noch weiter von der Haussastrafse entfernen wird, scheint man an der mafsgebenden Stelle auf die früher bezweckte Überleitung des Haussaverkehrs in das deutsche Gebiet verzichten zu wollen.

Zu den wissenschaftlichen Bestrebungen der Station übergehend, bin ich wohl berechtigt zu sagen, dafs dieselben relativ erfolgreich gewesen sind — auch in praktischer Beziehung. Wir haben Erfahrungen in gesundheitlicher Beziehung machen können und haben in ununterbrochenen Beobachtungsreihen die meteorologischen Verhältnisse kennen gelernt; wir kennen die Erzeugnisse des Landes, seine Bewohner und seine topographischen Verhältnisse hinreichend, um ein Urteil über die Verwendbarkeit der Kolonie zu besitzen[2]). Und doch fehlt

[2]) Bei dieser Gelegenheit möchten wir vor einer Art von Berichterstattung über unsere Kolonien warnen, die anfser einem offenbar wohlwollenden Interesse und der Mufse zum Schreiben keinerlei Berechtigung dafür nachweisen kann. Solche Artikel, wie der in der Sonntagsbeilage Nr. 17 der Vossischen Zeitung 1894 über das Togogebiet und sein Hinterland, können unsern Bestrebungen nicht dienlich sein. Es ist erstaunlich, was eine kritiklose durch keinerlei Sachkenntnis getrübte Benutzung von Berichten aus jenen Ge-

Digitized by Google

noch manches. Da wäre die praktische Bearbeitung der Frage, wie die Produktivität des Landes besser auszunutzen wäre, eine schöne Aufgabe für die Station. Dafs Mais, Yams, Maniok, Bataten, Bananen, in benachbarten Gebieten auch Reis und Hirse wachsen, dafs fast sämtliche europäische Gemüse gedeihen, dafs Pferde und Rindvieh schon an den Grenzen von Adeli gezüchtet werden, dafs die Kautschuklianen im Raubbau ihrer Zerstörung entgegengehen — diese Verhältnisse sind immer wieder konstatiert worden, von neuen Versuchen, abgesehen von einigen früheren höchst primitiven mit Tabak und Baumwolle, haben wir dagegen nichts gehört. Ich habe meiner Zeit eine nicht unbedeutende Kolanufsbaumschule angelegt, aber bei dem ewigen Wechsel in der leitenden Stellung in Bismarckburg, durch welchen natürlich jede Stabilität der Bestrebungen vernichtet wird, scheint auch diese Anlage — die gewifs nicht aussichtslos war — nicht die richtige Förderung gefunden zu haben. In meinen Berichten aus den Jahren 1890 und 1891 finde ich Stellen wie folgende — „Kaffee sollte mun anpflanzen“ — „sehr gern hätte ich Versuche mit noch anderu tropischen und subtropischen Früchten gemacht, den Mangopflaumen. Orangen, den sweet, sour und sap sap z. B., leider sind meine Bemühungen, von hier entsprechende Samen zu erhalten, vergeblich gewesen. Ich bin in meiner Stellung und in Anbetracht des vorübergehenden Aufenthaltes hierselbst nicht im stande, mich selbständig mit offiziellen Personen, bezw. Instituten, die in diesem Falle zumeist andern Nationen angehören, für die Überlassung von Samen, Pflanzlingen u. s. w. in Verbindung zu treten.“ — „Ein gutes Beispiel, wie die Engländer eine botanische Station — und die Forschungsstation sollte doch auch eine solche sein — einrichten, geben die Colonial Miscellaneous Reports in ihrer Nr. 1 Goldcoast 1891 über Ahuri, nach welchem Bericht dem dortselbst stationierten Gärtner innerhalb eines halben Jahres 350 Nnmmern von Samen etc. zu Versuchen überwiesen worden sind. Diese Nummern stammen aus den königlichen botanischen Instituten zu Kew, Lagos, Trinidad, Jamaika, Brit. Guayana, von verschiedenen Gartenfirmen in Paris, England, dem Gouvernement der Goldküste, die dieses letztere wieder von verschiedenen Stellen bezogen.

Mädchen aus Adeli. Originalaufnahme von Dr. Büttner.

Es ist seitdem manches in dieser Beziehung besser geworden; es ist in Berlin die botanische Centralstelle und im Kamerungebiete in Viktoria, ein botanischer Garten gegründet worden. Dafs für Bismarckburg, welches für entsprechende Versuche höchst geeignet erscheint, etwas geschehen wäre, ist mir nicht bekannt geworden.

Neben solchen Anbauversuchen, von sachkundigen Männern unternommen (z. B. von Kaffee, Kakao, Gespinstpflanzen, Tabak, Kola, Früchten), bietet das Studium von Nutzbäumen, sowie einer vernünftigen Gewinnung des Kautschuks, bezw. die Kultur der Lianen, dankbare Aufgaben für die Station. In geologischer Hinsicht ferner ist noch alles zu thun — die Eingeborenen haben uns in dieser Beziehung überschätzt; wenigstens ist mir verschieden Male von ihnen gesagt worden, sie wüfsten wohl, warum wir ins Adeliland gekommen wären, nämlich um dort Gold zu suchen.

Ich komme nun zu der Frage, ob es im Interesse des Studiums von Flora und Fauna zweckmäfsig erscheint, auf die Vorarbeiten in Bismarckburg zu verzichten und die Forschung an anderer Stelle von neuem zu beginnen. Im allgemeinen wird jeder Botaniker und Zoologe die gründliche Erforschung eines beschränkten Gebietes für mehr erwünscht erklären, als ein oberflächliches Durchstreifen von mehreren Gegenden. Er wird einige Jahre für das Bestehen einer wissenschaftlichen Stelle, der aufserdem so viele andere Aufgaben obliegen, für eine zu kurze Zeit halten, um zu einer wirklichen Einsicht in die faunistischen und floristischen Verhältnisse zu gelangen. Er wird gerade in Bezug auf Bismarckburg, das mehrere Male und auf längere Zeit unter einer nichts weniger denn wissenschaftlichen Leitung gestanden hat, meinen, dafs diese Forschungsstation nicht dazu bestimmt sein kann, schon nach so wenigen Jahren ihres Bestehens ihren Platz zu wechseln.

An botanischem Material liegen von Bismarckburg schon seit einigen Jahren, denn in letzter Zeit ist dort botanisch nicht mehr gesammelt, an 1000 Nummern vor. Freilich bieten diese 1000 Nummern nur einen Bruchteil der Flora; sie geben aber eine wertvolle Grundlage für das Studium eines Forschers ab. Mit ihrer

bieten für Bilder herauskonstruieren kann. Ich mufs aber trotzdem unter andern das phantastische Gemälde zerstören und konstatieren, dafs durchaus nicht das ganze Togoland ein Berg- und Gebirgsland ist, dafs an den Flüssen daselbst weder Dattelpalmen wachsen, noch in den höheren Regionen, wo das Gehölz aufhört, saftig grüne Hochmatten sich befinden. Die drei Millionen Einwohner (und dabei kennen wir nicht einmal unsere Grenzen), ebensoviel wie in Ostafrika, werden doch wohl kaum in Togo Platz haben. Ich könnte noch eine ganze Anzahl von Unrichtigkeiten aufführen, erwähne aber nur noch die geradezu führenden Vorstellungen, welche der Verfasser über die Vorgänge im Adelilande, über den mangelnden Unternehmungsgeist unserer Grofshändler in Bezug auf den Hausenhandel, und über die Aussichten für die Zukunft hat, welche für ihn nirgends günstiger liegen als im Togohinterlande. Dr. R. B.

Digitized by Google

Kenntnis ausgerüstet, wird er die weitere botanische Erforschung des Landes in ganz anderer Weise fördern können, als wenn er an anderer Stelle selbst wieder von neuem anfangen muſs.

Noch mehr aber sollte die zoologische Forschung für die Belassung der Forschungsstation im Adelilande interessiert sein.

Für eine Übersicht der bisher von Bismarckburg vorliegenden botanischen und zoologischen Forschungsresultate verweise ich auf den sechsten Band der von Danckelmanschen Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten (Mittler u. Sohn, Berlin 1893).

Nach der dort gegebenen Zusammenstellung kennen wir aus Adeli — abgesehen von den Hanstieren — 46 Arten Säugetiere, 133 Vogelarten, 54 Reptilien und Amphibien, entsprechende Zahlen von Fischen, Mollusken u. s. w.

Die bisher auf der Station gesammelten Hexapoden stellen nach Dr. Karsch[8]) ein Heer von rund 2000 Arten, worunter die Orthopteren und die Rhynchoten mit je über 200 Arten, die Lepidopteren mit 220 Arten von Tagfaltern und gegen 500 Arten von Heteroceren und Mikros, die Dipteren mit etwa 70 Arten, die Hymenopteren mit etwa 150 Arten vertreten sind.

Herr Matschie schreibt in den Mitteilungen von den 46 Säugetieren: „diese Zahl stellt etwa $^1/_3$ von den für Togo zu erwartenden Arten dar", ferner: „Togo ist für den Zoologen ein sehr interessantes Gebiet. Neben Formen, welche in Ober- und Niederguinea weit verbreitet sind, finden wir charakteristische Vertreter der Säugetiere von Obergninea. Dazu kommen Arten, welche bisher nur aus dem Hinterlande des Senegalgebietes bekannt waren, ferner aber Species, welche beweisen, daſs die nordöstliche Fauna, die Tierwelt des östlichen Sudan, bis nahe an Bismarckburg heranreicht. Es ist deshalb von aufserordentlichem Interesse für die Wissenschaft, daſs im Togogebiet Säugetiere gesammelt werden."

Herr Dr. Reichenow schreibt[9]) von meinen 133 Vogelarten: „Alle wurden in der Umgebung der Station Bismarckburg gesammelt. Die Vogelfauna zeigt hier nicht mehr den reinen Charakter des westafrikanischen Küstenlandes, sondern ist stark untermischt mit nordöstlichen Formen, welche zu dem Schluſs berechtigen, daſs nicht allzuweit nördlich der Station Bismarckburg das westliche Waldgebiet sein Ende erreicht und der nordöstlichen Steppenlandschaft Platz macht u. s. w."

Von den Reptilien und Amphibien heifst es[10]) „daſs die Bismarckburger Sammlung für die Kenntnis der Kriechtierfauna des Togolandes eine Grundlage schafft, wie sie besser kaum für irgend eine andere Gegend des westlichen Afrika vorhanden ist".

Von den anderen Tieren heist es[11]): „. . . aber kein Land Afrikas lieferte der zoologischen Sammlung des königlichen Museums für Naturkunde zu Berlin Schätze an Insektenarten, welche sich mit dem messen könnten, was seit 1888 bis Ende 1891 in ununterbrochener Folge aus dem Togolande, oder genauer, aus der Berglandschaft Adeli im Togohinterlande einlief". Mehrmals hat mir Dr. Karsch bestätigt, daſs die kleine Landschaft Adeli trotz der wenigen Jahre ihrer Erforschung unter allen Ländern des tropischen Afrika am besten faunistisch bekannt geworden ist.

Ich habe diese Stellen angeführt, nicht um zu zeigen, daſs die Bismarckburger Forschung bei den Fachmännern wohl ihre Anerkennnng gefunden hat, sondern um die Frage zu beleuchten, ob es zweckmäſsig sei, ein Gebiet mit solchen Vorarbeiten zu verlassen und im besten Falle eine Station näher dem Küstengebiete aufgebant zu sehen, wo wir des höchst interessanten Zusammenhanges mit der Flora und Fauna der Hinterländer verlustig gehen und alles von neuem angefangen werden muſs.

Ich kann nicht umhin, noch einmal den wissenschaftlichen Charakter der Forschungsstation Bismarckburg zu betonen und zu wiederholen, daſs dieselbe aus dem Fonds für die Förderung der auf Erschliefsung Centralafrikas gerichteten wissenschaftlichen Bestrebungen gegründet ist und erhalten wird, und daſs dieselbe mit politischen und gewissen Zweckmäſsigkeitsrücksichten möglichst wenig zu thun haben sollte. Gerade den wissenschaftlichen Stationen sollte man eine gewisse Selbständigkeit gewährleisten und sie nicht in zu grofse Abhängigkeit und Nähe der Verwaltungsstellen der Kolonien rücken, wo sie gar zu leicht in den Bann der Kolonialpolitik, welche so oft mit dem Mangel an Geld, Interesse und brauchbarem Menschenmaterial zu kämpfen hat, gezogen werden können.

Ebenso wenig wie mit dem Studium von Flora und Fauna sind wir mit demjenigen der Menschen im Adelilande zu einem auch nur einigermafsen befriedigendeu Abschlufs gekommen, jener Menschen, denen wir Bismarckburger Forscher seit der Gründung der Station unsere lebhafte Sympathie zu ihrem und der Station Nutzen entgegengebracht und deren Sprache zu verstehen wir kaum angefangen haben.

Es sind zwar von uns ein paar hundert Adeliworte aufgezeichnet worden, aber dieselben bedürfen sehr einer Vervollständigung und sachgemäfsen Bearbeitung. Herr Missionar Christaller rechnet die Adelisprache zu der Gruppe der Voltasprachen. Sie dürfte von kaum mehr als 2000 Menschen gesprochen werden und scheint mir, bei dem Einströmen anderer Idiome wie Tschi, Haussa, Ephe, auf dem Aussterbeetat zu stehen. Wie in ethnographischer Beziehung, müssen wir uns auch in der auf die Sprachen bezüglen, das Vorhandene zu registrieren. Nur dadurch werden wir noch einen Blick auf das Geistesleben dieses Volkes werfen können und vielleicht etwas mehr Verständnis für den besonders in Adeli einen starken Mittelpunkt findenden Fetischglauben[12]) erlangen, ehe derselbe von der Flut des Islam — denn dieser wird voraussichtlich die Zukunftsreligion jener Länder sein — weggewischt ist.

Wenn ich noch endlich anführe, daſs auch sonst in anthropologischer Beziehung manches für die Station nachzuholen wäre — so scheint mir der Beweis, daſs es unzeitgemäfs ist, von einer Verlegung zu sprechen, soweit erbracht zu sein, daſs ich fast meine, man werde fragen, warum denn alle diese Aufgaben in den seit der Gründng der Station verflossenen sechs Jahren nicht weiter gefördert worden sind.

In Beantwortung dieser Frage kann ich den Satz, den ich früher in einer speciellen Beziehung anwendete, verallgemeinern und mit Recht von den Bismarckburgern sagen: die Toten wie die Lebenden haben jeder an seinem Teile den Aufgaben der Forschungsstation gerecht zu werden gesucht. Wenn trotzdem die Ziele derselben nicht weiter gefördert sind, manche Gebiete, deren Exploration Bismarckburg ersehnte, noch der

[8]) l. c. p. 12.
[9]) Mitteil., Bd. VI, S. 181, und Cabanis' Journal für Ornithologie, Jahrgang 1891. Oktoberheft, S. 370.
[10]) Mitteil., S. 207.
[11]) Karsch, l. c. p. 9.

[12]) Aus Adeli: Voss.-Ztg. Sonntagsbeilage Nr. 121, 1893.

Digitized by Google

Aufhellung harren, so wolle man dies nicht der Station zuschreiben, sondern die Ursache in der Beschränkung der Geldmittel, des Forscherpersonals und ihrer Instruktionen suchen.

Wie am Schlusse des mehrfach erwähnten Vorwortes [12]), so sage ich auch hier: „Die Erforschung des Landes ist noch durchaus nicht abgeschlossen. Möchte der Forschungsstation noch ein langes Bestehen blühen, möchten begeisterte Forscher das Werk seiner Vollendung näher führen".

[12]) In Dr. F. Karsch, Die Insekten der Berglandschaft Adeli.

Deutsche und Romanen in Tirol 1880 bis 1890.

Von Dr. Zemmrich.

(Mit einer Karte.)

Obgleich erst 1880 zum erstenmale eine umfassende Nationalitätsstatistik in Tirol aufgenommen wurde, giebt es über die Sprachverhältnisse dieses Alpenlandes seit langem eine umfangreiche Litteratur, die Bidermann in seinem 1886 erschienenen Buche über: „Die Nationalitäten in Tirol und die wechselnden Schicksale ihrer Verbreitung" (Forsch. z. d. Landes- und Volkskunde. I, 7) zusammengestellt hat. In diesem Werke wird zugleich eine vortreffliche Darstellung der früheren Ausbreitung der beiden Nationalitäten gegeben, soweit dies bei dem Mangel an statistischem Material für die Zeit vor 1880 möglich ist.

Die vor kurzem erfolgte Veröffentlichung der Zählungsergebnisse von 1890 ermöglicht zum erstenmale, ziffernmäßig die Veränderungen im Bestand der beiden Nationalitäten innerhalb eines Jahrzehnts für das ganze Kronland gleichmäßig zu behandeln. Bei den österreichischen Volkszählungen wird leider nicht die Muttersprache, sondern die „Umgangssprache", und zwar nur der „einheimischen", d. h. in Österreich staatsangehörigen Bevölkerung erhoben. Muttersprache und Umgangssprache sind aber nicht immer identisch, namentlich nicht bei Personen, welche verstreut unter einer fremden Nationalität wohnen. Besonders in Südtirol sollen nach Bidermann infolgedessen viele Deutsche das Italienische als Umgangssprache angeben. Mehrfach läßt sich auch wahrnehmen, wie in sprachlich gemischten Orten ein großer Teil der Einwohner 1890 eine andere Umgangssprache angegeben hat als 1880. Ferner bleiben bei dem österreichischen Modus der Sprachstatistik die Ausländer unberücksichtigt, dieser Umstand fällt jedoch in Tirol wenig ins Gewicht. Eine zweite sprachstatistische Aufnahme bietet die Statistik der Volksschulen, hier werden aber die Kinder, welche beide Sprachen beherrschen, als besondere Kategorie aufgeführt.

Ganz Tirol zählte 1880 432062 Deutsche, 360975 Italiener und 1408 Personen anderer Nationalität; 1890 war die Zahl der Deutschen auf 437630 gestiegen, die der Italiener auf 359094 gefallen, die „Anderen" zählten 1569 Köpfe. Der Anteil der Italiener an der Gesamtbevölkerung ist mithin von 45,5 auf 45 Proz. herabgegangen.

Sehr verschieden gestaltet sich das Bild, wenn wir die einzelnen Landesteile ins Ange faesen. In der Stadt Innsbruck sank die absolute und relative Zahl der Italiener, letztere von 2,5 auf 2,1 Proz., in der Vorstadt Wilten dagegen wuchs das italienische Element von 21 auf 263 Köpfe, also um mehr als das Zwölffache, es bildet jetzt 4,3 Proz. der Einwohner. Sonst ist das italienische Element in Nordtirol sehr schwach vertreten, nur in wenigen Orten bildet es einen beträchtlicheren Bestandteil der Bevölkerung, es hatten 5 bis 10 Proz. Italiener 1880 Pradl und Mutters bei Innsbruck, St. Anton am Arlbergtunnel und Häring (Bez. Kufstein), 1890 nur noch Mutters, Stats und Manern bei Steinach weisen beide Mal über 10 Proz. Italiener auf.

Südlich vom Brenner nimmt das italienische Element mit der Annäherung an die Sprachgrenze zu. Im Eisackthale bilden die Italiener in den Bezirken Sterzing 1,0 (2,0) [1]), Brixen 2,1 (0,5), Klausen 1,5 (0,2) Proz. der Bevölkerung. 1880 hatten nur die Orte Sterzing, Mittewald und Tschöfs-Ranings im Sterzinger Bezirke über 5 Proz. Romanen, seitdem sind letztere in diesen Orten stark zurückgegangen; dagegen zählen jetzt die Stadt Brixen und die Dörfer Raas und Saubach über 5 Proz. Italiener. In Brixen hat sich deren Zahl mehr als verfünffacht (63: 277). Die deutschen Orte des sprachlich gemischten Bezirkes Kastelruth sind fast rein deutsch.

Im Pusterthale finden wir die Bezirke Bruneck mit 1,6 (2,7) und Welsberg mit 2,3 (1,1) Proz. Romanen, die Bezirkshauptmannschaft Lienz hat deren nur 0,3 (0,2), der Bezirk Taufers (nördliche Seitenthäler der Rienz) 0,2 (0,2) Proz. Es zählten

im Jahre 1880	im Jahre 1890
5 bis 10 Proz. Romanen: Aufhofen, Dietenheim, Luus, Getzenberg, Hofern, Sanlen, Untern, St. Sigmund, St. Veit, Hasslsberg, Radsberg, Panzendorf.	5 bis 10 Proz. Romanen: Aufhofen, Luus, Onach, Hörchwang, Niederdorf, Niederrasen, Tobiach, Welsberg, Lengberg, Dammer, Ploue, Panzendorf.
10 bis 20 Proz. Romanen: Greinwalden, Mouthal, Onach, Frondeigen.	10 bis 20 Proz. Romanen: Dietenheim.

Sehr gering ist das italienische Element im Vintschgau und den nördlichen Seitenthälern der Etsch vertreten. Es bildet im Sarnthal 1,4 (0,2), im Bezirke Passeier 0,3 (1,1), Schlanders 0,2 (0,3), Glurns 0,2 (0,1) Proz. Nur in den beiden kleinen Orten Gomagoi und Außersulden, die beide je 52 Einwohner zählen, erreicht es über 5, bezw. über 20 Proz. 1880 waren beide rein deutsch, dagegen hatte Rabenstein (Passeier) über 10 Proz. Italiener, letzterer Ort ist jetzt rein dentsch.

Größere Bedentung erlangen die Italiener im Etschthale zwischen Meran und der Sprachgrenze. Zwischen Meran und Bozen hat die Zahl derselben sich vermindert, dagegen sind südlich von Bozen die Romanen in starker Zunahme begriffen. Oberhalb Bozen liegen die beiden Bezirke Lana mit 1,3 (2,4) und Meran mit 4,2 (5,0) Proz. Italienern.

Es wohnten

im Jahre 1880:	im Jahre 1890
5 bis 10 Proz. Romanen: Andrian, Naraun, Untermais (mit Freiberg und Hagen), Gratsch.	5 bis 10 Proz. Romanen: Nals, Obermais, Untermais, Hagen.

[1]) Die Zahlen in Klammern geben den Stand von 1880 an.

Digitized by Google

im Jahre 1880	im Jahre 1890
10 bis 20 Proz. Romanen: — —	10 bis 20 Proz. Romanen: Andrian.
30 bis 40 Proz. Romanen: Burgstall.	30 bis 40 Proz. Romanen: Burgstall, Gargazon, Freiberg.
40 bis 50 Proz. Romanen: Gargazon.	40 bis 50 Proz. Romanen: — —

Die Stadt Meran hat 2,3 (1,3) Proz. Italiener, die Stadt Bozen dagegen 12,0 (11,1).

Am stärksten sind die Italiener in den Bezirken Bozen (ohne Stadt Bozen) mit 8,2 (5,0), Kaltern mit 8,1 (4,6) und Neumarkt mit 30,8 (18,8) Proz. vertreten. Folgende Orte hatten

im Jahre 1880	im Jahre 1890
5 bis 10 Proz. Romanen: Zwölfmalgreien, Eggenthal, Kurtinig, Aldein, Gfrill.	5 bis 10 Proz. Romanen: Terlan, Deutschhofen, Eggenthal, Petersberg, Glaning, Kurtinig, Margreid, Kaltern, Eppan, Pfanitzing, Gfrill.
10 bis 20 Proz. Romanen: Terlan, Karthaus, St. Josef, Margreid, Radein, Auer, Neumarkt.	10 bis 20 Proz. Romanen: Vilpian, Zwölfmalgreien, Seit, St. Josef, Radein, Auer.
20 bis 30 Proz. Romanen: Vilpian, Leifers, Salurn.	20 bis 30 Proz. Romanen: Altenburg.
30 bis 40 Proz. Romanen: St. Jacob.	30 bis 40 Proz. Romanen: Neumarkt, Salurn.
40 bis 50 Proz. Romanen: Branzoll, Laag, Buchholz.	40 bis 50 Proz. Romanen: — —
über 50 Proz. Romanen: Pfatten (mit Gmund).	über 50 Proz. Romanen: St. Jacob, Leifers, Pfatten, Branzoll, Laag, Buchholz.

Wir befinden uns hier auf dem Gebiete, das allein ein starkes Vordringen des italienischen Elementes in Tirol aufweist. Dasselbe findet hier keine Festigung durch natürliche Hindernisse, ein großer Teil des Etschthales wird von den Deutschen seiner ungesunden, zumpfigen Strecken wegen gern gemieden. So bildet Pfatten (mit Gmund und Piglon), auf dem ungesunden Boden gelegen, schon seit dem vorigen Jahrhundert eine italienische Kolonie, auf die Deutschen entfällt noch nicht ein Fünftel der Bevölkerung und ihre Zahl nimmt noch weiter ab. Auffällig ist die starke Abnahme des deutschen Elementes in den benachbarten Orten St. Jacob, Leifers und Branzoll, die jetzt mit Pfatten eine italienische Sprachinsel bilden, deren Grenzen sich bis an die Thore von Bozen erstrecken. Die Entstehung der italienischen Majorität scheint, da die Einwohnerzahlen dieser drei Orte sich nicht wesentlich verändert haben, dadurch zu stande gekommen zu sein, dafs sehr viele Personen, welche 1880 das Deutsche als Umgangssprache angaben, 1890 das Italienische vorzogen. Das deutsche Element ist in Leifers von 75,8 auf 47,9, in St. Jacob von 64,3 auf 22,6, in Branzoll von 60,0 auf 21,3 Proz. gesunken! Und dies trotz der durchgängig deutschen Schulen. Nach der Schulstatistik von 1890 sprach in Leifers noch die Mehrzahl der Kinder nur deutsch (51 Proz.), die übrigen beherrschten beide Sprachen. In St. Jacob waren drei Viertel, in Branzoll und Pfatten alle Kinder doppelsprachig. In Laag und Buchholz, die mit dem geschlossenen italienischen Sprachgebiet in Verbindung stehen, bestehen dieselben Verhältnisse, das deutsche Element ist in Laag von 52,6 auf 26,7, in Buchholz von 52,0 auf 27,6 Proz. herabgegangen, in Laag ist die grofse Mehrzahl, in Buchholz sind alle Kinder doppelsprachig. In Neumarkt sprechen noch zwei Drittel der Kinder nur deutsch, in Salurn sind dagegen zwei Drittel zweisprachig, ein Zehntel spricht sogar nur italienisch. Da auch in diesen beiden Orten das italienische Element rasche Fortschritte gemacht hat, ist es nicht ausgeschlossen, dafs das geschlossene italienische Sprachgebiet durch einen langgestreckten Streifen länga der Etsch bis nach St. Jacob sich erweitert.

Die vier deutschen Gemeinden im Nonsberg, Proveis, St. Felix, Laurein (mit Sinablana) und Unsere Liebe Frau im Walde (Orte Malgasott, Oberau und Unterau) bewahren ihr Deutschtum erfolgreich, die Zahl der Italiener ist nirgends von Belang (in Proveis 1880 noch 18,5 Proz.). Zum geschlossenen deutschen Sprachgebiete gehören vom Bezirk Cavalese noch die Orte Altrei und Truden, beide sind fast rein deutsch; ferner Guggal und Eben und Mühlen mit 7 Proz. (wie 1880), bezw. 19,7 (45,8) Proz. Italienern.

Im italienischen Sprachgebiete bilden die Deutschen, abgesehen von einigen Sprachinseln, nur in wenigen Orten einen gröfseren Bruchteil der Bevölkerung.

Im ladinischen Teile des Bezirkes Kastelruth und im Bezirke Enneberg ist in den Schulen ohne Ausnahme das Deutsche und Ladinische zugleich Unterrichtssprache. Infolgedessen erscheinen alle Kinder in der Schulstatistik als zweisprachig. Bei der Volkszählung gaben jedoch nur wenige Einwohner das Deutsche als Umgangssprache an, nur in St. Ulrich und dem kleinen Ort Zwischenwasser (70 Einwohner) bilden die Deutschen über 10 Proz., in Runggaditsch und Überwasser, die beide zur Gemeinde Kastelruth gehören, über 5 Proz. In St. Ulrich, dessen Bevölkerung sich im letzten Jahrzehnt um ziemlich 50 Proz. vermehrte, hat sich die Zahl der Deutschen fast verdreifacht. Im Bezirke Enneberg ist der deutsche Anteil von 1,3 auf 0,8 Proz. gesunken.

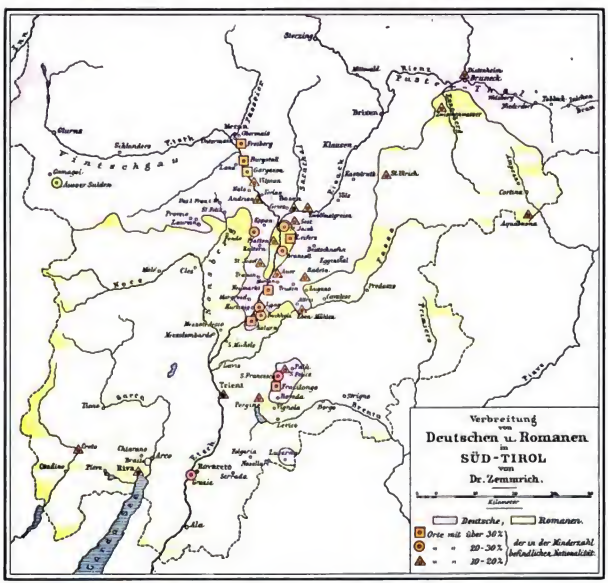
Die Bezirkshauptmannschaft Ampezzo hat 1,1(4,1) Proz. Deutsche, der Rückgang erklärt sich durch die Zurückziehung der Garnison von Cortina. Der Hauptort Cortina hat 6,7 (30,4) Proz. Deutsche, der kleine Ort Aquabuona 15,8 (5,3) Proz. Die Bezirke Fassa mit 0,5 (0,1) und Primiero mit 0,1 (0,1) Proz. Deutschen sind rein italienisch, in Cavalese mit 2,2 (1,8) Proz. (ohne Altrei und Truden) haben die beiden grofsen Orte Cavalese und Predazzo, sowie Lugano über 5 Proz. Deutsche (1880 nur Cavalese). In den beiden ersteren Orten wird das deutsche Element vorwiegend durch die Garnison vertreten.

Die Bezirkshauptmannschaft Trient (ohne Stadt Trient) hat 2,7 (2,2) Proz. Deutsche, dieselben entfallen aber zum weit gröfsten Teile auf die deutsche Sprachinsel bei Pergine. Von den übrigen Orten haben nur St. Michele über 5, Pergine über 10 Proz. Deutsche, wovon die Hälfte Militär. In letzterem Orte hat sich ihre Zahl seit 1880 fast verdoppelt, trotz Verminderung der Garnison. Die Sprachinsel besteht aus den Orten Roveda (Eichleit), Frassilongo (Gereut), St. Francesco (Aufser-Florutz), St. Felice (Inner-Florutz) und Palù (Palai). Letzterer Ort ist rein deutsch, wie schon 1880. In St. Francesco gaben 1880 noch 46, 1890 nur noch 23 Proz. das Italienische als Umgangssprache an. In Roveda hielten sich 1880 beide Sprachen genau das Gleichgewicht, 1890 wurden nur noch 6 Proz. Italiener ermittelt. In Frassilongo und St. Felice bekannte sich 1880 noch die Mehrzahl der Einwohner zur italienischen Nationalität, 1890 nur 35, bezw. 15 Proz. Die Unterrichtssprache ist in allen fünf Orten nur deutsch; in Palù sprechen alle, in Roveda und St. Francesco die meisten Kinder nur deutsch, in Frassilongo alle Kinder beide Sprachen, in St. Felice

Digitized by Google

die Hälfte beide Sprachen, ein Drittel nur italienisch, ein Sechstel nur deutsch. Zu dieser alten deutschen Sprachinsel, deren Bewohner jetzt wieder fest zum Deutschtum stehen, gehörte ehemals auch Vignola, wo sich 1880 noch 40 Proz. zum Deutschtum bekannten. 1890 gab nicht ein einziger Einwohner dieses Dorfes das Deutsche als Umgangssprache an, auch die Schulstatistik kennt kein deutsch sprechendes Kind. Falesina ist nach der Zählung von 1880 rein deutsch, doch dürfte dies, wie Biedermann schon 1886 hervorhob, ein Irrtum

Die ehemals deutschen Orte der Bezirkshauptmannschaft Rovereto sind romanisiert. Nur in dem kleinen Orte Grazie bilden die Deutschen ein Viertel der Einwohner, aber nur zwei Kinder sollen deutsch sprechen. In Nosellari und Serrada war 1880 noch ziemlich ein Zehntel der Bewohner deutsch, 1890 niemand mehr. Auch die Schule kennt nur italienische Kinder. Beide Orte gehören zu der grofsen, ehemals deutschen Gemeinde Folgaria (Folgareit). In der Bezirkshauptmannschaft Rovereto (ohne Stadt) bilden die Deutschen nur 0,3 (0,5) Proz.



(vielleicht Druckfehler) sein, da die Zählung und die Schulstatistik von 1890 diesen Ort als rein italienisch aufführen und auch Schneller (Petermanns Mitt. 1877) Falesina nicht zu den deutschen Orten rechnet.

Eine zweite deutsche Sprachinsel bildet in der sonst rein italienischen Bezirkshauptmannschaft Borgo (0,4 Proz. Deutsche) das Dorf Luserna, welches in unmittelbarer Verbindung mit den „sieben Gemeinden" Venetiens steht. 1880 bekannte sich noch genau ein Drittel der Einwohner zur italienischen Sprache, 1890 nur 3,5 Proz. Von den Schulkindern sprechen 60 Proz. beide Sprachen, 40 Proz. nur deutsch.

In den Städten Trient und Rovereto macht sich eine Zunahme des deutschen Elementes bemerkbar, der gröfste Teil desselben entfällt allerdings auf das Militär.

Trient zählt 11,3 (7,1) Proz. Deutsche, die prozentuale Zunahme ist auf die Vermehrung der Garnison zurückzuführen. Die Stadt hat zwei deutsche Schulen, von allen Schulkindern sprechen 14 Proz. beide Sprachen, 0,3 Proz. nur deutsch. Rovereto hat 5,2 (4,0) Proz. Deutsche, die Zunahme entfällt auf die Civilbevölkerung. Von den Kindern, welche in vier italienischen und einer deutschen Schule unterrichtet werden, beherrschen 8,5 Proz. beide Sprachen, 0,5 Proz. nur die deutsche.

Digitized by Google

Besucht werden die deutschen Schulen von Trient von 14,5, in Rovereto von 6,7 Proz. der Kinder, darunter sind in Trient 93, in Rovereto 9, welche nur Italienisch sprechen.

Westlich der Etsch finden sich nur in Arco und Umgebung Deutsche in gröfserer Zahl. In Riva und Creto bewirken die deutschen Garnisonen, dafs über 10 Proz. der Einwohner auf die Deutschen entfallen, von den Kindern sprechen in Riva nur 1,6 Proz., in Creto keins deutsch. Sonst giebt es nur sporadisch einige Deutsche, die nirgends als Bevölkerungselement ins Gewicht fallen. Im Bezirke Arco ist der Anteil der Deutschen von 1,2 auf 4,0 Proz. gestiegen. Die Stadt Arco und die benachbarten Orte Garbarie und Chiarano zählen jetzt über 5 Proz., Lagliel 15 Proz. Deutsche. In St. Pietro bilden letztere fast die Hälfte, in dem neu entstandenen Villenort Braile sogar die Mehrzahl (62 Proz.). 1880 befand sich in allen diesen Orten, mit Ausnahme der Stadt Arco, noch kein Deutscher. Diese starke Zunahme der Deutschen, welche sogar zur Bildung einer kleinen Sprachinsel geführt hat, ist dem Aufschwung Arcos als Winterkurort zuzuschreiben. Von den Volksschülern der Gemeinde Arco, zu der obige Orte aufser Chiarano gehören, sind 4,1 Proz. deutsch.

Der englisch-belgische Vertrag und die neuen Grenzen des Kongostaates.

Von Brix Förster.

(Mit einer Karte.)

Am 12. Mai 1894 schlofs die englische Regierung mit dem König Leopold von Belgien, als dem Souverän des „unabhängigen" Kongostaates, einen Vertrag ab, durch welchen die Abgrenzung der Interessensphären von Englisch Ost- und Centralafrika und des Kongostaates geregelt wird. Die neuen Grenzen des Kongostaates sind aus der nebenstehenden Skizze zu ersehen, welcher eine Karte von Wanters im Mouvement géographique zu Grunde liegt. Der Vertrag zerfällt in drei Abschnitte.

1. Der Kongostaat tritt an Englisch Centralafrika das Gebiet zwischen dem Bangweolosee und dem oberen Luapula **endgültig** ab, so dafs der Lauf dieses Flusses von seinem Austritte aus dem Bangweolosee bis zu seinem Eintritt in den Moerosee die östliche Begrenzung des Kongostaates bildet.

2. Der Kongostaat überläfst an Englisch Ostafrika **pachtweise** einen 25 km breiten Streifen Landes zwischen dem Nordende des Tanganikasees und dem Südende des Albert Eduard Njansa. Dies bedeutet für England eine ununterbrochene Verbindung auf dem Landwege von den oberen Nilgegenden bis zu einem Hafenplatze am nördlichen Tanganika, und zu Wasser bis zu den bereits bestehenden englischen Stationen am Südende des Tanganika. Man käme hiermit auf den Vorschlag zurück, welchen William Mackinnon, der Leiter der englisch-ostafrikanischen Kompagnie, schon vor einigen Jahren an den Kongostaat wortgetreu gemacht hatte.

3. England überträgt an den Kongostaat **pachtweise** die Occupation und Verwaltung des Gebietes zwischen der von den Zuflüssen des Kongo und dem Nil gebildeten Wasserscheide und dem linken Ufer des Bahr el Djebel (Nil), von dem Hafenplatze Mahagi im nördlichen Teile des Albert Njansa bis zum 10. Grade nördl. Br. Durch die nur pachtweise Übernahme des Territoriums erkennt König Leopold zugleich die Existenz rechtmäfsiger Ansprüche Englands im oberen Nilgebiete an, welche bisher immer ignoriert wurden. Die Belgier benennen dies neuerworbene Stück Land den Distrikt Bahr el Ghasal; obwohl diese Bezeichnung sich nicht mit der früheren ägyptischen Provinz Bahr el Ghasal deckt, sei er der Kürze wegen hier beibehalten.

Das Wichtigste im ganzen Vertrage ist selbstverständlich die Überlassung des Distriktes Bahr el Ghasal an den Kongostaat und der Zutritt zu der Wasserstrafse des Nil, welche in späteren Zeiten die sicherste und bequemste Verbindung zwischen den östlichen Besitzungen des Kongostaates und Europa ermöglichen wird.

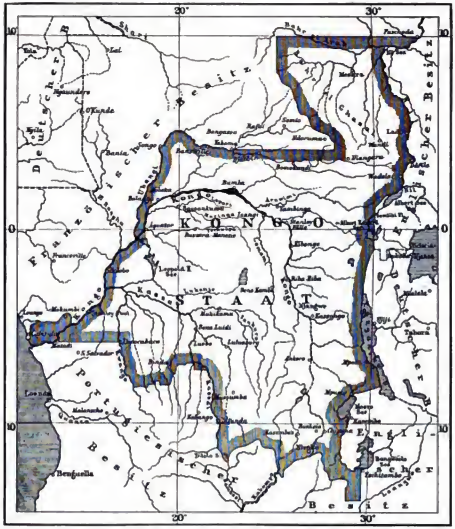
Auf die Erwerbung dieser Provinz hatten die Belgier, und speciell König Leopold, das Augenmerk schon längst gerichtet, angeregt durch einen Vorschlag des in Chartum hartbedrängten Gordon im März 1884, welcher sich aus dem Sudan nach der Äquatorialprovinz zurückziehen und diese unter das Protektorat des Königs der Belgier stellen wollte. Als Ägypten 1887 Äquatoria aufgab, Emin Pascha 1889 dasselbe den Mahdisten überlassen mufste, wurde das Land jeder möglichen späteren europäischen Occupation preisgegeben.

England liefs es zwar nicht aus den Augen; denn es fügte in dem mit Deutschland am 1. Juli 1890 abgeschlossenen Vertrage dem ersten Artikel folgenden Zusatz bei: „Das Grofsbritannien zur Geltendmachung seines Einflusses **vorbehaltene** Gebiet wird begrenzt im Westen durch den Kongofreistaat und durch die westliche Wasserscheide des oberen Nilbeckens". Durch diesen Artikel war niemand rechtlich gebunden als Deutschland. Da nun England durch die Wirren in Uganda verhindert war, „seinen Einflufs am oberen Nil geltend zu machen", rüstete der Kongostaat heimlich eine grofse Expedition unter van Kerckhoven nach den Nilländern aus. Van Kerckhoven verliefs am 4. Februar 1891 Léopoldville am Stanleypol, marschierte den Uéle entlang nach Nordosten und drang im Juli 1892 in die ehemalige Provinz Emin Paschas ein; er selbst fiel einem unglücklichen Zufall zum Opfer bei Lemihn (nahe westlich von Wadelai); Leutnant Milz dagegen erreichte und besetzte Wadelai; andere Offiziere unternahmen Eroberungszüge nach Norden und nach der ehemaligen Provinz Bahr el Ghasal. Die Thatsache der vollzogenen Besetzung herrenloser Gebiete verschaffte dem Kongostaate unzweifelhaft einen rechtlichen Anspruch auf dieselben; allein zur dauernden Sicherstellung seines neuen Besitzes bedurfte er die Zustimmung des mächtigen Englands, welches im Vertrage mit Deutschland die Absicht kundgegeben, seine Interessensphäre dermafsen gerade bis in jene Gegenden auszudehnen. England zeigte sich anfangs absolut nicht dazu geneigt; allmählich aber scheint es seinen Vorteil erkannt zu haben, welcher darin bestehen mufste, wenn zwischen seinen jetzigen und künftigen Erwerbungen am oberen Nil einerseits und dem Einflufsgebiete der expansionslustigen Franzosen am Schari und Ubangi anderseits eine neutrale Zone geschaffen, eine „Pufferkolonie" sofort etabliert würde.

Aber — so mufs man sich fragen — warum räumte England den Distrikt Bahr el Ghasal dem Kongostaate nicht förmlich ein, warum überliefs es ihn nur zur Pacht? Dafür sprachen wohl zwei Gründe. Der erste

Digitized by Google

und hauptsächlichste war der: sollte einmal der Kongostaat, nachdem der Distrikt Bahr el Ghasal ihm einverleibt, bankerott machen und sich auflösen, so könnte Frankreich ihn durch Kauf sich aneignen und würde dann unfehlbar ein sehr unbequemer Nachbar den Engländern am oberen Nil werden. Bekanntlich wurde in dem Abkommen der französischen Regierung mit dem Kongostaate vom 23. April 1884, falls der Kongostaat als solcher zu existieren aufhören würde, das Vorkaufrecht zugesprochen. Diese eigennützigen Erwägungen mögen England bestimmt haben, eine



Der Kongostaat mit den neuen Grenzen nach dem belgisch-britischen Vertrage vom Mai 1894.

förmliche Annexion Bahr el Ghasals durch den Kongostaat zu verhindern und diesem, und zwar ausdrücklich nur dem Souverän desselben und seinen Nachfolgern, die Pachtung des Distriktes zu gestatten. Der zweite Grund dürfte darin zu suchen sein, daß der Kongostaat in seinem Vertrage mit Frankreich vom 29. April 1887 „sich verpflichtete, keinen politischen Einfluß am rechten Ufer des Ubangi im Norden des vierten Breitengrades auszuüben". Eine Verletzung dieser Bestimmung der Form nach tritt nicht ein, wenn die Belgier im Namen und Auftrage der englischen Regierung Occupation und Verwaltung in dem Distrikte Bahr el Ghasal übernehmen, und zwar, wie mit deutlicher Absicht

festgesetzt wurde, unter einer besonders gekennzeichneten Flagge.

Durch den Vertrag mit England hat der Kongostaat erst die eine Hälfte der diplomatischen Schwierigkeiten überwunden, welche die Besitzergreifung der oberen Nilgegend zur Folge haben mußte. Die zweite, die thatsächliche Beherrschung des östlichen Flußbeckens des Ubangi, bleibt noch bestehen, bis eine Verständigung mit Frankreich erzielt ist. England hielt sich von einer Einmischung in die politischen Verhältnisse westlich der Nil-Kongo-Wasserscheide absolut fern. Der Kongostaat soll sich mit Frankreich zurecht finden, so gut er kann; seit drei Jahren bemüht er sich vergeblich, seine kolonialen Expansionsbestrebungen mit denen seines Nachbars in Einklang zu bringen, welcher geradezu erpicht ist, wenn auch nur mit Projekten von Expeditionen, auf die Erwerbung der reichen Provinz Bahr el Ghasal. Er könnte freilich eine Verbindung nach dem oberen Nil durch A-Barambo und Monbuttu herstellen, ohne den vierten Breitengrad zu überschreiten und dadurch Frankreich zu reizen. Allein eine durchgreifende Sicherheit würden die auf der Verbindungsstraße neugegründeten Stationen erst durch die Besetzung auch der Niam-Niamländer erlangen, und diese liegen nörd-

Digitized by Google

lich des vierten Parallel und westlich der englischen Interessensphäre. Frankreich kann, gestützt auf jenen Passus im Vertrage von 1887, mit Entschiedenheit sich einem solchen Unternehmen widersetzen, der Kongostaat aber dagegen betonen, dafs man im Jahre 1887 über die Geographie des östlichen Flufsgebietes des Ubangi noch keine genügende Kenntnis hatte. Es rächt sich hier ebenso die Übereilung bei Vertragsabschlüssen und Grenzbestimmungen über noch unerforschte Länderstrecken, wie seinerseits bei dem deutsch-französischen Abkommen in Betreff des Hinterlandes von Kamerun im Jahre 1885. Die geographisch natürlichste Begrenzung zwischen Kongostaat und Congo français würde nach eingehender gemeinschaftlicher Exploierung die Wasserscheide der Zuflüsse des Schari und des Ubangi, etwa zwischen dem 22. und 24. Grade östl. L. Gr. sein; allein der koloniale Fenereifer der Franzosen wird mindestens den Thalweg des Mbomu als Grenze verlangen und als äufserstes Zugeständnis gewähren.

Die bildnerische Kunst der Ureuropäer.

Von Dr. Ludwig Wilser.

Dafs der Mensch in unserem Weltteil mit längst ausgestorbenen Tieren, dem Mammut und Nashorn, dem Höhlenlöwen und Höhlenbären zusammengelebt hat, kann nach den zahlreichen Spuren seines Daseins, die eifrige Altertumsforscher, besonders in Höhlen von Westder Eiszeiten ganz Mitteleuropa mit einer zusammenhängenden Eisdecke bedeckt war, während Frankreich zum gröfsten Teile frei blieb. Die in Mitteleuropa gemachten Funde der alten Steinzeit, wie in den Höhlen am Harz, in Schufsenried in Thayingen, stammen wohl

Fig. 2.

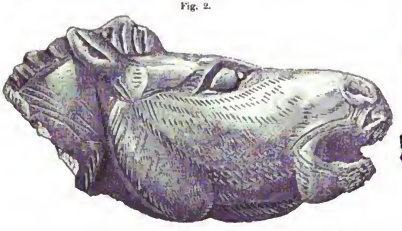


Fig. 1.

Fig. 3.

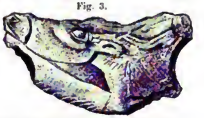


Fig. 1. Aufgezäunter Pferdekopf von Saint-Michel d'Arudy. Fig. 2. Pferdekopf von Mas-d'Azil. Fig. 3. Hirschkopf aus der Lourdes-Grotte des Espélugues.

europa, gefunden haben, nicht mehr bezweifelt werden. Unter diesen Spuren sind unstreitig diejenigen die anziehendsten, die Zeugnis ablegen von der merkwürdigen Fertigkeit dieser Urmenschen, die ihn umgebende Tierwelt mit staunenswerter Naturtreue nachzubilden. Der Anblick dieser uralten Bildwerke ist so überraschend, dafs man versucht ist, an ihrer Echtheit zu zweifeln; wenn aber auch Fälschungen mit unterlaufen sein mögen, so ist doch allmählich die Zahl der aufgefundenen Gegenstände eine so bedeutende geworden, die Bürgschaft hervorragender Forscher eine so unbedingt sichere und die Darstellung ausgestorbener oder doch in Südeuropa längst verschwundener Tiere, wie Mammut, Auerochs, Rentier, Moschusochs, eine so dem Leben abgelauschte, dafs unsere Zweifel schwinden müssen[1]). Ganz besonders sind es die Höhlen von Frankreich, die derartige Funde geliefert haben. Das erklärt sich daraus, dafs während meist aus der Zeit der Gletscherschmelze, frühestens aus der sogen. „Interglacialzeit". Auch im Kefslerloch bei Thayingen sind Tierbilder gefunden worden, über deren Echtheit lange gestritten wurde. Wie der Westen, so war auch der Osten von Europa eisfrei geblieben, daher konnten sich auch dort Spuren der europäischen Menschen erhalten. Einer der wichtigsten Funde ist der von Makowsky im Jahre 1891 bei Brünn gemachte, den ich im „Globus" (Bd. LXIII, Nr. 1) besprochen habe. Er stammt zweifellos aus der Mammutzeit und erinnert durch seine aus Elfenbein geschnitzte menschliche Figur an die ältesten französischen Funde.

Herr Ed. Piette, der in der Zeitschrift L'Anthropologie (Bd. V, Nr. 2) die ersten Anfänge der Kunst in Europa behandelt (Notes pour servir à l'histoire de l'art primitif), teilt die alte Steinzeit Frankreichs in vier Abschnitte ein, die er mit vollem Rechte auf den Wechsel des Klimas zurückführt: Vor der Eiszeit waren die Fluren Frankreichs mit üppigem Gras- und Pflanzenwuchs bedeckt, der einer reichen Tierwelt Nahrung gab: Herden von Mammuts und Nashörnern, zahllose Scharen von Wildpferden, Antilopen, Hirschen, Auerochsen belebten die Steppe und wurden riesigen Raubtieren, den ausgestorbenen Arten des Löwen, des Bären, der Hyäne, zur Beute. Gegen das Ende dieser Periode wurde das Mammut seltener, und die Urpferde, wahrscheinlich zwei

[1]) Die gewifs manchem Leser beim Anblicke der merkwürdigen Bilder aufsteigenden Zweifel an der Echtheit der abgebildeten Gegenstände würde sicher gehoben werden, wenn Herr Piette, wie dies (angebl. Orts) Makowsky gethan, seiner Abhandlung genaue Fundberichte beigefügt hätte. So müssen wir seine Angaben auf Treue und Glauben hinnehmen. Hoffentlich macht der französische Forscher sein Versäumnis bei der von ihm angekündigten Veröffentlichung über menschliche Statuetten aus der gleichen Zeit wieder gut.

Digitized by Google

Rassen, der Stammvater unseres Pferdes und eine ausgestorbene Zebraart, traten in den Vordergrund. Piette unterscheidet daher eine „Mammutzeit" und eine „Pferdezeit". Die aus der ersteren stammenden Bildwerke sind meist aus Elfenbein und stellen die menschliche, und zwar weibliche Gestalt dar. Piette meint daher, dafs es die Liebe gewesen sei, die diese ersten Künstler begeistert habe. Als das Mammut selten wurde, mufste auch für das Elfenbein ein anderer Stoff gewählt werden, man griff zu Knochen, Stein, hauptsächlich aber zu Rentier- und Hirschgeweihen und arbeitete nun meist im „Relief". Gegenstand der Darstellung ist jetzt nur noch selten der Mensch, sondern meist Tiere, besonders die für die Menschen wichtigsten Pferde- und Hirscharten. Dafs schon damals das Pferd gezähmt war, zeigen die mit Halfter versehenen Köpfe auf Fig. 1.

Nun kam die Eiszeit. Das Klima, auch der nicht mit Eis bedeckten Landstrecken sank ganz bedeutend und bildeten sich unter dem Einflusse des feuchten Klimas und des noch grofsen Wasserreichtums auf Geröll und Schutt wieder üppige Grasfluren, auf denen sich besonders Hirsche und Auerochsen tummelten, während das Rentier sich nach Norden zog. Aus dieser „Hirschzeit" möge der Hirschkopf auf Fig. 3 stammen. Damit ist der Zeitabschnitt, den Piette den „glyptischen" nennt, und der jedenfalls nach Jahrtausenden bemessen werden mufs, abgelaufen. Den alten künstlerisch begabten Ureinwohnern war es nicht beschieden, die Kulturentwickelung weiter zu führen. „Neue Menschenrassen", sagt Piette, „überfluteten das gallische Land, rohe und nur aufs Nützliche gerichtete Menschen, die von der Kultur der bildnerischen Zeit nur die Werkzeuge entlehnten, die sie gebrauchen konnten." Der zweite Teil des Satzes enthält einen Irrtum, dem wir widersprechen müssen. Die neuen Einwanderer waren den Ureinwohnern in allem

Fig. 4. Rentiere und Lachse. Aus der Höhle von Lortet.

nahm einen nordischen Charakter an. Die Folge war, dafs das von Moosen sich nährende Rentier die andere Tierwelt überdauerte, und grofse Herden dem Menschen hauptsächlich zur Nahrung dienten. Der französische Forscher nennt diese Periode die „Rentierzeit". Dem Ende derselben dürfen wir wohl die auf Figur 4 abgebildete Gruppe von Rentieren und Fischen zuschreiben. Die Naturtreue könnte nicht gröfser sein: das den Kopf zurückbiegende und mit dem Maul sich kratzende Tier zeugt von eben so scharfer Beobachtung, wie grofser Fertigkeit in der Wiedergabe des Gesehenen. Die Ausführung ist sorgfältig und erstreckt sich auf die einzelnen Haare und Schuppen. Auch der rund gearbeitete Pferdekopf mit der stehenden Mähne (Fig. 2) ist eine künstlerische Leistung. Als Beweis für die Naturtreue der Bildwerke möchte ich anführen, dafs mein sechsjähriges Söhnchen die einzelnen Tiere sofort erkannte; die Rentiere nannte er „Hirsche". Beim Abschmelzen der Gletscher wurden ungeheure Wassermassen frei, die grofse Überschwemmungen verursachten und sicher unter der Tierwelt grofse Verheerungen anrichteten. Später weit überlegen, es waren die Menschen der neueren Steinzeit, deren hohe Kulturstufe mit Ackerbau, Viehzucht, Hänserbau uns die Pfahlbauten erkennen lassen. Eines fehlte ihnen allerdings, die künstlerische Befähigung; die roh gekritzelten Tierbilder auf Geräten der neueren Steinzeit, die entenähnlichen Fratzen der Gesichtsurnen und Dolmensteine sind gar nicht zu vergleichen mit den lebenswahren Darstellungen der alten Steinzeit. Wie ist dies zu erklären? Waren die neuen Einwanderer von einer ganz anderen Rasse? Nein, die Schädelfunde zeigen, dafs die Rasse die gleiche geblieben war; der neolithische Mensch ist ein Zweig der europäischen Urrasse.

Wie kommt es aber, dafs er bei sonst so gewaltigem Fortschritte in künstlerischer Hinsicht so weit zurückgegangen war? Aus der Art, wie wir uns heute das Entstehen der neolithischen Rasse, d. h. der Urarier, erklären, ergiebt sich auch deren Verhältnis zur bildenden Kunst. Dieser Teil der ureuropäischen Bevölkerung hatte den Kampf mit der Eiszeit zu bestehen und zog, den weichenden Renntierherden folgend, nach Norden.

Digitized by Google

Mit knapper Not war er den Gefahren der furchtbaren Zeit entronnen, durch harten Kampf ums Dasein, durch schärfste Auslese auf eine geringe Kopfzahl zusammengeschmolzen, aber gestählt an Leib und Seele, kühn und erfindungsreich, konnte er die Stammrasse bilden für die höchstentwickelten Völker, die späteren Herren der Welt.

Im unerbittlichen Kampfe ums Dasein, im steten Ringen zur Erhaltung des Lebens unter tausend Gefahren, mußte das Nebensächliche zurücktreten, die Pflege der Kunst. So kommt es, daß der Faden der Überlieferung von der alten naturalistischen Kunst der Ureuropäer ganz abgerissen wurde und die Kunstübung der arischen Völker auf einer ganz neuen Grundlage, der von einfachen geometrischen Verzierungen ausgehenden stilisierenden Kunst, sich entwickelte. Von unter Zeit, lag den Nordeuropäern diese stilisierende Art im Blute: sie zeigt sich schon deutlich in der keltischen Kunst, erreicht ihre Hauptentwickelung im germanischen Stil, von dem romanische und gotische Kunst nur Abarten sind, ist noch mächtig in der Renaissance und erlischt erst allmählich im Rokoko. Die Hellenen, frühe vom Hauptstamme abgespalten und ihre eigenen Wege gehend, haben sich bald davon befreit und ihre großen, nach der Natur gebildeten Kunstwerke geschaffen. Uns Deutschen gelang die Nachbildung des Menschenleibes erst allmählich, von der Zeit der Renaissance an, während die Gestalten der Gotik zwar zur Architektur passen — eben weil sie nicht frei von Stilisierung sind —, für sich allein betrachtet jedoch nicht als vollendete Kunstwerke gelten können. Ich bin weit davon entfernt, das Große und Reizvolle zu verkennen, das die stilisierende Kunst geschaffen, in der Verzierung ist sie der Naturalistik sogar weit überlegen; die höchste Stufe der Kunst aber ist die treue, lebenswahre Nachbildung der Natur.

Bücherschau.

R. Hausmarsträn, Några lutelnagelser öfver den Tavastländska vattendelaren (Vet. Medd. af geogr. Förem. i Finland. 1, 1892/93, S. 51 bis 65, mit Karte und deutschem Auszug).

Die älteren Karten Finnlands liefern meist ein grundfalsches Bild, weil sie die Wasserscheiden kurzweg als Gebirgsrücken darstellen, was den Tatsachen nur selten entspricht. Es ist daher eine Hauptaufgabe neuerer Untersuchungen, der beide geographische Gesellschaften in Finnland mit Eifer sich widmen, den Verlauf der Wasserscheiden von ihren Charakter durch Detailuntersuchungen festzustellen. Die vorliegende Arbeit verfolgt im Anschluß an ältere Untersuchungen von Ruit eine Strecke der tavastländischen Wasserscheide, der wichtigsten des inneren Finnland. Sie zeigt in anschaulicher Weise, daß auch der „mittlere Teil des Mesonselka" unabhängig vom geologischen und orographischen Aufbau des Landes verläuft. Nur etwa die Hälfte von der untersuchten Strecke der Wasserscheide folgt Bergrücken (28 km) und Asarn (4 km); von den 10 km Thalwasserscheiden und den 14 bis 15 km, welche die Wasserscheide durch Ebenen läuft, kann der größte Teil als „Sumpfwasserscheide" bezeichnet werden. Die eigentliche Wasserscheide liegt hier als „Grundwasserscheide" in der Tiefe und die zufällige Verschiedenheit der Versumpfung und Verstopfung, welche nicht selten auch hier mitunter ehemalige zusammenhängende Seen teilt und verschiedenen Entwässerungsgebieten zuweist, bestimmt den oberflächlichen Verlauf der Trennungslinie. Wie es bei so unentwickelten Verhältnissen selbstverständlich ist, wird der Verlauf der Hauptwasserscheide nicht selten durch kleinere adlinsolose Seebecken bezeichnet und zeigt zahlreiche kleine Krümmungen und Ausbiegungen. Sieger.

Dr. jos. Partsch, Die Vergletscherung des Riesengebirges zur Eiszeit. Mit 2 Karten, 4 Lichtdrucktafeln und 11 Profilen im Text. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde Bd. 8, Heft 2.) Stuttgart, J. Engelhorn, 1894.

Schon in einer früheren Abhandlung (J. Partsch, Gletscher der Vorzeit) hat uns der Verfasser mit den Glacialbildungen des Riesengebirges näher bekannt gemacht. Diese Untersuchungen in dankenswerter Weise wieder aufzunehmen und sie zu einem gewissen Abschluß zu bringen, wurde der Verfasser veranlaßt, durch die inzwischen fertig gestellte topographische Karte des Gebirges im Maßstabe 1 : 25000, durch bessere Aufschlüsse mit Forstwegen in ehedem schwer zugänglichen Gebirgsteilen und vor allem durch die großen Fortschritte der Glacialforschung in den Alpen, welche nunmehr auch im Riesengebirge analoge Erscheinungen auffinden ließen und insbesondere durch die richtige Deutung gewisser früher nicht berücksichtigter fluvioglacialer Bildungen eine Altersgliederung des Glacial hier ermöglichten.

So liefert die vorliegende Abhandlung eine recht befriedigende, in sich abgeschlossene Darstellung aller für die ehemalige Vergletscherung des Riesengebirges in Betracht kommenden Erscheinungen; sie wird lebhrich ergänzt durch ein Kärtchen über die Verbreitung der eiszeitlichen Gletscher im Riesengebirge, im Maßstabe 1 : 75000, und eine Anzahl von nach photographischen Aufnahmen hergestellten Lichtdrucken, welche insbesondere die Terrassenbildung der Glacialaufschüttungen aus verschiedenen Thälern veranschaulichen sollen.

Im großen und ganzen scheint die Eiszeit im Riesengebirge die topographische Gestaltung schon so vorgefunden zu haben, wie sie heute vorliegt, und so folgen auch die Gletscherablagerungen fast ausschließlich den gegenwärtigen Thalzügen.

Die plateauartige Gestaltung der Kammregion und ihre Überragung von einzelnen Köpfen war der Anhäufung großer Schneemassen sicherlich förderlich, die gleichmäßige Abböschung des südlichen Gebirgshanges für die Entfaltung größerer Eisströme wiederum günstiger als der unvermittelte Steilabsturz der Nordseite.

Wie durch eine Depression fast in der Mitte des westoststreichenden Kammes das Gebirge topographisch in einen westlichen und östlichen Teil zerfällt, so waren dem entsprechend auch eiszeitlich wohl zwei gesonderte Gebiete der Vergletscherung vorhanden, ein westliches mit den Moränen der Schneegruben, des Elbseifen und des Kesselgrundes, und ein weit größeres östliches mit den Moränenzügen in dem Thalsystem der Lomnitz am Nordrande (größer und kleiner Teich abwärts und Melzergrund), der Aupa am Südostrande (Riesengrund und Brunkessel), der Elbwiesen am Westrande desselben.

In den meisten Thälern läßt sich ein oberes (inneres) von einem unteren (äußeren) Moränengebiet unterscheiden. Die mit letzterem bezeichnete größte Ausdehnung ergiebt für einige der Gletscher (Aupathal, Weißwasser) eine Länge von 4 km, trotzdem gingen diese nicht unter das Niveau von 800 m herab. Die Vergletscherung des Riesengebirges war also bei alledem nur eine auf die oberen Regionen beschränkte, aber keine solche, welche das gesamte Gebirge bis an den Fuß herab umfaßte.

Die Felsenkirchen, hier Gruben oder Kessel genannt, bilden ein charakteristisches Landschaftsbild der Kammregion des Riesengebirges, sie stehen oft, am Südhange fast ausnahmslos, mit den Hauptthälern in Verbindung, indem sie diesen Hintergrund abschließen, doch finden wir sie in besonders schöner Entwickelung am Nordhange, und hier gerade in den beiden großartigsten Beispielen dieser Art, der großen und kleinen Schneegrube, ohne sichtbarliche Verbindung mit einem Thalzuge.

In mehr oder minder enger Verknüpfung mit den Endmoränen stehen bei zehn der untersuchten Gletscher geschichtete Ablagerungen von Flußgerölt; einige der Gletscher weisen sogar sehr deutlich zwei Schotterzysteme auf, ein jüngeres, sich an die oberen Moränen anschließendes, und ein älteres, mit den unteren Moränen verknüpftes.

Die Einfügung eines jüngeren Terrassensystemes fluvioglacialer Bildungen in ein älteres deutet aber auf Pause und Wiederholung ähnlicher Vorgänge, und so führt das Studium gerade der fluvioglacialen Ablagerungen im Riesengebirge wie vordem in den Alpen und dem Schwarzwalde zu dem Schlusse, daß die Gesamtheit der nachgewiesenen Gletscherspuren in den Hochthälern desselben nicht das Erzeugnis

Digitized by Google

einer einzigen Gletscherentwickelung, sondern zweier durch einen grofsen Gletscherrückgang getrennter selbständiger Gletscherperioden war, von denen die erste eine ausgedehntere Vereisung der Hochthäler brachte als die zweite. Die jüngeren Schotter werden in Übereinstimmung mit der alpinen Nomenklatur als Niederterrassenschotter, die älteren als Hochterrassenschotter bezeichnet, auch die den ältesten glacialen Ablagerungen der Alpen entsprechenden sogenannten Deckenschotter glaubt der Verfasser im Riesengebirge gefunden zu haben — das scheint aber doch noch fraglich zu sein.

Das Schlufskapitel ist eingehender Widerlegung der von Berendt ausgesprochenen Ansicht von der grofsen einheitlichen Vergletscherung des Riesengebirges gewidmet. Berendts Ansicht stützt sich im wesentlichen auf das häufige Vorkommen von Höhlungen auf der Felseberfläche, die insbesondere über den Nordlang und die Vorhöhen des Gebirges sich zerstreut vorfinden, von älteren Forschern für Opferkessel einer heidnischen Urbevölkerung, von genannten aber für Gletschertöpfe erklärt wurden. Verfasser gelingt es vollkommen, den Nachweis zu liefern, dafs besagte Bildungen, welche sich bezeichnender Weise auf das Granitgebiet beschränkt finden, einfache Verwitterungserscheinungen sind und aller charakteristischen Merkmale echter Gletschertöpfe entbehren. Ref. möchte noch hinzufügen, dafs dies häufige Vorkommen von Höhlungen in der Oberfläche des abwitternden Granites vielleicht ebenso sehr auf eine ursprüngliche Anlage bei der Festwerdung der Granitmasse, vielleicht in der Herausbildung feindrusig-lockerer Partien zurückzuführen ist, wie in umgekehrtem Sinne die kuglige Auswitterung, welche man sich als Abrundung einer Art entstehen, durch festeren Zusammenhalt der inneren Teile bedingenden Struktur vorstellen kann.

Heidelberg. Dr. A. Sauer.

Fr. G. Jacob, Die Ortsnamen des Herzogtums Meiningen. Kesselring'sche Hofbuchhandlung, Hildburghausen 1894.

Meiningen, aus verschiedenen Gebieten zusammengewachsen und in getrennten Stücken über das heutige „Thüringen" sich erstreckend, im Gebiete der Werra bis in das der Saale, mufs einen durchgreifenden Unterschied in seinen Ortsnamen zeigen, da im Osten ein Gebiet liegt, wo im Mittelalter Slaven siedelten oder mit den Deutschen durchstrangen, während der Westen fränkisch ist. Der Verfasser scheidet die beiden Gebiete gut und genau, bleibt aber stets innerhalb der politischen Grenzen des Herzogtums, so dafs ein Gesamtbild der Abgrenzung beider Gebiete nicht erzielt wird, was nur unter Heranziehung der Ortsnamen der Nachbarstaaten sich ermöglichen läfst. In der Einteilung werden die allgemeinen Grundsätze der Ortsnamendeutung kundig entwickelt, es folgt die Aufführung der reichen benutzten Litteratur, woran sich die Ortsnamen, zunächst die deutschen, dann die slavischen, unter steter Berücksichtigung urkundlicher Formen schliefsen. Man wird sich bei den Namendeutungen fast durchweg auf die sichere Führung des Verfassers verlassen dürfen. Wir vermissen in der benutzten Litteratur nur die schöne Abhandlung von Seelmann über Nordthüringen und Ortsnamendeutung auf Arbeo im Niederdeutschen Jahrbuche XII.

Im einzelnen sei folgendes bemerkt. Ob die Ortsnamen auf -wind (8. 159) auf die Arbeit beliebigener Wenden zurückzuführen seien, bedürfte näheren Nachweises, da sie auch aufserhalb des Gebietes vorkommen, wo überhaupt noch an slavische Gefangene gedacht werden darf und mundmal mit „schwenden" (Waldabtreiben) zusammenhingen. In der Lausitz sind die wendischen Dörfer keine Rundlinge (8. 131) und die verhältnismäfsig sehr spät entstandenen, häufigen Wechsel unterworfenen (vergl. z. B. die Altenburger) Volkstrachten, Kopftücher (auf die S. 132 hingewiesen wird), verdienen keine Beachtung, wo es sich um Feststellung ehemals slavischer Bewohner handelt. Druckfehler: gälisch wiederholt statt gaelisch und Safaric statt Šafárik. R. A.

William Martin Conway, Climbing and Exploration in the Karakorum Himalayas. With 300 illustrations by A. D. M'Cormick and a map. T. Fischer Unwin, London 1894. Preis 31 Schilling 50 pence.

Für die Bergsteiger eröffnet sich ein neues grofsartiges Feld der Thätigkeit im höchsten Gebirge der Welt. Das Werk ist dort schwieriger als in unsern Alpen und bringt frische Ausbeute für die Wissenschaft; wenn für einzelne die Kosten zu grofs sind, so mögen Gesellschaften eintreten und ihre Mitglieder aussenden. Die grofsartige Expedition, die von Conway hier geschildert wird, nahm im ganzen nicht mehr als ein halbes Jahr in Anspruch, aber von dieser Zeit wurde nicht weniger als die Hälfte in Eis und Schnee zugebracht — danach mag man die ganzen Verhältnisse bemessen und einen Mafsstab gegenüber unsern Alpenbesteigungen finden. Abgesehen davon hat aber Conway, wie schon ein Blick auf die Karte zeigt, viel neues für die Vermessung der ungeheuren Bergregion Kaschmirs gethan, und die Forschungen Godwin Austens und Younghusbands wesentlich erweitert. Hervorgehoben mögen hier auch gleich die Abbildungen des Werkes werden, die allerdings zum Teil auf „Sensation" berechnet sind, aber doch ein vortreffliches Bild jener Region geben, in welcher, wie Conway sagt, „eine völlige Verschwendung von grofsartiger Scenerie" herrscht. Er spricht sogar von „Einförmigkeit der staunenswerten Erhabenheit", nichts gewöhnliches unterbrach die prachtvollen Bilder. Bergmassen, in reinsten Schnee gekleidet, erhoben sich von Pinteaus, die noch höher wie der Gipfel des Montblanc waren, und dieser europäische Bergriese selbst sank zum Zwerge herab neben den Riesen des Karakoram. Schneefelder dehnten sich in den Thalmulden aus vom Umfange wie ein See; die mit den gefährlichsten Spalten durchrissenen Riesengletscher zogen sich wie gewaltige Schlangen in die Thäler herab, begleitet von ungeheuren Moränenwällen. Conway glaubt, dafs viele Thäler im Laufe der Jahre von Schuttmassen ausgefüllt wurden, welche eine Tiefe von 2000 m aufweisen! Beständig donnern die Lawinen von Schnee, Eis und Steinen, die in manchen Couloirs eine tage-, wochen-, monatelang dauernde Kanonade ununterbrochen aufführen. Das Gestein aber, das die Gletscher in die Thäler hinabführen, wird unten von den wütenden Bergströmen zermalmt und verrieben und fortgeführt nach Indien, wo es die Felder des Pandschab befruchtet. Weit gefährlicher als in Europa sind die Gletscher des Karakorams, da sie über die Köpfe aufgerichteter Schichten laufen, am interessantesten aber erscheinen die Schlammlawinen, die mehr als einmal beobachtet wurden. Der Damm eines aufgestauten Bergsees bricht und reifst mit unwiderstehlicher Gewalt alles Erdreich mit sich fort und spielt mit riesigen Felsblöcken wie mit Strohhalmen.

Das ist in flüchtigen Zügen die Scenerie, in welche der von der indischen Regierung unterstützte Mr. Conway eindrang. Zurbriggen, ein Alpenführer, war ihm ein wackerer oft lohnend erwiesener Gefährte. Der flotte Zeichner M'Cormick ist nicht zu vergessen oder der Offizier Bruce, ein herkulischer Mann, welcher gelegentlich die Gefährten auf den Schultern durch reifende Wildbäche trug. Gurkhasoldaten waren zum Schutze beigegeben und ernstlige Kulis trugen die Lasten, ein elendes, schlecht bekleidetes, stets heulendes und frierendes Volk. Viel Schwierigkeit machte die Verso rgung mit Nahrungsmitteln, denn Wochen und Monate war man vom nächsten bewohnten Orte fern, Brennstoff nicht vorhanden. Das Kerosinbrennöl ging zu Ende wie Thee, Zucker und Tabak, und dabei lagerte man in Höhen wie der Montblanc und einmal bei 6000 m in dünnem Zelten. Die Kälte wurde weniger schwer ertragen als der fürchterliche Sonnenbrand, und was das Wetter betrifft, so war es im Karakorum meistens ähnlich. Schneefall und Schneeverhüllen machten manchen Anstieg, oft mufste die Expedition tagelang still liegen.

Mit der Überschreitung des Barsilpasses an der neuen Strafse von Srinagar nach Gilgit beginnt das romantische Interesse an der Expedition. An sich nicht schlimm, ward er schwierig durch die dicke Decke von weichem Schnee und die fürchterliche Hitze; Sonnenstich kam vor, nie waren wir gereizter und von gewaltigem Durste gequält, als sie Gilgit erreichten; nicht ein Tropfen Wasser befand sich mehr in ihren Flaschen, während man tief unten in mundgängigen Schluchten die Bergwasser rauschen hörte. Nervöse Leute dürfen nicht bis Gilgit vordringen, denn ehe man diesen Ort erreichte, waren verschiedene Hunde oder Rindenschlürfen zu passieren, die eigentlich für Seiltänzer bestimmt, bei den abgehärtetsten ein Grauen erregten. Und an andern Gefahren hat es nicht gefehlt; Conway und Zurbriggen wurden von einer ungeheuren Lawine gestreift, der, als die erste kaum niedergegangen war, eine zweite folgte, welche eine Breite Steinblöcke hinwegfegte; nur wie durch ein Wunder wurde ein Begleiter, Rondebush, der in eine Gletscherspalte eingebrochen war, gerettet, und wenige Tage nach diesem Ereignis beobachtete man den Niedergang einer Schlammlawine, welche einen längeren Aufenthalt an den Ufern eines Nullah verursachte. „Es war ein fürchterlicher Anblick. Der Schlamm rollte ungeheure Felsmassen den Schlund abwärts, indem er sie wie kleine Kiesel durcheinanderwirbelte; sie stopften sich und hielten den schlammigen Strom zurück, so dafs er zu stauen begann. Jeder der ungeheuren Blöcke, welche die Vorhut der Schlammlawinen bildeten, wog viele Tonnen, die gröfsten hatten einen Inhalt von 10 Kubikfufs.

Digitized by Google

Die Massen, die diesen folgten, erfüllten die Nullah 13 m breit und 5 m tief.

Von Gilgit aus drang Conway nördlich in die Thäler der Hunzas und Nagyrs ein; diese erst kürzlich von den Engländern unterworfenen Stämme nahmen ihn freundlich und gastfrei auf. Über ihre Zukunft stellt Conway ungünstige Betrachtungen an. Es klingt merkwürdig: sie wurden Räuber, weil sie ehrlich und fleißig waren und das ging so zu: Das Gemeinwesen dieser Bergvölker war vortrefflich geordnet und jeder Zoll breit fruchtbaren Landes zwischen den Felsen und Strömen war gut bebaut; Kanäle waren an den Berghängen hier mit großer Kunstfertigkeit gebleitet, um den Boden zu bewässern. Dieser aber, so weit er ertragfähig, ist sehr beschränkt und als die fleißige Bevölkerung anwuchs, vermochte er sie nicht mehr zu ernähren, so daß sie zu räuberischen Zügen in die Nachbargebiete veranlaßt wurden, nur um leben zu können. Jetzt, seit die britische Oberhoheit besteht, hören diese Raubzüge auf. Da aber die Hunzas sich fortgesetzt vermehren, sind sie vor die Wahl des Verhungerns oder Auswanderns gestellt. Was die Pässe nach den Pamirsteppen und dem Dache der Welt betraf, so verhielten sie sich merkwürdig geheimnisvoll gegenüber den Fragen Conways, wenn sie auch sonst freundlich waren. Über den Hisparpaß, den er kreuzen wollte, gaben sie zögernd die Auskunft, er sei durch ungeheure Eiswälle gesperrt. Er erreichte ihn trotz der Abmahnungen und ersetzte denselben in langwieriger, aber nicht gefährlicher Arbeit, um oben durch die grofsartigste Aussicht, die er je genossen, belohnt zu werden. Von hohem Interesse ist auch die Begehung des großen Baltorogletschers und die Ersteigung des „Krystallpiks", wie Conway ihn taufte. Er schaute dort in ein Amphitheater, ähnlich wie vom Gorner Grat, mit einem Berge, den er den „Goldenen Thron" nannte, ähnlich dem Monte Rosa gestaltet, nur schöner und weit grofsartiger. Dort oben, in 5890 m Höhe schmauchte er, ohne irgend Unbehagen zu fühlen, sein Pfeifchen, wie er überhaupt auf der ganzen Expedition nur wenig von der grofsen Höhe zu leiden hatte.

London. Dr. Reynold.

Aus allen Erdteilen.

— Die Rolle der Mikroben im Menschenleben (le rôle des microbes dans la société), ein bei der heutigen Bacillenfurcht recht zeitgemäßes Thema, besprach Dr. Capitan in der feierlichen Sitzung zu Ehren von Broca der Pariser anthropologischen Gesellschaft am 14. Dezember 1893. Nach einem eingefügten Ausspruch des gefeierten Meisters ist unsere Erde „nicht ausdehnungsfähig" und der Stoff beschränkt. Es ist daher, wie der Redner seiner aus beiden Geschlechtern gemischten Zuhörerschaft auseinandersetzte, von grofser Wichtigkeit, dafs abgestorbene Körper möglichst rasch in ihre Bestandteile zerfallen, damit wieder Stoff für neu erblühendes Leben entsteht. Ohne Mithilfe der kleinsten, einzelligen Pflanzen wäre dies nicht möglich, der organisierte Stoff würde nutzlos in unlöslichen Verbindungen aufgespeichert bleiben. Außer Luft und Wasser braucht der Mensch zur Erhaltung des Lebens auch feste Nahrungsmittel, bei deren Verdauung die in unzähligen Mengen im Darmschlauch lebenden Mikroben unentbehrlich sind. Aber auch die Zubereitung der wichtigsten Speisen und Getränke brächte der Mensch ohne Beihilfe dieser kleinsten Lebewesen nicht zu stande; ohne Hefe und Sauerteig, d. h. ohne lebendige Gährungserreger, gäbe es keinen Wein, kein Bier, keinen Essig, kein Brot, keinen Käse und dergleichen. Auch unter dem Boden arbeiten diese kleinen Wichte für uns, indem sie die Spaltung der mineralischen Bestandteile verursachen und dadurch das Wachstum der Pflanzen befördern; die Pflanzenwelt aber bildet die Voraussetzung für alles tierische Leben auf unserem Erdball. Auf der andern Seite bilden aber die mit unglaublicher Geschwindigkeit sich vermehrenden und überall in Luft, Wasser, Boden sich findenden Bakterien auch eine Gefahr für uns, indem sie als stürmende Schmarotzer in unsere Säfte eindringen und die gefürchteten Infektionskrankheiten, Cholera, Typhus, Diphtherie, Tuberkulose und andere hervorrufen. Zu unserem Troste aber sei gesagt, dafs unser Körper mit Schutzvorrichtungen gegen die zahllosen Heere dieser kleinsten Feinde ausgestattet ist. „Unser Leib", sagt der französische Arzt Bouchard, „ist eine Festung, die Mikroben laufen Sturm, und der entstehende Kampf ist die Krankheit." Ein völlig gesunder und unverletzter Körper ist gegen alle Bakterienanfälle gefeit, erst wenn durch andere Ursachen „Bresche gelegt" ist, kann der Feind eindringen. „Man wird nur krank" (d. h. an einer Infektionskrankheit), hat der gleiche Arzt gesagt, „wenn man schon nicht mehr ganz wohl ist." Die Hygiene hat daher eine doppelte Aufgabe, sie mufs zuerst die Gesundheit im allgemeinen fördern und dann den Erregern der Ansteckung zu Leibe gehen.

Indem die Bakterien zumeist die Schwächlichen als Opfer fordern und die Kräftigen leben lassen, üben sie eine vorteilhafte Auslese im Gegensatze zum Kriege, der auch die blühende Kraft nicht verschont. So ist die Wirksamkeit der Bakterien eine unendlich vielfältige, bald nützliche, bald schädliche, im ganzen aber, so schlofs der Redner, darf man sagen: „sie sind unentbehrlich für das menschliche Leben".

L. W.

— Die bislang herrenlose Neckerinsel, 380 km westlich von den Hawaiischen Inseln, ist am 25. Mai 1894 durch den Dampfer Ewalani förmlich für die letzteren in Besitz genommen worden. Als Grund darf angesehen werden, dafs das beabsichtigte Pacifikkabel zwischen den britischen Besitzungen in Australien und Nordamerika über diese Insel geführt werden soll, um die unter amerikanischem Einflusse stehenden Hawaiischen Inseln zu umgehen. Die Neckerinsel wurde 1786 von La Pérouse entdeckt und benannt; sie ist nur 2 km lang, fällt steil ins Meer ab und an der höchsten Stelle 84 m hoch. Sie trägt blofs Gras und ist von Seevögeln bewohnt. Der Ankerplatz liegt an der Nordwestseite und rings um die Insel zieht sich eine ausgedehnte Bank hin.

— Dr. M. Uhle bei den Uru in Bolivia. Über diesen aussterbenden Indianerstamm hat Herr Karl Kühne in Charlottenburg im Globus, Band 64, S. 219, einige Nachrichten gegeben. Dem eben genannten Herrn verdanken wir jetzt folgende briefliche Notiz des gegenwärtig Südamerika zu ethnographischen Zwecken bereisenden Dr. M. Uhle. Er schreibt aus La Paz: „Die Uros habe ich fest, aber nicht die am Desaguadero, die, wie mir Herr Dun, Besitzer der Kokkeinminen von Lampujaha am Titicacasee, sagt, noch existieren — vielleicht gehe ich mit ihm dahin — sondern die von Chipaya von der Laguna Coipasa. Ich habe wenigstens ihre Sprache aufgenommen, über 400 eigene Wörter und ein ziemlich genaues grammatisches System — ganz verschieden von Aymara und Ketschua und den brasilianischen Sprachtypen ähnlicher."

— Erzlagerstätten und Metallproduktion Finnlands. Goldwäscherei wird am Ivabofluß in Lappland und seinen südlichen Nebenflüssen betrieben, wo zumeist in verlassenen Teilen des Flußbettes relativ sehr goldreicher Sand (0,00014 Prog.) angeschwemmt wird. Angelaufe 1870 bis 1889 361 000 g in Werte von rund 1 155 000 finn. Mark. See- und Sumpf- (Rasen-) eisenerze vorzüglich im Osten des Landes ergaben 1890 das Ausbringen von 492 200 t Roheisen, während die Magneteisenerze vorzüglich im Süden und Südwesten Finnlands nur 16853 Tonnen Gufseisen ergaben. Die jährliche Eisenproduktion in dieser Zeit erreichte also den Wert von rund $1^1/_2$ Millionen finn. Mark. Soweit Aufzeichnungen zurückgehen, lieferten die finnländischen (Magnet-) Eisengruben 61537 Tonnen Gufseisen; die Gesamtproduktion an Kupfer schätzt man auf 16367 Tonnen im Werte von etwa 21 Mill. Mark. Die beiden Hauptfundstätten von Kupfererzen, das nahezu erschöpfte Bergwerk von Orijärvi und das ausstreichende von Pitkäranta behandeln Tigerstedt ausführlich und legt in Tafel VI und VII geognostische Karten derselben vor. Die Erzbildung an beiden Orten erfolgte durch Infiltration von unten her, erregt aber in Pitkäranta durch ihre regelmäßige Anordnung den Schein normaler Erzlager. In Orijärvi erscheint das Erz in Drusen und Stöcken; Tafel VIII veranschaulicht eine hier vorkommende Höhle. An anderen Orten begegnen Kupfererze auch in Gangform, z. B. in Hokka im Nordosten des Landes. Eruptive Druseninbildungen sind die Eisenerze von Wäliniäki, nördlich vom Ladoga u. a. Unerheblich sind die Vorkommen von Silber und Zink, deren Erze sich auch in Orijärvi finden. Finnland produzierte also verschiedenerlei Erze unter sehr wechselnden Lagerungsverhältnissen, aber durchaus in geringen Mengen. (A. Tigerstedt; Om Finlands malmförekomster. Vet. Medd. af geogr. Föreningen i Finland, N. 1892/93. 8. 79 bis 96. Mit vier Tafeln und deutschem Auszug.)

Herausgeber: Dr. R. Andree in Braunschweig, Fallerslebertor-Promenade 13. Druck von Friedr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FOR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DER ZEITSCHRIFT „DAS AUSLAND".

HERAUSGEBER: Dr. RICHARD ANDREE. VERLAG von FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXVI. Nr. 2. BRAUNSCHWEIG. Juli 1894.

Die Abchasen.

Eine ethnographische Skizze von N. v. Seidlitz. Tiflis[1]).

I.

Die Abchasen, die mit den Adighen (Tscherkessen) zur westkaukasischen Gruppe der kaukasischen Völker gehören, haben nach Dr. Pantinchow[2]) einen kleineren Wuchs, kleineren Kopf und schlechtere physische Entwickelung als ihre südlichen Nachbarn, die Ssamursakaner, sowie die am Nordabhange der kaukasischen Hauptkette noch sitzen gebliebenen Adighe. Ihr Wuchs, zwischen einem Minimum von 1490 und Maximum von 1840 mm schwankend, zeigt ein Mittel von 1648 bis 1650 mm. Im allgemeinen an den semitischen Typus der Araber erinnernd, bilden die Abchasen ein Gemisch mit unbekannten, grofsköpfigen, helläugigen Völkerschaften. Am gröfsten erweisen sich die schwarzäugigen Individuen (1672 mm), dann die grauäugigen (1670), am kleinsten die blauäugigen (1644 mm). Die Hautfarbe der Abchasen ist verschieden, im Mittel matt gebräunt, ohne Röte.

Die Abchasen waren schon im Altertum, Plinius (29 bis 70 n. Chr.), und Arrian (100 bis 160) als Apsilen, den ältesten grusinischen Chroniken als Aphschili[3]) und Aphsaari bekannt, während sie sich selbst Apheuua, ihr Land Aphssu nennen. Die grusinischen Chroniken bezeugen, dafs St. Simon, der Chananäer, mit dem Apostel Andreas, das Christentum predigend, zusammen nach Adsharien (dem heutigen Batumer Bezirk) gekommen sei, von hier sei Andreas nach Mess-chetien (Achalzich), Simon, der Chananäer, aber nach Imeretien und Abchasien gezogen. Nahe der Mündung des Flüfschens Pas-chyrts-cha, im alten Anakopia, wo der letztere begraben wurde, 25 Werst westnordwestlich vom heutigen Suchum, an der Küste des Schwarzen Meeres, gab es im Jahre 1859 noch die Ruinen einer schönen alten Kirche Simons des Chananäers, an deren Stelle 1879 von Mönchen des Athosklosters ein neues grofses, von der Regierung mit Ländereien dotiertes Kloster errichtet wurde. Aus den Berichten der Byzantiner erfahren wir von der frühzeitigen Ausbreitung des Christentums in Abchasien, das daselbst, wenngleich mit heidnischen Anschauungen versetzt und in letzter Zeit vom Islam stark bedrängt, sich bis auf den heutigen Tag erhielt. Die genaueste Auskunft giebt uns Procop von Caesarea, der, als geborener Kappadocier und Geheimschreiber des im Kaukasus zu Felde gezogenen Belisarius, gut über diese Gegenden, sowie über die Politik der Byzantiner unterrichtet war. Von ihm erfahren wir, wie der Kaiser Justinian (im vierten Jahrhundert n. Chr.) die noch heute bestehende herrliche Kirche von Bitschwinta (Pizunda) errichtete; gleichzeitig, dafs er nach Abchasien einen seiner Palastеunuchen, einen geborenen Abchasier, in dessen Heimat sandte, wo er dem schmählichen Handel mit verstümmelten Knaben ein Ende machen sollte. Die Kirche von Bitschwinta spielte in Abchasiens Geschichte, das überhaupt an bedeutenden alten Kirchen sich reich erweist, eine wichtige Rolle. Hier, wo der Katholikos von Abchasien schon seinen Sitz hatte, nahm auch der abchasische Eristaw (Volkshaupt, Regent eines Landesteiles, wörtlich in grusinischer Sprache), Leo II., seine Residenz, als er sich vom grusinischen Könige Dshuanscher, von dessen Schwächung durch den zweimaligen Überfall der arabischen Heere Nutzen ziehend, lossagte und im Jahre 786 den Titel eines Königs von Abchasien annahm. Unter Bagrat III. (980 bis 1014), der von seiner Mutter Guranduchit, einer Tochter des abchasischen Königs Georg II., die Krone von Abchasien, wie von seinem Vater die von Grusien erbte, wurden beide Reiche vereinigt, worauf Abchasien in den Hintergrund trat.

Durch Auswanderung in die Türkei sind die Abchasen in den letzten Jahrzehnten sehr bedeutend an Zahl geschwunden. Heutzutage giebt es deren im Kutaïser Gouvernement blofs 30000 Seelen, wenn wir nicht die ebenso viel betragenden Ssamursakaner dazu zählen wollen, wie es einige Berichterstatter thun, während andere letztere zu den Mingreliern stellen. Von jenen 30000 Seelen sind 1500 seit dem letzten Kriege in die Stadt Batum und deren Bezirk übergesiedelt. 10000, den Abchasen stammverwandte Absasiner, wohnen endlich im kubanischen Landstriche, vorzüglich im Kreise von Batalpaschinsk.

I.

Der Abchase. Sein Charakter. Raub und Diebstahl. Beredsamkeit. Blutrache. Vaterlandsliebe. Gastfreundschaft. Artigkeit.

Der Abchase ist, wie schon gesagt, von mittlerem Wuchs, hager, von dunkler Hautfarbe, meist mit schwar-

[1]) Nach einem in der Kaukas. Sektion der Russ. geogr. Ges. von Herrn Dshana-Schwili gehaltenen Vortrage mit Zuziehung anderer Quellen.

[2]) Anthropologische Beobachtungen im Kaukasus. Schriften der Kaukas. Sektion der K. Russ. geogr. Ges., XV, Tiflis 1893, 8. 152. 8°. Mit 10 Tafeln Typen und 4 Tafeln Umrissen von Schädeln, Nasen, Händen und Füfsen.

[3]) Erwähnen wir hier gleich, dafs das im Abchasischen, wie im Griechischen sehr häufige p h nicht als f zu lesen ist, sondern, beide Laute gesondert, als p h.

Digitized by Google

zen Haaren und Augen. Furchtlos, verwegen und stolz, ist er gleichzeitig unbeständig und ungemein auffahrend. Von den ältesten Zeiten an galten die Abchasier für die furchtlosesten und verwegensten Räuber, die auf ihre Nachbarn beständig Überfälle machten. Auch heutzutage sieht der Abchase, ob jung, ob alt, ob Mann, Weib oder Kind, hoch oder niedrig, Diebstahl für Kühnheit an. Beim Diebstahle bethätigt der Abchase seine Wortbrüchigkeit. Scheinbar die besten Freunde nehmen keinen Anstand, sich gegenseitig zu bestehlen, und in Abchasien ist es keine Seltenheit, wenn der Bruder den Bruder, der Vater den Sohn, der Sohn den Vater bestiehlt. So kam es vor, dafs der Abchase, nachdem er in dunkler Nacht das Pferd seines Nachbar gestohlen, es fortgetrieben und gegen ein anderes vertauscht hatte, am Morgen nach Hause zurückgekehrt, als Lärm über den Diebstahl erhoben wurde, als erster sich beim bestohlenen Nachbar mit Beileidsbezeugungen einfand, gleichzeitig mit den andern Flüche gegen den Dieb schleuderte und wuthschnaubend, in Gesellschaft der andern, dem Diebe nachsetzte.

Die Blutrache ist noch bis auf den heutigen Tag in Abchasien verbreitet. Bei Ausübung derselben spielte die Herkunft eine grofse Rolle. Wenn z. B. ein Fürst einen Bauern erschlug, so hatten die Verwandten des letzteren kein Recht, das Blut des Getödteten an seinem Mörder zu rächen, da ja „das Blut der Bauern dem der Fürsten nicht gleich ist". Daher mufste, an Stelle des fürstlichen Mörders, sein Erzieher das vergossene Blut verantworten. Die Pön für das Blut eines Bauern, Edelmannes und Fürsten war nicht gleich, und dieses trotzdem, dafs in Abchasien die persönlichen Verdienste eines Menschen besondere Aufmerksamkeit auf sich zogen. Das Blutgeld wurde nach Spannen bestimmt: eine Seele (Mensch) vom Wuchse von vier Spannen, galt 30 Kühe oder 30 Rubel Silber, von fünf Spannen 50 Kühe oder 50 Rubel, von sechs Spannen 70 Kühe oder 70 Rubel. Wenn nun beispielsweise das Blut eines Bauern für fünf Menschenseelen geschätzt wurde, so galt das des Edelmannes dreimal, das des Fürsten fünfmal mehr, als das des Bauern. Als Beigabe wurden noch Waffen und Kleider zugefügt. Gezahlt wurde in Kühen, Ziegen, Schafen und Bienenstöcken, deren Wert nach dem der Kühe berechnet wurde.

Wenn der Preis der Kühe zur bestimmten Frist nicht bezahlt wurde, so wurden zu Ende des Jahres statt des Preises von vier Spannen deren fünf, statt fünf deren sechs, und statt sechs schon sieben angeschrieben, so dafs die überhaupt bedeutende Schuld sich noch vergröserte und sich als schwere Last auf den Schuldner legte. Übrigens bestand bei den Abchasen ein ausgezeichneter Brauch, dem zahlungsunfähigen Schuldner zu Hilfe zu kommen; der letztere brauchte blofs anzusprechen, dafs er „Blut schulde", und Jedermann brachte sein Scherflein zur Tilgung der Schuld.

Als bestes Mittel zur nötigen Befriedigung des eine Blutschuld Sühnenden galt folgender Brauch: Ein Verwandter des Todtschlägers richtete ein Fest an und lud durch Vermittler den Blutsühnenden oder dessen Sohn ein. Hier genügte es, den Bluträcher zu bewegen, mit seinen Lippen die Brust der Frau oder Mutter des Schuldners zu berühren, damit, infolge dieses Aktes allein, zwischen den Streitenden sich ein ewiger und unverbrüchlicher Friede einstelle. Wenn aber der Bluträcher sich nicht zufrieden gab und zur Festlichkeit nicht erschien, so suchte die Gegenpartei seinen Sohn oder nahen Verwandten zu stehlen oder auf andere Art zu sich ins Haus zu locken. Wenn dieses gelang, so kam der Friede nolens volens doch zu stande, da das Tödten eines Erziehers für Schändung „der Brust" galt, was schon keinenfalls der Würde eines Waghalses entsprach.

Vaterlandsliebe ist im Abchasen im höchsten Grade entwickelt und wenn manche Leute sagen: „ubi bene, ibi patria", so betet der Abchase dagegen: „über Abchasien geht auf der Welt kein Land; Gott erhalte Abchasien". Wie in Leid, so in Freud wiederholt er dieses Gebet.

Die Gastfreundschaft wird in Abchasien, wie bei allen alten Völkern, heilig gehalten. Der Abchase ist überzeugt, dafs ein jeder Gast sieben „baraka" (Segen, Reichtümer) mit sich trage, von denen einer beim Gastgeber verbleibe, während Gott dem Gaste den fehlenden Segen wieder ersetze. Der ärmste Abchase sucht den Gast möglichst gut zu bewirten, und wenn der Abchase einen Wanderer erspäht, der abends auf dem Feldwege vorübergeht, so ruft er ihm sogleich: „bsiala wahbeit" — „schön euch zu schauen!" zu. Dann beginnt er den Begegnenden zu sich zu laden: „kommst bei mir vor, rohet aus; wohin wollt ihr gehen? bleibet bei uns über Nacht und früh morgens setzt euren Weg fort". Wenn aber der Reisende die Einladung nicht annimmt, so geht er seines Weges, dazu sprechend: „nbeicht" (werde reich, ich danke). Das Gastrecht schützt den Wanderer selbst vor der Blutrache, ist er einmal zu Gast, darf niemand ihn anrühren.

Ganz abgesehen von der Gastfreundschaft, ist der Abchase auch sonst sehr artig und aufmerksam, besonders gegen höher stehende oder ältere Leute. Solches erhellt aus mehreren der anzuführenden Beispiele.

Vor dem Zusichnehmen von Speise waschen sich die Abchasen gewöhnlich die Hände. Dieses Händewaschen findet nach dem Range statt; es beginnt vom ältesten und endet mit dem jüngsten aller Schmausenden. Eben solche Reihenfolge findet beim Zechen statt; doch bleibt hier auch der älteste nichts schuldig, anfangs entsagt er seiner Reihe und schlägt die auf ihn folgende Person vor, mit dem Weintrinken und Händewaschen zu beginnen. Solches erfordert der Brauch der Artigkeit. Selbstverständlich sagt sich der Jüngere unbedingt von der vorgeschlagenen Ehrenbezeugung los. Endlich nimmt der erste (älteste), nach zahlreichen gegenseitigen Mahnungen und Komplimenten, denuoch die Einladung an. Weiter findet dieselbe Ceremonie zwischen dem zweiten und dritten, zwischen dem dritten und vierten u. s. w. statt; hierbei müssen, während die älteren die Hände waschen, die jüngeren stehen. Hier findet wieder die Ceremonie des Beredens, dafs sie sich setzen möchten, statt, wenn aber die Eingeladenen diesen Aufforderungen nicht nachkommen und zu stehen fortfahren, so hält es auch der älteste für ungebührend, sitzend die Hände zu waschen — und steht auf. Mit eben solchen Ceremonien wird die Frage entschieden, wer von zweien als erster die Schwelle überschreiten und ins Haus eintreten soll. Ebenso mufs, wenn im Walde sich zwei Reiter begegnen, von denen der jüngere etwas dem älteren mitzuteilen hat, jener vom Pferde steigen und stehend reden, wobei freilich der ältere ihn dringend bittet, seinen Vortrag, ohne abzusitzen, zu halten.

Auch die Redeweise des Abchasen bezeugt seine Artigkeit. Im Gespräche benutzt er häufig die Worte: Ich bitte, deine Krankheit komme auf mich[4]), möge ich zum Opfer deiner Krankheit werden, als Opfer an deiner statt, möge ich mich an dem Orte, wo du liegst, herumdrehen, u. s. w.

[4]) Es ist dieses buchstäblich die alltäglich benutzte Bitte oder Artigkeitsredensart der Grusiner: scheni tscheri mé.

Digitized by Google

Infolge jener letzteren Redensart umgeht die Abchasin, wenn sie ihren kranken Zögling oder lange nicht gesehene Menschen besucht, dreimal denselben mit den Worten: uzge uzuge sseisgat", d. h. möge ich deine Krankheit, dein Unglück fortnehmen.

Der Abchase besitzt für jeden Fall des Lebens eine besondere Begrüßung, in welcher der Wunsch des Wohlseins, der Kraft, des Sieges, der Vermehrung, des Vorteils ausgesprochen wird. So giebt es ein Repertorium aller möglichen abchasischen Begrüßungen selbst speciell für den Fall mit Leuten, die zum Pferderennen ziehen, angespitzte Begrüßungen des Anrichters dieser Rennen und dergleichen mehr. Und dieses ist völlig verständlich und natürlich für ein Volk, bei dem, wie bei den Abchasen, Pferd und Waffen von Kindesbeinen an ihre Liebhaberei bilden. Kinder von Lenten der höheren Stände werden schon in den ersten Lebensjahren zu ausgezeichneten Reitern und Waffenträgern. Pistole, Kinshal (Dolch), Schaschka (Säbel), Messer und ein ganzes Arsenal von Waffen umringen beständig jeglichen Abchasen, der keinen größeren Genuß kennt, als von Kopf bis zu Fuß bewaffnet, einen Filzmantel (Burka) umgeworfen, mit Altersgenossen ein fröhliches Lied singend, zu Felde zu ziehen.

Außer dem Pferderennen und dem Dshirit (Spießwerfen), sind im Leben der Abchasen noch von Wichtigkeit das Ballspiel, das Arkil-riki und Steinewerfen. Die Volksmusik und Poesie der Abchasen sind sehr arm. Das einzige Musikinstrument der Abchasen dabei war, wie die Benennung bezeugt, von den Grusinern entlichen, der atschangur (grusisch tschonguri), eine dreisaitige Laute. Die abchasische Versifikation beruht größtenteils auf Alliteration.

II.

Das häusliche Leben der Abchasen. Die Familie. Die Stellung des weiblichen Geschlechtes.

Das ganze Hauswesen des Abchasen trägt einen solchen Stempel der Einfachheit, daß alle Hausgeräte, mit Ausnahme der eisernen Sachen, vom Abchasen selbst aus dem Materiale, das er unter der Hand hat, hergestellt wird. Das Schmiedehandwerk, das schon einige specielle technische Fertigkeiten erfordert, ist besonderen Meistern überantwortet. In jedem Dorfe giebt es zwei, drei Schmiede, die alles dem Abchasen Nötige aus dem ihnen gebotenen Stücke Eisen herstellen. Die Schmiede genießen besondere Achtung in der Gemeinde und ihr Handwerk selbst ist in den Augen des Abchasen mit einem Schimmer der Heiligkeit umgeben. Dagegen gilt Handel für eine ehrlose Beschäftigung, daher die Abchasen selber sich nicht mit ihm befassen; doch bei einiger Entwickelung dieser Thätigkeit fänden die Abchasen wohl Gegenstände zum Absatze. So sind z. B. die Abchasinnen sehr geschickt in Anfertigung aller möglichen häuslichen Arbeiten, bereiten aus Schaf- und Ziegenfellen Safian (znsch), der den Fremden sehr gefällt und in Abchasien im Sommer als Bett dient. Die Männer stellen aus Holz und Horn ausgezeichnete Löffel her. Viele Jäger tödten sieben bis acht Bären im Jahre, verkaufen aber die Häute nicht. Überhaupt beruht aller Handel in Abchasien auf Tausch, ohne Anwendung von Geld.

Als vornehmste Nahrungsquellen der Abchasen stellen sich Feldbau, Viehzucht und teilweise auch Bienenzucht heraus. In den Vorbergen besitzen die Abchasen häufig bis 200 und mehr Bienenstöcke. Heutzuge säen die Abchasen Mais und selten Weizen. Vor einigen Jahren noch galt Hirse (ghomi) als vornehmstes Getreide, das aber jetzt ganz durch den Mais verdrängt ist. In beschränkter Menge, blos zum häuslichen Bedarfe, säen sie noch Tabak, Baumwolle, Lein, Hanf und Küchenkräuter.

Den Hauptreichtum des Abchasen macht sein Viehstand aus; nach der Meinung des Abchasen bildet das Vieh den Hauptbehelf des menschlichen Lebens, es ist sein Ernährer, Erhalter und Bewahrer. Seiner Anschauung nach ist das Leben eher ohne Brot, als ohne Vieh möglich; eine solche Ansicht ist besonders in Bezug auf die Hirten begründet, welche fast ausschließlich sich von Fleisch und Milch nähren. Zur Fütterung seines Viehes, oft blos von zwei, drei Köpfen, siedelte, wenn das Gras an einem Orte abgeweidet war, der Abchase auf einen andern Ort über, wo solches leichter zu finden war, und führte dabei seine geflochtene Hütte (phazcha) mit hinüber. So war es bis zum letzten orientalischen Kriege, seitdem aber richtete der Abchase sein Hauptangenmerk auf den Anbau von Mais, dessen Ausfuhr sich von Tag zu Tag vergrößert.

Die Bauart der abchasischen Hütte (phazcha) ist höchst einfach, ihrer Form nach ist sie rund oder viereckig. Die Wände der phazcha steigen schräg aufwärts und werden aus dünnen Haselruten zusammengeflochten, auf sie stützt sich ein kegelförmiges Dach, von oben ist der Kegel mit Weidenruten zusammengebunden; die Stangen sind an Pfählen befestigt. Dieses primitive Gebäude wird mit Farnkraut, Schilf, Trespen oder Windhalm (Agrostis vulgaris) gedeckt.

Eine andere Art phazcha, die ihrer Form nach ein unregelmäßiges Viereck darstellt, wird in folgender Weise hergestellt. An der Thür der Vorderhütte sind in die Erde zwei Kastanienpfähle in die Erde so eingerammt, daß ihre oberen Enden zusammenkommen. Die Abchasen nennen sie amakratl-chkwa (Schere). An der dieser „Schere" entgegengesetzten Seite ist ein Pfahl eingerammt; auf ihn und „die Schere" ist ein Sparren hinübergelegt, der das Dach hält. Das Dach einer solchen phazcha pflegt schräg oder flach zu sein, sie selbst aber kann man von beliebiger Größe bauen. Ansiten derselben bringt man eine Thür an, hinter ihr aber einen besonderen Raum, worin man alles mögliche Hausgerät und im Winter das Vieh unterbringt. Die Wände der phazcha werden mit nichts bestrichen und auch im Winter wird sie selten mit Farnkraut umgeben. Daher dringt durch die Wände leicht nach innen Licht, mit diesem aber auch Kälte und Regen herein.

Im Inneren des Hauses, inmitten der phazcha, ist aus Lehm oder behauenem Stein der Herd (achnschtaara) errichtet. Über dem Herde hängen von der Lage auf Reifen gufseiserne Kessel, in denen die Speise gekocht wird, herab. Auf dem Herde suchen die Abchasen ein nie verlöschendes Feuer zu erhalten. Der Rauch geht durch das Dach hinaus, dreht sich aber bei windigem Wetter in der Stube herum, weshalb die phazcha, vornehmlich nach oben, eingeräuchert ist. An einer Seite der phazcha ist eine tachta (Bretterdiwan) hingestellt, am Herde eine lange und etwas breite Bank, welche mitunter auch die Rolle der tachta spielt, auf welch letzterer die Betten zusammengelegt sind. Hier steht auch ein Kasten, in dem die nötigen Sachen aufbewahrt werden. An der Wand hängen Sattel, Peitsche, ein Teil der Waffen. Im Winkel befindet sich ferner das Geschirr zur Zubereitung des ghomi (Hirse); dort hängen auch die Körbe zur Aufbewahrung der Vorräte, hölzerne und hörnerne Löffel, Tassen, Milchkübel, Tröge und dergleichen mehr. Becken und Krüge kommen selten vor; statt der letzteren dienen Flaschenkürbisse. Wenn man hierzu noch einen

Digitized by Google

flachen, statt eines Mörsers verwandten Stein und einen Schleifstein hinzufügt, ist so ziemlich der ganze Hausrat eines Abchasen vom Mittelschlage erschöpft.

Die grosse, viereckige phazcha dient als Hauptwohnung, die kegelförmige chkwazu aber zur Aufnahme Neuvermählter. Arme begnügen sich mit einem Häuschen.

Als gewöhnliche Alltagskost dienen dem Abchasen Käse, Brot aus Mais, dann ghomi (Hirse) und saure Milch. Ghomi wird mit Käse (aéladuh) oder mit Milch und Käse (atschamuchkua) zubereitet. Im Winter ernährt sich der Abchase von Fleisch, wobei er das der Ziege anderm vorzieht. Leicht kommt er ohne Wein aus, wenn er blofs saure Milch hat. Krebse mag der Abchase nicht, früher mochte er auch keinen Fisch, an den er sich jetzt allmählich gewöhnt; auch einige Küchenkräuter geniefst er nicht, liebt aber wohl eine mit bitteren Kräutern, Pfeffer und dergleichen mehr angemachte Speise. Zu ihren Gebeten backen die Abchasen kegelförmiges Brot, das dann gekocht wird; zur Fastenzeit — in Wasser, sonst mit Milch. Diese Bröte heifsen arwascha.

Das Altersvorrecht wird in der Familie des Abchasen streng gewahrt. Ihrem pater familias (awn aihab) unterordnen sich alle Hausgenossen. In der Familie geschieht alles nach seiner Ansicht und Anordnung und nur in Angelegenheiten des weiblichen Geschlechtes tritt die älteste Frau in der Familie (awn aihab aphfs) als Anordnerin auf. Die jüngeren handeln in allem nach Anordnung der älteren, blofs wenn ein jüngeres Familienglied durch Verstand und Erfahrung das ältere übertrifft, so geschieht faktisch alles nach seinem Willen und Angaben.

Die ältesten Glieder des Hauses (Mann und Weib) vollziehen alle religiösen Ceremonien und Gebete. Ebenso erscheint auch der älteste in der Familie als Vollstrecker aller religiösen Bräuche der Familie. Die Söhne pflegen mit grofser Liebe ihre hochbejahrten Eltern, von denen sie bei Lebzeiten kein Eigentum abteilen. Wenn aber doch eine Teilung stattfindet, so erhalten die Eltern die Hälfte des ganzen Vermögens. Wenn eine Teilung zwischen Söhnen und Mutter statt hat, so wird letzterer, aufser ihrer Mitgift, ein dem Anteile eines jeden Bruders gleicher Teil angewiesen, worauf sie, nach eigenem Wunsche und Ermessen, mit einem der Brüder zusammenzieht. Dem ältesten der Brüder wird bei der Teilung ein Anteil für sein Altersvorrecht (aihabschachu) angewiesen. Wenn viel Vieh vorhanden ist, so wird für das Vorrecht des Alters je ein Haupt von jeder Gattung, wenn wenig — nur eins, das allerbeste, abgeteilt. Dem jüngsten Bruder wird gleichfalls für sein Vorrecht des Jüngsten abgeteilt (eidsh-schachu). Nach Abteilung des Vorrechtes des Ältesten und Jüngsten wird alles gleich unter die Brüder verteilt; hierbei kommen das Haus des Vaters, sein Hof und dergleichen mehr dem jüngsten Bruder zu. Die Schwestern erhalten weniger als die Brüder.

Freundlich in der Gesellschaft, zeigt sich der Abchase zu Hause als ziemlich rauher Gebieter und als so wortkarg, als sei er zu faul oder thäte es ihm leid, an seine Hausgenossen auch nur ein Wort des Wohlwollens oder der Bewillkommnung zu verlieren. Die Abchasin geniefst grofse Freiheit. Sie hat aber auch nicht weniger Arbeit als der Mann. So trägt sie selber den Mais auf die Mühle, oder mahlt an andern Orten denselben mit der Handmühle. Zur Sommerszeit arbeitet sie mit der Hacke in der Hand mit dem Manne zusammen auf dem Maisacker. Die Frauen der höheren Stände schaffen nicht weniger als ihre Männer, darum geniefsen sie aber auch höhere Achtung als anderswo.

Von ihrer Kindheit bis zum Alter wird dem Weibe mit Achtung und Ehrerbietung begegnet. Die Weiber besuchen die Gemeindeversammlungen, erscheinen beim Beweinen, den Erinnerungen an die Todten, auf den Versammlungen der Männer und tanzen mit ihnen. Fälle kommen vor, dafs bei nächtlichen Ausflügen ein Weib als Anführerin der Abrag auftritt. Sie vollzieht religiöse Bräuche und Ceremonien. Bei alledem aber wird verlangt, dafs die Abchasin schamhaft und züchtig sei und vor älteren Männern artig und höflich spreche.

Der Abchasin ist es — wenn der Mann unbegründeterweise sich von ihr treunt — gestattet, in den Gemeindeversammlungen zu erscheinen und sich zu verteidigen. Und sie benutzt dieses Recht verständnisvoll: erscheint auf der Versammlung mit nicht geringerer Entschlossenheit als der Mann, und verteidigt sich mit grofser Beredsamkeit. Wenn, unter verschiedenen Umständen, ein Mann sich von seiner Frau scheiden kann, so steht der letzteren das Recht zu, ebenso mit dem Manne zu verfahren, wenn er sich gegen sie versündigt hat.

III.

Erziehung. Der Zögling. Die Erzieher.

In Abchasien herrschte zur Zeit der Leibeigenschaft, und herrscht noch heutzutage nach deren Aufhebung, ein eigentümlicher Brauch der Bauern, sich unter den Schutz der Feudalherren zu begeben. Es ist dieses die Adoption oder Erziehung der Söhne von Aristokraten durch Bauern. Dank diesem Brauche wuchs der Einfluss der Edelleute selbst, da sie dadurch in den Bauern die treuesten Bundesgenossen erwarben, ihre Frauen aber der Verpflichtung enthoben wurden, ihre Kinder aufzufüttern und zu erziehen. Vor Beginn der Geburt in einer Familie von Aristokraten (didebuli) finden sich bei der Wöchnerin einerseits deren Verwandte und Bekannte, anderseits die zukünftige Erzieherin die erwarteten Kindes mit deren männlichen und weiblichen Verwandten ein, um mit dem gebührenden Pomp mit dem neugeborenen Zöglinge in ihr Dorf zurückzukehren. Zur Geburt erscheinen bei der Gebärenden auch die Mädchen des Dorfes, um mit frohem Gesang und Erzählung von Fabeln und Sagen die Gebärende zu zerstreuen und die Leiden der Kreifsenden zu erleichtern. Der Mann ist unterdessen abwesend, da er nach Landessitte nicht das Recht hat, bei der Geburt im Hause zu bleiben. Über dem Bette der Gebärenden wird an der Lage ein Strick angebracht, an dem solche sich bei argen Geburtswehen halten können. Ihr Stöhnen oder Geschrei darf sie nicht zu den Ohren des Vaters und der Mutter ihres Mannes dringen lassen, wenn sie nicht deren Achtung einbüfsen will. Die Geburt eines Knaben erfreut die Mutter mehr, als die einer Tochter, da sie dadurch in der Gesellschaft mehr Ansehen erlangt; doch tröstet sie sich bei der Geburt eines Mädchens damit, dafs damit ihre Unfruchtbarkeit widerlegt werde. Der Neugeborene geht sofort in die Hände der Amme (der Frau seines Erziehers) über, die Verwandten beglückwünschen die Wöchnerin zu der glücklichen Entbindung; die Mutter aber freut sich darüber, dafs mit der Übergabe des Neugeborenen in fremde Hände sie selber schnell sich erholen, der Sorge um dessen Pflege enthoben, leichter die Schönheit und Frische ihrer Gesichtsfarbe erhalten kann. Nach einigen Tagen kehrt auch der Mann heim und beglückwünscht seine Frau zu der Entbindung.

Digitized by Google

An dem zur Abreise der Amme mit dem Neugeborenen bestimmten Tage richten die Eltern ein Fest an und schenken ihr Kleider, Wäsche und alle Zuthaten zur Wiege des Kindes, einen kleinen Kessel zu dessen Abwaschung und andere Kleinigkeiten.

Von diesem Tage an erhält die Erzieherin den Ehrennamen einer Amme, Mutteramme (anadsdsei), und nicht sie allein, sondern auch ihr Mann, der Pfleger, Vaterpfleger (abadsdsei), genießen der allgemeinen Achtung; das Kindlein aber wird mit dem Übergange ins Haus des Pflegers und der Pflegerin als Pfleglinq (achupha) derjenigen Familie anerkannt, zu der der Pfleger gehört.

Die Erzieher pflegen das Kind, wie es sich gezieut, halten es in Wohlleben und Überfluß; nach zwei bis drei Jahren aber bringen sie ihren Zögling zu seinen Eltern mit Geschenken, die aus einem oder zwei Ochsen, einem Ziegenbock, Kapaunen, Wein, Brot und dergleichen mehr bestehen. Im Vaterhause wird wieder ein Fest veranstaltet, zu dem auch die Nachbarn geladen werden. Hier werden der Pflegerin und ihrem Manne alle möglichen Ehrenbezeugungen erwiesen. Dem Erzieher giebt man das Recht, als erster die Hände zu waschen, bei ihrer Rückreise nach Hause aber müssen die Eltern des Kindes sie aufs Pferd setzen, d. h. beim Anfaitzen auf dasselbe die Steigbügel auf der entgegengesetzten Seite halten. Die Erzieher kehren nun mit dem Kinde, beladen mit allen möglichen Geschenken: Vieh, Kleidern und Geld, nach Hause zurück.

Der Zögling bleibt bei seinen Erziehern im Laufe von acht bis neun Jahren, dann wird er zu seinen Eltern gebracht. Selbstverständlich kann das Kind, das seine Jugendjahre im fremden Hause zugebracht hat, dort aufgewachsen ist, gehen, sprechen und seine Erzieherin und deren Umgebung lieben gelernt hat, mit dem Eintritt in sein Vaterhaus nur mit Mühe sich mit seiner neuen Lage versöhnen. Daher erlaubt man ihm häufiger, seine Erzieher zu besuchen. Wenn aber der Zögling verwaist ist, bleibt er bis zu seiner Verheiratung im Hause seiner Erzieher.

Japanische Kunst.

Von Dr. J. Höfer.

Japan befindet sich gegenwärtig in einem Stadium der Reaktion gegen die Nachäffung des Abendlandes und seiner Einrichtungen, wie sie seit einem Vierteljahrhundert Mode geworden war. Mit der Schöpfung eines Parlamentes schien Japan ganz in die Reihe der modernen Kulturstaaten eintreten zu wollen; aber seit dem ersten Zusammentritte desselben ist es rasch nacheinander auch schon dreimal aufgelöst worden, und kürzlich ist man sogar einer Pulververschwörung gegen das Leben des Mikado und der ganzen kaiserlichen Familie auf die Spur gekommen. Eine immer heftiger werdende nationale Strömung macht der Regierung die allergrößten Schwierigkeiten und richtet sich vor allem gegen die Vorrechte der Ausländer gegenüber den Landeingeborenen und gegen alle den Europäern nachgeahmten Einrichtungen.

Kenner der ostasiatischen Völker und ihrer staatlichen und sozialen Verhältnisse haben einen solchen Rückschlag gegen die europäischen Kultureinflüsse schon lange prophezeit. Aber auch ohne eine persönliche Kenntnis jener Länder müßte jedem, der mit der historischen Entwickelung der Völker einigermaßen vertraut ist, sein gesunder Menschenverstand sagen, daß ein so plötzliches, unvermitteltes Überspringen von einem Kulturzustand in einen andern eine unnatürliche Erscheinung ist und deshalb nicht von langer Dauer sein kann. Im allgemeinen können wir deshalb auch, wenigstens vom japanischen Standpunkte aus, diese Rückkehr zu den nationalen Idealen nur als ein erfreuliches Zeichen des Beginnes einer gesunden, bewußten Selbstentwickelung begrüßen, vorausgesetzt, daß die Regierung es versteht, die neue Bewegung in die richtigen Kanäle zu leiten.

Dieser radikal konservative Rückschlag gegen die Nachahmung der Ausländer machte sich zuerst am deutlichsten in der Kunst geltend.

Die japanische Kunst hat in den dreizehn Jahrhunderten ihres Bestehens fünf große Entwickelungsperioden durchgemacht, die untereinander nicht nur durch Verschiedenheiten im politischen, religiösen, intellektuellen und gesellschaftlichen Milieu, sondern auch im Charakter ihrer ästhetischen Formen selbst getrennt sind. Jede dieser Perioden hat ihr eigentümliches künstlerisches Ideal, das sie zur Vollendung und Erschöpfung durchführt; jede hat auch ihre eigenen Ausführungsmethoden und künstlerischen Besonderheiten. Natürlich bewegt sich die Entwickelung in den einzelnen Perioden nicht in einem einzigen, ungeteilten Strome weiter; sondern verschiedene parallel laufende Schulen, die alle ihre eigene Geschichte haben, arbeiten wetteifernd an der Verwirklichung des Ideals.

Die erste dieser fünf großen Epochen erreicht ihren Höhepunkt zu Beginn des achten Jahrhunderts der christlichen Ära, die zweite im Anfange des zehnten, die dritte zu Anfang des dreizehnten; die vierte am Ende des fünfzehnten, und die fünfte gegen den Ausgang des achtzehnten. Es würde uns hier zu weit führen, die Eigentümlichkeiten aller dieser Perioden auseinanderzusetzen. Uns interessiert zunächst nur die letzte.

Sie beginnt etwa um das Jahr 1680, erreicht ihren Höhepunkt um das Jahr 1780 und endet mit dem Zusammenbruche des Shogunats der Tokugawa 1868[1]). In den zwei Jahrhunderten, welche sie umfaßt, war die ganze japanische Kulturentwickelung von dem Streben beherrscht, sich von dem dominierenden Einflusse der chinesischen Ideale, welcher die vorige Periode charakterisiert hatte, zu befreien und das Interesse an japanischer Geschichte, japanischen Sitten und Eigentümlichkeiten neu zu beleben, die Selbstthätigkeit des Individuums an die Stelle der maschinenmäßigen Schablonenthätigkeit zu setzen und die breiten Schichten des Volkes zu bewußter Anteilnahme an dem höheren Leben der Nation zu erziehen. Daß diese hohen Ziele, die dem

[1]) Shogun bedeutet wörtlich „Barbaren-Unterjochungs-Obergeneral", d. h. Höchstkommandierender. Die Shoguns waren eine Art Reichskanzler oder Hausmeier, welche faktisch die ganze Verwaltung des Reiches in ihren Händen hatten, alle höheren Beamten einsetzten und meist einflußreicher waren als der Mikado selbst. Der Begründer dieses Regierungssystemes war der große Yoritomo († 1199 n. Chr.); und seit seiner Zeit hat sich das Shogunat mit geringen Veränderungen Jahrhunderte hindurch in derselben Form erhalten, bis es 1868 abgeschafft wurde. Die letzte Dynastie, die der Tokugawa, herrschte von 1603 bis 1868, und Japan hat ihr sehr viel zu verdanken (vergl. Reed, Japan I, 155 ff., 238 ff.).

Digitized by Google

Bewufstsein der verschiedenartigen leitenden Geister dieser Periode mehr oder weniger deutlich vorschwebten, schliefslich nicht in ihrer ganzen Ausdehnung verwirklicht wurden, ist einmal der Interesselosigkeit des höheren Militäradels zuzuschreiben, der sich gröfstenteils davon fern hielt; sodann der Planlosigkeit, mit dem jene Bestrebungen ins Werk gesetzt wurden, und endlich den gegenseitigen Befehdungen der verschiedenen Parteien.

In der Kunst hat diese Periode es zu keiner anerkannten nationalen Schule gebracht; sie ist über ein unklares Suchen und Tasten nie hinaus gekommen; und die mannigfaltigen Versuche, die in derselben hervortreten, stimmen nur in dem einen Ziele überein: sich loszumachen von den bisherigen Traditionen.

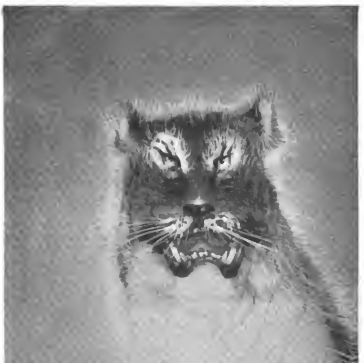
Von den vielen, sich teilweise befehdenden Schulen dieser Epoche seien hier nur die wichtigsten erwähnt. Eine der ersten war die des Korin, die in den Werken von Sotatsu bereits einen Vorläufer hatte. Sie läfst sich kurz als ein Übergang von dem Formalismus der Kanos (siehe weiter unten) zu einem Ultra-Impressionalismus charakterisieren.

Eine zweite war die Schule des Chinnampin, eines eingewanderten chinesischen Meisters, der einige Jahre Nagasaki zum Sitze seiner Thätigkeit machte. Realistische Darstellung von Tieren und Blumen ist das Hauptkennzeichen dieser Gruppe.

Eine dritte, gleichfalls chinesischen Ursprungs, war die sogenannte Bunjinga- oder südliche Schule, welche aus den Maniertheiten der unabhängigen konfuzianischen Gelehrten des späteren himmlischen Reiches hervorging. Es war eine sehr ausgedehnte Bewegung, die der Kunst viele Anhänger aus den Kreisen der Aristokratie gewann, aber schliefslich in Konventionalismus erstarrte.

Weiterhin kommt dann die Shijo- oder Kiotoschule, die von dem grofsen Okio begründet wurde. Sein Princip des Realismus, verbunden mit einem feinen künstlerischen Gefühl und basiert auf einer originellen Technik, wurde die fruchtbare Quelle für eine Reihe Tochterschulen, die im Laufe von vier Generationen wenigstens hundert Meister hervorgebracht haben. Sie fanden ihre Gönner und ihren Hauptabsatz unter den wohlhabenden Kaufleuten der benachbarten Handelsstädte Kioto und Osaka; aber in Yedo waren selbst 1878 sehr wenige von diesen Künstlern auch nur dem Namen nach bekannt.

Die fünfte Schule hingegen, die Ukioye, hat von allen die bedeutsamsten Ergebnisse gezeitigt und darf am ehesten als die herrschende nationale Schule dieser ganzen fünften Periode bezeichnet werden. Sie schlägt mit Bewufstsein alle idealen Muster, litterarische, religiöse, moralische und ästhetische, in den Wind, strebt auch nicht absichtlich nach Realismus, sondern bringt lediglich in allgemein verständlicher Weise die vorübergehenden Moden und volkstümlichen Vergnügungen des Tages zur Darstellung.



Tigerin, gemalt von Kiochi Tschikudo.

Aber bevor wir etwas näher auf diese populärste der japanischen Kunstschulen eingehen, haben wir noch drei weitere Schulen dieser Periode, wenigstens dem Namen nach, zu erwähnen, welche älteren Ursprungs sind, aber durch den Anstofs, der von den neu entstehenden Kunstrichtungen ausging, zu frischem Leben erweckt wurden. Ihre Produktionen nehmen keinen geringen Platz unter den Schöpfungen der jüngeren japanischen Kunstschulen ein.

Es ist das einmal die Kanoschule, welche nach wie vor die offizielle Lieferantin der Dekorationsmalereien für den kunstsinnigen Hof des Mikado und dessen zahlreiche Nachahmer war. Es ist das ferner die Tosaschule, die mit der vorigen in der Gunst des Adels wetteiferte und besonders von den kaiserlichen Hoflager zu Kioto protegiert wurde; und endlich die Butsugaschule, die sich mit der Verfertigung von Altargemälden und illustrierten Manuskripten zum Gebrauch der buddhistischen Tempel abgab.

Unter den Kunsterzeugnissen dieser fünften japanischen Periode im allgemeinen fällt in erster Linie der gewaltige Umfang der kunstgewerblichen Thätigkeit in die Augen[2]). Die vollendete Technik der schönen Kunstgewerbe ist vielleicht der charakteristischste Zug der nationalen Kunst in dieser Periode. Aber einen irgendwie bedeutenden Einfluss auf die Entwickelung

[2]) Vergl. die ausführliche Schilderung des japanischen Kunstgewerbes bei Rein, Japan II, 373 ff.

Digitized by Google

der japanischen Kunst überhaupt hat das Kunstgewerbe weder in dieser noch in irgend einer der vorhergehenden Perioden ausgeübt. Vielmehr läfst sich die allgemeine Regel aufstellen, dafs in der japanischen Kunstgeschichte mit Ausnahme der ersten Periode, wo die Skulptur die vornehmste Rolle spielt, stets die Malerei im Mittelpunkte der Entwickelung steht und den verschiedenen Epochen ihr charakteristisches Gepräge verleiht.

Die Ukioyeschule nun kennzeichnet sich im wesentlichen als die Kunst des gewöhnlichen Volkes. Allerdings hatten auch schon frühere Meister ihre Motive dem täglichen Leben entlehnt; und auf der andern Seite waren die Maler dieser Schule nicht die einzigen, die den Kreisen des niederen Volkes entstammten; aber die Ukioyerichtung war es, welche mit dem erwachenden nationalen Selbstbewufstsein der plebejischen Klassen in den letzten zwei Jahrhunderten stetig Hand in Hand ging und ihr künstlerischen Ausdruck verlieh. Die Keime dieser nationalen Strömung wurden ohne Zweifel durch die Berührung mit Ausländern zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts gesäet. Die Begründung der Despotie der Tokugawa und der Abschliefsungspolitik war nur ein Symptom der zunehmenden Festigung des Nationalgefühles, durch welches das Volksbewufstsein zugleich nach innen auf die Möglichkeit einer Selbstentwickelung gerichtet wurde.

Die Göttin Kwannon. Elfenbeinschnitzerei von Tschikawa Komei.

Auf geistigem Gebiete macht sich die Bewegung in vierfacher Richtung geltend. Erstens durch unabhängige historische Untersuchungen und die Veröffentlichung grofser volkstümlicher Erzählungen der älteren nationalen Epochen, wie es in Deutschland zur Zeit der Romantik im Anfange dieses Jahrhunderts geschah. Zweitens durch Gründung und Ausbildung des Theaters mit volkstümlicher Dramatisierung grofser historischer Ereignisse, Scenen aus allen Romanzen, sensationellen Episoden bekannter Biographien und bedeutender Zeitereignisse. Drittens durch die Entwickelung einer grofsen Schule von Romanschriftstellern, welche in gleicher Weise wie die Bühne sich aller interessanten Motive aus der japanischen Geschichte und dem Charakter des Volkes bemächtigten. Und viertens endlich durch die gewaltige Ausdehnung der gedruckten Illustration, sowohl in Begleitung von Geschichtsdarstellungen und Romanen, wie als selbständiges Mittel zur Abspiegelung zeitgenössischer Gewohnheiten.

Der künstlerische Ausdruck dieser vielseitigen, volkstümlichen Strömung sind die Schöpfungen der Ukioyeschule. Die meisten derselben sind kolorierte Illustrationen, die durch den Druck vervielfältigt und von Yedo aus in unglaublicher Menge in die Provinzen exportiert und zu billigem Preise unter der Landbevölkerung verkauft wurden. Aber neben der Herstellung von Illustrationen für Bücher u. s. w. war auch die Zeichnung von Mustern für die verschiedenen Zweige des Kunstgewerbes eine Hauptbeschäftigung dieser Kunstschule.

Ihren Höhepunkt erreichte dieselbe in den Werken des Hokusai in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Hokusai war selbst aus dem niederen Volke hervorgewachsen und ist erst ziemlich spät im Leben zu Anerkennung und Ruhm gelangt. Die aristokratischen Künstler- und Kritikerkreise haben ihn immer verachtet; eine um so begeistertere Verehrung aber fand er bei der Menge des Volkes, die ihn als einen der ihrigen vergötterte. Er hat nur wenig eigene Zeichnungen hinterlassen, da er meistens auf Holz für den Graveur skizzierte; aber seine dreifsig inhaltreichen Bände von Holzschnitten sind ein würdiges Denkmal seiner Gröfse.

Seine Hauptstücke waren Darstellungen aus dem Volksleben in Feld und Stadt, wobei er das drastisch komische Element entschieden bevorzugte. Aber er hat sich hisweilen auch in historischen und religiösen Gegenständen mit Erfolg versucht. Seine Werke zeugen alle von einer unerschöpflichen Originalität, einer aufserordentlichen Raschheit und Leichtigkeit der Darstellung, einer scharfen Beobachtungsgabe und von eindringendem Verständnis für das reale Leben in seinen mannigfach verschiedenartigen Äufserungen; sie zeichnen sich alle durch Feinheit der Ausführung, meisterhafte Gesamt-

Digitized by Google

komposition und eigenartige Harmonie der Farben aus. Aber sie haben auch ihre bedeutenden Schwächen. Hokusai erhebt sich nie zu ernster Wiedergabe einer grofsen Idee. In seinen Schöpfungen ist keine Spur von Erhabenheit oder leidenschaftlicher Hingabe an ein würdiges Ideal. Alle Ideale schlägt er geradezu in den Wind. Ehrfurcht und Pietät kennt er nicht. Überall bricht der Humor, die Karrikatur und Satire bei ihm durch und verdirbt alle seine ernsten Schöpfungen. Es war ihm unmöglich, seine Lust am Karrikieren zu unterdrücken. Nicht mit Unrecht hat man ihn den japanischen Hogarth genannt.

Hokusais Werke und Stil sind es, die in Europa die Auffassung verbreitet haben, als ob die ganze japanische Kunst aus Karrikatur und grotesker Übertreibung bestehe. Das ist durchaus nicht der Fall. Was Hokusai darstellt, ist nicht japanisches Leben und japanische Natur, wie sie wirklich sind, sondern wie sie sich durch die Hoksnsaische Brille geschen anschmen. Wer naturwahre Wiedergaben japanischer Landschaften und Volkstypen sehen will, der mufs sich an die alte Tosaknnst, an den idealistischen Sesshu, den realistischen Okio oder selbst an den Impressionisten Korin halten. Doch wäre es ungerecht, wollte man Hoksnsai seine Manirtheit zum Vorwurfe machen; der immense und andauernde Erfolg, den er mit seinen Zeichnungen hatte, beweist, dafs er mit seinem Stile nur dem Geschmack der grofsen Menge entgegenkam.

Nach dem Falle des Shogunats 1868 und der Erschliefsung des Landes für die Fremden verfiel die nationale japanische Malerei sehr rasch. Europäischer Einflufs machte sich geltend in der Einführung der italienischen Maler und Bildhauer zur Erziehung einer neuen japanischen Generation „civilisierter Künstler". Antike griechische Skulpturen, mittelalterliche Madonnenbilder und alle möglichen andern Erzeugnisse abendländischer Kunst wurden von diesen progressistischen Vertretern Jungjapans nachgeahmt oder als Vorbilder für eigene Schöpfungen benutzt. Der alte, orientalische Geschmack begann, als „barbarisch" verachtet zu werden. Nur wenige untergeordnete Künstler fanden noch Beschäftigung in billiger Produktion für den ausländischen Markt.

Knabe mit Taube. Elfenbeinschnitzerei von Asahi Hatsu.

In dem gebildeten Europa war nämlich inzwischen die daheim als barbarisch in Mifsachtung geratende alte japanische Kunst zur Modesache geworden, und der Export alter und neuer Dekorationsartikel wurde zu einem gewinnbringenden Handelszweig. Aber nach zwei Jahrzehnten war die alte Schule mehr oder weniger ausgestorben oder doch im Aussterben begriffen, und die wenigen, die in ihren Traditionen weiter arbeiteten, waren durchaus minderwertige Kräfte. Die Folgen blieben nicht aus. Sie kamen dem japanischen Exporthändler in Gestalt einer verminderten Nachfrage im Auslande zum Bewufstsein; die Fremden wollten die immer minderwertiger werdenden Artikel nicht mehr kaufen. Jetzt war für die an italienischen Mustern herangebildeten jungen Künstler die Gelegenheit gekommen, das Erbe der alten einheimischen Meister anzutreten und ihrem Volke einen Dienst zu erweisen. Aber nun stellte es sich heraus, dafs sie dieser Gelegenheit nicht gewachsen waren. Sie waren nicht imstande, ihre abendländischen Muster den Anforderungen der Dekorationsmalerei anzupassen, sie für die Bemalung von Tüchern, Theekannen, Präsentiertellern u. s. w. zu verwerten; und die meisten dieser stolzen Meister der italienischen Schule verachteten die Dekorationsmalerei überhaupt als unter ihrer Würde. Gerade was der Westen verlangte, dessen hatte man sich in Japan als barbarisch entäufsert.

Da griff die Regierung mit Entschlossenheit ein. Die ausländische Kunstschule wurde als kostspieliger Luxus aufgehoben und eine Kommission eingesetzt, die über die Möglichkeit einer Einführung des japanischen Zeichnens in die öffentlichen Schulen beraten sollte, in denen bisher englische Vorlagen benutzt waren. Es fehlte an geeigneten Lehrern. Man sah die Notwendigkeit ein, die letzten Reste der einheimischen Kunst in einem Normalinstitute weiter zu entwickeln und neu zu beleben. Eine ultrakonservative Partei suchte sich der neuen Bewegung zu bemeistern und sie an den Kanon chinesischer Ästhetik zu fesseln. Nach vier Jahre langen heftigen Diskussionen wurde Ende 1888 die erste nationale Kunstakademie eröffnet und damit der Grund zu einer organischen Weiterentwickelung der japanischen Künste gelegt. Bald darauf wurde von der

Digitized by Google

Regierung auch ein Nationalmuseum begründet, in welchem hervorragende ältere Kunstwerke ihre Stelle finden sollten. Von besonderer Wichtigkeit war es aber, dafs zu Schiedsrichtern bei den nationalen Kunstausstellungen Anhänger der neuen Richtung ernannt wurden.

sagen, dafs die ausgestellten Sachen durchweg schon Kunstwerke ersten Ranges waren. Sie tragen noch das Gepräge unentschiedenen Tastens. Aber sie zeugen zugleich von innerer Lebensfähigkeit. Es kommt jetzt darauf an, eine Bahn zu finden, die sich gleich weit von

Benten; Die japanische Musikgöttin. Bronzerelief von Okasaki Yessei.

Auf der Weltausstellung von Chicago 1893 ist diese nationale japanische Kunstschule zum erstenmale mit eigenen Schöpfungen vor das Forum der ganzen gebildeten Welt getreten, während in Wien, Paris und Philadelphia die japanische Kunst wesentlich nur durch Nachbildungen antiker und moderner fremdländischer Kunstwerke vertreten gewesen war. Man konnte nicht

einer Nachbetung des Auslandes und einem trägen Ausruhen auf den Lorbeern älterer Meister entfernt hält.

Um die japanische Abteilung in Chicago hat sich vor allem der Direktor der Kunstakademie, Kakuzo Okakura, grofse Verdienste erworben. Die Ausstellung selbst war nicht gerade zahlreich, da die heimische Jury nur die besten Leistungen hatte passieren lassen. Aber

Digitized by Google

unter den ausgestellten Sachen waren einige, welche allgemeines Aufsehen erregten. Wir geben vier derselben hier in Abbildungen wieder. Der Kopf einer Tigerin, von Kishi Tschikudo, dem Enkel von Japans berühmtestem Tiermaler, Ganku (Abbild. 1); die Statuette der Göttin Kwannon, eine Elfenbeinschnitzerei, die größte, die je in Japan gemacht wurde, von dem berühmten Tschikawa Komei (Abbild. 2); der Knabe mit der Tanbe, Elfenbeinschnitzerei von Asahi Hatsu (Abbild. 3); und endlich das vortreffliche Bronzerelief der japanischen Göttin der Musik, Benten, von dem großen Erzgießer der alten Schule, Okazaki Yasei (Abbild. 4). Dieses letztere und die Tigerin von Tschikudo verdienen besondere Beachtung als sehr vornehme Proben der neuen Schule. Die Tigerin ist geradezu ein Prachtstück realistischer Darstellung. Der Meister soll vier Entwürfe nacheinander als unbefriedigend vernichtet und das vorliegende Bild endlich um den Preis einer vorübergehenden Geistesstörung vollendet haben, indem die andauernde Vertiefung in seine Idee in ihm die Illusion erzeugte, daß er selbst ein Tiger sei.

Nach solchen Leistungen darf man der japanischen Kunst unbedenklich eine bedeutende Zukunft prophezeien [3]).

[3]) Zu vergleichen ist: Rein, Japan II, Leipzig 1886. — Reed, Japan: Its history, traditions, and religions. 2 Vol. London, John Murray, 1880. — Catalogue of the Museum of Fine Arts. Boston 1893: Department of Japanes Art; Nr. 1, Hokusai, and his school.

Der König von Korea und sein Hof.

Von H. G. Arnous in Fusan [1]).

In Korea, wie bei allen Völkern des Orients, hat die Regierung die Form einer unumschränkten Monarchie. Der König ist absoluter Alleinherrscher und hat Gewalt über Tod und Leben aller seiner Unterthanen, selbst über Prinzen und Fürsten königlichen Geblüts. Er kann diese Gewalt richtig handhaben oder sie mißbrauchen, — niemand hat ihm deswegen Vorwürfe zu machen. Seine Person ist geheiligt; man umgiebt ihn mit allen erdenklichen Ehrenbezeugungen, ihm werden die Erstlinge aller Ernten in feierlicher Weise dargebracht und man räumt ihm fast göttliche Rechte ein. Trotzdem er bei seiner Thronbesteigung seinen Namen von dem chinesischen Kaiser empfängt, so ist es doch bei hoher Strafe verboten, diesen Namen auszusprechen, der nur in den amtlichen Berichten genannt wird, welche für den Kaiser von China bestimmt sind.

Erst nach seinem Tode erhält er von seinem Nachfolger den Namen, unter welchem er in der Geschichte bekannt wird.

In Gegenwart des Königs darf niemand eine Art Schleier tragen, selbst nicht solche, wie sie sich hohe Würdenträger oder Leute in Trauer bedienen, ebenso wenig ist es gestattet, vor dem Könige eine Brille zu tragen. Niemand darf ihn berühren, auch darf Eisen oder Stahl mit seinem Körper in Berührung gebracht werden. Diese letztere Etiquettenregel wurde verhängnisvoll für den König Tieng-tsong-tai-oang, der im Jahre 1800 an einer Geschwulst starb, welche er im Rücken hatte. Ein operativer Eingriff mit dem Messer hätte ihm sein Leben erhalten — konnte aber nicht angewandt werden, weil es gegen die Etiquette verstieß. Von einem andern koreanischen Könige wird erzählt, daß er an der Lippe ein großes Geschwür bekam, welches ihn in Gefahr brachte, zu ersticken. Da ließ ein findiger Beamter einen Priester holen, der Sr. Majestät so drollige Geschichten zu erzählen wußte, über welche der König so viel lachte, daß das Geschwür aufplatzte und ihm dadurch das Leben erhalten wurde. Ein anderer Fürst war weiser; er befahl dem Arzte bei ähnlicher Veranlassung einen Schnitt an seinem Arm vorzunehmen, hatte aber unendliche Mühe, den unglücklichen Arzt vom Henkerstode zu befreien, da er sich durch diesen Schnitt eines Majestätsverbrechens schuldig gemacht hatte. Niemand darf vor dem Könige ohne die vom Ceremoniamte vorgeschriebene Kleidung und dann nur unter fortwährenden Verbeugungen erscheinen. Jeder Reiter muß vor dem Palais des Königs vom Pferd steigen und zu Fuß seinen Weg fortsetzen. Der König darf gegen niemand vertraulich sein, kommt es jedoch vor, daß er jemand berührt, so hat der Betroffende an dieser Stelle ein sichtbares Zeichen, gewöhnlich eine rote Seidenschnur zu tragen, um jederzeit an diese unerhörte Gunstbezeugung erinnert zu werden. Diese Bestimmungen gelten nur für die Männer, Frauen sind davon ausgeschlossen und haben sogar zu jeder Zeit freien Eintritt und Ausgang in den Königspalast. Auf die koreanischen Münzen wird auch nicht das Bildnis des Königs geprägt, da man fürchtet, dadurch ein großes Unrecht zu begehen, wenn das königliche Bild auf Geldstücke geprägt, durch aller Menschen Hände geht, oder gar in den Schmutz geworfen werden könnte, man behilft sich dabei also mit den chinesischen Schriftzeichen. Bei Lebzeiten der Könige giebt es überhaupt keine Bilder von ihnen, man fertigt sie erst nach ihrem Tode an. Die Bilder werden dann in einem abgeschlossenen Raume aufbewahrt, wo ihnen jedmögliche Ehrfurcht, wie den lebenden erwiesen wird. (Seitdem aber Korea dem Fremdenverkehr geöffnet ist, sind viele jener Gebräuche abgeschafft; man hat Photographien des jetzigen Königs und des Kronprinzen.)

Die von China geheiligten Bücher erzählen, daß der König sich ausschließlich damit beschäftige — Gutes zu thun. Er wacht über die strenge Ausführung der Gesetze, giebt Recht, dem Recht gebührt und beschützt das Volk gegen die Ausschreitungen und Erpressungen der Beamten. Leider sind aber solche Könige „seltene Vögel" in Korea! Gewöhnlich sind die koreanischen Herrscher verlorene, willenlose Schlemmer, sittenlose, grausame und zum Regieren unfähige Männer, die vor der Zeit durch ihr zügelloses Leben Greise geworden sind. Aber wie könnte das auch anders sein? Die jungen Prinzen werden im väterlichen Palaste erzogen, der eigentlich nichts anderes als ein Harem ist; niemand darf diesen jungen Leuten einen Vorwurf machen, im Gegenteil, ihren Ausschweifungen wird Beifall gezollt. Es gehört daher zu den Seltenheiten, daß ein König Kraft und Anlage hat, seine Regierungsgeschäfte selbst zu übersehen und zugleich ein wachsames Auge auf seine Beamten zu haben. Sobald ein König das thut, ist das Volk gut regiert und die Beamten sehen sich vor, sich Schlechtigkeiten zu schulden kommen zu lassen. Geheime Agenten bereisen das Land, um dem Herrscher

[1]) Der Herr Verfasser lebt seit zehn Jahren als Steuerbeamter in Korea, das er genau kennt. Zu der vorliegenden Arbeit stellte ihm noch der französische Missionsbischof seine handschriftlichen Denkwürdigkeiten zur Verfügung.

Digitized by Google

Bericht über das Thun und Treiben seiner Beamten einzuholen; sie bringen Kunde von den Erpressungen der Beamten und ihrem Hinhalten des Rechts u. s. w., so daſs die Schuldigen dann meistens in einem Augenblick bestraft werden, wo sie es am wenigsten erwarten. Das Volk selbst hatte stets viel Anhänglichkeit für seine Könige, murrte nie und legte ihnen nie die erlittenen Erpressungen und Gransamkeiten zur Last; dafür machen sie lediglich die Beamten verantwortlich. In früheren Jahren gab es im Palaste des Königs eine Kiste, sin-moun-ko genannt, welche vom dritten Könige jetziger Dynastie eingeführt wurde, also ungefähr im 15. Jahrhundert; diese Kiste hatte den Zweck, alle Bittgesuche aufzunehmen, welche direkt an den König gerichtet wurden. Früher hatte diese Kiste ihr Gutes, heute existiert sie zwar noch, aber der Hilfesuchende kann nur durch ganz enorme Geldspenden dazu gelangen, sich ihrer zu bedienen. Will jetzt jemand dem Könige ein Bittgesuch übergeben lassen, so wartet er an den Thoren des Palastes, bis der König seine Gemächer verläſst, und führt die Trommel. Ein Palastdiener öffnet das Thor, nimmt die Bittschrift entgegen und überreicht sie einem der Minister aus dem Gefolge des Königs, — der es aber ganz gewiſs vergiſst, sie abzugeben, wenn der Bittsteller es nicht versteht, durch reiche Geldgeschenke den Beamten an seine Pflicht zu erinnern. Ein anderes Mittel, die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zu lenken, besteht darin, daſs man auf einem Berge, dem Palaste gegenüber, ein Feuer entzündet. Der König bemerkt es und fragt dann nach der Ursache desselben. Zu den königlichen Verpflichtungen gehört es, sich der Armen im Lande anzunehmen. Nach amtlichen Berichten aus dem Jahre 1845 hatten vierhundert und fünfzig Greise ein Anrecht auf königliches Almosen. Der König läſst den Achtzigjährigen fünf Maſs Reis, zwei Maſs Salz und drei Maſs Fische jährlich geben; die Siebenzigjährigen erhalten vier Maſs Reis, zwei Maſs Salz und zwei Maſs Fische. Von einem Maſs Reis kann ein Mensch ungefähr zehn Tage lang leben.

Die Klasse der Edelleute ist in Korea sehr mächtig, und da erscheint es auf den ersten Blick dem oberflächlichen Beobachter, daſs blutsverwandte Prinzen, Brüder, Neffen und Vettern des Königs im Rate eine groſse Rolle spielen. Dem ist aber durchaus nicht so. Die Könige sind meistens so argwöhnisch und mistrauisch gegen fremde Eingriffe, daſs die Prinzen fast nie zu Rate gezogen werden und sich auch nie in wichtige Staatsgeschäfte mischen dürfen. Sollten sie dennoch leichtsinnig genug sein, gegen dieses Verbot zu handeln, so machen sie sich gleich verdächtig, nach dem Leben des Königs zu trachten oder Aufstände anzuzetteln, und die kleinste Anklage würde genügen, sie aller dieser Verbrechen schuldig zu finden. Es kommt sogar häufig vor, daſs Prinzen, die nie an dergleichen gedacht haben und in der gröſsten Zurückgezogenheit leben, zum Tode verurteilt wurden.

Im groſsen und ganzen hat sich jetzt aber die wirkliche Gewalt des Königs sehr vermindert, obwohl sie in der Theorie noch sehr groſs dasteht. Die Edelleute benutzten die Regierung verschiedener Schwächlinge, um viel von der königlichen Gewalt abzuschaffen. Die Koreaner haben ein Sprichwort, welches besagt: Der König sieht, weiſs und kann nicht. Sie zeichneten eine Karrikatur, mit welcher sie den Zustand der Zeitlage an einem Menschen darlegten, dessen Kopf und Gliedmaſsen völlig vertrocknet, Leib und Brust aber so aufgedunsen sind, daſs sie beim geringsten Anstoſs platzen können und erklären dies Bild folgendermaſsen: Der Kopf ist der König, Füſse und Beine das Volk, Brust und Leib die groſsen Würdenträger und Beamten, welche oben den König verderben und auf das Nichts zurückführen, während sie unten das Blut des Volkes aussaugen.

Man kann hieraus leicht folgern, daſs, wenn in einem Lande solche Zustände herrschen, nicht viel dazu gehört, um durch Aufstand und Mord zu versuchen, die Lage zu verbessern, und daſs der kleinste Funken eine Flamme entfachen würde, deren Folgen nicht zu übersehen wären.

Die königlichen Gebäude machen alles andere, als einen palastartigen Eindruck; sie bestehen aus einer Unmenge Häuser und Hütten, die mit einer hohen Mauer umgeben sind, in denen man allerdings auch groſse Säle vorfindet, die aber ebenfalls keinen königlichen Eindruck machen[2]). Alles wimmelt hier von Frauen und Eunuchen. Aufser den verschiedenen Königinnen und Konkubinen des Königs giebt es eine Unmenge Mädchen im Palaste, welche gewöhnlich mit Gewalt im Lande aufgegriffen werden und zum Dienst dort bestimmt sind. Einmal im Palast, kommen sie nie wieder heraus, es sei denn, sie litten an einer unheilbaren Krankheit oder würden von einer ansteckenden Krankheit befallen. Es ist ihnen nicht erlaubt zu heiraten, weil der Fall eintreten könnte, daſs der König ihrer als Konkubine begehre; sie sind daher zu fortwährender Enthaltsamkeit verurteilt und die Übertretung dieses Gebotes wird mit Verbannung oder mit dem Tode bestraft. Was in diesem Palaste alles vorgeht, ist kaum mit Worten zu beschreiben, jedenfalls dient es nicht dazu, die Moralität der zukünftigen Herrscher Koreas zu befestigen.

Die Eunnchen des Palastes bilden einen Teil für sich; sie haben Examina abzulegen, von denen es ebenso wie von ihren sonstigen Fähigkeiten abhängt, ob sie es in ihrer Stellung weiter bringen oder bleiben, was sie von Anfang an waren — Diener. Man sagt, daſs diese Leute im groſsen und ganzen beschränkt sind und einen heftigen, abstoſsenden Charakter besitzen. Stolz auf ihre Stellung, die sie im täglichen Verkehr mit ihrem Souverän bringt, werden sie oftmals für die hohen Beamten sehr unbequem, an welchen sie gern ihre Bosheit auslassen und die nicht die Macht haben, sie zu bestrafen, selbst wenn es der Premierminister wäre, dem sie in die Quere gekommen. Sie haben nur Verkehr untereinander, denn die Beamten sowohl als das gemeine Volk fürchten und verachten diese Menschenklasse. Aber was wunderbar ist, alle diese Eunuchen sind verheiratet, haben öfters sogar mehrere Frauen. Es sind dies gewöhnlich Kinder armer Eltern, welche ihnen von den Eunuchen entweder gestohlen oder zu hohem Preise abgekauft werden. Dabei sind sie unbeschreiblich eifersüchtig. Ihre Wohnungen sind stets von hohen Mauern umgeben; ihre Frauen werden strenger bewacht, wie die der höchsten Würdenträger, und sie gehen meistens in ihrer Eifersucht so weit, daſs sie niemand, selbst Personen weiblichen Geschlechts nicht, den Eintritt gestatten und dehnen dies Gebot selbst auf die Eltern ihrer Frauen aus. Da ihre Ehen immer kinderlos bleiben, so lassen sie im ganzen Lande Kinder suchen, die ebenfalls Eunuchen sind, diese ziehen sie groſs und führen sie später in den Palast ein, wo sie ihnen gute Stellungen verschaffen. Man wird sich nun fragen, woher stammen alle diese Eunuchen? Nun, viele werden in diesem Zustande geboren; diese sind aber nicht besonders geschätzt, haben sie ihre Prüfungen gemacht, so entledigt man sich ihrer meistenteils. Es ist auch

[2]) Das hier Gesagte bezieht sich auf die alten Gebäude, wie sie vor zwanzig Jahren bestanden, nicht auf diejenigen, welche der jetzige König für sich aufführen lieſs.

Digitized by Google

nicht bekannt, daſs in Korea Operationen zu dem Zwecke vorgenommen werden, daher ist man zu der Ansicht gelangt, daſs sie durch die Hunde herbeigeführt werden, die sehr oft die kleinen Kinder bewachen; durch eine Unmenge von Beispielen ist dies als Thatsache erwiesen (?).

Aufser den Räumlichkeiten, welche vom Könige bewohnt werden, giebt es noch solche, welche man mit dem Worte „Ahnensäle" bezeichnen könnte. In diesen Sälen hängen die Gedenktafeln der Verstorbenen. Ihnen werden gleiche Ehren, wie den lebenden Menschen erwiesen. Täglich begrüſst man sie und setzt ihnen Nahrung vor, indem man annimmt, die Seelen der Verstorbenen bewohnten diese Tafeln. Eine Menge Dienerinnen und Eunuchen sind zu ihrer Bedienung vorhanden und die Etiquette wird ebenso gehandhabt, wie in den Wohnräumen des lebenden Herrschers.

Wie schon früher erwähnt, besteht die Religion Koreas in nichts Weiterem als in diesem Ahnenkultus. Alles was die Begräbnisse koreanischer Herrscher anbelangt, ist von gröſster Wichtigkeit und die Feierlichkeit bei der Bestattung eines dahingeschiedenen Herrschers ist das Groſsartigste, was im Lande vorgeht. Da die Koreaner den König als ihren Vater betrachten, d. h. sie sind dazu gezwungen, so haben sie nach seinem Tode 27 Monate lang Trauergewänder zu tragen. Diese Zeit zerfällt in zwei Abschnitte. Der erste dauert fünf Monate, beginnt mit dem Augenblick des Todes und währt bis zum Begräbnis. Während dieser Zeit darf niemand opfern, keine Heirat darf stattfinden, niemand darf begraben werden, es ist verboten, Tiere zu töten oder deren Fleisch zu genieſsen, auch dürfen weder Verbrecher bestraft noch hingerichtet werden. Diese Verbote erstrecken sich über das ganze Land und werden gröſstenteils peinlich befolgt, obgleich es auch nicht ausgeschlossen ist, daſs dann und wann Ausnahmen stattfinden. Man erlaubt es, beispielsweise, daſs die ganz arme Volksklasse, der es unmöglich ist, bei Sterbefällen ihre Toten so lange im Hause zu haben, dieselben bestattet, jedoch muſs dies so heimlich als nur möglich geschehen und jede Ceremonie dabei unterbleiben; für die wohlhabendere Bevölkerung ist das Verbot ein unumstöfslich. Als der letzte koreanische König starb, gab sein Nachfolger einen Erlaſs, der dieses Verbot aufhob, und zwar aus dem Grunde, weil der Tod des Herrschers in den hohen Sommer fiel und aufserdem die brach liegenden Felder beackert werden muſsten. Aufser diesen oben erwähnten Vorschriften giebt es noch solche, welche für die ganze Trauerzeit bestimmt sind, d. h. sowohl für die fünf Monate, welche vor dem Begräbnis liegen, wie für die 22 Monate, welche ihm folgen. Die Regierung bestimmt, welche Kleidung zu tragen ist. Schreiende Farben oder wertvollen Stoff dabei zu verwenden, ist strengstens untersagt. Der unerläſsliche weiſse Hut, Gürtel, Rock, Beinkleider etc. müssen aus ungebleichtem Hanfstoff bestehen. Diesen Anzug haben alle Unterthanen, gleichviel ob arme oder reiche, Beamte oder Privatleute, zu tragen; Zuwiderhandeln wird mit schweren Geldstrafen oder Gefängnis bestraft, und die Regierung bestimmt durch einen neuen Erlaſs, wann die Kleidung gewechselt werden soll. Auch hier machen die Frauen wieder eine Ausnahme, da dieselben gar keine Rolle vor dem Auge des Gesetzes und der Religion spielen und nebenbei der gröſsere Teil derselben das Haus nie verläſst. Alle Festlichkeiten, Musik, Tanz, überhaupt alles, was zur Erheiterung beiträgt, ist untersagt.

Weiter oben war schon gesagt, daſs niemand den König berühren dürfe. Nun, dieses Verbot erstreckt sich auch noch auf seinen Leichnam. Sobald der Herrscher seinen letzten Atem ausgehaucht hat, wird der Leichnam einbalsamiert und in seine prächtigsten königlichen Gewänder gekleidet, dies alles aber auf eine solche Art und Weise, daſs niemand den Körper unmittelbar berührt. Der so hergerichtete Leichnam wird dann in einen Tempel überführt, wo ihm täglich, morgens und abends, Opfer dargebracht werden. Lautes Wehklagen und Totengesänge begleiten diese Ceremonien. An dazu festgesetzten Tagen haben sich alle hohen Beamten und der ganze Hofstaat daselbst einzufinden, um sich bei dem Opfer helfend zu beteiligen, nur der neue König ist davon ausgeschlossen, da man annimmt, er sei durch Staatsgeschäfte verhindert. In den ersten Tagen nach dem Tode seines Vorgängers ist er jedoch beim Opfer anwesend; für die späteren erneunt er einen königlichen Prinzen zu seinem Vertreter. Alle Edellente sowohl wie auch das Volk, die nicht durch irgend ein Amt dazu berechtigt sind, an den Opfern teil zu nehmen, dürfen sich dem Leichnam nicht nähern; sie müssen sich während der Zeit der Opferung um den königlichen Palast versammeln, um dort in Heulen und Wehklagen auszubrechen. Ist die dafür vorgeschriebene Zeit verflossen, so ziehen sie sich schweigend zurück, nachdem sie der Seele des Verstorbenen eine Kniebeugung gemacht haben. In dieser Weise werden die Totenfeierlichkeiten in der Hauptstadt abgehalten. In den Provinzen dagegen versammeln sich die besseren Stände der Bevölkerung bei dem vornehmsten dort lebenden Beamten, um während einiger Stunden an festgesetzten Tagen, das Antlitz nach der Hauptstadt zugewendet, den Dahingeschiedenen zu betrauern. Auch sie gehen dann nach einer der abgeschiedenen Seele gemachten Kniebeugung schweigend auseinander. Diejenigen, welche sich nicht bei den Beamten einzufinden für berechtigt halten, versammeln sich auf einem Berge, auf der Landstrafse oder an sonst geeigneten Plätzen, aber jedermann hält in jedem, auch noch so kleinen Dorfe in vorgeschriebener Weise seine Trauerübungen ab.

Während der Zeit, daſs die nötigen Anstalten zur Beerdigung getroffen werden, sind die berühmtesten Erdkundigen damit beschäftigt, einen guten Platz für das Grab zu finden. Sie untersuchen die Lage des Platzes, das Gefälle der Berge, die Lage des Waldes und des Gebirges dahin, ob sie mit der Ader des grofsen Drachen in Verbindung gebracht werden kann. Nach koreanischen Überlieferungen haust nämlich ein gröſser Drache im Inneren der Erde, welcher über alles Gute und alle Ehren dieser Welt zu verfügen hat, die er aber denen zu gute kommen läſst, welche die Gräber ihrer Vorfahren auf eine ihm entsprechende Art auswählen. Diese Lage zu wählen, heifst die Ader des grofsen Drachen finden.

Um nun die richtige Stätte zu finden, bedienen sich die Erdkundigen eines Kompasses, welcher von mehreren konzentrischen Kreisen umgeben ist, auf denen die vier Himmelsrichtungen und die fünf von China anerkannten Elemente, Luft, Feuer, Wasser, Holz und Erde sinnbildlich dargestellt sind. Jeder dieser „Gelehrten" arbeitet einen genauen Bericht seiner Ansichten aus und nach langen Beratungen darüber trifft der König mit Unterstützung seiner Minister die Entscheidung. Man organisiert eine groſse Truppe, welche das Leichengefolge bildet. Jeder Edelmann der Hauptstadt sendet einen oder mehrere Diener, die er in vorgeschriebener Kleidung dem Leichenzuge anreiht. Früher war dies Entsenden von Dienern oder Leibeigenen nur die Ehrenbezeugung, welche die Edelleute aus freien Stücken dem Dahingeschiedenen bezeugten, jetzt sind sie aber dazu ge-

Digitized by Google

zwungen. Auch die Kaufmannsgilden müssen Umwegen von Personen entsenden, die dem Zuge zu folgen haben; können diese Gilden aber nicht genug Leute unter der Zahl ihrer eigenen Diener und Sklaven aufbringen, so werben sie für diese Gelegenheit anderweitig solche an.

Alle diejenigen, welche den Sarg zu tragen erwählt sind, müssen lange vor der Beisetzungsfeier zur Stelle sein; man teilt sie in verschiedene Abteilungen, deren jede ein Banner und eine Nummer bekommt, dann werden sie so lange gedrillt, als es dem dazu bestimmten Beamten notwendig erscheint, um jede Unordnung bei der Feier möglichst zu vermeiden.

Ist dann endlich der für das Begräbnis bestimmte Tag erschienen, so wird der Leichnam in einen Sarg gelegt und auf eine große, prachtvoll geschmückte Tragbahre gesetzt, und die verschiedenen Abteilungen machen sich fertig, um ihren verstorbenen Herrscher nach seiner Ruhestätte zu bringen. Das ganze Militär wird aufgeboten, alle hohen Würdenträger in Trauerkleidung umgeben den regierenden König, der nur in ganz außerordentlichen Fällen nicht in eigener Person diese Ceremonie leitet.

An der Begräbnisstätte angelangt, wird die Feier nach dem vorgeschriebenen Gebrauche vorgenommen, und die üblichen Opfer werden unter dem Geschrei und dem Wehklagen einer unabsehbaren Menschenmenge dargebracht.

Einige Monate später wird ein Denkmal auf den Grabhügel gesetzt und in dessen Nähe ein Haus erbaut, in welchem der Beamte wohnt, der über die Aufrechterhaltung der Ordnung bei der Grabstätte zu wachen hat und dem zu festgesetzten Zeiten die üblichen Opfer darzubringen übertragen sind. Diese Opfer werden aber mit weniger Feierlichkeit als jene der ersten Trauerzeit ausgeführt. Von nun an hängen alle umliegenden Ortschaften, mindestens im Umkreise von drei bis vier Meilen, von der königlichen Begräbnisstätte ab, und niemand anderes darf in dieser Abgrenzung begraben werden. Man geht darin so weit, daß selbst die Leichen früher Verstorbener, die hier bestattet wurden, ausgegraben werden, um die Nähe der königlichen nicht zu stören. Melden sich zu solchen vorhandenen Grabhügeln keine Verwandten und Bekannten, welche für andere Unterbringung der Gebeine Sorge tragen, so wird der Hügel mit der Erde eben gemacht, um jede Erinnerung an ein fremdes Grab zu verwischen.

Die Grabstätten verstorbener Könige sind in Korea sehr zahlreich, da ein jeder Herrscher an einer andern Stelle bestattet wird. Die Beamten, welche zum Instandhalten dieser Königsgräber angestellt werden, rekrutieren sich gewöhnlich aus der Zahl junger Edelleute, die sich in irgend einer Weise ausgezeichnet haben. Eine solche Stelle wird als große Gunstbezeugung angesehen und ist nebenbei gewöhnlich der erste Schritt zu künftiger glänzender Laufbahn. Schon nach wenigen Monaten werden sie von diesem Posten abgelöst, um in eine einträgliche Staatsstellung einzutreten.

Gewöhnlich sind zwei bis drei junge Edelleute zusammen, denen die Aufrechthaltung der Ordnung bei der Grabstätte obliegt. Sie haben dann ihren Hausstand in der Nähe und bewohnen mit ihren Unterbeamten und ihrer Dienerschaft die Gebäude beim Grabe.

Außer dieser Pflicht haben sie auch noch die Polizeigewalt über die nächste Umgebung auszuüben und den Richter im Bezirke zu ersetzen, welche beiden Ämter denen entzogen werden, die sie früher ausübten, bevor die Gegend zur königlichen Grabstätte erwählt wurde. Diese Grabeshüter sind ganz unabhängig und nur dem Ministerrate unterstellt.

Stromforschungen in der „Arid-Region" der Vereinigten Staaten.

Früher als man erwartete, ist in den Vereinigten Staaten die Zeit eingetreten, in welcher das zur Besiedelung geeignete freie Land zu Ende geht, und damit tritt für die Regierung die Notwendigkeit heran, den Versuch zu machen, das ungeheure Gebiet, das unter dem Namen „Arid-Region" zusammengefaßt ward, dem Ackerbau zugänglich zu machen. Sie ist mit echt amerikanischer Energie an den Versuch herangetreten, und die Berichte der „United States Irrigation Survey", welche als besondere Abteilung der Reports of the Geological Survey ausgegeben werden, sind von höchstem Interesse für den Ackerbauer sowohl, wie für den Geographen. Dem zweiten Bande, welcher die Jahreszahl 1889/90 trägt, aber erst vor kurzem von der Smithsonian Institution ausgegeben worden ist, entnehmen wir die folgenden Angaben.

Die Arid-Region, d. h. das Gebiet, in welchem ein regelmäßiger Ackerbau nur mit Hilfe von künstlicher Bewässerung möglich ist, wird im Osten ungefähr von dem 100. Grade westl. L. begrenzt; im Norden weicht die Grenze etwas nach Westen zurück bis zu 102°, im Süden geht sie über 98° hinaus und erreicht die Meeresküste ungefähr unter 27° nördl. Br., etwas südlich von Corpus Christi. Die Westgrenze ist unregelmäßig; sie läuft ungefähr den Kamm der Nevada entlang, wird aber an vielen Stellen durch die vom Stillen Ocean her eindringenden Winde nach Osten zurückgedrängt. Die zwischen beiden Grenzlinien liegende Fläche wird auf 1340000 Quadratmiles berechnet. Dazu kommt noch ein 100 bis 200 Miles breiter Gürtel längs der Ostgrenze, von Powell die „subhumid region" genannt, in welchem in manchen Jahren genug Regen für die Entwickelung einer tiefreideernte fällt, im ganzen aber der Ackerbau einem Hazardspiele gleicht, das häufig genug mißlingt. Innerhalb dieses Gebietes, das zwei Fünftel der Vereinigten Staaten umfaßt, sind bis jetzt immerhin schon etwa acht Millionen Acres durch Berieselung unter Kultur gebracht, meisteus durch Benutzung kleiner Bäche; größere Stanwerke sind bis jetzt nur in Californien angelegt; die Fläche fruchtbaren Landes, welche bei genügender Bewässerung reiche Ernten liefern würde, schätzt Powell auf 500 Millionen Acres, aber das gegenwärtig vorhandene Wasser würde schwerlich für mehr als ein Fünftel dieser Fläche ausreichen.

Die Irrigationskommission hat es sich zu ihrer Hauptaufgabe gestellt, neben der Auswahl der für Reservoirs geeigneten Lokalitäten, — welche nach der Vermessung sofort in Staatseigentum übergehen —, die Wassermengen und das Regime der Flüsse in der Arid-Region aufs genaueste zu erforschen. Natürlich muß dieses das erste sein, denn es können weder die nötigen Größen der Reservoirs noch die Weite der Kanäle festgesetzt werden, ehe man nicht die größte mögliche sowohl als die durchschnittliche Wassermenge der betreffenden Zuflüsse kennt. Die Bestimmung ist keine Kleinigkeit, da alle diese Flüsse in ihrem Wasserstande sehr schwanken und die Hochfluten sehr unregelmäßig eintreten. Die Kommission hat dafür sehr zweckmäßige

Digitized by Google

Maßregeln getroffen und einige sehr sinnreiche Instrumente konstruiert. Wenn ein Wasserlauf untersucht werden soll, so wird zunächst an ihm eine Stelle ausgesucht, welche sich für eine dauernde Station eignet. Bedingungen sind ein möglichst hartes Ufer und eine feste Flußsohle, die sich nicht bei jeder Flut verändert; erst in zweiter Linie kommt die bequeme Zugänglichkeit und Nähe an einem bewohnten Ort. Die Mittel des Departements erlauben leider nur bei den wichtigsten Stationen deren Besetzung mit einem ausgebildeten Beobachter; in den meisten Fällen muß man sich damit begnügen, nach getroffener Einrichtung das tägliche Ablesen der automatisch arbeitenden Apparate einem einigermaßen zuverlässigen Nachbar zu übertragen. Da es sich überall nur um schmälere Wasserläufe handelt, kann man unbedenklich Drähte über dieselben spannen; stets wird einer in solcher Höhe über dem Wasser ausgespannt, daß ihn die Flut nicht erreichen kann; an ihm sind in geringen Entfernungen Drähte aufgehängt, welche zur Fixierung der Messungsstellen dienen. Ein zweiter starker Draht wird in ganz geringer Entfernung oberhalb dicht über dem Wasser gespannt und an ihm ein kleines Boot so befestigt, daß es hin und her laufen kann, wie bei einer Fähre, und sein Bug ganz genau unter dem ersten Draht liegt, so daß der Beobachter jederzeit bequem jeden der senkrechten Drähte erreichen kann. Bei sehr stark strömenden Flüssen wird entweder das Boot durch einen fliegenden Korb ersetzt oder ein elektrischer Apparat angebracht, der eine Verbindung der Messungen vom Ufer aus gestattet. Zu letzterem Zwecke hat Hall einen Apparat konstruiert, der sich ausgezeichnet bewährt. Außerdem ist natürlich ein Pegel angebracht, und zwar meistens ein schief liegender, welcher der Beschädigung durch Eis und Flut weniger ausgesetzt ist. Bei Flüssen mit sehr rasch wechselndem Wasserstande, besonders bei den durch schmelzenden Schnee genährten Quellflüssen genügt ein solcher einfacher Pegel nicht; hier ersetzt man ihn durch einen automatischen Registrierapparat mit Uhrwerk, der alle Woche nur einmal aufgezogen zu werden braucht.

Um die Geschwindigkeit zu messen, sind vorzugsweise zwei Instrumente im Gebrauch. Der Colorado current meter besteht aus einem Rade mit vier bis fünf senkrecht stehenden Näpfen, das ein Registrierwerk in Bewegung setzt; es wird an einem Stabe befestigt und von dem Beobachter gehalten; die Verbindung zwischen Triebrad und Registrierwerk kann durch Anziehen einer Schnur hergestellt und unterbrochen werden. Der Haskell current meter, welcher stets mit einer elektrischen Batterie verbunden angewandt wird, ist nach dem Propellersystem gebaut, mit einer Art Schiffsschraube an der Spitze und vier Flügeln am Ende, die Größe so berechnet, daß eine Umdrehung bei mittlerer Geschwindigkeit ungefähr einem Fuß Bewegung entspricht; er dreht sich um eine stählerne Achse, die mit so viel Öl umgeben ist, daß eine Reibung kaum stattfindet.

Als allgemeines Maß hat Powell zwei Größen eingeführt, den second foot, die Zahl der Kubikfuß Wasser, welche einen Querschnitt in einer Sekunde passieren, und den acre-foot, das Wasserquantum, welches ausreicht, um einen Acre Land einen Fuß hoch zu überdecken; ein second-foot entspricht in 24 Stunden 2 acre-feet.

Die Beobachtungen werden an jeder Station, wenn möglich, mehrere Monate lang fortgesetzt und die gewonnenen Resultate auf karriertes Papier eingetragen, wo jedes Viereck einem Zoll entspricht; die sie verbindende Kurve liefert dann den Anhalt zu einer Berechnung des Wasserquantums. In Verbindung mit den Resultaten der Regenmesser und der Verdunstungsmesser geben sie jetzt schon sehr interessante Resultate. Powell schlägt vor, in Zukunft die meteorologischen Beobachtungen in jedem Flußgebiete auf einen kleineren Raum zu konzentrieren, dort aber so gründlich als möglich auszuführen; die gewonnenen Resultate können dann, ohne sonderliche Fehler befürchten zu müssen, auf die Nachbargebiete angewendet werden.

Zur praktischen Ausführung der Arbeiten ist in jedem Flußgebiete ein besonders geschulter junger Ingenieur als Hydrograph angestellt, dem einige Assistenten beigegeben werden.

Eine Hauptschwierigkeit für die Durchführung der großartigen Pläne des Department of Irrigation liegt darin, daß man bei der Abgrenzung der einzelnen Staaten und Counties gegeneinander auf die physikalischen Verhältnisse keinerlei Rücksicht genommen, die natürlichen Grenzen nur an den großen Wasserläufen berücksichtigt hat. Die Quellflüsse, in deren Gebiet die Reservoire angelegt werden müssen, die Wälder, von deren Erhaltung der regelmäßige Wasserzufluß abhängt, liegen nicht selten in einem, oder gar in zwei andern Staaten, als die fruchtbaren Flächen, die bewässert werden sollen, und wenn nicht der Kongreß die Sache in die Hand nimmt, bedarf es sehr langer und umständlicher Verhandlungen zwischen den Staaten, um die Verhältnisse zu regeln. Am günstigsten ist in dieser Beziehung Californien gestellt; es hat auch in der Wright Bill ein ganz gutes Gesetz zur Regelung der Bewässerungsfrage, dem nur der Fehler anhaftet, daß es auf die Einbeziehung der Quellgebiete nicht genug Rücksicht nimmt. Die meisten andern Staaten sind viel übler daran. Colorado und Nebraska, Colorado und Neumexiko, Colorado und Kansas, Idaho und Utah liegen bereits in erbittertem Streite beim Kongreß, und mit der zunehmenden Besiedelung wird die Zahl dieser Streitigkeiten rasch zunehmen.

Die Frage der Aufspeicherung des im Winter unnütz abfließenden Wassers ist eine besonders brennende geworden am Rio Grande. Hier ist die Bewässerung schon seit der spanischen Zeit eingeführt in dem sogenannten Mesillothale, das noch ganz im Gebiete der Vereinigten Staaten liegt, und unterhalb el Paso, wo der Fluß die Grenze gegen Mexiko bildet. Die zunehmende Besiedelung der oberen Gebiete in Neumexiko und Colorado schneidet dieseu fruchtbaren Ländereien das Wasser ab und bedroht ihren Ackerbau binnen kurzem mit völliger Vernichtung, wenn nicht die Vereinigten Staaten sich einmengen und ein großartiges Reservoir im Quellgebiete anlegen, aus welchem auch den weiter stromab gelegenen Flächen selbst in den trockensten Jahren Wasser abgegeben werden kann. Eine Ausdehnung des Ackerbaues im unteren Gebiete ist allerdings ausgeschlossen; von dem Wasser, das um Albuquerque für ein bis zwei Millionen Acres ausreicht, würde bis el Paso durch die Verdunstung so viel verloren gehen, daß höchstens noch 40000 bis 60000 Acres bewässert werden könnten. Die Lösung der Frage wird dadurch erschwert, daß zwei Staaten der Union und Mexiko daran beteiligt sind, und daß viele Punkte des Gebietes schon besiedelt sind. Powell macht folgende Vorschläge, welche auch auf andere Flußgebiete anwendbar sind und gewissermaßen das ganze Programm des Department of Irrigation enthalten: Das ganze Flußgebiet wird in Distrikte eingeteilt, von denen jeder einem natürlichen Entwässerungsbezirke entspricht. In jedem solchen Distrikte werden die oberen, gebirgigen Teile, an welchen die Hauptmasse der Niederschläge fällt, als „catchment area" ausgeschieden und innerhalb derselben jede Acker-

Digitized by Google

bauansiedlung untersagt. Ebenso werden als „irrigable lands“ diejenigen Gebiete ausgeschieden, welche am besten und billigsten bewässert werden können, in einer Ausdehnung, daſs auch in den trockensten Jahren Wasser genug für sie vorhanden ist. Nur innerhalb dieses Gebietes dürfen Ansiedlungen angelegt werden; der Staat bestimmt die Stellen für die Reservoire, die zulässige Höhe der Dämme und die Linien für die Hauptkanäle. Die Bewohner dieses Gebietes bilden gewissermaſsen eine Genossenschaft, welcher bestimmte Aufsichtsrechte über die „catchment area“, von der ja ihre Existenz abhängt, zustehen; ganz besonders sind die Wälder ihrer Kontrolle unterstellt, auch wenn sie in einem andern Staate liegen. Auch die Verteilung des Wassers an die einzelnen Interessenten würde, wie in den spanischen Vegas, durch lokale Behörden zu bewerkstelligen sein; ältere Rechte, wie sie hier und da schon verliehen sind — im mexikanischen Gebiete teilweise schon seit Jahrhunderten —, müſsten möglichst bald abgelöst werden. Eine Bill in diesem Sinne hat Senator Reagan schon 1890 eingebracht, aber die amerikanischen Volksvertreter haben noch keine Zeit gefunden, sich damit abzugeben.

Auch am oberen Colorado liegen die Verhältnisse ähnlich wie am Rio Grande, trotz der unvergleichlich gröſseren Wassermasse; blühende Ansiedlungen am Virgen River, dessen Gebiet sich zwischen Nevada und Utah verteilt, sind in Nevada wieder eingegangen, weil sich weiter oberhalb in Utah andere bildeten, die ihnen das Wasser abschnitten. Auch ein gröſser Teil von Arizona ist für seine Bewässerung von Utah abhängig. Für den Unterlauf des Colorado liegen die Verhältnisse allerdings günstiger, als für den Rio Grande; der Regenfall auf dem unkultivierbaren Plateau zu beiden Seiten des gröſsten Cañon genügt, um bei Abschneidung der sämtlichen oberen Quellwässer dem Flusse eine genügende Wassermasse zu erhalten.

Am verzwicktesten liegen die Verhältnisse da, wo die Irrigation schon im gröſsten Maſsstabe durchgeführt ist, in der Umgebung des Salzsees. Hier haben die Mormonen die Wüste zu einem blühenden Garten umgeschaffen, aber sie sind nun auch an der Grenze des Erreichbaren angelangt, während durch Aufstauung des Utahsees und Anlage einiger Reservoire oben im Gebirge das bewässerbare Gebiet leicht verdoppelt werden könnte. Es wären, wenn die alten Bewässerungsrechte anerkannt werden, jetzt schon Hunderte von Millionen Dollars nötig, um diese abzukaufen und die Anlage eines rationellen gröſsartigen Bewässerungssystemes zu ermöglichen. In jedem Thale herrscht ein erbitterter Streit zwischen den neuen Ansiedlern im oberen Thale und den älteren unten beim Austritt in die Ebene, und nur die unbegrenzte Autorität der kirchlichen Oberen hat bis jetzt den Ausbruch förmlicher Fehden verhindert.

Sollen nicht ähnliche Verhältnisse in allen Flusthälern der „Arid-Region“ eintreten, so ist es die höchste Zeit, gesetzliche Maſsregeln zu treffen. Nach dem von Powell ausgearbeiteten Plane würde die Arid-Region in etwa 150 Irrigationsbezirke zerlegt werden müssen, die von den Grenzen der Staaten und Grafschaften völlig unabhängig wären. Es wird aber sehr schwer fallen, ein entsprechendes Gesetz im Kongreſs durchzubringen, denn die Politiker sehen wohl ein, daſs gegenüber solchen, durch homogene Interessen zusammengehaltenen Bezirken die alte Einteilung in Staaten und Grafschaften nicht lange würde aufrecht erhalten werden können, und daſs die Annahme des Gesetzes den Beginn einer vollständigen Umwälzung für die Vereinigten Staaten bedeuten würde.

Bei der Vernehmung Major Powells vor der Senatskommission kam auch die Frage der Bewässerung durch artesische Brunnen zur Sprache. Powell erwartet von solchen wenig; die Wassermasse, welche den artesischen Brunnen entnommen werden kann, ist verhältnismäſsig gering und kann nicht über eine bestimmte Grenze hinaus gesteigert werden. Neue Brunnen können, wie man auch in London und in den Oasen der Sahara beobachtet hat, nur auf Kosten der älteren angelegt werden; in Denver, in Dubuque, in Chicago, in Rockford, in Alabama, an vielen Stellen in Ohio hat man diese Erfahrung gemacht; jede Bohrung in einem tieferen Niveau schwächte die höheren und legte sie schlieſslich trocken. (Nach einer Mitteilung Powells beträgt die ganze Fläche, welche in der Sahara durch die alten Brunnen der Eingeborenen und die neuen Bohrbrunnen der französischen Regierung bewässert wird, auch nur 4000 Acres; in Californien werden 4000, in Utah 2000 Acres, ausschlieſslich Gärten, aus artesischen Brunnen bewässert.) Am günstigsten liegen die Verhältnisse in demjenigen Teile der gröſsen Prärien, welche von dem porösen Dakotasandstein bedeckt werden, welcher längs der Felsengebirge frei zu Tage tritt und weiter östlich von Diluvium überlagert wird. Hier könnte vielleicht Wasser genug gewonnen werden, um 17 000 Acres zu berieseln und die Ackerbauer gegen die Verheerungen der methodisch wiederkehrenden trockenen Jahre zu schützen. Die reichsten Quellen finden sich im Thale des James River, aber auch sie können nicht über eine gewisse Anzahl hinaus vermehrt werden. Viel gröſsere Wichtigkeit haben Pumpbrunnen, welche das Grundwasser der Thäler haben, besonders im unteren, anscheinend wasserleeren Teile der Flusthäler, wo unter dem Sande immer noch ein bedeutendes Wasserquantum inniefliest. Doch wird dieses Thema nur flüchtig gestreift. Untergrundbarragen, durch welche solche unterirdische Ströme aufgestaut und an die Oberfläche gebracht werden können, scheint man in den Vereinigten Staaten noch nicht ins Auge gefaſst zu haben. W. Kobelt.

Aus allen Erdteilen.

— Dr. Max Weigel †. Je seltener diejenigen Forscher sind, welche sich ausschlieſslich mit der Vorgeschichte beschäftigen, desto empfindlicher ist der Verlust eines solchen. In Dr. Max Weigel, der am 1. Juni 1894 in Neu-Ruppin einem längeren Fieber-Leiden erlag, ist ein unermüdlicher und begeisterter Arbeiter dahin gegangen, von dem noch Tüchtiges zu erhoffen war. Max Weigel wurde am 28. Mai 1860 zu Glewe bei Rhinow in der Mark Brandenburg als Sohn eines Gutsbesitzers geboren, er besuchte das Gymnasium in Neu-Ruppin und von 1879 an die Universitäten Berlin und Leipzig, wo er Philologie und alte Geschichte studierte. In Berlin schloſs er sich bald der anthropologischen Gesellschaft an, wo die Einflüsse von Vofs und Virchow bestimmend für seine spätere Laufbahn wurden. Nachdem er 1883 promoviert und zuerst Lehrer in Angermünde gewesen war, wurde er Assistent bei Vofs in der vorgeschichtlichen Abteilung des Museums für Völkerkunde. Hier konnte er teilnehmen an der Neuordnung der gröſsen Sammlungen und gleichzeitig mit Schliemann dessen berühmte trojanische Schätze aufstellen helfen. Im Jahre 1893 erhielt er den Auftrag, mit Professor Dörpfeld in Athen und Dr. Brückner die Schliemannschen Ausgrabungen in Troja genauer zu untersuchen und historisch zu beurteilen, eine Arbeit, der er sich mit gröſsem Eifer unterzog, bei der aber das Klima derart

Digitized by Google

schallich auf ihn einwirkte, daß er bereits mit gebrochener Besonnheit in die Heimat zurückkehrte. Dr. Weigel hat zahlreiche Ausgrabungen in Norddeutschland ausgeführt und viele Arbeiten für die Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft und die Nachrichten über deutsche Altertumsfunde geliefert, die alle von großer Sachkenntnis Zeugnis ablegen. Unter seinen größeren Arbeiten sind zu erwähnen: „Bildwerke aus altslavischer Zeit" (Archiv für Anthropologie, Bd. XXII) und „Das Gräberfeld von Dahlhausen" (Ebend., Bd. XXII, auch als besondere Schrift). Der „Globus" verdankt ihm unter anderen die Arbeit über „Die Zeitbestimmung der deutschen Hausmarken" (Bd. 61, S. 113). R. A.

— Innerafrikanische Druckerei. Baumwollenzeug vertritt mit Sicherheit beinahe Fell- und Rindenstoffe in Afrika, das Gewehr die Lanze, den Pfeil und Bogen. Schneller als jemals, seit die Europäer mit Afrika in Berührung kamen, rückt unsere Civilisation mit den guten und schlimmen Folgen in dem schwarzen Erdteil vor. Ein Halten ist jetzt zur Unmöglichkeit geworden; einem Naturgesetze folgend, ergießt sich europäischer Einfluß über Afrika. Wie schnell derselbe um sich greift, möge aus einer Nachricht ersehen werden, welche der bekannte Reisende H. H. Johnston, britischer Kommissionar für Centralafrika, bei seiner kürzlich erfolgten Rückkehr aus dem Nyassalande mitgebracht hat. Alle Drucksachen der in Blantyre in den Schirehochlanden ansässigen englischen Regierung werden nämlich von Negern ausgeführt, welche von Missionaren ausgebildet wurden. Sie setzen allein, ohne Beaufsichtigung eines Weißen, die British Central Africa Gazette und nur selten kommt ein Druckfehler vor. In einer der letzten Nummern, die vor Johnstons Abreise im April erschienen, befand sich eine Bekanntmachung des deutsch-ostafrikanischen Gouvernements, betreffend den Gebrauch von Feuerwaffen in deutschen Gebieten, in der englischer Sprache, die von den Schwarzen (Yaostamm) fast fehlerlos wiedergegeben wurde, trotzdem sie von unserer Sprache keine Ahnung hatten. Dies nur ein kleines Fortschrittszeichen des sich wunderbar entwickelnden Landes. Blantyre, das 1891 erst 18 weiße Bewohner hatte, zählt deren jetzt über 90, darunter 20 Frauen und Kinder.

— Der Rio Napo, ein mächtiger, aus den Cordilleren Ecuadors kommender linker Nebenstrom des Amazonas, ist noch wenig erforscht. Ein zu Iquitos am oberen Amazonasstrome ansässiger Engländer, Ch. D. Tyler, hat ihn jetzt befahren und darüber an das Geographical Journal (Juni 1894) berichtet. Die Reise von Iquitos durch die Deltamündung des Napo und diesen aufwärts bis zur Mündung des Curaray, eines rechten Nebenflusses, wurde in 14 Tagen in einem kleinen nur 4 Fuß tief gehenden Dampfer zurückgelegt. Von der Curarasmündung bis zum Dorfe Napo, 550 km, fuhr Tyler in 42 Tagen in einem Kanu. Von hier aus gelangte er durch wegloses Wälder und über die östlichen Cordilleren in 10 Tagen nach Quito.

Der Napo zerfällt in einen Unter- und Oberlauf, die deutlich voneinander geschieden sind. Die Scheidung erfolgt bei der Einmündung des linken Nebenflusses Coca; bis hierher läuft der Napo mit reißender Geschwindigkeit durch ein Felsenbett, dann aber tritt er in die Ebene ein und fließt ruhig über Sand dahin. An der Mündung in den Amazonas bildet er ein Delta, welches drei Arme durchschneiden, deren mittelster schiffbar ist. Dieser ist 1100 Yards breit und hat eine durchschnittliche Tiefe von 3 Faden. Die andern beiden Arme sind eng und seicht. Zwischen dem westlichen und mittleren Mündungsarme dehnt sich die Insel Destacamento aus, die mit Quarzkieseln übersäet ist, eine Anomalie in dem weit und breit steinlosen Lande. Tyler giebt folgende Höhenzahlen über dem Meeresspiegel an. Mündung des Napo 119 m; an der Mündung des Curaray 154 m; an der Mündung der Coca 237 m; beim Dorfe Napo 442 m. Die Entfernungen betragen vom Amazonenstrome bis zur Mündung des Curaray 320 km; von da bis zur Einmündung der Coca 400 km; von da bis zum Dorfe Napo 144 km. Die Breite an der Mündung 1100 Yards; gegenüber dem Curaray 800, gegenüber der Coca 450 und beim Dorfe Napo 40 Yards.

Der ganze untere Napo ist für flache Dampfer fahrbar; über die Curarasmündung ist noch keiner hinausgelangt. Die Tiefe der Fahrstraße wechselt je nach dem beweglichen Sande des Grundes; im Durchschnitte beträgt sie vom Curaray abwärts 2 Faden; aufwärts von da bis zur Cocamündung $^1/_2$ bis 1 Faden. Brennholz zum Heizen der Kessel ist genügend vorhanden und bei Puca Urcu, 400 km aufwärts von der Mündung, kommt eine verwendbare bituminöse Kohle vor. Die mittlere Temperatur am unteren Napo beträgt + 28° C. mit geringem Wechsel im Verlaufe des Jahres, ausgenommen zur Zeit der Aquinoctien, wo das Thermometer nicht selten auf + 18° C. sinkt. Am oberen Napo dagegen ist ein Unterschied bemerkbar. In der trockenen Jahreszeit, vom Juni bis November, beträgt die Temperatur + 24° C. und in der nassen Winterzeit + 25,5° C. Auch über die Indianerstämme des Gebietes giebt Tyler einige Nachrichten, besonders über die in 14 Ortsansätzen verfallenden Zaparo, zwischen Napo und Pastassa, von denen einige Ackerbau treiben.

— Lionell Decle, welcher im Auftrage der französischen Regierung Afrika von der Kapstadt bis Uganda bereist hat, ist nach erfolgreicher Lösung seiner Aufgabe, die in anthropologischen Untersuchungen bestand, Ende Mai nach Kairo zurückgekehrt. Gerade vor drei Jahren kam er in Kapstadt an, von wo er auf bekannten Wegen nach den Viktoriafällen am Sambesi vordrang, um sich dann nach Palapye (westlich von Transvaal) zurückzubegeben und das Matabeleland zu besuchen. Er reiste dann durch das goldreiche Maschona und kam zum zweitenmale an den Sambesi, diesmal bei Zumbo im portugiesischen Gebiete. Weiter nördlich vordringend, langte er im Mai 1893 an der Südspitze des Tanganjikasees an, von wo er nach Ujiji im deutschen Gebiete gelangte; hier war er einen Monat lang Gast des berüchtigten Arabers Rumaliza, der gegenwärtig im Westen des Tanganjika mit den Belgiern im Kampfe liegt. Decle besuchte dann Urambo und die deutsche Station Tabora, worauf er ans Südufer des Viktoria Nyanza gelangte, wo er zu Schiffe nach Uganda ging. Hier wurde er wieder ihm freundlich empfangen. Nachdem er noch am Feldzuge derselben gegen Unyoro teilgenommen, kehrte er durch das Massailand nach Mombas zurück, wo er nach dreijähriger Reise Anfang Mai 1894 anlangte. Es ist eine lange Reise von der Kapstadt bis zum Äquator, die aber Decle verhältnismäßig sicher zurücklegte. Man nehme, um den Gegensatz zu erkennen, vergleichsweise Livingstones Reisen zur Hand, die zum Teil vor 40 Jahren durch die gleichen Länder führten, und man wird den ungeheuren Fortschritt erkennen. Dabei kam Decle mit britischen, portugiesischen und deutschen Behörden und Soldaten in Berührung, während Livingstone nur mit einheimischen Häuptlingen zu verkehren hatte.

— Altägyptische Kupfergeräte. Die für die Geschichte der Kultur wichtige Frage nach dem Ursprunge der Metalle kann sicher nur durch die chemische Analyse der betreffenden Gegenstände gelöst werden. Dies zeigt sich namentlich bei der Beurteilung der alten Kupfer- und Bronzefunde, da einerseits Brouzen, die arm an Zinn sind, rot aussehen und dem Aussehen nach mit Kupfer verwechselt werden, anderseits selbst einzelnen Bronzen mit der Zeit Veränderungen erleiden, welche denen des reinen Kupfers vollkommen gleich sind. Soll man nun entscheiden, ob in einer Zeit, aus welcher der fraglichen Metallgegenstand stammt, das Zinn bereits erkannt war und zu Legierungen verarbeitet worden ist, oder nicht, so kann nur die chemische Analyse eine Antwort geben. Wertvoll ist daher auch der neue Beitrag, welchen Herr Berthelot (Compt. rend., Bd. CXVIII, S. 764) zur Frage nach dem Alter der Bronze durch eine Analyse zweier ihm von Herrn de Morgan übersandter Gegenstände aus der Nekropole von Dahshur geliefert hat, nämlich von Bruchstücken eines Gefäßes und eines ganz ähnlich aussehenden Ringes. Nach dem Begleitschreiben des Einsenders wurde das Kupfergefäß zerdrückt in einem Winkel der Grabkammer unter dem Abraume gefunden, so daß an seinem Alter, das in die Regierung des Königs Snefrn, des letzten Königs der dritten, oder des ersten der vierten Dynastie, reicht, nicht gezweifelt werden kann. Der Ring wurde in demselben Schachte, aber viel näher dem Eingange gefunden, so daß man über sein Alter keine so zuverlässige Angabe machen kann.

Die Bruchstücke des Kupfergefäßes waren stark durch Einwirkung von Chlor und Sauerstoff verändert, so daß der Kupfergehalt nur noch 71,9 Proz. betrug. Andere Metalle, wie Zinn und Blei oder Antimon, fehlten. Dagegen ergab die Analyse des Ringes: Kupfer 76,7; Zinn 8,2; Blei 5,7. Er bestand also aus bleihaltiger Bronze. Hätte man beide Gegenstände zusammen gefunden und würden beide in die Zeit des Snefrn zurückreichen, so wäre das Vorkommen von Bronzen in jener entlegenen Zeit erwiesen. Aber der am Eingange des Schachtes gefundene Ring kann einer späteren Zeit angehören. (Naturwissenschaftliche Rundschau 1894, Nr. 23.)

Herausgeber: Dr. R. Andree in Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. Druck von Friedr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DER ZEITSCHRIFT „DAS AUSLAND".

HERAUSGEBER: Dr. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXVI. Nr. 3. BRAUNSCHWEIG. Juli 1894.

Die Normannischen oder Kanalinseln.

Wie Großbritannien an der spanischen Küste Gibraltar, in den italienischen Gewässern Malta und bis vor kurzem an der deutschen Küste Helgoland besafs, so gehört ihm an der normannischen Küste Frankreichs der Archipel der Kanalinseln (Channel Islands). Boden, Klima und Erzeugnisse, die Lage, die Sprache der Bewohner, deren alte, in der Normandie selbst verschwundene politische Einrichtungen — alles weist auf das benachbarte französische Festland hin und nur der Verlauf der geschichtlichen Ereignisse hat sie an England gekettet, und zwar so fest, dafs die Bewohner sich heute nur zu diesem, nicht aber zu dem französischen Mutterlande hingezogen fühlen. Der Hauptgrund hierfür liegt darin, dafs Großbritannien den Inseln durchaus die alten Freiheiten und Einrichtungen beliefs und sich in deren Verwaltung nicht einmischte. So ging der gleichmachende Zug, der Frankreich seit der Revolution egalisierte, an ihnen vorüber; sie sind heute noch ein Bild der altnormannischen Verfassungszustände. Der Zusammenhang mit England stammt aus alter Zeit, aus dem 12. Jahrhundert, und seitdem sind die Inseln, eine kurze Besetzung von Sercq durch die Franzosen im 15. Jahrhundert abgerechnet, bei England geblieben. Kriege wurden dem kleinen Archipel erspart, die wirtschaftlichen Verhältnisse sind geordnet, die Bevölkerung ist dichter als in dem benachbarten französischen Landstriche, das Klima schön, die Landschaft anziehend, der Besuch der Fremden ein starker. So gedeihen sie und wünschen nicht, dafs ihre Lage sich ändere.

Der Besuch, den neuerdings ein Franzose, M. Henri Boland, den Inseln abgestattet hat (Tour du Monde, Liv. 1705 bis 1708, 1893), giebt uns Gelegenheit, an der Hand seiner inhaltreichen Aufzeichnungen einige nähere Mitteilungen über die Inseln zu machen.

Von Granville an der normannischen Küste verkehren regelmäfsig Dampfer nach St. Hélier, der Hauptstadt von Jersey. Die Überfahrt dauert nur drei Stunden. Der Mangel eines Zollhauses, denn der Ort ist Freihafen, überrascht angenehm, und aus der französischen Welt ist man sofort in die englische versetzt, dem Sitten und Sprache, der Anblick der Strafsen und Läden — alles ist an diesem ursprünglich französischen Orte jetzt englisch. Alle altfranzösischen Strafsennamen sind verschwunden, um englischen Platz zu machen, wobei natürlich die stereotypen Queen-Street und Victoria-Street nicht fehlen. St. Hélier zählt 29000 Einwohner und ist Sitz des Parlamentes der Inseln, welches die alte Bezeichnung Colune führt.

Jersey, das alte Cäsarea, ist ein unregelmäfsiges Granitplateau, überall tief von Buchten eingeschnitten, 116 qkm grofs mit 54000 Einwohnern, also (470 auf 1 qkm) sehr dicht bevölkert. Das Plateau senkt sich von Nord nach Süd und ist von einer grofsen Anzahl kleiner, bewaldeter und gut kultivierter Thäler durchschnitten, durch welche klare Bäche rauschen.

Die Einwohner sind sehr gemischt; die Engländer dringen in die ursprüngliche Bevölkerung ein und vom Festlande sind etwa 8000 Franzosen herübergekommen. Ein einheitlicher Typus und anthropologischer Charakter besteht daher nicht, wie dieses auch neuerdings die Untersuchungen von Dr. Dunlop (Journal Anthropol. Institute, vol. XXII, p. 335) ergeben haben, der 239 Einwohner von Jersey hinsichtlich ihrer Augen und Haarfarbe, ihrer Körpergröfse und Kopfform untersuchte. Anthropologisch genommen fand er, dafs zur Bildung der Bevölkerung drei Elemente beitrugen: 1. Eine kleine, schwarzhaarige, breitköpfige Rasse, wie sie auch in Mittelfrankreich und der Bretagne wohnt. 2. Die Kymrier mit grauen Augen und hellem Haare. 3. Teutonisch-skandinavische Elemente: Sachsen, Norweger, Dänen. Es ist also ein Mischvolk, mit dem wir es hier zu thun haben, was auch die Geschichte bestätigt. Nach Boland unterscheiden sich die Insulaner sowohl von den Engländern, wie von den Franzosen, und er führt dieses auch, namentlich in Bezug auf die Frauen, näher aus. Von Charakter sind sie ernst, kalt, gutmütig, mildthätig. Es ist schwer, ihr Vertrauen zu erringen, sind sie aber erst zugängig geworden, dann sind sie auch liebenswürdig und sehr gastfrei. Namentlich sind sie gegenüber politisch Verfolgten immer entgegenkommend gewesen, und seit Ludwig XIV. bis zur Gegenwart haben dort namentlich Franzosen Zuflucht gefunden.

Die Insulaner haben im allgemeinen ihre normannische Mundart noch bewahrt, welche von Insel zu Insel dialektisch verschieden ist, aber täglich mehr und mehr verfällt und dem englischen Platz macht. Bis zum Jahre 1850 wurde englisch aufserhalb der gröfseren Städte und einiger Küstenorte, in denen jeder Einwohner zweisprachig war, gar nicht gesehet; seitdem aber ist es anders geworden, denn mit der Erleichterung der Verbindungen mit England und dem Zuströmen der Engländer macht deren Sprache schnelle Fortschritte und verdrängt das Französische, wie aus den beiden Kärtchen von Jersey und Guernsey zu ersehen ist. Die gröfseren Städte sind jetzt vollständig anglisiert und auf dem Lande sorgt „eine Wolke von englischen Rentnern, die sich dorthin ergiefst", gleichfalls für die Ausbreitung der englischen Sprache. Die Kirchen, in denen noch französisch gepredigt wird, nehmen von Jahr zu Jahr ab und selbst in entlegenen Dörfern hört man schon

Digitized by Google

kleine Kinder englisch reden. „Gewisse Familien", sagt Boland, „machen einen Eindruck wie der Turm von Babel: Die Grofseltern sprechen noch die alte romanische Mundart, ihre Kinder bedienen sich derselben neben dem englischen, die Enkel aber sprechen nur englisch und können sich mit den Grofseltern nicht verständigen." In Schule und Kirche gelangt das Englische zur Herrschaft, die französische Sprache geht unter. „Nous savons que le mal est fait et sans remède." Nur im Parlament bleibt das Französische noch fest.

Ein Grundzug der Insulaner ist noch ihre Religiosität, dabei herrscht grofse Duldsamkeit und viele Religionen haben hier ihre Vertreter, die Zahl der Sekten und Dissidenten ist noch gröfser als in England. Die Sonntagsfeier wird hier womöglich noch strenger als dort gehalten. Die Sitten der wohlhabenderen Klassen und der Städter im allgemeinen auf Jersey sind völlig englisch geworden. Man spricht von der Gentry, vom Gentleman, der Lady und übertreibt englische Formalitäten im Gegensatz zu den freieren französischen Sitten. Eine Frau, die ohne Hut ins Freie gehen würde, wäre für ihr Leben verloren, und selbst das Dienstmädchen, das in einem Kruge Wasser vom Brunnen holt, setzt den Hut dazu auf und zieht Handschuhe an. Die Küche ist auch langweilig

zwei kleine Eisenbahnen giebt es auf Jersey, die von St. Hélier an der Südküste nach Osten bis Gorey und nach Westen bis St. Aubin und zur Westspitze führen. Letzterer hübsche Ort, einst die Hauptstadt von Jersey, besitzt noch einen kleinen Hafen, der aber heute ohne Bedeutung ist. Weiter westlich folgt die tief eingeschnittene Bai von St. Brelade, umgeben von mächtigen, zackigen Felsen, in welche das Meer Höhlen ausgewaschen hat, die Creux-Fantômes. Es schliefst sich daran die wilde und wüste, von Ginster überwachsene Südwestspitze Jerseys, die gleich einer Mauer ins Meer abfällt und sich in einem Gewirr kleiner Felseninseln oft von grotesken Formen fortsetzt. Das sind die Klippen von La Corbière, an denen schon manches Schiff zu Grunde ging, zumal ehe der Leuchtturm dort errichtet wurde. Sie bieten ein gutes Bild der wildzerklüfteten Granitgestade der Inseln (siehe Abbildung).

Auf den weiten Plateaus im Inneren Jerseys und an den Abhängen wächst ein feines und dichtes Gras, der Teppich von Jersey, welcher die ausgebreitete Viehzucht ermöglicht. Die ausgezeichneten Milchkühe geben dort bis 30 Liter Milch täglich. Es ist eine besondere kleine Rasse von zierlicher Form und grauer Farbe, auf deren Reinheit man ganz besondere Sorgfalt verwendet. Ein-

Ausdehnung der englischen Sprache: 1850, 1893.

Das Vordringen der englischen Sprache auf Guernsey und Jersey.

englisch geworden. Wenn man diese Insulaner, die doch französischen Ursprungs sind und jetzt durch die Sitten, die Religion und allmählich auch die Sprache sich anglisieren, fragt, ob sie Frankreich lieben, so lautet die Antwort entschieden „nein". England hat ihre Freiheit und Selbständigkeit geachtet und darum hängen sie ihm an.

Wer als Volkskundiger auf den Inseln forscht, wird unbefriedigt von dannen gehen. Es giebt keine Volksgesänge, keine Überlieferungen, nichts, was wir unter Folklore zusammenfassen. Dafür treten geistliche Gesänge, Traktätchen, religiöse Streitschriften als echt englische Erzeugnisse an die Stelle. Noch bestehen einige Zeitungen, zwei auf Jersey und zwei auf Guernsey, in französischer Sprache, allein ihre Bedeutung ist eine geringe. In den Theatern von St. Hélier und St. Peter Port werden nur englische Stücke gegeben und für Musik sorgen deutsche umherziehende Bauden. Englisch ist auch die Liebe für den Whisky, der mächtig um sich gegriffen hat; die Zahl der Säufer ist nicht gering.

Das Innere von Jersey ist von vortrefflichen Strafsen durchzogen, an denen häufig Steige von Granitplatten hinführen und die seitwärts mit Eichen, Buchen, Nufsbäumen bepflanzt sind. Es gewährt ein besonderes Vergnügen, auf diesen wohlgepflegten Landstrafsen zu wandern, die über Berg und Thal ziehen und zumeist herrliche Ausblicke über Insel und Meer gewähren. Auch

führung fremden Rindviehs ist durch Gesetz verboten, ausgenommen das Schlachtvieh, welches sofort beim Landen getötet werden mufs. Der reiche, ursprünglich zum Ackerbau bestimmte Boden ist jetzt ziemlich erschöpft, und Getreide zu bauen lohnt sich nicht mehr. Da auch die Abholzung stark vorschritt, so ist der Humus an vielen Stellen verschwunden und kahler Granitfels tritt häufig zu Tage. Was noch lohnt, ist der Kartoffelbau, der sehr ausgedehnt betrieben wird. Da Fröste selten sind und im Januar die Bestellung schon beginnt, so erntet man oft Ende April, und diese Frühkartoffeln finden auf englischen und französischen Märkten guten Absatz. Auch Kohl gedeiht sehr gut; er wächst hoch und liefert Stengel (cabbage sticks), die als Spazierstöcke benutzt werden. Im Frühjahr geht noch immer eine kleine Flotte von Segelboten aus dem Hafen von St. Hélier nach den Bänken von Neufundland auf den Kabeljaufang; allein dieser Erwerbszweig ist im Verfall begriffen, da die Insulaner sich nicht zur Einführung der Dampfer entschliefsen können. Jersey wie Guernsey sind Garteninseln, und ebenso wie ihnen milden Klima danken sie der herrlichen Vegetation ihren Ruf und das Zuströmen zahlreicher Fremden, die hier dauernd oder vorübergehend ihren Aufenthalt nehmen. Die Blumenzucht steht in hoher Blüte, und die Vegetation der Parks, Thäler und Gärten zeigt mit ihren Palmen, Feigenbäumen,

Digitized by Google

Eukalyptus, Araukarien, Agaven, die alle im Freien gedeihen, einen südlichen Anstrich. Was bei uns in Töpfen steht, wächst dort frei im Lande, während unsere Waldbäume dort keine besondere Entwickelung aufweisen.

von Fermain (s. Abbild.), über der sich die Mauern des Forts St. George erheben und dann folgt die Hauptstadt St. Peter Port, die mit ihren Granitquais sich malerisch an der Bucht hinzieht. Da Guernsey im Gegensatz zu

Klippen und Leuchtturm von La Corbière (Jersey). Nach einer Photographie.

Nach Guernsey gelangt man am besten von Southampton mit den täglich dorthin gehenden Dampfern,

Jersey von Süd nach Nord abfällt, so ist das Klima hier rauher und der Temperaturunterschied zwischen den

Die Bai von Fermain. Ostküste von Guernsey. Nach einer Photographie.

welche die Fahrt in sechs Stunden zurücklegen und dann weiter in 1½ Stunden nach Jersey fahren. Kommt man von Jersey, so zeigt sich dem Reisenden zuerst die malerische Südküste Guernseys mit ihren bewachsenen Klippen; an der Ostküste öffnet sich dann die schöne Bai

beiden Schwesterinseln sehr merklich. Die Insel bildet ein unregelmäßiges Dreieck, das aus zwei sehr verschieden gearteten Teilen besteht. Im Süden ein Granit- und Porphyrmassiv, mit felsigen Plateaus und zahlreichen Schluchten; im Norden eine niedrige, sandige, mit kleinen

Digitized by Google

Hügeln durchzogene Ebene. Die Kirchspiele St. Peter Port und Câtel begrenzen auch ziemlich genau diese geologischen Unterschiede. Die Einwohnerzahl beträgt 35000, die Oberfläche 65 qkm, was 540 Einwohner auf den Quadratkilometer ergiebt. Der Anblick des Inneren und der Vegetation ist ähnlich wie bei Jersey, nur ist letzteres in Bezug auf den Pflanzenwuchs etwas voraus. Statt der Kartoffeln aber, die auf Jersey herrschen, züchtet man auf Guernsey schöne Trauben, Tomaten und Blumenkohl, welche auf den englischen Markt gehen.

Die Thäler auf Guernsey sind kurz, aber tief eingeschnitten und gewunden; das längste ist das Thal der Talbots, welches in der Mitte der Insel bei St. André beginnt und bis zur Bucht von Vazon reicht. Die übrigen Wasserläufe sind ganz unbedeutend und führen

verbrannten, gehängten, um ein Ohr beraubten oder von der Insel verjagten unglücklichen Weiber auf.

An der Nordwestküste liegt auch die schon erwähnte Bucht von Vazon, in welcher sich die Abflufswässer der Insel sammeln. Vom Grunde dieser Bucht holt man einen fossilen Brennstoff herauf, welcher Corban genannt wird. Völlig verlassen und einsam ist die Nordspitze der Insel, aber ausgezeichnet durch die zahlreichen megalithischen Denkmäler, die hier, namentlich an der Bai de l'Ancresse sich gut erhalten haben (s. Abbild.). Der wichtigste Dolmen ist jener von Dehus, welcher aus mehreren Kammern besteht und 12 m lang ist. Auch an sonstigen vorgeschichtlichen Funden fehlt es auf Guernsey und dem benachbarten Inselchen Herm nicht, wie denn Leith Adams von dort zubehauene Feuersteine

Vorgebirge von Icart. Südküste von Guernsey.

nicht das ganze Jahr hindurch Wasser. Die Südküste zeichnet sich durch Grofsartigkeit aus. Hier erreichen die jähen Granitklippen eine Höhe von 120 m, und sind zahlreiche tiefe Buchten eingeschnitten, deren Vorgebirge mit zerrissenen Klippen weit ins Meer hineinragen, wie jenes von Icart (s. Abbild.). Solche Zähne und Riffe reihen sich aneinander bis zur Spitze von Pleinmont, dem südwestlichen Kap Guernseys. Da dicht am Meere eine Strafse, Chemin du Roi, über die Klippen wegläuft, so lassen sich dieselben gut übersehen. An der Westküste dagegen treffen wir auf sandige Ebenen, wo der Seetang (Varek) in grofsen Mengen angeschwemmt wird und dürftiges Getreide wächst. An der Bucht von Rocquaine fanden nach dem Volksglauben die Zusammenkünfte der Hexen statt, deren es auf Guernsey im 16. und 17. Jahrhundert besonders viele gegeben haben mufs. Boland führt eine reichhaltige Liste der und Pfeilspitzen aus Flint beschrieben hat (Journ. Anthropol. Inst. II, 68).

Übertroffen wird aber Guernsey in Bezug auf die Felsbildungen durch das benachbarte, im Osten gelegene Sercq oder Sark, wie die Engländer schreiben. Hier ist das harte Granitgestein am meisten geformt, durchfressen, ausgewaschen und zu merkwürdigen Gestalten, Vorgebirgen und Halbinseln umgebildet. Sercq hat eine Oberfläche von 510 ha, von denen 200 unter Kultur sind, und nur 570 Einwohner, die über das ganze Eiland zerstreut in Höfen und Weilern wohnen, ohne irgend ein Dorf zu bilden.

Sercq zerfällt in zwei scharf geschiedene Teile, die durch einen schmalen Isthmus miteinander verbunden sind. Der nördliche gröfsere Teil hat eine Länge von 3750 und eine gröfste Breite von 2560 m; der kleine südliche Teil ist 1400 m lang und nur 90 ha grofs. Der

Digitized by Google

Isthmus (siehe Abbildung) heifst la Coupée, ist 180 m lang, an seiner schmalsten Stelle nur wenige Meter breit und fällt zu beiden Seiten 90 m tief zum brandenden Meere ab, dessen schäumende Wogen hoch an ihm emporlecken und das Gestein zu zertrümmern suchen. Bei heftigen Stürmen, die mit grofser Gewalt über diese durch kein Geländer geschützte Stelle dahinfegen, wagt es auch niemand, die gefährliche Stelle zu überschreiten, die auch in der Dunkelheit unbegangen bleibt. Grofs- und Klein-Sercq sind dann völlig voneinander abgesperrt. Das Innere bildet eine Hochebene, die sich in Grofs-Sercq bei der Mühle bis zu 114 m erhebt. Sie besteht meistens aus Granit, der aber nicht so homogen wie auf Klein-Sercq ist, da auch Gneis, Chloritschiefer und Hornblendeschiefer auftreten. Aus letzterem besteht auch der Isthmus la Coupée.

Vor 15 Jahren erreichte man Sercq nur schwierig mit Segelboten von Guernsey aus, wobei die starke Strömung zwischen beiden Inseln zu überwinden war. Sercq blieb deshalb abgeschieden für sich und wurde zum Zwecke der Ausbeutung errichtete Gesellschaft löste sich aber nach grofsen Verlusten auf.

Sercq tritt schon 568 in die Geschichte ein, als dort der Bischof von Dol ein Kloster errichtete. Später war es lange Zeit der Zufluchtsort berüchtigter Seeräuber. Einige Zeit hielten es 1549 die Franzosen besetzt, dann nahmen es wieder die Engländer und 1563 gab Königin Elisabeth es dem Herrn Helier de Carteret zu erbeigen. Aus dem Jahre 1578 ist noch eine Kanone vorhanden, deren Inschrift besagt, dafs sie ein Geschenk der Königin für den Seigneur von Sercq sei. Die Insel hat dann verschiedene Herren gehabt und gehört seit 1852 durch Kauf der Familie Collings. Sie bildet eine kleine Republik für sich mit alten Gesetzen, eigenem Parlament und besonderem Richter, den der Seigneur ernennt. Berufungen finden nach Guernsey statt. Das Gefängnis ist meistens leer. Als 1889 ein Einwohner von Jersey Unruhen verursachte, zeigte der Seigneur ein Patent von König Jakob I. vor, demzufolge kein Ausländer auf Sercq wohnen durfte und der Jersisais wurde ausgewiesen.

Dolmen von l'Aucresse. Guernsey.

kaum von Vergnügungsreisenden besucht. Das Leben war dort noch das alte und einfache der Insulaner, unberührt durch die Engländer, bis englischen Malern die Insel willkommene Vorwürfe für ihre Studien bot, und eine englische Schriftstellerin dorthin den Schauplatz eines Romanes verlegte. Sofort wurde Sercq Mode und die reisenden Engländer mit ihren Guineen bewirkten eine starke Umänderung der Verhältnisse; es entstanden Gasthöfe, und Dampfer nahmen die Verbindung auf. An der Ostseite ist ein kleiner Hafen entstanden, in dessen Quais die Schiffe man sicher ankern können. Er liegt unter den senkrecht aufsteigenden Klippen, und der Landende weifs nicht, wohin er sich wenden soll, bis er einen 100 m langen Tunnel gewahrt, durch den er seinen Eintritt in die Insel hält. Er gelangt sofort in ein herrliches grünes Thal mit üppigem Pflanzenwuchs und steigt hinauf zum Herrenhause, wo der Beherrscher des Eilandes seinen Sitz hat. Auffallend sind die ungemein zahlreichen Kaninchen, welche den Boden überall durchwühlt haben, wo nicht der Fels zu Tage tritt. Erwähnenswert sind die Bergbauversuche, die man auf Klein-Sercq betrieben hat, wo eine Silberader entdeckt wurde und auch Blei und Kupfer vorkommen. Eine

Die Insulaner sind Schiffer und Ackerbauer; alle können lesen und schreiben, denn seit 1874 ist der Unterricht obligatorisch, was auf den übrigen normannischen Inseln nicht der Fall ist.

Während Guernsey und Jersey der Anglisierung verfallen und Alderney schon ganz englisch ist, halten die Bewohner von Sercq jetzt noch an ihrer alten normannischen Mundart fest, die hier noch so wie im 13. und 14. Jahrhundert gesprochen wird. In Kirche und Schule, im amtlichen Leben und vor Gericht herrscht das Französische. Noch vor zehn Jahren erklang kein englisches Wort auf Sercq. Jetzt sind die Touristen aus England gekommen und damit ist auch die Herrschaft der französischen Sprache auf Sercq bedroht.

Zwischen Sercq und Guernsey liegen nebeneinander die beiden Inselchen Herm und Jethou, die kurz erwähnt werden müssen. Die Überfahrt von St. Peter Port nach Herm dauert kaum eine halbe Stunde und die Bewohner Guernseys nahmen früher dort eine Art von Sommerfrische und jagten die zahlreichen Kaninchen, denen sich jetzt auch eine Herde dort gut gedeihender Kängurus zugesellt hat. Indessen, der Besuch von Herm hat aufgehört, die Insel ist für Besucher vollständig ab-

Digitized by Google

Der Isthmus von Serq (Sark). Nach einer Photographie.

Digitized by Google

geschlossen, seit Fürst Blücher von Wahlstatt sie gekauft und zum Sommersitze für sich eingerichtet hat. Sie ist nur 3 km lang.

Durch einen 500 m breiten Kanal von ihr getrennt, liegt im Süden Jethou, eigentlich nur ein mächtiger Felsen mit Klippen von sonderbarer Gestalt, auf dem Kaninchen, Rebhühner und Meervögel hausen. Das einzige schöne Haus der Insel bewohnt ein reicher Engländer.

Zum Schlusse ist die nördlichste der normannischen Inseln Auregny, oder englisch Alderney, zu erwähnen. Ersteres ist die amtliche Schreibart, statt deren gewöhnlich Aurigny gebraucht wird. Man kann mit dem Dampfer von Guernsey in zwei, von Cherbourg in $3^1/_4$ Stunden dorthin gelangen. Es gehören zu dieser Insel noch die Casquets genannten, westlich gelegenen Klippen, auf denen eine einzige Familie sich mit Kartoffelbau beschäftigt. Die Anfahrt an Auregny ist wegen der heftigen Strömung und vielen Klippen, namentlich bei stürmischem Meere, gefährlich und es kommt vor, daſs tagelang keine Schiffsverbindung zwischen der Insel und der Aufsenwelt besteht. Auregny ist von den Engländern, ähnlich wie Gibraltar, in eine gewaltige Festung umgewandelt worden. Der ganze jäh aufsteigende Fels ist mit Festungswerken, Mauern, Schiefsscharten versehen, die drohend nach dem nur 15 km entfernten französischen Festlande hinüberweisen. Die Insel ist 6 km lang und 3 km breit. Die Zahl der Einwohner beträgt 1850, darunter 450 Soldaten. Der höchste Punkt über dem Meere erreicht 90 m.

Auch dieses Inselchen hat ein besonderes Parlament, eigenes Gericht; es ist völlig unabhängig von den übrigen Eilanden. Der Eindruck, den es auf die Fremden hervorbringt, ist kein günstiger, denn früher, namentlich zur Zeit der Hafenbauten, zählte es 4000 Einwohner, jetzt kaum die Hälfte. Überall stehen verlassene und verfallene Hütten und die grofsartig angelegten Meeresdämme sind von den Wogen wieder zerstört worden. Freundlicher ist der Eindruck, wenn man in das Oberland hinaufsteigt, wo der Hauptort St. Anne liegt, der durch Sauberkeit, aber auch durch Öde sich auszeichnet. Hier ist alles englisch, und in der Stadt wie auf dem Lande hört man nur englisch sprechen. Auregny ist durch seinen trefflichen Rindviehschlag, die Alderneys, bekannt.

Das ist ein kurzes Bild dieser eigentümlichen Inseln, die Victor Hugo, der als Verbannter auf Guernsey lebte, „ein Stück ins Meer gefallenes Frankreich nennt, welches England aufgelesen hat“. Vom Mutterlande haben sich die Inseln ganz losgesagt, aber zu Grofsbritannien gehören sie auch nicht unmittelbar; auch nicht wie eine Kolonie. Es sind kleine, unabhängige Staaten unter der Oberhoheit der englischen Königin, welche sie nur in ihrer Eigenschaft als Herzogin der Normandie beherrscht. In den amtlichen Schriftstücken auf den Inseln wird daher auch Königin Viktoria so bezeichnet. Die Inseln sind der letzte Rest der grofsen, einst halb Frankreich umfassenden Besitzungen Englands. Wohl giebt es englische Besatzungen auf den Inseln; daneben besteht aber die heimische Miliz, der in erster Linie die Verteidigung der Inseln zusteht. Noch rechnet man nach französischen Livres, die aber in der Praxis in Pfund Sterling umgesetzt werden; aber auf Jersey gilt ein Pfund Sterling 25 und auf Guernsey 24 Franks. Auf ersterer Insel ist englisches, auf letzterer französisches Geld im Umlauf.

Die Abchasen.

Eine ethnographische Skizze von N. v. Seidlitz. Tiflis.

II.

Der Zögling ist verpflichtet, die Interessen seiner Erzieher, d. h. derjenigen Familie, der seine Erzieher angehören, zu verteidigen. Er ist z. B. verpflichtet, das verlorene Eigentum seiner Erzieher aufzusuchen, den Dieb zu finden und zu bestrafen und es wäre für ihn eine grofse Schande, wenn er solches nicht zu machen verstände. Ebenso mufs, wenn jemand seine Erzieher beleidigt und letztere aus Schwäche den Beleidiger nicht zu strafen vermögen, der Zögling für sie einstehen. Nehmen wir z. B. an, daſs ein Fürst einen Bauern schlüge, so mufs für die Beleidigung der Zögling des geschlagenen Bauern Rechenschaft fordern und solche nicht vom beleidigenden Fürsten fordern, da sein „Blut nicht dem des Bauern gleich“ ist, sondern von seinem Erzieher, gleichfalls einem Bauer; er mufs auch für eine Beleidigung büfsen, die dem Erzieher eines andern Fürsten zugefügt wird. Wenn der erziehende Bauer in irgend einen Handel verwickelt ist, so sucht der fürstliche Zögling mit allen rechtlichen und unrechtlichen Mitteln ihm aus der Not zu helfen. In dem Falle, wo der Zögling selber noch jung und nicht im stande ist, seinem Erzieher zu helfen, handeln seine Eltern an seiner statt.

An Freud und Leid seines Erziehers nimmt der Zögling Anteil und spielt in allen wichtigen Lebenslagen des ersteren die thätigste Rolle. Wenn z. B. die Amme selber, oder ihr Mann, oder eines ihrer Kinder stirbt, beweint sie der Zögling, legt Trauerkleider an, läfst seine Haare wachsen, kauft auf eigene Kosten einen Sarg und leitet die Ceremonie des Beweinens und der Bestattung des Todten. Am Gedenktage schafft er ein Schaf oder ein Pferd herbei und spielt in allem den Anrichter. Der Zögling spielt auch in dem Falle die Hauptrolle, wenn der Sohn seiner Amme sich ein Mädchen zur Frau raubt: wenn die Verwandten des Mädchens den Räuber verfolgen, handelt der fürstliche Zögling für jenen mit Wort und That und läfst vom geraubten Mädchen nicht ab; dann behält er solches bis zum Schlusse der Verhandlung bei sich, da ja niemand von den Verwandten der Geraubten sein Haus zu überfallen sich erkühnen darf. Wenn aber die Hochzeit des Sohnes des Erziehers oder seiner Tochter friedlich, nach gütlicher Übereinkunft beider Teile, vor sich geht, gilt der fürstliche Zögling auch in diesem Falle als Schaffner des Bräutigams, schenkt der Braut Geld, Pferde u. dgl. m.

Ihrerseits bleiben auch die Erzieher keineswegs bei ihrem Zöglinge in der Schuld: nennen ihn ihre Sonne, ihr Heiligtum, bei dem sie schwören. Alljährlich bringen sie ihm Geschenke, zu Weihnachten Käse, Kapaunen, Brot; zu Ostern Lämmchen oder Zicklein und „tschumuchwati“. Diese Geschenke bilden das Zeichen aufrichtiger Neigung und Freundschaft der Leute niederen Standes zu denen des höheren; mit ihrer Einstellung nähme die gegenseitige Freundschaft gleichzeitig ihr Ende.

Die Söhne der Amme sind gewöhnlich die Busenfreunde und Helfershelfer des Zöglings bei dessen nächtlichen Diebesabenteuern. Daher nimmt denn der Fürst

Digitized by Google

oder Edelmann auf seinen Diebesexpeditionen die Söhne seiner Amme auch mit, wohl wissend, daß solche in der Not bereit wären, mit ihrem Leben für ihn einzustehen.

Stirbt der Zögling, so hat der Kummer seiner Erzieher keine Grenzen: sie schaffen zu seiner Bestattung das Leichengewand und Geld, treiben zum Erinnerungsfest einen oder zwei Ochsen, Schafe u. dergl. m. herbei. Eben solche Teilnahme bezeugen sie auch bei der Hochzeit des Zöglings, bei der sie sich durch eigene Arbeit beteiligen, auch die Braut beschenken.

Doch giebt es bei den Abchasen noch eine andere Art, jemanden zu seinem Zöglinge zu machen: es ist dieses die Einladung eines Erwachsenen zur Rolle eines Zöglings. Einen solchen Mann ladet der abchasische Bauer zu sich mit folgenden Worten ein: „Ich möchte dich in mein Haus einführen und nach meinem Vermögen die Achtung bezeugen." Am bestimmten Tage begiebt sich der Eingeladene in das Haus seines künftigen Pflegers und nimmt einige Mann mit sich. Während des Abendessens stellen sich der Wirt und seine Verwandten auf die Kniee vor den zukünftigen Pflegling und bieten ihm ein Glas Wein an, dann stehen sie auf und einer wendet sich an ihn mit der Rede: „Von diesem Tage an schätzen wir dich für einen in unserer Familie an der Mutterbrust Ernährten, sind einerlei Sinnesart mit dir und wollen für dich nichts schonen; hoffen, daß auch du für uns nichts sparen wirst; du wirst größere Gunst genießen, denn andere Zöglinge." Darauf bringt man ihm einige Rubel dar und schenkt irgend was seinen Gefährten (chach). Bei der Übergabe der Geschenke spricht man: „wadtschaenup" (Geschenk dir). Zum Schlusse der Ceremonie wird auf einen ausgebreiteten Teppich ein Kasten hingestellt, auf den sich die Frau des Hausherrn als künftige Amme hinsetzt; Weiber umgeben sie. Darauf erscheint durch die geöffnete Thür der zukünftige Pflegling und stellt sich vor die auf dem Kasten sitzende Hausfrau hin, greift sie und berührt dreimal mit seinen Lippen ihre Brust, oder, nach abchasischer Redeweise, „beißt dreimal ihre Brustwarzen"; nach jedem Male spricht er: „Von diesem Tage an bist du meine leibliche Mutter." Und wirklich stellen sich von dieser Zeit ab zwischen ihnen eben solche Verhältnisse her, wie im oben erwähnten Falle der Erziehung eines fremden Kindes. Es ist leicht zu verstehen, daß die Bauern, außer Fürsten und Edelleuten, ebenso auch die Kinder von Leuten geistlichen Standes, wie von Kaufleuten und Bauern selbst erziehen. Auch kommen Fälle vor, daß Edelleute unter denselben Bedingungen die Erziehung von nächtigen und einflußreichen Fürsten übernehmen.

IV.

Heirat.

Vor fünfzehn Jahren noch raubte der Bräutigam sich gewöhnlich ein Mädchen zur Frau, indem er ohne Zustimmung der Eltern desselben und des Mädchens selber auf solches mit Hilfe seiner Altersgenossen einen Überfall machte, um es mit Gewalt zu sich zu entführen. Solche Fälle kommen heutzutage selten vor. Der Raub findet dagegen jetzt größtenteils mit Zustimmung der Braut selbst, wenngleich nicht selten gegen den Willen ihrer Eltern, statt. Im letzteren Falle kommt die zur Braut erkorene nächtlicher Weile zum verabredeten Orte, einige Werst weit vom elterlichen Hause. Ebendahin kommt der Bräutigam mit seinen Genossen zu Pferde. Sie setzt sich auf ein besonders für sie herbeigeführtes Pferd, worauf die ganze Kavalkade zurück ins Haus des Bräutigams oder irgend einer einflußreichen Person sprengt, unterwegs bereit, selbst mit Waffengewalt, jegliches Hindernis zu beseitigen. Bald nach gelungener Entführung erklärt das Mädchen öffentlich, daß solche nach seinem persönlichen Wunsche stattfand. Nun beginnen friedliche Unterhandlungen, die damit endigen, daß der Schwiegersohn der Mutter und dem Vater seiner Braut Geschenke darbringt.

Der Abchase raubt übrigens niemals ein Mädchen aus niedrigerem Stande, als welchem er selber angehört, da solches dem Entführer zur Schande gereichte: ein jeder sucht ein Mädchen höherer oder wenigstens gleicher Herkunft zu rauben. Einem Mädchen einen Antrag machen und von ihm oder den Eltern eine Absage erhalten, gilt stets für eine tödliche Beleidigung, für die blofs eine Entführung Genugthuung der verletzten Eigenliebe bieten kann. Gewöhnlich geschehen die Verhandlungen wegen einer Ehe durch Vermittler oder Freiwerberinnen, die bei glücklicher Beendigung einer Werbung für ihre Mühewaltung durch die Köpfe und Hände der zur Hochzeit geschlachteten Stiere belohnt werden. Sobald das gegenseitige Einverständnis erzielt ist, bestimmen Braut und Bräutigam, nachdem sie Geschenke gegenseitig ausgetauscht haben, den Tag der Zusammenkunft.

Zur festgesetzten Zeit begiebt sich der Bräutigam mit seinen Schaffnern mit Geschenken in das Haus der Eltern der Braut. Ein Färst treibt als Bräutigam mitunter bis zu 20 oder 30 Pferde herbei, von denen viele gesattelt zu sein pflegen. Nun wird ein Fest auf Rechnung des Bräutigams angerichtet. Zur Zeit des Schmauses suchen die Schaffner des Bräutigams einerseits, und die von den Eltern der Braut Geladenen anderseits, sich nach Möglichkeit in Witzen, Wortspielen, Schnöderei, Masse ausgetrunkenen Weines, Gesang u. a. zu überbieten. Tags darauf erhalten die Schaffner des Bräutigams verschiedene Geschenke, der Bräutigam aber ein Roß oder Geld und Waffen. Darauf kehren die Schaffner heim, der Schwiegersohn aber bleibt im Hause der Eltern der Braut mit seinem Bevollmächtigten (dade).

Doch der künftige Schwiegersohn fühlt sich einstweilen sehr ungemütlich. Der Landessitte gemäß kann er sich noch nicht den Eltern der Braut und ihren Verwandten zeigen. Er ist in eine Bürka (Filzmantel) gehüllt, Kopf und Gesicht mit dem Baschlik (Kapuze) umbunden, aus dem blofs die Augen hervorlugen. Die erste Nacht des Hochzeitsfestes, zur Zeit des Gastmahls, versteckt er sich irgendwo im Freien und nächtigt im Nachbarhause. Tags darauf bringt man ihn mit Gewalt ins Haus der Braut. Doch auch hier darf er sich nicht setzen und steht stumm an der Thür, seinem Bevollmächtigten es überlassend, für ihn zu antworten. Überhaupt gebührt es dem jungen Schwiegersohne nicht, mit Schwiegervater und -Mutter zu essen, sonst aber sich mit ihnen an einen Tisch zusammen zu setzen. In einigen Gegenden zeigen sich Mann und Frau niemals zusammen den Eltern der Frau, da solches für eine Schande gilt.

Die Braut läfst sich im kleinen Hause — amhara — nieder, von wo sie so lange nicht herausgeht, bis im grofsen Hause nicht ein Schmaus hergerichtet wird. Dann führt man sie ins Haus und ein bejahrter Hausfreund oder der Vater selbst steckt ein Stück Leber auf den Spiefs und beginnt zu beten und Wünsche auszusprechen, dafs das zukünftige Paar glücklich, fruchtbar sein möge u. s. f.

Wenn der Bräutigam aus dem Hause der Eltern der Braut ins Haus seines Vaters heimkehrt, auch dann hat er nicht das Recht, sich den Eltern und älteren Ver-

Digitized by Google

wandten zu zeigen. Dieses gilt gleichfalls für unziemlich. Er erscheint erst nach dem von seinem Vater angestellten Feste. Hier wiederholen sich dieselben Segenssprüche und Wünsche, wie beim Hinausführen der Braut aus ihrer a m h a r a, wobei er Geschenke seiner Mutter, seinem Vater, Onkel, Erzieher und überhaupt allen älteren Verwandten macht. Diese Festlichkeit heifst a p h c h a s c h a r c h e (Anteil, Entferner der Scham).

Nach Herstellung der Mitgift beim die Eltern der Braut den künftigen Schwiegersohn zu sich, um ihm ihre Tochter auszufolgen; zur festgesetzten Zeit kommt der Bräutigam mit seinen Schaffnern und ihren Brautjungfern zu ihr. Bei der Rückkehr mit der Braut nach Hause singt man unterwegs das Brautlied b e d n i e r a (Glück), d a h i g i t i r t (Reiterstücke) mit den Pferden, schiefst aus Pistolen u. dergl. m. Sich dem Hause des Bräutigams nähernd, schickt man jemanden voraus, Vater und Mutter von der Ankunft der Braut zu unterrichten. Ein solcher Bote hält irgendwo an der Pforte des Hauses und thut, ohne zu reden oder zu rufen, einen Pistolenschufs in die Luft. Im Hause giebt man ihm Honig oder Zucker zu kosten.

Unterdessen erreicht der Hochzeitszug das Haus. Hier ergötzen sich die Schaffner und Brautjungfern eine Weile mit einem ungeheuren runden Hirsebrote, solches dreimal über die Braut und das Haus hinüberwerfend und in Stücke zerbrechend, die von den Anwesenden unter sich verteilt werden. Danach führt man „die Braut ins Haus herein, in dessen Thür zwei Mann über den Köpfen gekreuzte Säbel halten. Auf der Schwelle giebt man ihr Honig oder Zucker zu kosten, dazu sprechend: „Möge dir Gott eine ebenso süfse Zunge geben." Der ins Haus eingetretenen Braut giebt man eine mit Körnern von g h o m i (Hirse), auf die ein Ei gelegt ist, gefüllte Schale in die Hände. Darauf führt man sie dreimal um den Herd herum, wobei sie Ghomikörner um sich wirft. Nachdem man die Braut hingesetzt hat, giebt man ihr einen Knaben auf den Schofs, gleichsam als Vorbedeutung, dafs sie auch einen Knaben gebären werde. Nach Verlauf einiger Zeit führt man die Braut in eine besondere Stube (Häuschen) hinein, worauf das eigentliche Hochzeitsfest beginnt.

Am folgenden und weiteren Tage kommen die Verwandten, machen die Bekanntschaft der Braut und bringen ihr Geschenke dar, je nach eines jeden Vermögen. Wenn man die Braut kennen zu lernen wünscht, hebt deren bevollmächtigte Brautjungfer (d a d e) den Schleier von ihrem Gesichte empor; die Gäste begrüfsen die Braut, sie aber steht, ohne ein Wort zu verlieren, steif und ruhig, mit gesenkten Augen da. Antwort giebt an ihrer statt die Brautjungfer. Nach Verlauf einer gehörigen Zeit nach der Hochzeit nickt sie aber bei jeder ihr gethanen Frage statt „j a" oder „n e i n" blofs mit dem Kopfe.

In der a m h a r a bleibt die junge Frau einige Monate; darauf ladet man sie in das Haupthaus ein und von der Zeit an gehen auf sie alle Sorgen um die Familie über. Sie sucht stets der Schwiegermutter und dem Schwiegervater nach Gefallen zu thun und deren Wünsche zu erfüllen. Im Laufe mehrerer Monate redet sie mit niemanden; darauf beginnt sie, anfangs mit den jüngeren Haus- und Dorfgenossen, auch mit den älteren zu reden, später aber als mit allen andern fängt sie mit der Schwiegermutter und dem Schwiegervater zu sprechen an. Eine neue Schwiegertochter nennen alle Dorfgenossen „unsere Schwiegertochter"; zu ihr auch bringt man verschiedene Näharbeiten, die sie unentgeltlich ausführt.

Das junge Paar zeigt sich im Laufe vieler Jahre nicht zusammen den Eltern des Mannes; in deren Gegenwart dürfen sie bis zum Tode nicht zusammen speisen. Im Gespräche mit älteren Leuten (mögen es Verwandte oder Fremde sein) darf die Frau nicht von ihrem Manne — „mein Mann", wie auch der Mann von seiner Frau nicht — „meine Frau" sagen. Ebenso wenig nennt sie mit Namen die Mannesbrüder, die Erzieher des Mannes, Mitglieder der Familie, ältere Leute im Dorfe u. a. Der Mann aber spricht blofs den Namen seiner Frau nicht aus. Wenn die Schwiegermutter und der Schwiegervater zum erstenmale den Schwiegersohn besuchen, mufs er ihnen Geschenke machen, ebenso wohl wie in dem Falle, wenn er selbst zum erstenmale mit der Frau sich zu deren Eltern begiebt.

V.

Beweinen und Bestattung der Verstorbenen.

Die Abchasen sind sehr mitleidig, besonders gegen Kranke; schwer Kranke aber lassen sie niemals allein. Wenn die Dorfbewohner erfahren, dafs dieser oder jener ihrer Mitbrüder schwer erkrankt ist, besuchen ihn alle unbedingt, befragen ihn über seine Krankheit, ermutigen ihn und suchen ihn zu erheitern. Den Kranken besuchen nicht blofs seine Verwandten, sondern auch alle übrigen Dorfgenossen, ohne Ansehen auf Würde oder Vermögen. Gewöhnlich kommt man zum Kranken abends und verbringt bei ihm die ganze Nacht, singt, tanzt oder erzählt Märchen, macht Witze u. dergl. m., in der Absicht, den Kranken aufzuheitern und auf diese oder jene Weise seine Leiden zu erleichtern. Die Kranken heilt man mit Hausmitteln, alte Hexen lesen über sie ihre Sprüche u. dergl. m.

Sobald der Kranke gestorben ist, erheben die Weiber unverzüglich Geheul und Geschrei, sich dabei die Haare ansreifsend, sich kratzend und ins Gesicht, auf den Kopf u. dergl. schlagend. Indessen kommt die ganze Nachbarschaft zusammen, das Weinen und Schluchzen nimmt zu. Einige Weiber aus der nächsten Verwandtschaft des Verstorbenen fangen an sich zu schlagen, sich die Köpfe einzustofsen, andere suchen sie zu beruhigen. Doch alle diese Ermahnungen fruchten häufig nicht bei den verzückten Klageweibern, die infolge der sich angethanen Schläge oder Stöfse mit dem Kopfe selber wie tot niederfallen. Sobald endlich Ruhe eingetreten ist, wird das Ceremoniell der Beerdigung festgestellt. Die nächsten Verwandten nähen sich Trauerkleider, Boten mit Anzeigen und Einladungen gehen an die Verwandten, Erzieher, Freunde und Bekannten des Verstorbenen ab; die Dorfgenossen aber sind verpflichtet, auch ohne Einladung sich zum Beweinen einzufinden. Den Toten thut man in einen Sarg. Hinter letzteren setzen sich die Weiber in Trauerkleidern, barfufs, mit zerrissenen Kleidern, blutig gekratzten Gesichtern und aufgelösten Haaren. Von der andern Seite nahen dem Sarge Klagemänner und Klageweiber. Bei dem Beweinen herrscht solche Ordnung, dafs, wenn einige Weiber in den Hof treten, sie sogleich zu weinen und „a w a w" zu rufen beginnen, wobei sie ihre Finger an die Schläfen halten und, bis sie ihren „a w a w s c h r e i" beendet, das Gesicht bis zum Kinn herab durchkratzt haben. Auf ihr „a w a w" antworten die am Sarge sitzenden Weiber mit demselben Schrei. Die Klageweiber nähern sich langsam dem Hause. Ihr Heulen und Schluchzen nimmt allmählich zu, bis sie ins Haus hineingehen, wo schon das eigentliche allgemeine Beweinen anhebt. Die Klagemänner aber treten, sich an Stirn und Brust schlagend, ins Haus, stellen sich vor dem

Digitized by Google

Sarge auf die Knie und betrauern so den Verschiedenen.

In einer andern Abteilung des Hauses sind die Sachen des Verstorbenen, seine Kleider und Waffen ausgestellt. Nach dem Beklagen der Leiche findet Weinen und Heulen über seinen Sachen statt.

Beim Beweinen des Verstorbenen sagen die Besuchenden: „Wäre solches doch mit euch nicht geschehen; hättet ihr statt dessen von meinem Tode gehört..." und was dergleichen Redensarten mehr sind.

Die Amme des Verstorbenen oder deren Kinder bekam, zum Beweinen ihres Zöglings kommend, schon eine Werst weit vom Hause Geheul und Geschrei an. Im Hofe begegnen ihnen besonders aufgestellte Leute, welche sie unter dem Arme ins Haus führen, was übrigens die neuen Angelangten nicht hindert, unterwegs sich Wangen und Hals blutig zu kratzen, sich die Köpfe an den Pfosten des Hauses anzuschlagen, bis sie halbtot, von Thränen bedeckt, am Sarge hinfallen. Der Erzieher und seine Kinder geifseln sich ebenso an Kopf und Gesicht.

Am Tage der Beerdigung pflegt das Beweinen des Verstorbenen allgemein zu werden; darauf folgt die Totenfeier, und die Gäste werden mit Brot, Wein und Fastenspeisen bewirtet, gegen Abend aber findet die Bestattung statt.

Noch einen Charakterzug müssen wir erwähnen. Wenn ein Familienhaupt stirbt und der Trauerzug mit dem Verblichenen schon zum Kirchhofe aufgebrochen ist —, wirft man über sein Haus einen Strick, dessen Enden zwei Menschen halten und bald auf die eine, bald auf die andere Seite ziehen. Der Sinn dieses originellen, auch in Mingrelien verbreiteten Brauches ist der, dafs mit dem Tode des Familienhauptes und dem Hinaustragen desselben auf das Leichenfeld sein Haus zu erschüttern beginnt und zusammenzustürzen droht; um solches nun zu verhindern, beginnt man mit dem Stricke. Nach dem Hinaustragen der Leiche und wenn das Haus heil und unbeschädigt blieb, thut man zum Zeichen der Freude einen Pistolenschufs.

Gräber für Männer gräbt man bis zum Gürtel, für Frauen aber noch tiefer, da, nach der Ansicht eines Teiles der Abchasier, das Weib überhaupt schlau und hinterlistig (p a ï w a n) ist und das abchasische Sprichwort behauptet: „Was du im Sinne hast, teile dem Weibe nicht mit, da solches sonst aus dem Grabe heraskriecht und dein Geheimnis verrät." Daher bestattet man eine Verstorbene tiefer und schüttet über sie mehr Erde auf.

Die Abchasen besitzen keine gemeinsamen Leichenäcker. Jede Familie hat ihren besonderen Kirchhof, zu dem hohe und gebirgige Orte, wo der öffentliche Weg vorbeigeht, gewählt werden, weshalb jeder Reisende sich davon überzeugen kann, dafs in Abchasien die besten und malerischsten Stellen zu Bestattungsorten dienen.

Die Sorge um den Verschiedenen dauert noch lange nach seiner Bestattung fort. Die Mutter und Frau des Verblichenen, seine Amme oder deren Töchter besuchen in Trauerkleidung und barfufs alltäglich morgens und abends das frische Grab, beweinen bitter den Verstorbenen und bitten ihn, ihnen in verschiedenen häuslichen Sorgen zu helfen, für sie bei andern Toten zu bitten, solchen ihre Grüfse zu überbringen u. dergl. m. Das geht so 40 Tage lang und bis zur „Sonnabendsgedächtnisfeier" fort. Bis zu dieser Zeit aber pflegen im Hause die Sachen des Verstorbenen ausgestellt zu sein, und die zum Beweinen neuangekommenen Gäste weinen erst über diesen Sachen und dann auch über dem Grabe. Ebenso wird bis zu diesem Termine, häufig aber auch im Laufe eines ganzen Jahres, bei jedem Frühstücke und Abendessen auf den Tisch der Teil des Verstorbenen gethan.

Am vierzigsten Tage oder an irgend einem Sonnabend stellt man die Gedächtnisfeier um den Verstorbenen an, schlachtet ein Schaf und bereitet Fleischspeisen zu. Die Verwandten des Verblichenen, die bisher fasteten, fangen von diesem Tage an Fleisch zu essen; übrigens fasten die Mutter und Amme ein ganzes Jahr lang.

Die zweite Gedächtnisfeier ist mit noch gröfseren Ausgaben verknüpft. Diese Feier wird a p - h s s - c h u w r a (von a p h s s — Seele, c h u — Anteil, Ordnung, w r a — thun, ausführen, d. h. das Anstellen der Gedächtnisfeier für die Seele des Verstorbenen) genannt. Hierbei schlachtet man Tiere, giebt viel aus und sucht nach Möglichkeit die Seele des Verstorbenen zu befriedigen. Die Abchasen sind versichert, dafs eine unbefriedigte Seele nicht blofs ihr Vermögen, sondern sie selber schädigen könne. Die Gedächtnisfeier findet im zweiten Jahre nach dem Tode des Verblichenen statt, gewöhnlich im Herbst, wo alles vollauf ist. Zum Tage des a p - h s s - c h n w r a werden Gäste zum Beklagen des Verstorbenen eingeladen. Zuweilen werden an diesem Tage zu Ehren des Verstorbenen auch m a r u l a (Wettrennen) angestellt. Wenn das Wettrennen vorausbestimmt ist, wird davon allen rechtzeitig durch Sendboten Mitteilung gemacht. Indessen bereiten die Wirte reichliche Vorräte an Vieh, Wein, Käse, Brot u. dergl. vor. Am Vorabende des a p - h s s - c h u w r a werden die Sachen des Verstorbenen ausgestellt, dazu das Rofs desselben, mit einer Trauerdecke versehen, angebunden. An den Sattel des Rosses hängt man die Waffen des Verstorbenen, seine Flinte, Pistole, Kinshal (Dolch), Schaschka (Säbel), Peitsche u. dergl. m. auf, dann findet das Beweinen am Grabe und über dem Verblichenen statt.

Zur selben Zeit sehen wir einen Haufen Leute beiderlei Geschlechts, barfufs, in Trauerkleidung. Die Haare der Männer sind wie bei den Weibern in Zöpfe geflochten. Nach diesen kommen Leute zu Fufs und zu Pferde herzu, die einen oder zwei Ochsen, einige Schafe oder überhaupt das, was jeder vermochte, herbeiführen und verschiedene Süfsigkeiten, mit Butter und Honig zubereitet, sowie m a z o n i (saure Milch) u. dergl. tragen. Einer von den Fufsgängern hält in der Hand ein ästiges, baumförmiges Licht, an welchem ein Stück mit Wachs getränkten grünen Mitkals (Baumwollenzeug) befestigt ist. An den Spitzen der Äste und Zweige sind ebensolche, vom Winde, wie die Blätter eines Baumes, bewegte Fetzen aufgehängt. Wenn die Prozession nächtlicher Weile statt hat, werden an dem verzweigten Licht, ebenso wie an den Hörnern der Ochsen, einige angezündete Lichter angebracht. Dieser traurige Zug naht langsam dem Hause und zieht in den Hof ein, wo er andern begegnet. Hier findet Schluchzen und Weinen statt, die Männer und Weiber gesondert. Darauf schlachtet man Ochsen und Schafe, wobei jedesmal: „deiner Seele dargebracht" ausgesprochen wird.

Tags darauf, d. h. am Tage des a p - h s s - c h u w r a, versammelt sich viel Volk. Um Mittag bindet einer der Verwandten des Verstorbenen sein Rofs los und stellt sich inmitten eines Feldes auf, um ihn herum im Kreise Männer und Weiber. Darauf wird das Rofs dreimal im Kreise herumgeführt; hinter dem Rosse gehen die nächsten Verwandten des Verstorbenen, in Trauer, unbedeckten Hauptes und barfufs, bitter schluchzend. Die Männer schlagen sich an die Brust und ins Gesicht; die Weiber, im Kreise stehend und in zwei Parteien geteilt, lassen abwechselnd ihren Ruf „a w a w" ertönen. Diese Ceremonie endet mit dem Hinausführen des Rosses aus

Digitized by Google

dem Kreise. Von dieser Zeit an gelten alle irdischen Zeichen (sterblichen Überreste) des Verblichenen für vernichtet; bis dahin aber ward der Verstorbene selber als hier, wenngleich unsichtbar, inmitten der Versammlung abwechselnd angesehen.

Danach setzen sich die Gäste zum Mittagessen hin. Für sie ist auf dem Felde, unter freiem Himmel, ein langes Tischtuch gedeckt und verschiedene Speisen bereitet. Besondere Aufmerksamkeit wenden auf sich die aus Käse geschnittenen Löffel, Tassen, Gläser, Fingerhüte u. dergl. m. Hier werden auch die oben erwähnten Lichter aufgestellt.

Zu bemerken ist, daſs, wenn diese Bewirtung auch teuer zu stehen kommt, sie für die Wirte nicht schwer fällt, da an den Ausgaben nicht bloſs die Verwandten, sondern auch das ganze Dorf, in welchem ein solches Totenfest angestellt wird, teilnehmen.

Nach dem Mahle finden die an die Turniere des Mittelalters erinnernden dshiriti statt. Das schöne Geschlecht nimmt das Vorhaus ein; junge Leute zu Pferde versammeln sich vor den Schönen und suchen in Reden einer vor dem andern ihren Scharfsinn, Findigkeit und Kenntnis, im daranfolgenden Rennen (dshigitowka) aber ihre Tapferkeit hervorzuheben.

Die wichtigste dshigitowka, tartscheï, besteht in folgender Übung. Einer der wettstreitenden Reiter nimmt beim Gastgeber oder irgend einer Schönen einen Baumwollenlappen, ausgenähten Schnh, einen Rosenkranz aus Kastanien oder irgend welchen andern Gegenstand, mit welchem, als dem tartscheï, in der Hand, er vorausjagend, während die andern Jünglinge ihm nachstürmen, ihn einzuholen und ihm den tartscheï abzunehmen versuchen. Wenn solches gelingt, geht der tartscheï in die Hände desjenigen Reiters über, der ihn dem ersten abnahm, nun sprengt dieser zweite dahin, während die andern ihn einzuholen suchen. Sieger bleibt der, den es niemanden zu fangen gelang und der den tartscheï an den Ort zurückbringt, von wo das Wettrennen begann. Damit hat übrigens der Wettstreit noch kein Ende: die Reiter fahren fort, auf ihren Rossen sich zu tummeln, nehmen im sausenden Galopp von der Erde Geld, Pelzmützen oder dergleichen Sachen auf.

Auf den Erinnerungsfesten finden mitunter wahre Wettrennen statt, bei denen Kinder von acht bis neun Jahren als Reiter auftreten. Für die Bewerber wird ein Punkt festgestellt, und wer denselben als erster erreicht, gewinnt irgend einen Gegenstand. In diesem Falle schenken die Gastgeber den Siegern das Roſs des Verstorbenen, irgend welches Stück Vieh oder einen hak (eine Arschin oder Spanne) Baumwollenzeug.

VI.

Religiöse Anschauungen der Abchasen.

Gegenwärtig gelten die Mehrzahl der Abchasen für Christen, die Minderzahl für Mohammedaner, doch ist der Abchase mit den Glaubenssätzen dieser oder jener Religion wenig bekannt und eher für einen Heiden zu halten.

1. Die Seelen der Verstorbenen, — ihre Wanderungen auf Erden.

Der Abchase glaubt daran, daſs das menschliche Leben mit seinem irdischen Laufe nicht zu Ende gehe, sondern jenseits des Grabes oder, mit den Worten des Abchasen zu reden, „auf jener Seite“ seinen Fortgang nehme. Da er ferner glaubt, daſs das weitere Leben eben an der Stelle fortfähre, wo der Verstorbene zur Erde bestattet ist, genügt es dem Abchasen nicht, den Leichnam eines Ertrunkenen aus dem Wasser zu nehmen und zu begraben, sondern er muſs auch dessen Seele aus dem Wasser hervorrufen und in das Grab überführen, in welches der Leichnam gebettet wurde. Die Ceremonie des Hervorrufens und Einfangens der Seele geht folgendermaſsen vor sich. An beiden Ufern des Flusses, aus dem der Leichnam des Ertrunkenen herausgezogen war, versammeln sich Männer und Weiber. Über dem Flusse wird von einem Ufer zum andern eine seidene Schnur ausgespannt; auf ihr hängt man einen ledernen Quersack auf, der mit seinem unteren Ende kaum die Oberfläche des Flusswassers berührt. Die versammelten Männer und Weiber beginnen nun zu den Tönen der Zither zu singen. Der Abchase ist nämlich versichert, daſs die Seele des Ertrunkenen, die Töne der Zither und Gesang hörend, das Wasser verläſst und in den Quersack geht. Wenn sie, nach des Abchasen Meinung, sich schon im Quersacke befindet, stürzt er ins Wasser und bindet den Quersack fest. Dann bringt man mit Frohlocken den Quersack auf den Kirchhof, wo man durch das in ihn gebohrte Loch die eingefangene Seele in das Grab des Ertrunkenen einläſst.

Die Verstorbenen geniefsen in Abchasien groſser Ehren. Die Friedhöfe pflegen, wie schon erwähnt, auf erhöhten, malerischen Orten errichtet und mit Zäunen umgeben zu werden. Über den Gräbern erbaut man mit Schindeln gedeckte Häuser, wie solche sich der Abchase im allgemeinen nicht baut. An den Gräbern pflanzt man Obsthäume: Äpfel, Birnen, Pfirsiche, Quitten u. dergl., auf die Gräber selbst aber thut man Schnitte von Melonen, Arbusen, Gurken u. s. w. Alles dieses dient wiederum zur Bestätigung des Glaubens, daſs im überirdischen Leben die Seelen der Verblichenen, eben sowohl wie lebende Leute, des Essens, Trinkens, der Wohnung u. s. w. bedürftig sind.

Und wirklich glaubt der Abchase, wenn er z. B. eine Melonenscheibe auf das Grab eines Verstorbenen hingelegt hat, daſs letzterer sich daran erlaben werde. Infolge eines solchen Glaubens wird fast ein ganzes Jahr hindurch nach dem Tode des Verstorbenen zu jedem Mittage- oder Abendmahle auf dem Tisch ein besonderer Anteil für den Verstorbenen hingelegt, Erinnerungsfeiern um denselben angestellt u. dergl. m. Aufserdem pflegen Erinnerungsfeiern um unlängst Verstorbene alljährlich am Vorabende des elterlichen Sonnabends, an diesem Tage selbst aber Erinnerungsfeiern von früher Verstorbenen stattzufinden. Das Familienhaupt ruft beim Schlachten des Opfertieres aus: „Wenn es ein überirdisches Leben giebt, so wirds (das Opfer) deiner Seele dargebracht.“ Weiter aber, wenn das Essen zubereitet und aufs Tischtuch gethan ist, ruft dasselbe Familienhaupt, vor das Tischtuch sich hinstellend, abermals aus: „Verstorbene, schenket uns den Segen eurer Seelen! schädigt uns nicht durch Tötung! mehret uns, unser Vieh! entziehet uns nicht euren Schutz und Schirm“ u. s. w. Nach Beendigung dieses Ausrufes führt er mit dem eisernen Bratspiefse über der Tischdecke durch die Luft das Zeichen des Kreuzes und spricht dazu: „Alles dieses, durch Feuers und Wassers Kraft Zubereitete, wird, wenn wirklich ein überirdisches Leben vorhanden ist, euren Seelen geopfert“! Solches sprechend, nimmt das Familienhaupt ein Glas Wein und trinkt es aus; darauf thut er in einen Ballen Gomi (Hirsebrei) Stücke vom Herzen und der Leber des Opfertieres, giefst darauf ein wenig Wein und wirft den Breiballen auf den Hof, mit den Worten: „Und dieses euch, den wegweisenden Seelen und den begleitenden.“ Hieraus ist ersichtlich, daſs die lebenden Anverwandten, nach den religiösen Anschauungen der Abchasen, von den Seelen der Ver-

Digitized by Google

storbenen mit den sie begleitenden übrigen Seelen besucht werden. Und der Abchase ist versichert, dafs, je üppiger die Seelen der Verstorbenen empfangen und bewirtet werden, solche nun so zufriedener und dankbarer verbleiben und um so gröfsere Hilfe und Schutz den Lebenden erweisen, — entgegengesetztenfalls ihnen nur schaden werden. Die mit der Aufnahme zufrieden gestellten Seelen sprechen bei ihrer Rückkehr zu den andern Seelen der verschiedenen Anverwandten ihnen ihre Freude aus und rühmen sich der grofsen Ehrenbezeugungen, mit denen sie empfangen werden; während die unzufriedenen ungemein verletzt heimkehren und, wenn die andern Seelen sie über den ihnen bewiesenen Empfang befragen, antworten: „Was konnten wir denn bei ihnen finden, wenn sie selber, wie sichs erweist, eben solche Tote wie wir sind.“ In solchem Falle werden, nach dem Glauben der Abchasen, mehrere Glieder derjenigen Familie, die die Seelen ihrer verstorbenen Angehörigen nicht gehörig zu bewirten verstanden, unwiederbringlich zum Opfer des schrecklichen Zornes der unbefriedigten Seelen ihrer Verstorbenen fallen.

Die Abchasen sind fest davon überzeugt, dafs die Seelen der Verstorbenen aus den Gräbern herauskommen und ihre lebenden Anverwandten besuchen. Sie stellen sich an den Häusern auf und pfeifen, man begütigt sie durch ein Opfer von Wein oder irgend einer hinausgeworfenen Speise. Die Seelen der Verblichenen lieben, nachts besonders, aus den Gräbern herauszukommen, sich an den Weg zu stellen und, sobald sie eines Wanderers ansichtig werden, ihm nachzulaufen. Hören wir, wie die Abchasen sich selber über die Wichtigkeit der Gedenkfeier äufsern:

1. „Ssessrkwa war ein bekannter Held. Bei einer Razzia verlor er im Handgemenge sämtliche hundert seiner Kampfgenossen, alle wurden zusammengehauen. Ssessrkwa schlachtete eine Menge Ochsen, Schafe und stellte ein Erinnerungsfest für seine Gefährten an. Darauf ward er selber in irgend einem Scharmützel getödtet und irgendwo begraben. Sein Freund äufserte einst den Wunsch, Ssessrkwas Grab aufzusuchen und ihn zu beweinen. Nach langem Suchen fand er endlich dasselbe, beweinte Ssessrkwa, und da es bis zum Dorfe noch weit, die Zeit aber vorgerückt war, entschlofs er sich, am Orte selbst zu übernachten. Nachdem er sein Pferd angebunden hatte, legte er sich unter der Eiche nieder und schlief bald ein. Im Traume sieht er nun, wie Ssessrkwa hundert getödtete Gefährten im jenseitigen Leben sich vorzüglich befinden; sie sind mit allem zufrieden, da sie selbst ihre Gäste mit Ehren empfangen und ihre Pferde gut füttern; Ssessrkwa aber und sein Pferd treiben sich hungrig herum und nähren sich blofs von den Gaben jener hundert Helden. Den Heldenführer Ssessrkwa in solcher Lage vorfindend, fragt ihn sein Freund: „Ssessrkwa! du übertragtest alle auf Erden, was geschah denn mit dir im jenseitigen Leben, dafs du nicht einmal einen einzigen Gast empfangen kannst?“ Ssessrkwa antwortete: „Wie soll ich Gäste empfangen, wenn ich für mich selber und mein Pferd bei andern bettle!“ Aufwachend errät der Freund, dafs Ssessrkwa bislang ohne Erinnerungsfeier geblieben sei; eine solche stellte er ihm dann sogleich mit grofsem Pompe an. Und wieder sieht er im Traume: Ssessrkwa ist nun in eben solcher guten Lage, wie seine hundert Gefährten und im stande, Gäste wohl aufzunehmen.“

2. „Es zogen zwei Männer über Land, einer von ihnen hatte im Quersacke einen fetten geschlachteten Ziegenbock mit abgenommener Haut versteckt. Abendlicher Weile begann jemand sie zu verfolgen, dabei im Laufen pfeifend. Da wandte sich der lasttragende Mann an ihn mit den Worten: „Stehe ab, was willst du von mir.“ Solches sagend, setzte er seinen Weg fort, das Gespenst aber blieb nicht zurück. Der Kamerad erriet, woran sie waren und gab den Rat, ein Stück Fleisch abzuschneiden und dem Gespenste hinzuwerfen. Der Rat wurde befolgt, das Fleisch hingeworfen —, das Pfeifen und die Verfolgung hörten sofort auf.“

3. „Die Einwohner von Mokwi richteten alljährlich ihren, im oberen Teile des Friedhofes beerdigten Toten ein Erinnerungsfest an, während solches die Leute von Morkwuli für ihre im unteren Teile bestatteten Toten nicht thaten. Daher riefen denn die mokwischen Toten mit Hohn den morkwulischen zu: „Nichts findende!“ Jene aber antworteten darauf: „Wenn unsere Anverwandten was für sich finden, so wird auch was für uns abfallen.“ Diese Toten veranstalten sich zusammen nächtlicher Weile und richten Tänze auf dem *aphsza-kwaschartha* (Ort der Totentänze) an. Die Fufsstapfen der tanzenden Seelen vermochte jedermann zu erschauen.“

Die Seelen, wie der verstorbenen, so der lebenden Leute, besonders der Hexen, sind fähig, zu Zeiten Wanderungen mit üblen Absichten anzustellen, so z. B. Milch aus den Eutern anzusaugen, Herz und Leber aus der Brust zu nehmen u. dergl. m. Die Hexe nimmt selbst das wässerige Element nicht auf, sie ertrinken nicht. Sie haben ihren Vorgesetzten — Rosskipi, der auf der Spitze des Berges Tabakona lebt. Ihrer Macht nach sind sie in Stufen geordnet, die niedrigsten unter ihnen reisen gewöhnlich auf Mäusen, Fröschen, Katzen etc., die höchsten — auf Füchsen, Wölfen u. dergl. m. Am Vorabende von Mariä Himmelfahrt müssen sie sich alle auf dem Tabakona zum jährlichen Rechenschaftsbericht an ihren Herrscher Rosskipi über ihre Thaten versammeln und ihm materielle Beweise ihres eifrigen Dienstes vorstellen: das von ihnen herausgerissene Herz eines Menschen oder Tieres, Leber, Augen, Nägel, Haare u. dergl. Um den Überfall der Hexen zu verhindern, nehmen die Abchasen ihre Mafsregeln, stellen zur Zeit der Fasten vor Mariä Himmelfahrt Kreuze auf, stecken sich Lichter in die Haare, am Abend aber vor jenem Feste schiefsen sie aus Flinten, singen und verbringen die ganze Nacht wachend. Der Abchase ist davon überzeugt, dafs die Hexe sich gleichzeitig bei sich zu Hause, unter Leuten und auf dem Gipfel des Tabakona befinden könne. Eine solche Teilung des Menschen erklären die Abchasen damit, dafs nicht die Hexe selbst wandere, sondern ihre Nebenseele (*ap-hsstschtschada*, die überflüssige Seele).

2. Der wahre Gott. Heidenglaube. Die obersten und niederen Götter der Abchasen. Ursachen ihres Polytheismus. Die „Schöpfer“ und „Hämmerer“. Schicksal oder Vorherbestimmung.

Zur Hilfe dem höchsten Wesen, das mit allen den Eigenschaften begabt ist, die nach unseren Vorstellungen Gott eigen sind, gab die Mythologie der Abchasen jenem höchsten Wesen eine Menge anderer Gottheiten bei, jeder derselben eine besondere Bestimmung gebend. Diese untergeordneten Gottheiten sind, der Ansicht der Abchasen nach, vom Höchsten vor dem Menschen und dem Weltall geschaffen, und der Betende wendet sich durch ihre Vermittlung an Gott selbst. Gott selbst steigt niemals auf die Erde herab, wenn er aber jemanden bestrafen oder ihm seine Huld zu Teil werden lassen will, sendet er einen seiner Gehilfen aus. In den bei Opfern oder andern religiösen Gebräuchen ausgesprochenen Ge-

Digitized by Google

beten rufen die Abchasen zu Gott: achdau (oder anna daukwa) alypcha-chchanra, was bedeutet: grofser Gott, barmherziger, gnädiger.

Aufser diesem vielbarmherzigen Gotte giebt es bei den Abchasen noch andere, untergeordnete Gottheiten. Jede atmosphärische Erscheinung, die dem Menschen oder seinem Gute Gefahr droht, jede Arbeit, welche das Dasein des Menschen sicher stellt, schufen in der kindlichen Phantasie des Volkes besondere, unsichtbar waltende Beschützer. Diese Gottheiten besitzen keinerlei Formen, da sie, den Umständen angemessen, in verschiedener Form zur Erscheinung gelangen, dennoch unterliegt ihre Existenz, nach den Begriffen der Abchasen, keinem Zweifel, da sie in allem Guten und Schlechten, was im Leben des Menschen vorkommt, sich offenbart. Jeder Schritt des Menschen steht unter ihrer Kontrolle und jedes Abweichen vom wahren Wege rnft unverzüglich von ihrer Seite Strafe herbei. Wie solches bei andern Völkern gefunden wird, übte auch beim Abchasen die umgebende Natur einen starken Einflufs. So schuf denn die Mythologie des Abchasen für jedwede Thätigkeit des Menschen — sei es die Landwirtschaft oder Viehzucht — besondere Schutzgottheiten. Als solche erwiesen sich z. B. Aithar — der Beschützer des Viehes; Dshadsha — Gott der Ernte; Schascha — Gott der Schmiede u. a. m. Viele dieser Gottheiten sind weiblichen Geschlechts, so ist z. B. die Beschützerin des Wassers, „die Mutter des Wassers", ein Weib; die Erde selbst ist im weiblichen Geschlechte personifiziert; es giebt auch eine „Windherrin"; der Vorfahr des Rindviehes ist weiblichen Geschlechts, der Vorfahr der Ziegen — gleichfalls; der Gott der Saaten — Dshadsha n. a. — sind gleichfalls weiblich gedacht.

Aufser diesen Göttern giebt es noch Ascharatschaphaza, „schöpfende Götter" und „Hämmerer". Unter dem Einflusse des Christentums werden sie in der Gestalt von Engeln dargestellt. Dem Neugeborenen bestimmen sie seine Zukunft, sein Glück oder Unglück, die Dauer seines Lebens und den Tag des Todes und machen ihm von allem diesem eine Aufschrift auf der Stirn (lachinzara). Der Abchase ist von der Existenz solcher Aufschriften auf der Stirn des Menschen versichert und, seiner Meinung nach, kann sich ein jeder davon mit eigenen Augen überzeugen. Folgende Erzählung aus dem Leben der Abchasen illustriert die Unfehlbarkeit der Vorherbestimmung des Verhängnisses.

Nächtlicher Weile begaben sich zwei Mann auf den Diebstahl. Unterwegs überfiel sie ein arger Regen. Sie suchten im Vorgemache der Hütte eines Landmannes Schutz. In die Hütte hineinschauend, gewahrten sie hier versammelte Weiber und eine Gebärende, die bald darauf ein Mädchen zur Welt brachte. „Die Schöpfer" und „Hämmerer" verfehlen nicht, sich einzustellen und einer von ihnen verfügte: „Möge die Neugeborene die Frau desjenigen der zwei Diebe werden, der von aufsen ins Haus hineinschaut. Es sei dieses sein Verhängnis." Der zweite der „Schöpfer" und „Hämmerer" bekräftigte die Worte des ersten. Der Dieb war schon in mittleren Jahren und, solches hörend, antwortete er: „Ich bin schon jetzt nicht jung, sie aber kam eben erst zur Welt, verschone mich Gott mit einer solchen Ehe." Und so kam er auf den Gedanken, das neugeborene Kind zu tödten; als alle im Hause eingeschlafen waren, schlich er leise in die Hütte, nahm das Kind, ging hinaus und warf es, nachdem er ihm den Bauch aufgeschlitzt, auf das flache Dach der Hütte, daran zogen beide Diebe fürbafs. Das Weinen des Kindes erweckte die Weiber. Sie suchten es auf, vernähten ihm mit seidenem Faden die Wunde und retteten es solcher Weise vom Tode. Wie sehr auch der Dieb, dem die erwähnte Vorherbestimmung geworden war, zu heiraten suchte, gelang ihm solches nicht. Indessen erreichte auch das Mädchen, das er für gestorben hielt, das Alter der Heiratsfähigkeit und begegnete einmal zufällig dem Diebe, dieser verliebte sich vom ersten Augenblicke an in dasselbe und heiratete es. Hier erwies es sich denn, wie unfehlbar jede Vorherbestimmung und Sentenz der „Schöpfer" und „Hämmerer" in Erfüllung geht.

Ein Besuch bei den französischen Kanadiern.

Von Dr. C. Steffens. New York.

Eine mehrmonatliche Reise im britischen Nordamerika führte mich auch nach Quebec, wo ich durch Verwandte in freundschaftliche Beziehungen zu verschiedenen französischen Kanadiern treten konnte und dadurch Einblick in die Gesinnungen des ebensotüchtigen als hervorragenden französischen Elementes im Dominion erhielt. Quebec ist auch der Hauptsitz der französischen Ansiedler, was schon daraus erhellt, dafs diese volkreichste Provinz unter den 65 Abgeordneten, die sie ins kanadische Parlament zu senden hat, nur 17 Engländer, aber 48 Franzosen wählt. Die gesamte Einwohnerzahl Kanadas, d. h. des ganzen Dominions mit seinen sieben Provinzen, fünf Distrikten und zwei Territorien, betrug 1891 rund 4 830 000, darunter nicht weniger als 1 400 000 Franzosen, von denen wieder 1 186 000 in der Provinz Quebec leben.

Die Wichtigkeit dieses Elementes wird aber dadurch gesteigert, dafs es sich nicht durch Zuwanderung von aufsen, aus dem alten Mutterlande, ergänzt, sondern durch sich selbst, durch den Überschufs der Geburten. Frankreich, das selbst fast beim Stillstande der Bevölkerung angelangt ist, sendet keine Einwanderer mehr nach Quebec, denn in der ganzen Provinz wurden 1891 nur 2883 in Frankreich geborene Personen gezählt und diese vertreten die französische Einwanderung von etwa 30 Jahren. Dagegen beteiligen sich die französischen Kanadier selbst an der Auswanderung, denn wie aus einem kürzlich erschienenen Artikel von Louis Frechette im „Forum" zu ersehen ist, wohnen zwischen 110 000 und 120 000 französische Kanadier in den Vereinigten Staaten; diese Auswanderung ist jedoch meistens nur eine vorübergehende, da die gröfsere Anzahl der Auswanderer wieder nach Kanada zurückkehrt. Es beschränkt sich dieser Abzug aufserdem auf die ärmeren Klassen, der gebildete und wohlhabende französische Kanadier findet in seiner Heimat einen ergiebigeren Boden als in den Vereinigten Staaten. In den letzteren kann er nur vorwärts kommen, wenn er englisch lernt und sich amerikanisiert, in Kanada hat er das nicht nötig und kann Franzose bleiben.

Als ein hervorragender und in seinen Folgen nicht unwichtiger Zug wurde mir in Quebec die Neigung der französischen Kanadier bezeichnet, in die Städte zu ziehen und das platte Land zu verlassen. Sie arbeiten lieber in den Fabriken, als dafs sie Farmen bebauen und sich über die neu eröffneten Distrikte und Territorien Kanadas ergiefsen, um dort Pionierdienste zu leisten. Das überlassen sie den Engländern, Schotten, Deutschen und Skandinaviern.

So sehr aber jetzt noch das französische Element in Kanada eine bedeutungsvolle Stellung einnimmt, und in der Provinz Quebec auch sicher noch auf lange Zeit behaupten wird, so sehr beginnen sich die allgemeinen Verhältnisse zu seinen Ungunsten zu verschieben. Dazu trägt vor allem die steigende Einwanderung der

Digitized by Google

Deutschen und Skandinavier bei, die schnell englisch lernen und in der zweiten Generation meist englisiert sind. Dadurch erhält das englische Element, abgesehen von der Zunahme der Geburten, eine wesentliche Verstärkung, welche dem französischen nicht zukommt, da, wie gesagt, Einwanderer aus Frankreich nicht eintreffen, bezw. nicht eintreffen können. Das angelsächsische Element wird rasch zunehmen und die Franzosen, die jetzt noch ein Drittel der Einwohnerzahl ausmachen, auf einen weit geringeren Bruchteil beschränken. Dafür sprechen z. B. folgende Zahlen: 1891 zählte man in der englischen Provinz Ontario 405000 in fremden Ländern geborene, während die französische Provinz Quebec deren 82000 besafs. Der französische Einflufs wird aus diesem Grunde sich in absehbarer Zeit stark vermindern.

So sehr nun auch der Franzose sich national verschieden vom Engländer des Landes zeigt, so ist er doch Kanadier, der sein Land über alles liebt, das seine Väter dereinst unter dem Namen „Neufrankreich" kolonisiert haben. Hier herrschten französische Kavaliere und Priester, galt französisches Recht und waren die Verhältnisse geordnet wie im alten königlichen Frankreich. Nach langem, erschöpfendem Kriege ging Kanada 1763 im Pariser Frieden an Grofsbritannien über und die Männer, die für den Ruhm der französischen Flagge gestritten, die mehr dem Hunger und der Erschöpfung, als den britischen Waffen erlagen, welche Frankreich aufgeben mufste, blieben wohl der Nationalität nach Franzosen, — aber auch ebenso gute Kanadier, sie denken nicht an eine Rückwanderung in ihr Mutterland, weil sie gleichberechtigte Bürger des Landes sind neben ihren englisch redenden Mitbürgern.

Dafs die letzteren der „herrschenden" Rasse angehören, ist eine Folge des für beide Teile ehrenvollen Krieges vor mehr als hundert Jahren, der jedenfalls den Franzosen Selfgovernment statt der Herrschaft der Adeligen und Priester gebracht hat. Das Mutterland hat, seitdem Kanada abgetreten wurde, ein Dutzend Umwälzungen durchgemacht, während in Kanada seit hundert Jahren Friede herrscht und die französische Bevölkerung unter den gleichen Gesetzen, mit den gleichen Rechten wie die englische, sich gedeihlich entwickeln konnte. Es läfst sich daher auch nicht, wie von mancher Seite geschehen ist, über die Loyalität der französischen Kanadier klagen, wofür auch genug Zeugnisse hervorragender Männer dieses Volkes (so z. B. Sir Etienne Taché) vorliegen, die bei aller Liebe für ihre Nationalität die Anhänglichkeit an die britische Herrschaft bekundeten. Auch die katholische Geistlichkeit hat in dieser Hinsicht Erklärungen abgegeben. Ein französischer Kanadier, Laurier, ist gegenwärtig Führer der liberalen Opposition im Parlament, und es ist nicht unmöglich, dafs er einmal Minister wird, zumal er beide Sprachen gleich gut beherrscht.

Alles in allem, erscheint der Franzose am St. Lorenzstrome heute als ein Kanadier unter Kanadiern; Kanada von heute ist ein ganz anderes als zur Zeit Ludwigs XV., und Versuche, aus der Provinz Quebec ein specifisch französisches Gemeinwesen zu machen, müssen scheitern. Ausschliefslich bleiben die Franzosen dabei aber doch; ganz in den angelsächsischen Strom, wie Deutsche und Skandinavier, werden sie nicht übergehen, schon wegen des gröfseren Rassen- und Sprachunterschiedes. An eine völlige Amalgamation ist schon wegen der grofsen Anzahl und wegen des dichten Beieinanderwohnens der Franzosen nicht zu denken. Selbst unter den zerstreuter wohnenden französischen Kanadiern in den Küstengegenden macht die Verschmelzung geringe Fortschritte, wozu auch die religiösen Gegensätze das ihrige beitragen, da die katholische Geistlichkeit gemischten Ehen sich widersetzt. Beachtenswert ist dabei auch, dafs selbst mit den in Montreal zahlreichen katholischen Irländern nur selten Ehen von französischer Seite eingegangen werden.

Innerhalb beschränkter Grenzen wird also das Franzosentum Kanadas sich als ein berechtigter und tüchtiger Faktor aufrecht erhalten; aber allgemeinere gröfsere Bedeutung wird es nie wieder erlangen. Es sind mehr als hundert Jahre darüber vergangen, seit es durch den Verlust Louisianas (in seiner alten Ausdehnung) und Kanadas auf dem amerikanischen Festlande den Todesstreich empfing und die Herrschaft voll und ganz an die Angelsachsen, südlich und nördlich vom Lorenzstrome, überging. Für beide Nationalitäten liegt die Aufgabe in einem friedlichen Nebeneinander, da eine Vermischung, etwa ähnlich jener, die in England nach der normännischen Eroberung stattfand, ausgeschlossen erscheint.

Aufserhalb der Provinz Quebec, wo mit 1186000 Seelen der Hauptstock der Franzosen wohnt, sind dieselben überall stark in der Minderheit. In Manitoba und dem Nordwesten wohnen in einer schnell anwachsenden angelsächsischen Bevölkerung nur ungefähr 13000; in der Provinz Ontario, entlang dem Ottawa — also im Zusammenhange mit der Hauptrasse in der Provinz Quebec — 191000 im Jahre 1891. In den Küstengegenden zählt man auch 100000 Franzosen, die hier die besten Fischer, wie ihre Landsleute im Inneren die besten Holzfäller und Flöfser (Lumbermen) sind. Dafs die französischen Kanadier in Quebec sich durch Fleifs, grofse Sittenstrenge (namentlich auf dem Lande), tüchtige Parlamentsredner, Schriftsteller und gewandte Geistliche auszeichnen, wird von den englischen Kanadiern allgemein und willig zugestanden.

Dr. K. Sappers Reisen im südlichen Mexiko.

San Cristobal-Las Casas, 17. Mai 1894. Ich habe in den Jahren 1893 und 1894 als Mitglied der geologischen Kommission von Mexiko im südlichen Mexiko eine Reihe von Fufswanderungen zurückgelegt, welche mich durch wenig, oder auch ganz unbekannte Gegenden führten. Im Jahre 1893 machte ich von San José (Guatemala) die Reise nach Tehuantepec, Oaxaca (Besuch von Mitla) und Mexiko, erstieg den Nevado de Toluca, Popocatepetl und Pik von Orizaba, reiste dann über Veracruz und San Juan Bautista nach Pichucalco und machte zu Fufs über Tuxtla Gutierrez und S. Christobal-Las Casas nach Tonolá, dann von Tapachula nach Comitan, Huehuetenango nach Coban.

Schlechte Erfahrungen, die ich im mexikanischen Gebiete mit Trägern und sonstigen Transportverhältnissen gemacht hatte, bewogen mich, in diesem Jahre (1894) Träger von Coban mitzunehmen, was mir Gelegenheit gab, dieselben über ihren eigenen Glauben, in dem der heidnische Gott „Tzultaeca" die Hauptrolle spielt, sowie über manche Sitten und Gebräuche, über ihren Glauben an die Seelenwanderung nach dem Tode u. s. w. auszufragen. Auch zeichnete ich einige Gebete in ihrer Sprache auf, die sowohl wegen ihres Inhaltes, ihrer poetischen Form und der archaistischen und reverentialen Wortformen Beachtung verdienen.

Mit diesen Trägern verliefs ich anfangs Jannar dieses Jahres Coban, wanderte nach dem Peten, befuhr den schönen Petensee, besuchte Tikal und die bisher unbekannten Ruinen von San Clemente, und setzte meine Reise nach Belize und Orange Walk (Bri-

Digitized by Google

tisch-Honduras) fort. Von dort aus wanderte ich nach dem völlig unabhängigen, nur pro forma zu Mexiko gehörigen Indianergebiete Jcaiché (Chichauha), wo gegenwärtig der „General" Tamay als Kazike herrscht. Mit Führern und Dolmetschern zog ich weiter durch unbekannte Strecken des Innern von Yukatan nach dem gleichfalls unabhängigen Indianergebiete von Ixcanjá (früher Mesapich), bis ich bei Iturbide das eigentliche Verwaltungsgebiet des Staates Campeche und bald darauf bei Ticul die Eisenbahn erreichte, die mich nach Mérida und Progreso brachte. Ich sah in Yukatan außer Iturbide (Tzibinocac) und Uxmal nur noch die bisher unbekannten kleinen Ruinen von Ixtinta. Von Yukatan fuhr ich mit dem Dampfer nach Tabasco und reiste dann zu Fuß durch das neu in Angriff genommene Kaffeegebiet von Moyos und Tumbalá nach Palenque und Tenosique in das Land der Lacandonen. Eine kleine Ansiedelung derselben traf ich an dem bisher unbekannten, von mir früher nur erkundeteu See von Pet-ha. Nachdem ich hier meine Studien vollendet, ging der Weg über die Ruinen von Toniná und Ocosingo hierher nach S. Cristóbal, von wo ich mich bald nach Cuban zurückbegeben werde. Dr. K. Sapper.

Zur Steppenfrage.

In Nr. 1 des 65. Bandes dieser Zeitschrift veröffentlichte ich einen Aufsatz über die Steppenfrage, in welchem ich gegen Nehrings Theorie Stellung nahm. Es kam mir darauf an, die Schwächen dieser vielseitig anerkannten Theorie hervorzuheben und dadurch die Frage neu in Fluß zu bringen. Daß ich mich nicht auf eine eigene Theorie verbeiße, sondern Belehrungen gern annehme, ergiebt sich aus einem Vergleich zwischen den beiden Aufsätzen, die ich bis jetzt in dieser Angelegenheit veröffentlicht habe (s. Globus, Bd. 64, S. 81 und Bd. 65, S. 2). Zu meinem Bedauern hat Nehrings Antwort auf meine Ausführungen (Globus Bd. 65, S. 365 ff.) die Steppenfrage ihrer Lösung kaum näher gebracht, auch mich persönlich von der Unrichtigkeit meiner Ansicht in keinem Punkte überzeugt. Auf zwei Fragen erwartete ich Antwort: 1. Was ist die Steppe? 2. Wie läßt sich die Steppentheorie mit dem Humboldtschen Gesetze in Einklang bringen? Die erste Frage blieb unbeantwortet; Nehring hat die Steppe wieder nur durch die Anwesenheit einer Steppenflora und Steppenfauna charakterisiert — aber diese beiden Begriffe sind ja selbst von der Definition des Begriffes Steppe abhängig! Die zweite Frage hat allerdings eine wesentlich andere Gestalt gewonnen. Nehring giebt jetzt zu, daß in seinem „Steppenklima [1])" zusammenhängender Waldwuchs möglich sei, daß sogar die sibirische Urwaldzone und ein Teil des russischen Waldgebietes innerhalb des Steppenklimas liegen. Damit macht er Tundren- und Steppenklima zu Nachbarn und stellt die Kongruenz mit dem Humboldtschen Gesetze her. Nun bedingt aber das Steppenklima an sich nicht mehr die Steppe, vielmehr soll nur dann die Steppe entstehen müssen, wenn außer dem Steppenklima noch Wassermangel herrscht. Ich frage jetzt, wodurch ist der Wassermangel der Steppe nach Nehrings Ansicht bedingt, wenn nicht durch das Steppenklima? (Nach meiner Ansicht ist der Wassermangel nicht salziger, steppenähnlicher Länder ein sekundärer, durch die Waldlosigkeit bedingter, und die Waldlosigkeit wiederum durch Eingreifen des Menschen und der Tiere verursacht.) Die übrigen Streitpunkte sind verhältnismäßig von untergeordneter Bedeutung, mehrfach hat Nehring mich offenbar mißverstanden, so daß der Leser beider Aufsätze sich sein Urteil leicht selbst bilden kann.

Schlettstadt. Ernst H. L. Krause.

[1]) A. a. O. S. 369, Spalte 2, 7, 19 v. u. werden „Steppen" und „Kontinentalklima" identifiziert!

Bemerkungen zu vorstehendem Artikel Krauses.

Von Prof. Dr. A. Nehring in Berlin.

Zu dem vorstehenden Artikel, welcher mir von der Redaktion des „Globus" im Manuskript zur eventuellen kurzen Beantwortung übersandt wurde, will ich hier nur folgendes bemerken.

1. Wenn man die Berechtigung meiner sog. diluvialen Steppentheorie prüfen will, so kann es sich nicht darum handeln, vom rein theoretischen Standpunkte eine neue Definition der Steppe aufzustellen und zu erwägen, ob es sich empfiehlt, in Zukunft diese neue Definition als Norm für den Gebrauch jenes Begriffes zu befolgen, sondern es kann sich nach meiner Ansicht zunächst nur um folgende Fragen handeln: 1. In welchem Sinne gebrauchen die Russen das ihnen entlehnte Wort „Steppe"? 2. In welchem Sinne ist dasselbe bisher von maßgebenden Forschungsreisenden und Geographen verwendet worden? 3. Habe ich in meinen Publikationen das Wort „Steppe" in einem Sinne gebraucht, welcher mit dem hiesigen Sprachgebrauche der Russen, sowie auch der in Betracht kommenden Forschungsreisenden und Geographen harmoniert? Diese drei Fragen sind in meinen bezüglichen Schriften genügend berücksichtigt, und es ist von mir als sehr wahrscheinlich nachgewiesen worden, daß während eines gewissen Abschnittes der Diluvialperiode Steppendistrikte von dem Charakter der heutigen ostrussischen und südwestsibirischen Steppen in Mitteleuropa existiert haben. Es wäre überflüssig, hierauf von neuem einzugehen; doch empfehle ich meinem Herrn Gegner eine sorgsame Lektüre derjenigen Werke, welche sich mit den russischen und südwestsibirischen Steppen beschäftigen. Auch wäre in Baeckels „Neuen Problemen der vergleichenden Erdkunde", 3. Aufl., 1878, das bekannte Kapitel über „Wüsten, Steppen, Wälder" nachzulesen, wenngleich einiges darin nicht mehr auf der Höhe der Wissenschaft steht.

II. Es giebt außer den Salzsteppen noch Sand-, Kies-, Stein- und Schutt-, Lehm-, Löß- und Tschernosemsteppen; folglich kann die Boden beschaffenheit nicht das Hauptkriterium der Steppen sein. Dieselben werden vielmehr durch ihre Flora und Fauna, sowie durch ihre klimatischen (bezw. meteorologischen) Verhältnisse charakterisiert.

III. Ich habe niemals geleugnet, daß der Waldwuchs bis zu einem gewissen Maße unter der Herrschaft des Steppenklimas möglich sei; da, wo in den Steppen durch günstige Umstände für eine ausreichende und einigermaßen gleichmäßige Bewässerung gesorgt ist, gedeihen auch zahlreiche Arten von Bäumen, stellenweise sogar mit einer gewissen Üppigkeit. Es ist ganz unrichtig, wenn Krause sagt, daß ich das jetzt erst zugebe, und daß die ganze Frage dadurch eine wesentlich andere Gestalt erhalte. Aus meinen Publikationen ergiebt sich das Gegentheil; leider kennt Krause dieselben nur sehr ungenügend! — Das Charakteristische des Klimas in den hier in Betracht kommenden Steppen ist weniger die absolute Armut an Niederschlägen, als vielmehr die ungleichmäßige Verteilung derselben in den verschiedenen Jahreszeiten, namentlich der Mangel an Regen im Sommer; diese Verhältnisse hängen wieder mit dem excessiven Charakter des Klimas und der Trockenheit der herrschenden Luftströmungen zusammen. Das Steppenklima ist eine gesteigerte Form des Kontinentalklimas.

(Für den „Globus" ist hiermit die Auseinandersetzung über die Steppenfrage geschlossen. Der Herausgeber.)

Digitized by Google

Aus allen Erdteilen.

— Am 23. Mai 1894 starb plötzlich zu Oxford einer der hervorragendsten jüngeren Biologen Englands, George James Romanes. Er wurde am 20. Mai 1848 in Kingston (Kanada) geboren, stammte aber von schottischen Vorfahren ab (der Name Romanes kommt in Nordschottland nicht selten vor). Seine erste Erziehung erhielt er in London auf dem europäischen Kontinent, dann studierte er Naturwissenschaften in Cambridge, wo er sich im Jahre 1870 den Doktorgrad erwarb. Untersuchungen über die Medusen, Seesterne und Seevögel lenkten zuerst die Aufmerksamkeit weiterer wissenschaftlicher Kreise auf ihn. Jungen Gelehrten, der sachen ein Landgut an der Ostküste von Sutherlandshire besaß und dort manchen Sommer der Untersuchung niederer Seetiere widmete; die Mitgliedschaft der Royal Society war die erste Anerkennung dieser Arbeiten. Romanes wandte neben diesen vergleichend anatomischen Arbeiten sein Interesse schon früher den geistigen Erscheinungen in der Tierwelt zu; 1881 erschien sein erstes Werk darüber, Animal Intelligence, dem 1883 sein Buch über die geistige Entwickelung bei Tieren und 1888 das über die geistige Entwickelung beim Menschen nachfolgte (die deutsche Übersetzung des letzteren ist im Globus, B. 64, S. 113, besprochen). Der Tod verhinderte den Forscher, einen vierten, abschließenden Band dieser Untersuchungen, über die Entwickelung des Verstandes, der Gemütsbewegungen, des Willens, der Moral und der Religion bei der wilden Völker zu veröffentlichen. 1888 wurde Romanes zum „Fullerian Professor of Physiology" in dem Royal Institution ernannt, und in dieser Stellung hielt er einen, über drei Jahre sich erstreckenden Cyklus von Vorlesungen, die er „Vor und nach Darwin" benannte, und deren Hauptinhalt sein letztes größeres Werk, Darwin and after Darwin (1892), zusammenfaßte; in Edinburgh wurde speciell für ihn von Lord Rosebery ein Lehrstuhl gegründet, den er drei Jahre lang inne hatte; in den letzten Jahren lebte er in Oxford, wo er die „Romanes Lectures" stiftete.

Schon als Student in Cambridge war Romanes in nähere Beziehung mit Charles Darwin getreten, mit dem er bis an dessen Lebensende in naher Freundschaft verbunden blieb. Er war ein warmer, aber kein blinder Anhänger Darwins (Scientific evidences of organic evolution 1881), und seine kritischer Standpunkt verwickelte ihn vielfach in scharfen litterarischen Streit mit strengeren Darwinisten; besonders zog ihm seine 1886 veröffentlichte Arbeit über die physiologische Auslese viele Gegner zu. Zahlreich sind Romanes kleinere, in wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlichte Abhandlungen aus fast allen Gebieten der Biologie, noch umfangreicher seine für ein größeres Publikum geschriebenen Aufsätze in populären Monatsheften. Man kann Romanes vielleicht nicht mit Unrecht nachsagen, daß er zu oft und zu viel zur Feder gegriffen habe, und daß häufig eine größere wissenschaftliche Vertiefung zu wünschen gewesen wäre, aber das Verdienst bleibt ihm, daß er wesentlich mit beigetragen hat zur Popularisierung und zur allgemeinen Anerkennung des Transformismus. E. Sch.

— Dr. A. W. Schleicher †. Am 2. Mai dieses Jahres starb zu Tanga in Ostafrika am Schwarzwasserfieber Dr. Adolf Walter Schleicher, ein Kenner der afrikanischen Sprachen, auf den man seit Dr. Büttners Tode in den Kreisen der Afrikaforschung ganz besondere Hoffnungen gesetzt hatte. Schleicher war am 31. Mai 1854 zu Antwerpen geboren als der Sohn eines Kaufmannes, und absolvierte das Abiturientenexamen in Antwerpen und ein Jahr darauf auch in Köln, um in Deutschland studieren zu können. Er besuchte die technische Hochschule in Berlin und bestand auch drei Jahren sein Staatsexamen. Im Jahre 1876 ging er nach Philadelphia zur Ausstellung und wurde dort der Begründer und technische Leiter einer Maschinenfabrik. Im Jahre 1880 kam er nach Europa, um sich mit seiner Braut, Anna Jakobi, Tochter eines praktischen Arztes, in Berlin zu verheiraten, und verlebte mit ihr neun glückliche Jahre in Philadelphia, machte in dieser Zeit mehrere Ausflüge nach Europa, kehrte aber erst im Jahre 1889 nach Berlin zurück, nachdem er vorher eine fünfmonatliche Reise um die Welt gemacht hatte. Auf dieser Reise wurde es ihm klar, daß die bisher nur aus Liebhaberei betriebene Beschäftigung mit Geographie und Linguistik sein eigentlicher Beruf sein würde. So ließ er sich im Oktober 1889 in Berlin immatrikulieren und studierte an der Universität und am Seminar für orientalische Sprachen semitische, hamitische und andere afrikanische Sprachen. Selbst mit dem Chinesischen hat er sich eingehender beschäftigt. Zeitweilig hielt er sich auch in Wien auf, um besonders bei Friedrich Müller seine Studien zu vervollständigen. Im Januar dieses Jahres ging er nach Abessinien, um an Ort und Stelle Material zu weiteren Arbeiten zu sammeln. Auch in Aden hielt er sich einige Zeit auf, da hier der Auswurf von halb Afrika zusammenströmt und sich dem Linguisten viel Gelegenheit zum Studium bietet. Von Aden ging er nach Sansibar. Er erkrankte auf dem Schiffe und kam krank in Tanga an. Schon nach zwei Tagen starb er. Schleichers Verdienst ist es vor allem, die Erforschung der Somalisprache auf gesichtete Grundlagen gestellt und die Verwandtschaft des Somali mit andern afrikanischen Sprachen unzweifelhaft nachgewiesen zu haben. Er hatte sich zugleich die Aufgabe gestellt, die Beziehungen des Somali zu den semitischen Sprachen und zu den Bantusprachen nachzuweisen. Man ist oft von der Kühnheit seiner Gedankengänge überrascht. Dieselben sind besonders in seinen „Afrikanischen Petrefakten", Berlin 1881, niedergelegt. Manches hat Widerspruch gefunden, manches wird noch eingehenderen Nachweises bedürfen. Der gelehrte und tiefeifrige Forscher ist aber leider mitten aus der Arbeit abgerufen. Schleicher hat seine unstreitig große Begabung mit einer bewundernswerten Energie und Aufopferung in den Dienst der Erforschung Afrika gestellt. Seine streng christliche Gesinnung machte ihn zu einem Freunde der evangelischen Mission, der er durch Herausgabe von Lehrmitteln in afrikanischen Dialekten wesentliche Dienste geleistet hat. Besonders werden über seine Forschungen über die Somalisprache das beste Hilfsmittel zur weiteren Erschließung der Somaliländer sein.

C. Meinhof.

— Im hohen Alter von 94 Jahren starb am 24. Mai 1894 einer der besten Kenner Indiens und des Buddhismus, Brian Houghton Hodgson. Er war am 1. Februar 1800 geboren und trat 1818 in den Civildienst der ostindischen Kompanie, der er lange Jahre als Gesandter in Nepal vorzüglichen Dienste leistete. 1858 begab er sich nach England zurück, fortan, bis in die jüngste Zeit, mit orientalischen Studien beschäftigt. Burnouf hat Hodgson „als den Begründer der echten buddhistischen Studien" bezeichnet, denn schon als 24jähriger junger Mann machte er sich durch die Abschrift von 400 buddhistischen Handschriften in Nepal verdient, die er an die verschiedenen morgenländischen Gesellschaften in Europa verteilte. Der Großjama von Tibet, zu dem er in Beziehungen stand, schenkte ihm 1833 vollständige Drucke der beiden großen Encyklopädien der Litteratur und Religion des nördlichen Buddhismus, das Kahgyur und Stangyur, 1731 auf feinem tibetanischen Papier gedruckt. Jedes dieser Werke besteht aus 334 Bänden und Hodgsons Exemplare sind die einzigen in Europa befindlichen dieses großartigen Werkes. In Nepal beschäftigte sich Hodgson auch mit Botanik und Zoologie, die ihm große Bereicherung verdanken. Seine Hauptarbeit galt aber dem Buddhismus und den Sprachen Indiens.

— Die Beständigkeit der alten Flureinteilungen wird von H. T. Crofton im Journal of the Manchester Geographical Society erläutert. Noch lassen sich (wie ein Auszug in Nature, 31. Mai 1894, besagt) die Einflüsse der alten Dorfgemeinschaften deutlich auf der Karte von England nachweisen. Crofton hat auf der Generalstabskarte die einzelnen Kirchspiele mit besonderen Farben versehen und dadurch ein Bild erhalten, welches in merkwürdiger Weise das Durcheinandergewürfelte des Grundbesitzes der verschiedenen Kirchspiele zeigt. Um diese merkwürdige Erscheinung zu erklären, greift er auf die alten Dorfgemeinden der früheren keltischen Bewohner des Landes zurück, die eine sehr komplizierte Anordnung der Acker- und Weideländereien besaßen. Die Besitzergreifung der Römer vernichtete diese nicht zu vernichten, sondern nur allmählich der neuen Landverteilung einzureihen. So anerkannt, behielten die Ländereien der einzelnen Stämme oder Familien die alten Namen und Gruppierungen. Das läßt sich noch deutlich bei den heutigen Kirchspielen der Umgegend von Manchester mit den sehr unregelmäßigen Grenzen erkennen, welche auf die vorrömischen Bewohner des Landes hinweisen. Aber es wird bei den häufigen Änderungen immer schwieriger, in unserer Zeit die alten Landmarken noch festzustellen.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. Druck von Friedr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FOR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DER ZEITSCHRIFT „DAS AUSLAND".

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG von FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXVI. Nr. 4. BRAUNSCHWEIG. Juli 1894.

Besuch von Urga in der Mongolei.

Von Hans Leder.

I.

Diese wichtigste und interessanteste mongolische Stadt liegt nahezu unter dem 48. Grade nördl. Br. und 107° östl. von Greenwich in 3770 Fufs Meereshöhe an dem Flüfschen Selba, das von dem Tologoigebirge herabkommt und schon 3 km unterhalb rechtsseitig in die Tola fällt. Der Name „Urga", unter welchem dieser Ort dem Europäer geläufig und in unsere Karten eingetragen ist, wird von den Eingeborenen selbst gar nicht gebraucht, bleibt ihnen sogar ganz unbekannt, sofern sie nicht dessen Bedeutung von den daselbst wohnenden Fremden, d. h. den Europäern (Russen), kennen lernen. Welche offizielle Bezeichnung die Chinesen anwenden, ist mir leider nicht genau bekannt, ich glaube aber, dafs sie sich in dieser Beziehung nach den Mongolen richten werden. Naheliegend ist es, dafs Urga aus dem mongolischen Worte „Urgö", was soviel als „Hoflager" bedeutet, durch die Russen korrumpiert wurde. So nannte man nämlich den jeweiligen Lagerplatz der ersten mongolischen Chubilgane, welche damals, nur ausschliefslich unter Filzzelten wohnend, ihren Aufenthaltsort sehr oft veränderten und denselben wiederholt auf kürzere oder längere Zeit auch an der Selba nahmen. Für die Mongolen existiert überhaupt keine Stadt, sie wissen nur von einem „Da-churen" auch „Iche-" und „Bogdo-" „churen" (das grofse, heilige Churen) oder nur schlechtweg „Churen", welches Wort eine zusammenhängende, unfriedete, nach aufsen abgeschlossene Gebäudegruppe bedeutet und hier zu Lande für alle Tempelanlagen mit den darum liegenden Wohnungen und Unterkunftsstätten der Lamen als Allgemeinbezeichnung angewendet wird, da nur diese den obigen Bedingungen entsprechen, während alles Laienvolk, die Fürsten nicht ausgenommen, sich nur der Jurten als Wohnungen bedient, mit denen sie, ihren Standort oft wechselnd, niemals in gröfserer Zahl auf einem Punkte beisammenbleiben können. Ist das Churen von bedeutenderer Ausdehnung und haben in demselben eine gröfsere Anzahl von Lamen ihren beständigen Wohnsitz, so kann man dasselbe im Deutschen am besten als Kloster bezeichnen; im andern Falle machten die kleineren Anlagen, deren in jeder Gun'schaft eine oder auch mehrere sich befinden und die auf Kosten der zugehörigen Landschaft resp. des Fürsten erhalten werden, auf mich mehr den Eindruck von einer Art Pfarrei. Aufser dieser allgemeinen Benennung hat jedes Churen noch seinen besonderen Namen. Urga heifst eigentlich „Rebun-getschi-gandan-schadub-lin" oder kurz: „Rebun-getschi-lin", doch ist diese Bezeichnung im gewöhnlichen Leben nicht gebräuchlich und daher nur wenigen bekannt.

Die Anfänge der Entstehung dieses Ortes, welcher auf das innigste mit der Institution der Kutuchten für die Mongolei verbunden ist, sind trotz des nicht hohen Alters ganz in Dunkel gehüllt, doch darf man wohl annehmen, dafs dieselben nicht über die Zeit der Wiedereinführung des Lamaismus in der Mongolei am Ende des 16. Jahrhunderts hinaufreichen. Die früheste verbürgte Nachricht findet sich in einer mongolischen Chronik, Erdenin-erichö, welche besagt, dafs im Jahre 1649 [1]) Undur-göggen, der erste mongolische Chubilgan, hier sieben Aimake oder Priestergesellschaften stiftete. Ob er damit auch das Kloster gründete oder ein schon vorhandenes nur vergröfserte, ist ungewifs. Er selbst lebte selten hier, sondern meist in der südöstlichen Mongolei. Sein Nachfolger als Kutuchtu der Mongolen war Lubsandamba-doumi, ein mongolischer Fürstensohn, wie sein Vorgänger, der im Alter von vier Jahren 1729 zu dieser Würde gelangte. Von diesem zweiten Göggen weifs man, dafs er fast beständig in Urga lebte, mit Ausnahme von neun Jahren (bis 1741), die er wegen Unruhen unter den Chalkastämmen in Dolon-noor zubrachte. Er gründete 1756 die erste Hochschule für lamaische Theologie unter dem Namen „Zanit" und machte so Urga zum Anziehungspunkte für die Lamen aus allen Teilen des Landes, welche eine höhere Ausbildung suchten, da damit die Erreichung von Titeln und Würden verbunden ist. Diese Art Fakultät wurde von dem Churen einige Werst nach Südwest, nahe der Tola, angelegt und später erweitert durch den Bau zweier grofser Tempel. Jetzt bildet das Ganze einen abgesonderten Stadtteil für sich, unter dem Namen „Gandan", in welchem bei meiner Anwesenheit in Urga auch der jetzige Göggen wohnte.

Inzwischen hatte die chinesische Regierung Mittel und Wege gefunden, sich in die Angelegenheiten der bis dahin ganz selbständigen Kutuchten unter verschiedenen Vorwänden einzumischen. Zuerst wurde für die Verwaltung der Schabinäre (Leibeigenen) des Göggen eine eigene Kanzlei gebildet, die aber einem Lama der selbst Schabi war, übertragen wurde, um den Schein einer Einflufsnahme zu vermeiden. Bald darauf, nach dem Tode des zweiten Göggen, folgte die erste Ernennung eines Amban oder Verwesers, zwar ebenfalls noch aus der Zahl der Mongolen,

[1]) Die historischen Daten entnehme ich einer Schrift: „Gorodla severnoi Mongolii, A. Posdnejews".

Digitized by Google

aber schon mit viel weiterer Machtvollkommenheit, dem dann nach kurzer Zeit ein zweiter Amban, und zwar diesmal bereits ein Mandchu unter dem Namen „Nomochon" folgte, welcher nominell dem ersteren unterstehen sollte, in Wirklichkeit aber durch seine Verbindung mit der Pekinger Regierung, von der er gestützt wurde, bald viel größere Macht gewann und größeren Einfluß ausübte. Im Jahre 1778 erging ein Befehl vom „Bogdichan" oder Kaiser, das Kloster, welches noch einmal 1772 nach Kui-Mandal überführt worden war, wieder an die alte Stelle zurückzuversetzen und von dieser Zeit an blieb es bis zum heutigen Tage in Urga. Im Jahre 1786 erhielten die Ambane das Recht, auch in Sachen der Verwaltung der Aimake der Fürsten Tuscheta-Chan und Setzen-Chan zu entscheiden und wurden einem in Uiassantai residierenden Tsjan-tsjun oder Generalgouverneur unterstellt. Damit war endgültig Urga einerseits das religiöse Centrum und die Bildungsstätte für die ganze Mongolei, anderseits der Mittelpunkt der bürgerlichen Verwaltung für den größten Teil von Chalka geworden. Alle diese Vorgänge waren für Urga Anlässe gewesen, sich mehr und mehr zu vergrößern und in demselben Maße wuchs natürlich auch die Zahl der handeltreibenden Chinesen. Da es diesen aber nach den buddhistischen kanonischen Gesetzen verboten ist, sich in der unmittelbaren Nähe eines Klosters mit Kramläden anzusiedeln, sondern sie in einer Entfernung von wenigstens 10 Li oder 6 km verbleiben mußten, so entstand im Osten des Churens eine eigene chinesische Stadt, ebenfalls, wie jene bei Kiachta, Maimaitschin oder Handelsstadt genannt, welche dem Hauptteile von Urga an Ausdehnung nicht viel nachgiebt, aber gegenwärtig sich kaum mehr weiter entwickeln dürfte, da in dem schon früh begonnenen und mit wechselndem Erfolge bis in die neueste Zeit fortgesetzten Kampfe der Kaufleute mit den Lamen um die Ansiedelungsfrage, diese ersteren infolge ihrer zähen Ausdauer und mit Hilfe stillschweigender Unterstützung der chinesischen Behörden endlich die Sieger geblieben sind und sich jetzt in der nächsten Nähe des Churens ohne weiteres anbauen, so daß schon ein ganzer Stadtteil im Westen des Klosters entstanden ist, in welchem seit 1860 auch die Russen sich ihre Häuser, Kaufläden und Magazine bauen. Die Lamen haben, wie es scheint, endlich die Erfolglosigkeit ihres Widerstandes eingesehen und lassen nunmehr geschehen, was sie nicht ändern können.

Aus dem Vorstehenden erhellt bereits, daß das heutige Urga aus drei verschiedenen voneinander äußerlich getrennten Hauptteilen besteht, nämlich: Im Centrum das eigentliche Urga mit der Hofhaltung des Tschibzsundamba-lama, dann Gandan, mit den Tempeln „Zanit", d. i. der theologischen Fakultät, und endlich Maimaitschin oder die Handelsstadt. Ich kenne genauer nur den ersten dieser Teile und werde deshalb nur über diesen und das Leben in demselben einiges berichten, da er ja auch, als der wichtigste für die beiden andern, in jeder Beziehung maßgebend ist.

Nach einem bestimmten Plane ist Urga nicht angelegt, sondern es hat sich ein Teil an den andern nach und nach angesetzt, wie es das Bedürfnis oder der Zufall ergab. Ziemlich im Centrum des Ganzen liegt, am linken Ufer der ganz unregulierten und sich öfter in mehrere Arme teilenden Selba, die Residenz des Bogdo-Göggen, wie der jetzige Wiedergeborene gewöhnlich genannt wird. Die alten Wohnhäuser waren im vorhergehenden Winter abgebrannt und die neuen bei meiner Anwesenheit hierselbst noch im Bau begriffen. Man konnte nur von der Gasse aus über die zuerst fertig gestellte Umzäunung blicken, da der Eintritt selbst verwehrt blieb. Man bemerkte mehrere zweistöckige, villenartige Gebäude von mäßigen Dimensionen, von denen eines schon vollendet war und mehr einem Glaspavillon als einem Wohnhause glich, an dem die Anwendung schreiender Farben nicht gespart worden war. Imponierend oder auch nur schön nach unseren europäischen Begriffen wird das Ganze jedenfalls kaum werden. Vielleicht ist es gestattet, hier einige Worte über die Person und Bedeutung des „Göggen" oder „der Heiligkeit" einzufügen.

Nach dem Niedergange der Mongolenherrschaft in China zogen sich die Mongolen wieder in ihre alte Heimat in Norden, in das Selengabassin zurück und trafen dort ihre zurückgebliebenen Stammesbrüder im Kentei und Chaugai, mit denen sie sich leicht amalgamierten. Die in China erworbene Bildung und Gesittung ging hier unter dem Einflusse des Nomadenlebens bald wieder verloren und auch die buddhistische Religion, zu der sie sich bekannt hatten, kam infolge der Isolierung in Vergessenheit, und sie wurden wieder das, was sie ursprünglich gewesen waren, Anhänger des Schamanentums. Erst am Ende des 16. Jahrhunderts führte ein thatkräftiger Fürst, Abatai-Chan, den Buddhismus in der Form des tibetischen Lamaismus unter diesem Volke wieder ein und derselbe wurde, dank dem Eifer der Bekehrer und der Unterstützung durch die Fürsten, bald herrschend. Nun stellte sich zunächst die Notwendigkeit heraus, ein geistliches Oberhaupt zu haben. Ein Neffe Abatai-Chans, der unter dem Namen Undur-göggen bekannt ist, war der erste Kutuchtu der Mongolen. Im Jahre 1635 als zweiter Sohn Tuschetu-Chans geboren, wurde er schon als kleines Kind im Einverständnisse mit dem Dalailama zu dieser Stelle bestimmt und in seinem siebenten Lebensjahre auf den, wenn ich so sagen darf, neuerrichteten Patriarchenthron gesetzt. Der jeweilige Inhaber dieser höchsten geistlichen Würde in der ganzen Mongolei gilt nach der Lehre der Lamen als die Verkörperung, die Wiedermenschwerdung eines der 500 Schüler und Verbreiter der Lehre des Buddha Schigemuni und gehört als solcher in die Zahl der Boddisaddo, welche noch nicht den vollständigen Grad eines Burchans oder Buddhas erreicht haben. Der Name desselben ist „Daranata" oder mongolisch „Dshibzsun-damba-lama", und darum heißt auch jeder Chubilgan oder Wiedergeborene desselben „Dshibzsun-damba-chutuchtu", wobei das letztere Wort ein Titel ist, welcher ihm allein zukommt und mit unserm „Eminenz oder Hochwürden" wiedergegeben werden könnte. Der Name „Göggen" bedeutet „Heiligkeit", und denselben führen noch viele Chubilgane, die in verschiedenen Klöstern sitzen und ebenfalls lebende Wiedererscheinungen irgend eines Gottes oder Heiligen sind, aber nicht mehr von dem hohen Ansehen des Chutuchtu von Urga, welcher in der lamaischen Hierarchie überhaupt schon den dritten Rang einnimmt. Die beiden ersten sind der Dalai-lama in Lassa und der Bogdo-lama, ebenfalls in einem Kloster in Tibet residierend. Welcher von diesen beiden eigentlich der höhere ist, läßt sich nicht bestimmt entscheiden. Dalai-lama ist thatsächlich im Besitze der Gewalt und anerkanntes Oberhaupt der Kirche; Bogdo-lama aber ist der ältere und Chubilgan des Buddha Schigemuni selbst, aber auch der Dalai-lama prätendiert, die lebende Wiedererscheinung eines wirklichen Burchans zu sein. Einst in heftiger Fehde untereinander, die als der Kampf der „Gelben" mit den „Rothen" unter den Lamaiten bekannt ist, leben sie schon seit langer Zeit wieder in Frieden miteinander und besuchen sich hasweilen gegenseitig, um sich einer vom andern segnen zu lassen. Der gegenwärtige „Göggen" von Urga, mit dem Beinamen „Bogdo".

Digitized by Google

der „Erhabene", ist der achte in der Mongolei, im ganzen aber die 23. Wiedergeburt des Dshibzsun-daranatu-lama. Er erschien fünfmal in Indien, hierauf zehnmal in Tibet, dann nur zweimal in der Mongolei, nämlich als erster und zweiter Göggen und seither nur noch in Tibet, von wo aus er erst nach Urga jedesmal geschickt wird. Er ist der Sohn eines niederen tibetischen Beamten und auch erster Zuschauer der Festspiele. In seiner äußeren Erscheinung und Kleidung hat er gar nichts Auffallendes und Auszeichnendes vor irgend einem andern Lama höheren Ranges voraus, mit Ausnahme eines nicht in die Augen fallenden kleinen Schmuckes auf der Spitze seiner Kopfbedeckung. Über sein Privatleben ist sehr wenig bekannt, da dasselbe von seiner Umgebung ängst-

Hoher Lama, Erzieher Tuschetu Chans. Nach einer Photographie von Leder.

wurde geboren 1870, steht also jetzt im 24. Lebensjahre. Nach Urga kam er bereits 1875. Er zeigt sich dem Volke nur zweimal jährlich, bei Gelegenheit der Feste „Maidar" und „Zamm". Bei seinem Erscheinen in der Öffentlichkeit, das von den Lamen sehr feierlich insceniert wird, segnet er das sich andächtig niederwerfende Volk und sitzt dann unbeweglich, mit untergeschlagenen Beinen, der traditionellen Götterstellung, auf seinem, mit gelbseidenen Polstern belegten Katheder als einfacher, wenn

lich verborgen gehalten wird, um niemanden auf den Gedanken kommen zu lassen, daß man es in ihm auch nur mit einem gewöhnlichen Sterblichen zu thun habe. Man darf wohl sagen, daß er eigentlich nichts weiter als eine lebende Puppe ist, die zu ihrer Rolle von frühester Kindheit an abgerichtet wird. Nach dem Tode werden die Körper der Kutuchten sorgfältig einbalsamiert und als kostbare Reliquien in Suburganen oder Tempeln beigesetzt, wo sie bisweilen dem Volke gezeigt werden.

Digitized by Google

Um den Mittelpunkt der Residenz des Gottmenschen herum gruppiert sich eine ganze Anzahl von Tempeln, deren äußeres Aussehen für den Europäer wohl sehr eigentümlich, aber nichts weniger als großartig ist. Es treten zwei Hauptformen auf, und zwar die aus Holz gebauten und die Zelt- resp. Jurtenform. Die ersteren sind wieder entweder nach tibetischem oder chinesischem Stile errichtet und haben einen viereckigen Grundriß; die andern sind rund und von gewöhnlichen Jurten nur durch die Größe und verschiedenen Zieraten verschieden. Auch die innere Einrichtung ist meistens ziemlich anspruchslos und nach gewissen Regeln, wie sie durch die buddhistischen kanonischen Gesetze vorgeschrieben sind, überall sehr ähnlich. Der innere Raum ist danach stets durch zwei oder vier Säulenreihen in drei resp. fünf Hauptträume geteilt. Die Hauptachse läuft von Süd nach Nord, und der Eingang befindet sich stets in der nach Süd gewendeten Seite, während der nördliche Teil, dem Eingange gegenüber, zur Aufstellung der Götterbilder und des Altars dient.

Tempel, in welchen gar kein eigentlicher, oder doch kein allgemeiner Gottesdienst stattfindet, sind jene, welche, wie Zanit in Gandun, ganz besonderen Zwecken dienen und, um bei unserem früheren Vergleiche zu bleiben, die andern Fakultäten der mongolisch-lamaischen Universität von Urga repräsentieren. Es sind ihrer vier, und zwar Manlain-sumé und Emtschin-sumé für Medizin; Zurchain-sumé für die Astronomen oder vielmehr Astrologen und endlich Zudär-sumé für eine Wissenschaft, die wir in Europa gar nicht kennen, nämlich für die Ausleger der tarnistischen Bücher, der Wahrsager und Zauberer, überhaupt den Kult des Geheimnisvollen und Mystischen. An diesen Orten kommen die Vertreter der eben genannten verschiedenen Richtungen zusammen, um ihre Versammlungen zu halten und ihre Bücher zu studieren. Der erste dieser genannten Sumé ist dem Gotte „Munli“, mongolisch „Ototschi Burchan“, dem Beschützer oder Patron der Ärzte, geweiht und dient als Versammlungsort der alten gelehrten Herren, während Emtschin-sumé für die Jüngeren und Studierenden bestimmt ist.

Lama aus Urga. Nach einer Photographie von Leder.

Unter diesen, teilweise dem allgemeinen Gottesdienste, teilweise nur ganz speziellen Zwecken dienenden Tempeln sind die bedeutendsten ihrer Wichtigkeit nach: Zoktschin-sumé oder die Kathedrale, weil nur in ihr ein Thronsessel für den Gögen befindlich ist und dieser nur in ihr bei gewissen seltenen Gelegenheiten dem öffentlichen Gottesdienste beiwohnt. Dieser Tempel hat keine eigene Priesterschaft, sondern es wird der tägliche Dienst am Morgen während zweier Stunden von jungen Lamen verrichtet, und an bestimmten Festtagen versammeln sich hier zu demselben Zwecke die Priester aller Aimaks von Urga. Der „Tempel der 40 Weltperioden“, Dutschin-galabün-sumé, steht im Hofe des Göggen selbst und ist für gewöhnlich jedermann, selbst den Lamen unzugänglich. Er ist gewissermaßen die Hauskapelle des „großen Heiligen“, denn hier verrichtet seine unmittelbare Umgebung, die aus den Lamen besteht, welche ihm seinerzeit aus Tibet nach der Mongolei geleiteten, ihre tägliche Andacht. Außerdem versammelt sich hier die Gesamtheit der Lamen von Urga zu allgemeinem Gebete im Falle von Krankheit oder beim Tode ihres Oberhauptes und bisweilen, aber selten, am Feste Maidar.

Außerdem sind hier noch zwei Gotteshäuser zu nennen, von denen das erstere, „Barun-Örgö“ oder „Wohnung Abatai-Chans“, eine gewöhnliche mongolische Filzjurte vorstellt, in welcher seinerzeit der Wiedereinführer des Lamaismus in der Mongolei selbst gelebt hat und das darum so hoch in Ehren gehalten und zum Sumé erhoben worden ist. Den Gottesdienst verrichten hier zwanzig Lamen, die, ausschließlich zu diesem Zwecke bestimmt, auf Kosten Tuschetu-Chans, des gegenwärtigen Hauptes der chanischen Familie, zu Ehren seiner Ahnen, erhalten werden. Endlich haben wir hier noch den Tempel des Gottes „Maidari“ oder Maider zu erwähnen, welcher das größte aller zum Churen an sich gehörenden Gebäude in Urga ist. Der Plan zu demselben wurde aus Tibet geholt und darum repräsentiert er auch den echten tibetanischen Baustil. Er bildet einen großen Würfel, von einer eisengedeckten Kuppel gekrönt, mit Seiten- und Oberlicht. Das Baumaterial sind dicke behauene Balken, von außen mit einem weißgetünchten Erdbewurfe überzogen, an welchem einige Verzierungen angebracht sind. Die Vorderfront ist balkonartig gestaltet und auf allen Ecken stehen auf senkrechten

Digitized by Google

Stäben vergoldete, glockenartige Zieraten. Auch das Dach der Kuppel ist gemustert. Man betritt den Tempel durch eine Art hölzernen Schappen, in welchem die Lamen sich versammeln, da im Inneren fast gar kein Raum ist. Unmittelbar nach dem Eintritte durch die Pforte steht man vor einer riesigen Statue des Burchans Maidari, welche mit dem Strahlenkranze des Kopfes bis unmittelbar unter das Dach der Kuppel reicht und deren Masse fast den ganzen Innenraum einnimmt. Der Gott ist sitzend dargestellt, nicht mit untergeschlagenen Beinen, wie gewöhnlich, sondern in der Weise, wie wir zu sitzen pflegen, ganz aus Kupfer, vergoldet, die Lippen, Nasenlöcher, Augen entsprechend gemalt. Die Höhe der Figur beträgt wohl an 30 m. Das Idol ist ein Produkt chinesischer Bildnerei und künstlerisch ziemlich wertlos. Aufgefallen aber ist mir der Ausdruck zwar geistloser, aber doch glückseliger Ruhe des Gesichtes. An den drei freien Wänden, der östlichen, nördlichen und westlichen, stehen noch viele erzene Burchane und andere Statuen, welche, obwohl in Überlebensgröfse dargestellt, durch ihre relative Kleinheit die riesigen Dimensionen des Hauptidols noch mehr hervortreten lassen. Vor demselben ist der gewöhnliche Opfertisch mit brennenden Lichtern in Schalen und den andern üblichen Opfern, als Getreide, Weihwasser etc. besetzt. Den Dienst in diesem Tempel besorgen ebenfalls zwanzig Lamen, die aufser Verbindung jedes Aimak stehen und ihren Unterhalt aus der Kasse des Göggen beziehen. Zwei von ihnen waren bei meinem Besuche gerade anwesend, aber ich bemerkte nicht das geringste Zeichen von Andacht oder Ehrfurcht vor dem Götzen bei ihnen. Sie unterhielten sich ungeniert und lachend und gestatteten mir, unbeaufsichtigt herumzugehen, die Heiligen zu berühren und zu beklopfen.

Maidari ist der Gott und Begierer der nächsten Weltperiode, wie der der gegenwärtigen Schigemuni ist. Unter ihm werden die Menschen sich wieder der ursprünglichen Glückseligkeit erfreuen, der sie durch ihre Sündhaftigkeit verlustig geworden, d. h. die Seelen werden nur in Tängris oder Engeln wiedergeboren werden, die eine Gröfse des Körpers haben, wie die Statue sie zeigt und 80000 Jahre leben werden, ohne die Gebrechen und Leiden der jetzigen Menschheit.

An diesen Kern des Churens schliefsen sich die verschiedenen Aimaks der Lamen an, von denen augenblicklich an dreifsig sein mögen, deren jeder seinen besonderen Namen führt. Diese Priesterverbindungen bestehen aus mehreren hundert, einige sogar bis zu tausend Lamen und bilden so zu sagen wieder jede ein Kloster für sich, indem sie ihre nach aufsen abgeschlossenen Plätze haben, in denen ihre Wohnungen um ihre eigenen Tempel herum liegen und in denen allein sie in gewöhnlichen Zeiten dem Gottesdienste obliegen. Diese letzteren sind auch wieder zweierlei Art. „Churulin-sumé“ sind Jurten, zum wirklichen Dienste bestimmt, zum Unterschiede von den „Schuteuei-örgö“, die aus Holz und viereckig sind und nur zur Aufstellung der Idole dienen, darum auch den obigen Namen führen, welcher soviel wie „Wohnung der Heiligen“ bedeutet. Eingefafst und nach aufsen abgeschlossen ist der viereckige Raum eines jeden Aimaks durch einen Palissadenzaun von beträchtlicher Höhe, über welchen nur hier und da einmal die runde Kuppel einer Gebetjurte oder Churulin-sumé sichtbar wird. Auf diesem Zaune stapeln die Lamen noch ihre Brennholzvorräte auf, so dafs derselbe noch höher wird. Aufserdem befestigen sie oben entlang demselben Räumchen und verbinden dieselben durch Schnüre, an denen allerhand Fetzen, mit Gebeten und Formeln beschrieben, in der Luft flattern. Die Thür, über welcher gewöhnlich eine oder mehrere Gebetsmühlen (Kurdé) angebracht sind, die vom Winde bewegt werden, ist sehr niedrig, rot gestrichen und mit Vorhängeschlössern versehen, zu denen nur die zugehörigen Lamen die Schlüssel haben. Ein Pferd oder eine Kuh kann durch die Thür nicht eingeführt werden. Diese Palissadenzäune nun bilden die Einrahmung der Strafsen des Inneren, des Churen, und man kann sich leicht vorstellen, dafs es da nicht gerade freundlich oder interessant sein kann, um so weniger, wenn man bedenkt, dafs hier fast gar kein Verkehr stattfindet, ja oft nicht einmal möglich ist, wenn die Gassen, besonders die seitlichen, gar zu eng werden, von denen noch viele zudem blofse Sackgassen sind, und dafs in ihnen allen eine entsetzliche Unreinlichkeit herrscht, da die Mönche, nach Art der Höhlenbewohner unter den Tieren, ihre sämtlichen Abfälle und natürlichen Ausscheidungen nicht im Inneren ablegen, sondern nur den Gassen anvertrauen. Überhaupt kann bei dieser Gelegenheit gesagt werden, dafs, wenn der Orientale schon im allgemeinen kein besonderes Bedürfnis nach Reinlichkeit zeigt, der Mongole am wenigsten nach der Ehre strebt, eine Ausnahme machen zu wollen.

Innerhalb des Churen befindet sich noch, nicht weit vom „Meister“, die Verwaltung der Schabinäre unter dem Namen „Schanzsotha“. Man kommt an dieser Amtsstelle vorbei, wenn man nach dem russischen Konsulate fährt, das drei Werst östlich vom Kloster liegt, und da sah man an Tagen mit gutem Wetter die Sträflinge, die wegen kleinerer Vergehen Freiheitsstrafen abbüfsen, sich im Freien sonnen, wie es schien, ohne Wache, die auch kaum notwendig war, denn jeder der Inhaftierten hatte eine Anszeichnung in Form von Halskragen von beträchtlicher Breite aus dicken Pfostenbrettern, deren Mittelöffnung nur knapp für den Hals ausreichte. Sie bestehen aus zwei Hälften, die nach dem Anlegen fest verbunden werden. Andere trugen schwere, lange, eiserne Ketten an Händen und Füfsen aus einem Stücke, die sie bei Ortsveränderungen auf die Arme und Schultern hoben, um sie dann wieder klirrend auf die Erde zu werfen. Am Ostende vom Churen, aufser Verbindung mit diesem, ist das Lager der chinesischen Garnison in einem quadratischen Raume, der ebenfalls von einer Palissadenwand und einem Graben umgeben ist. Die Wand ist mit Erde oder Lehm überstrichen und oben kreneliert, wodurch ihr kriegerischer Charakter angedeutet wird. Die Soldaten wohnen in Baracken, gehen ohne Uniform und Waffen herum und beschäftigen sich mit Kleinhandel.

Digitized by Google

Die Abchasen.

Eine ethnographische Skizze von N. v. Seidlitz. Tiflis.

III.

VII.

Gebete zu Ehren der Gottheiten.

Hierunter versteht man religiöse Bräuche und Ceremonien, die, von Opferhandlungen zu Ehren der Götter begleitet, nach altüberkommener und von altersher verordneter Ordnung begangen werden.

Jede Gottheit kann in der Sphäre ihrer Thätigkeit selbständig ihre Gnade oder Zorn dem Menschen erweisen, z. B. ihm selber oder seinem Vieh Krankheiten, Unglücksfälle u. dergl. schicken. Dafs er den Zorn der Götter durch Vergehungen gegen die festgesetzte Ordnung der religiösen Bräuche erregt hat, erkennt der Abchase leicht durch besondere Anzeichen. Um den Zorn der Götter wegen Vernachlässigung der Gebete und Opfer abzuwenden, mufs man das Versäumte nachzuholen suchen und die Opfer wiederholen; unverbesserte Fehler und Vernachlässigungen im Ceremoniell legen sich als schwere Schuld gegen die erzürnte Gottheit selbst auf die entfernteren Glieder der Zornerreger. Wenn jemand infolge eines Ceremonienvergehens gegen irgend welchen Gott erkrankt, mufs er ihm, um zu genesen, unwiderruflich ein Opfer bringen. Wenn er selber krankheitshalber solches nicht zu vollführen vermag, so stellt er als Pfand irgend eine Sache vor sich, dazu sprechend: „Wenn du (Gott) dieses (die Krankheit) meiner Schuld wegen sendest, so hebe es; wie dir gebührt und mir der Zauberer erklärt, werde ich das Gebet darbringen.“ Wenn aber nicht genau bestimmt ist, welche Gottheit zürnt und die Krankheit schickt, so sagt er: „Auf wessen Veranlassung immerhin die Krankheit käme, werde ich alles erfüllen, wie es die Zauberer erklären werden.“ Das Pfand wird als heilige Sache besonders aufbewahrt bis zur Erfüllung des Gelübdes. Als Vollführer solcher religiöser Gebräuche treten Männer oder Frauen auf, je nach dem Geschlechte, dem die Gottheit angehört, der zu Ehren die gegebene Ceremonie ausgeführt wird.

Gehen wir nun zur Beschreibung der Ceremonie selbst über.

1. Ceremonie zu Ehren der Mutter Erde.

Ein unschuldiges Frauenzimmer führt, nachdem es sich Nüsse und Hirsekörner genommen, den Kranken zu einem Erlenbaume. Hier trägt es drei Nüsse und einige Hirsekörner dreimal im Namen der Erde um den Baum herum, darauf thut es dasselbe um einen Wallnufsbaum im Namen des Adabna, ihn anflehend, sich des Kranken zu erbarmen. Dann fertigt es eine reich gekleidete menschliche Puppe an, welche es in die Erde, „zur Erlösung“ des Menschen, vergräbt, dabei ausrufend: „Statt des Kranken spiele und ergötze dich damit.“ Hierauf bäckt man ein grofses Hirsebrot — „Brot der Mutter Erde“, und noch zwei lange Brote für Adabna. Dasselbe Frauenzimmer nimmt zu einem Brocken von allen vier Ecken des ersten Brotes beide Brote zu Ehren Adabnas ein Licht und Weihrauch und geht, mit dem Kranken zusammen, an den Kreuzungspunkt dreier Wege. Hier legt sie an einem Wege die Brocken des Hirsebrotes hin, am andern — die Brote Adabnas, und zündet am dritten die Lichter an und legt ebendahin die tschewäki (Fufsbekleidung), dabei sprechend: „Frau Erde, das ist deine Fufsbekleidung!“ Darauf stellt sie inmitten der hingelegten Sachen den Kranken auf die Kniee, den Kopf bedeckt mit der tschikila (Art Schleier) und bittet: „Adgil-anchua, Atula-anchuaä, schenke ihm deinen Segen! gieb ihm Festigkeit des Hauptes, Herzens und Körpers! gieb ihm Farbe, Haut, Knochen! gieb ihm zurück den Wunsch zu reden, zu arbeiten! gieb ihm Kraft! erlöse ihn vom Listigen“ u. dergl.; ebenso betet es zu Adabna. Danach wirft das Frauenzimmer mit einem Nufsstecken die tschikila vom Kranken herab, hebt ihn auf, schlägt ihn mit der Gerte auf den Rücken und spricht: „Geh, von diesem Tage an gebe ich dir die Freiheit (asati)“; darauf gehen beide nach Hause. Hier brechen sie das Hirsebrot in die Hälfte; zwei Weiber nehmen je eine Hälfte des Brotes und stellen sich zu beiden Seiten des Herdes auf, eine der andern gegenüber. Der Kranke geht dreimal zwischen ihnen unter dem Brote hindurch, wobei eins der Frauenzimmer ausruft: „Gieb mir einen zum jüdischen Glauben Bekehrten“, das andere: „Gieb mir einen zum Christentum Bekehrten.“

Der Abchase ist überzeugt, dafs das unsichtbare Wesen, das sich in dem Kranken eingenistet hat, solchen verlassend, sich sofort beeilt, in einen andern überzusiedeln und daher, um ihm zu helfen, ein neues Opfer zu finden, betet er zu ihm an der Kreuzung dreier Wege, wo eine beständige Bewegung des Volkes stattfindet und daher sich, ohne lange zu suchen, immer jemand findet, auf den es übergehen kann. Und da man nun eine Krankheit selbst an dem Orte bekommen kann, wo ein Mensch zufällig hinfiel oder sich hinsetzte, so mufs die Ceremonie der Begütigung der Erde am Orte des Hinfallens oder der Hinsetzung selbst stattfinden, wo die Krankheit begann, und hier eben mufs die Puppe begraben werden. Daher speit der Abchase, um an dem Orte, auf den er sich zufällig niederliefs, nicht irgend etwas Schlimmes zu erfassen, von der Erde aufstehend, dreimal aus, dazu sprechend: „Hier war meines Grofsvätterchens Hans-Hof!“

2. Ceremonie zu Ehren des Wassers.

Wenn jemand lange am Fieber leidet, wendet man sich um Rat und Hilfe an eine Wahrsagerin: diese verordnet gewöhnlich zum Wasser zu beten, das für die Ursache der Krankheit gilt; da aber die Beschützerin des Wassers, die „Mutter des Wassers“, eine Frau ist, so wird zur Ceremonie eine unbescholtene Alte eingeladen.

Als Aufenthaltsort der „Mutter des Wassers“ gilt ein grofser, reiner, unzugänglicher Süfswassersee; sie kann auch in einer reinen Quelle wohnen, welche nichts unreines berührt, z. B. Schweine u. dergl. Die „Wassermutter“ kommt zuweilen aus ihrem Wohnsitze aus Ufer heraus und kann dann von allen gesehen werden. Die Abchasen beschreiben die „Wassermutter“ wie folgt: Sie ist ein sehr hübsches, bezauberndes Weib; ihre Locken, kastanienbraun, sind unvergleichlich, ihre Augen lachend. Der von ihr bezauberte Abchase sagt zu seinen Altersgefährten: „Ei, Bruder, mich hat die „Wassermutter“ besiegt und fortan gehöre ich nicht mehr eurer Gesellschaft an. Kürzlich ritt ich in einen dunklen Wald hinein, wo ich unter einer grofsen Eiche einen zugerichteten Tisch sah; hier stand ein Spiegel und brannte ein Licht; vor dem Spiegel safs die „Wassermutter“ und

Digitized by Google

kämmte, ihre eigene Schönheit lächelnd betrachtend, ihre langen, bis zur Erde herabhängenden Haare. Überwältigt schlug ich die Augen nieder und konnte sie nicht von dem wunderbaren Schauspiele abziehen. Sobald sie mich bemerkt hatte, nahm sie ihre Haare zusammen und kam auf mich zu. Mir drehte sich der Kopf um ... Ohne ein Wort vorzubringen, erhob sie ihre zehn Finger, mich damit fragend: „Gehst du darauf ein oder nicht, für die Dauer von zehn Jahren mein Mann zu sein?“ Ich schüttelte verneinend mit dem Kopfe, doch liefs sie nicht ab und schlug durch die Anzahl der vorgewiesenen Finger bald neun, dann acht, sieben u. s. f. Jahre der Ehe vor. Als sie, infolge meiner abschlägigen Antwort zuguterletzt den nachgebliebenen Kleinfinger erhob und auf mich ihre Blicke richtete, gab ich sogleich meine Zustimmung ...“

Die zur Ceremonie aufgeforderte „unbescholtene“ Alte nimmt, von den Hausgenossen des Kranken unbemerkt, irgend eine diesem gehörige Sache, z. B. ein Kleidungsstück oder dergl., geht zum Flusse und spricht, sich am Ufer aufstellend, die Worte: „Wassermutter, Herrin, wenn der Kranke von dir gebunden ist, löse ihn“; hierbei berührt sie mit der vom Kranken genommenen Sache dreimal das Wasser, schöpft davon einige Tropfen in Erlenblätter, die sie sorgfältig nach Hause bringt und über dem Herde an die Loge des Hauses befestigt, überzeugt davon, dafs das Fieber des Kranken ebenso verdunsten wird, wie das Wasser in den Blättern; darauf läuft die Alte aus dem Hause hinaus mit den Worten: „Möge ebenso auch deine Krankheit fortlaufen.“

Wenn der Kranke danach Erleichterung verspürt, ladet man eine Betfrau ein, bereitet ein Huhn und einen Hahn, sowie ein gefülltes ungesäuertes Brot, giefst drei Lichter und verteilt alles so: das Huhn und ein Licht widmet man der „Wassermutter“, den Hahn und das andere Licht — ihrem Manne, das dritte Licht aber — ihrer Dienerin, Ahsahaw-Absatschaw (Wohlthäterin) geheifsen. Der Kranke begiebt sich mit der Betfrau zum Wasser und stellt sich auf die Kniee. Die Betfrau aber nimmt ein Licht, zündet es an, stellt es am Wasser auf und wendet sich mit dem Gebet um Erleichterung des Kranken anfangs an die „Wassermutter“ mit den Worten: „dsdsan dsahwwash chiphssha gwascha“ (wovon die ersteren zwei „Mutter des Wassers“ und „Herrin des Wassers“ bedeuten); zündet dann ein anderes Licht an, stellt auch dieses auf, dabei dieselbe Bitte an den „Herrn Gemahl“ der Mutter des Wassers richtend; endlich stellt sie ein drittes angezündetes Licht auf und bittet die Dienerin, die Vermittlerin und Fürspreecherin für den Kranken bei den „Herrschaften“ zu sein, und giebt, mit der Hand über den Rücken des Kranken hinstreichend, ihm die asati (Freiheit) von der Krankheit.

Eine eben solche Ceremonie wird mit der jungen Schwiegertochter vorgenommen, wenn man sie zum erstenmale „zum Wasser führt“, ebenso wie mit der Gebärerin, auf dafs sie reichlich Milch haben solle. Wenn bei dieser Gelegenheit die beschriebene Ceremonie nicht vollständig ausgeführt werden kann, so wirft man als Anteil der „Mutter des Wassers“ beim Gebete ein Ei ins Wasser.

Aus Furcht, das Wasser zu entweihen, scheut sich sogar der Abchase in fliefsendem Wasser zu baden; wenn er sich aber badet, so nimmt er beim Herausgehen aus dem Wasser drei Steinchen und spricht: „Heute versündigte ich mich vor dir — ging ins Wasser und badete mich, du aber vergiebst mir“, wobei er mit den Steinchen seinen Kopf umkreist und sie ins Wasser wirft.

3. Ceremonie zu Ehren des Regenbogens.

Die Ceremonie zu Ehren des Regenbogens wird gröfstenteils an denjenigen Kranken ausgeführt, deren Krankheit, nach Angabe der Wahrsagerin, den Regenbogen zur Ursache hat. Langwährendes Gelbsein des Gesichtes, Schwäche des Organismus, Wankelmut des Charakters — alles dieses schreibt der Abchase dem Umstande zu, dafs der Kranke in dem Augenblicke ins Wasser ging, als aus ihm der Regenbogen trank.

Das Opfer anordnend und Gebet verheifsend, führen die „unbescholtenen“ Alten den Kranken zum Flusse und nehmen zwei gebratene Kapaune, zwei gefüllte ungesäuerte Brote von Zungenform und andere Speisevorräte, wie bei der Aufstellung der Ceremonie zu Ehren des Wassers, mit. An beiden Ufern des Flusses verteilen sie reine Sachen: Kleider, Silber u. dergl. und werfen von einem Ufer zum andern eine Zwirnschnurbrücke hinüber. Nachdem die Betfrau alles dieses vorbereitet, geht sie mit einer vorher gefertigten Puppe in den Händen um den mit einem Baumwollenstück (Mitkal) bedeckten Kranken herum und betet für ihn zum Regenbogen im Namen des Eliap-hschi; dann nimmt sie ein Licht und wendet sich mit eben solchem Gebete an die „Frau Mutter des Wassers“ und an den „Herrn Gemahl“ derselben. Nachdem sie über den Mundvorräten gebetet, wirft sie Stückchen von jeder Speise ins Wasser; die Puppe aber setzt sie in einen Kürbis, den sie, mit angezündetem Lichte geschmückt, flufsabwärts läfst, dazu sprechend: „Statt des Kranken vergnüge dich mit diesem.“ Zuguterletzt führt die alte Betfrau mit der Hand über den Rücken des Kranken, hebt ihn auf und, ihm Freiheit (asati) von der Krankheit gewährend, entläfst sie ihn nach Hause, ihm dabei einschärfend, sich bei der Heimkehr nicht nach rückwärts umzuschauen. Die mitgebrachten Speisen werden am Orte von den Teilnehmerinnen an der Ceremonie aufgegessen, die Überreste ins Wasser geworfen, das Geschirr aber wird rein ausgewaschen.

Überhaupt gilt dieser Gebetsbrauch in Abchasien für den geheiligtsten und der Name des Regenbogens — Azaqwa — wird mit Verehrung ausgesprochen. Nach Versicherung der Abchasen pflegt Regen als Folge der Ceremonie zu Ehren des Regenbogens sich einzustellen.

4. Gesetzceremonie zu Ehren des Windes (p-hscharnha).

Ein grofses, mit Käse zubereitetes Brot wird auf ein Korbgeflecht gethan und vom Hause hinweg getragen. Hier fleht man zu „Frau Wind“ (eine weibliche Gottheit), sie möge auf sie Gutes zuwehen, Übles weiter forttragen, vor allem Übel bewahren u. dergl. Hierauf trägt man, das Innere eines Brotes herausschneidend, dasselbe in den Wald und hängt es an der Spitze einer Eiche auf. Am nächsten Tage erlabt sich an dieser Opfergabe derjenige, welcher zuerst zur Eiche kommt.

5. Gebet zu Ehren eines Baumes.

Am Tage der Himmelfahrt Mariä bäckt man Schnüre nach der Zahl der Glieder männlichen Geschlechts im Hause. Darauf tritt der Hausherr mit seinen Hausgenossen zu irgend einem jungen Baume heran und betet, auf ihn mit dem Fufse tretend: „Baum, schenke mir deinen Segen und Glück ... Möge ich von der Spitze des Baumes glücklich herabsteigen. Möge ein frisches Reis, auf welches ich mit dem Fufse trete, erstarken, ein erstarktes aber frisch (weich) werden“ u. s. w.

Digitized by Google

6. Gebet zu Ehren der Aduqa oder (was dasselbe) „der Äußeren".

Erkrankungen des Menschen und seines Viehes haben häufig die Seelen der Verstorbenen („die Äußeren") zur Ursache: sie zürnen den Menschen häufig und als äußere Anzeichen dieses Zornes erscheint das die Zornerregenden überkommende häufige Gähnen, sowie Schläfrigkeit und allgemeine Schwäche. Wenn der Kranke die zürnende „Äußeren" nicht durch Opfer und Gebet versöhnt, erwartet ihn unwiderruflich der Tod. An irgend einem Sonnabend bereitet man Essen aus Lammfleisch, Hühnern, saurer Milch und Fleisch einer Kuh, wenn die Seele eines Weibes zürnt, und thut alle diese Vorräte unter einen Schirmdache auf ein Tischtuch, zu beiden Seiten derselben aber legt man Kleider und Kostbarkeiten hin. Den oder die Kranke stellt man inmitten eines Kreises, und Mann oder Weib, entsprechend dem Geschlechte des Kranken, betet und fleht zu den Lebenden und Todten (Angi-phssngiss), den Kranken zu begnadigen, ihm Gesundheit zu verleihen und die ihnen zu Ehren bereitete Speise anzunehmen. Danach streicht der für den Kranken Betende mit der Hand über seinen Rücken und giebt ihm Befreiung (assati) von der Krankheit. In dem Falle, wenn sich als Ursache der Krankheit die Seele eines Fürsten oder überhaupt einer hochgestellten Person erweist, bindet man hierbei auch ein Pferd an, das man bei den Schlußworten des Gebetes: „dieses (das Pferd) deiner Seele", losbindet und ins Feld laufen läßt. Ein solches Pferd schwillt, nach dem Glauben des Abchasen, in kurzem an und geht zu Grunde.

7. Gebetceremonie zu Ehren des Ashahara.

Mit dem Namen Ashahara bezeichnen die Abchasen den Beschützer oder Genius des Hauses und häuslichen Herdes, zu Ehren dessen diese Ceremonie mit jungen Eheleuten zu der Periode ihres Ehelebens vorgenommen wird, wenn sie noch nicht zusammen vor älteren Leuten erschienen sind, und wenn die junge Frau zum erstenmale ins Haupthaus ihres Mannes eingeführt, oder wenn sie in ihr elterliches Haus eingeladen wird. Eines der ältesten Glieder im Hause steckt auf den Spieß das Herz und die Leber des Opfertieres und bittet Ashahara, der Beschützer des jungen Paares im Hause und überall auswärts zu sein.

8. Alischkantra.

Alischkantra ist die „Herrin" der Hunde. Der Ansicht der Abchasen nach wird derjenige, der gute Hunde besitzt, auch in Vermehrung des Viehes glücklich sein. Daher beten die Abchasen vor allen Gebeten zu andern Schutzgottheiten der Haustiere und wilden Tiere zu Alischkantra, auf daß sie ihnen Glück mit guten Hunden und die Möglichkeit, solche zu erziehen und zu vermehren, beschere.

9. Gebet zu Ehren Shabrans.

Shabran ist der Beschützer der Tiere. Die Gebetceremonie zu seinen Ehren verrichtet jeder Abchase, der Vieh besitzt, am Sonnabend der Butterwoche. Hierzu bereitet man ssuluguni (einen großen Käse), „heiliger Käse" genannt; thut auf den Herd Brotteig, in den ein Mann das Mark des ssuluguni hineinsteckt und betet: „Bevorzuge mich vor allen, die deinen Namen aussprechen; vermehre mein Vieh, vergrößere es in der Weise, daß ich in Zukunft zu dir beten und dir Käse von der Größe dieses Brotes darbringen könnte und daß mein Hof nicht all mein Vieh zu fassen vermöge. Bewahre mein Vieh vor allem Übel und Unheil, wie zu Hause, so auswärts; mache, daß mein Vieh außer altem Haar und Kot nichts verliere; mache, daß meine Herde so groß werde, daß das hinten gehende Vieh das voranlaufende nicht einholen könne; daß die Kälber wie die Bärenjungen spielen und die Füllen gläuzen. Das ist es, um was ich dich bitte." Darauf steckt der Betende in den Brotteig drei Stöckchen vom Wallnußbaume und ruft, au die Loge anstofsend, aus: „wooz! tschip-hsch!" (den Ruf, mit dem man das Vieh herbeiruft). Eben dieselbe Ceremonie wird am Donnerstag der Butterwoche zu Ehren des Beschützers der Ziegen angestellt und heißt Dshabran.

10. Gebet zu Ehren des Aithar.

Aithar ist der Beschützer des Hausviehes und der Meierei. Die Gebete zu ihm finden an einem Sonnabend, doch nicht an Fastentagen, statt, da die Opfer aus Milchprodukten, bei Reichen aus einem mit Milch aufgefütterten Kalbe bestehen. Die dabei gebräuchlichste Speise ist ein dünner Brei mit Milch von einer kürzlich gekalbt habenden Kuh. Rings um den mit Brei gefüllten Kessel oder Schale stellen sich die Hirten auf, und der an Jahren älteste derselben liest, mit einem Wachslichte in der Hand, das Gebet: „Aithar, schenke mir den Vorrang vor allen, die deinen Namen aussprechen"; darauf bittet er um Vermehrung der Herden und ihre Beschützung vor reißenden Tieren. Nach Beendigung des Gebetes wirft der Hirt drei Löffel Brei auf das unbe gesteilte Kohleubecken, während den Rest alle Anwesenden verzehren. Wenn das Gebet zu Aithar von den Einwohnern eines ganzen Dorfes oder eines Teiles desselben vollzogen wird, so wird ihm als Opfer ein Kalb dargebracht, das der angesehenste Greis, vorher ein Gebet verrichtend, schlachtet. Wenn das Fleisch des Kalbes gekocht oder gebraten worden ist, spricht derselbe Greis abermals ein Gebet und bringt, kleine Stücke von allen Teilen des Opfertieres abschneidend, solche dem Aithar dar, indem er sie auf die glühenden Kohlen wirft.

11. Ashwep-hschaa (Abn-inzwachu).

Ashwep-hschan ist der Gott der Wälder und wilden Tiere. Jäger bringen ihm Opfer vor ihrem Aufbruche zur Jagd dar, was gewöhnlich in der Mitte oder zu Ende des Dezembers stattfindet. Zum Opfer kaufen sie gemeinschaftlich einen Bock oder Hammel. Wenn man ihn bratet, betet der an Jahren älteste Jäger zu Ashwep-hschaa, ihrem Unternehmen Erfolg zu gewähren, worauf er auf die Kohlen kleine Stücke gebratenen Fleisches und ein Stückchen Weihrauch wirft. Jeder der übrigen Jäger wiederholt der Reihe nach das Gebet, dazu seine eigenen Wünsche fügend und darauf hinweisend, welches Wild er namentlich tödten möchte. Dabei wirft er Stückchen Weihrauch in die Kohlen.

12. Dshadsha und Anap-hanga.

Dshadsha ist die Beschützerin der Saaten. Die Gebete zu ihr werden zweimal im Jahre angestellt: im März, mit Frühlingsanfang, und im November, nach der Maiserute. Das Gebet zur Dshadsha ist mit keiner besonderen Feierlichkeit verhunden und findet still, in jeder Familie besonders, statt. Reiche Gutsbesitzer laden zu diesem Gebete mitunter ihre vormaligen Hörigen ein, namentlich diejenigen von ihnen, welche an der Saat und Ernte ihres Getreides beteiligt waren. An dem zum Gebete bestimmten Tage werden Speisen, ausschließlich aus Brot und Früchten, die von den Wirten gewonnen wurden, zubereitet. Wenn die Speisen auf den Tisch gestellt sind, wendet sich der Älteste in der Familie mit einem Gebet an die Dshadsha und dankt für die

Digitized by Google

gute Ernte oder bittet, alles in Fülle herabzusenden. Beim Sommergebete zur Dshadsha werden nur Fastenspeisen hergerichtet.

Von Anap-hanga, der Göttin der Saaten, erfleht der Abchase: „Wohin ich die Furche ziehen möge und mit dem Eisen und Werkzeuge schlage, möge mir überall eine Fülle von Korn geboten werden; schenke Glück dem Säemann und Verzehrer." Zu Ehren der Anaphanga werden Gebete auch zur Zeit der Ernte, wenn man zum erstenmale Garben heimbringt, gesprochen; in den Mariä Himmelfahrtsfasten aber macht man aus Ähren ein Krenz, befestigt an ein Licht Körner von Mais und Bohnen zur Abwehr von Schaden, der von bösen Geistern, sei es z. B. von ebendenselben Dshadsha, zugefügt wird. Diese Dshadsha ist eine häßliche, niedrige, dicke Göttin. Auf den Acker kommend, ruft sie: „nazwiss, nazwiss" (kleiner Finger! kleiner Finger!). d. h. den Wunsch, der Mais möge auf dem Acker blofs die Länge des kleinen Fingers erreichen; wenn man aber hinter Dshadsha mit den Worten: „raki dsaki, raki dsaki" (Elle — Spanne, Elle — Spanne) herläuft, verläfst sie den Acker und ihr Wunsch geht nicht in Erfüllung.

Vor dem Dreschen der Hirse (ghomi) betet man zu den grofsen Göttinnen, sie möchten die ganze Familie gesund erhalten, und hinfort alle Glieder, mit der Wirtin an ihrer Spitze, an der Tenne zum Dreschen der Hirse (saazchwei) sich versammeln machen.

13. Gebet für die Bienen.

Man bäckt ein rundes Brot mit Käse, bringt solches in den Bienengarten und betet zur Ananagund um Erhaltung der Bienen; nach Hause zurückgekehrt, bricht man aber das Brot und ifst es so, dafs man einander nicht sieht, wozu die Einen sich mit dem Gesichte zu einer, die Andern zur andern Thür stellen.

14. Gebet zu Sonne und Mond.

Zur Sonne wendet sich der Abchase mit den Worten: „Sonne, entziehe uns nicht deinen Segen, Wärme und Licht, Gedeihen und Erfolg in allem; schenke den Mädchen Schönheit, Energie, Grazie, damit sie, dir gleich, leuchten, glänzen und die Menschen erwärmen möchten." Im Gebete zum Monde aber wird der Wunsch ausgesprochen, die Knaben möchten seinem Glanze gleichkommen.

15. Gebet zu Khp-hath und Khwnasch.

Dieses Gebet findet am Sonnabend in der Woche nach Ostern statt, wobei Käse, Brot, Wein, Lichter u. s. w. dargebracht werden. Die Idee desselben ist das Erbitten von Gesundheit und Wohlergehen für die Familie. An einem der folgenden Sonnabende betet man um dasselbe zum Khwnasch. Khp-hath und Khwnasch sind Männernamen der Abchasen.

16. Ananaha.

Anan heifst die Mutter. Die älteste Frau im Hause thut auf ein Brot Geld (Anan) phara — Geld der Anan) und geht damit in den Gemüsegarten, wo sie auf das Brot je drei Gurkenblätter und eben soviel Blätter sich selbst auf den Kopf legt; darauf an den Gurkenstengel eine brennende Kerze befestigend und Weihrauch in die Hand nehmend, betet sie: „Mutter, Schöpferinnen, lafst mich keinen Kummer um meine Söhne erfahren, versetzt mich nicht in Sorge um sie, sondern zeigt mir ihr Wohlergehen." Ein eben solches Gebet wird zu Ehren des Aschazanha — des Schöpfers oder Erzeugers Gottes, gesprochen. Als Opfer bringt man ihm eine Kuh und Geld. In den grofsen Fasten beten die Dorfmädchen auch zur „Mutter des Wassers", auf dafs sie ihnen dichte und lange Haare beschere.

17. Gebet zum Ohre.

Der Abchase spricht: „alassa r lulu i klou", was da heifst „an die Ohren der Mädchen angehängt". Reifen in den Knieen, Unbeständigkeit des Charakters, allgemeine Schwäche des Organismus eines Menschen u. dergl. m., — alles dies sind Folgen „der schweren Ursache". Zur Abwehr der Krankheit hängt man an das Ohr, wie ein Ohrgehänge, einen Knopf an. Ein reines und unschuldiges Mädchen führt den Kranken zu einem Nufsstrauche und stellt ihn auf die Kniee, während sie um ihn herum sieben Nufsstöckchen aufpflanzt und an jedes derselben eine angezündete Kerze befestigt und für den Kranken zum hanip-ha — dem auf den Felsen gehenden Geiste — betet.

18. Gebet zu Ehren des höchsten Wesens.

Dieses höchste Wesen gilt für die Ursache mannigfacher Krankheiten der Menschen. Wenn bei einem Schwerkranken die Körpertemperatur arg schwankt und er bald Hitze, bald Kälte leidet; wenn er sein Bewufstsein verliert oder in Ohnmacht fällt, auf einen Augenblick zu sich kommt und dann wieder sich zu werfen, irre zu reden, zu singen, Gebete zu murmeln beginnt u. dergl. m., so werden alle dergleichen schweren Krankheitserscheinungen bei den Abchasen für unwiderlegliche Anzeichen der Einwirkungen einer höheren Macht, der obersten Gottheiten (Anzar mss) — „es ist eine göttliche Ursache da" — auf den Kranken angesehen. Die Abchasen sind überzeugt, dafs diese „göttliche Ursache" sich im Kranken einnistete und sagen daher: „Anza drthoup", d. h. „der Gott kam zum Besuch". Wenn die Wahrsagerin bestätigt, dafs die Krankheit wirklich davon herkommt, dafs in den Kranken „der Gott sich einnistet etc.", so müssen im Hause des Kranken hinfort alle ein heiteres Ansehen annehmen und nicht trauern, denn „wo der Gott sich einfand, kann blofs Freude statt haben". Daher versammelt sich im Hause eines solchen Kranken die Dorfjugend, alle fangen zu singen und tanzen an und wenn nun der Kranke selber bei Kräften ist, zwingt man auch ihn, an den Tänzen und Gesängen teilzunehmen [1]).

Das Gebetopfer findet in der Nähe des Hauses, am Waldrande statt. Zum Opfer bringt man einen Bock oder eine Ziege, einen Hammel oder ein Lämmchen, sowie Bröte u. dergl. Alles dieses wird an den festgesetzten Ort gethan, wohin man auch den Kranken führt.

Die Weiber fehlen bei dieser Gelegenheit, da sie diesem geheiligten Orte nicht nahen dürfen. Hierauf ruft der Greis, eine Kerze haltend, aus: „Grofser Gott, der heutige Beter, trat, wie immer und von der Wahrsagerin angewiesen, vor dich hin und brachte Bröte, führte Opfertiere vor. . . Begnadige ihn, erbarme dich seiner; wenn er vor dir gefehlt hat, vergieb ihm; ich bitte dich, von ihm vom heutigen Tage an abzustehen, ihn zu lassen und zu befreien, gleich wie einen gelösten Knoten." Diese Worte sprechend, umgeht der Alte den Kranken mit der Kerze, zündet diese an und stellt sie hin; hierauf nimmt er eine andere Kerze und betet zum Mikel-Gabriel. Nach Beendigung dieser Ceremonie kehrt der Kranke selbst nach Hause zurück, während die andern sich hier zum Essen niederlassen.

[1]) Ähnlich den Abchasen, verhalten sich die Grusiner beim Auftreten der Pocken oder des Scharlachs in einem Hause, wo bei Lärm und Musik und Tanz Freunde und Verwandte zum Besuche des „weifsen" oder „roten Engels" ihre Glückwünsche darbringen.

Digitized by Google

Die gegenwärtigen Zustände an der Moskitoküste.

Am 10. Mai 1893 verliefs der amerikanische Arzt Dr. Robert N. Keely Greytown an der karibischen Küste Nicaraguas, um mit einem kleinen Schoner nach Bluefields, der Hauptstadt des kleinen Reiches der Moskito-Indianer, zu fahren, das als „Moskito Reservation“ auf den Karten verzeichnet, sich vom Ramaflusse bis zum Rio Hueso an der Küste Nicaraguas hin erstreckt. Seine Breite nach dem Inneren zu beträgt etwa 60 km; die Westgrenze wird vom 84. Grade 15′ westl. L. gebildet. Die Moskito-Indianer, die ihren Namen nicht von den berüchtigten Insekten, sondern von einem Stamme, den die Spanier Moskos nannten, trägt, sind an der Küste längst kein reines Indianervolk mehr, sondern schon zu zwei Dritteln mit Negerblut gemischt, während im Inneren die reineren Stämme der Wulwas, Ramas, Kukwras, Poyas etc. wohnen[1]). Herren des Landes sind aber die Mischlinge an der Küste und den derselben vorgelagerten Lagunen, die ausser dem Negerblut auch solches von Buccaniern und Jamaikahändlern aus alter Zeit in ihren Adern haben. Trotzdem ist der „König“ oder „Häuptling“ von jeher ein Vollblutindianer gewesen und so noch heute. Amtliche Sprache ist die englische. Der Staat steht zur Republik Nicaragua in einer Art von Vasallenverhältnis, englischer Einfluss macht sich aber von Jamaika her geltend, doch werden die Amerikaner bald das Übergewicht haben, zumal ihre Interessen jetzt mit dem Nicaraguakanal eng verknüpft sind.

Die Hauptstadt Bluefields (so! nicht Blewfields) ist zugleich der einzige Hafen des Reiches; sie trägt ihren Namen nach dem alten Seeräuber Bleevelt, dessen Fort, ganz in Trümmern liegend, noch heute an dem Eingange des „Bluff“ genannten Hafens zu sehen ist. Die Stadt liegt 10 km vom Meere landeinwärts und wird durch eine sehr seichte Lagune erreicht. Hoch gelegen, von tropischem Pflanzenwuchse dicht umgeben, macht sie von ferne einen freundlichen Eindruck. Sie besteht nur aus einer Strafse, King-Street, an der die Läden und Regierungsgebäude liegen, sowie aus einer Anzahl im Busch zerstreuter Hütten. Als Keely dort war, gab es dort nur drei Pferde und zwei Karren; die Häuser waren aus Brettern erbaut, die trotz des heimischen Holzreichtums aus den Vereinigten Staaten stammten; alle standen wegen des in der Regenzeit schlammigen Untergrundes auf meterhohen Pfosten. Die Eingeborenen, als Sambos bezeichnet, zählen 1500 Köpfe, vorherrschend Neger aus Jamaika, Indianermischlinge und Spanier. Die Stadt hat sich in der letzten Zeit durch den Handel mit Bananen wesentlich gehoben, denn diese Tropenfrucht wird gegenwärtig in den Vereinigten Staaten viel verzehrt. So findet denn ein schwunghafter Ausfuhrhandel mit Bananen nach New Orleans statt, bis wohin die Dampfer in vier Tagen fahren. Den ganzen bei Bluefields mündenden gleichnamigen Strom aufwärts liegen die Pflanzungen, aus denen wöchentlich 40000 Bündel Bananen geerntet werden. Bluefields besitzt auch eine Zeitung, „Sentinel“ genannt, die ganz in amerikanischer Art redigiert wird. Für Kirche und Schule sorgen in vortrefflicher Weise die hier ansässigen Herrnhuter.

Die Regierung der Moskitoküste.
1. Robert Henry Clarence, Indianerhäuptling. Präsident. 2. Charles Patterson, Vizepräsident, Mischling. 3. J. W. Cuthbert sen., Jamaikaneger, Staatsanwalt. 4. J. W. Cuthbert jun., Jamaikaneger, Staatssekretär. 5. George Haymond, Neger, Ratsmann. 6. Edw. Mc Crea, Mischling, Ratsmann.

Die Regierung von Moskitia besteht aus dem erblichen Häuptlinge und dem Rate, welcher von der Landesversammlung gewählt wird. Diese letztere setzt sich zusammen aus den Häuptlingen der einzelnen Indianerstämme im Inneren und Vertretern der einzelnen Küstendistrikte. Der gegenwärtige Häuptling ist S. Excellenz Robert Henry Clarence, ein zwanzigjähriger intelligenter Vollblut-Moskito-Indianer, der einzige seines Stammes in der Regierung, denn alle seine Räte sind mehr oder minder aus Jamaikanegerblut; nur der Vizepräsident Patterson hat etwas europäisches Blut in seinen Adern. Die Verfassung des Landes ist der englischen nachgebildet; die jungen Leute, welche es einmal zu Staatswürden bringen wollen, werden in Jamaika und selbst in England erzogen. Da Land genug vorhanden, so sind die Landgesetze auch sehr liberal. Für eine Jahresrente von 60 Mark erhält man 640 Acker Land auf 99 Jahre. Im ganzen haben, namentlich durch den Einfluss der Herrnhuter, die Moskito-Indianer grofse Fortschritte gemacht; nur Strafsen giebt es noch nicht im Lande; entweder mufs man sich, will man in das Innere gelangen, einen Weg mit dem Haumesser durch den Ur-

[1]) Über diese vergleiche Collinson, The Indians of the Mosquito Territory. In Mem. Anthropol. Soc. London III, 148 (1870).

Digitized by Google

wald bahnen oder man fährt an der Küste auf den Laguen. Aufser den Bananen bildet Mahagoniholz einen Hauptbandelsartikel; es wird auf den Flüssen nach der Küste geflöfst. Auf dem Bluefields- oder Escondidoflusse läuft ein alter amerikanischer Dampfer, der die Bananen zum Hafen bringt. Eine Fahrt stromaufwärts führt zunächst an der Stelle „Old Bank“ vorüber, wo vor 50 Jahren eine längst verunglückte deutsche Kolonie, Karlsruhe genannt, lag. Dichter Urwald deckt die Ufer des Stromes, in welchem man wie in einem Laubtunnel hinfährt. Flamingos, Alligatoren, Schlangen und gelegentlich ein Jaguar kommen zu Gesicht. Dann kommen die Bananenpflanzungen in Sicht, welche, auf ausgerodeten und gebrannten Lichtungen angelegt, ganz wunderbar gedeihen und das ganze Jahr hindurch Früchte liefern. Hauptort der Bananenverschiffung ist der Ort Rama; er liegt am rechten Ufer, schon an der Grenze gegen Nicaragua und zählt 800 Einwohner, Mischlinge von Spaniern und Indianerinnen.

Ein Ausflug bis zu diesem Orte mit dem Dampfer ist leicht zu bewerkstelligen, schwieriger schon ist die Reise auf den Lagunen an der Küste nach Norden hin. Sie hängen keineswegs zusammen, so dafs man zu Wasser aus der einen in die andere gelangen könnte, sondern sind durch Urwaldstreifen getrennt, in die man mit dem Haumesser (machete) sich erst Wege bahnen mufs, um die Kanus aus der einen in die andere Lagune schleppen zu können. So wird ein etwa 300 km langer Weg von Süd nach Nord hergestellt, der in Pitpans zurückgelegt wird. So heifsen die Einbäume, welche man aus einer Ceiba (Seidenbaumwollenbaum) herstellt; das Holz ist leicht zu bearbeiten und die daraus hergestellten Kanus sind 5 bis 7 m lang. Sie werden mit Paddeln bewegt, schlagen aber leicht um. Mit einem solchen Kanu erreichte Keely die 56 km nördlich von Bluefields gelegene Pearl-Lagune, wobei ein Haulover (Holüber!) genannter Tragplatz zu passieren war. An der Lagune liegt auf einer offenen Savanne Pearl City, ein freundlicher Ort, in welchem Robert Henry Clarence, der Moskitokönig, wohnte. Er war der glückliche Besitzer von drei Pferden und hatte eine Musikbande von 14 Mann zur Verfügung, welche europäische Tingeltangelweisen spielten.

Von Pearl Lagoon an nach Norden zu beginnen die grasreichen Savannen des Landes, die ganz vortrefflich sich zur Rindviehzucht eignen; doch ist diese noch in den ersten Anfängen begriffen. Baumwolle wächst dort wild in üppiger Fülle; das Zuckerrohr liefert alle sieben Monate eine Ernte, Reis alle vier Monate. An Südfrüchten ist kein Mangel, und in den oberen Läufen der nördlichen Flüsse ist goldhaltiger Sand gefunden worden. (Auszug aus Science Monthly, Juni 1894.)

Neue Publikationen über die Guaranisprache.

Von Prof. Friedrich Müller. Wien.

Die vier Publikationen, deren Titel wir unten angegeben haben[1]), sind als Quellenwerke für das Studium der Hauptsprache der alten Indianerbevölkerung Brasiliens und Paraguays von der höchsten Bedeutung. Bekanntlich bildete diese Bevölkerung den weitverbreiteten Stamm der Guarani-Tupi. Von den beiden Sprachen Guarani und Tupi, die miteinander so nahe verwandt sind, wie Spanisch und Portugiesisch, gehört das erstere dem Süden, das letztere dem Norden (bis zum Amazonas) an. Das Hauptwerk für das Studium des Tupi ist die Grammatik Jos. de Anchietas (geb. 1533, lebte nicht weniger als 43 Jahre in Brasilien), Coimbra 1595. Neudruck von J. Platzmann, Leipzig 1874 und deutsche Bearbeitung von demselben, Leipzig 1874. — Für das Guarani sind die Hilfsmittel reichhaltiger. Das älteste Werk ist jenes des Jesuiten Antonio Ruiz de Montoya (geb. 1583 in Lima, gestorben 1652, war Missionar in Paraguay): Arte y Vocabulario de la lengua Guarani. Madrid 1640 (Grammatik und spanisch-guaranisches Wörterbuch) und Tesoro de la lengua Guarani. Madrid 1639 (guarani-spanisches Wörterbuch), beide neu herausgegeben von J. Platzmann Leipzig 1876 und vom Vicomte de Porto Seguro, Wien 1876.

Die drei ersten Werke, deren Titel oben angegeben wurden, sind gleichsam verbesserte Neubearbeitungen Montoyas, die der Jesuit Pablo Restivo mit Benutzung teils anderer Quellen, teils seiner eigenen Erfahrungen als Missionar gemacht hat. Davon können die Linguae Guarani grammatica und das Lexicon Hispano-Guaranicum als gleichbedeutend mit Montoyas Arte y Vocabulario gelten, während die Brevis linguae Guarani grammatica ein Kompendium darstellt, das der Verfasser für den ersten Elementarunterricht der Jesuitenmissionsschulen zusammengestellt hat. — Dieses Kompendium ist in einem einzigen Manuskripte erhalten, das dem letzten Kaiser von Brasilien, Pedro II., gehörte; die beiden anderen Werke Restivos existieren blofs in schlechten Drucken, welche, ebenfalls im Besitze des seligen Kaisers, in Europa für Unika im strengsten Sinne des Wortes gelten können.

Es ist bekannt, mit welcher Vorliebe Kaiser Pedro II. sprachwissenschaftliche Studien trieb und namentlich die orientalischen Wissenschaften pflegte. Er hatte zu diesem Zwecke einen jungen schwäbischen Gelehrten, Dr. Christian Friedrich Seybold (gegenwärtig Professor der orientalischen Sprachen an der Universität Tübingen) als Sekretär zu sich nach Brasilien berufen, um mit demselben seinen Lieblingsstudien sich hinzugeben. Wie Dr. Seybold berichtet, war es des Kaisers Absicht, in Rio de Janeiro Professuren für die einheimischen Indianersprachen zu errichten und er selbst suchte teils seltene alte Drucke, welche diese Sprachen betreffen, zu erwerben, teils bewog er seinen Sekretär, selbst sich dieses Wissenszweiges wacker anzunehmen. Welch grofser Gewinn wäre der amerikanischen Sprachwissen-

[1]) Brevis lingnae Guarani grammatica hispanice a reverendo Patre Jesuita Paulo Restivo secundum libros Antonii Ruiz de Montoya et Simonis Bandini in Parasquaria anno MDCCXVIII composita et „Breve Noticia de la lengua Guarani“ inscripta sub auspiciis Augustissimi Domini Petri II, Brasiliae Imperatoris, ex unico, qui notus est, suae Majestatis codice manuscripto edita ... opera et studiis Christiani Frederici Seybold. Stuttgardiae, Kohlhammer, 1890. 8°. — XII et 81 p.

Linguae Guarani grammatica hispanice a reverendo Patre Jesuita Paulo Restivo secundum libros Antonii Ruiz de Montoya, Simonis Bandini aliorumque ... anno MDCCXXIV in civitate Sanctae Mariae Majoris edita et „Arte de la lengua Guarani“ inscripta ... ex unico quod in Europa noscitur ... exemplari redimpressa ... opera et studiis Christiani Frederici Seybold. Stuttgardiae, Kohlhammer, 1892. 8°. — XII et 330 p.

Lexicon Hispano-Guaranicum „Vocabulario de la lengua Guarani“ inscriptum a reverendo Patre Jesuita Paulo Restivo secundum Vocabularium Antonii Ruiz de Montoya anno MDCCXXII in Civitate S. Mariae Majoris denuo editum et adjunctum sub auspiciis Augustissimi Domini Petri Secundi Brasiliae Imperatoris ... ex unico quod noscitur ... exemplari redimpressum ... opera et studiis Christiani Frederici Seybold. Stuttgardiae, Kohlhammer, 1893. 8°. — X et 545 p.

Abañe'ẽme. Guia práctica para aprender el idioma Guarani. — Practical Guide for learning the Guarani tongue. — Praktischer Führer zur Erlernung des Guarani. (Stuttgart, Kohlhammer, 1890). IV und 74 Doppelseiten = 157 S.

Digitized by Google

schaft erwachsen, wenn es dem Kaiser vergönnt gewesen wäre, seine edlen Pläne zu realisieren! Doch ein tragisches Geschick durchkreuzte die Pläne des Kaisers und versetzte der Wissenschaft einen harten Schlag!

Die drei Werke, welche Dr. Seybold auf Kosten teils des Kaisers selbst, teils seiner Erben, und hier vor allem seines Enkels, des Herzogs Peter von Sachsen-Coburg, veröffentlicht hat, sind gleichsam drei Kleinode, die der wackere Mann aus den Trümmern des sinkenden Schiffes retten konnte. Die Nachwelt, wo man den amerikanischen Studien eine grössere Beachtung zuwenden wird als heutzutage, wird ihm dafür stets dankbar sein. Noch grösseren Dank aber wird sie dem Kaiser selbst zollen, der neben seinen Regierungsgeschäften Zeit gefunden hat, den Sprachen der Indianerbevölkerung seines weiten Reiches seine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Im Gegensatz zu den drei Werken Restivos, welche sich auf die Guaranisprache des 17. und 18. Jahrhunderts beziehen, behandelt das anonym erschienene Büchlein Abañéme die Guaranisprache, wie sie gegenwärtig von der indianischen Bevölkerung in Paraguay und in der argentinischen Provinz Corrientes gesprochen wird. Das Büchlein ist für den Gebrauch der nach Paraguay kommenden europäischen Kolonisten geschrieben und besteht aus grammatischen Notizen, Sätzen und Sprechübungen. Der Verfasser ist ein Oberschwabe, der als Kaufmann und Ingenieur in Paraguay längere Zeit sich aufgehalten hat.

Obgleich das Buch praktischen Zwecken dienen soll, so kann man ihm dennoch einen gewissen wissenschaftlichen Wert nicht absprechen. Erstens ist es für die Geschichte des Guaraní-Idioms von Interesse, da man daraus ersieht, dafs sich die Sprache während dreier Jahrhunderte nicht geändert hat und das jetzige Guaraní von jenem Montoyas blofs in lexikalischer Richtung sich etwas unterscheidet, und zweitens sind die Angaben des Verfassers über die Phonetik des Guaraní derart, dafs man an der Hand derselben manches, was in den Schriften der spanischen und portugiesischen Missionare uns etwas unverständlich erscheint, auf die Principien der modernen Sprachwissenschaft zurückzuführen in stand gesetzt wird.

Neue Forschungen über die Geologie Helgolands.

Die Gliederung der Flötzformationen Helgolands ist durch Professor Dames (Sitzungsber. der königl. Preuss. Akad. der Wiss. zu Berlin, 1893) einer Revision unterzogen worden, welche sich auf das Studium der in das königl. Museum für Naturkunde gelangten J. Ewaldschen Sammlung und auf die Resultate eines mehrwöchigen Aufenthaltes auf der Insel gründet und namentlich für die Altersstellung der das Oberland bildenden Schichten von Bedeutung ist.

Die älteren Autoren geben übereinstimmend an, dafs die Helgoländer Klippen aus Gesteinen der Trias-, Jura- und Kreideformation zusammengesetzt seien. Nach Dames beruhen die Angaben über die völlig fehlende Juraformation auf irriger Bestimmung von Kreidefossilien, wie in einer Abhandlung über die Fauna der unteren Kreide von Helgoland gezeigt werden wird.

Von den beiden Schichtenkomplexen, welche die Hauptinsel zusammensetzen, fafste Wiebel (Die Insel Helgoland, Hamburg 1848) den unteren als Buntsandstein, den oberen als Keuper auf und nahm an, dafs der Muschelkalk sich zwischen diesen beiden Schichten ausgekeilt habe. Da aber am Wite Klif der Muschelkalk direkt von der unteren Kreide überlagert wird, kommt der Keuper auf Helgoland nicht vor. Wie sich aus dem Folgenden ergiebt, sind die beiden Komplexe aber auch nicht mit Volger als petrographische Veränderungen innerhalb eines und desselben Formationsgliedes zu betrachten. Die untere Abteilung besteht wesentlich aus einer einheitlichen Folge rotbrauner, kalkhaltiger, auf den Schichtflächen häufig Glimmerblättchen führender Thone, welche nur durch einige, etwa 0,20 m mächtige Schichten eines weifsen, zerreiblichen Sandes, Katersand genannt, unterbrochen wird und Kupfermineralien (Rotkupfererz, Ziegelerz, Kupferglanz, gediegen Kupfer) führt. Die obere Abteilung zeigt dagegen einen regelmäfsigen Wechsel von roten, schieferigen Thonen mit grünlichgrauen Kalksandsteinen und dünngeschichteten grauen Kalken, ohne Kupfererze. Beide Abteilungen, deren Grenze durch eine als Basis der oberen Abteilung zu betrachtende, etwa 1 m dicke Zone heller, grünlichgrauer, Glimmer führender Kalksandsteine scharf bezeichnet wird, treten schon auf Ansichten von der Nordspitze und Westküste deutlich hervor (Lipsius, Helgoland, Leipzig 1892, Titelbild, S. 27, vergl. auch S. 68, 69 und 70). Die Verschiedenheit in der petrographischen Entwickelung rechtfertigt die Verteilung auf zwei Formationen, so dafs die unteren kupferhaltigen Schichten dem Zechstein, die oberen, von Kalkbänken durchsetzten Schichten dagegen dem Buntsandstein zugerechnet werden.

Die petrographische Übereinstimmung der unteren Schichten auf Helgoland mit den roten Thonmergeln von Lieth bei Elmshorn, Schoböll bei Husum und Stade, in denen ein Kupfergehalt auch nachweisbar ist und deren oberen Schichten auch bei Lieth die in der Tiefe vorkommenden Salzbrocken fehlen, läfst kaum einen Zweifel an dem ursprünglichen Zusammenhange und gleichzeitigen Absatz. Das Alter der roten Thonmergel war aber bisher nicht sicher nachgewiesen. Meyn hat zwar angenommen, dafs die mit den roten Thonen bei Lieth auftretenden Stinksteine, Rauchkalke und Aschen, welche mit den Stinksteinen und Wacken des Zechsteines am Harzrande identisch sind, älter als die roten Thone seien, da aber die ganze Lagerstätte in früheren Jahrhunderten ungewühlt worden ist, konnte der direkte Nachweis nicht erbracht werden. Da aber dieselben roten Thonmergel auf Helgoland konkordaut und ohne Zwischenlagerung von Stinkschiefern durch den Buntsandstein überlagert werden, so können bei Lieth die Stinksteine nur älter als die roten Thone sein, und da die Stinksteine dem oberen Zechsteine angehören, müssen die roten Thone von Lieth und Helgoland als ein Äquivalent der jüngsten Abteilung desselben, des Zechsteinletten, angesehen werden.

Von der Triasformation sind auf Helgoland nur die beiden unteren Glieder entwickelt. Dem Buntsandsteine, und zwar dem unteren, werden die die Oberfläche der Insel bildenden Schichten zugezählt, wofür auch die in den Kalkbänken vorhandenen Rogensteine und die konkordante Auflagerung auf Zechsteinletten, wie sie längs des ganzen Nordrandes des Harzes verfolgt werden kann, sprechen. Der mittlere und obere Buntsandstein wird im Boden des Nordhafens vermutet. Zu dem Muschelkalk ist der durch den Nordhafen von der Ostküste des Oberlandes getrennte Klippenzug, welcher auf der Seekarte als Wite Klif und Olde Höve Brunnen bezeichnet wird, zu rechnen.

Die Kreideformation ist vorzüglich am Boden des Skit Gatt, sowie in den östlich von demselben sich hinziehenden, bei Ebbe trocken gelegten Klippenzügen

Digitized by Google

vertreten. Mit dem Obersenon schließt die Reihe der Helgoländer Flötzformationen; denn den Sand der Düne sieht Dames nicht als tertiär an, sondern als gemeinen Diluvialsand mit Feldspat und Glimmer.

Die isolierte Lage Helgolands und einige Ähnlichkeiten einzelner Formationsglieder mit englischen Ablagerungen haben bisweilen zu der Ansicht geführt, daß die Insel geologisch zu England gehöre, während von anderer Seite die nahen Beziehungen zu festländischen Ablagerungen erkannt und hervorgehoben wurden. Die ältesten Ablagerungen Helgolands bilden die unmittelbare Fortsetzung von Gesteinen, wie sie nur im Gebiete der unteren Elbe vorkommen; auch die Triasformation schließt sich in ihrer Entwickelung durchaus an die norddeutsche an. Das Vorhandensein des Zechsteinletten und des Muschelkalkes, zweier England fremder Formationen, ist für die Trennung beweisend, während umgekehrt die in England reich gegliederte Juraformation Helgoland, wie dem ganzen westlichen Teil der norddeutschen Ebene, fehlt. Nur bei dem Beginn der Kreideformation im Neokom schaltet sich Helgoland verbindend zwischen England und Norddeutschland ein, während die Ablagerungen aus der mittleren Kreideperiode gänzlich isoliert bleiben. Um so größer wird wieder die Übereinstimmung mit den nächstgelegenen Örtlichkeiten des Festlandes, namentlich mit dem Zeltberge bei Lüneburg, wenn auch die Verbindung im Turon zeitweise unterbrochen gewesen sein muß. Somit ist Helgoland ein vorgeschobener Posten deutschen Bodens, durch dessen Einverleibung in Deutschland ein Zusammenhang politisch wieder hergestellt wurde, der geologisch seit dem Schluß der palaeozoischen Formation fast ununterbrochen bestanden hat.

Kiel. A. P. Lorenzen.

Geographische Kunstausdrücke in der Mundart.

Ein Aufsatz von H. Bergroth (Något om geografiska termer i de svenska land-målen) in den „Vetenskapliga Meddelanden“ af Geografiska föreningen i Finland, I. Helsingfors 1892/93, 8. 28 ff. (mit englischem Auszuge) bietet, obwohl er sich ausschließlich auf schwedische Dialekte bezieht, einige auch für uns lehrreiche und allgemeine Bemerkungen. Ausgehend davon, daß der Reichtum der Mundart an scharfen Unterscheidungen und anschaulichen Bezeichnungen der Schriftsprache nachhelfen, ja sogar der Forschung zur schärferen Formulierung und Scheidung der Begriffe Anregungen geben kann, wird eine systematische Aufzeichnung solcher Kunstausdrücke vorgeschlagen, zu der freilich geographische Bildung in Verbindung mit feinem Sprachgefühl erforderlich ist. Quellen sind — in Schweden und Finnland, wie bei uns — die folgenden: 1. Dialektwörterbücher und sprachwissenschaftliche Forschungen, bei denen aber neben dem Studium der sprachlichen Form meist jenes der Bedeutungen erst in zweiter Reihe berücksichtigt wird. 2. Die trefflichen alten Landschafts- und Bezirksbeschreibungen aus der Zeit der statistischen Geographie, die aber leider veraltet sind. 3. Die Ortsnamen. Dazu muß persönliche Feststellung des lebenden Sprachgebrauches hinzukommen. Bergroth verlangt also 1. Zusammenstellung der geographischen Kunstausdrücke aus gedruckten und handschriftlichen Quellen; 2. Vervollständigung durch eigene Umfrage; 3. genaue Feststellung der Bedeutung ihres Verbreitungsgebietes und lokalen Unterschiede; 4. Ordnung des Materials nach Kategorien; 5. vergleichende Zusammenstellung solcher Lister für verschiedene Orte oder Gebiete. Volle Durchführung dieses Programmes, die zu genauer Übersicht der vorhandenen Ausdrucksmittel und leichter Auswahl des Allgemeinen und Unzweideutigen führen müßte, ist meines Erachtens eine Aufgabe, welche auch für relativ kleine Gebiete erst in verhältnismäßig langer Zeit durchzuführen ist. Es bedarf aber kaum des Hinweises, wie wichtig jede Untersuchung dieser Art auch für die geographische Namenkunde sich gestalten muß. Statt des bisher nicht ohne Erfolg eingeschlagenen Weges von den Ortsnamen und ihren Kategorien zu den Kunstausdrücken der Volkssprache — wie es z. B. in meinen Zusammenstellungen der Bergnamen nach Karten befolgt ist —, schlägt Bergroths anregender Aufsatz ein zugleich unmittelbareres und erschöpfenderes Vorgehen vor, dessen Erfolge zugleich der Ortsnamenkunde förderlich werden, indem es die feinere Bedeutungsabtönung mancher Namen klarlegt. Verfasser bringt sehr hübsche Beispiele aus dem Namenschatz des Schwedischen für Gewässer, wobei er auch die andern germanischen Sprachen gelegentlich herbeizieht. Auch für uns ist es nicht uninteressant, z. B. zu erfahren, daß norwegische Ortsnamen auf anger, schwedische auf ånger — ich erinnere an Hardanger — ihre Entstehung schmalen und langen „Buchten oder Fjorden verdanken — oder daß das jütländische Arhus weder mit dem Ihre noch mit dem Inhalt etwas zu thun hat, sondern eine Verballhornung von aros „Flußmündung“ ist, also ein Synonym des finnländischen Ortsnamens Åminne und der deutschen Namen auf-münde. Dr. R. Sieger.

Bücherschau.

Dr. Clemens Hess, Die Hagelschläge in der Schweiz in den Jahren 1883 bis 1891, und Theorie der Entwickelung und des Verlaufes der Hagelwetter. (Beilage zum Programm der Thurgauischen Kantonsschule für das Jahr 1893/94.) Frauenfeld 1894. 4°. 76 S. mit 4 Tafeln und 3 Karten.

Eine Besprechung dieser Arbeit wäre schon früher erfolgt, wenn nicht immer wieder ein Punkt dem Berichterstatter das Studium derselben erschwert hätte, nämlich das Fehlen jeglicher Ortsnamen auf den beigegebenen Karten der Schweiz. Der Nutzen stummer Karten für Schulzwecke sei durchaus nicht verkannt, aber hier in dieser Arbeit, welche so ziemlich auf jeder Seite eine Reihe geographischer Namen bringt, vielfach von nur sehr wenig bekannten Bergen oder Thälern oder Ortschaften, ist das Fehlen dieser Namen im Kartenbilde höchst lästig; man kann doch nicht von dem größeren wissenschaftlichen Publikum solche eingehende Kenntnis der Topographie der Schweiz verlangen. Der Berichterstatter hat daher sich mühsam unter Zuhilfenahme von andern Karten ein Bild der einschlägigen Verhältnisse zu machen versucht.

Die Arbeit zerfällt in zwei Teile, wie schon der Titel erkennen läßt. Der erste behandelt die Verteilung, Ausdehnung und Richtung der Hagelwetter, sowie den Einfluß der Bodengestaltung auf die Entwickelung derselben, der zweite Teil bringt in sechs einzelnen Abschnitten auf Grund des schweizerischen Materiales theoretische Untersuchungen über die Natur der Hagelwetter im allgemeinen.

Aus dem ersten Teile, welcher hier besonders interessieren dürfte, sind den zugehörigen Karten entnehmen wir folgendes:

Verbindet man die Gegenden, die im Laufe der neun Jahre die gleiche Anzahl von Hagelschlägen zu verzeichnen gehabt haben, so treten die charakteristischen Momente der geographischen Verteilung der Hagelfrequenz deutlich hervor: das ganze Hochalpengebiet ist im wesentlichen frei geblieben von Hagel, nur die Frequenzzahlen 1, 2 und 3 finden sich manchmal, an einzelnen Stellen weist allerdings auch die Hochgebirgsgegend häufige Hagelfälle auf, so das Bleniothal (im Südwesten der Adulagruppe), so das obere Ende des Lago Maggiore und der nittlere Teil des Luganersees.

Der Hauptschauplatz der Hagelfälle ist aber das Voralpenland; westlich vom Thunersee beginnt ein Gebiet mit sechs und mehr Hagelfällen und erstreckt sich, manchmal für kurze Entfernungen unterbrochen, in nordöstlicher Richtung bis zum Bodensee hin.

Der Verlauf der Linien gleicher Hagelhäufigkeit (Karte 1) ist ein sehr unregelmäßiger; es spricht sich hierin der lokale Charakter auch der fortschreitenden Hagelzüge aus, indem manche Gegenden von einem solchen Wetter überschritten werden, ohne daß dasselbe Schaden anrichtet.

Viele kleine Gebiete sind hier im Laufe des angegebenen Zeitraumes neunmal verhagelt worden; am schlimmsten in dieser Beziehung steht es mit dem Thale der kleinen Emme (Entlebuch, in ihm verläuft die Bahnlinie von Luzern nach Bern), welches von mehr als zwölf Hagelfällen betroffen wurde.

Digitized by Google

Das Mittel- oder Hügelland, also in der Hauptsache die Gegenden am Neuenburger- und Bielersee, sowie das Aarthal bis zum Rhein, haben nur geringe Hagelhäufigkeiten, während die Jurazüge wieder ein beträchtlichen Anwachsen der Zahl der Hagelfälle erkennen lassen, zumal im Nordosten in der Basler Gegend, wo bis zu zehn Hagelwetter notiert wurden. Als Frequenzmittel für das gesamte Gebiet, d. h. Voralpen plus Mittelland plus Jura, findet Hess 3,4, und er berechnet ferner das Areal der Fläche, die jährlich in dem nordwestlich von der Hochalpenkette gelegenen Teile der Schweiz vom Hagel bestrichen wird, zu 7850 qkm. An der Hand der Veröffentlichungen der Schweizer meteorologischen Centralanstalt stellt Hess sich für 50 Proz. aller Hagelschläge eine Zugrichtung angeben, dieselbe ist ganz überwiegend W-E. bis SW-NE. Die Parzellen mit sehr häufigen Hagelfällen entstehen vielfach dadurch, daß sie von Hagelwettern aus verschiedenen Richtungen getroffen werden, weil mehrere Zugrichtungen sich daselbst kreuzen (Karte II).

Alle diese Verhältnisse werden eingehend und sehr ansprechend dargelegt; besonders wichtig ist der letzte Teil dieses ersten Abschnittes, in welchem die Topographie und allgemeine Meteorologie der Schweiz in Anwendung auf die Eigentümlichkeiten der Hagelverteilung gebracht wird. Illiterzu gehört u. a. Karte III, welche die Regenverteilung auf Grund derselben Jahre 1883 bis 1891 bringt. Vergleicht man den Verlauf der Linien gleicher Regendichte mit denjenigen der Linien gleicher Hagelhäufigkeit, so findet man, daß manche Gebiete (z. B. der Entlebuch) ihren Regenreichtum offenbar den zahlreichen Gewittern und Hagelfällen verdanken, während andererseits auch Gegenden mit ganz geringer Niederschlagsmenge (z. B. Baselland) sehr häufig von Hagel überstrichen werden.

Diese und ähnliche Betrachtungen führen den Verfasser zu einer Reihe von Sätzen, welche besonders das häufiger nachweisbare Faktum illustrieren, daß ein und derselbe Hagelzug unter Umständen, d. h. je nach der vertikalen Gliederung, sowie den Feuchtigkeits- und Kulturverhältnissen des Bodens, über den das Wetter hinzieht, seine Natur ändert, daß er also bald nur als bloßer Gewitterregen oder Rieselregen, bald aber auch durch Entsendung des Hagels sich bemerkbar macht. Der Einfluß des Terrains äußert sich in der Weise, daß in den Thälern Hagelwetter häufiger als auf den anstoßenden Bergen sind; die Bergrücken ändern häufig den Hagelschlag und führen ihn in Regen über. Höhenlagen sind weniger zur Hagelbildung disponiert als andere Thäler. Über wasserreichen Thälern und waldarmem Flachlande sind Hagelschläge häufiger als über stark bewaldeten Gebieten; doch werden auch ausgedehnte Waldungen häufig von Hagel überschüttet, es ist aber dann vielfach eine Abnahme der Intensität bemerkbar.

Es sind dies einige der Ergebnisse, welchen zweifelsohne auch ein bedeutender praktischer Wert in vielen Beziehungen innewohnt.

Die theoretisch-physikalische Seite des Hagelphänomens findet im zweiten Teile ihre Behandlung. Eine schematische Darstellung eines Hagelwetters ist auf Taf. 2, Fig. 2 gegeben, welche — mit kurzen Worten, soweit möglich — folgende Hauptpunkte nach Hess anfweist. Das labile Gleichgewicht einer stagnierenden Luftschicht wird gestört, worauf Wasserdampfbläschen, erhitzte Luft wie in einem Schornsteine zu steigen beginnt, bis es zu einer Kondensation und Tropfenbildung kommt (Verdichtungsstufe). Die noch immer aufsteigende Luft trägt die entstandene Haufenwolke, entführt ihr zugleich die negative Elektrizität, welche sich über derselben (im sogen. Cirruaschleier?) ansammelt. Zwischen den beiden Wolkenschichten finden Entladungen statt.

Zum Stillstand, ja zum Abwärtssteigen wird die Luft auf der Rückseite des Phänomens gebracht, indem die Luft schließlich nicht mehr durch die untere mit Wasser- oder Eistropfen gefüllte Wolkendecke gehoben kann. Die angesammelten Wassermassen wirken wie ein hemmender Kolben. Damit ist aber auch zugleich der Moment gegeben, in dem die Kondensationsprodukte zu fallen beginnen, welche ihrerseits noch Wolkenteile mitreißen und die Luft vor sich her drücken (Sturmwind vor dem Gewitter). Schwierigkeiten macht diese Erklärung der Entstehung des abwärts gerichteten Luftstromes immerhin; man könnte ein Moment für denselben vielleicht auch darin suchen, daß an der Erdoberfläche zum Ersatz der aufgestiegenen Luft Kompensation geschaffen werden muß.

Man sieht, das Ganze ist zunächst eine für jedes Gewitter annehmbare Darstellung. Es handelt sich aber noch um die Erklärung speciell des Hagels. Nehmen wir einmal mit Hess als bewiesen an, daß die Hagelkörner nichts weiter sind als plötzlich zu Eis erstarrte Wassertropfen von gleicher Form und Größe wie die Hagelstöcke, ohne schmelzen Einschluß u. s. w., dann ist die Sache ja ziemlich einfach, da sehr wohl die Wassermassen bei genügender Erkaltung über dem Erdboden bis zum Gefrierpunkte abgekühlt werden können. Vorher muß aber — und das ist die Hauptsache — bewiesen werden, daß einzelne Wassertropfen bis zu den Größen, die wir aus Hagelkörnern kennen, überhaupt möglich sind, d. h. sich in der Luft bilden und erhalten können. Auf die diesbezüglichen Erörterungen des Herrn Dr. Hess, welche in einem besonderen Abschnitte („Über das Fallen großer Tropfen") sich finden, möchte Ref. ganz besonders hinweisen, da eine Reihe von Laboratoriumsversuchen zu Grunde gelegt ist. Es erscheint in der That wohl möglich, daß selbst sehr große Wassertropfen von 5 bis 6 cm Inhalt, die man durch das Zusammenfließen vieler kleiner entstanden denken kann, in der Luft sich erhalten, daß sie zerstäuben, falls nur zwischen der Geschwindigkeit ihrer Bewegung und derjenigen der Luft, in welcher sie sich befinden, keine oder doch höchstens geringe Differenzen vorhanden sind. Fällt beispielsweise die Luft ungefähr ebenso schnell als der Wassertropfen, so ist ein Zerreißen des letzteren nicht zu befürchten und er kann im gegebenen Falle als Ganzes in voller Größe gefrieren.

Hieraus hat Ref. nun die Behauptung, daß, da die Fallgeschwindigkeiten der Tropfen zunehmen, auch die absteigende Luft eine größere Geschwindigkeit erhalten müßte, wenn anders die Geschwindigkeitsdifferenz zwischen Tropfen und Luft auf ein Minimum beschränkt bleiben soll.

Der für eine Besprechung zur Verfügung stehende Raum ist schon so stark überschritten, daß wir uns versagen müssen, auf die weiteren Darlegungen einzugehen, besonders ist das Kapitel interessant, in welchem der Einfluß der Bodengestaltung auf die Zunahme, resp. Abnahme der Hagelintensität besprochen wird. Gerade der theoretische Teil der Schrift wird voraussichtlich die Meteorologie noch öfter beschäftigen.

Hamburg. G. Schott.

Edouard Petit, Organisation des Colonies françaises et des Pays de Protectorat. Tome premier. Organisation politique, administrative et financière, garde et défense des colonies. Berger-Levrault et Cie, Paris et Nancy 1894.

Die außerordentlich rührige Verlagsbuchhandlung hat vor kurzem dies neue, umfangreiche Werk erscheinen lassen, das den Zweck verfolgt, uns mit dem ganzen der französischen Kolonialverwaltung vertraut zu machen. Es soll, wie die Vorrede von Herrn de Moüy treffend sagt, ein „Exposé" bieten: „aussi développé que possible de tout ce qui concerne administratif appliqué par la France à ses possessions d'outre mer". Den eigentlich technischen Abschnitten läßt der Verfasser — Professeur à l'École coloniale — eine gedrängte geographische Charakteristik der französischen Besitzungen vorangehen; das Hauptgewicht fällt dabei auf die Grenzbestimmungen und die diesbezüglichen Verträge, auf die politischen Verhältnisse, Abhängigkeit der Nachbarländer, Bevölkerung und kolonialgeschichtliche Entwickelung. Die „Weltstellung" der einzelnen Gebiete — eine Frage, die bei uns der verewigte Pütz so meisterhaft zu behandeln verstand — wird leider an keiner Stelle nach Gebühr berührt. Und doch wäre hier der richtige Ort gewesen, — in einem Werke, das neben seiner politischen Aufgabe die Absicht hat, die Finanzlage der Kolonieen, ihre Steuern, Zölle, Münzsysteme und — in einem zweiten Bande — ihren Verkehr und ihre Verbindungen mit dem Mutterreiche, sowie ihren Handel und ihre Bedeutung für die Auswanderung klarzulegen.

Diesem einleitenden Kapitel schließt sich ein neues, gleichfalls allgemein gehaltenes an, das die „Generalprincipien" der französischen Kolonialverwaltung feststellt, die Unterscheidung der auswärtigen Besitzungen in „colonies régies par la loi, colonies régies par décrets et pays de protectorat" angiebt, und dabei noch zu einem geschichtlichen Rückblick etc. Platz findet. Es muß auffallen, daß der Verf. kein Freund eines selbständigen Kolonialministeriums ist, und man wird zugestehen, daß seine, aus reflexiver Erkenntnis der oft schwierigen und verwickelten politischen Sachlage geschöpften Gegengründe eine ernste Prüfung verdienen. Frankreich hat inzwischen ein besonderes „Kolonialministerium" erhalten, und es ist nun abzuwarten, wie sich diese Neuordnung bewähren wird.

Der jetzt folgende Abschnitt II führt uns in die Einzelheiten der Kolonialverwaltung ein. Zuerst kommt die Centralstelle in Paris mit ihren fünf Sektionen an die Reihe; dann werden die Ämter und Stellen in den Kolonieen selbst erörtert, die Teilung der Gewalten charakterisiert und die leitenden Behörden aufgezählt. Abschnitt III spricht von der „Représentation des Colonies" — im Senat und in der Depu-

Digitized by Google

tiertenkammer — und entwickelt nun, stufenweis absteigend, die legale Regelung aller Verhältnisse in den Kolonieen. Bei den hinterindischen Besitzungen mufs dabei auf die einheimischen Gesetze Rücksicht genommen werden. Die annamitische Gemeindeordnung, sowie das gesamte innere Recht dieser Länder ist unangetastet geblieben, und man hat demgemäfs mit diesen Faktoren zu rechnen. Der IV. Abschnitt ist durchweg dem „Personel colonial" gewidmet; seine Angaben beanspruchen für uns bei weitem nicht das Interesse, wie der Inhalt des V. Teiles, der die militärische Verteidigung der französischen Kolonieen vorführt. Neben den europäischen Streitkräften verdienen vor allem die aus den Eingeborenen errichteten Truppen besondere Aufmerksamkeit, und zwar um so mehr, als Frankreich mit diesen Schlalen im ganzen die besten Erfolge erzielt. Auch von der übel beleumundeten „Fremdenlegion" ist in diesem Abschnitte — S. 470 bis 476 — die Rede. Der VI. Abschnitt enthält das „Kolonialbudget", im allgemeinen sowohl, wie im einzelnen, und teilt auf S. 551 ein „Tableau .... des crédits demandés au Budget colonial pour 1893" mit, um die für jede Kolonie erforderlichen Summen übersichtlich vorzuführen. Die „Edelsten der Negation" in unserer Reichsredensatt könnten aus diesem „Tableau", wie überhaupt aus dem VI. Abschnitte mancherlei lernen; es sei ihnen deshalb das vorliegende Werk angelegentlich empfohlen. Der VII. Abschnitt befafst sich mit dem Zoll- und Steuerwesen in den Kolonieen, und der VIII. Abschnitt endlich bringt die verschiedenen Münzsysteme zur Sprache. Beiden sind Gegenstände von höchster volkswirtschaftlicher Bedeutung; von der richtigen Ordnung beider hängt das Wohl und Wehe, das Gedeihen oder der Niedergang ausgedehnter Räume und zahlreicher Bevölkerungen ab. Die Münzfrage ist namentlich in Ostasien eine sehr schwierige, wo neben den einheimischen Gepräges — mit häufig so jäh schwankenden Kursen — noch englische, indische und französische Münzen und — der alle beherrschende mexikanische Dollar! auf dem Markte rollen und den Verkehr bedingen.

Mit einem Anhange (modifications survenues pendant l'impression), einem Verzeichnisse der citierten amtlichen Schriftstücke und einem ausführlichen Register schliefst der erste Band dieses rein sachlichen und stets ernst, ja sogar trocken geschriebenen, aber immer lehrreichen Werkes.

Berlin. H. Seidel.

Albert Grünwedel, Materialien zur Kenntnis der wilden Stämme auf der Halbinsel Malâka, von Hrolf Vaughan Stevens. II. Teil. (Veröffentlichungen aus dem königl. Museum für Völkerkunde. III. Bd., 3. bis 4. Heft.) Berlin, W. Spemann, 1893.

Eine Anzeige dieser wichtigen Arbeit zu geben, die in ein paar Worten den Inhalt kurz und deutlich wiedergiebt, ist unmöglich, dazu enthält er zu viel, was bis jetzt entweder ganz unbekannt, oder nur sehr unzulänglich in der betreffenden Litteratur zu finden war. Hierzu kommt noch, dafs die Thatsachen im Original schon ziemlich zusammengedrängt sind.

Nach der Einleitung, worin der Verfasser auf einige Übereinstimmungen in Sonnagliegenden und indischen Sagen hinweist, führt er uns zugleich zur Sache, zur Beschreibung der Negritos und ihrer Nachbarn. Folgendes wichtige Ergebnis wird darin zuerst zur Kennis gebracht: „Die Orang-Utan in ihrer Gesamtheit zerfallen in zwei Hauptstämme, 1. die Beléndas und ihre Abzweigungen; 2. die Orang-Mérik, zu welchen auch die Orang-Panggang von Kdantan, Pétani und die Sénangstämme im Westkiste gehören. Eine Menge interessanter Details werden zur Unterstützung dieser Ergebnisse angeführt und auch einiges über die vermutliche Abkunft jener Stämme mitgeteilt. Dann wird zur Mythologie und Religion der Orang-Panggang fortgeschritten. Ausführlich wird in diesem Abschnitte über ihre feierlichen Ceremonieen gehandelt, wie das Opfern von Blut, der Gebrauch des Wassers etc., während zu gleicher Zeit die einzelnen Gebräuche des Familienlebens zur Sprache kommen, wie Schwangerschaft, Geburt, Tod und Begräbnis. Zum Schlusse endlich sind einige einheimische Überlieferungen abgedruckt, sowie ein Glossar, so dafs nicht nur der Ethnologe, sondern auch der Folklorist und Sprachforscher befriedigt werden.

Fast alles dieses dreht sich um die Deutung der eingestreuten Bambusleder, die schriftlichen Urkunden dieser Stämme. Auf diese sei es uns deshalb gestattet, die Aufmerksamkeit besonders hinzulenken.

Die hier in Rede stehenden beschriebenen Bambusse heifsen Gû, sie waren in den Tagen der Put-to Schreibmaterial für alles mögliche und damals bloís den Put-to bekannt. Ihre ganze Mythologie wurde darauf eingegraben, und es ist Grund dafür vorhanden, dafs auch ein grofser Teil der Geschichte des Volkes auf solche Bambusstücke geschrieben war. Heute werden die wenigen, welche übrig blieben, und fast nicht mehr von den Eingeborenen verstanden werden, zum Aufbewahren von magischen und medizinischen Gerälen benutzt. Läfst sich auch vieles auf den Gû Eingeritzten deuten, so sind wir doch weit davon entfernt, sie völlig lesen zu können.

Wir stehen also vor der Lösung eines Rätsels, wie die Ethnologie sie so manche aufgiebt. Prof. Grünwedels Studie ist aber wieder ein neuer Beweis für unsere Meinung, dafs es vergebene Mühe ist, sich mit der Erklärung von Bilderschriften abzuquälen, so lange man nicht in der Lage ist, das Volk, das sie gemacht, selbst zu hören, wie ich dieses in meinem Artikel „Bilderschrift in den Minahasa" in dieser Zeitschrift, Bd. 63, S. 220 auseinandergesetzt habe. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, dafs die Ethnologie Herrn Grünwedel wiederum eine höchst wichtige Studie verdankt. Aber auch dem Sammler der Notizen soll ein Wort des Lobes gespendet werden, sowohl für seinen Fleifs als seine Ausdauer im Forschen, um hinter die Wahrheit zu kommen.

Amsterdam. C. M. Pleyte.

Herrmann Graf v. Schweinitz, Deutsch-Ostafrika in Krieg und Frieden. Berlin, Hermann Walther, 1894.

Nicht nur die Geschichte des mit ebenso grofsem Enthusiasmus wie geringer Sachkenntnis unternommenen und kläglich geendeten „Peters-Dampfer-Unternehmens" ist es, die Graf v. Schweinitz im vorliegenden Buche erzählt, sondern er entwirft auch aus seiner reichen Erfahrung ein Bild der ganzen ostafrikanischen Kolonialverhältnisse, das sich durch Klarheit des Urteils äufserst vorteilhaft vor vielen über unser Ostafrika geschriebenen Büchern auszeichnet. Der Verf. hat bekanntlich an Stelle des erkrankten Herrn O. Borchert die sogenannte „Vorexpedition" im Auftrage des Antisklavereikomitées zum Viktoriasee geführt und dabei das Karawanenwesen, die Stationen, Land und Leute gründlich kennen gelernt. Seine Auffassung und Darstellung der Dinge ist dadurch weg von warmer Empfindung getragen, verläfst aber nie den festen Boden der Thatsachen. Selbst als er die Planlosigkeit und Aussichtslosigkeit des Unternehmens erkennt, an das er im Auftrage anderer seine ganze Kraft gesetzt hat, giebt er seiner gerechten Erbitterung den maisvollsten Ausdruck (S. 162, 175. 178).

Freilich wird wohl auch er erfahren müssen, dafs seine Kritik unseres kolonial-politischen Systems und seine positiven Vorschläge erfolglos verhallen, gerade weil alles das wahr und richtig ist, was er über den das Land schädigenden Trieb unserer militärischen Stationschefs und Expeditionführer nach Kriegführung und persönlicher Auszeichnung (S. 61, 87, 107, 207) schreibt; über die unselige Lust am Vielregieren (S. 45, 73, 93, 109), über die namentlich durch die ungeheure Landesgröfse bedingte prinzipielle Zwecklosigkeit der militärischen Inlandstationen (S. 225, 229), über die schlimmen Folgen des vom Gouvernement betriebenen Waffen- und Pulververkaufes (S. 120, 122), über die Schablonenarbeit der bisherigen Unterscheidung zwischen Schutzgebiet und Interessensphäre, und über vieles andere, was das eigentliche Wesen unserer jetzigen ostafrikanischen Kolonialpolitik und Kolonialverwaltung ausmacht.

Mehr als diese sehr bemerkenswerten Ausführungen berühren unsere Zeitschrift die zahlreichen, im Buche zerstreuten geographischen Betrachtungen. Mit Geschick begründet Graf Schweinitz anthropo-geographisch den Charaktergegensatz zwischen den Wanjamwesi und den Wassukuma (S. 102); wir erfahren ferner, dafs die den Wahuma zugeschriebene Wutusi wegen ihres nicht negerhaften Habitus sofort von den Somalisoldaten der Expedition als Somal begrüfst worden seien (S. 159); wir erhalten genaue Angaben über den unteren Teil des Kagera-Nil (143) und über das geeignete Baubiland (S. 141, 144), über die dort auf Silfpferde angewendete Jagdmethode mittels vergifteter Speere, deren Gift jedoch so ungefährlich ist, dafs das Fleisch unbedenklich genossen wird (S. 147); wir folgen mit Interesse dem einwandfreien Beweise, dafs das ostafrikanische Seengebiet (wie mehres Erachtens ganz Ostafrika unterhalb 3000 m Höhe) für europäische Besiedelung durchaus ungeeignet ist (S. 163), und dergleichen mehr.

Im engen Raume dieser kurzen Notiz kann nur angedeutet, nicht ausgeführt werden. Alles in allem ist das Buch höchst lesenswert. Schade nur, dafs ihm der Verleger eine so schlechte Karte beigegeben hat; z. B. die Gestalt der Seen ist darauf eitel Phantasie. Dr. Hans Meyer.

Digitized by Google

Aus allen Erdteilen.

— Prof. Runge von der Technischen Hochschule in Hannover machte eine wichtige Mitteilung über ein von ihm erfundenes Verfahren, die geographische Länge und Breite mit Hilfe des photographischen Apparates zu bestimmen. Dasselbe hat die Vorzüge, daß sich die Aufnahme der Photographieen, die Beobachtung, örtlich und zeitlich von der Messung und Berechnung trennen läßt, sowie daß zu der ganzen Arbeit nur eine gewöhnliche Camera und eine einigermaßen genau gehende Uhr notwendig ist. Die Methoden sind den Astronomen alte Bekannte und nur für den vorliegenden Zweck zurechtgestutzt. (Vergl. die Arbeit von Schlichter im Geograph. Journal II, 423 und Petermanns Mitteil. 1893, S. 88.)

Die Hauptschwierigkeit besteht nur darin, den Zenith des Beobachters ausfindig zu machen, resp. auf der Platte zu fixieren, denn wenn man außerdem noch die Bahn bekannter Sterne auf der Platte hat, so ist es leicht die geographische Breite zu bestimmen. Der dem Zenith entsprechende Punkt wird durch Drehung der Camera um eine horizontale Achse als der einzige hierbei seine Lage nicht ändernde Plattenpunkt gefunden. Zu diesem Zwecke wird die Camera in einen Zinkkasten verkeilt und dieser unten beschwert und dann in einen zweiten, etwas größeren, eingesetzt, der mit Wasser gefüllt ist. Um während der Aufnahme eine Drehung zu verhindern, werden zwei Punkte an dem Rande des inneren Kastens mit je zwei Schnüren an dem des äußeren Kastens befestigt. Nach der ersten Aufnahme wird der Kasten mit dem Apparat um 180° vorsichtig gedreht und eine zweite Aufnahme gemacht. Zu den Aufnahmen wurden Sterne von ungefähr dritter Größe benutzt, die möglichst in der Nähe des Zeniths kulminierten. Aus den beiden Sternlahnen und ihrer aus den astronomischen Jahrbüchern entnommenen Deklination konnte dann die geographische Breite des Beobachtungsortes abgeleitet werden, und zwar, wie die mitgeteilten Zahlen zeigen, mit relativ großer Genauigkeit.

Mit derselben Platte kann man natürlich auch die Abweichung einer Uhr von der mittleren Ortszeit bestimmen, wenn man die Augenblicke notiert, in denen man den Verschluß öffnet und schließt. Am besten macht man das in der Weise, daß man öfter die Exposition auf einige Sekunden unterbricht. Auch die geographische Länge kann man bestimmen, wenn die mittlere Greenwicher Zeit mit Hilfe eines Chronometers bekannt ist, unter Zuhilfenahme von Mondphotographieen.

Gm.

— Über die Fische und die Fischerei in Grönland berichtet Dr. Vanhöffen, der Zoologe der von der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin ausgesandten Grönlandexpedition, in den Mitteilungen der Sektion für Küsten- und Hochseefischerei 1894, Heft 6. Obwohl die mit Rücksicht auf die Hauptaufgabe der Expedition ausgewählte Lage der Station im Innern des kleinen Karajakfjords, wo stelle, felsige Küsten terrassenförmig zu beträchtlichen Tiefen abstürzen, die Anwendung der Netze erschwerte, obwohl der Fjord an Seehunden reich, aber an Fischen arm ist und vom Dezember bis in den Juni eine bis zu 75 cm dicke Eisdecke trägt und dann im Sommer und Herbst von zahlreichen Eisbergen und ihren Trümmern durchfurcht wird, ist Dr. Vanhöffen doch sicher, fast alle für das besuchte Gebiet charakteristischen Fische beobachtet zu haben. Unter den etwa 80 Fischarten Grönlands kommen nämlich nur 11 Arten als nutzbringend für den Menschen in Betracht. Diese sind der Seeskorpion (Cottus scorpius L.), der Seebarsch oder Rotfisch (Sebastes norvegicus Müll.), drei Dorschartea (Gadus morrhua L., G. ovak Rludt. und G. agilis Rhdt.), drei Plattfische (Hippoglossus vulgaris Fl., H. pinguis Fabr. und Drepanopsetta platessoides Fabr.), eine Lachsforelle (Salmo sp.), der Leiden (Mallotus villosus Müll.), welche alle dem Menschen zur Nahrung dienen, wogegen der Eishai (Somniosus microcephalus Schn.) hauptsächlich seiner Leber wegen, die einen vorzüglichen Thran (Jahresproduktion in Nordgrönland 1890/91: 1913 Tonnen) liefert, während das Fleisch im getrockneten Zustande als Hundefutter dient. Im frischen Zustande ist es dagegen den Hunden schädlich, so daß öfters einzelne Hunde, die viel davon gefressen haben, „haitrunken" werden, d. h. sie taumeln, fallen, bleiben, nachdem sie abgespannt sind, zurück, oder müssen bei der Fahrt auf den Schlitten genommen werden; sie erholen sich jedoch nach einiger Zeit wieder.

Wie Grönland in politischer Beziehung aus zwei Inspektoraten, Nord- und Südgrönland, besteht, so macht sich auch mit Rücksicht auf Fauna und Flora eine Verschiedenheit geltend. Die politische Grenze, zwischen Holstensburg und Egedesminde, fällt aber nicht mit der durch das Auftreten, resp. Verschwinden gewisser Tiere und Pflanzen gekennzeichneten natürlichen Grenze zusammen; denn während die politische Grenze mit Rücksicht auf die an der Meeresoberfläche während des Winters sich vollziehende Eisbildung gezogen wurde, die in Südgrönland nicht mehr stattfindet, wo also im Winter der Verkehr mit Hundeschlitten und der Fang auf dem Eise unmöglich ist, beeinflußt die oberflächliche Eisbildung das Tierleben des Meeres nur in geringerem Maße. Für das Tierleben bildet erst die weit vorspringende Halbinsel Nugssuak eine natürliche, auch im Auftreten der Nutzfische bemerkbare Grenze.

Die tüchtigen Grönländer, die sogenannten Fänger, betreiben nur die Seehundsjagd und überlassen die Fischerei Kindern, Frauen oder alten Männern. Im Spätherbste, bevor die Eisdecke sich legt, und im Frühjahre, bevor sie völlig zerstört wird, pflegt jedoch in den größeren Niederlassungen eine sogenannte Hungerzeit einzutreten, wo die Grönländer auf gekochtes Seehundfleisch verzichten müssen. In dieser Zeit müssen der Seeskorpion, der grönländische Kaniok, und der große Dorsch, auf grönländisch Uvak, aushelfen.

— Die Expedition zur Aufbringung Pearys aus Grönland verließ im Walfischfänger „Falcon" am 4. Juli Neufundland. Leiter ist Henry Bryant aus Philadelphia; angeschlossen hat sich ihm der schwedische Zoologe Axel Ohlin. Über Godhavn und durch die Melville Bai begiebt sich der „Falcon" nach der Inglefieldbucht, wo Pearys Winterhaus aufgeschlagen wurde. Man hofft dort gegen Ende Juli einzutreffen und die Expeditionsmitglieder nach gethaner Arbeit wohlauf zu finden. Außerdem besteht die Absicht, mit dem Fahrzeuge die Küsten von Ellesmereland abzusuchen, um womöglich Kunde von der seit 1892 verschollenen Expedition der Schweden Björling und Kallstenius zu erlangen.

— Eine kartographische Darstellung der Bewegung der Bevölkerung von Finnland hat Ad. von Bonsdorff (Hilfsarbeiter im Statistischen Amt zu Finland unter anderem 1880—1889. Vet. Meddel. af geogr. förep., i Finland I. 1892/93, S. 124 bis 139 u. Karte). Es ist ein zunächst für akademische Übungszwecke ausgeführter Versuch, die Bewegung der Bevölkerung vom 31. Dezember 1880 bis 31. Dezember 1889 (also neun, nicht zehn Jahren!), in Prozenten des Standes von 1880 ausgedrückt, kartographisch zu veranschaulichen. Da das vorliegende kartographische Material keine sichere Festlegung vieler Gemeindegrenzen erlaubte, somit ein Urteil über Veränderungen derselben schwer wird — da ferner die in den Tabellen, S. 129 bis 137, gegebenen Zahlen gegen jene der Zusammenfassung einige Differenzen aufweisen — kann die Karte lediglich zur allgemeinen Übersicht der in einzelnen recht mannigfachen Verhältnisse dienen. Zusammenhängende Distrikte mit geringer Volksvermehrung finden sich insbesondere in Südostfinnland. Der Südwesten und Norden bevölkert sich rascher; die Küstenstriche zeigen die größten örtlichen Gegensätze. Unter den Städten stehen die Häfen Botka (Holzausfuhr) mit 241 und Hangö (der einzige Winterhafen des Landes) mit 169 Proz. Zunahme weit voran. Dann folgen Orte des Ostlandes St. Michel (61 Proz.) und Joensun (57 Proz.); an fünfter Stelle folgt Wasa (50 Proz.), dann Helsingfors (42 Proz.) und der Industrieort Tammerfors (mit 40 Proz.). Unter den Landgemeinden beruht das rascheste Anwachsen (um 54 Proz.) in Kortuna wahrscheinlich auf einer Grenzerweiterung. Aber auch die Lappmark von Kemi weist eine Zunahme um 54 Proz. und manche andere Landgemeinde ein städteähnliches Wachsen auf. Abnahme der Bevölkerung zeigt eine Anzahl über das Land verstreuter Gemeinden, darunter sind auch etliche kleine Hafenstädte. Hervorzuheben ist der Einfluß der überseeischen Auswanderung auf die Küstenlandschaft Nordfinnlands und der aufblühenden Moorkultur auf die Provinz Wasa. Auch die Bevölkerungsbewegung nach den Städten und in den Industriestädten gegen deren Peripherie, läßt sich, wie Verfasser hervorhebt, verfolgen.

R. S.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. Druck von Friedr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DER ZEITSCHRIFT „DAS AUSLAND".

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXVI. Nr. 5. BRAUNSCHWEIG. Juli 1894.

Suggestion und psychische Ansteckung.

Ein Kapitel der Völkerpsychologie.

Wie viele Beinamen man auch unserem Jahrhundert schon gegeben hat, vom „eisernen" bis zum „papiernen" — als das philosophische Jahrhundert wird es wohl niemand bezeichnen wollen. Und doch ist ein Zweig der Philosophie, der sich freilich sofort von ihr als eine selbständige Disciplin loszutrennen begonnen hat, so recht eine Schöpfung unseres Jahrhunderts, sofern er erst in ihm eine erfahrungsmäßige und wissenschaftliche Grundlage gewonnen hat: die Psychologie hat erst seit etwa der Mitte unseres Jahrhunderts ziemlich gleichzeitig von zwei völlig verschiedenen Ausgangspunkten aus einen soliden Aufbau erhalten. Die Individualpsychologie, durch Fechner in weiterer Verfolgung des bekannten Weberschen psychophysischen Grundgesetzes auf die Basis des Experimentes gestellt, hat sich zu der jugendlich aufstrebenden experimentellen Psychologie entwickelt, als deren größter Vertreter Wilhelm Wundt anerkannt ist. Die Völkerpsychologie hat andererseits dem unermüdlichen Mahnen ihres Altmeisters Bastian gemäß heute schon eine überquellende Fülle von Thatsachen aus dem geistigen Leben der Gesamtheit gesammelt, die sich kaum mehr übersehen und einheitlich zusammenfassen läßt. Beide Zweige der Psychologie stehen in mehrfacher Weise zu einander im Verhältnis der Ergänzung: die eine beschäftigt sich mit dem seelischen Leben des Einzelnen, die andere mit dem der Gesamtheit, die eine erforscht nur die einfachsten und elementarsten Vorgänge, diese aber exakt, d. h. in zählender und messender Weise, die andere betrachtet verwickelte Reihen seelischer Vorgänge auf ihre Zusammenhänge und Gesetzmäßigkeiten hin, ohne aber ihre Analyse bis auf die letzten Elemente hin durchführen zu können. Daraus ergiebt sich, daß die Völkerpsychologie von der Experimentalpsychologie viel mehr empfangen und lernen kann als umgekehrt: gewisse experimentell erhärtete Thatsachen lassen sich auch im Bereiche des seelischen Völkerlebens wiederfinden, und gewisse auf dem einen Gebiete gewonnene Begriffe können so in das andere hinüberwandern. Das Studium der Ausdrucksbewegungen wirft z. B. ein Licht auf die Anfänge der Sprache, die ebenfalls als eine Art lautlicher Ausdrucksbewegungen gedacht werden müssen. Jeder derartiger Übergangsversuch hat das Verdienst, die Völkerpsychologie, die ihrer ganzen Natur nach reich an Thatsachen, aber verhältnismäßig wenig reich an leitenden Gesichtspunkten ist, mit einem neuen Begriff zu bereichern, unter den sich nun eine Fülle verwandter Thatsachen unterordnen und so zu einem Ganzen zusammenfassen läßt.

Dieses Verdienst besitzt in hohem Maße ein eben veröffentlichtes Werk von Otto Stoll[1]), das den Begriff Suggestion auf das Gebiet der Völkerpsychologie zu übertragen unternimmt. Der Verfasser, ursprünglich Mediziner, später als Forschungsreisender in Amerika thätig und heute Professor der Geographie und Ethnologie der Universität Zürich, erscheint durch seine Vorbildung, welche sowohl die medizinische und experimentalpsychologische Seite des Problems, als auch seine ethnologische umfaßt, zu einer derartigen Arbeit besonders berufen.

Es ist ein reiches und umfangreiches Material, das der Verfasser auf Grund zehnjähriger Arbeit uns hier bietet. Das Schamanentum der ural-altaischen Völker, die suggestiven Erscheinungen bei den Japanern, Chinesen, Indern, Persern, Mohammeds Visionen und die tanzenden Derwische, Wunderthaten und Heilerfolge im Alten und Neuen Testamente, die psychischen Epidemien und die Hexenprozesse des Mittelalters — alles das ist in den Rahmen der Betrachtung gezogen. Von andern Völkern sind die amerikanischen ausführlicher behandelt, die Neger und Australier wenigstens kurz berührt worden.

Ein derartiger Versuch, den Begriff der Suggestion in die Völkerpsychologie einzuführen, sieht sich der Reihe nach vor drei Aufgaben gestellt: erstens müssen die einschlägigen Thatsachen zusammengestellt werden, zweitens müssen sie psychologisch zergliedert werden, um festzustellen, wie viel und in welchem Sinne sich auf sie jedesmal der Begriff der Suggestion anwenden läßt, und drittens würde es sich endlich um eine Erklärung der Thatsachen handeln. Der Verfasser hat sich hauptsächlich mit der ersten Aufgabe befaßt und dadurch den Vorteil gewonnen, selten das Gebiet der Thatsachen mit dem der Wahrscheinlichkeiten und Vermutungen vertauschen zu müssen. In der That, eine psychologische Zergliederung und gar eine Erklärung der einschlägigen Thatsachen wird noch so lange meistens nicht über Vermutungen hinauskommen, als nicht die experimentelle Untersuchung der Suggestion einen weiteren Umfang gewonnen hat. Bisher auf Einzelindividuen aus unserer Rasse und von unserer Kulturstufe beschränkt, wird sie sich zu diesem Zwecke erst auf Angehörige niederer Rassen und Kulturstufen und auf das Gebiet der Massensuggestion ausdehnen müssen. Mit Recht wünscht der Verfasser in diesem Sinne, es

[1]) Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie. Leipzig, Kühlers Antiquarium, 1894.

Digitized by Google

möchten künftig psychologisch geschulte Forschungsreisende an Ort und Stelle bei den Naturvölkern derartige Untersuchungen anstellen.

Die Notwendigkeit, bei der Frage der Suggestion zwischen Angehörigen höherer und niederer Stämme einen Unterschied zu machen, ergiebt sich sofort aus einem vergleichenden Blick auf den allgemeinen Bewufstseinszustand beider. Die Grundlage allen seelischen Lebens bildet bekanntlich das Spiel der Associationen, das auf gewisse Vorstellungen und Gefühle gewisse andere Vorstellungen, Gefühle und Willensakte folgen läfst. Bei der Entwicklung des seelischen Lebens aber erfahren diese ursprünglichen Verknüpfungen mancherlei Abänderungen und Verbesserungen: manche Verknüpfungen werden einfach unterdrückt, wie man z. B. einem kleinen Kinde das laute Sprechen des Gelesenen allmählich abgewöhnt; andere werden durch höhere Verknüpfungsformen ersetzt, die sich uns teils in der Thätigkeit der Apperception, welche die Vorstellungen nach logischen Gesichtspunkten verknüpft, teils in der Form von Willkürhandlungen darstellen, bei denen eine Wahl, ein Abwägen zwischen verschiedenen Motiven stattfindet. Diese höheren Verknüpfungsformen tragen aber, da bei ihnen eine Wahl zwischen verschiedenen Möglichkeiten stattfindet, durchweg den Charakter des Willkürlichen, während die Association den Bewufstseinsverlauf mit elementarer Gewalt beherrscht und ihm so das Merkmal des Unwillkürlichen, Triebartigen verleiht. Hiermit berühren wir aber den tiefsten psychischen Unterschied zwischen höher und tiefer stehenden Völkern: auf den tieferen Stufen trägt das ganze geistige Leben mehr den Charakter des Unwillkürlichen, Triebartigen; auf den höheren Stufen mehr den Charakter des Willkürlichen, frei gewählten. Selbst innerhalb eines Volkes finden wir denselben Unterschied zwischen Gebildeten und Ungebildeten, zwischen Erwachsenen und Kindern. Das ansteckende Gähnen z. B., das einer zwiugenden Association entspringt, suchen jene nach Kräften zu unterdrücken, diese nicht. Ein zweiter Unterschied ergiebt sich aus dem ersten sofort: die elementaren Associationsformen stimmen bei allen Individuen überein, die höheren Verknüpfungsformen aber nicht. Daher sind die tiefer stehenden Völker durch eine Gleichartigkeit des Bewufstseins gekennzeichnet, die bei höheren Völkern fehlt.

Die Bedeutung der Suggestion besteht nun auf den höheren Stufen des seelischen Lebens darin, dafs sie die Versuchsperson zeitweise auf jene niedere Stufe des psychischen Lebens zurücksinken läfst, ähnlich wie es im Traum und Irresein geschieht, mit denen man daher ja auch die hypnotischen und suggestiven Erscheinungen oft verglichen hat. Wenn man daher häufig das Charakteristische der Suggestion erstens in der Eingebung einer bestimmten Vorstellung als einer realen, der gemäfs sich nun der weitere Verlauf der Vorstellungen und Willensakte der Versuchsperson abspielt, und zweitens in dem Zwange, mit der der ganze Vorgang behaftet ist, erblickt hat, so hat Wundt[2]) diesen Merkmalen mit Recht als weiteres die Verengung des Bewufstseins beigesellt, vermöge deren erst jene suggerierte Idee den ganzen Bewufstseinsverlauf unter Ausschliefsung der höheren Verknüpfungen mit zwingender associativer Gewalt beherrschen kann. Aus dieser Verengung des Bewufstseins ergiebt sich also umgekehrt der Zwang erst als ein sekundäres Merkmal. Vermöge dieser Verengung erscheint der suggestive Zustand daher als ein pathologischer, bei dem das Individuum sich selbst entfremdet ist und daher Dinge, gelegentlich z. B. selbst Verbrechen, begeht, die sich aus seiner wahren Natur nicht berechnen lassen. Daher giebt auch das Merkmal des Fremdartigen oft ein gutes Erkennungszeichen für die Suggestion ab. Wenn uns Stoll z. B. von dem Physiker Monsoon erzählt, er sei lebenslänglich ein leidenschaftlicher Conchyliensammler gewesen, weil ihm bei einer schweren Krankheit sein Arzt einmal zur Beschäftigung mit einer Muschelsammlung veranlafst habe, so weist er zur Begründung des suggestiven Charakters der Erscheinung mit Recht darauf hin, dafs Mousson sonst keinerlei zoologische Neigungen gehabt habe, jene Leidenschaft also gleichsam einen Tropfen fremden Blutes in seinen Adern gebildet habe. Die unsächlichen Dinge, die der „geistliche Schweinigel" Ebel in unserm Jahrhundert mit adeligen Damen in Königsberg betrieb (Stoll, S. 391 ff.), und ebenso die Deflorierung, die nach ihm ein englischer Schwärmer, James Prince, mit einem Mitgliede seiner weiblichen Gemeinde coram publico verübte (Stoll, S. 396), fügen sich ebenfalls mühelos dem Begriffe der Suggestion ein, weil auch hier jene Verengung des Bewufstseins vorliegt, kraft deren das natürliche Schamgefühl bei den Beteiligten völlig aufgehoben war. Wenn aber der Verfasser auch die Gewalt der Mode, der öffentlichen Meinung und andere zu den suggestiven Erscheinungen rechnet, so läfst sich eine solche Einreihung im strengen Sinne des Wortes nicht rechtfertigen, weil hier das Merkmal des Pathologischen fehlt.

Auf den niederen Stufen des seelischen Lebens aber läfst sich jene charakteristische Verengung des Bewufstseins oft nur schwer feststellen, weil hier, wie oben erörtert, der ganze Bewufstseinsverlauf von Haus aus schon mehr jenen unwillkürlichen, associativen, zwangsweisen Charakter angenommen hat, der auf höheren Stufen erst künstlich hervorgerufen werden mufs. Die Abgrenzung zwischen pathologischen und normalen, zwischen suggestiven und andersartigen Zuständen wird hier daher schwer. Der Begriff der Suggestion droht mit andern Worten die scharfe Begrenzung, die er auf dem Boden der Experimentalpsychologie erhalten hat, im Gebiete der Völkerpsychologie einigermafsen einzubüfsen. Diese Gefahr entspringt aber der Natur der Sache, und der Verfasser hat daher sicher Recht, wenn er sich nicht ängstlich um eine Abgrenzung bemüht, die doch nur eine künstliche sein könnte. Nur in einigen extremen Fällen möchte man vielleicht den Ausdruck Suggestion vermieden wissen, z. B. bei der Besessung und Personifizierung toter Körper, die dem mythologischen Denken eigen ist, die Stoll (S. 16) als eine Autosuggestion bezeichnet, die aber einen zu allgemeinen und normalen Charakter besitzt, als dafs man auf sie schicklich einen der Pathologie entnommenen Begriff anwenden möchte. Bei einer solchen Ausdehnung würde der Ausdruck Suggestion schliefslich zu einem alles umfassenden und daher nichts mehr besagenden Begriff ausarten.

Doch wenden wir uns lieber, um ein Bild von dem reichen Inhalt des Stollschen Buches zu erwecken, zu den Thatsachen. Beginnen wir mit den Suggestionen im engeren Sinne, mögen es nun Fremd- oder Selbstsuggestionen sein, bei denen sich die betroffene Person in einem eigentlich hypnotischen oder somnambulen Zustande befindet. Auf der ganzen Erdoberfläche finden wir derartige Erscheinungen bei den Priestern und Zauberern, von den Schamanen der ural-altaischen Völker und den Fetischmännern der Neger bis zur delphischen

[2]) Hypnotismus und Suggestion, S. 49. Leipzig 1892.

Digitized by Google

Pythia hinauf, weit verbreitet. Äußere betäubende Mittel, wie heiße Dämpfe, Lorbeerblätter, Tabaksrauch etc., werden oft zur Unterstützung herbeigezogen. Das Pathologische des Zustandes, der die Person sich selbst entfremdet, spiegelt sich in der Vorstellung der Völkerseele wieder, der Priester sei von einem fremden Geist besessen. Die Hypnose führt oft Anästhesie oder wenigstens Analgesie herbei, vermöge deren die Priester sich selbst Verwundungen zufügen können. Auch gegen andere können Priester hypnotisierende Wirkung ausüben. Bei einem Wettkampfe zwischen zwei indischen Zauberern gelingt es infolge gegenseitiger Hypnose nur mit der größten Mühe einem von beiden, ein zwischen ihnen liegendes Geldstück aufzuheben. Im Anschluß an dieses Beispiel teilt Stoll (S. 54) mehrere Proben von „Schlafzauber" aus den Veden mit, die gegen Laien angewandt wurden. Auch die Erzählung des plötzlichen Todes der Sapphira infolge der Vorwürfe des Petrus (Apostelgeschichte 5) möchte Stoll (S. 113) auf eine starke Suggestion zurückführen. Die christlichen Märtyrer haben ihre Standhaftigkeit wahrscheinlich oft einer aus Selbstsuggestion entsprungenen Analgesie verdankt, von der Eusebius ausdrücklich in mehreren Fällen berichtet. Die Akten der deutschen Hexenprozesse enthalten ebenfalls Angaben über Anästhesie der unglücklichen Opfer.

Einen breiten Raum nehmen auch die suggestiven Heilungen ein, die ja aus der medizinischen Praxis der Gegenwart bekannt sind. Wenn die Griechen so vielen Statuen, Gräbern, Quellen etc. Heilkraft zuschrieben, so mag man an ähnliches denken. Auch viele wunderbare Heilungen, von den das Alte und Neue Testament berichtet, versucht Stoll ähnlich zu erklären. Auch für das Gegenteil, für die weit verbreitete Sage vom bösen Blick, wie endlich für alles Verhexen mögen ähnliche reale Grundlagen suggestiver Natur vorhanden sein.

Wir haben es hier aber schon teilweise mit Erscheinungen zu thun, bei denen jene Verengung des Bewußtseins fortfällt — mit Erscheinungen, die der Mediziner als Wachsuggestionen bezeichnet. Solche werden bekanntlich in den Kliniken nach früherer, wenn auch nur einmaliger Hypnose häufig beobachtet; wie weit sie auch ohne diese Bedingung sich erreichen lassen, erscheint noch nicht völlig aufgeklärt. Bei Naturvölkern aber treten sie uns in reicher Fülle ohne jene Bedingung entgegen, weil hier der ganze Bewußtseinszustand zu ihnen disponiert. Drei Gesichtspunkte kommen dabei in Betracht. Erstens fließen im Bewußtsein der Naturvölker Einbildung und Wirklichkeit überhaupt vielfach ineinander, wovon ja ihre ganze mythologische Denkweise zeugt. Wenn den Negern fast von jedem Reisenden ihr Hang zum Lügen vorgeworfen wird, so mag es sich dabei ebenso oft um unbeabsichtigtes, wie um beabsichtigtes handeln. Morgen (Durch Kamerun, S. 287) erklärt z. B. ausdrücklich, ihre unwahren Berichte entsprängen ebenso sehr ihrem schlechten Gedächtnis, wie ihrem Hange zur Lüge. Zumal unter der Herrschaft starker Affekte wird daher das Phantasiegebilde leicht mit der Wirklichkeit verwechselt. Zweitens herrscht bei den Naturvölkern wie bei jedem jungen und unerzogenen Menschenkinde vermöge des tiefgewurzelten associativen Mechanismus, der selten durch höhere Verknüpfungsformen gestört wird, von Haus aus eine starke Neigung, jede Verstellung einer Bewegung oder Handlung in diese selbst umzusetzen, also z. B. an einem Tanze, der zunächst nur gesehen wird, selbst teil zu nehmen. Drittens kommt die früher betonte Gleichartigkeit des Bewußtseins bei verschiedenen Individuen in Betracht, vermöge deren dieselben äußeren Anlässe dieselben seelischen Wirkungen bei ganzen Massen auslösen. Wenn z. B. in chinesischen Sagen und Gespenstergeschichten uns überall der Fuchs als Gegenstand der Hallucination entgegentritt, so ist an dieser Übereinstimmung offenbar die Gleichartigkeit der geistigen Atmosphäre schuld. Auch die weit verbreitete Lykanthropie weist auf gewisse, überall in gleicher Weise wiederkehrende Suggestionen hin. So nehmen die sogen. Suggestionserscheinungen hier vorwiegend den Charakter von Massenerscheinungen an. Da sie aber gleichzeitig den Charakter des Abnormen und Krankhaften immer mehr verlieren, vielmehr als ein natürliches Ergebnis der allgemeinen psychischen Zustände erscheinen, so möchte es vielleicht rätlich sein, hier den Ausdruck Massensuggestion durch den Ausdruck psychische Ansteckung zu ersetzen, der von jenem pathologischen Beigeschmack frei ist.

Zunächst treten uns nun hier ansteckende Illusionen und Hallucinationen entgegen, vorzüglich infolge starker Affekte, teils der Angst, teils des Wunsches.

So entstehen die Erscheinungen des Gespensterglaubens und des Wunderglaubens, die in so zahlreichen Fällen mit ansteckender Gewalt um sich greifen. Wenn von je jeder Prophet den Glauben als Vorbedingung seiner Wundertaten gefordert hat, so ist das der beste Beweis für die Wirklichkeit, welche für das Gelingen der Sinnestäuschung ihre Erwartung, verbunden mit dem Affekt des Wunsches besitzt. Daran reihen sich ansteckende Bewegungen, die uns besonders in Form wilder orgiastischer Tänze, die teils sexuellen, teils zugleich kultlichen Charakter haben, bei allen tiefer stehenden Völkern, ferner in den Tanzepidemien des Mittelalters, ja noch bei den Griechen in ihren dionysischen Kultus, entgegentreten. Von der größten Wichtigkeit endlich sind die ansteckenden Handlungen. Alle vom Fanatismus, sei er religiöser, sei er politischer Natur, eingegebenen großen Eroberungszüge, an denen besonders der Islam so reich ist, gehören hierher. Für die Neger möchten wir ein bezeichnendes Wort Junkers (Reisen III, S. 397) hier einschalten: „Das Beispiel eines Aufstandes wirkt auf den Neger, sobald er nur den geringsten Erfolg sieht, gleich einer Blatternepidemie, die sich unaufhaltsam ausbreitet."

Aus dem Mittelalter hat Stoll die Kreuzzüge genauer beleuchtet. Auf etwas ähnliches wie den Kinderkreuzzug weist beiläufig auch die Sage vom Rattenfänger von Hameln hin. Für diese beiden letztgenannten Fälle sei noch einmal ausdrücklich darauf hingewiesen, daß das Charakteristische der eigentlichen Suggestion, das Pathologische, auch hier fehlt. Wenn noch heute bei uns gelegentlich Kinder infolge eines nomadischen Triebes durchbrennen, so hat eine derartige Erscheinung in einem jugendlichen Zeitalter an sich gewiß nichts krankhaftes. Auch die ansteckenden Selbstmorde und Verbrechen, die sich bis in unsere Tage verfolgen lassen — wir erwähnen aus Stolls Mitteilungen nur die Häufung der Selbstmorde auf König Ludwigs II. von Bayern Unglücksstätte und die modernen Dynamitverbrechen — sind hierher zu rechnen. Ihre psychische Grundlage ist bei den modernen Fällen übrigens verhältnismäßig klar. Der starke Eindruck, den das vorbildliche Ereignis auf die Phantasie macht, ruft starke Affekte wach, die alle entgegenarbeitenden Zellen und Willensimpulse ausschließen und die Kraft der Association so verstärken, daß sie schließlich von der Vorstellung der Handlung zu dieser selbst führt.

Fragen wir zum Schlusse nach der Verbreitung der Suggestion und psychischen Ansteckung, so ergiebt sich, daß sie auf der Stufe der Naturvölker und der Halbkultur etwas normales, auf der der Vollkultur

Digitized by Google

aber etwas abnormes, gleichsam eine Art Atavismus, bildet. Schon die älteste Vollkultur, die der Griechen, schlofs, vermöge ihrer ruhigen und milden Sinneweise, derartige Dinge in erheblichen Umfange von ihnen aus, und der wilde dionysische Kult, der aus Asien zu ihnen drang, erscheint wie ein Tropfen fremden Blutes in ihren Adern und blieb auch eine vereinzelte Erscheinung. Schon Nietzsche suchte in seinem Erstlingswerke die Bedeutung der griechischen Kultur bekanntlich darin, dafs sie das dionysische, asiatische, kulturfeindliche Element in dem milden apollinischen aufgehen liefs. Im Mittelalter spielten Suggestion und psychische Ansteckung in Gestalt von Kreuzzügen, Tanzwut, Hexenprozessen etc. zwar wieder eine grofse Rolle; allein das Mittelalter steht auch auf dem Niveau der Halbkultur. Der Grund, warum insbesondere die psychische Ansteckung im Bereiche der Vollkultur nicht mehr gedeiht, liegt offenbar in der gröfseren Ungleichartigkeit des Bewufstseins der verschiedenen Individuen, das mit dem Vorwiegen des Willkürlichen in den Verknüpfungsformen der seelischen Vorgänge Hand in Hand geht. Allein die unteren Volksschichten nehmen an diesem Vorzuge der Vollkultur weniger Anteil, und in allen Zeiten, wo sie in irgend welcher Form in den Vordergrund treten, sehen wir daher auch die psychische Ansteckung wieder zu einer bedrohlichen Macht werden. Das gilt z. B. von der französischen Revolution, für die Taines Darstellung viele Belege ansteckender Sinnestäuschungen bietet, und in abgeschwächtem Mafse auch für unsere Zeit, deren ansteckende Dynamitverbrechen eine Frucht ihrer unseligen Halbbildung sind.

Ihre verheerendsten Wirkungen entfaltet die Suggestion und psychische Ansteckung aber im Bereiche der Halbkultur. Naturvölker können es wegen ihrer Unstetigkeit und Zusammenhangslosigkeit zu keinen tiefgreifenden Massenbewegungen bringen. Bei den Völkern der Hallkultur aber erzeugt sie den Fanatismus, der dem Kopfe eines Schwärmers entsprungen, in ansteckenden ekstatischen und begeisterten Zuständen und wilden Tänzen, in ansteckenden Sinnestäuschungen, in suggestiven Heilungen und Analgesien immer neue Nahrung findet. Das Fürchterliche des Fanatismus liegt darin, dafs er die Kraft der ewigen Idee mit einer durchaus sinnlichen Grundlage vereinigt und so die Massen ganz anders packt, als die abstrakten Ideale höherer Kulturen. In aber seine Grundbedingung eine gewisse Gleichartigkeit des Bewufstseins ist, so erlischt er an der Schwelle der Vollkultur, während er heute noch, z. B. bei unseren östlichen Nachbarn in dem Bunde der Nihilisten, seine Triumphe feiert.

A. V.

Besuch von Urga in der Mongolei.

Von Hans Leder.

II.

Im Westen des Klosters, getrennt von demselben durch einen etwa 200 Schritte breiten Raum, ist seit etwa 40 Jahren nach und nach eine ganze Stadt entstanden durch die Ansiedelung der Chinesen und später auch einiger Russen, welche alle des Handels wegen hierher gekommen sind. Dieser grofse Platz zwischen Churen und der Fremden-Kolonie ist der Bazar, auf welchem allein sich alles Leben, Handel und Wandel konzentriert. Die Lamen und andere Mongolen, die alle über viel freie Zeit verfügen, halten sich den ganzen Tag über hier auf und auch die Steppenmongolen bringen hierher ihre Produkte zu Markte, die vorzüglich in Vieh aller Art, im Winter auch etwas Heu, d. h. dem zusammengerafften alten Grase der Steppen, bestehen, und besorgen hier ihre Einkäufe. Zu diesem Zwecke stellen die Chinesen an beliebigen Orten des Platzes eine Menge von ambulanten Hütten in Form von Würfeln auf, die aus einem Gerüste von Stangen bestehen, die mit weifsen Filzen überdeckt und mit Schnüren überbunden werden. Diese leichten Häuschen bieten nur sehr wenig Raum, sowohl für die Waren als auch für die Käufer, vorwiegend Käuferinnen, aber sie genügen doch dem Bedürfnisse. Sie werden jeden Abend abgebrochen und am Morgen wieder neu hergestellt. Die Waren, welche hier gehandelt werden, sind die gewöhnlichen chinesischen Baumwollgewebe in blau und weifs, weniger Seidenzeuge, die roten und gelben Stoffe von sehr verschiedener Qualität für die Chalats der Lamen und die Frauen; dann Knöpfe, Bänder, Pfeifen und Tabak und dergleichen Gegenstände mehr. Auch russische, englische und amerikanische Fabrikate trifft man hier an. Im ganzen aber ist die Auswahl und Mannigfaltigkeit keine sehr grofse, weil die Nachfrage fehlt. Luxusgegenstände sind fast gar nicht vertreten, und wer etwa dergleichen wünschte, kann sie sich leicht von Kalgan oder Peking verschaffen. Der Handel ist hier immer noch lebhafter als in den eigentlichen Buden der Häuser, obwohl diese eine gröfsere Auswahl bieten würden. Die Russen handeln nur in ihren Häusern und bieten aller Art russische Ware feil, von denen manche Sorten, wie z. B. farbige Sammete, sehr begehrt sind, da sie zu Ärmelaufschlägen und Brustbesatz von den wohlhabenderen Mongolen sehr gesucht werden.

Ein Teil des Bazars ist von Kleinhändlern eingenommen, deren ganzer Apparat aus einer oder mehreren alten Kisten, einer Bank oder einem Brette, ja auch nur aus einem zerrissenen Filz besteht, wenn sie nicht ihre Kostbarkeiten direkt auf der blofsen Erde ausbreiten. Was diese Leute, meist alte, abschreckend häfsliche, mongolische Weiber und arme Chinesen da feilbieten, entzieht sich einer genaueren Beschreibung. Es sind Dinge, die oft scheinbar gar keinen Wert und keine Verwendung haben und die der Zufall hierher geführt, gemischt mit Gegenständen des Lebens- und Hausgebrauches. Da sieht man alte Stücke Eisen und Leder, Bleche, Nägel, Glasscherben, ganze und zerbrochene Schmucksachen und Zierat aus Silber mit echten und falschen Steinen, hölzerne Kämme, Nadeln, Knöpfe, Zündhölzchen, chinesischen, russischen und auch österreichischen Ursprungs, kleine Brötchen, Tabak, Pfeifen und die Fläschchen für Schnupftabak, russische Kupfermünzen, alte und neue Hämmer und Löffel, Thee, Chadaks und noch tausenderlei Gegenstände, alle alt, zerbrochen, beschmutzt oder sonst entwertet, von denen ein solcher Kram zusammen oft kaum den Wert von 2 bis 3 Rubel repräsentiert. Die Verkäufer unterhalten sich plaudernd miteinander oder spielen auf einer Art Damenbrett mit Steinchen, die sie nicht auf den Flächen, sondern den Schnittpunkten der Linien verschieben. An verschiedenen Stellen des Bazars haben sich Schmiede etabliert, die kleine Arbeiten verrichten und immer nur Chinesen sind. Sie sitzen auf der Erde, vor sich das Feuer, durch einen kleinen Blasebalg in primitivster Form angeblasen, und den Miniatur-

Digitized by Google

ambofs. Auf der Windseite ist eine halbmannshohe Matte oder ein Filz halbkreisförmig aufgestellt. An einer andern bestimmten Stelle des Bazars finden sich die Frauen zusammen, deren Beschäftigung es ist, die ziemlich komplizierten und schwer herzustellenden Mongolenhüte zu nähen und zu verkaufen; wieder an einer andern sind die Stände der Fleischverkäufer u. s. f. Auf der Seite, nahe dem Churen, steht eine ganze Reihe von grofsen Gebetstrommeln, jede einzelne unter einem Schutzdach, deren senkrechte Achse drehbar ist durch kreuzförmig angebrachte Balken, ganz nach Art unserer Tourniquets. Dazwischen dann und wann ein Gestell, unter welchem an Schnüren eine Menge beschriebener Schafs- und anderer Schulterblattknochen dicht aneinander gereiht hängen, und daneben eine Steintafel oder ein Subnrgan mit irgend einem Burschan und Gebeten. Fromme Leute drehen fleifsig diese Kurdé oder „Rad des Glaubens", indem sie bei dem ersten anfangen, einen Umgang machen und dann sogleich zum zweiten und den folgenden bis zum letzten übergehen, überall in derselben Weise verfahrend. Doch nicht genug daran, haben viele noch kleinere Handkurdés immer bei sich, die sie, je nach ihrer Einrichtung, entweder im Sitzen oder beim Gehen und Stehen spielen lassen. Die ersteren drehen sich durch eine Schnur, wie ein Kreisel,

Typus aus dem Bazar in Urga.

die andern sind an einem Stabe beweglich aufgehängt und werden durch Arm und Hand beständig in drehender Bewegung erhalten. Die Cylinder dieser Gebetsmaschinen sind mit Tarnis nicht nur von aufsen beschrieben, sondern auch ganz mit solchen und mit aufgeschriebenen Gebeten angefüllt. Dabei hat wohl auch fast ein jeder noch seinen Rosenkranz, den er schon zum Tändeln allein nötig hätte, wenn er nicht grade beten will. Das Leben auf diesem Bazar ist sonach ein sehr buntes und bewegtes. Die Tausende von Lamen in ihren farbigen roten und gelben Gewändern mit den grotesken Kopfbedeckungen in den verschiedensten Formen, die mir oft den Eindruck von Mummenschanz machten, oder auch barhäuptig, drapiert mit der Schärpe wie ein alter Römer, Männer und Weiber mit ihren breitkrämpigen, kühn geschwungenen und mit langen Bändern geschmückten Hüten, die Chinesen, Musikanten und Romanzenerzähler, bettelnde Mönche, die einen eisernen, armleuchterartigen Apparat herumtragen, der mit vielen Glöckchen und Schellen behangen ist, den sie auf ihr Knie stemmen oder auf die Verkaufstische stellen und schütteln, dafs alles klingelt, während sie selbst monotone Recitationen absingen und kaum mit dem Kopfe nicken, wenn ihnen wieder ein billiger Chadak mehr zu den andern auf ihren Sammelstab gehängt wird; häfsliche alte Weiber, mit Gabeln den Mist in ihre Körbe auf dem gekrümmten Rücken werfend, die vielen herrenlosen Hunde, das Gedränge von Kameen und allen andern Viehgattungen, das Stimmengewirr von Menschen und Tieren, das alles giebt ein höchst originelles Bild, das ich stundenlang, mich selbst herumtreibend oder von den Fenstern meiner Wohnung aus, die auf den Bazar zu lag, beobachten konnte. Aller Handel ist ausschliefslich Tausch, da es gemünztes Geld ja nicht giebt, höchstens von Kaufleuten ausgegebene Bons, die aber selten genug und nicht beliebt sind. Demnach war ich überrascht, zu sehen, mit welcher verhältnismäfsigen Leichtigkeit sich gleichwohl die Geschäfte abwickeln. Die allgemein angenommene und im ganzen Lande gültige Einheit ist der Ziegel gepreisten Thees, von jener schlechtesten Sorte, die aus Ästchen und Blättern nicht einmal der eigentlichen Theestaude allein, sondern noch allerhand minderwertigen pflanzlichen Surrogaten besteht. Aber alle Welt hier bedient sich nur gerade dieser Theesorte, weil man eben nun einmal daran gewöhnt und dieselbe auch die billigste ist. Er ist das häufigst gebrauchte und unentbehrlichste vegetabilische Nahrungsmittel und dient nach meinem Dafürhalten nur dazu, die Milch, mit welcher gemischt er meist getrunken wird, zu verderben. Der Mongole scheut das frische gesunde Wasser und trinkt es nur im Notfalle. Ist Milch nicht vorhanden, so versetzt er seinen Thee mit Gud-

Nach einer Photographie Leders.

schir oder Erdsalz und wirft einige Löffel voll Butter oder sonstigen Fettes hinein, auch wohl noch, wenn er es erlangen kann, eine Handvoll gedörrter Brotkrümchen oder Mehl. Eine solche Platte Thee wiegt ungefähr 4 Pfund russisch und hat einen Wert von 56 bis 60 Kopeken. 38 bis 40 dieser Platten machen eine Kiste oder Paken aus, wie sie zum Versand kommen, und haben einen Wert von circa 23 Rubel. Der Geldwert schwankt nur für den Grofskaufmann, nicht für das Volk, da bleibt Ziegel eben Ziegel. Durch Teilung dieser Platten in die Hälfte, in 8 oder 16 Teile, erhält man die entsprechende niederere Münze. Einen zweiten Ersatz für Geld bilden die Chadaks. Solcher Gewebe hat man von der schlechtesten Flockseide, locker und durchsichtig, kaum zusammenhaltend gewebt, durch alle Grade hindurch bis zu den gröfsten und feinsten, mit den schönsten und kunstreichsten Mustern versehenen Prachtstücken. Die ersteren können keinem andern Zwecke dienen, als nur als Scheidemünze, während die besseren und theureren Gewebe dieser Art als Geschenke verwendet werden, und selbst der Kaiser bedient sich besonderer Arten derselben, um in Fällen höchster Auszeichnung, wenn er seinen fürstlichen Vasallen und Würdenträgern Gegengeschenke macht, diesen dann noch, aber immer nur in kleinerem Stücken Chadaks mit dem Drachenmuster beifügt, welche nur von Prinzen kaiserlichen Geblütes oder durch dieses Geschenk dazu berechtigten hohen Personen getragen

Digitized by Google

werden dürfen. Mit diesen letzteren nun haben wir es hier nicht zu thun. Auf dem Markte von Urga kursieren solche alte, beschmutzte und zerrissene, im Werte von 1 bis 5 Kopeken und dann bessere zu 10, 15, 20 u. s. w. bis etwa zu einem Rubel oder 2 Ziegel Wert. Bei größeren Zahlungen dient das Silber, in Klumpen geschmolzen und mit einem chinesischen Stempel versehen, als Zahlungsmittel, welches zugewogen wird. Die Einheit ist hier der Lan im Werte von 2 Rub. 30 bis 50 Kop., je nach den Silberpreisen, augenblicklich wohl noch niedriger. Der Lan wird geteilt in 10 Tschan, der Tschan in 10 Fin. Der zehnte Teil eines Fin ist ein Li, der aber nur Rechnungsmünze ist und im gewöhnlichen Leben nicht vorkommt. Abgewogen wird das Silber auf einer stahförmigen Dezimalwage mit drei verschiedenen Einteilungen und ebenso viel verschiedenen Aufhängepunkten, die es gestatten, von einem Fin bis zu 100 Lan zu wiegen. Um Summen sich beständig gegenseitig ermuntern und kontrollieren dadurch, dafs jeder von ihnen mit irgend einem Lärminstrument ausgerüstet ist, das sie vielleicht mehr zu ihrer Unterhaltung als aus Notwendigkeit in Aktion setzen. Der eine hat eine Klapper, ganz ähnlich unseren Kinderklappern in der Charwoche, ein anderer bearbeitet ein Brett mit einem Stecken, ein dritter schlägt den Gong und wieder ein anderer scheppert mit Schellen u. s. f., so dafs die Diebe immer genau wissen können, wo sich im geeigneten Momente mit Sicherheit etwas machen läfst.

Die Zahl der Bewohner von Urga genau zu bestimmen, ist nicht möglich, denn es giebt keine Volkszählung oder andere Dokumente, aus denen man richtige Schlüsse ziehen könnte. Dafs genaue Verzeichnisse der Zahl der Lamen bestehen, ist nicht unmöglich, sogar wahrscheinlich, aber dieselben sind in jedem Falle für ferner stehende ganz unzugänglich. Wenn man

Frau aus Urga. Nach einer Photographie Leders.

unter dem Werte eines Klumpens zu bezahlen, also ein oder mehrere Lan und Bruchteile desselben, mufs der Barren zerstückelt werden. Auch hierbei bleibt im gewöhnlichen Kleinverkehr der Lan in seinem Werte derselbe, unbekümmert darum, ob Amerika mehr oder weniger dieses Edelmetalles produziert, oder ob die europäischen Staaten Gold-, Silber- oder gemischte Währung einführen.

In die Aufsicht über die Ordnung und Ruhe auf dem Bazar teilen sich die Polizeiorgane unter dem chinesischen Zergutschei mit den Leuten des „Schanzsotha", d. h. der Obrigkeit der Leibeigenen des Göggen. Alles geht auch ganz gut, so lange nur keine Störung vorkommt; will aber einmal einer dem andern zu Leibe gehen, so hat er in der Regel hinreichend Zeit, einen Totschlag zu begehen oder schwere Verletzungen beizubringen, ehe er daran durch die heilige Hermandad gehindert wird. Auf dem Marktplatze und dessen Umgebung bei den russischen und chinesischen Handelsbuden sind auch des Nachts Wachen aufgestellt, welche

Lamen selbst fragt, wie viele ihrer wohl hier seien, so antworten sie regelmäfsig „Tumen lama", d. h. 10 000 Lamen. Aber das ist eine stehende Phrase, welche nichts weiter besagen will, als sehr, sehr viele. Lange hier lebende Russen schätzen die Zahl der Mönche auf rund 15 000, was wohl wieder zu hoch gegriffen scheint. 12 000 Lamen aber darf man wohl als annäherungsweise am richtigsten annehmen. Zu diesen kommt dann noch die Laienbevölkerung, aus Chinesen, Mongolen und wenigen Russen bestehend, die zusammen etwa 3000 bis 4000 betragen dürfte, so dafs als Gesamtziffer 15 000 bis 16 000 resultiert. Unter dieser Zahl sind gewifs volle 14 000 lauter unverheiratete Männer, denn das Verbot für chinesische Frauen, das Gebiet der grofsen Mauer zu verlassen, hat für Urga dieselbe Konsequenz wie für Maimaitschin bei Kiachta. Ich sah nur ein einziges Mal eine Chinesin auf dem Bazar, die durch irgend einen Umstand das obige Verbot hatte umgehen können, wahrscheinlich als Begleiterin oder Dienerin einer der Gemahlinnen der höheren Beamten,

Digitized by Google

denen es ausnahmsweise gestattet wird, ihre Frauen mit zu nehmen. Wenn man nun die Anschauungen der Mongolen und ihre grofse Gleichgültigkeit in Bezug auf Treue und Reinheit ihrer Frauen und Jungfrauen kennt, so wird man sich leicht vorstellen, dafs unter solchen Umständen sehr eigenthümliche Erscheinungen zu Tage treten müssen. Das so starke Überwiegen des männlichen Geschlechtes über das weibliche würde in jedem Falle der Verbreitung der Syphilis grofsen Vorschub leisten; die Chinesen aber haben auch schon begonnen, die Sache als gewinnbringend in die Hand zu nehmen und halten nicht nur seit den letzten Jahren Einkehrhöfe für Reisende, sondern auch eine Art Wirtshäuser oder Restaurationen, in denen Speisen und Getränke, d. h. Reisbranntwein verabfolgt werden und Opium geraucht werden kann. Auch Musikanten fehlen nicht, und selbstredend noch weniger das ewig Weibliche.

nicht allzu ungünstig urteilen. Nur des Handels wegen und um zu verdienen sind sie hierher gekommen. Zwar benutzen sie die Unkenntnis, Leichtgläubigkeit und gutmütige Tölpelhaftigkeit der Mongolen, um sie zu drücken und stark zu übervorteilen; indes sind sie doch wieder als Asiaten und Nachbarn einander so ähnlich und die Mongolen zu arm und bedürfnislos, als dafs das gerade zu grofse Dimensionen annehmen könnte. In Bezug auf Reinlichkeit in ihrer äufseren Erscheinung und in ihren Behausungen, die alle recht nett und sauber sich zeigen, stechen sie sehr vorteilhaft von den oft überaus schmutzigen Autochthonen ab. Das Äufsere ihrer Wohnhäuser und deren Einrichtung ist ganz ähnlich denen in Maimaitschin an der Grenze. Den Hofraum lieben sie zu einem Blumengarten zu gestalten, durch Aufstellung einer Menge von blühenden oder immergrünen Pflanzen in Töpfen, und im Winter

Frau aus Urga. Nach einer Photographie Leders.

Der Mongole leiht nicht nur gern und willig seine eigene Frau jedem, der sie begehrt, vorausgesetzt, dafs diese auch den Sündenlohn ihm abgiebt, sondern die Eltern verkaufen die 12- bis 14jährige Tochter leichten Herzens für den Spottpreis von 1 bis 2 Kisten Ziegelthee, was also höchstens 46 Rubel ausmacht, das arme Opfer, noch halb Kind, so dem sicheren baldigen Verderben unrettbar überliefernd. Diese unglücklichen Geschöpfe werden denn auch bis zum Äufsersten mifsbraucht und ausgenutzt, um dann krank und hilflos hinausgestofsen zu werden, wo sie nicht selten auf den Abfallhaufen in der Nähe der Stadt elend enden und bald darauf von den Hunden zerrissen und gefressen werden. Die Behörden kümmern sich um dergleichen Kleinigkeiten nicht, denn das gehört nicht zu ihren Obliegenheiten. Sie haben die Aufgabe, Unordnung, Streit, Diebstahl oder Totschlag hintanzuhalten oder zu ahnden, nicht aber um die Moralität der Bewohner und deren Folgen sich zu kümmern.

Abgesehen von solchen garstigen Auswüchsen im Gefolge der Chinesen kann man über dieses Volk doch

schmücken sie denselben mit Nadelbäumchen oder Reisig. In Maimaitschin (Urga) haben sie ihre eigenen Tempel und mehrere Male im Jahre kommen Schauspieler aus dem Süden zu ihnen, um sich einige Wochen da aufzuhalten und für Zerstreuung zu sorgen. Die Kontrolle über die Chinesen als Kaufleute hier sowohl, als auch in dem grofsen Gebiete der beiden Aimake Tuschetu- und Zezen-Chans, und die Ausgabe der Handelsscheine an dieselben ist Aufgabe des hiesigen Zergutschei. Dieser Beamte steht dem Range nach unter dem Amban, hat aber seinen eigenen Wirkungskreis. Er unterhält einen ganzen Stab von Hülfsbeamten und Schreibern, von denen keiner eine bestimmte Gage von der Regierung bezieht. Der Zergutschei selbst erhält jährlich von Peking nicht mehr als 300 Rubel Gehalt, aber — es fliefsen in seine Kasse alle Einkünfte aus den Abgaben der Chinesen und damit erhält er seine Beamten, die Polizei, kurz eine ganze Verwaltung und für seine Stelle wird in Peking, wenn sie wieder zu vergeben ist, nicht unter 5000 Lan oder 12 000 Rubel geboten

Digitized by Google

und gezahlt, also mufs sie ein ganz einträgliches Plätzchen sein.

Eine Eigentümlichkeit der aufserhalb der Mauer lebenden Sohne des „himmlischen Reiches“ ist es, die Leichen der in der Fremde Verstorbenen nicht dort zu bestatten, sondern, wenn irgend möglich, sie früher oder später wieder in die geliebte Heimat zu überführen, um sie erst dort in der heiligen Erde des Vaterlandes endgültig der ewigen Ruhe zu übergeben. Sie haben darum an allen Orten, wo sie in gröfserer Zahl leben, also auch besonders in Urga, auf ihren Friedhöfen gedeckte Schuppen, unter welchen die grofsen, massiven, hölzernen Särge mit ihrem Inhalt über der Erde stehen bleiben und die Körper der Verwesung überlassen werden. In Zeiträumen von je 6 bis 8 Jahren werden die mittlerweile zu Skeletten gewordenen Überreste in einem gröfseren gemeinsamen Transporte nach China überführt und dort von den Verwandten in Empfang genommen. Ärmere, welche die Mittel zu dieser Reise nach dem Leben nicht erschwingen können, bleiben allerdings hier und werden, wenn nötig, auf allgemeine Kosten begraben.

Die Mongolen machen in dieser Hinsicht weit weniger Umstände. Begraben unter die Erde kommt bei ihnen äufserst selten vor, verbrennen lassen können sich nur reiche Leute und auch diese thun es nur höchst selten. Im allgemeinen werden die Leichname in Fetzen gehüllt oder in den Kleidern belassen, in denen sie gestorben sind und in der Umgebung der Stadt irgendwo hingelegt. Der gewöhnliche Ort dazu ist ein 2 bis 3 km entferntes, nach Nordost gelegenes wüstes Thal, das „Kundu“ heifst. Man fährt oder trägt ohne jede Begleitung die Kadaver dahin und wirft sie ab, gleichviel wo. Alsbald nach Abzug des Fuhrwerks kommen aus allen Seitenschluchten eine Menge von Hunden hervor, welche gierig über den Körper herfallen und ihn in kurzer Zeit zerreifsen und verzehren, ehe die Fäulnis Zeit gehabt hat, sich auch nur durch Geruch bemerkbar zu machen. Nichts als einige abgenagte Knochen, die hierhin und dorthin verschleppt werden, bleiben nach kurzer Zeit noch übrig. Diese Hunde existieren hier in halbwildem Zustande in grofser Zahl Jahr aus, Jahr ein, vermehren und ernähren sich und leben nur von Menschenfleisch. Bei Tage sind sie feige, aber bei Nachtzeit wäre es nicht geraten, sich diesem schauerlichen Orte zu nähern, da sie alsdann, wie man mir versicherte, auch lebende Menschen ohne Furcht angreifen sollen.

Einen freundlichen Gegensatz zu diesem unheimlichen Thale des Todes bildet der im Süden von Urga, jenseits der Tola, in kaum vier Werst Entfernung von der Stadt sich erhebende und den ganzen südlichen Horizont in einer Breite von 25 bis 30 km einnehmende „Bogdo-ola“ oder der „heilige Berg“. Er erreicht eine Höhe von über 5000 Fufs und ist in den höheren Partien von dichtem Nadelwalde bedeckt, die waldlosen Abhänge bis zum Flusse herab aber sind von saftigem Graswuchse überzogen. Der Reiseude, welcher von Sibirien auf dem Karawanen- und Postwege nach Kalgan, respektive Peking geht, wird hier noch einen letzten Blick auf das frische Waldesgrün des Nordens werfen und Abschied nehmen von dem duftigen Tannenbaum seiner Heimat, um sich nach langer Wanderung durch öde, stellenweise jeden Pflanzenwuchses entbehrende Steppen erst wieder unter dem Schatten der schlanken Palmen des Südens zu erholen. Dieser Berg bildet die äufserste Grenze des Baumwuchses nach Süden auf dieser Linie.

Das Gebirge hiefs früher Chan-ola; seit dem Jahre 1778 aber, als auf ein Gesuch von Urga aus an den Bogdo-Chan dieser gestattet hatte, dafs auf dem Berge, als der angeblichen Geburtsstätte Tschingis-Chans, jährlich zweimal Opfer dargebracht werden dürfen, erhielt er seine jetzige Benennung als „heiliger Berg“. Die Opfer finden im Frühjahre und im Herbste mit grofser Feierlichkeit und unter Aufbietung der Priesterschaft statt. Die dazu geeigneten glücklichen Tage werden von den Astrologen bestimmt. Ursprünglich sollten sämtliche Chalkastämme ihren Beitrag zu diesen Opferhandlungen liefern, es wufsten sich jedoch mit kaiserlicher Erlaubnis die beiden Aimake Saïn-nojon's und Zasaktu-Chan's davon frei zu machen und es verblieben nur die beiden andern, Taschetu-Chan und Setzen-Chan verpflichtet. Die Opfer bestehen in Räucherwerk und seidenen Stoffen, welche durch den mongolischen Amban von den kleineren Fürsten, des Wan's, Gun's und Dsasak's, eingesammelt werden.

Von dem Gebirge reichen drei gröfsere Schluchten oder Thäler herab, welche durch ihre Benennungen ebenfalls die Ausnahmestellung desselben andeuten. Sie heifsen der Reihenfolge ihrer Gröfse nach: Iche-tängrin-ama, Baga-tängrin-ama und Zaisan-ama, oder „grofses himmlisches Thal“, „kleines himmliches Thal“ und „Thal des Herrschers“. Es ist wohl gestattet, den Berg zu betreten, aber ringsum aufgestellte Wächter sorgen dafür, dafs niemand etwa Waffen oder irgend welche Werkzeuge mitbringt, denn in diesem geweihten Gebiete herrscht unverbrüchlicher, ewiger Friede. Es ist streng verboten, die Erde aufzuwühlen, Bäume zu fällen, ja auch nur Äste oder kleinere Pflanzen abzubrechen; noch viel mehr verpönt aber ist es, irgend ein Tier, grofs oder klein, das in diesem Bannkreise lebt, zu töten. Die Wälder sind ausgedehnt genug, um einer Menge von Hirschen, Rehen und wilden Schweinen als Aufenthaltsort zu dienen, die sich alle durch die ihnen erwiesene Schonung dem Menschen gegenüber sehr zahm zeigen; nur der arme Tarbagan, das Murmeltier, auf den trockeneren Abhängen, ist auch hier seines Lebens nicht sicher, infolge seiner vielen Feinde aus dem Tierreiche. Nur den Wächtern selbst ist es ausnahmsweise gestattet, das ihnen nötige wenige Vieh auf dem Bogdo-ola weiden zu lassen, nicht aber die Herden anderer Mongolen. Todesurteile, deren Vollstreckung sich übrigens schon durch die Anwesenheit und die Nähe der heiligen Person des Gröggen verbietet, können Angesichts des Bogdo-ola nicht vollzogen werden. Delinquenten dieser Art werden behufs der Exekution nach Kalgan abgeführt.

Digitized by Google

Die Abchasen.

Eine ethnographische Skizze von N. v. Seidlitz. Tiflis.

IV. (Schluſs.)

19. Ap-hi.

Ap-hi (von andern auch *Afy* genannt) ist der Gott und Beherrscher des Donners, Blitzes und überhaupt aller atmosphärischen Erscheinungen. Zu Ehren dieses Gottes werden in Abchasien die feierlichsten Ceremonien vollzogen. An dem zum Gebete bestimmten Tage — dieser aber pflegt heim Hinanstreiben der Herden für den Sommer ins Gebirge und bei der Rückkehr derselben von dort im Herbste stattzufinden — teilen sich die Hirten des Dorfes in mehrere Gruppen, von denen eine jede sich einen malerischen Platz irgendwo im Walde, in der Nähe eines Baches oder Flusses aussucht. Nach der Zahl der Teilnehmer werden einige Hammel geschlachtet und der älteste von den ins Gebirge ziehenden Hirten wendet sich an Ap-hi, zu ihm betend, er möge wie sie selber, so ihre Herden vor Gewitterschlägen bewahren. Weiber und Kinder dürfen nicht beim Gebete für Ap-hi zugegen sein, die ersteren sogar nicht einmal seinen Namen aussprechen. Von Ap-hi drücken sich die Abchasen gewöhnlich aus: Chachikul (der oben ist, der oberste).

Zur Zeit langandauernder Dürre wird zu Ehren Ap-his eine Gebetsceremonie mit Opfern dargebracht. Ans der Herde wird der beste Ochse ausgesucht und der Tag des Opfers festgesetzt. Die Landbewohner bringen Hirse (ghomi), Brot, frischen Käse und einen Krug Wein. Der angesehenste Greis erfaſst den um die Hörner des Ochsen geschlungenen Strick und liest, nachdem er seine Mütze abgenommen hat, folgendes Gebet: „O Ap-hi, Beherrscher des Donners, Blitzes und Regens! erbarme dich deines armen Volkes. Unsere Saaten sind vertrocknet, das Gras verbrannt, das Vieh fällt ohne Futter, daher droht uns der Hungertod. Befiehl den Regenwolken herabzustürzen, befiehl dem Donner zu rollen, dem Blitze zu zucken und sende Regen zur Rettung deines Volkes." Nachdem die Anwesenden Amen gesprochen haben, wird das Opfer erstochen und sein Fleisch gekocht. Wenn alle ans den mitgebrachten Produkten angerichteten Speisen fertig und in Körbe verteilt sind, wiederholt der Greis, der das Gebet gesprochen hat, solches nochmals, und es beginnt nun das Festessen mit Absingen des Hymnus zu Ehren Ap-his. Der Hymnus heiſst Antschwa ryſsschwa und wird zu Ehren Ap-his nicht blofs an den Festlichkeiten, sondern auch beim Gewitter gesungen. Im ersteren Falle singt man ihn zum Danke für die Gaben, die man genieſst, im zweiten in der Hoffnung, von Ap-hi zu erflehen, dafs er gutes Wetter sende. Bei Gastmählern wendet sich einer der anwesenden Greise gewöhnlich an die Anwesenden mit einer Rede, in welcher er daran erinnert, dafs alles, was sie im gegenwärtigen Augenblicke genieſsen, das Geschenk Ap-his sei, und schlägt vor, ihm Dank zu zollen. Daranf beginnt einer der Anwesenden den Gott also zu verherrlichen: „Antschwa dukhwa slyph-chwa chchaura! o du, der du vom Himmel mit Blitz herabkommst und dich zum Himmel mit Donner erhebst; dem die Zahl der Sterne am Himmel bekannt ist und des Sandes auf dem Grunde des Meeres . . ." u. s. w., und beendet den Gesang mit den Worten: achdau. Alle Anwesenden, in zwei Gruppen geteilt, wiederholen jeden Vers des Hymnus, und zwar jedenfalls dreimal.

Das Erschlagen von Vieben durch den Blitz ruft unwiderruflich ein Gebet zu Ap-hi hervor; im Falle, dafs solches nicht geschähe, und er nicht durch ein Opfer versöhnt werde, mufs man Erneuerung seines Besuches erwarten. Der Wirt des getöteten Viehes ladet die Dorfbewohner ohne Unterschied des Alters und Geschlechts ein. An der Stelle, wo das Stück Vieh getötet wurde, wird ein Wachtturm errichtet, etwa anderthalb Faden hoch, so dafs die Raubtiere nicht hinauf gelangen können. Alle Anwesenden umringen das getötete Tier, fassen einander bei der Hand und singen tanzend: die eine Hälfte — Wojetla, während die andere ihr Tschanpar antwortet, wobei man unter Gesang und Tanz das Tier auf das Gerüst erhebt, es dort den Vögeln zur Beute überlassend. Darauf bringt der Besitzer des vom Blitze getroffenen Viehes dem Ap-hi einen Ochsen zu Opfer und bittet ihn, dabei für den gegenwärtigen Besuch dankend, demohnerachtet ihn mit weiteren Besuchen zu verschonen. Aus dem Fleische des Opfertieres werden Speisen zubereitet, Brot, Käse, Wein herbeigebracht und die Anwesenden schmansen den ganzen Tag auf Kosten des Geschädigten. Der Tag, an dem das Stück Vieh vom Blitze getötet wurde, pflegt in der Familie dessen, den solcherweise Ap-hi besuchte, dermafsen denkwürdig zu sein, dafs weder das Familienhaupt, noch seine Söhne am Jahrestage dieses Ereignisses niemandem etwas geben, indem sie sagen, dafs sie an diesem Tage den Besuch Ap-his erwarten.

Über einem vom Blitze getroffenen Menschen wird dieselbe Ceremonie ausgeführt. Während man um den Leichnam herumtanzt, darf niemand von den Verwandten des Getöteten weinen, — entgegengesetzten Falles würden alle Anwesenden vom Blitze erreicht werden.

„Unlängst", schreibt 1888 Herr Giorgidse, ein grusinischer Schriftsteller, in seiner vaterländischen Zeitung „Iberia", „bestattete man mit Weinen und Wehklagen einen Menschen. In demselben Augenblicke streckte ein Blitzschlag zwei nahe dabei weidende Ochsen nieder. Das Weinen und Wehklagen ward augenblicklich durch Tanz und Singen des „Atlar-tschouph" abgelöst. Die getöteten Ochsen wurden aufgehoben und auf einen Baum gethan und dann erst bei Grabesstille der Tote der Erde überantwortet."

Den Leichnam eines vom Blitze erschlagenen Menschen legt man in einen Sarg und stellt ihn auf einen Wachtturm, auf dem man ihn so lange stehen läfst, bis die bloſsen Knochen allein von ihm übrig bleiben; dann nimmt man den Sarg herunter und bestattet ihn, indem man an ihm die gewöhnliche Begräbnisceremonie ausführt und die gebräuchliche Erinnerungsfeier anstellt.

Wahrscheinlich bot ein solcher Brauch des Aufstellens oder Aufhängens der Leichen von Leuten, die von Ap-hi hingestreckt worden waren, den alten griechisch-römischen Schriftstellern und dem grusinischen Geographen Wachuscht die Veranlassung, zu bezeugen, dafs man in Abchasien und Kolchis die verstorbenen Männer nicht begrabe, sondern ihre Leichname an den Bäumen aufhänge. Folgendes sind die Worte Wachuschts: „Christen ihrer Religion nach, kennen die Abchasen ihren Glauben nicht und gelten daher für Götzendiener. Und in Wahrheit, statt ihre Toten zu beerdigen, kleiden sie sie in ihre besten Kleider und Waffen, verschliefsen

Digitized by Google

sie im Kasten und stellen sie auf Bäume.“ Apollonius von Rhodos (250 bis 200 v. Chr.) schreibt von Kolchis: „Dort wachsen viel Weinreben und Weiden, an deren Spitzen an Ketten die Leichname der Verstorbenen aufgehängt waren. Auch jetzt noch gilt es bei den Kolchiern für ein Verbrechen, die Leichname der Männer zu verbrennen oder selbst in die Erde zu vergraben und mit Kurganen zu bedecken; man thut sie in unbearbeitete Ochsenhäute und hängt sie weit hinter der Stadt auf Bäume auf; doch auch die Erde erhält, wie die Luft, das ihrige, da ihr die Leichen der Weiber übernatwortet werdeu; so ist es bei ihnen der Brauch“. Eben solches bezeugen die Variae Historiae: „die Kolchier thun die Todten in Felle, nähen sie ein und hängen sie an die Bäume“. Nymphodor von Syrakus (um das vierte Jahrh. v. Chr.) sagt, dafs es bei den Kolchiern nicht Brauch war, die Leichen der Männer zu verbrennen, noch zu beerdigen. Diese Leichname thun sie in frische Tierfelle und hängen sie auf die Bäume. Die Leichname der Weiber aber übergeben sie der Erde . . . Sie verehren vorzüglich den „Himmel und die Erde“.

20. Schascha.

Unter dem Namen Schascha verstehen die Abchasen den Erfinder des Schmiedehandwerkes. Von ihm heifst es: „Schascha ché ah-don“, was, übersetzt, bedeutet: „Schascha, der grofse Herr der Handwerke“. Schascha oder Schascli war der erste Schmied. Das glühende Eisen fafste er nicht mit der Zange, sondern mit Händen, und hämmerte es nicht auf dem Ambofs, sondern auf seinen Knieen. Er ist der Erfinder nicht allein des Schmiedehandwerkes, sondern der Erfinder und Beschützer von 363 andern Handwerken. Er ist ungemein mächtig und hitzig. Die Schmiede selbst, mit allem ihren Zubehör, ist Schaschas Bild.

Das Gebet zu ihm findet am Vorabende des neuen Jahres statt, und die vollständigste Ceremonie wird von Schmieden und Schlossern ausgeführt. Am Vorabende des Neujahrs schlachtet der Wirt ein Kalb oder einen Hammel, scin Weib aber je einen Hahn auf jedes Familienglied und bereitet einen Kuchen aus Weizenmehl mit frischem Käse. Die Leber und das Herz aller geschlachteten Tiere brät man besonders, wobei man sich, statt des Spiefses, eines Steckens von frischem Nufsholze bedient. Wenn die Speisen fertig und in die Schmiede gebracht sind, stellt der Schmied auf dem Ambofse alle seine Geräte auf, nahe dabei aber die Kohlenpfanne, und seine ganze Familie stellt sich um den Ambofs auf die Knie. Nachdem der Schmied seinen Baschlik (Kapuze) und Gürtel abgenommen (als Zeichen, dafs er sich an Schascha mit offenem Herzen und Gedanken wende), steckt er eine Wachskerze an, wirft Weihrauch auf die Kohlen der Pfanne und wendet sich an Schascha mit dem Gebete, dafs jener ihm und seiner Familie Gesundheit und langes Leben gewähre und die aus Eisen geschmiedeten Geräte ihm zum Nutzen und nicht zum Schaden dienen. Nach Beendigung des Gebetes, wenn die Auweseuden das „Amen“ gesprochen haben, schneidet der Wirt Stücke vom Kuchen und den Eingeweiden, die auf dem Nufsholzspiefse gebraten sind, ab, und wirft sie auf die Kohlenpfanne, dazu sprechend: „Bis dafs ich nicht im stande bin, mit diesen Stückchen alle Scherwaschidse und Autschaladse[1]) zu sättigen, möge niemand in meiner Familie erkranken. Darum bete ich zu dir, Schascha, und bringe dir dieses Opfer“. Der Schmied schneidet dann eben solche Stückchen von den übrigen Opfern ab und verteilt sie au alle Familienglieder, welche solche verzehren und drei Schluck Wein daranf trinken. Den Wein zu diesem Mahle bestimmt der Wirt gleich nach der Weinernte und hält ihn in einem besonderen Kruge, schöscher gap-hachi genannt, der in der Schmiede selbst vergraben ist. Bei Strafe seitens Schascha, darf ihn unter keinerlei dringenden Umständen vor dem Sylvesterabende weder der Wirt selbst, noch um so weniger ein Fremder berühren. Nach Beendigung der Gebetsceremonie werden die zubereiteten Speisen in das Haus des Schmiedes hinübergetragen, worin sich die Nachbarn versammeln und zu Ehren Schaschas bis zur Morgendämmerung zechen.

Das Gebet zu Ehren Schaschas am Vorabende des neuen Jahres stellen auch einige Fürsten an, wozu die dabei anwesenden Leute, die vormals Hörige jener Fürsten waren, ein jeder wenigstens einen Hahn mitbringt. Schascha ist eine der Gottheiten, die am häufigsten von den Abchasen angerufen wird.

Nach dem Begriffe der Abchasen bestraft die Gottheit, deren Namen fälschlich angerufen worden war, unverzüglich den Schuldigen mit denjenigen Mitteln oder Waffen, die in den Bereich ihrer Specialität gehören. So kann derjenige, der fälschlich den Namen von Ap-hi, der über das Gewitter verfügt, angerufen hat, nicht vermittelst der Schiefs- oder Stofswaffen, die eine Specialität von Schascha bilden, bestraft werden u. s. w.

Der Schwur bei Schascha pflegt von zweierlei Art zu sein: in der Schmiede und unter offenem Himmel. Im ersteren Falle stellt sich der Schmied, nachdem er den Hammer auf den Ambofs gethan und seine Hände auf der Brust gefaltet hat, auf eine Seite, der Schwörende auf die andere des Ambofses, dem Schmiede gegenüber, während derjenige, in dessen Sache der Schwur gethan wird, sich auf die Seite stellt. Der Schwörende sagt, nachdem er den Hammer in die Hand genommen: „Wenn ich dessen schuldig bin, wessen man mich beschuldigt, möge Schascha mein Haupt auf dem Ambofse zerschmettern“; bei diesen Worten schlägt er dreimal mit dem Hammer auf den Ambofs — der Schwur gilt hiermit für vollendet. Im zweiten Falle schlägt man in die Erde zwei Stöcke, einen dem andern gegenüber; auf sie hängt man geladene Flinten, mit der Mündung gegen den vom Schwörenden eingenommenen Zwischenraum gerichtet; abseits stellen sich die Anwesenden auf. Der Schwörende spricht: „Wenn ich eine Läge sagte, — möge Schascha mein Haupt auf den Kugeln aus diesen Flinten durchbohren“; — dabei geht er dreimal zwischen den Flinten hindurch.

Wer einen falschen Eid geleistet hat, bittet beim ersten mit Kopfweh verbundenem Unwohlsein seine Verwandten, von der Wahrsagerin den Grund seiner Krankheit zu erfragen. Die Wahrsagerin, die vom Schmied selber gewöhnlich schon vorher von allen, die einen Eid geleistet haben, benachrichtigt worden, weist, vor sich Bohnenkörner ausbreitend oder die Gestirne anschauend, als auf die Ursache der Krankheit auf den, dem Schascha dann und dann, in der und der Angelegenheit und in der angegebenen Schmiede geleisteten falschen Eid hin. Einer der Verwandten des Erkrankten begiebt sich zu demjenigen, in dessen Angelegenheit der falsche Eid geleistet wurde und bewegt ihn durch Geschenke, von Schascha dem Kranken Verzeihung zu erflehen, natürlich dabei versprechend, dafs jener nach seiner Genesung ihn völlig befriedigen werde. Darauf begeben sich beide in die Schmiede, wo der Eid geleistet wurde, und der den Kranken Beschuldigende tritt, nachdem er seinen Gürtel, als Zeichen, dafs seine Fürsprache bei Schascha aufrichtig sein werde, abgenommen, an den Ambofs und bringt ein Gebet vor, in welchem er zu

[1]) Die beiden angesehensten, vormals herrschenden, sehr zahlreichen Fürstengeschlechter Abchasiens. Verf.

Digitized by Google

Schascha flieht, er möge vom Schuldigen die Krankheit nehmen, als Zeugnis dessen, daß der Kranke nach seiner Genesung selber kommen werde, von Schascha Verzeihung zu erflehen; darauf läßt er in der Schmiede ein Stück Eisen und geht zum Kranken, um ihn zu beruhigen. Wenn der Kranke genesen, so kommt er, nachdem er den Beleidigten befriedigt hat, mit ihm zusammen in die Schmiede und dankt, nachdem er auf den Amboß kleine Silbermünzen (nicht weniger als zwei Rubel an Wert) hingelegt hat, Schascha für seine Genesung; während die von ihm mitgebrachten Schafe, Brot und Wein dem Schmied übergeben werden, von dem er, nach dem Gebete kleine Stücke Leber und Herz des Schafes erhält, um solche als Zeichen der von Schascha erlangten Verzeihung an seine Familie zu senden, während er selbst mit dem Schmied, dem von ihm beleidigten Manne und seinen Verwandten, im Hause des Schmiedes die mitgebrachten Speisen verzehrt.

21. Gebet zum Eirig-aaznych.

Eirig-aaznych ist der Beschützer des Diebstahls, Raubes und Mordes. Diese Gottheit führt jenseits des Flusses Bsyh den Namen Tschugnruchnych, und alle vormals zu den Ubychen, Schapsugen und andern Bergvölkern, auf Raub ausziehenden Abchasen opferten dem Tschugnruchnych, dessen Altar, wenn man so sagen darf, auf einem steilen Felsen jenseits der Festung Gogra lag. Die Gebete zu dieser Gottheit werden ausschließlich von den Leuten ausgeführt, die den von ihr beschützten „Künsten" obliegen. Zum Opfer bringt man dem Eirig-aaznych vier konische Bröte, über die man ein Gebet spricht, in welchem für das Unternehmen sein Segen erbeten und das Versprechen gegeben wird, im Falle des Erfolges dem Gotte noch etwas zum Opfer zu bringen. Die Bröte werden auf den Weg mitgenommen. Das Dankopfer aber wird aus der Zahl der gestohlenen Sachen dargebracht; wenn aber ein Pferd oder Rindvieh gestohlen wird, so besteht das Opfer aus einem Büschel Haare vom gestohlenen Thiere und alles dieses wird auf Bäume in der Umgegend des Ortes gehängt, wo man den beständigen Aufenthalt des Eirig-aaznych vermutet.

22. Anybfs-nycha-dudrüpsch.

Als mächtigster von den Göttern gilt Anybfs-nycha-dudrüpsch, für dessen Aufenthaltsort man den Berg Dudrüpsch hält. Die es wagen, den Berg zu besteigen, werden unverzüglich mit Blindheit gestraft; daher werden Gebete und Opfer der Gottheit am Fuße des Berges dargebracht. Als Gottheit hat Anybfs-nycha keinerlei ausschließlichen professionellen Bereich seiner Kompetenz, gilt aber für höher und mächtiger als alle übrigen Gottheiten. Die Ordnung der Gebete zu ihm und die ihm dargebrachten Opfer ist dieselbe wie bei Schascha, mit der Ausnahme blofs, daß bei der Eidesleistung vor ihm ausgesprochen wird: „Möge Anybfsnycha Blindheit und allerhand Krankheit über mich schicken" u. s. w.

Die Residenz des Anybsa-nycha befindet sich unter der ausschließlichen Beaufsichtigung der zahlreichen abchasischen Familie Anchaf-Tschitschba. Dieses Recht genießen die Tschitschba schon durch mehrere Generationen und es bringt ihnen grofse Einnahmen, da die Erlaubnis zur Darbringung von Opfern von der Gottheit bei ihnen mit Geschenken erkauft wird. Bevor man die Spitze des Berges Dudrüpsch, die eigentliche Residenz des Anybsa-nycha erreicht, kommt man unter einer Eiche zu einem Stein, in den das Bild der Mutter Gottes eingeschnitten ist; alle Eide sleistsendensind verpflichtet, auf diesen Stein irgend eine Münze oder irgend etwas Metallisches zu legen und wehe demjenigen, der es versuchen sollte, auch nur einen der hier befindlichen Gegenstände fortzunehmen.

23. Die Vorabende von Weihnacht und Neujahr.

Am Weihnachtsabende schlachtet man in jeder Familie, nach der Seelenzahl, Hühner, und bereitet für jedes Familienglied zu vier kwakwari, d. h. kleine, mit Käse gefüllte Bröte. Vor dem ersten Hahnenschrei müssen die Hühner gebraten und die kwakwari gebacken sein. Nach dem ersten Hahnenschrei stellt der Wirt Schüsseln auf den Tisch, thut in jede derselben ein Huhn und vier kwakwari und befestigt an die Schüsseln je eine Wachskerze. Unweit des Tisches stellt man ein Kohlenbecken auf. Alle Familienglieder stellen sich um den Tisch auf die Kniee, ein jedes seiner Schüssel gegenüber, und das älteste Familienglied betet, nachdem es die Mütze abgenommen und Weihrauch auf das Kohlenbecken geworfen, zu Gott, er möge ihn und seine Familie vor Zerrüttung des Magens schützen. Nach Beendigung des Gebetes stehen alle auf, wenden sich rechts und verbeugen sich gen Osten, essen darauf jeder seinen Anteil, wobei sie jedenfalls ihr Mahl vor der Morgendämmerung zu beendigen suchen.

Vor Neujahr wird nach dem Abendessen in jeder Familie gleichfalls ein Gebet um Bescheerung allen Wohls verrichtet. Dazu bereitet man einen viereckigen, mit Käse gefüllten Kuchen und thut ihn auf ein Brett, an das man eine Wachskerze befestigt. Die ganze Familie setzt sich rings auf die Kniee, und der älteste im Geschlechte verrichtet, Weihrauch auf die Kohlen werfend, sein Gebet; darauf verzehrt man den Kuchen, die Reste aber verbrennt man auf den Kohlen. Diese Gesetzceremonie heifst Kalinda. Am ersten Tage des neuen Jahres findet das Gebet Gunychwa (das herzliche Gebet) statt. Dazu bereitet man nach der Anzahl der Familienglieder Weizenbröte mit darin eingebackenen Ei. Das Familienhaupt, an die Brust eines jeden ein Brot legend, wendet sich zu Gott mit dem Gebet, um Verschonung derselben mit Krankheiten des Herzens. Nach dem Gebete verzehrt ein jeder sein Brot.

24. Dürre.

Zur Zeit einer argen Sommerdürre versammeln sich alle Mädchen des Dorfes in ihrem besten Schmucke unweit des Flusses. In drei Gruppen geteilt, bereiten sie aus Zweigen ein Floß, bedecken es mit Stroh und machen eine Puppe, die sie als Weib ankleiden. Nach Beendigung aller dieser Vorbereitungen treiben sie einen Esel herzu, bedecken ihn mit weifsem Tuche, und setzen auf ihn die Puppe; eins der Mädchen nimmt den Esel am Zügel, während zwei andere die Puppe halten und sich zu der Stelle, wo das Floß erbaut ist, begeben; die übrigen Mädchen aber gehen zu beiden Seiten der Prozession, dazu singend: „Dsiwa dsiwa dswari! kwakwa mykrylda aphsch-sch iphа did schiwait day chntschik, day chutschik", was in der Übersetzung bedeutet: „Wasser, Wasser zu erlangen! zu erlangen Regenwasser — rotes Gänseblümchen! Sohn des Herru, wir lechzen nach ein wenig Wasser, ein wenig Wasser!" An dem Flusse angelangt, nehmen sie vom Esel die Puppe herunter, setzen sie aufs Floß und, nachdem sie Stroh angezündet überantworten sie das Floß dem Laufe des Wassers; darauf suchen sie den Esel ins Wasser zu treiben, was natürlich nicht wenig Mühe kostet. Endlich gelingt es, den Esel ins Wasser zu ziehen und, ans jenseitige Ufer gelangt, beginnt er zu schreien, was als das sicherste Vorzeichen baldigen Regens gilt. Wenn aber der Esel

Digitized by Google

bei der Ceremonie nicht schreit, so wird am andern oder dritten Tage solche aufs neue wiederholt.

25. Heilige.

Unabhängig von der Verehrung aller oben aufgezählten Gottheiten stehen die Einwohner der Dörfer Lychny, Lsaa und Ilori unter dem Schutze der Heiligen, denen die in diesen Dörfern errichteten Kirchen gewidmet sind oder, richtiger, unter dem Schutze der Kirchen selbst. In Lychny ruft jede Familie den Schutz der Anan-Lychnych (Mutter von Lychny) an, in Lsaa — der Anan-Lsaanych (Mutter von Lsaa, d. h. des zu Ehren der Mutter Gottes errichteten Tempels Pizunda), in Ilori — des Zminda Giorgi (Kirche des heiligen Georg). Zur Erflehung von deren Schutze sind Opfer nötig, die von jeder Familie alljährlich, an einem der Sonntage abends dargebracht werden.

An dem zum Opfern bestimmten Tage wird aus der Herde das beste jährige Mohkalb ausgewählt und schon in das Haus geführt, wo beständig die in der Kirche erflehende Familie wohnt. Ein Abendessen wird zubereitet, bestehend aus gekochtem und gebratenem Lammfleisch, und die ganze Familie wäscht sich und kleidet sich in neue Wäsche. Das Familienhaupt in einer Hand das Wachslicht, in der andern die an den Hals des Kalbes gebundene Schnur, wendet sich zur Kirche mit dem Gebete um Schutz für sich und die Familie, wobei er den Vorbehalt thut, dafs der Kirche das Kalb gewidmet und aller Zuwachs männlichen Geschlechts derselben ihr geopfert werden wird, statt des Kalbes aber Schafe geschlachtet werden sollen. Nach diesem Gebete wird dem Kalbe das Ohr eingeschnitten, und von dieser Zeit an gilt es für unantastbar und kann nicht zur Speise verwandt werden. Das Kalb mufs am Tage seiner Widmung dieser Kirche im Hause, mit der Familie zusammen, nächtigen.

Wenn jemand von den Bewohnern der drei oben erwähnten Dörfer an einen andern Wohnort übersiedelt, so mufs er auch dort alljährlich der Kirche seines Heimatsdorfes sein Opfer darbringen. Von dieser Regel sind auch die Mädchen dieser Dörfer, die sich an Einwohner anderer Dörfer verheiraten, nicht ausgeschlossen: wie sie selbst, so ihre Kinder, gelten sie als unter dem Schutze der lychyschen, pizundaschen oder ilorischen Kirche stehend und daher verpflichtet, ihnen Opfer darzubringen.

Eine Elefantenjagd bei den Benong in Hinterindien.

Von C. W. Rosset.

Die gröfste unter den wilden indochinesischen Völkerschaften sind die Benong. Ihr Gebiet erstreckt sich westlich bis in die Nähe des Mekhong, nördlich bis zum Bang Came, einem linkseitigen Nebenflusse des oben genannten grofsen Stromes, östlich bis an das annamitische Küstengebirge und südlich bis zur Nordgrenze von Kambodja.

Zu den abhängigen Benong sind hauptsächlich diejenigen zu rechnen, die an Kambodja grenzen, während die unabhängigen sich tief in das gebirgige, waldreiche und schwer zugängliche Innere des Landes zurückgezogen haben.

Die Abhängigkeit der ersteren äufsert sich vorzugsweise in den kommerziellen Beziehungen zu den Kambodjanern, ihren Schutzherren, auf deren Gnade sie fast vollständig angewiesen sind. Die Benong liefern den Kambodjanern wertvolle Handelsartikel, wie Elfenbein, Hirschgeweihe, Felle, besonders auch Elefanten und Sklaven, und tauschen dafür geringwertige, aber teuer berechnete Gebrauchsgegenstände und Genufsmittel, wie Kleidungsstoffe, Tabak, Betel, Salz, Perlen und Messingdraht, ein, aufserdem haben sie bestimmte Abgaben dafür zu entrichten, dafs ihnen die Kambodjaner Ackergeräte und Arbeitsrinder während der Erntezeit leihweise überlassen.

Ich nannte unter den Handelsartikeln, die im Verkehr zwischen den Benong und den Kambodjanern eine Rolle spielen, auch die Elefanten, der Zweck meiner Ausführungen soll nun hauptsächlich der sein, dem geneigten Leser ein Bild von dem grofsartigen Jagdbetriebe zu entwerfen, wie er zum Zweck der Elfenbeinerbeutung und des Einfangens junger Dickhäuter von den Benong teils selbständig, teils unter der Aufsicht ihrer Schutzherren ausgeübt wird. Über Elefantenjagden ist schon viel geschrieben worden, aber meines Wissens noch nichts über diejenigen der Benong. Ich darf mich rühmen, der erste Europäer zu sein, dem ein längerer Aufenthalt bei diesen Stämmen vergönnt war. Ich hielt mich in dem Benongdorfe Pumpiä auf, wo ich ethnographische Sammlungen machte und viele kranke Benong ärztlich behandelte. Um diese Zeit kam gerade ein kambodjanischer Mandarin zur Elefantenjagd hier an. Ich bat ihn, mich an einer Jagd teilnehmen zu lassen. Obwohl die Eingeborenen protestierten, da die Gegenwart eines Weifsen jeden Jagderfolg vereiteln würde, liefs sich der Kambodjaner schliefslich doch durch einige Geschenke überreden, mir die Teilnahme an der Jagd zu gestatten.

Man vereinigte zehn ältere, vollständig zahme Elefanten zu einem Trupp, sie wurden mit den nötigen Fanggerätschaften und mit Proviantkörben beladen und mit einem ausreichenden Personal bemannt: dann ritt die Gesellschaft vorwärts, einer elefantenreichen Gegend zu. Unsere Dickhäuter trabten im Gänsemarsch, am Schlufs auf dem prächtigsten der Tiere der Mandarin und ich.

Die vorausgehenden Elefanten mufsten uns den Weg bahnen, indem sie alles hindernde Gesträuch mit dem Rüssel abschlugen. Über Stock und Stein, über Hügel und Flufs, durch dick und dünn ritt die Kavalkade, womöglich stets dem Winde entgegen, bis sich eine frische, an der Losung und neu abgebrochenen Zweigen und Kräutern erkennbare Elefantenfährte fand. Nun wurde Halt gemacht und abgesattelt, das Gepäck unter der Obhut des vorläufig überflüssigen Personals zurückgelassen und der Trupp jagdfertig gemacht. Den Elefanten blieb weiter nichts auf dem Leibe, als ein fingerdickes grünes Meerrohr, das ihnen um den Rumpf gebunden war und den Reitern bei beftigen, unregelmäfsigen Bewegungen des Tieres Halt gewähren sollte. Ich konnte nur mit Mühe dem Mandarin die Vergünstigung abringen, meine Elefantengewehre (Kaliber 4 und Kaliber 12) mitnehmen zu dürfen. In Ochsenfell gewickelt, wurden sie an dem Leibe unseres Dickhäuters festgeschnürt. Jedes Reittier würde mit zwei Mann besetzt, dem Einen, der auf dessen Rücken sitzt oder steht, dem sogenannten Fangknecht, und dem andern, der seinen Platz gleich hinter dem Genick des Tieres hat, dem „Leitknecht". Der Fangknecht führt eine lange Bambusstange, die bis auf den Boden reicht und an deren unterem Ende eine aus Kokosfasern (oder aus Fellriemen) geflochtene Schlinge so befestigt ist, dafs sie sich durch einen energischen Ruck

Digitized by Google

lösen läßt. Sie ist an einen langen, aus Tierfellriemen geflochtenen Strick gebunden, den der Fangknecht ungefähr in der Mitte, der Leitknecht am Ende gepackt hält.

Bisher hatte ich alle Vorgänge der Jagd mit gleichmütigem Interesse verfolgt; bei dem, was sich nun aber weiter abspielte, blieb mir keine Muße mehr, den gemächlich dreinblickenden Zuschauer zu spielen. Es galt jetzt, alle Gedanken zusammenzunehmen. Um die wilde Elefantenherde möglichst rasch zu stellen, ging es nämlich jetzt fort in schnellstem, rasendem Tempo der Fährte nach. Alle Augenblicke kam ich in die Gefahr, von einem Baumast gefaßt und heruntergeschleudert oder von einem spitzen Bambus aufgespießt zu werden. Fang- und Leitknecht, wie auch der Mandarin, wußten mit größter Geschmeidigkeit jedem drohenden Verderben uns dem Wege zu gehen. Oft sah ich den Leitknecht sich förmlich platt machen hinter dem Genick des Dickhäuters, den Fangknecht dagegen nach dem Schweif des Elefanten fassen und sich auf die Hinterläufe des Tieres steumen, um nicht abgestreift zu werden. Schon sah ich mich mit gebrochenem Genick am Boden liegen, da endlich erreichten wir unser Ziel. Ein freies Terrain that sich vor unsern Augen auf, wo sich wohl an die zwanzig wilde Elefanten, alte und junge, zusammengerottet hatten und in ihrem Unmut, überrascht worden zu sein, heftig trompeteten.

Nun gings ohne Zeitverlust in rasendem Carriere mitten in die Herde hinein. Die Leitknechte hieben, um ihre Tiere zu äußerster Leistungsfähigkeit anzuspornen, mit eisernen Haken wie toll auf die Schädel der Elefanten ein, so daß den Dickhäutern das Blut über Augen und Ohren tropfte. Doch die mächtige Schädeldecke schien solche Mißhandlung zu vertragen und bereits gewohnt zu sein.

Jetzt kam es darauf an, einen der jungen Elefanten der wilden Herde von den alten zu trennen. (Ich muß hier bemerken, daß der wilde Elefant im Kampfe mit zahmen zwar nicht feige, aber äußerst vorsichtig und zurückhaltend ist, weil er die Überlegenheit seines von Menschenhand gelenkten Gegners wohl herausfühlt.)

Bald war ein Muttertier mit einem Jungen abseits gedrängt worden; sofort machten mehrere unserer zahmen Elefanten einen Angriff auf sie und rasten zwischen beiden hindurch. Die Mutter suchte sich durch Rüsselschläge zu wehren, denen die Mannschaft geschickt auszuweichen verstand. Endlich hatte man beide auseinandergebracht. Die auf dem Rücken ihrer Reittiere freistehenden Fangknechte trachteten ihre Schlingen mit den Bambusstangen so über den Boden zu führen, daß sich der Fuß des ängstlich hin und herlaufenden Jungen darin finge. Das gelang auch einem der Fangknechte. Der rechte Hinterlauf des Dickhäuters saß, die Stange fiel und löste sich von dem Stricke, diesen packten mit vereinten Kräften die Fäuste des Fang- und Leitknechtes und zogen ihn straff an. Der junge Dickhäuter merkte die Gefahr und suchte zu fliehen. Während nun der größte Teil des Personals die wilde Herde in Schach zu halten suchte, widmete der Rest seine Mühe der Düngestmachung des Gefangenen. Eine tolle Hetzjagd begann. Voraus der Gefesselte, hinter ihm her raste der glücklichste Fänger mit seinem Tiere, links und rechts andere Jagdgenossen. Der Gehetzte wurde so lange im Kreise herumgejagt, bis er ermüdet am Waldesrande zusammenbrach. Die Knechte umstellten ihn, saßen ab und krochen vorsichtig unter ihren Reittieren durch und fesselten die Läufe des Gestürzten mit den Tierfellstricken ihrer Fanggeräte an Baumstämme, daß er kein Glied rühren konnte. In dieser wenig angenehmen Situation wurde er mehrere Tage gelassen.

Am ersten Tage mußte er vollständig fasten, am zweiten bekam er etwas Wasser zu saufen, am dritten wurde er mit einigen Bissen gefüttert und war dann schon so gefügig, daß er sich von den zahmen Dickhäutern leiten ließ, die ihn durch Liebkosungen zu trösten suchten. Am achten Tage seiner Gefangenschaft war er so weit gezähmt, daß man sich ihm ohne Gefahr nähern konnte.

Nach der obigen Schilderung könnte es scheinen, als ob der hinterindische Elefant ein ziemlich harmloses Tier wäre. Dies ist aber absolut nicht der Fall, er kann sogar, wenn er durch Verwundung gereizt ist, dem Menschen, und namentlich einer Weißhaut gegenüber, recht gefährlich werden. Er unterscheidet sich hierin von seinem vorderindischen Verwandten, der nach dem ersten auf ihn abgefeuerten, nicht tödlich verwundenden Schusse sofort das Weite sucht, während der indochinesische Dickhäuter den vereinzelten Jäger direkt angreift.

Zum Beleg hierfür will ich kurz das Abenteuer erzählen, das ich gleich nach Beendigung der oben beschriebenen Hetzjagd erlebte. Ich wollte den Kambodjanern zeigen, was ein europäischer Jäger ist und bat deshalb den Mandarin um Erlaubnis, mit meinem durch alle Gefahren glücklich hindurchgeretteten Gewehre, Kaliber 4 (d. i. wie ein Mittelbleusen Kaliber), der wilden Elefantenherde, die sich inzwischen abgebetzt und müde in den Wald zurückgezogen hatte, nachzuschleichen und mein Jagdglück zu versuchen. Zögernd und erst, nachdem ich ihm wiederholt hatte versichern müssen, daß er für nichts verantwortlich sei, gab er seine Einwilligung. Ich nahm Gewehr und Munition zur Hand, machte mich schußfertig und befahl meinem kambodjanischen Diener, mir in gewisser Entfernung mit meinem Reservegewehre, Doppelkugelläufer Kaliber 12, zu folgen.

Da mich niemand begleiten wollte, selbst nicht gegen eine hohe Summe, als ein Diener, ging ich mit etwas klopfendem Herzen in den Wald. Hier kam angekommen, sah ich fünf bis sechs Elefanten direkt vor mir stehen. Es waren wilde: das bewies die zolldicke graue Schmutzkruste, die ihren Leib bedeckte, während meine zahmen Elefanten schön blank gewaschen waren. In dieser kritischen Situation schaute ich mich nach meinem Diener um: er war verschwunden. Hatte er die Absicht, Verrat an mir zu üben? Hierüber nachzudenken, sollte mir keine Muße vergönnt sein. Denn schon stürzte ein ausgewachsener weiblicher Dickhäuter, dem ein Junges folgte, mit gehobenem Rüssel und markund beindurchdringendem Trompeten auf mich los. Ich hatte keine Zeit mehr, regelrecht anzulegen und feuerte freihändig der Bestie in den geöffneten Rachen. Der gewaltige Rückstoß des fast einer kleinen Kanone ähnlichen Gewehres warf mich zu Boden. In demselben Augenblicke hörte ich, daß mein Diener aus dem Zwölfer zwei Schüsse abgab. Ich hatte mich rasch wieder erhoben, konnte aber von dem Elefanten infolge der starken Rauchentwickelung meines Viereres nichts sehen. Da fühlte ich plötzlich einen Gegenstand durch die Luft sausen und mein Gesicht streifen. Ich spürte noch, daß ich einige Meter weit fortgeschleudert wurde. Als ich wieder zu mir kam, vielleicht nach vier bis fünf Stunden, nachdem ich nach einem Zelte getragen wurde, standen die Kambodjaner und die Lausianer um mich herum; sie hatten mich schon tot geglaubt. Meine Kleidung war mit Blut befleckt; eine schmerzhafte Empfindung am Oberkiefer lehrte mich, daß mit meinem Gebisse etwas nicht in Ordnung war.

Digitized by Google

Ich tastete mit den Fingern in den Mund und merkte, dafs mir mehrere Zähne fehlten. Der Elefant hatte sie mir mit seinem Rüssel ausgeschlagen. Von dem Dickhäuter aber war jede Spur verschwunden. Drei Kugeln hatten ihm nichts anhaben können; ist ja eine tödliche Verwundung doch auch nur dann zu erhoffen, wenn das Geschofs durch die Schläfe oder durch das Auge ins Gehirn dringt.

Da der Elefant ausgezeichnet wittert und hört, so gehört für den Europäer ein jahrelanges Studium dazu, ihm auf der Pürsche beizukommen, und meine 15jährigen Reisen in Indien und Afrika haben mir genügende Erfahrungen gegeben. Der geräuschlos im kambodjanischen Kostüme sich anschleichende Eingeborene wird trotz seiner unvollkommenen Waffen einen besseren Erfolg erzielen, als der tropenreisende Europasohn mit den knarrenden Lederstiefeln, der klappernden Jagdtasche und dem blankgeputzten Hinterlader. Die wilden Benong erlegen die Elefanten mit vergifteten Pfeilen, die zwar dem dicken Panzer des Tieres nichts anhaben können, wohl aber an dünnhäutigen Stellen, wie namentlich am Rüssel, ihm verderblich werden. Hier dringt die aus einem Kräuterextrakte bestehende Giftsubstanz ins Blut und wirkt so heftig, dafs der Getroffene nach spätestens zehn Minuten unter grofsen Schmerzen und plötzlichem Umbertoben verendet. Den Kadaver lassen die Eingeborenen einstweilen liegen und verwesen, bis sein wertvollster Teil, die Stofszähne, sich mit Leichtigkeit loslösen lassen. Dann modert die Elefantenleiche weiter; tausende und abertausende von Maden entwickeln sich in dem faulenden Kadaver, Gase blähen den Leib zu einem riesigen Ballon auf, bis eines Tages der Druck der Aufsenluft dem Drucke von innen keinen genügenden Widerstand mehr entgegenzusetzen vermag. Mit einem Knalle zerplatzt der gewaltige Panzer und entleert sich seines scheufslichen Inhaltes. So enden die meisten dieser edlen Tiere in den Urwäldern Hinterindiens.

Die Mayahieroglyphen.

Von E. Förstemann. Dresden.

Es ist gut für den Wanderer, wenn er auf seinem Wege zuweilen rückwärts blickt; und dasselbe gilt auch von dem Wege, auf dem die Wissenschaft vorwärts schreitet. Man erkennt aus dem bereits Erreichten klarer das, was zunächst und was überhaupt zu erreichen ist. Die wunderbaren Schriftzeichen, die sich auf den steinernen Denkmälern und in den alten Handschriften von Guatemala, Chiapas und Yucatan finden und die noch vor wenigen Jahrzehnten ein völliges Rätsel waren, werden gegenwärtig eins nach dem andern verständlich und fordern zu solch einem Rückblicke um so mehr auf, da in ihnen das vorcolumbische Amerika seine höchste Bildungsstufe erreicht hat.

Das eigentliche Geburtsjahr für die Entzifferung dieser Schriftzeichen ist aber das Jahr 1863, in welchem der Abbé Brasseur de Bourbourg zu Madrid das Manuskript der relacion de las cosas de Yucatan des Diego de Landa (Bischofs von Merida in Yucatan 1573 bis 1579) entdeckte, die er 1864 herausgab. Darin fanden sich die Zeichen der Zahlen von 1 bis 19, die 20 Tageszeichen der 20tägigen Periode und die 19 Zeichen der in einem Jahre enthaltenen Perioden dieser Art. Und alle diese Zeichen begegneten, von zahlreichen Varianten abgesehen, wirklich auf den Inschriften und in den Handschriften wieder, so dafs damit der Grundstein zum Weiterbaue gelegt war. Über diese Zeichen hier weiter zu sprechen oder sie nachzubilden, widerstrebt mir, da sie festes Eigentum der Wissenschaft sind und sich an vielen Orten wiedergegeben finden, z. B. in meinen „Erläuterungen" vom Jahre 1886. Dafs ich auch über das sogen. Alphabet des Diego de Landa hier schweige, wird mir niemand verdenken.

Die nächste Vermehrung des Materiales geschah 1876 durch Léon de Rosny in seinem Essai sur le déchiffrement de l'écriture hiératique de l'Amérique centrale, worin wir die völlig sicheren und allgemein bekannten Zeichen für die vier Weltgegenden gedeutet finden. Diese Entdeckung wurde gleichzeitig in Amerika durch Cyrus Thomas gemacht.

In zweien dieser vier Zeichen und in einem der 18 zwanzigtägigen Perioden fand sich nun, wie von selbst, wie auch Léon de Rosny selbst erkannte, das Zeichen für die Sonne enthalten. Das Wort für Sonne aber, kin, bezeichnet zugleich den Tag, und es zeigte sich, wenn auch erst später, dafs jenes Zeichen auch in dieser Bedeutung gebraucht wird.

In der Vorrede zu meiner ersten Ausgabe der Dresdener Handschrift (1880) nahm ich keinen Anlafs, mich mit der Zeichendeutung abzugeben, jedoch wurde gerade diese Ausgabe für mich, wie für andere, ein starker Sporn zu weiterem Forschen. Es war besonders mein Bekanntwerden und daraus hervorgehendes briefliches und persönliches Zusammenarbeiten mit meinem Freunde Dr. Schellhas in Berlin, das uns mannigfaches Licht brachte. So gerieten wir bald auf die Betrachtung desselben Zeichens, in welchem Schellhas den Mond, ich (und gleichzeitig Herr Pousse in den Schriften der Société Américaine) den Zeitraum von 20 Tagen erkannte. Und beides ist sicher. Also entweder mufs der Mond, indem man ihn für die Zeit um den Neumond als tot erachtete, nur für je 20 Tage als lebendig angesehen sein, oder der Mond wurde als Manu aufgefafst, dem vinak beifst in den Mayasprachen sowohl 20 als Mann, von der Zahl der Finger und Zehen. Sehr nahe war auch ich (Erläuterungen, S. 12) daran, ein zweites Zeichen für 20 zu finden, welches durch Dr. Seler 1887 sicher als solches erkannt wurde.

Besonders erfreulich war es mir, dafs ich im April 1885 das Zeichen für die Null bestimmen konnte und bald darauf auch die Weise entdeckte, wie die Mayas die höheren Zahlen schrieben, die sich von da ab bis in die Millionen lesen liefsen. Auf dieser Entdeckung beruht der gröfste Teil meiner späteren Forschungen.

Eng damit zusammen hängt auch das Auffinden der Hieroglyphe für die Venus, welches sich immer von neuem als völlig sicher erweist.

Alle diese Zeichen habe ich im Jahre 1886 in meinen „Erläuterungen" mitgeteilt, kann sie also hier mit Rücksicht auf den Raum auslassen, bemerke aber, dafs mein eben daselbst unternommener Versuch, auch die Zeichen der übrigen Planeten zu bestimmen, mir jetzt nur, wie schon damals, als höchst unsicher erscheint.

Hier sind nun besonders zwei Aufsätze des Dr. Schellhas zu erwähnen: 1. die Mayahandschrift der königlichen Bibliothek zu Dresden (1886, in der Berliner Zeitschrift für Ethnologie S. 12), und 2. die Göttergestalt der Mayahandschriften (1892, in derselben Zeitschrift S. 101). Da wir hier nicht von den übrigen Ver-

Digitized by Google

diensten dieser Schriften, sondern nur von der Bestimmung weiterer Schriftzeichen zu sprechen haben, so bemerke ich hier nur, dafs wir erstens darin vier kleinere Zeichen, die öfters als Präfixe vor andern Hieroglyphen erscheinen, sicher geeinlet finden; sie setzen nämlich diese Hieroglyphen in Beziehung zu je einer von den vier Weltgegenden, ohne dafs die oben erwähnten eigentlichen Zeichen derselben gewählt zu werden brauchen. Viel gröfser aber ist der zweite hier von Schellhas errungene Erfolg, der darin besteht, dafs etwa 20 verschiedene Schriftzeichen als die Bezeichnungen von 20 verschiedenen Göttern erkannt wurden, und zwar die häufigeren mit voller Sicherheit, die andern mit gröfserer oder geringerer Wahrscheinlichkeit. Den Göttern hat aber Schellhas nicht etwa bestimmte der überlieferten Namen gegeben, sondern sie vorläufig nur mit Buchstaben bezeichnet, sehr mit Recht, denn auf dem Olymp der Mayas und der Azteken finden sich so viele verschlungene Kreuz- und Querwege, dafs ein Verirren hier fast unvermeidlich ist, besonders auch wegen der schwer zu bestimmenden Grenze zwischen allgemeinen und Lokalgottheiten.

Ich bin nun genötigt, von mir selbst zu sprechen. Seit meinen „Erläuterungen" (1886) habe ich acht verschiedene Abhandlungen für die Mayawissenschaft herausgegeben: 1. Drei Aufsätze „zur Entzifferung der Mayahandschriften", 1887, 1891, 1892 in der Form von fliegenden Blättern, zunächst nur zur Privatverteilung erschienen; ihnen soll ein vierter, dem Stockholmer Amerikanistenkongrefs vorzulegender, bald folgen, 2. „zur Maya-Chronologie" (1891) in der Zeitschrift für Ethnologie, 3. die Vorrede zu meiner zweiten Ausgabe der Dresdener Handschrift (1892), 4. drei Aufsätze im Globus Bd. 63, Nr. 2; Bd. 65, Nr. 1 und 15, a) die Zeitperioden der Mayas, b) zum mittelamerikanischen Kalender, c) die Plejaden bei den Mayas.

Wegen dieser Zersplitterung des Stoffes und weil ich hier noch ein Paar in diesen Abhandlungen nicht besprochene Zeichen erwähnen will, teile ich hier die Form einiger neu bestimmten Hieroglyphen selbst mit, verschweige aber der Kürze wegen die noch unsicheren. Da ich vom mathematischen Standpunkte ausgegangen bin, so betreffen diese Hieroglyphen wesentlich bestimmte Zeiträume:

1. das Zeichen für das Jahr von 360 Tagen, schon längst bekannt als Zeichen der 20tägigen Periode Pax, als welches es aber meistens mit drei unten angefügten Kugeln erscheint, in denen ich gern die hervorragendste Stelle des Himmelsäquators, die drei Gürtelsterne des Orion erkennen möchte, mit denen im Pax die Sonne in Konjunktion steht.

2. die Zeit von 20 Jahren, 20.360 = 7200 Tagen.

Beide Zeichen sind (mit Varianten) den Handschriften und Inschriften gemeinsam; aus letzteren führe ich hier noch zum erstenmale (in der Form, wie sie das Kreuz von Palenque zeigt) die beiden folgenden an:

3. die Zeit von 20.7200 = 144000 Tagen.

4. die Zeit von 20 Tagen.

Hierzu füge ich aus den Handschriften noch

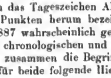
5. die Zeit von 52.365 = 18980 Tagen,

nach welcher ein bestimmter Tag wieder auf dieselbe Stelle des Jahres fällt, also das Tageszeichen Imix, das gewöhnlich als erstes der Tageszeichen gilt, mit dem sogen. Klapperschlangenornament, das hier und in andern Fällen, wie hier gleich bemerkt werden mag, ein Zusammenfassen, Verweingen bedeutet.

Mit Stillschweigen übergehe ich hier die vielleicht von mir schon gefundenen, doch noch nicht als ganz sicher auszugebenden Zeichen für die Perioden von 260, 2920 (8.365) und 8760 (24.365) Tagen.

Wichtig ist es, zu untersuchen, ob nicht aufser Sonne, Mond und Venus noch andere Gestirne ihre besonderen Zeichen haben. Von den Plejaden habe ich es in dieser Zeitschrift wahrscheinlich zu machen gesucht, dafs sie mit dem sonst bekannten Moan-Köpfe und seinen Vertretern bezeichnet werden. Den Merkur glaube ich in einem Venuszeichen zu erkennen, vor das ein auf den Kopf gestellter Menschenkörper gezeichnet ist (Cod. Dresd., 57 u. 58). Dafs der Sternenhimmel überhaupt durch das Tageszeichen Akbal (Nacht) mit einem Kreise von Punkten herum bezeichnet wird, hat schon Dr. Seler 1887 wahrscheinlich gemacht.

Mit den chronologischen und astronomischen Zeichen hängen eng zusammen die Begriffe Anfang und Ende; ich glaube für beide folgende Hieroglyphen gefunden zu haben:



Das sind in der Hauptsache zwei Köpfe, deren erster als Auge das eben erwähnte Tageszeichen Akbat hat, mit welchem die 20tägigen Perioden nach neuester Entdeckung anfangen können, darunter die bekannten, ein Fortschreiten bezeichnenden Fufsstapfen, während das zweite Zeichen mit der siebenten jener Perioden, Xut, übereinstimmt; Xut aber heifst geradezu das Ende. Wie beide Zeichen im Gegensatze zu einander stehen, lehren besonders die Blätter 61, 62 und 70 der Dresd. Handschrift, aber auch andere Stellen.

Von den kleinen Zeichen, die als Prä-, Suffixe u. s. w. der gröfseren erscheinen, erwähnte ich bereits die vier auf die Weltgegenden bezüglichen und das die Zusammenfassung bezeichnende Klapperschlangenornament. Diesem letzteren entgegengesetzt ist das Zeichen der Teilung, oder , das Obsidianmesser andeutend, wie Dr. Seler 1887 erkannte. Dafs das häufige Superfix, welches aus den Tageszeichen Ben und Ix besteht, und Handschriften wie Inschriften gemeinsam ist, die einzelnen Mondmonate von 28 oder 29 Tagen bezeichnet, habe ich in dieser Zeitschrift wahrscheinlich zu machen gesucht und denke diese Ansicht noch weiter zu stärken.

Von den in der Mayalitteratur vorkommenden Abbildungen bestimmter Gegenstände ist hier nicht die Rede, nur insofern sie geradezu als Schriftzeichen in der Reihe der übrigen erscheinen, sind sie heranzuziehen. Dahin gehören z. B. die öfters in der Nähe voneinander erscheinenden vier Tierfiguren, ein Stück eines Säugetieres, ein Vogelkopf, ein Leguan und ein Fisch, vielleicht verschiedene Opfer bezeichnend.

Digitized by Google

Wichtig ist die in Handschriften wie Inschriften oft wiederkehrende Hand. Sie erscheint bald als fassende bald mit fortgelogenem, bald als zeigende mit angelegtem Daumen. Die erstere scheint wirklich, wie das oben erwähnte Ornament, ein Zusammenfassen zu bezeichnen, worauf ich in meinem nächstens erscheinenden Aufsatze „zur Entzifferung IV“ zu kommen gedenke, die zweite aber bedeutet wohl kaum je etwas anderes als eine Bewegung im Raume (wie bei unsern Wegweisern) oder einen Verlauf in der Zeit, wie z. B. massenhaft Dresd., 46 bis 50.

Das ist so ungefähr der bis jetzt in Sicherheit gebrachte Schriftschatz der Mayas. Er umfaßt wohl das wichtigste, aber lange nicht das meiste unter den Zeichen. Hoffentlich mehrt sich dieser Schriftschatz schon in nächster Zukunft. Bis jetzt aber fehlt es dazu an Arbeitern.

Aus allen Erdteilen.

— Kapitän Decazes unternahm mit der zweiten Abteilung der geplanten großen Mexikanischen Expedition, welche die Ansprüche Frankreichs in Jakoma an der Mündung des Mbomu zur Geltung gegenüber dem Congostaate bringen soll, im Dezember 1883 die Fahrt auf dem Ubangi, von Bangui aus. Der Monotonie des unteren Ubangi folgte bald eine sehr pittoreske Landschaft, Hügelreihen begleiten die Ufer (vergl. Globus, 65. Bd., Nr. 12, S. 200), eine Masse von Inseln, dicht bestanden mit hohen Bäumen, zwingen den Strom, sich in viele Kanäle zu zerteilen; auch die Vegetation verändert sich; Sträucher und Bäume verlieren den scharfen Duft, die Palme verschwindet. Die Eingeborenen vom Stamme der Langwani, westlich von der Mündung des Kuangu wohnend, sind Kannibalen und gehen vollständig nackt; die Frauen tragen als einziges Kleidungsstück einen durch Schnüre hergestellten Haarbeutel, welcher oft bis zu den Knöcheln hinabreicht. Aufwärts von Bannyville wird die Feier der Sangoweiber noch eigentümlicher; sie verlängern kunstvoll die Haar bis zu 10, bis zu 15 m, wickeln den langen Strang um einen Stock und schnallen diesen mittels Riemen auf der Schulter fest. Es ist das offenbar eine übertriebene Erweiterung der Mode der benachbarten Nsakarra, welche nach Junker (Reisen in Ostafrika, 3. Bd., S. 238) scheibenförmige Haargeflechte am Hinterkopfe tragen. Von den vielen Stämmen, welche Junker als westlich von Ali-Kobbo wohnend erkundet hat, wird nur der der Sango oder A-Bassango erwähnt. Decazes traf am 24 Januar 1884 in Jakoma ein.

B. F.

— Dr. G. S. Robertsons Reisen und Forschungen in Kafiristan bildeten den Gegenstand eines Vortrages in der Londoner geographischen Gesellschaft am 25. Juni. Besser als bisher ein Europäer vermochte Robertson, der britischer Militärarzt ist, die kleine abgelegene Hochge-birgsweit Centralasiatens zu erforschen, in welcher sich ein Jahr aufhielt. Trotzdem die Sitten, Afghanistan im Westen, der Hindukusch und Badakschan im Norden begrenzen das noch heidnische, unabhängige Ländchen, dessen Gewässer alle dem Kabulflusse zufließen. Robertson erforschte das Bagrotthal, von dem aus er in das Minjanthal in Badakschan gelangte, er besuchte die Thäler Viron und Presum, von denen das letztere der heiligste Platz des Landes ist. Die Reisen, obwohl schwierig durch manche Hindernisse, welche die eifersüchtigen Stämme Robertson in den Weg legten, verliefen ohne Unfall. Alle Pässe, die aus Kafiristan nach Badakschan hinüberführen, fand Robertson nicht unter 5000 m Höhe. Die einzelnen Thäler des Landes sind im Winter durch Schnee völlig von einander abgeschieden und ohne Verkehr untereinander.

Robertson unterscheidet drei sprachlich geschiedene Hauptstämme im Lande: die seit längerer Zeit bekannten Siposch; die Wai mit den Aschkun und die von den vorigen sehr verschiedenen Presun. Es war ihm unmöglich, ein einiges Wort der letzteren mundartsprechen; die bei den religiösen Handlungen von ihren Priestern ausgesprochenen Wörter glichen einem „sanften musikalischen Miauen“. Auch über die Sitten und Gebräuche der Kafirs machte der Reisende wertvolle Mitteilungen.

— Über Erdbeben auf den Neuen Hebriden veröffentlicht der französische Kolonialarzt Dr. Daville einige bekanntliche Beobachtungen in den Comptes Rendus 1884, p. 245. Vom März 1882 bis Dezember 1883, also innerhalb siebzehn Monaten, beobachtete er — fast alle auf der Insel Vaté — nicht weniger als 127 Stöße, teils einzelne, teils eine Reihe bildende. Eine ähnliche Häufigkeit der Beben beobachteten auch die Bewohner der Inseln Malliculo, Ambrym, Santo und Api. Alle waren von geringer Stärke. Das schlimmste Beben auf der Insel Vaté brachte in Daville Behausung nur die Gläser zum Umfallen und die Lampe ins Wanken. Bleibende Spuren hinterließen die wenigsten; auf Espiritu Santo wurde das Bett einer Flußes verlegt, so daß es einem früher 150 m von ihm entfernten Gebäude bis auf 30 m nahe gerückt wurde. Auf der Insel Tanna vermochte nach einem Beben der Hafen Résolution, bis dahin für Fahrzeuge von 1200 bis 1500 Tonnen zugänglich, nur noch Küstenfahrzeuge von geringer Tonnenzahl zu bergen. An einigen Häusern wurden Risse in den Grundmauern bemerkt. Auch auf der See, an der Ostküste von Espiritu Santo, erlebte Daville ein Beben, das das Schiff fast zum Kentern brachte; da gleichzeitig auf dem Lande ein heftiger Stoß gespürt war, so handelte es sich offenbar nicht um ein eigentliches Seebeben.

Eine Abhängigkeit der Häufigkeit der Beben von irgend welchen meteorologischen Faktoren, wie Feuchtigkeitsgehalt, Temperatur etc., heben Daville seine Beobachtungen in keiner Weise erkennen; über die Frage nach der Abhängigkeit von der Jahreszeit schweigt er leider. Größere Regelmäßigkeit zeigt sich in der Richtung der Stöße: die meisten auf Vaté bewegten sich von Süden nach Norden und weisen so auf den noch heute thätigen Vulkan von Tanna hin. Auch gerade entgegengesetzt gerichtete waren nicht selten; sie weisen auf die Inseln Lopevi und Ambrym hin. Auf Lopevi erhebt sich ein Vulkan, der, früher in Ruhe befindlich, zu jener Zeit zunächst sein Haupt in dichte Rauchwolken hüllte, um sodann in volle Thätigkeit überzugehen. Ambrym besitzt einen Vulkan, der 1886 noch thätig war, jetzt freilich ruht; aber die häufigen Erschütterungen und unterirdischen Detonationen auf der Insel machen es wahrscheinlich, daß diese Ruhe nur scheinbar ist.

Eigentümlich war die strenge örtliche Beschränktheit vieler Beben. Bei einem heftigen Beben auf Vaté wurde an einer Stelle das Wasser aus Gläsern herausgeschleudert, während einige Personen in einer Entfernung von 200 m nichts von ihm spürten. Zum Teil entsprang diese Beschränkung einer streng geordneten Fortpflanzung der Erschütterung. So wurde der Süden der Insel Malliculo von einem Beben heimgesucht, das nicht nur die benachbarten Eilande, sondern auch den Nordosten der Insel verschonte. Hier erklärt sich die Beobachtung aus der Annahme, daß das Beben dem Vulkan der Insel Lopevi seinen Ursprung verdankt, die direkt östlich vom südlichen Teile Malliculos liegt, und daß es sich genau nach Westen fortpflanzte.

— Die Helligkeit des Ganges steht in Gefahr, verloren zu gehen. Es besteht eine alte Prophezeiung, daß im Jahre 1895 unserer Zeitrechnung diese Helligkeit vom Ganges auf die Narbada übergehen wird, die in den Indischen Ocean mündet. Zu den vielen Aufregungen, die in Indien jetzt die Gemüter wachhalten (Streit der Mohammedaner und Hindu um das Kuhschlachten, die geheimnisvollen Zeichen an den Bäumen von Behar, die Opiumfrage und dergl.) gesellt sich jetzt auch noch diese. Als Göttin Ganga ist der Fluß in den Himmel versetzt, die Gläubigen sich nach seinem Anblicke, badet in seinen Wässern, um sich von Sünden zu reinigen und wünscht, an seinen Ufern zu sterben oder doch, daß seine Asche in die Fluten des Stromes gestreut werde. Wer beim entsühnenden Bade ertrinkt, der wird glücklich gepriesen. Daß die Prophezeiung zur Wahrheit werde, dafür scheinen einige Zeichen zu sprechen; denn der aufgestaute Birhi Ganges droht durch Überflutung die heiligen Tempel von Hardwar zu zerstören, und der Kosi im Delta beginnt sein altes Bett wieder zu suchen, wobei er Zerstörungen anrichtet.

Die Prophezeiung, welche die große Unruhe veranlaßt, ist eine verhältnismäßig neue, denn in den Vedas ist davon keine Rede. Sie geht zurück auf das heilige Gedicht Rewa-Khanda, das zum Lobe der Narbada gedichtet wurde, und danach soll der Übergang der Heiligkeit im Jahre 1951 der Samvat-Ära, 1895 unserer Zeitrechnung, erfolgen.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. Druck von Friedr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DER ZEITSCHRIFT „DAS AUSLAND".

HERAUSGEBER: Dr. RICHARD ANDREE. VERLAG von FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXVI. Nr. 6. BRAUNSCHWEIG. August 1894.

Über einige ältere Bildnisse südamerikanischer Indianer.

Von Paul Ehrenreich. Berlin.

(Mit drei Lichtdrucktafeln.)

Zu den merkwürdigsten Schaustücken des ethnographischen Museums zu Kopenhagen gehören bekanntlich die lebensgrofsen Porträts brasilianischer Ureinwohner aus dem 17. Jahrh., vielleicht die ältesten von Künstlerhand ausgeführten Bildnisse von Naturvölkern, die man kennt.

Eines dieser Bilder hat Herr Kr. Bahnson, der verdiente Kustos des Museums, im Internat. Arch. f. Ethn. Bd. 2, S. 221 ff. (m. Taf. XIII) veröffentlicht und ethnologisch zu bestimmen versucht. Es stellt einen mit Pfeilen, dem dazugehörigen Wurfbrette (Pfeilschleuder) und einer Keule bewehrten Mann dar, dessen Waffen noch heute in natura in dem Museum aufbewahrt werden und als die einzigen auf uns gekommenen Objekte jenes längst erloschenen Volkes von hohem ethnographischen Interesse sind (Fig. 1).

Bahnson gelangte zu dem Ergebnisse, dafs wir es hier mit einem Angehörigen der grofsen Tupination zu thun haben, deren Stämme (Tupinamba, Tupinikin, Tobajara u. a.) noch fast zwei Jahrhunderte nach der Entdeckung das ganze ostbrasilianische Küstenland bewohnten. Auffallend erschien es ihm freilich, dafs der Bogen, die allbekannte und stets erwähnte Waffe der Tupi, auf den Bildern fehlt, während das Wurfbrett, dessen Form von allen bisher aus Südamerika bekannten abweicht, von den alten Autoren niemals als Tupiwaffe genannt wird.

Dieser Widerspruch erklärt sich nun einfach daraus, dafs es sich thatsächlich hier nicht um einen Tupi, sondern um einen Tapuya, d. h. Nicht-Tupi handelt, über dessen Volk noch mancherlei in Bild und Schrift auf uns gekommen ist. Zunächst soll nun dies erwiesen, sodann die Stammeszugehörigkeit des Mannes, der Wohnsitz und die ethnologische Stellung seines Volkes auf Grund der ziemlich reichlich vorhandenen alten Nachrichten erörtert werden.

I.

Die Frage nach der Herkunft der Kopenhagener Gemälde, die sich seit 1690 daselbst befinden, ist leicht genug zu beantworten. Sie gehören zweifellos derjenigen Sammlung an, die der Graf (nachmalige Fürst) Johann Moritz von Nassau-Siegen als Statthalter der niederländischen Kolonieen in Nordost-Brasilien (1636 bis 1644) anfertigen liefs und später mit anderm naturgeschichtlichen Bildermateriale an den Grofsen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, verkaufte.

Genauere Mitteilungen hierüber giebt Driesen in seiner Biographie des Fürsten[1]). Es findet sich hier im Anhange (S. 357) ein vollständiges Verzeichnis der durch den Vertrag vom 18. September 1652 dem Kurfürsten überlassenen Merkwürdigkeiten nach den darüber vorliegenden Akten. Es heifst da unter Nr. 13:

„Sieben grofse Stück Schildereyen mit Oelfarben, 7 brabantische Ellen hoch, womit als mit Tapeten ein grofser Saal behängt werden kann, worinn Indianer nach dem Leben und — — — Gröfse und sonst allen darinnen befindlichen vierfüfsigen und andern Gethiertен, Fischen, Vögeln, Schlangen, Gewürm, Bäume, Früchte, Kräuter, Blumen (alles) in eine schöne Ordinatio gebracht seyn."

„Item noch 9 kleine Stucke unter die Fenster, konform und nach Proportion der grofsen, (drin) welches alles rar und in der Welt nirgends zu finden ist".

Wie diese auch von Humboldt (Kosmos Bd. 2, S. 85) erwähnten Gemälde nach Dänemark gelangten, wissen wir nicht; vielleicht als Geschenke. Als Maler ist laut Signatur A. Eeckhout (1641 bis 1643) genannt, von dem jedoch, was auch Bahnson hervorhebt, weiter nichts bekannt ist und der wohl nicht mit Rembrandts Schüler Gerbrandt van den Eeckhout identisch ist[2]). Vielleicht gehörte er zu den vom Prinzen mit nach Brasilien genommenen Malern, möglich ist aber auch, dafs die Bilder von ihm erst in Europa angefertigt sind und ihre Signatur „Brasil" sich nur auf die Herkunft der dargestellten Objekte bezieht.

Jeder Zweifel daran, dafs die Bilder wirklich der Sammlung Moritz' von Nassau angehörten, schwindet bei Betrachtung anderer aus jener Zeit stammenden bildlichen Darstellungen und Publikationen. Da ist zunächst das im Besitze des königl. Kupferstichkabinets zu Dresden befindliche Thierbuch des Zacharias Wagner, der als Beamter von 1634 bis 1641 im Dienste des Fürsten stand. Seine kurze Selbstbiographie und der Text seines, brasilianische Naturgegenstände behandelnden Bilderwerkes sind 1888 in der Festschrift des Dresdener Vereins für Erdkunde (S. 56 ff.) von P. E. Richter herausgegeben worden, leider aber ohne die Abbildungen, die für die Beurteilung des Kopenhagener Materiales von grundlegender Bedeutung sind. Ein Vergleich dieser

[1]) Driesen, Ludwig, Leben des Fürsten Moritz von Nassau-Siegen. Berlin, Decker, 1849.

[2]) Driesen hält mit guten Gründen Franz Post von Haarlem für den Maler (a. a. O., S. 110).

Digitized by Google

Bilder mit den Kopenhagenern, über die mir Herr Bahnson Notizen und Skizzen freundlichst zur Verfügung stellte, ergiebt folgendes:

1. Der im Intern. Archiv publizierte Mann (Fig. 1) mit Keule und Wurfholz (Sign. Eckhout, 1641, Brasil) ist identisch mit Fol. 95 des Zach. Wagner „Omem tapuya".

2. Das mit gleicher Signatur versehene Bildnis einer Indianerin, die auf dem Rücken einen Korb mit einem menschlichen Fuß, in der Hand eine abgehauene Menschenhand trägt, ist identisch mit Fol. 96 d. Zach. Wagner „mulher Tapuya". Auch der zwischen den Beinen des einen Bach überschreitenden Weibes saufende Hund findet sich auf beiden Bildern.

3. Ein mit Bogen und Pfeil bewaffneter Indianer mit weißem Hüfttuch und einem Messer im Gürtel (Sign. A. Eckhout 1643, Brasil) entspricht dem Fol. 93 „Omem brasiliano" des Dresdener Tierbuches.

4. Indianerin mit einem Kinde auf dem Arme, auf dem Kopfe einen Korb mit Kürbis tragend (Sign. Eckhout 1641, Brasil) ist identisch mit Fol. 94 des Tierbuches „mother Brasiliana".

5. Das Kopenhagener Tanzbild (ohne Signatur) stellt acht einen Waffentanz ausführende Männer dar, von denen zwei Wurfbretter, alle aber Keulen und Wurfspeere führen. Zwei wie Nr. 2 mit Blätterschürzen bekleidete Weiber stehen rechts in der Ecke unter einem Baume aneinander geschmiegt und sich die Nasen zuhaltend.

Dieses Bild fehlt in der Dresdener Serie. Statt seiner findet sich Fol. 103, ein Ringeltanz von neunzehn unbewaffneten Männern in einer Berglandschaft. Links ein liegender Mann und ein Feuer anzündendes Weib. Ein anderer Mann schöpft rechts Wasser aus einem Bache. Im Hintergrunde scheint ein Gefecht zwischen zwei indianischen Horden stattzufinden.

Bei aller Roheit der Zeichnung scheint das Bild doch völlig naturgetreu, wie eine Gelegenheitsskizze. Der Tanz erinnert auffallend an die Reigen der Botokuden.

Die beiden Kopenhagener Negerporträts finden sich ebenfalls im „Tierbuche" wieder als „Omem negro". Auf sie, sowie die interessanten Darstellungen eines Negertanzes, eines Sklavenmarktes in Pernambuco und eines Dorfes der „Brasilienses" (Tupi), sei hier nur aufmerksam gemacht.

Da der Autor in der Einleitung versichert, alles „aufs genaweste mit seinen „natürlichen Farben, samt behörlichen Nahmen" abgebildet zu haben, „damit er seinen Landsleuthen auch etwas newes undt verwunderliches auffzuweisen hette", so liegt es nahe, in seinen Bildern die Originalvorlagen für die Kopenhagener zu sehen. Hierfür spricht namentlich auch die Zeitrechnung. Wagner kehrte am 17. Juni 1641 nach Holland zurück und begab sich nach Haag, Delft, Rotterdam und Leyden, „umb in gesagten Städten dasjenige zu überantworten, was ihm vom Grafen war mitgegeben worden, welches in Schreiben, Mahlereyen und Papageyen bestunde". Seine Bilder müssen also schon vor 1641 vorhanden gewesen sein, während Kopenhagener Porträts erst in der Zeit von 1641 bis 1643 gemalt wurden.

Auf beiden Bilderreihen findet sich ein eigentümlicher Fehler im Kolorit. Die Holzspitzen der Pfeile, die wir ja noch in natura besitzen, sind nämlich, als wären es eiserne, mit blaugrauer Farbe versehen. Eine nicht minder bemerkenswerte Differenz liegt ferner darin, daß auf Eckhouts Tapuyabildern Mann und Weib beide Sandalen tragen, während bei Zach. Wagner nur der Mann mit dieser, bei südamerikanischen Stämmen so ungewöhnlichen Fußbekleidung versehen ist. Wir brauchen deshalb nicht anzunehmen, daß Wagners Bilder als die früheren allein nach dem Leben gezeichnet und von Eckhout einfach in größerem Maßstabe reproduziert wurden. Vielmehr kann beiden dieselbe Originalskizze zu Grunde liegen, die sich vielleicht unter den vom Fürsten übergebenen „Mahlereyen" befand.

Fig. 1.

Indessen ist die Frage, welche Bilderreihe hier die originale sei, ziemlich gleichgültig, sicher ist soviel, daß der von Bahnson beschriebene Mann mit dem Wurfbrett einen Tapuya aus dem Inneren des nordöstlichen Brasilien darstellt und überhaupt alle hier abgebildeten Indianer der damaligen niederländischen „Interessensphäre", also den Gebieten von Pernambuco, Rio Grande do Norte, Ceara und Maranhão angehören.

Den wenigen Jahren der holländischen Occupation jener Gegenden verdanken wir das wertvollste naturgeschichtliche Werk der damaligen Zeit, das noch anderthalb Jahrhunderte lang bis auf die Reisen des Prinzen zu Wied und Martius' die Hauptquelle für die wissenschaftliche Kenntnis des gewaltigen brasilianischen Reiches geblieben ist, nämlich Pisonis et Maregravi de Liebstadt: Historia naturalis Brasiliae, auspicio et beneficio Ill. J. Mauritii Com. Nassav . . . . adornata. In qua non tantum plantae et animalia, sed et indigenarum morbi, ingenia et mores describuntur et iconibus supra quinquentis illustrantur. Lugd. Bat. et Amst. 1643. Fol. [2]).

[2]) Piso begleitete den Fürsten als Leibarzt. Maregraf als Naturforscher, Astronom und Geograph. Nach 6jähriger, äußerst ergebnisreicher Thätigkeit starb Maregraf, während der westafrikanischen Expedition der Niederländer in São Paulo de Loanda 1644. Sein wissenschaftlicher Nachlaß wurde von Laet in Verbindung mit Piso herausgegeben, wobei sich leider manche Versehen in der Anordnung der Beobachtungen und Einfügung der Illustrationen nicht vermeiden ließen, da Maregraf seine Aufzeichnungen auf kleine Zettel und in einer ihm allein verständlichen Geheimschrift niedergelegt hatte. Ihre Entzifferung glückte zwar nach Auffindung des Schlüssels, gab aber im zoologischen und ethnologischen Teile zu mancherlei Unklarheiten Veranlassung. (Driesen a. a. O., S. 104; Lichtenstein, Abh. d. Akad. d. Wissensch. 1814/15 S. 201 ff.)

Digitized by Google

In diesem klassischen Werke sind alle wesentlichen Angaben über jene Stämme enthalten.

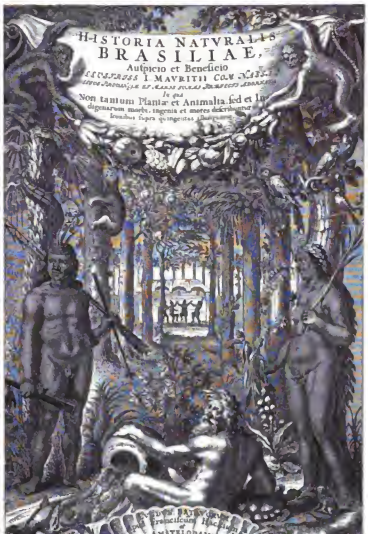
Schon auf dem Titelblatte finden wir linkerseits einen wilden Mann dargestellt, dessen Ähnlichkeit mit dem Kopenhagener Bilde sofort in die Augen fällt. Er ist gleichfalls völlig nackt mit deutlich erkennbarer Penisligatur. In der linken Hand trägt er geschultert drei mit Widerhaken versehene Pfeile und hält zugleich mit dem Daumen ein an dem Ende zwei Federbüschel tragendes Wurfbrett. Die Rechte führt eine nur ziemlich oberflächlich gezeichnete Keule. Doch erscheint dieselbe vierkantig prismatisch und ist gleichfalls mit einem Federbüschel geschmückt (Fig. 2).

Das Haar des Mannes ist an der Stirn kurz abgeschnitten und fällt hinten lang über die Schulter herab, während die Schläfengegend epiliert ist. Den Scheitel scheint eine mit drei langen Federn gezierte Kappe zu bedecken.

Etwas unterhalb des rechten Mundwinkels ragt ein Stäbchen hervor, ein anderes kürzeres steckt rechts vom Kinn. Linkerseits fehlen die Stäbchen, offenbar beim Stich übersehen. Die Füße sind unbekleidet. Auch der Rückenschmuck aus Straußfedern fehlt.

Die Frau ihm gegenüber ist gleichfalls nackt, trägt aber einen langen, vom Hinterkopfe bis gegen die Kniekehlen herabfallenden Umhang, der eine specielle Besprechung verdient. Ihr „Feigenblatt“ scheint auf den ersten Blick nur das traditionelle der damaligen Künstler zu sein. Gesichts- und Körperbildung ist natürlich durchaus europäisch. Auch die Haartracht zeigt nichts charakteristisches.

Fig. 2.



Im Texte sind der Beschreibung der Eingeborenen des holländischen Gebietes die Capitel IV bis XIII gewidmet.

Es werden zunächst unterschieden die Tupistämme der Tupinamba, Tobajara und Petiguara, und diesen die zahlreichen Nichttupis oder Tapuya gegenübergestellt; „haec natio iterum in alias multas nominibus distinctas et idiomate differentes divisa est“. Als Tapuya der Rio S. Francisco führt Marcgraf an: Arodera, Cajuu, Maquaru und Poyme, bemerkt aber ausdrücklich, daß er diese schon an einem andern Orte[4]) behandelt habe und deshalb hier nur von den der holländischen Herrschaft unterworfenen reden wolle (S. 268).

Im Kap. IV (S. 270) wird uns zunächst ein Tupipaar „Brasilienses“ im Bilde vorgeführt.

Der Mann ist mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, sein Haar hängt über der Stirn herab; er sowohl wie sein Weib tragen Lendenschürzen aus Zeug, deren Gebrauch, wie der Text lehrt, die Europäer einführten.

Das Kapitel XII handelt: De Tapuiyarum moribus et consuetudinibus, e relatione Jacobi Rabbi, qui aliquot annos inter illos vixerat. Hier findet sich S. 280 ein Tapuya, der ebenfalls mit drei Pfeilen und dem Wurfbrette in einer und mit der Keule in der andern Hand dargestellt ist. Die Form der letzteren stimmt ganz mit der des Kopenhagener und Dresdener Bildes überein, ebenso die Stellung des Mannes, nur trägt derselbe ein niedriges Federdiadem mit langer Mittelfeder und entbehrt der Sandalen (Fig. 3).

Neben ihm steht ein Weib ohne jeden Zierat, ihre Blöße mit einem Zweige deckend. Sie trägt, gleichfalls in der Rechten, eine abgehauene Menschenhand und in ihrem Korbe auf dem Rücken einen menschlichen Fuß.

Diese vier Textillustrationen sind ebenso wie die Titelbilder offenbar nichts als verballhornisierte rohe Nachbildungen der Wagnerschen, bezw. Kopenhagener Originale durch einen mit der Sache nicht recht vertrauten Holzschneider. Der Kopfputz des Tapuya ist willkürlich verändert, besonders aber der Straußfederschmuck auf dem Rücken des Mannes übersehen oder vielmehr mißverstanden, indem er mit den lang herabhängenden Haarsträhnen ineinander gezeichnet ist. Die im Originale so genau erkennbare, zwischen den Beinen des Weibes durchgehende Blätterschürze ist zu einem einfachen Zweige geworden, auf dem Titelbilde gar zum „Feigenblatte“.

[4]) Descriptio Indiae occident. Lib. XV. Ein sonst nicht bekanntes Buch.

Digitized by Google

Spätere Autoren haben diese Bilder dann weiter verwertet und verändert, so z. B. von Nieuhof in seiner: Gedenkwoerdigen Brasiliaense Zeesen Lantreize. Amsterd. 1682. gr. Fol. Dem Bilde der Tupi und Tapuya auf S. 218 und 224 des Werkes haben die Maregrafschen Holzschnitte zu Grunde gelegen. Origineller, aber durch freie Erfindungen des Zeichners entstellt ist die Tafel zu S. 224: ein Tapuyer, der einen Vogel im Fluge herabschießt. Die Penisverschnürung des Mannes und die Blätterschürze der Frau ist hier gut erkennbar. Im Hintergrunde sitzen einige Frauen und Kinder beim kannibalischen Mahle.

Von weit größerem Interesse als jene Holzschnitte sind nun die durchaus eigenartigen, noch fast ganz unbekannt gebliebenen Bilder, die sich im Besitze der königl. Bibliothek zu Berlin befinden. Sie gehören gleichfalls zu der dem Grafen Kurfürsten überlassenen Sammlung und sind in dem von Driesen (a. a. O., S. 358) mitgeteilten Verzeichnis unter Nr. 14 und 15 aufgeführt:

14. „Ein grofses Buch in Royal-Folio und eins etwas kleiner, worin alles, was in Brasilien (von Menschen, vierfüfsigen Tieren, Gevögel, Gewürmen, Fischen und Bäumen, Kräutern, Blumen) zu sehen und zu finden ist, mit Miniaturen künstlich nach dem Lebeu abgebildet ist, mit beigefügten Namen, Qualitäten und Eigenschaften."

15. „Noch über (etzliche) hundert andere Indianische Schildereyen von Thieren und allerhand Sachen mit Oelfarben auf Papier so nicht zusammen gehunden."

Die Sammlung wurde 1661 bis 1664 durch den kurfürstl. Leibarzt Christian Mentzel geordnet und bildet unter dem Titel: „Theatrum rerum naturalium Brasiliae" vier grofse Foliobände mit zusammen 1460 Figuren (Driesen, a. a. O., S. 109). Dazu kommen zwei kleinere Bände ohne Titel, ebenfalls Tiere und Pflanzen in bunter Reihe enthaltend, mit eigenhändigen Bemerkungen des Fürsten.

Die Pflanzen- und die nach lebenden oder frisch erlegten Exemplaren gezeichneten Tierbilder dieser Sammlung gehören zu den hervorragendsten Leistungen der Naturalienmalerei jener Zeit, das weitaus bedeutendste naturwissenschaftliche Material, das vor Martius' Reise überhaupt aus Brasilien nach Europa gelangte. Die 20jährige portugiesische Kolonialherrschaft hat nicht annähernd etwas ähnliches zu stande gebracht.

Leider gerieten diese Schätze, wohl durch den frühen Tod Maregrafs, gänzlich in Vergessenheit. Weder Linné, noch die späteren französischen und spanischen Naturforscher konnten dieselben bei ihren Bestimmungen zu Rate ziehen.

Es vergingen anderthalb Jahrhunderte, bis Lichtenstein die Sammlung wieder ans Tageslicht zog und in seiner Abhandlung: Die Werke Maregrave und Piso über die Naturgeschichte Brasiliens, erläutert aus den wieder aufgefundenen Originalzeichnungen (Abhandl. der kgl. Akademie der Wissensch. 1814/15, S. 201 ff.; 1816 17, S. 155 ff.; 1820/21, S. 237 ff.), speciell die Tierbilder besprach und zur Identifizierung der oft recht mangelhaften, teils auch an unrechten Orte eingefügten Holzschnitte jenes Werkes heranzog.

Später hat dann Martius die Pflanzen (im 4. Bande des Theatrum) in gleicher Weise erläutert (Versuch eines Kommentars über die Pflanzen in den Werken von Maregrave und Piso über Brasilien. Abhandl. der math. phys. Klasse der königl. Akademie zu München, 7. Bd., 1855). Er hält darin Franz Post, den Sohn eines Glasmalers zu Harlem, für den Künstler und macht besonders auf zwei in der königl. Gemäldegallerie zu Schleifsheim aufbewahrte Landschaften desselben aufmerksam (Katalognummer 1511 und 1512), die in der historia palmarum, Tab. 84 und 85, verwertet worden sind.

Was uns hier interessiert, sind nun die von Lichtenstein wie von Martius nur beiläufig erwähnten anthropologischen Darstellungen, deren Bedeutung bisher noch niemand gerecht geworden ist.

Fig. 3.

Einige derselben sind freilich schon einmal, aber an nicht leicht mehr zugänglicher Stelle reproduziert worden, nämlich in dem: Historisch-genealogischen Kalender auf das Gemeinjahr 1818. Herausgegeben von der königl. Preuss. Kalender-Deputation. 12°. Da Brasilien damals im Vordergrunde des Interesses stand — die Vermählung der Prinzessin Karolina Josepha von Österreich mit Dom Pedro, dem nachmaligen ersten Kaiser von Brasilien, gab ja Veranlassung zu den grofsen wissenschaftlichen Reisen von Spix und Martius, Natterer und Pohl —, so ist dem Büchelchen eine kleine, trefflich geschriebene Monographie des damals noch so wenig bekannten Reiches von Link beigegeben, die aufser einer Karte mehrere älteren Werken entnommene Kupfer enthält. Zwei davon, „Ein Tapuya zum Kriege gerüstet mit seinem Weibe" und „Bildnis eines Tapuya", sind „nach Gemälden aus der Sammlung des Grafen Moritz von Nassau".

Diese Bilder befinden sich also im 3. Bande des „Theatrum rerum naturalium, quo proponuntur icones animalium ab homine ad insecta usque".

Leider sind in den Signaturen Mentzels grobe Versehen oder Mifsverständnisse mit untergelaufen, veranlafst durch die aus dem afrikanischen Materiale des Grafen übernommenen Bilder.

Fol. 1 trägt die Überschrift „Principuu quidam Chilensium forsan", mit Hinweis auf Maregraf, p. 283.

Fol. 2. Ejusdem qui praecedente pictus est nationis.

Fol. 3. Alius Chilensium regulus venationi aut bello se accingens. Marcg., ibid."

Diese drei Leute sind sofort als Afrikaner zu erkennen. Sie tragen lange Gewänder, rote, kegelförmige, mit Kaurimuscheln verzierte Mützen und lang herab-

Digitized by Google

hängende rote Halsketten mit Kreuzen. Auch die Waffen des Mannes auf Fol. 3 sind durchaus afrikanisch [5]).

Die nächsten drei Blätter stellen ebenfalls Neger, wahrscheinlich aber nach Brasilien importierte dar; bezeichnet ist Fol. 4 als „Nigrita", Fol. 5 „Ex nigritis alius", Fol. 6 „Aethiops leucoticus", das meisterhafte Porträt eines Albino.

Nun erst folgen die Indianertypen, aber gleichfalls mit äußerst zweifelhaften Signaturen.

Drei derselben tragen überhaupt keinen brasilianischen Charakter, weisen vielmehr in Tracht, Schmuck und Bewaffnung auf Völker des äußersten Südens hin.

Fol. 7. „Mulier Brasiliensis, Marcgr. Hist. Br. p. 270."

Ein Weib mit Ohrschmuck, Halskette und Armband aus weißen Perlen, und anscheinend kurzgeschnittenem Haar, ihr Kind auf dem Rücken tragend. Um den Unterkörper ist eine bis auf die Waden herabfallende Tierhaut geschlagen. Tafel I, 1.

Auf dem Kalenderbild ist diese Figur als „Tapuyaweib" aufgeführt. Diese Bezeichnung ist sicher ebenso willkürlich als die Mentzelsche. Der Fellbekleidung nach gehört sie offenbar demselben Stamme an, wie die folgenden zwei männlichen Bildnisse.

Fol. 8. „Tapuyarum quidam." Marcgr. Hist. Br. p. 270. Face-Ansicht eines Indianers in ganzer Figur, eine lange Pfeife rauchend, die er mit der Rechten hält, während die Linke sich auf die Hüfte stützt.

Den Kopf, von dem eine lange Haarlocke nach vorn über die linke Schulter herabfällt, schmückt eine heiligenscheinartige, dichte rote Federkrone. Eine weitse Perlenschnur umzieht die Stirn.

Andere Schnüre hängen über die Brust herab. Ein Fellmantel bedeckt die Schultern. Eine Schürze ist am Gürtel befestigt, die Beine endlich stecken in einer Art Mokassins. Tafel I, 2.

Fol. 9. „Tapuyarum alius venator aut miles." Ein nackter Mann desselben Stammes, ebenfalls in ganzer Figur, aber in Profilstellung, im Begriffe den Bogen zu spannen. Der erwähnte rote Kopfputz umgiebt das Haupt diademartig, so daß der Scheitelwirbel sichtbar ist. Haarlocke und Perlkette sind auch hier sichtbar. Der Mann trägt einen braunen Gürtel und einen bis an die Waden reichenden Fellmantel, in dem ein Pfeilbündel steckt. Ob ein Köcher vorhanden ist, oder der zusammengerollte Mantelzipfel als solcher dient, ist nicht ersichtlich. An der linken Seite hängt ein Tragsack herab. Die linke Hand hält außer dem Bogen noch eine Art Stabkeule. Das Gelenk ist mit einer Schutzbinde gegen das Zurückschnellen der Sehne umwickelt. Tafel I, 3.

Diese Figur befindet sich auf dem ersten Kalenderbilde neben der Frau von Fol. 7.

Welcher Völkerschaft die drei letztgenannten Individuen angehörten, ist schwer zu sagen. Wir besitzen jedoch Anhaltspunkte.

Der Natur der Sache nach können wohl nur solche Stämme in Frage kommen, die bei Gelegenheit der Chilenischen Expedition der Niederländer (1642) besucht wurden, in erster Linie Araukanier, mit denen Herkmann, der Leiter jenes Zuges, eine Zeit lang im Bündnis stand (Driesen, a. a. O., S. 120). In der That wissen wir, daß Mäntel aus Guanacofellen von den Puelches getragen wurden (vergl. Medina, Los aborijines de Chile S. 165), daß Schnüre von polierten Muschelstückchen den Chilenen als Schmuck dienten (a. a. O., S. 171), daß in kühleren Gegenden des Landes, wie Chiloe, Beinkleider getragen wurden (a. a. O., S. 165). Auch die kurzen Pfeife und Bogen, die Stabkeule, die Tabakspfeife, der kranzförmige Federschmuck, stimmen im ganzen gut mit dem, was von der damaligen Urbevölkerung Chiles überliefert ist. Freilich entsprechen die Bilder nicht den primitiven Zeichnungen von „Chilenses" im Marcgrafschen Werke, doch kann es sich hier um verschiedene Stämme handeln.

Mentzels Versehen, die drei ersten Bilder als „Chilenses" zu bezeichnen, wird somit leicht erklärlich. Drei Chilenen-Porträts befanden sich eben in der Sammlung. Nachdem irrtümlicher Weise die drei Neger diese Signatur erhalten hatten, blieb für jene nur noch die Bezeichnung „Tapuyae" oder „Brasilienses" übrig.

Fol. 10. „Tapuyarum nonnulli." Ein indianisches Weib mit glattgeschorenem Kopfe, bekleidet mit einem schwarzweiß gestreiften Lendentuche und darüber gelegter roter Schärpe. In der rechten Hand hält sie einen Topf oder ein Cuyengefäß.

Sie entspricht genau der Dresdener oder Kopenhagener „wolher Brasiliana", ist also ein Küstentupiweib, Taf. II, 2.

Fol. 11. „Brasiliensis vir corpore coloribus infecto." Ziemlich undeutliches, offenbar mehrfach übermaltes Bild eines älteren Mannes, der in der Rechten einen langen Stab trägt. Durch seinen Peniastulp und die Haarschur von Stirn bis in die Schläfe erinnert er fast an die Bororo. Das Hautkolorit ist sehr dunkel gehalten. Einzelne gelbe Striche an Gesicht und Schulter, sowie zwei gelbbraune und ein schwarzer dazwischen auf dem Bauche, machen nicht den Eindruck von Körperbemalung, scheinen vielmehr zufällige Flecke. Die Deutung als Küstentupi ist mindestens sehr zweifelhaft. Eher dürfte man in ihm einen der bei Marcgraf, S. 268, aufgeführten Tapuya des unteren Rio S. Francisco sehen. Tafel II, 1.

Es folgen endlich die beiden wichtigsten Bilder mit der Aufschrift „Tapuya" auf dem Originalblatte selbst.

Dafs Fol. 12 eine weibliche Person darstellt, ist auf den ersten Blick nicht zu sehen, da die Brust durch den nach rechts anslangenden linken Arm vordeckt wird. Dagegen ist die charakteristische Schambekleidung deutlich erkennbar. Man sieht das eine Ende des Blätterbüschels, der, zwischen den Beinen durchtretend, an der Gürtelschnur befestigt ist. Die rötlichgelbbraune Hautfarbe ist in dieser Kohle und Kreidezeichnung ungemein naturgetreu wiedergegeben. Tafel III, 1.

Der Kopf zeigt die echte Tapuyafrisur. Das Gesicht ist leider unrollendet geblieben. Es entschädigt uns dafür das letzte Bild.

Fol. 13. Ein vollständig durchgearbeitetes männliches Brustbild mit der Beischrift „Tapuya", von packender Naturwahrheit, vielleicht das getreueste aller aus älterer Zeit überlieferten Bilder. In den Ohren trägt der Mann kleine Büschel grünlicher Flaumfedern. Die tellerartige Haarfrisur entspricht ganz der der tanzenden Männer des Kopenhagener Bildes. „So ist das Haar", sagt Bahnson (a. a. O., S. 222), „entweder ringsum bis über die Ohren oder allein auf dem vorderen Teile des Kopfes kurz geschnitten, und unter dasselbe ist eine Schnur gebunden, so daß es wie eine Art Mütze aussieht, während es hinten lang herunterhängt." Nach der mir von Herrn Bahnson gütigst angefertigten Skizze dieses Gemäldes scheint unser Porträt der Originalentwurf für den am weitesten rechts befindlichen Tänzer, der in jeder Hand eine Keule führt, gewesen zu sein. Tafel III, 2.

[5]) Es handelt sich offenbar um die Gesandten aus dem Königreich Congo, die mit reichen Geschenken im Jahre 1643 den Fürsten in Moritzstadt aufsuchten (Driesen, a. a. O., S. 122). Die von ihnen getragenen Kreuze illustrieren die Bemerkung des Barlaeus „Christianos se vulgo jactant verum tunc quum apud Christianos simulari religionem expedit".

Digitized by Google

Damit ist das bekannte Bildermaterial erschöpft. Vielleicht werden einmal in den Niederlanden, namentlich aber in Frankreich, weitere Reliquien jenes ruhmreichen Fürsten ans Licht gezogen werden. Unter den Papieren Moritz' von Nassau, die im Besitze des königl. niederländischen Hausarchivs sind, befinden sich nämlich die Korrespondenzen über eine im Jahre 1679 an Ludwig XIV. von Frankreich überlassene Sammlung von „Raritäten", nämlich gegen 40 Originalgemälden. Genauere Mitteilungen hierüber verdanken wir dem Dr. José Hygino Duarte Pereira, der im Jahre 1885 die holländischen Archive durchforschte und seine Resultate in der Revista trim. do inst. historico, Rio 1886, vol. 49, II, p. 185 ff. niederlegte. Wir erfahren dabei unter anderem, daß sechs Maler im Dienste des Fürsten thätig waren, zu denen wohl auch Zacharias Wagner gehört haben mag. Am 14. August 1679 wurden die Bilder im Louvre ausgestellt und am 25. August vom Könige mit seinem ganzen Hofe in Augenschein genommen und aufs höchste bewundert (vergl. den Brief Paul de Millys. Rev. trim. a. a. O., S. 232).

Von da ab fehlt jede Auskunft über den Verbleib der Bilder. Wenigstens konnte Dr. José Duarte im Louvre nichts darüber ermitteln.

II.

Über diese alten Tapuyahorden sind uns nun in der Litteratur jener Zeit die wertvollsten Angaben erhalten, so daß wir relativ mehr von ihnen wissen, als von den meisten, noch heute vorhandenen wilden Stämmen.

Es ist daher von einigem Interesse, unsere bildlichen Darstellungen mit den Beschreibungen der alten Autoren zu vergleichen.

Die wichtigsten Quellen sind außer dem genannten Piso-Marcgrafschen Werke (**M.**) die folgenden:

1. Barlaeus, Rerum per Octennium in Brasilia et alibi nuper gestarum, sub praefectura comitis J. Mauritii Nassoviae etc. . . . historia. Amstel. 1647. Folio. Benutzt wurde für vorliegende Arbeit die deutsche Ausgabe: „Brasilianische Geschichte bey achtjähriger, in selbigen Landen geführter Regierung Seiner Fürstlichen Gnaden Herrn Johann Moritz, Fürstens zu Nassau." Cleve, gedruckt bey Tobias Silberling Im Jahr 1659, kl. 8° (**B**).

2. Relation du voyage de Roulox Baro, interprete et amiassadeur ordenaire de la compagnie des Indes d'Occident, de la part des illustr. seigneurs des Provinces unies au pays des Tapuies dans la terre ferme du Brasil. Traduit d'hollandois en françois par Pierre Moreau de Paray. (Vergl. Driesen, a. a. O., S. 112.) Dieser Bericht bildet den zweiten Teil der: Relations veritables et curieuses d'isle de Madagascar et du Brasil, Paris 1651, in 4° rel. (Leclerc, Bibl. amer. Nr. 1642) und ist mit wertvollen Erläuterungen und Zusätzen des Sieur Morisot versehen (**R.**).

3. Laet, Historie ofte Jaerlijk Verhael van de Verrichtinghen der Geoctroyeerde West-Indische Compagnie. Leiden, Elz. 1644, Fol. (**L.**).

Was sich außerdem in den einschlägigen Schriften von Dapper, Vries, Nieuhof u. A. findet, ist den vorstehenden Autoren entlehnt und oft willkürlich entstellt, besonders auch in der Rechtschreibung der Namen und indianischen Wörter äußerst inkorrekt.

Was zunächst die Waffen der Tapuya anlangt, so erfahren wir über die uns in erster Linie interessierenden Stücke, Wurfbrett und Keule, bei **M.**, S. 278 folgendes:

„Tapuyarum nationes quaedam nullis arcubus utuntur, sed sagittas suas emittunt manus jactura solummodo imponendo ligno cuidam excavato instar tubi per medium secundum longitudinem dissecti. Cariri autem arcubus utuntur."

Ähnlich äußert sich Morisot **R.**, S. 264 und besonders kurz und drastisch Zach. Wagner zu Fol. 95 seines Buches: „Ihre spitzige schwere Pfeiler wissen sie sehr künstlich aus den kleinen Kripgen zu schiefsen nach ihrem Begehren wohin sie wollen." In der That könnte das rinnenförmige Kopenhagener Wurfholz kaum treffender mit etwas anderem als einer Krippe verglichen werden.

Barlaeus (**B**, S. 701) erwähnt merkwürdigerweise das Wurfbrett nicht, sondern nur Bogen, Pfeile, Spiefse und Keulen. Er spricht jedoch von Wurfpfeilen, über deren ceremonielle Anwendung er eine interessante Mitteilung macht. Die Braut wird vor der Hochzeit festlich bemalt zum Könige geführt, der sie mit Tabak anbläst. „Bald hernach setzt er der Braut ein Kränzlein auf, wirft mit einem Wurfpfeile danach und weifs es künstlich zu treffen. Verletzt er die Braut, so leckt der König selbst mit seiner Zunge das Blut ab, in der Hoffnung, dadurch länger zu leben."

Übrigens findet sich auf den Tafeln der illustrierten Ausgabe das Wurfbrett mehrfach unter den Trophäen der Vignetten abgebildet.

Da auch bei **R.**, S. 263, Bogen erwähnt werden, so müssen wir annehmen, daß diese vollkommenere Waffe damals gerade Eingang fand und vielleicht bereits die Wurfhölzer zu verdrängen begann, wie dies auch an andern Punkten des Kontinents geschehen ist. Fast überall, wo wir noch heute diese Instrumente nachweisen können, sind sie zur bloßen Sportswaffe oder Spielzeug geworden.

Betreffs der Keulen heifst es **M.**, S. 278: „Tapuyae clavas habent ex solido ligno nigro confectas, vocant Japema (Tupiwort! s. unten) longas et latas anterius et ossiculis interdum asperatas. Manubrio autem circumvolvunt tenioluu e gossypio . . . In extremitate clavae postica dependet fasciculus penanrum e cauda arara, uti et in medio parvus fasciculus adligatus est." Vergl. **R.**, S. 264. Also ebenfalls eine getreue Beschreibung der Keule des Kopenhagener Museums.

In dem Kapitel VI, **M.**: De vestitu et ornatu virorum et mulierum Brasiliensium wird leider das, was den Tupi (Brasilienses) oder den Tapuya zukommt, nicht scharf genug auseinandergehalten. Insbesondere werden auch die den letzteren eigentümlichen Dinge mit Namen aus der Lingua geral bezeichnet, ein Verfahren, das ja auch noch heutzutage in der Ethnologie Brasiliens eine so heillose Verwirrung anrichtet.

Da jedoch Schmuck und Kleidung der Tupi (Brasilienses), die damals schon manche ihrer Eigentümlichkeiten aufgegeben hatten, in den ersten zehn Zeilen abgethan werden, so sind wir berechtigt, das Folgende auf die Tapuya zu beziehen. Nachdem z. B. von den Tupi gesagt wurde: „Nudis incedunt pedibus nullis calceis induti," kann die Bemerknng am Ende des Kapitels: „Loco calceorum nostratium e certo cortice factis utuntur", nur die Tapuya betreffen, wenn auch Bezeichnungen in der „Lingua geral" dabei stehen.

Solche noch jetzt in Brasilien gebrauchte Sandalen (alpargatas) zeigen auch unsere Gemälde. Ebenso finden sich die Angaben über Ohr und Lippenschmuck der Männer bestätigt: Affenknochen stecken in den Ohrlöchern, Holzstäbchen in den Mundwinkeln, die Unterlippe ziert bisweilen ein grüner Stein (**M.**, S. 271). Auf dem Tanzbilde trägt ein Mann die für Gesvölker charakteristischen Ohrpflöcke, die, wie wir sehen werden, hier besonders bedeutsam sind.

Digitized by Google

Die alten Tapuya benutzten Federkopfschmuck verschiedenster Art. Die Männer des Kopenhagener Tanzbildes tragen das bei **M.**, S. 271, erwähnte „fumiculum e gossypio e qua postica parte aliquot pennae longae vel coeruleae propendunt“. Bei dem Manne des Titelbildes dagegen erscheint der Kopf mit Federn beklebt: „solent quoque cum cera seu melle silvestri certas ex avium elegantium pennis cristas capiti agglutinare“, ein Verfahren, das noch heute im weitesten Umfange bei den Bororo ausgeübt wird. An letztere erinnert überhaupt die Haartracht der Tapuya, wie sie das Dresdener Weib und die beiden Berliner Bilder am deutlichsten zeigen.

Betreffs der Schambekleidung heißt es: „viri membri sui genitalis fistulam in se contrahunt et involvunt ligantes taeniola quaedam“, die beim Uriniren entfernt wird. Diese, auch bei den Patasho und Karaya vorkommende Penisverschnürung, ist am besten auf dem oben genannten Nieuhofschen Bilde erkennbar. Ihr kommt, wie wir sehen werden, in diesem Falle ethnographische Bedeutung zu.

Während die schon damals von der Kultur beleckten Franen der Küstentupi „jam longis indusiis vestiuntur, factis ex linteo vel gossypio“, sind die der Tapuya weniger anspruchsvoll: pudenda sua solummodo tegunt fasciculo herbarum aut foliorum alicujus arboris quae suhinserunt chordae, qua cinguli loco se circumligant“. Diese „schoenen, grünen, von Eva verworffenen undt von ihnen wieder aufgerafften Schürzen“ (Wagner), geben unsere Bilder aufs trefflichste wieder.

Nur das Weib auf dem Titelblatte von **M.** zeigt eine mehr idealisierte Darstellung jenes Kleidungsstückes, in Gestalt eines dem „klassischen“ sich nähernden Feigenblattes.

Zwei aus Federn gebildete Objekte, die von **M.** mit ihren Tapinamen unter der Rubrik „Tapuyae“ aufgeführt werden, verdienen besondere Beachtung, weil sie nach den sonstigen Nachrichten wirklich auch den Tupi des Südens (Tupinamba, Tupinikin) zukommen. Es sind dies die Federmäntel und die aus Straußenfedern hergestellten Rückenscheiben.

Von den Mänteln lesen wir bei **M.**, S. 270:

„Pallia conficiunt ex filis crassis gossypii instar retis nexis et cuilibet nodo innexa est penna ita ut pallium totum pennatum sit. et eodem pene modo et concinno ordine pennae sibi invicem incumbunt. Pallium autem hoc superius cucullum habet ita ut totum caput humeros et coxas ad anum usque possit tegere. Hoc pallio utuntur ornatus et necessitatis causa quia elegantissime ... pennis rubris avis Guara contextum est.“

Derartige, zum Regenschutze dienende Mäntel finden sich noch heute in verschiedenen Museen aufbewahrt, z. B. einer in Kopenhagen, einer im Trocadero zu Paris (wo man ihn aus Guayana herrührend bezeichnet), mehrere in Florenz, von denen neuerdings einer für das Museum für Völkerkunde zu Berlin erworben wurde.

Von Lery, wie von Hans Staden, wurden sie bei den Tupinamba gefunden und abgebildet, sollen wir sie nun auch den nördlichen Tapuya zuschreiben? Der Umhang, den das Tapuyaweib auf dem Titelbilde von **M.** trägt, scheint auf den ersten Blick ein solches Federkleid zu sein.

Ist dies wirklich der Fall, und das Bild authentisch, so dürfen wir den oben mitgeteilten Passus auf die Tapuya beziehen, und müssen daher auch diesen solche Mäntel zuschreiben. Es sind jedoch Gründe dafür vorhanden, daß der hier abgebildete Umhang nicht aus Federn, sondern aus Blättern verfertigt ist.

Roulox Baro beschreibt nämlich (a. a. O., S. 240) die merkwürdige Ceremonie einer Massenvermählung aller heiratsfähigen jungen Leute im Dorfe des Tapuyakönigs Janduy. Die Heiratskandidaten „attachèrent à lerus corps avec des gommes des fueilles de divers couleurs“. Der Kommentar bemerkt dazu: „les autres disent des plumes“, da mit Harz angeklebte Blätter wohl zu leicht abfallen würden (a. a. O., S. 303), sagt aber schliefslich in Beziehung auf das Titelbild bei **M.**:

„Le mesme (Maregrave) à la première page de l'histoire naturelle du Brésil peint la femme du Tapuye affublée d'une demie mante de fueille courant la teste jusques aux oreilles — — — et le sieur Morcau (der Übersetzer), consulté par moi la dessus m'assura que ce qui estoit en ceste narration estoit veritable touchant le couronnement mauteaux et habits de fueilles, qui estant espoisses et fortes ne se rompoient que difficilement et qu'il en avoit veu souvent estant au Brasil.“ Wahrscheinlich handelt es sich bei jenen Festkostümen um eine Umwickelung des Oberkörpers und der Arme mit grünen Zweigen, wie wir sie selbst bei den Tänzen der heutigen wilden Bororo und Nahuqua beobachteten. Ob dem Zeichner des Titelbildes etwas derartiges vorgeschwebt hat, steht dahin.

Immer möchte ich, trotz Morisots Bemerkung, hier einen Federmantel sehen, mufs aber zugeben, dafs wir noch keinen genügenden Beweis dafür haben, dafs dieser Mantel von den Tapuya gefertigt wurde. Sicher benutzten sie die Tupi, und Maregrafs Bemerkungen können sich recht wohl auf diese beziehen, denn Verschiebungen im Texte sind, wie oben bemerkt, in der Historia naturalis nichts seltenes.

Auch die über dem Rücken herabhängende Scheibe aus Straußenfedern ist als Nationalschmuck der Tupinamba bekannt, und Bahnson benutzt ihr Vorkommen auf dem Kopenhagener Bilde mit Recht als Hauptargument für seine Deutung des dargestellten Mannes als Tupi.

Warum sollen aber die nördlichen Tapuya, in deren Gebiet der Strauß recht eigentlich das Charaktertier ist, während er in der waldigen Küstenzone der Tupiheimat nur selten vorkommt, sich nicht in gleicher Weise geschmückt haben? Meldet doch auch Barlaeus (wenn wir absehen von Maregrafs Beschreibung, S. 271): „Der eine (der beschwörenden Zauberer) hat einen Busch von Straufsenfedern auf dem Rücken hangen, welcher soweit in die runde voneinander gezogen und anfsgebreitet ist, wie ein Wagenrad“ (**B.**, S. 706).

Zu beachten ist aufserdem die Verschiedenheit in der Befestigungsweise der Federscheibe. Bei den Tupinamba hängt dieselbe an Traghändern über die rechte Schulter des Mannes herab, während unsere Tapuya sie an einer um den Leib gehenden Schnur befestigt haben.

Wir werden somit annehmen müssen, dafs dieser Zierat beiden Völkergruppen zukam und vielleicht von einer der andern übermittelt wurde.

III.

Auch die Frage, welcher der vielen Tapuyanationen die abgebildeten Wilden angehörten, läfst sich an der Hand der alten Litteratur ohne Schwierigkeit beantworten.

Die Völkerschaften am Rio S. Francisco, im Territorium von Pernambuco und Alagoas, die jetzt erloschenen Gestämme der Massakara, Gogés und Geiko sind zunächst auszuschliefsen, da Maregraf ausdrücklich erklärt, von ihnen nicht reden zu wollen. Dagegen erfahren wir von **B.**, S. 693: „Diejenigen Tapnyer, welche bey dem Flufs Rio Grande, bey Siara und bey Maragnana wohnen, über welche der Tapuyerkönig, Johann de Wy genannt, das Gebiet hat, seynd den Niederländern am besten bekannt.“

Digitized by Google

Dieser Janduy, wie der Name richtig lautet, spielte damals in den Kämpfen gegen die Portugiesen eine wichtige Rolle und wird in allen Berichten als Freund der Holländer erwähnt, die 1634 ein formelles Bündnis mit ihm abschlossen.

Da nun auch Zacharias Wagner seinen Tapuyabildern die Bemerkung beifügt: „Ihrem König Jan de Wy sindt sie sehr unterthänig“ (s. a. O., S. 83), so können jene Darstellungen sich nur auf das Volk dieses Häuptlings beziehen.

Elias Herckmann, der 1641 eine größere Expedition in das Hinterland der Kolonie unternahm (Driesen, a. a. O., S. 112) berichtet uns über die dortigen Stämme folgendes:

„Primum pone Pernambucorum provinciam incolunt Cariri, quorum regulus est Ceriou-Keion, secundum Caririvasau paulo ultra tendentes, quorum regulus est Carapoto, tertio Cariripou, quarto et nostris notissimi Tarairyou quorum pars a Janduy pars a Caracara regitur, qui a Rio Grande versus occidentem agunt“ (M., S. 282 ff.).

Die wertvollsten Nachrichten über das Volk des Janduy verdanken wir dem Deutschen Johann Rab (Rabbius) aus Waldeck, der vier Jahre lang als Dolmetscher unter diesen Tapuya lebte. Marcgraf giebt sie im Kapitel IV und XII seines Werkes wieder. Rab nennt (S. 279) den Janduy: „regulus eorum qui Otschacayanae dicuntur a maximo flumine quod fines eorum permeat, ut supra dicimus“. Dieses „supra“ bezieht sich auf S. 268, Kapitel IV, wo Rab die Wohnsitze der Tapuya geographisch feststellt. Zwar sind die meisten Namen nicht mehr mit den heutigen zu identifizieren, soviel nur läßt sich ersehen, daß es sich um das Hinterland der Küste zwischen Natal (Rio Grande do Norte) und Ceara handelt. Als wichtigster Fluß wird erwähnt der Warorugu (B., S. 693 Woiroguo) oder Otschungh, wahrscheinlich der Rio Jaguaribe.

Als dem Janduy befreundet, wird genannt Pritiyaba, während die Häuptlinge Arigpoygh, Wanaswasug, Techering und Dremmenge ihm feindlich sind.

Die Leute der letzteren als stammesverschieden von denen des Janduy und Pritiyaba zu betrachten, ist nicht absolut nötig, da unter den roheren Naturvölkern Brasiliens vielfach Horden desselben Stammes miteinander im Kriege liegen, z. B. Botokuden, Ipurina u. a.

Ausführlichere Mitteilungen giebt ferner Laet (L., S. 402):

„De Tapuyas, daer Jandovi het Hooft van was, is een natie welcke gheen vaste wooninghe con heeft maer van tijdt tot tijdt verandert; de Wijven de Hutten en de Hamaeken haer mans naer dragende, worden by de andere Natien van Brasilianen, ende hare naeburige Tapuyas, ghenaemt Tarayuck: rekenen voor haer eyghen Landt een groot gheweste, begrepen tusschen vijf Rieviere; de erste Kommende van Rio Grande naer het landt toe noemen de andere Brasilianen Wararugi en de Tapuyen Oçiunon (fünf Tagereisen vom Rio Grande).“ Es folgen dann die Flüsse: Quonouguh (von beiden Nationen so benannt), Oçioro, Upanema, Woroiguh, sowie zwei „Sautpannen“ (Salzsümpfe) Carawaretsama. Wir hören ferner von zwei Gebirgen, von den Tapuya Cowouyxy und Peokiciabo, von den Brasilianern (Tupi) Moytyapoa und Pepetama genannt, gelegen zwischen Gnoscugh und Oçioro. Die Kopfzahl des Stammes wird mit Frauen und Kindern auf 1600 angegeben. Gemeiniglich seien sie in zwei Parteien gespalten (on heter de Kost te krijghen), deren eine von Jandovi, die andere, vorwiegend aus jungen Leuten bestehende, von Wasetya oder Beretyawa befehligt wird.

Besonders wichtig ist die nun folgende Aufzählung der mit Jandovi verbundenen Natiouen (S. 403), wie sie in der „Brasilianer- (Tupi) und Tapuyasprache“ genannt werden:

1. Tap. Aciki, Br. Arykenma; Häuptling Coctaconly.
2. Tap. Jnckeryjou, in beiden Sprachen; Häuptling Marakaou.
3. Tap. Ociooeciou, Br. Kereryjou; Häuptling Nonhu.
4. Pajoke, in beiden Sprachen; Häuptling Kidoa.
5. Aponoryjou, in beiden Sprachen; Häuptling Jarepo.

Die beiden letztgenannten sollen dem Jandovi an Macht gleichstehen.

Die dem Jaudovi feindlichen Stämme sind folgende:

1. Jembo, in beiden Sprachen; Häuptling Kischonon, bis zu dem damals noch kein Weißer vorgedrungen war.
2. Woyana, in beiden Sprachen: Häuptling Waracapawassu.
3. Caryry, in beiden Sprachen; Häuptling Kinioonkoiu.
4. Caryrywassu, in beiden Sprachen; Häuptling Carapoto.

Merkwürdigerweise werden diese nicht, wie die vorigen, „Natien“, sondern „Gheslachten“ genannt, woraus man auf eine nähere Verwandtschaft der Tarairyou mit den Kariri (Kiriri) schließen könnte.

Indessen berechtigt uns sonst nichts zur Annahme einer näheren ethnologischen Verwandtschaft zwischen unseren Tapuya und den Kariri. Marcgraf selbst stellt sie ja, wie wir oben sahen, als bogenbewehrt den übrigen, die Pfeilschlender benutzenden Stämmen gegenüber. Allerdings sind seine Bemerkungen etwas unklar. Der Umstand, daß die Kariri Bogen hatten, schließt ja die Anwendung des Wurfbrettes bei ihnen nicht aus, während anderseits, wie wir oben sahen, auch unseren Tapuya der Bogen nicht fremd war. Immerhin aber erscheinen letztere in einem gewissen Gegensatze zu den Kariri.

Ein wichtiger Punkt ist die Anwendung der Hängematten. Während die Kariri solche besaßen und in ihrer Anfertigung besonderen Geschick zeigten, benutzten die Tapuya des Janduy dieselben nicht oder nur ausnahmsweise: „Les Tapuies“, sagt Morisot (R., S. 273), „moins delicats que les autres Brésiliens, qui prennent leur repos dans des rets de coton, se couchent à la terre ou sous des arbres et leurs Roys dans des huttes de branchages.“

Im Widerspruche damit steht freilich Roulox' Notiz (S. 227), daß zwei Kranke in Hängematten getragen wurden (vergl. Herckmann bei M., S. 283 und das oben angeführte Citat aus Laet). Doch scheint in diesem Falle die Hängematte nur als Notbehelf zum Transporte gedient zu haben und von umwohnenden Tupi- oder Kariristämmen übernommen worden zu sein, wie wir dies ja auch von den Suya wissen, die zur Zeit der ersten Xinguexpedition diese nützliche Vorrichtung von den Bakairi entlehnt hatten. Auch die Karaya des Aragnaya benutzen die „rede“ nur als Kinderwiege, während sie sonst in dieselbe eingehüllt auf dem Bodeu schlafen. Wir werden demnach auch den Stamm des Janduy zu den schlafnetzlosen Völkern zu zählen haben. Solche sind nun in Ostbrasilien ausschließlich die Nationen der großen Gêsfamilie (Botocudos, Kayapo, Akuã u. a. w.), von denen viele in ihrer nomadischen Lebensweise noch heute dasselbe kulturhistorische Bild darbieten, wie jene alten Tapuya.

Agrikultur wurde, wie alle alten Beobachter hervorheben, von ihnen nur mangelhaft betrieben. Die Kultur der Maniokwurzel war ihnen unbekannt; sie bedienten sich, wie Nieuhof (a. a. O., S. 225) mitteilt, einer wild wachsenden, holzigen Art, wahrscheinlich derselben, die

Digitized by Google

auch uns während des Rückmarsches aus dem Quellgebiete des Xingu im November 1887 über den Brothunger hinwegtäuschen mußte. Zacharias Wagners Worte: „Ihre Wohnungen sindt wüst und wildt, bleiben nicht lange auff einem orth stille liegen, sondern ziehen in der nähe hin und wieder, suchen vor ihre hungrigen mägen allerley fremd gewärtzel, grosse Schlangen undt viel wilde Vögel zu ihrer Speise", haben noch heutzutage für die wilden Botokunden am Mucury und Rio Doce, sowie für die Shokleng (Bugres) von Santa Catharina, ihre buchstäbliche Geltung.

Eine bedeutsame Analogie findet sich auch in einer echten Gêssitte, der Kraftübung im Schleppen eines schweren Baumstammes, wie sie Rab (bei **M.**, S. 280) abbildet und beschreibt (vergl. auch **B.**, S. 696; **R.**, S. 220). Sie findet sich in gleicher Weise bei den Kayapo und Akuã (Chavantes). Näheres bei Martius, Ethn. Bd. 1, S. 268 und Reise Bd. 2, S. 574.

Auch die für die Gês charakteristischen grossen Ohrpflöcke von Holz scheinen, wie das Kopenhagener Tanzbild beweist, bei jenen Tapuya im Gebrauch gewesen zu sein.

IV.

Wir kommen nunmehr zur wichtigsten und zugleich schwierigsten Frage: Welcher Gruppe innerhalb der so weit verbreiteten Gêsfamilie sind die Tarairyu oder Otschucayana ihrer Sprache nach zuzurechnen?

Das wenige, was von derselben überliefert ist, läßt sich leider nur schwer für die ethnographische Klassifikation verwerten. In ihren linguistischen Beobachtungen befleißigen sich die alten Reisenden und Autoren nicht derselben Genauigkeit, mit der sie uns das Äußere, die Sitten und Gebräuche jener wilden Völker schildern, und wir müssen gestehen, daß selbst heute noch in dieser Beziehung arg gesündigt wird. Wie schon bemerkt, werden fast alle Objekte der Tapuya mit Namen aus der „Lingua geral" aufgeführt. Wie völlig gedankenlos dies geschah, ersehen wir aus einer Bemerkung des Sieur Morisot zu einer von Roulox Baro beschriebenen „Teufelsbeschwörung". Der Name, den die Tapuya dem bösen Geist geben, ist *houcha*, und Morisot wundert sich, dieses Wort in keiner der brasilianischen (d. h. Tupi) Wörtersammlungen (besonders denen Lerys und Marcgrafs) finden zu können, obwohl doch von vornherein die völlige Sprachverschiedenheit der Tupi und Tapuya hervorgehoben wird.

Überliefert sind aus der Sprache der letzteren fast nur Pflanzen- und Tiernamen, die noch dazu von den aus zweiter Hand schöpfenden Autoren, wie Barlaeus, Dapper und Nieuhof durch Druckfehler entstellt sind.

Marcgrafs Angaben sind natürlich die zuverlässigsten. Es werden von ihm folgende esbaren Früchte aus dem Gebiete des Flusses Otschuncgh aufgeführt (S. 268 ff.):

Kuraüra „magnitudine pomi nostratis, qui ubi sponte deciderunt tum demum edules sunt". Jedenfalls die im Kamp wild vorkommende „fruta do lobo" (Solanum lycocarpum), die auch von den Xingustämmen hoch geschätzt und bei den Dörfern angepflanzt wurde.

Dierada, „magnitudine globi sclopetarii plane nigricantes antequam defluant".

Kakara, „fructus instar jugiandis qui coquendus est antequam comedatur. Crudus amaricat".

Brotliefernde Wurzeln sind außerdem *artohu* (**B.**, S. 712), *atug*, *harag*, *hobig*, *engepag*, *packoda*, die roh genossen werden, während *eniapugh* geröstet wird; *hompugh* dient zum Stillen des Durstes.

Ferner ist nach **M.**, S. 281 *titscheynos* der Name der Cuyenfrucht (Crescentia cuiete), aus der die Zauberrassel gefertigt wird und *kehuturah*, die Steinchen darin.

An Tiernamen giebt der Bericht Rabs (**R.**, S. 258) die wichtigsten im Sertão vorkommenden Bienenarten:

kitshaara, *kitshagk*, *hewhig*, *atshog* } mit papierartigen Nestern „toutes celles-ci ont des aiguillons" **R.**, also wohl sämtlich als Wespen aufzufassen, da die südamerikanischen Bienen bekanntlich stachellos sind;

dagegen:

cheuhne, *benatshy* } die eigentlichen Bienen mit bestem Honig.

In Herckmanns Bericht (**M.**, S. 283) findet sich *carfa*, der Piranhafisch.

Unter der Schlange *manuah*, die nach **B.**, S. 709, von den Tapuya gegessen wird, ist jedenfalls der giftige Surucucu (Lachesis mutus) zu verstehen, denn sie hat am Schwanze ein spitzes Horn, mit dem sie den Menschen durchbohrt", eine Fabel, die in Brasilien heute noch ganz allgemein geglaubt wird.

Die Klapperschlange (Crotalus horridus) hat nach **R.**, S. 260, die Bezeichnung *aingi*.

Kosetug (**M.**, S. 282) oder *kahituh* (**B.**) ist der Vogel, der die schönsten Schmuckfedern liefert.

Wichtig ist der Name des von den Tapuya verehrten bösen Geistes *houcha* (**R.**, S. 238).

Wir kennen auch den Ruf der Medizinmänner, die nach der „Teufelsbeschwörung" aus dem Walde heraus vor das versammelte Volk treten, durch Barlaeus, der aber leider keine Übersetzung beifügt (a. a. O., S. 698): *ga, ga, ga — annes, annes, annes — ledas, ledas, ledas — hode, hode, hode — congleng!* woranf die Menge mit einem lauten: *houh!* antwortet.

Außerdem besitzen wir nur geographische und Personennamen.

Von ersteren seien außer den bereits genannten noch die Seen *Bajatagh* und *Igtag* (**M.**, S. 268) angeführt, von letzteren die bei **R.** mitgeteilten Namen Tapuyischer Anführer, bezw. Unterhäuptlinge:

Muroti, Sohn des Janduy S. 260. *Payeu*, S. 225.
Warhara, S. 214. *Wauewg* } S. 229.
Wainyn, *Jacuruia*, *Wurija*, *Preciuua* } S. 224. *Hipahu*, *Wonypyn*, S. 237.
Warriware } S. 243.
Pajneu

Von den hier angeführten Wörtern läßt sich zunächst nur ein einziges in einer der nicht zur Tupigruppe gehörigen Sprachen Ostbrasiliens nachweisen, nämlich: *titscheynos* oder *titscheyenh*, die Cuyenfrucht (Crescentia cuiete), identisch mit dem *titschay* der Koropo und *totsa* der Patasho. Beide Idiome gehören der (niederen) Gêsfamilie an. Es ist dies insofern von Interesse, als man schon früher die Kopenhagener Indianer ihrer Penisumschnürung wegen als Patasho glaubte ansprechen zu müssen (vergl. Babnson a. a. O., S. 223).

Andere Wörter lassen Gêsverwandtschaft wenigstens vermuten. So steckt in *kehuturah*, dem Steinchen in der Rassel, vielleicht das Kayapowort *kàu*, Stein, wie auch das *ga, ga, ga* des Priesterrufes mit dem Thron, der zweiten Person *ga* „du" des Kayapo verglichen werden darf.

Leider sind gerade die unserem Tapuya benachbarten Gêsstämme des Küstenlandes nördlich vom Rio S. Francisco am wenigsten bekannt. Wir besitzen über die Massakara, Geikô, Gogês, außer einigen dürftigen Vokabularien (Martius, Ethn. Bd. 2, S. 144 ff.), fast gar kein Material, von den Caieté, den sogen. Orizes procazes, die

Digitized by Google

im 16. und 17. Jahrhundert in jenen Gegenden besonders gefürchtet waren, auch keinerlei sprachliche Angaben, so dafs wir nicht einmal wissen, ob es Tupi oder Tapuya waren. Es läfst sich daher nicht sicher entscheiden, ob das Volk des Janduy jenen Stämmen näher verwandt war, als den Patasho und Koropo. Dafs ihre materielle Kultur eine höhere Stufe erreicht hatte, als die der Patasho, kann nicht, wie Bahnson annimmt, dagegen sprechen, da wir gerade die Gês noch heutzutage auf sehr verschiedenen Graden der Entwickelung vorfinden.

Die ziemlich beträchtliche räumliche Entfernung zwischen Patasho und dem Tarairyou thut nichts zur Sache. Dafs engverwandte Stämme durch mehrere Breitengrade von einander getrennt sind, ist in Südamerika nichts Ungewöhnliches.

Wir kommen somit zu dem Ergebnisse: Die Tapuya, deren Bildnisse Moritz von Nassau als die ältesten, von Künstlerhand angefertigten Typen wilder Völker uns hinterliefs, waren ein Gêsvolk, führten den Namen der Tarairyon oder Otschucayana und waren möglicherweise den Patasho oder Koropo verwandt, wenn auch keineswegs mit denselben identisch.

So dürftig dieses Resultat auch erscheinen mag, so ist es doch von nicht zu unterschätzender Bedeutung, einer erloschenen Völkerschaft, über die verhältnismäfsig so viele Nachrichten von Augenzeugen erhalten sind, von der wir Bildnisse und sogar ethnologische Objekte besitzen, einen einigermafsen sicheren Platz innerhalb des brasilianischen Völkergewirres anweisen zu können. Gerade über die Gêsnationen, deren gröfste noch unabhängige Horden zwischen Tocantins und Xingu ihr Wesen treiben, dürfen wir hoffen, bei der weiteren geographischen Erforschung des Landes noch wichtige Aufschlüsse zu erhalten, durch die vielleicht neues Licht auf jene alten Küstenstämme fallen wird.

Die Männer, die schon 150 Jahre vor dem Beginn der Ära wissenschaftlicher Entdeckungsreisen in so umfassender Weise die Naturgeschichte der Neuen Welt erforschten, waren ihrer Zeit vorausgeeilt. Ihre Arbeiten verfielen der Vergessenheit. Achtzig Jahre sind vergangen, seitdem das zoologische, vierzig, seitdem das botanische Material Maregrafs aus dem Dunkel wieder hervorgezogen wurde. Erst jetzt sind wir in der Lage, auch der ethnographischen Ausbeute unseres Landsmannes gerecht zu werden.

So erfüllen wir in der rechten Würdigung des wissenschaftlichen Nachlasses eines edlen deutschen Fürsten und seiner Mitarbeiter zugleich eine patriotische Pflicht.

Indianische Ortsnamen im nördlichen Mittelamerika.

Von Dr. Karl Sapper. Coban.

(Mit einer Karte.)

I. Die Wortbedeutung der indianischen Ortsnamen.

Wenn Egli [1]) Recht hat mit seiner These, dafs „die geographische Namengebung, als Ausflufs der geistigen Eigenart je eines Volkes oder einer Zeit, sowohl die Kulturstufe, als die Kulturrichtung der verschiedenen Volksherde spiegeln", so mufs es in Gegenden, wo zahlreiche verschiedene Völker neben und zwischen einander wohnen, von grofsem Interresse und Nutzen sein, die einheimischen Ortsnamen in ihrer sprachlichen Bedeutung zu würdigen. In wenigen Gebieten auf der Erde sind so viele, zum Teil stammverwandte, zum Teil aber auch stammfremde Völkerschaften auf engem Raume zusammengedrängt, wie im nördlichen Mittelamerika [2]), und es ist daher von einer genauen Durchmusterung der geographischen Namen mancher Aufschlufs über Kultur und Geistesrichtung der verschiedenen Völkerschaften zu erwarten. Leider ist aber bei dem gegenwärtigen Stand unserer Sprachkenntnisse an eine wortgetreue Übersetzung aller indianischen Namen noch nicht genügend zu denken; nur für Erklärung der aztekischen Ortsnamen sind genügende philologische Hilfsmittel vorhanden, die mir aber hier, fern von jeglicher Bibliothek, nicht zugänglich sind; für die übrigen Indianersprachen sind aber die Hilfsmittel durchaus ungenügend, so dafs jeder Versuch der geographischen Namenerklärung lückenhaft bleiben mufs.

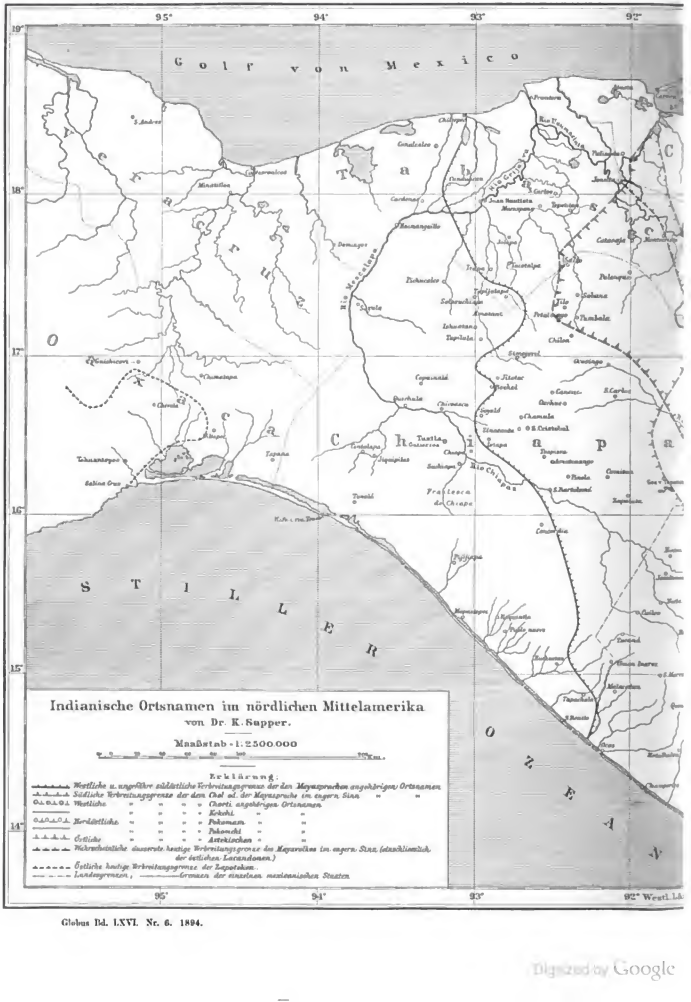
Wenn ich daher den Versuch mache, aus der Zahl der indianischen Ortsbezeichnungen des nördlichen Mittelamerika diejenigen auszuwählen, deren Bedeutung mir bekannt ist und daraus auf den geistigen Zug zu schliefsen, der sich in der geographischen Namengebung verkörpert hat, so ist von vornherein klar, dafs dieser Versuch nur einen ungefähren Überblick über die Frage zu geben vermag, während eine erschöpfende Behandlung des Themas zur Zeit überhaupt noch nicht möglich ist.

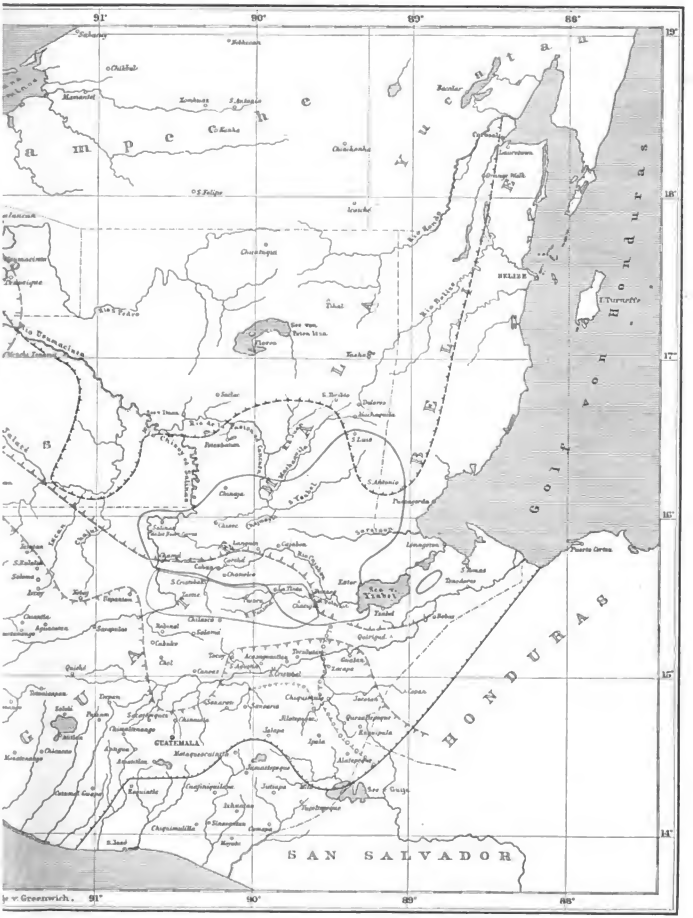
Auf die spanischen und die wenig zahlreichen englischen Ortsbezeichnungen brauche ich hier nicht einzugehen, da sie als neuaufgepfropftes Reis der geographischen Nomenklatur kein tieferes Interesse erwecken und zudem in ihrem Allgemeincharakter nicht wesentlich von der bekannten, in andern spanischen und britischen Kolonialländern üblichen Weise abweichen. Auch auf die spärlichen einheimischen Ortsnamen im Gebiete der Chinpanecken (in Chiapas) und der Xinca-Indianer (in Guatemala) kann ich aus Mangel an Vorarbeiten oder sprachlichen Hilfsmitteln hier nicht eingehen. Karaibische Ortsnamen sind mir überhaupt nicht bekannt geworden. Es bleiben also für die Besprechung hauptsächlich die Ortsnamen von drei verschiedenen Völkerfamilien: den Mayavölkern, der aztekischen Völkergruppe und der Mixegruppe. Von den beiden letzteren Gruppen kommen je nur Dialekte einer einzigen Sprache in Betracht, das Aztekische (einschliefslich der Pipil-sprache) und das Zoque. Von der Mayavölkerfamilie wohnen dagegen sehr zahlreiche Glieder im nördlichen Mittelamerika, und zwar sind es — mit Ausnahme der Huastecken — sämtliche bekannten Stämme dieser Familie; es sind dies die reinen Mayas von Yukatan und Peten, ferner die Stämme der Cholgruppe (Chontal, Chol und Chorti), der Tzentalgruppe (Tzotzil, Tzental, Chanenbal, Chiye), der Mamegruppe (Mame, Jacalteca, Ixil, Aguacateca), der Quichégruppe (Quiché, Cakchiquel, Tzutuhil und Uspanteka) und der Pokomgruppe (Kekchí, Pokon-

[1]) J. J. Egli, Der Völkergeist in den geographischen Namen. „Ausland" 1893, Nr. 30 bis 38.

[2]) Vergl. über die ethnographischen Verhältnisse des nördlichen Mittelamerika: M. Orozco y Berra, Geografía de las lenguas y carta etnográfica de Mexico (Mexiko 1864), ferner Otto Stoll, Zur Ethnographie der Republik Guatemala (Zürich 1884), und K. Sapper, Beiträge zur Ethnographie der Republik Guatemala (Petermanns Mitteilungen, 39. Band 1893, S. 1 ff.), sowie die Sprachenkarte von Mittelamerika in Berghaus' physikalischem Atlas, Blatt 74

Digitized by Google


Golf von Mexico
Pacific Ocean
Tabasco
Chiapas
Guatemala
Oaxaca
Veracruz
Puebla
Tlaxcala
Mexico
Morelos
Guerrero
Michoacan
Jalisco
Colima
Nayarit
Sinaloa
Durango
Zacatecas
San Luis Potosi
Tamaulipas
Nuevo Leon
Coahuila
Chihuahua
Sonora
Baja California
Tehuantepec
Salina Cruz
Tapana
Tuxtla
Chiapa
Rio Chiapa
Rio Grijalva
Rio Usumacinta
Rio Mezcalapa
Rio Papaloapan
Rio Coatzacoalcos
Rio Panuco
Rio Grande
Rio Colorado
Rio Gila
Rio Yaqui
Rio Mayo
Rio Fuerte
Rio Culiacan
Rio Lerma
Rio Balsas
Rio Verde
Rio Nazas
Rio Conchos
Rio Salado
Rio Bravo
Rio Pecos


91°
90°
89°
88°
19°
18°
17°
16°
15°
14°
Golf von Honduras
HONDURAS
BELIZE
GUATEMALA
SAN SALVADOR
Rio Dulce
Rio Motagua
Rio Polochic
Rio Sarstun
Rio Belize
Rio Hondo
Rio Grande
Rio Xiabal
Rio Sibun
Rio Sarstoon
Rio Tinto
Rio Negro
Rio Chixoy
Rio Salinas
Rio Pasion
Rio de la Pasion
Rio Usumacinta
Rio Lacantun
Rio de la Passion
Rio Chacamas
Rio Tulija
Rio Tulijaha
Rio Chacamax
Rio Chocoman
Rio Chocomanito
Rio Chocoluna
Rio Chocolunita
Rio Chocolunon
Rio Chocolunonito
Rio Chocolunonitito
Rio Chocolunonititito
Rio Chocolunonititititito
Rio Chocolunonititititititito
Rio Chocolunonititititititititito
Rio Chocolunonititititititititititito
Rio Chocolunonititititititititititititito
Rio Chocolunonititititititititititititititito
Rio Chocolunonititititititititititititititititito
Rio Chocolunonititititititititititititititititititito
Rio Chocolunonititititititititititititititititititititito
Rio Chocolunonititititititititititititititititititititititito
Rio Chocolunonititititititititititititititititititititititititito
Rio Chocolunonititititititititititititititititititititititititititito
Rio Chocolunonititititititititititititititititititititititititititititito
Rio Chocolunonititititititititititititititititititititititititititititititito
Rio Chocolunonititititititititititititititititititititititititititititititititito
Rio Chocolunonititititititititititititititititititititititititititititititititititito
Rio Chocolunonititititititititititititititititititititititititititititititititititititito
Rio Chocolunonititititititititititititititititititititititititititititititititititititititito
Rio Chocolunonititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititito
Rio Chocolunonititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititito
Rio Chocolunonititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititito
Rio Chocolunonititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititito
Rio Chocolunonititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititito
Rio Chocolunonititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititito
Rio Chocolunonititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititito
Rio Chocolunonititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititito
Rio Chocolunonititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititito
Rio Chocolunonititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititito
Rio Chocolunonititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititito
Rio Chocolunonititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititititito
Rio Chocolunonitit

chi, Pokomam). Ich kenne von diesen Sprachen leider nur das Kekchí durch langen Verkehr mit den Indianern dieses Stammes etwas näher und mufs daher die Kekchíortsnamen als Beispiel für die geographischen Bezeichnungen der Mayastämme annehmen, während ich nur wenige Ortsnamen aus andern Mayasprachen heranziehen kann. Das Kekchígebiet eignet sich übrigens auch deshalb sehr wohl dazu, als Muster geographischer Namengebung der Mayavölker zu gelten, da daselbst die Ortsnamen zumeist noch ein rein indianisches Gepräge zeigen, während in Südguatemala und Teilen von Chiapas und Tabasco spanische und aztekische Ortsbezeichnungen an die Stelle der einheimischen Namen getreten sind und damit den ursprünglichen Charakter der älteren Nomenklatur mehr oder minder vollständig verwischt haben.

Als wichtige Vorarbeit für die Ortsnamen der Zoquesprache und des Aztekischen dienen mir die „Nombres geográficos del Estado de Tabasco" von José Rovirosa (Mexiko 1888), in welchen neben den Ortsnamen von Tabasco auch diejenigen von Chiapas Berücksichtigung finden. Ferner veröffentlichte der Presbitero José María Sanchez eine „Nomenclatura de los once Departamentos del Estado de Chiapas (S. Cristobal - Las Casas 1890), und Stoll hat in seinem Buche über Guatemala (Leipzig 1886) eine kleine Anzahl von indianischen Ortsnamen erklärt.

Für die Rechtschreibung der indianischen Namen folge ich ganz dem von Stoll aufgestellten Alphabet der Mayasprachen[2]). Als Grundlage für dasselbe dient die spanische Orthographie; die einzigen Abweichungen davon sind folgende: von dem c (vor e und i: qu) wird das gutturale k unterschieden; h wird aspiriert ausgesprochen wie im Deutschen; die explosiven Laute, welche gleichsam durch eine kurze Pause vom folgenden Vokal getrennt erscheinen, sind durch die apostrophierten Buchstaben ausgedrückt (c', qu', k', ch', tz'); x lautet wie das deutsche „sch", ö hat einen Laut zwischen ö und u; ng (im Zoque) wird wie im Deutschen ausgesprochen.

Wenn man die ihrer Wortbedeutung nach bekannten Ortsnamen des nördlichen Mittelamerika mustert, so fällt vor allem die grofse Zahl von Ortsbezeichnungen auf, welche ihre Benennung von der Naturbeschaffenheit der Örtlichkeit herleiten. Bald ist es die Farbe des Wassers, welche Flüssen oder daran gelegenen Orten ihren Namen giebt (z. B. im Aztekischen: Acumba, Chichicapa, „am gelben Wasser", Cosauyapa, „grofser gelber Flufs", Tzapa, „weifser Flufs", Tila, „schwarzes Wasser (?)", in Kekchí: Raxijá, „grünes oder blaues Wasser", im Chol und Maya: Yaxha, „grünes Wasser (Flufs)", im Pokanam: Sacruha, „weifses Wasser", im Pokonchí: Cakiha, „rotes Wasser", Saquiha, „weifses Wasser"; bald ist es die Beschaffenheit des Flufsbettes (z. B. im Aztekischen: Tapalapa, „Flufs der thonigen Erde", Jalapa, „Sandflufs", ferner Teapa aztekisch, Chaspa und Tzanó in Zoque, Tulijá im Tzental = „steiniger Flufs", bald auch die Temperatur des Wassers (Kicha im Kekchí und Pokonchí, Pingnó im Zoque, „heifses Wasser", Totonicapan aztekisch und Xeme'kenya im Quiché, „am warmen Wasser", Tanquelha im Chol, „beim kalten Wasser (?)"), oder auch die Zahl der Nebenflüsse oder Flufsarme (z. B. Oxlajuhá im Kekchí, „dreizehn Flüsse", Bolonajá im Chol, „neun Flüsse), oder andere auf das Wasser bezügliche Namen (z. B. im Aztekischen Acapetagna, „breiter Flufs", im Tzotzil: Chenalò, „wenig Wasser", im Pokonchi Panzós, „beim Wasserfall", Panimá, „beim grofsen Flufs", Chiquin (Chixiquin), „an der Ecke" (des Flusses), im Kekchí: Chirixquisós, „hinter den Wasserfällen", Nimha „grofser Flufs", Seuimá, Benimá, Chirenimá, „bei, über, neben dem grofsen Flusse", Eliha, „wo Wasser entspringt", Xaliha, „Vereinigung zweier Wasserläufe", Chixnaxhá, „wo der Flufs verschwindet", Siguanhá, „das Wasser der Doline", Chibut und Sesah, „Ort, welcher sich (in der Regenzeit) mit Wasser anfüllt").

Manchmal ist es auch die Beschaffenheit des Erdreiches oder das Vorkommen gewisser Mineralien, das Auftreten eigenartiger Felsen, was den Örtern ihren Namen gegeben hat (z. B. im Aztekischen Jalpa, „über dem Sande", Jaltenango, „an der Sandmauer", Jalapa, „über dem Sandwege", Chalchiguítan, „Ort der edlen Steine", Iztapa, „Salzflufs", Ixtatan, „Salzstelle". Tepatan, „Ort der Feuersteine", Tecpate, „Überflufs an Feuersteinen", in Zoque: Mactumatzá, „elf Felsen", Popotzá, „weifser Stein", im Kekchí: Chitok, Setok, Satok, „Ort, wo Feuersteine", Senimlatok, „wo grofse Feuersteine vorkommen", Chisamahí, „wo Sand", Chipok, „wo weifse vulkanische Asche vorkommt", Cakúnpec, „roter Stein", Rubelsaconac, „unter der Felswand", Chicoopec, „Ort, wo kleine Steine", Valiliux, „wo Wetzsteine vorkommen", Sehachichá, „am Flusse an der Asche", in Maya: Chachachum, „rote Erde"), oder aber sind die Ortsnamen von andern örtlichen Eigentümlichkeiten entnommen (wie im Aztekischen: Ecatepec, „am Berge des Windes". Guaquitepeque, „grofser, grüner Berg", Ilueitepeque, „grofser Berg", Tepetitan, „zwischen den Bergen", Tiltepec, „am schwarzen Berge", Tonalá, „heifser Ort", Macultepeque, „fünf Berge", Ostitan, „zwischen den Höhlen", Yolotepec, „am Berge der Mitte", Tepecentila, „am Abhange des Berges", im Tzental: Michol, „die Enge", im Chol und Chorti: Tityuk, „am Berge", im Chol oder Maya: Bolonch, „ihrer Neun" (sc. Berge), im Kekchí Nimlatzul, „grofser Berg", Sepocil, Sepocilha, „am Erdloch", Rubelmo, „unterm Schatten", Rubeltzul, „unterhalb des Berges", Chijolom, „auf der Spitze", Chirutacá, „auf der Ebene", Senimtacá, „im tiefen Thal".

Sehr häufig werden auch Tiernamen mit den Ortsbezeichnungen verknüft, z. B. im Aztekischen Aztapa, „Flufs der Garzas" (Ardea candidissima Gm.), Coatau, „Ort der Schlangen", Tuxtla, „Überflufs an Kaninchen", Chacalapa, „am Flusse der Krebse", Chapultenango, „Stadt der Heuschrecken", Chicomnecelo, „sieben Jaguare" (Felis onca L.), Escuintla, „Überflufs an Hunden", Mazatan und Mazaltepeque, „Ort der Rehe", Mazapa, „Flufs der Rehe" (Carincus virginianus Brocke), Mapastepeque, „Ort der Mapaches" (Procyon lotor Allen), Pichucalco, „im Zaun der Schweine", Sayula, „Überflufs an Mücken", Tecoluta, Tecolutan, „Ort der Eulen" (Bubo virginianus Bp.), Tamasulapa, „Flufs der Kröte", Totolapa, „Flufs der wilden Pfauen" (Melleagris gallopavo L.), Usumacinta, „Beginn der Affen", Usumatan, „Ort der Affen", Zinacantan, Tzinacata, „Ort der Fledermäuse", Motozintla, „Ort der Eichhörnchen", Coapilla, „Ort der Vipern", Quezaltenango, Quezaltepeque, „Ort des Quezals", (Pharomacrus mocinna), Ayutla, „Ort der Schildkröten", Ocsolutan, „Ort des Jaguars" im Zoque: Güetnöpnac, „Bach der Wildkatze" (Felis aguarondi Lapécède), Moba, „Bach der Rehe", Tzagüinó, „Bach der Affen", Nötzipac, „Bach der Nutria". (Didelphis virginiana Kerr.), im Chol oder Maya: Cansis, „wo der Rüsselbär auftritt", in Chaneabal Yaaltz'i, „See des Hundes", Yaalpech, „See der Ente", im Tzotzil: K'ukalhuitz, „Berg des Quezels", im Pokonchi Panpur, „wo Wasserschnecken (Pachychilus sp.) vorkommen", Panpá, „wo die Taltusa (Geomys hyspidus) vorkommt", im Kekchí: Sepur, Sapur, Chipur, Yalipur, „wo Wasserschnecken", Secoepur, „wo kleine Wasser-

[2]) O. Stoll, Zur Ethnographie der Republik Guatemala, S. 40 ff.

Digitized by Google

schnecken", Sequixpur, „wo gedornte Wasserschnecken vorkommen", Xalpemech, Chipemech, „wo es Muscheln", Sexoch, Chixoch, „Landschnecken", Chicok, „Schildkröteu", Yalicar, „Fische giebt", Carchá, „Fische der Asche", Sacpur, „weiße Schnecken", Chichen, „wo Mosquitos", K'anus, „wo gelbe Bienen vorkommen", Akha, „Bach der Schweine", Sesis, „wo der Rüsselbär", Chiacam, „wo die Cotusa (Dasyprocta punctata) auftreten", Saxok, „wo Skorpione", Chik'uk, „der Quezal", Schix, „der Jaguar vorkommen", Cajcoj, „der Puma", (Felis concolor), Chimó und Chicoaruom beziehen sich auf gewisse Vogelarten, Icvolei ist eine Schlangenart, Cacvnaltzul, „Berg der Cakvnalschlange".

Häufiger noch als von Tiernamen sind die Ortsbezeichnungen von Pflanzennamen entnommen, so im Aztekischen: Agnacatan und Aguacatenango, „Ort des Aguacatebaumes" (Persea gratissima); Amatan, Amatenango, Amatitan, Amatitlan leiten ihren Namen von einer Ficusart ab, die den Vulgärnamen Amate führt; Camoapa, „Fluß der Camote" (Convolvulus batatas L.), Camotau, „Ort der Camotes", Chinpa, „Fluß der Chia" (Salvia polystachia Ort.), Chilapa, „Fluß des Chile" (Capsicum annuum), Chiltepec, „Ort des Chile". Etapa, „Fluß des Bohnenfeldes", Mescalapa, „Fluß der Mescal-Agave", Ocosingo, „Beginn der Kiefern", Ocotepeque, „am Kiefernberge", Ocuapa, „Kiefernbach", Cacahuatan, „Ort der Kakao", Soyatitan, „zwischen den Palmen", Soyatengo, „am Rande des Palmenhains", Jocotan, „Ort des Jocote" (Spondias dulcis), Soconusco, „Ort der sauren Opuntiafrüchte", Chichicastenango, „Ort Chichicaste" (einer Urticacee); in Zoque: Cacaguanó, „Kakaobach", Poaná, „Fluß des Jolocin" (Heliocarpus appendiculatus Turcz); im Chorti: Tacacao, „Ort des Kakao", im Chol oder Maya: Bolonco, „neun Bäume Namens co", Cantutz, „wo die Korozopalme (Attalea Cohune) vorkommt", Yaxon, „grüne Aguacate", Yaxché, „Ceiba"; im Pokonchi: Panguip, Panpacaya, „Ort, wo gewisse Palmen", Panchesibic, „wo der Sibikbaum vorkommen", in Kekchí: Sechaj, Chichaj, „wo die Kiefer vorkommt", Semococh, Setutz, „wo die Corozopalme", Semap, „wo die Cayolpalme auftritt", Rubelsaltul, „unter dem Zapotebaume", Rubelraxtul, „unter dem Ingertebaum", Setul, „bei den Bananen", Sexpens, „beim Pfefferbaum", Seantzujl, „beim Mahagonibaum", Semuy, Chimuy, „beim Chicosapotebaum" (Sapota achras), Secacao, Chicacao, „wo Kakao", Sebulam, „wo Pataxte (Theobroma bicolor) wächst", Sapatá, „wo die Guayava", Chijom, „wo der Guacalbaum (Crescentia Cujete)", Chimay, „wo Tabak", Chinup, „wo die Ceiba (Eriodendron anfractuosum D. C.) wachsen". Secnmum, Secumumxan, Seakté[1]), Chireaktè, Sequixquip, Rubelquixquip, Halaute[2]) beziehen sich auf Palmen, Setal (in Pokonchi Patal), Sechintal, Chiretal, Semox, Semau, Sechinacte, Seamay, Rubelhu, Sehu, Seubub, Chicojl, Rubelcojl, Secvolcvol, Chisec, Sesajal, Sejalal, Chijalal, Setzuel, Chiax beziehen sich auf andere Pflanzen, deren Name wie der zweite Teil der Ortsnamen lautet, deren wissenschaftliche Benennungen mir aber unbekannt sind.

Die Ortsbezeichnungen sind auch manchmal von allgemeineren Vegetationseigentümlichkeiten entnommen, z. B. im Aztekischen: Huistan, „Ort der Dornen", Ilueizacatlan, „Ort der grossen Wiese", Suche, „Blume", Suchiapa, „Fluß der Blumen", Suchiate, „Wasser der Blumen", Zocoltenango, „in der Stadt der Früchte"; im Zoque: Chacuibá, „Bach der niederen Bäume"; in Kekchi: Sekim, „in der Grasflur", Sechinakim, „in der kleinen Grasflur", Sequiché, „im Walde", Chiraxché, „im grünen Holz".

Auch an die Beschäftigung des Rodens (Niederschlagens und Abbrennens einer Waldfläche) erinnern manche geographische Namen, wie in Kekchi Xalichoc, „der Bergsattel der gerodeten Fläche", Rubelchoc, Chirixquichoc, Chichoc, Chireichoc (oder chocl), „unter, hinter, bei, neben der geordneten Fläche".

Andere Ortsnamen sind wieder reine Kulturnamen, so im Aztekischen: Acala, Acalán, „Ort der Brote", Comalcalco, „im Hause der Comales" (Röstteller), Comitan, „Ort der Töpfe", Comixtlahuacan, „Ebene der Töpfe", Chicoacam, „sechs Grundstücke", Jiquiplas, „8000 Grundstücke", Chimalapa, „Fluß der Schilde", Chimaltenango, „Stadt der Schilde", Huihuitlan, „alter Ort", Ihueheueuango, „in der alten Stadt", Hnitiupan, „großer Tempel", Cuecultiupan, „Tempel der Zwietracht", Mecatepeque, „Ort der Stricke", Mexicapa, „Fluß der Mexikaner", Chontalpa, „im Ausland", Pinola, „Überfluß an Pinol" (geröstetem Maismehl), Pantepec, „Berg der Fahne", Tenango, „an der Mauer", Zacualpa, „über der Pyramide", Teopisca, „Ort der Priester", Zitalá, „Ort der Sterne", Petaleinas, „Ort, wo man Binsenmatten macht"; im Zoque: Jomenas, „Neues Land", im Chaucabal: Juncaná, „ein Stern", Baluncanal, „neun Sterne", Uninsjap, „der Sohn des Königs"; im Cakchiquel: Bok, „Schild"; im Uspanteca: Ch'anack, „bei dem Dorfe"; im Kekchi: Setzac, „an der Mauer", Setzacpec, „an der Steinmauer", Setzimaj, „bei den Pfeilen", Xaltenamit, „Berg der Stadt".

Im Kekchi erinnern auch noch einige Ortsnamen an altertümliche, aus der Vorzeit überkommene Gebräuche. So pflegt jeder Kekchi-Indianer alten Schlages an gewissen bekannten Wegstellen, wo er zum erstenmale vorbeikommt, einen Stock in die Erde zu stecken und dort stecken zu lassen, und von diesem eigentümlichen Gebrauche führt ein Bächlein zwischen Setal und Seaktè den Namen Selabaxukb, „Ort, wo du deinen Stock hineinstecken mußt". An bedeutungsvollen Paßübergängen pflegen die Kekchí-Indianer Kopalharz zu verbrennen, wenn sie dieselben zum erstenmale überschreiten, und an einigen derselben (nämlich dem Paß zwischen Quezaltepeque und Esquipulas, dem zwischen Quezaltenango und St. Maria und demjenigen zwischen Cunen und Zacapulas) wird aufserdem noch getanzt, und zwar am letztgenannten Orte eigentümlicher Weise mit umgelegter Binsenmatte, daher der Name dieses Platzes Potopop, „Ort, wo wir uns mit einer Binsenmatte (pop), wie mit einem Hnipil (Franenhemd, pot) bekleiden." An heißen Quellen pflegen die Kekchí-Indianer ebenfalls Kopalharz zu verbrennen und aufserdem ein Bündelchen Holz herbeizuschleppen und zurückzulassen, vermutlich, damit der Gott der Natur (Xtyucvuá tzul tacá, „der Vater von Berg und Thal") damit das Wasser erwärmen kann; letzteren Gebrauch habe ich in den Ortsnamen aber nicht angedeutet gefunden, wie die ersteren annten.

Obgleich aus der mitgeteilten kleinen Zahl von Beispielen ein Prozentverhältnis nicht konstruiert und für allgemein gültig angenommen werden darf, so fällt doch vor allem das starke Überwiegen der Naturnamen über die Kulturnamen auf. Es würde daraus den Anschauungen Eglis zu Folge geschlossen werden müssen, daß die Völkerschaften des nördlichen Mittelamerika reine Naturvölker gewesen wären. Nun weiß man aber, daß die aztekischen und die Mayavölker sehr wohl als Kulturvölker angesehen werden konnten zur Zeit, als die Spanier die Eroberung des Landes begannen. Der Widerspruch ist aber nur scheinbar, denn die genannten Völker sind in der That im gewissen Sinne wieder auf

[1]) Wörtlich: „Schweinsbaum", wegen seiner Stacheln.
[2]) Wortlich: „Tepescuintlebaum".

Digitized by Google

die Stufe von Naturvölkern heruntergesunken und anderseits können von den Natnrnamen viele nur bedingt als solche gerechnet werden, da sie vielfach zugleich enge Beziehungen zum Kulturleben des Volkes enthalten. Es ist dies besonders deutlich bei den Ortsnamen des Kekchivolkes, welches, was Folgerichtigkeit und System anbelangt, von keinem der europäischen Kulturvölker erreicht werden.

Das Vorkommen der für technische Zwecke benutzbaren oder für den Lebensunterhalt wichtigen Pflanzen und Tierarten hat bei den Kekchi-Indianern viel häufiger geographische Ortsbezeichnungen hervorgerufen, als die blofsen auffälligen Eigentümlichkeiten der Örtlichkeiten an sich. Es ist hierbei freilich zu bemerken, dafs die häufigsten regelrecht angebauten Kulturpflanzen, wie Mais, Bohnen, Baumwolle, Chile [6]), Yuka, Camote für geographische Benennungen keine Verwendung finden, eben weil sie nichts Charakteristisches für eine bestimmte Örtlichkeit bezeichnen würden; vielmehr sind die Ortsnamen hergeleitet von solchen für den Haushalt des Indianers wichtigen Pflanzen und Tieren, die er in der freien Natur vorfindet. Es spricht sich hierin einmal der aufserordentlich praktische Blick aus, der den Indianern eigen ist, dann aber hat es für ihn noch eine weitere Bedeutung, indem er aus dem Vorkommen gewisser Pflanzen zugleich auf Klima und Bodenbeschaffenheit, und damit zugleich auf die Eignung des Ortes für Kultur und Ansiedlung schliefsen kann. Denn die Indianer sind, soweit sie noch nicht in den Bereich „europäischer Civilisation", d. h. in den Dunstkreis der Schnapsschenken, oder ins blofse Taglöhnertum eingetreten sind, ausgezeichnete Beobachter der Natur und kennen die Abhängigkeit der Pflanzenwelt von Klima und Bodenbeschaffenheit ganz gut.

Ich habe diese Bemerkungen aus meinen Beobachtungen der Kekchi-Indianer abgeleitet und will daher die Ortsnamen dieses Stammes nochmals durchmustern, um meine Behauptungen näher zu begründen.

Da die Kekchi-Indianer kein Jägervolk sind, sondern Jagd nur gelegentlich betreiben, so sind Tiernamen viel weniger zahlreich unter den Ortsbezeichnungen vertreten als Pflanzennamen. Ganz vereinzelt ist einmal ein Ort nach Jaguar oder Puma benannt; dagegen fehlen Tapir (tixl), Alligator (ayin), Coyote (ajxojb), Reh (quej), Jabalí (chacó), Tepescuintle (halan) und anderes Jagdwild vollständig in der Liste der Ortsnamen; ebenso werden Schlangen trotz ihres massenhaften Vorkommens und ihrer Gefährlichkeit nur ganz vereinzelt in Ortsnamen erwähnt, in einem der beiden mir bekannten Fälle zudem nur als Bild für die Windungen eines ansehnlichen Flusses („Ievolai"). Sonst sind es entweder der Landwirtschaft schädliche Tiere (so der Räuselhäschis, oder die Cotuza, acam), oder sehr leicht erreichbare, für die Küche verwendbare Tiere (Schnecken, Muscheln, Fische), welche Veranlassung zu Ortsnamen geben. Von den Wasserschnecken und Muscheln werden die Schalen zum Kalkbrennen verwendet. Die Kanus liefern wilden Honig.

Die pflanzlichen Ortsnamen leiten sich gröfstenteils, wie schon erwähnt, von Nutzpflanzen ab. Von Kakao, Pataxte, Coyol, Chicosapote, Gnayava, Sapote, Ingerte, Banane werden die Früchte, von Quixquip, Akté, Halauté und anderen Palmen die Herztriebe gegessen, die Früchte des Guacalbaumes werden zu Trinkgefäfsen verarbeitet, die Blattfiedern der Corozopalme geben das Regendach (mococh) des Indianers ab, das Kienholz der Kiefern ist sein Beleuchtungsmaterial, der Kautschuk (Chicle) des Chicosapotebaumes wird von den Indianerinnen zur Unterhaltung gekaut; die Bambuse amay findet als Flöte, oder im Webeapparat der Indianerinnen Verwendung, Ubub, Cvolcvol, Chicosapote, Chinacté werden ihres Holzes wegen gesucht u. s. w.

Die pflanzlichen Ortsnamen haben aber auch vielfach eine klimatographische Bedeutung für den Indianer. Wo Kakao, Pataxte oder Mahagoni, wo Cumumxan, Halauté oder Corozopalmen, wo Mox, Mau oder ähnliche Kräuter vorkommen, ist „kix" (d. i. „heifses Land" im Kekchi [7]), und in der That überschreiten diese Gewächse nach meinen Beobachtungen in der Verapaz die Höhengrenze von 700 m nicht, gehören demnach der echten Tierra caliente an. Auch die Ceiba oder der Guacalbaum erreichen in der Alta Verapaz die Höhengrenze von 900 m nicht und geben daher einen gewissen Begriff von den allgemeinen Wärmeverhältnissen des Ortes. Anderseits weifs aber der Indianer auch ganz genau, dafs in Gegenden, wo Quixquip, Akté, Cumum, Halauté und dergleichen Palmen, Cvolcvol, Urbub, Chicosapote und ähnliche Bäume auftreten, ein ganz anderer Vegetationscharakter, andere Wachstumsbedingungen herrschen, als im Verbreitungsgebiet der Kiefern, oder in den Savannen („kim" im Kekchi). — Die erstgenannten Gebiete sind regenreich, die der Kiefern mäfsig feucht, die Savannen verhältnismäfsig trocken. — Unter Berücksichtigung eben des Vegetationscharakters eines Ortes weifs nun der Indianer, welche Mais- oder Bohnenvarietät an dem Platze mit Aussicht auf Erfolg gepflanzt werden kann, ob Baumwolle wohl gedeihen würde und dergleichen mehr. Was dem europäischen Landwirt Barometer, Bodenuntersuchung und meteorologische Beobachtungen sagen würden, das deutet dem ortskundigen Indianer die Art der Pflanzendecke an, Erfahrung und Analogieschlüsse vertreten bei ihm die Stelle des Wissens und schon in den Ortsnamen steckt, nach dem, was ich eben ausgeführt habe, häufig ein Urteil über die Klimatologie des Ortes.

Viel geringere Bedeutung für klimatologische Schlüsse haben die Verbreitungsgrenzen der Tierwelt und daher ist wohl mit zu erklären, dafs pflanzengeographische Namen häufiger sind als tiergeographische. Ein vielgewanderter Kekchi-Indianer weifs als scharfer Naturbeobachter zwar wohl, welche Schlangen oder Landschnecken etc. im kalten oder warmen Lande, im Urwalde oder an offenen sonnigen Plätzen vorkommen und dergleichen, aber solche Grenzen sind minder auffällig, minder scharf und zugleich weniger bedeutungsvoll für seine praktischen Aufgaben. Immerhin mag hier erwähnt sein, dafs z. B. Schildkröten, Muscheln oder die gedornten Wasserschnecken (wegen der besonderen hydrographischen Verhältnisse) in der Alta Verapaz nicht über 500 m, dafs Skorpione nirgends über 1000 m heraufsteigen; also läfst das Vorkommen solcher Tiere immerhin einen gewissen Schlufs auf die allgemeinen Wärmeverhältnisse eines Ortes zu.

Bei den übrigen Mayavölkern herrschen sicherlich ähnliche Verhältnisse der Nomenklatur, wenn auch gewisse Verschiedenheiten immerhin zum Ausdruck kommen werden, da sie ja auch in Beschäftigung und Volkscharakter in manchen Zügen von den Kekchi-Indianern abweichen. — Noch mehr ist das aber bei den aztekischen Völkern der Fall, bei welchen nach der vorstehenden

[6]) Chile und Camote kommen dagegen in aztekischen Namen häufig vor, da das Auftreten dieser Pflanzen für die aus dem Hochland kommenden Mexikaner etwas Auffälliges hatte.

[7]) Der Kekchi-Indianer unterscheidet nicht Tierra caliente, Tierra templada und Tierra fria, sondern nur zwei Stufen, li kix, „heifses Land" und li quë, „kaltes Land".

Digitized by Google

Aufstellung das Jagdwild bereits einen grofsen Raum unter den Ortsnamen einnimmt; zugleich ist aber auch die Zahl der Kulturnamen viel gröfser als bei den Mayavölkern, was sehr auffällig ist, weil die Kultur der Mayavölker nach allem, was wir davon wissen, derjenigen der Azteken keineswegs nachstand, sie vielmehr in mancher Hinsicht übertraf. — Bei den Zoques dagegen fehlen unter den wenigen mir bekannten Beispielen die Kulturnamen fast ganz; Jomenäs, „neues Land", ist der einzige mir bekannte Kulturname, und dieser scheint nichts anderes zu sein, als eine Übersetzung des spanischen Pueblo Nuevo, eines Namens, der früher statt Pichucalco viel gebraucht wurde. Bei den Zoques tritt das Jagdwild in den Vordergrund bei den Ortsnamen, während geographische Bezeichnungen nach Nutzpflanzen (Kskao, Joloche) spärlich sind. Es entspricht dies Verhältnis sehr wohl dem geringen Kulturgrade, auf dem die Zoques stehen und von jeher gestanden haben, sowie ihrer Vorliebe für Jagd anstatt für Agrikultur.

Es geht demnach aus den mitgeteilten Beispielen von Ortsnamen, so spärlich sie auch sind, deutlich hervor, dafs in der That auch im nördlichen Mittelamerika, wie anderwärts nach Egli, die geographische Namengebung die Eigenart und Kulturrichtung der verschiedenen Volksherde wiederspiegelt.

II. Die Verbreitung der indianischen Ortsnamen.

Das sprachliche Studium der Ortsnamen vermag uns nicht nur eine Andeutung über Beschäftigung und Geistesrichtung der entsprechenden Völker zu geben, sondern kann unter Umständen auch auf die ehemalige Ausdehnung der Stämme, auf ihre Wanderungen, kurzum auf ihre Geschichte wertvolle Streiflichter werfen, wenn man die geographische Verbreitung verschiedensprachiger Ortsnamen in Betracht zieht. Hier ist freilich die mangelhafte Kenntnis, welche man von den meisten mittelamerikanischen Sprachen hat, noch in viel höherem Grade hinderlich, als wenn man nur versucht, aus der Wortbedeutung einen Einblick in das Kulturleben eines Volkes zu gewinnen; namentlich fehlt uns von den meisten Sprachen jegliche Kenntnis der älteren Wortformen, ja manche Sprachen sind bereits ausgestorben oder dem Aussterben so nahe, dafs man nur noch mit Mühe von etlichen älteren Indianern eine Anzahl Wortformen herausbekommen kann, während die Sprache bereits aufgehört hat, Verkehrssprache zu sein; zahlreiche Ortsnamen, namentlich altertümliche, müssen daher unübersetzt bleiben, selbst wo man sich des Bestandes gewiegter Sprachkenner erfreut. Überdies haben gerade die wichtigeren Siedlungen und Wasserläufe, welche man auf den Karten fast allein verzeichnet findet, in manchen Gegendeu fast ausschliefslich spanische und aztekische Namen, so dafs es schon einer genauen Lokalkenntnis bedarf, um überhaupt einheimische indianische Ortsbezeichnungen in gröfserer Zahl in Erfahrung zu bringen. Unter solchen Umständen ist natürlich im nördlichen Mittelamerika nicht denkbar, dafs es je gelingen wird, scharf die Grenze der ehemaligen Verbreitung der einzelnen Sprachgebiete festzustellen (um so weniger die Wortformen in verwandten Sprachen fast oder manchmal ganz gleich lauten). Es ist dies um so mehr zu bedauern, als gerade derartige Untersuchungen uns einen sicheren Führer abgeben könnten in dem Wirrsal der mittelamerikanischen Vorgeschichte, und ich gestehe, dafs ich den aus gründlicher Erklärung sämtlicher indianischer Ortsnamen und aus ihrer Verbreitung zu erschliefsenden Resultaten weit mehr Glauben schenken würde, als den unzuverlässigen und unbestimmten, oft sich widersprechenden Angaben der älteren spanischen Schriftsteller.

Leider aber ist bei dem geringen philologischen Material, das man besitzt, bei dem völligen Mangel an hinreichend genauen Karten, welche die indianischen Ortsnamen in genügender Zahl enthalten würden, bei dem raschen Rückgange der Indianersprachen eine derartige Arbeit nicht möglich. Etliche Andeutungen giebt aber bereits mein geringes Material, das freilich nur für das Kekchi und Pokonchi ausreichend ist, und ich habe daher auf der beigegebenen Karte gewisse Grenzlinien der Verbreitung der zu bestimmten Sprachen gehörigen Ortsnamen eingezeichnet.

Was nun zunächst die Verbreitung der zur Gruppe der Mayasprachen zugehörigen Ortsnamen betrifft, so zeigt ein Vergleich der beigegebenen Kartenskizze mit den vorhandenen ethnographischen Karten die bemerkenswerte Thatsache, dafs sich diese Ortsnamen auf jene Räume beschränken, welche auch in historischer Zeit von den Mayavölkern eingenommen worden waren: es ist ein vollständig kompaktes Gebiet, das den gröfsten Teil des nördlichen Mittelamerika (nämlich die Halbinsel Yukatan, Belize, fast ganz Guatemala und die östliche Hälfte von Chiapas und Tabasco) einnimmt, und es ist auffällig, dafs in diesem ganzen Gebiete keine fremden Stämme wohnen (mit Ausnahme der nördlichen Pipiles von Salamá, Tocoy und S. Agustin Acasaguastlan, welchen nach Brinton [8]) die Alagüilacs des mittleren Motaguatals zuzuzählen sind), keine fremdsprachigen indianischen Ortsnamen mit Sicherheit nachgewiesen sind, ausgenommen die aztekischen, auf welche ich im folgenden eingehender zurückkomme. Es bestärkt mich diese Beobachtung in meiner schon früher [9]) angedeuteten Ansicht, dafs nämlich die Mayavölker schon sehr lange vor Ankunft der Spanier in jenen Gegenden ihre Wohnsitze hatten, ja dafs daselbst geradezu ihre Heimat zu suchen ist.

Bedeutsame Verschiebungen der einzelnen Mayavölker gegen einander haben aber stattgefunden und finden, wie ich an anderer Stelle ausgeführt habe [10]), noch heutzutage statt. Ein Beispiel hierfür ist vor allem die Verbreitung der Kekchi-Ortsnamen, welche mit der heutigen Ausdehnung dieses Volkes übereinstimmt; die Kekchi-Indianer sind in das ehemalige Sprachgebiet der Cholas und Pokonchis, sowie der Mayas von San Luis vorgedrungen und zeigen daher in ihrem gegenwärtigen Gebiete neben eigensprachigen Ortsnamen viele fremde, welche sie von den genannten Nachbarvölkern übernommen haben. Auch die Mayas im engeren Sinne scheinen sich nach Süden hin ausgebreitet zu haben im ehemaligen Sprachgebiete der in langdauernden Kriegen ausgestorbenen Cholas und vor einigen Jahrzehnten war ihre Südgrenze noch weiter vorgerückt, da damals noch östliche Lacandonen (Maya redende, unabhängige und heidnische Indianer) sogar noch bei den Salinas de los nueve Cerros und am unteren Chixoy wohnten. Bei den übrigen Mayavölkern scheinen die räumlichen Verschiebungen minder bedeutend zu sein; doch vermöchte erst eine eingehende Untersuchung hierüber Licht zu verbreiten.

Ähnlich wie die Völker der Mayagruppe scheinen auch diejenigen der Mixegruppe, ferner die Zapoteken und Xinca-Indianer, selbst die Chiapaneken, abgesehen

[8]) D. G. Brinton, On the so-called Alagüilac Language of Guatemala, 1887.
[9]) Petermanns Mitteilungen 1893, S. 4.
[10]) Petermanns Mitteilungen 1893, S. 4, Globus, Bd. 61, 1892, S. 210.

Digitized by Google

von kleineren Gebietsverlusten, seit sehr langer Zeit ihre Wohnsitze behauptet zu haben. Wenigstens habe ich in ihrem ehemaligen Verbreitungsgebiete keine fremdsprachigen indianischen Ortsbezeichnungen außer aztekischen in Erfahrung bringen können, was allerdings bei meiner geringen Ortskenntnis und bei der großen Zahl unübersetzbarer Ortsnamen nicht viel sagen will. Es muß daher eine offene Frage bleiben, ob nicht später eingehendere Untersuchungen ein anderes Licht auf diesen Gegenstand werfen werden.

In hohem Grade auffällig ist die außerordentlich weite Verbreitung der aztekischen Ortsnamen, denn dieselben durchsetzen das ganze Gebiet der Zapoteken, der Mixevölker, der Chiapaneken und der Ximcas, sowie der südlichen und westlichen Mayastämme; nur Yucatan und die Verapaz sind frei geblieben von aztekischen Ortsbenennungen. Diese Thatsache ist vielfach bemerkt und kommentiert worden. Am eingehendsten hat sich meines Wisseus Manuel Orozco y Berra in seiner Geografia de las lenguas de Mexico (p. 83 ff., 96 ff., 128 ff., 134) mit dieser Frage beschäftigt; er erklärt die aztekischen Ortsnamen (a. a. O., p. 129) durch „eine Invasion der Nahuatlsprache, welche früher war, als diejenige der Kichésprachen". Dieses Urteil ist aber zum Teil mit veranlaßt durch Annahmen, welche in der Zwischenzeit als irrtümlich erkannt worden sind, auf die ich aber hier nicht eingehen will, um nicht weitläufig zu werden.

José Rovirosa dagegen [11]) leitet die aztekischen Ortsnamen der in Frage kommenden Gebiete aus jener Epoche her, „wo die letzten Reste der toltekischen Monarchie nach Süden bis nach Guatemala wanderten", und bringt sie zum Teil aber auch mit späteren Nahnatlkolonieen in Beziehung. Was die letztere Ansicht anbetrifft, so bin ich ganz derselben Meinung, denn soweit die aztekischen und Pipilkolonieen in Tabasco, Soconusco, in Mittelguatemala (Baja Verapaz und mittleres Motaguatal), in Südguatemala, San Salvador (Cuscatlan) und Nicaragua reichten, so weit erklären sich aztekische Ortsnamen von selbst. Auf die erste Hypothese Rovirosas aber will ich hier nicht eingehen, denn die gesamte Toltekenfrage ist ein so schwieriges Kapitel, daß ein vorsichtiger Mann dieses X nicht in die Rechnung einführt, wenn nicht eine dringende Notwendigkeit dazu vorhanden ist. Und eine solche Notwendigkeit herrscht hier keineswegs, vielmehr scheint mir die Lösung viel einfacher als man auf den ersten Blick glauben möchte.

Wenn man mit Orozco y Berra und Rovirosa für die aztekischen Ortsnamen einen sehr frühen Ursprung annimmt, wenn man glaubt, daß diese Namen schon Jahrhunderte lang vor Ankunft der Spanier gang und gebe waren, so muß man auch annehmen, daß dieselben bei den in jenen Gegenden wohneuden Indianern in Gebrauch waren, da die Spanier die Namen von jenen ja hätten überkommen müssen, ja man muß annehmeu, daß dieselben Namen noch heutzutage bei den umwohnenden Indianern gebräuchlich wären. Das ist aber nicht der Fall, denn bei einigen Städten kennen, wie ich zufällig in Erfahrung brachte, die Indianer, soweit sie sich von der spanisch redenden Bevölkerungsklasse fern halten, die aztekischen Ortsnameu überhaupt nicht, sondern gebrauchen ausschließlich die Ortsbezeichnungen ihrer eigenen Sprache. Dieselben entsprechen den aztekischen gewöhnlich in ihrer Wortbedeutung, so daß also der eine Name als einfache Übersetzuug des andern aufzufassen ist. So lautet das aztekische

Chimaltenango	im Cakchiquel	Bok.
Totonicapan	„ Quiché	Xeme'kenya.
Chichicastenango	„ „	Chuvilá.
Tuxtla	„ Zoque	Coyatók.
Tehuantepec	„ Zapotekisch	Guixi.

Manchmal ist die Wortbedeutung aber auch verschieden; so heißt Aguacatau bei den dortigen Indianern Balamajá („Haus des Jaguars"), Huehnetenango heißt Naphul (Bedeutung?), Quezaltenango heißt im Quiché Xelahu („Unter den Zehen"), Comitan im Chaneabal, Baluncaual („neun Sterne"). — In beiden Fällen fragt es sich nun aber, welches die ursprüngliche Bezeichnung war. Der aztekische Ortsname ist der offizielle Name, der Name der Spanier und der Mischlinge; der andere Name ist der der dort ansässigen Urbevölkerung; beide Teile kennen, im allgemeinen gesprochen, die Bezeichnung jeder andern Partei nicht. Daraus scheint mir hervorzugehen, daß im allgemeinen die aztekische Bezeichnung die jüngere ist. Dabei gebe ich aber gern zu, daß bei neu gegründeten Städten die aztekische Bezeichnung die ursprüngliche war. So wurde der aztekische Name Zacatlan („Grasflur"), der von den Spaniern gegründeten Stadt S. Cristobal-las Casas von den Tzotziles in Jovel, von den Zoques in Mujá muc übersetzt.

Außerdem ist mir bei den aztekischen Ortsnamen aufgefallen, daß sie sich fast ganz auf die wichtigeren Siedlungen und Wasserläufe beschränken, während die unbedeutenden Örtlichkeiten Bezeichnungen in der Sprache der dort ansässigen Indianer tragen. Wären die aztekischen Ortsbezeichnungen sehr alten Ursprungs und einst von den nun dort wohneuden Indianern angenommen gewesen, so müßten auch die unbedeutenden Örtlichkeiten zum Teil aztekische Namen führen. Ich glaube aus dieser Erscheinung schließen zu dürfen, daß die aztekischen Ortsnamen durch einen Eroberer, der die wichtigeren Punkte mit gleichsprachigen, einheitlichen Namen keunzeichnen wollte, in verhältnismäßig junger Vergangenheit gegeben wurden. Da die Heere der mexikauischen Kaiser, selbst des unternehmenden Ahuitzotl, niemals weiter als bis Soconusco vordrangen, so könnte der erwähnte Eroberer nur das mit mexikanischen Hilfstruppen kämpfende Heer der Spanier gewesen sein.

Wenn man annimmt, daß die Spanier in den ersten Jahrzehnten ihrer Herrschaft die aztekischen Ortsnamen einführten, so erklärt es sich auch leicht, warum dieselben sprachlich dem klassischen Aztekisch so nahe stehen, was man doch gewiß nicht erwarten könnte, wenn man mit Rovirosa die Entstehung dieser Ortsnamen in die Zeit der Tolteken (etwa 11. Jahrhundert), oder mit Orozco y Berra in die graue Vorzeit eines noch älteren mythischen Nahnatlvolkes versetzen wollte.

Die Ansicht, daß die Spanier die eigentlichen Urheber der aztekischen Ortsnamen gewesen seien, gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man bedenkt, daß auch in der spauischen Umgangssprache jener Gegenden sich zahlreiche aztekische Wortformen erhalten haben. Stoll bringt in seinem Buche über Guatemala [12]) eine kleine Anzahl von solchen Wortformen, die sich leicht vermehren ließe, und fügt bei, daß dieselben offenbar in den ersten Zeiten nach der Eroberung des Landes angenommen wurden; es ist dies außer Zweifel, da sich später in Guatemala keine mexikanischen Hilfstruppen mehr befanden, und auch mit Mexiko-Stadt nur wenig Verkehr bestand.

[11]) Nombres geográficos, p. 5.

[12]) Stoll, Guatemala, Leipzig 1886, S. 305.

Digitized by Google

Ich glaube also, dafs die Spanier, welche von zahlreichen mexikanischen Hilfstruppen begleitet, und des Aztekischen selbst bis zu einem gewissen Grade mächtig waren, bei der Eroberung Mittelamerikas nicht die einheimischen Namen annahmen, sondern den wichtigsten Punkten, anfser den gewohnten spanischen Heiligennamen, noch eine aztekische Bezeichnung beilegten, um ein Verständnis mit ihren Verbündeten zu erleichtern und um eine gewisse Gleichförmigkeit in der Namengebung zu erzielen. Diese Sitte der Spanier scheint aber nur bis zum Jahre 1535 ungefähr gedauert zu haben, und nur bei den von Cortés beschligten oder ausgesandten Heeren gebräuchlich gewesen zu sein, denn in der Verapaz (damals von den Spaniern Tezulutlan, „Land des krieges", genannt), die erst später durch Fray Bartolomé de las Casas auf friedlichem Wege in die Hände der Spanier kam, und auf der Halbinsel Yucatan (einst Mayapau, von den Mexiksnern Onohualca genannt), welche nicht von Mexiko her erobert wurde, fehlen aztekische Ortsbezeichnungen gänzlich. Die östliche Grenze der aztekischen Ortsnamen ist daher zugleich die Ostgrenze der spanischen Herrschaft ums Jahr 1535.

Meine Annahme, dafs die aztekischen Ortsnamen, welche aufserhalb der ehemaligen Grenzen des mexikanischen Reiches und der Pipilkolonieen angetroffen werden, Schöpfungen der Spanier und der mit ihnen als Hilfstruppen ziehendeu Mexikaner seien, dürfte nach dem Gesagten immerhin ziemlich wahrscheinlich sein, wenn ich auch einen strikten Beweis zur Zeit noch nicht zu führen vermag. Es erscheint wie ein grofser, staatsmännischer Gedanke des Cortés, das Übel der Vielsprachigkeit durch solche Mittel zu verringern; er schien das Erbe Montezumas antreten und ein grofses Reich mit vielsprachigen Gliedern durch das einigende Band aztekischer Sprache und in gewissem Sinne auch aztekischer Sitte zusammenhalten zu wollen, so wie einst der grofse Macedonier die Völker des Morgenlandes durch das Band griechischer Kultur mit denen des Abendlandes zu verschwistern suchte.

Bildnisse von Fox-, Kickapoo- und Pottawatomi-Indianern.

Von Dr. W. J. Hoffman, Bureau of Ethnology, Washington.

Man hat gewöhnlich angenommen, dafs die Indianerbevölkerung von Amerika zur Zeit der Entdeckung durch Kolumbus weit grölser als gegenwärtig war. Doch eine sorgfältige wissenschaftliche Untersuchung zeigt uns, dafs gerade das Gegenteil die Wahrheit ausmacht. Dieser allgemeine Irrtum entstand unbewufst in verschiedenen Teilen der frühesten kolonialen Niederlassungen, indem die verschiedenen Stämme der Eingeborenen nicht nur unter den Benennungen aufgeführt wurden, welche sie sich beilegten, sondern auch unter den andern Namen, welche ihnen Nachbarstämme erteilten. Solche Irrtümer entstanden noch vor nicht langer Zeit, als ein einzelner Stamm dreifach gezählt wurde: einmal als Shoshoni, welches der Stammesname ist, zweitens als Shi'ridika oder Hundefresser, wie sie von den Arapaho genannt werden, und drittens als Machpi'ato oder „Blauhimmel", ein Name, den die Dakota ihnen beilegten.

Der Glaube an die allmähliche Ausrottung der Indianer ist so gewöhnlich, dafs einige vor wenigen Jahren noch wohl bekannte und oft gehörte Namen heute selten sind und nur noch in der Litteratur vorkommen. Es ist deshalb von Belang, wenn Individuen solcher vergessener Stämme das Kapitol der Nation besuchen, namentlich auch, wenn man erfährt, dafs sie sich der Zahl nach vermehren. Dieses ist der Grund, weshalb ich für den Globus einige wichtige neue Photographieen von drei Stämmen einsende, die jetzt im Staate Kansas und im Territorium Oklahoma leben. Diese Stämme, die Fox, Kickapoo und Pottawatomi, gehören zu der grofsen Sprachfamilie der Algonkin, welche sich von der Hudsonbai im Norden bis zum Savannahflusse im Süden ausdehnte, und von Labrador im Osten bis zu den Felsengebirgen im Westen. Längesprengt waren ihnen nur die Irokesen oder Sechs Nationen in New York.

Die oben angeführten Individuen sind vier Männer, ein Weib und ein kleiner Knabe. Grund zu ihrem Besuche in Washington war die Verbesserung ihrer Reservation, das Ersuchen, den Agenten zu entfernen und andere untergeordnetere Dinge.

Der Häuptling der Fox-Indianer, in Fig. 1 dargestellt, ist ein überaus wichtiger Mann, ein Schamane, welcher grofsen Einfluls auf seinen Stamm hat. Sein Hauptschmuck besteht aus einem Stücke Biberfell, das um die Stirn geschlungen ist, und auf dem Kreise vorn und an den Seiten aus Perlen angebracht sind. Vom Scheitel des Kopfes stehen rotgefärbte Schnurrhaare des Elks empor; sein Haar ist nach altem Brauche kurz geschnitten, damit die Feinde einen Gefangenen nicht etwa skalpieren möchten. Um den Hals des Häuptlings schlingt sich ein Halsschmuck von Bärenklauen, die auf eine Sehne aufgereiht und an einem breiten Streifen von Bärenhaut befestigt sind. Dieser Schmuck heifst Pashi'poho, ist 50 Jahre alt und gehört dem Fisch-Totem oder Gens an. Er ist gleichzeitig Häuptling der mit den Fox verbundenen Sac-Indianer.

Die zweite wichtige Person ist ein Abgeordneter der Kickapoo-Indianer mit Namen Pabischikot (Fig. 2), der dem Heidelbeeren-Totem oder Gens angehört und 38 Jahre alt ist. Die Flecken, die sich über sein Gesicht und namentlich die Stirne hinziehen, werden durch weifsen Thon gebildet; sie sind eine Art Schminke und sollen die Schönheit vermehren. Die beiden hohen Federn, die im Haare stecken, deuten an, dafs Pabischikot schon zwei Feinde erschlagen hat. Was die Zierraten auf den Schultern und Brust betrifft, so sind diese aus europäischen Perlen hergestellt, welche in verschiedenen schönen Farben und Mustern zu breiten Bändern gewoben werden.

Der wichtigste unter den andern beiden Männern ist Wakwabosckuk (Fig. 3), welcher Name mit „aufgerührtes Schmutzwasser" zu übersetzen ist. Er ist ein Abgeordneter der Pottawatomi, 50 Jahre alt und gehört zum geflockten Fisch-Totem. In Fig. 4 ist sein Begleiter abgebildet; er nennt sich Jim Thompson, ist 38 Jahre alt und Mitglied des Fuchs-Totem. Als Dolmetscherin diente diesen Leuten die in Fig. 5 abgebildete Frau Marta Gosling, welche ihren fünfjährigen Sohn mitgebracht hatte.

Diese Indianer wohnen jetzt inmitten der civilisierten Weifsen und befinden sich wohl dabei. Die Fox-Indianer zählen noch 989, von denen 397 in Iowa wohnen, 77 in Kansas und 515 in Oklahoma. Die Kickapoos, zusammen 562, sind folgendermafsen verteilt: 325 in Kansas, 237 in Oklahoma. Auch die Pottawatomi wohnen

Digitized by Google

vorzugsweise in Kansas und Oklahoma, 462 im ersteren und 480 im letzteren. Die meisten von ihnen sind Ackerbauer, einige auch Viehzüchter.

Diese drei Stämme lebten früher in der Nachbarschaft der grofsen Seen; die erste Erwähnung derselben finden wir in den Berichten der Jesuiten, welche in Quebec veröffentlicht wurden und in der Relation de la Nouvelle France. Die Foxes, welche von den Franzosen Renards genannt werden, bezeichnen sich selbst

Die Kickapoos werden in keinem der älteren französischen Berichte erwähnt. Erst als Nicollet an der Greenbai, Wisconsin, eintraf, erwähnt er, dafs zu jener Zeit (1669-70) sie zusammen mit den Kitchigamich ein Dorf bildeten und dafs beide die Mascoutench-Sprache redeten. Sie werden auch in Verbindung mit den Foxes erwähnt, kommen aber nicht in der grofsen Ratsversammlung der Stämme vor, die 1669 in Sault St. Mary abgehalten wurde. Le Clerc, La Salle und Hennepin

Fig. 1. Pashipoho, Häuptling der Fox-Indianer.

als Muskwaki von den Wörtern moskwa = rot und aki = Erde. Ihre Allgonkinnachbarn aber nennen sie Outagamies, was die Franzosen als Renards, Füchse, übersetzten. Es ist dieses der einzige Stamm, mit welchem die Franzosen freundschaftlich verkehrten und mit dem sie nie Krieg führten. Die Foxes selbst waren immer kriegerisch und angreifend. Im Jahre 1666 finden wir sie am Fox-River im östlichen Wisconsin, 1714 wurden sie von Du Buisson angegriffen, doch schlug seine Expedition fehl. Später wanderten sie in die Landschaft, die sie jetzt einnehmen.

erwähnen sie als den Mascoutins (Mascoutench) benachbart. Charlevoix, in seiner Histoire de la Nouvelle France V, 277, spricht von ihnen; sie lebten mit den Mascoutins zwischen den Fox- und Illinois-Rivers, waren aber in der Zahl schon sehr zurückgekommen. Jene Gegend wird heute ungefähr vom südwestlichen Wisconsin und nordwestlichen Illinois eingenommen. Ein dunkler Punkt in ihrer Geschichte ist nun das völlige Verschwinden der Mascoutins, während die Kickapoos in den Vordergrund traten. Wahrscheinlich wurden die ersteren von den letzteren völlig aufgeschlürft.

Digitized by Google

Ich hatte in den letzten Jahren wiederholt Gelegenheit, Studien unter den Ottawa-Indianern im nördlichen Michigan zu machen, und traf dabei wiederholt auf den Namen eines Stammes, von dem die Ottawas behaupteten, sie hätten ihn gänzlich vernichtet, schon einige Generationen vor der Ankunft der Weißen im Lande. Dieser Stamm bewohnte jenen Teil von Michigan, zwischen dem Hudson-

Lipans, einem Zweige der Apachefamilie. Sie lebten in den Santa Rosa Bergen und machten häufig Raubzüge nach Texas, um dort Pferde und Rindvieh zu stehlen oder andere Diebereien auszuführen. Noch leben einige im Chareo Escondido, Mexiko, doch bei weitem die meisten haben sich in Oklahoma niedergelassen, wie oben angegeben wurde. Sie heißen dort mexikanische Kickapoos.

Fig. 2. Pabishikot, ein Kickapoo.

und Michigansee, welcher heute als Mush' Kodesh, Grasindianer, bezeichnet wird, ein Stamm, der offenbar synonym mit den von den Franzosen erwähnten Mascoutins ist. Es geht also hieraus hervor, sowie aus ähnlichen Aussagen der Odjibwa, daß dieser Teil des Kickapoostammes einst jenen Strich von Michigan bewohnte, welchen ihnen die Ottawa entrissen.

Vor etwa 50 Jahren wanderten einige der Kickapoos nach Mexiko aus und vereinigten sich dort mit den

Die Pottawatomies werden unter ihrem heutigen Namen in den „Relations" von 1639 erwähnt. Im Jahre 1641 befanden sie sich am Sault St. Mary, vor den Sioux fliehend, und 1668 waren sie wieder zurück auf den Pottawatomi-Inseln in der Greenbay, einer westlichen Bucht des Michigansees. Noch 1721 hielten sich einige Banden des Stammes in der Nähe dieser Bai auf, doch heute lebt der größere Teil in Kansas und Oklahoma.

Digitized by Google

Die Ueberlieferung berichtet, dafs vor langer Zeit, als die Indianer gen Westen wanderten, die Ottawa bewahrer) genannt wurden, mit Bezug auf das heilige Feuer ihrer Ratshütte.

Fig. 5. Dolmetscherin Marta Gosling, eine Pottawatomi, nebst Sohn.

dort sitzen blieben, wo sie heute wohnen, bei Mackinac. Dieser Stamm heifst The Traders (Händler). Die Odjibwa

Die meisten dieser Indianer bekennen sich zum Christentume, doch giebt es noch eine gute Anzahl

Fig. 3. Wakwaboskuk, ein Pottawatomi.

Fig. 4. Jim Thompson, ein Pottawatomi.

wanderten westlich an das Ende des Obernsees, während die Pottawatomis dem Westufer des Michigansees nach der Greenbay folgten und die „Fire Keepers" (Feuer- Männer, welche fanatische Schamanen oder Medizinmänner sind und die alljährlich ihre alten überlieferten Ceremonieen, den grofsen Medizintanz, abhalten.

Digitized by Google

Die Steinbildwerke von Santa Lucia Cozumahualpa.

Diese für die vorkolumbische Geschichte Amerikas wichtigen Skulpturen wurden schon 1860 in Guatemala mitten im Urwalde entdeckt; ihre hohe Bedeutung für die altamerikanische Kultur erkannte aber zuerst Adolf Bastian, auf dessen Betreiben es gelang, die Reliefbildwerke von den großen Monolithen abzusägen und 1881 in das Berliner Museum für Völkerkunde zu überführen, wo sie als eine der größten Zierden desselben Unterkunft und Sicherung vor der Zerstörung gefunden haben. Nachdem diese kostbaren Bildwerke schon öfter von Bastian, Habel, Seler und Eisen behandelt wurden, hat sie jetzt der Hamburger Amerikanist, Hermann Strebel, zum Gegenstande einer eingehenden Studie gemacht. (Die Steinskulpturen von Santa Lucia Cozumahualpa, mit 4 Tafeln. Jahrbuch der Hamburgischen wissenschaftlichen Anstalten, XI, 1894.) Aus der ganzen Ausführung derselben zeigt er, daß es sich um eine eigenartige mittelamerikanische Kultur handelt.

Die Funde von Santa Lucia sind Überreste einer jedenfalls bedeutenden Ansiedelung, die aber lange schon vor der Eroberung des Landes durch Alvarado (1522) zerstört sein muß, denn sonst hätten wir durch die Spanier Kunde von ihr erhalten. Die Zerstörung muß eine gewaltsame gewesen sein, dafür zeugt die Unordnung der Lagerung der bisher aufgefundenen Überreste, besonders solcher, welche offenbar zu Bauliehkeiten gehören. Die üppige Vegetation der Tropen hat dann diese Überreste verdeckt und damit der Vergessenheit anheimgegeben, bis nach Jahrhunderten der Zufall sie wieder ans Tageslicht förderte und uns damit den Einblick in eine bisher völlig unbekannte Kultur gestattete.

Fragen wir, welchem Volksstamme diese Kulturerzeugnisse zuzuschreiben sind, so ist eine bestimmte Antwort darauf nicht zu geben, besonders da sich der uns dargebotene Typus ein bisher unbekannter ist. Ziehen wir zunächst die alte Mayakultur zum Vergleiche heran, so ergeben sich Abweichungen von so fundamentaler Bedeutung, daß der Ursprung der Santa Luciakultur ein anderer sein muß. Der anthropologische Typus der dargestellten Figuren ist nämlich ein abweichender und es fehlen die für alle Mayadarstellungen charakteristischen Hieroglyphen. Wir haben dann den Ursprung unter den Nahuavölkern zu suchen, die vorwiegend Altmexiko bewohnten, von denen aber ein Teil, wie wir aus den Überlieferungen wissen, auswanderte und in südlicher Richtung an der Küste des Stillen Weltmeeres entlang bis weit nach Mittelamerika hineindrang, überall Ansiedelungen von längerer und kürzerer Dauer bildend, deren Überreste schon zum Teil aufgedeckt sind und mit mehr oder weniger Sicherheit der Nahuakultur zugeschrieben werden konnten. Es ist dabei zu bedenken, daß die veränderten Lebensbedingungen und der Einfluß der entgegentretenden fremden Kulturen Abweichungen von dem ursprünglichen Charakter der Kultur, bezw. die Aufnahme neuer Elemente bewirkt haben werden, was um so deutlicher zu Tage tritt, je ungestörter und länger diese Einflüsse wirken konnten. Dieser Fall muß bei den Ansiedlern vor Santa Lucia vorgelegen haben, denn die Großartigkeit der aufgefundenen Überreste spricht allein schon für eine lange Zeit ruhiger Entwickelung. Der ursprüngliche Charakter der Nahuakultur ist in den Hauptzügen noch erhalten, aber neue Elemente, zum Teil der Mayakultur zugehörig, sind aufgenommen und in durchaus eigenartiger Weise verarbeitet, so daß ein neuer Typus entstanden ist.

Was das Alter der Skulpturen von Santa Lucia betrifft, so liegen bestimmte Angaben in den Mayaüberlieferungen vor, welche von den Einwanderungen fremder Stämme erzählen. Danach nimmt Strebel an, daß die Ansiedelung zwischen 600 und 700 Jahre alt sein müsse. Sie mag dann in den auch verzeichneten Kämpfen mit den einheimischen Chakchiquels, Quichés und andern Mayastämmen vernichtet worden sein.

In der Technik und künstlerischen Auffassung stehen die Bildwerke höher als entsprechende andere mexikanische und yukatekische Steinskulpturen. Die Verhältnisse und die Durchbildung der einzelnen Körperteile ist richtiger, als auf diesen, die Darstellung in Basrelief sehr geschickt durchgeführt. Es handelt sich bei den Bildwerken um Priester, welche verschiedenen Gottheiten ihre Ehrfurcht bezeugen, wobei der Kopf der Gottheit so herausgearbeitet ist, daß er als Hauptteil der Skulptur wirkt. Wir sehen also religiöse Handlungen vor uns, und daraus schließt Strebel, daß die Blöcke Überreste von Tempeln bilden.

Die Abbildung zeigt eine dieser Steintafeln. Oben die Gottheit, umgeben von Ästen und Blättern, Blüten und Früchten, die vereinzelt den Charakter des Zeichens der Rede haben. Darunter der Priester mit reichem Ohren-, Kopf- und Halsschmuck und der Schambinde als Bekleidung, welche alle altamerikanischen Kulturvölker trugen. Die Fußbekleidung besteht aus Schuhsandalen. Die linke Hand des Priesters ist durch ein Gebilde verdeckt, welches den Kopf eines Menschen oder Affen darstellt und von Seler für eine Maske gehalten wird, wofür die stilisierte Darstellung spricht. Charakteristisch ist für den Priester noch die aus dem Munde hervorgekehrte gekrümmte Leiste, mit Doppelknoten an den Seiten besetzt, wahrscheinlich (nach Analogieen bei mexikanischen Darstellungen) das Zeichen für Hauch, Rede, Gesang. Auf dem Kopfe trägt der Priester einen Helm in Form eines Menschenkopfes, um den Leib einen Holzgürtel, auf dem ein Menschenkopf dargestellt ist; ein solcher hängt auch am linken Oberschenkel. Eine nähere Deutung der Gottheit kann nicht gegeben werden.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. Druck von Friedr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Tafel I.

1.

2.

3.

Aus dem:

Theatrum rerum naturalium Brasiliae. Tom. III.

Königl. Bibl. z. Berlin. Pictogr. A. 34.

Verlag von Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

Digitized by Google

Tafel II.

1.

2.

Aus dem:
Theatrum rerum naturalium Brasiliae. Tom. III.
Königl. Bibl. z. Berlin. Pictogr. A. 34.

Verlag von Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

Digitized by Google

Tafel III.

1.

2.

Aus dem:

Theatrum rerum naturalium Brasiliae. Tom. III.

Königl. Bibl. z. Berlin. Pictogr. A. 34.

Verlag von Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FOR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DER ZEITSCHRIFT „DAS AUSLAND".

HERAUSGEBER: Dr. RICHARD ANDREE. VERLAG von FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXVI. Nr. 7. BRAUNSCHWEIG. August 1894.

Die Insel Lombok.

Von H. Zondervan. Bergen-op-Zoom.

Wie aus den Zeitungsnachrichten bekannt ist, hat die niederländische Regierung den Beschluss gefasst, eine Militärexpedition nach Lombok zu schicken, damit dem schon drei Jahre auf dieser Insel herrschenden Bürgerkriege ein Ende gemacht werde. Bald werden also die Kriegsereignisse den Blick auf diese Insel lenken, daher dürfte eine kurze Darstellung der dort obwaltenden Verhältnisse am Platze sein.

Lombok gehört zu der Gruppe der sogen. „Kleinen Sunda-Inseln", welche sich im Osten Javas, am vulkanischen Südrande des Australasiatischen Mittelmeeres, größtenteils in Westostrichtung ausdehnen. Im Westen wird die ungefähr rechtwinkelige Insel durch die Lombokstrafse von der Insel Bali, im Osten durch die Allasstraße von Sumbawa getrennt, während im Norden das Javameer, im Süden der Indische Ocean die Küsten bespült. Außer dem bei den Europäern geltenden Namen Lombok, welcher wahrscheinlich einem der beiden ebenso benannten Ortschaften entnommen ist, führt sie auch noch den eingeborenen Bewohnern den Namen Tanah Sasak und denjenigen von Selaparang, welcher letztere wahrscheinlich von einer ehemaligen Hauptstadt der Eingeborenen herrührt. Mit einem Areal von etwa 5760 qkm und einer Bevölkerungszahl von etwa 400 000 Seelen, dehnt sich Lombok, global genommen, zwischen 8 bis 9° südl. Br. und 115¾ bis 116¾° östl. L. v. Greenw. aus, und ist, ebenso wie alle Inseln dieser Gruppe, zu einem bedeutenden Teile aus vulkanischem Materiale aufgebaut. So erhebt sich im nördlichen Teile der Vulkan Gunung Rindjani oder Pik von Lombok bis zu 3800 m und ist so vielleicht nicht nur der höchste, sondern auch der ausgedehnteste Vulkan Insulindiens. Im alten Kraterrande, welcher nach Zollinger auch einen Kratersee einschliefst, ragen vier Gipfel empor, während sich in der Mitte ein neuer Centralkrater, der Gunung Api, gebildet hat, welcher niedriger ist als die vier erwähnten Gipfel, fortwährend aber Schwefeldampf ausstöfst. Bis zu 600 m herab sind die Abhänge des Rindjani mit Asche bedeckt und aller Vegetation bar, während die übrigen Berge Lomboks bis auf den Gipfel schöne Wälder tragen. Durch eine tiefe und breite Einsenkung vom Rindjani getrennt, erhebt sich im Westen eine Gebirgskette, welche an der Lombokstrafse durch den Gunung Wangsit eine kleine Halbinsel bildet. An der Südküste dehnt sich eine zweite Gebirgsreihe, ebenfalls in Westostrichtung aus, welche aber größtenteils nicht vulkanisch ist und keine größeren Höhen als 300 m zeigt. Die Mitte der Insel wird von einer nordsüdstreichenden Hügelreihe eingenommen, welche die Hauptwasserscheide bildet und an der Ost- und Westküste Raum für zwei kleine Ebenen läfst, welche von vielen Flüfschen durchschnitten werden und sehr fruchtbar sind. Dies Hügelgebirge zeigt dieselben eigentümlichen Formen, welche auch die Kalkgebirge an Javas Südküste, sowie an andern Stellen charakterisieren. Es erheben sich nämlich hunderte vereinzelte, abgerundete Gipfel, selten mehr als 30 m hoch, mit schlechtem Gras und Gestrüpp bewachsen, aber kleine, fruchtbare und gut kultivierte Ebenen einschliefsend. Auch die beiden Küstenebenen sind gut bebaut, während die Gebirge an der Nord- und Südküste einen dichten Waldbestand tragen.

Von den vielen Flüfschen ist keines schiffbar; indem sie aber das ganze Jahr hindurch Wasser führen, spielen sie eine grofse Rolle beim Ackerbau. In den Küstenebenen sind auch die bedeutendsten Niederungen zu suchen, obwohl auch an den verschiedenen Küsten, mit Ausnahme der Südküste, viele Dörfer angetroffen werden. So liegt am westlichen, aus vulkanischem Sande gebildeten Strande der Hauptbafen Ampanan, aus vier Teilen zusammengesetzt. Kampong Bugi (von Bugineesen), Kampong Bali (von Balinesen), Kampong Malaju (von Malaien) und Kampong Sasak (von Sasakern bewohnt). Während des Westmonsuns steht hier eine sehr starke Brandung und ist bei Springflut eine Landung durchaus unmöglich. Im allgemeinen bietet die Westküste nur im Ostmonsun, umgekehrt die Ostküste nur im Westmonsun einen sicheren Hafen. Allein die Bai Labuan Tring, ganz im Süden der Westküste — die schönste Bai, welche Zollinger in Insulindien sah —, bietet zu jeder Jahreszeit auch den größten Schiffen eine geschützte Lage. Sie wird von etwa 100 m hohen, durch Wald beschatteten Hügeln eingeschlossen; da aber das Klima dieser Gegend sehr ungesund ist, findet man daselbst nur einige wenig bedeutende Dörfer. An der Ostküste giebt es ebenfalls eine zu jeder Jahreszeit geschützte Bai, diejenige von Pidju im Süden, deren Umgegend überdies ganz gesund ist, so dafs denn auch der Hafenort gleichen Namens mit Ampanan fast den ganzen auswärtigen Handel treibt. Von den übrigen Ortschaften dieser Insel wollen wir nur noch erwähnen die Hauptstadt Mataram, zu gleicher Zeit die Residenz des Fürsten von Lombok. Die Stadt liegt ungefähr eine Stunde ostwärts von Ampanan, wohin ein schöner, gut unterhaltener, von wilden Feigenbäumen beschatteter Weg führt, welcher aber, ebenso wie alle übrigen Wege dieser Insel, da die vielen Flüfschen nicht überbrückt sind, für Wagen nicht benutzbar ist. Mataram wird durch einen schweren Bambuszaun mit vier Öffnungen

Digitized by Google

geschützt. Alle Strafsen schneiden einander unter rechten Winkeln. Im Centrum der Stadt, da wo die zwei Hauptstrafsen, welche die vier Eingänge verbinden, einander schneiden, erhebt sich der fürstliche Palast, aus Backsteinen gebaut. Die übrigen Häuser stehen innerhalb grofser Vierecke, welche durch Thonmauern von einander getrennt werden. Die Häuser sind ebenfalls aus Thon gebaut, aber mit „Atap" oder „Alang-Alang" gedeckt. Sie sind klein, niedrig und haben keine Fenster. — Der eigentliche Aufenthaltsort des Fürsten ist, wie uns Dr. Julius Jacobs mitteilt, das etwa $3\frac{1}{2}$ Stunde von Mataram entfernte Tjaka Negara, wo er einen schönen Palast hat. Auch das fürstliche Lustschlofs Gunung Sari, ungefähr eine halbe Stunde nördlich von Mataram, wird von Jacobs sehr gerühmt, wegen der herrlichen Wälder, der schönen Wasserwerke und der Wandgemälde von wirklichem Kunstwerte, welche die Säle schmücken. Nur dafs der Fürst ans sittlicher Entrüstung bei den nackten Bildern all dasjenige hat wegkratzen lassen, was nur einigermafsen als unsittlich gelten konnte. Und derselbe Fürst macht aus der Prostitution eine Einnahmequelle der Regierung! In der Nachbarschaft Matarams liegt auch die ehemalige Hauptstadt Karang Asem.

Die Vegetation der Insel ist sehr üppig und steht derjenigen Balis und Javas an Kraft und Schönheit nicht nach. Dennoch lassen sich einige Unterschiede wahrnehmen; so fehlen z. B. die Areng- und Lontarpalmen, sowie auch die Djatibäume und sind die parasitischen Pflanzen in den Wäldern selten. Auch giebt es in den niedrigeren Teilen des Landes viel grobes Gras und dorniges Gestrüpp. Letzteres ist auf das mehr trockene Klima zurückzuführen, welches übrigens vollständig von den Monsuns beherrscht wird. Unter den Bäumen verdient die Gebangpalme hervorgehoben zu werden, deren Früchte grofsen grünen Waldtauben zur Nahrung dienen.

Zeigt die Vegetation keine grofsen Unterschiede mit der westlichen Nachbarinsel, so verhält es sich mit der Fauna anders. Auf Lombok giebt es weder Tiger, noch wilde Katzen, wilde Hunde, Rhinocerosse etc., und nur eine Affenart; auch kommen daselbst keine Pfauen, Spechte und Krammetsvögel vor, welche Tier- und Vögelarten wohl auf Bali leben. Hingegen giebt es hier kleine Kakadus, Laufhühner und Honigsauger, welche Vögel Lombok mit dem australischen Teile Insulindiens gemein hat (Wallaces asiatisch-australische Grenzlinie?). Unter den nützlichen Tieren mufs das Pferd hervorgehoben werden.

Den Hauptbestandteil der Bevölkerung bilden die Eingeborenen, welche den Namen Sasaker führen. Ihre Zahl soll ungefähr 380000 betragen. Daneben wohnen, hauptsächlich in Ampanan, Mataram und Karang-Asem, etwa 20000 Balinesen, und fast ausschliefslich in Ampanan etwa 5000 Buginesen und Malaien. Sie alle sind Mohammedaner, mit Ausnahme der Balinesen, welche hier, ebenso wie in Bali selber, der Hindureligion treu geblieben sind. Im Körperbau sind Sasaker und Balinesen wenig verschieden; die Dörfer von beiden sind in Vierecken gebaut, welche von Thonmauern umschlossen werden; nur dafs bei den Sasakern die Häuser teilweise noch Bambus- statt Thonwände haben. Grofs ist hingegen der Unterschied in der Kleidung, indem die balinesischen Frauen nichts als eine Sarong tragen, während bei den Frauen der Sasaker auch der Oberkörper bedeckt ist; und zwar tragen sie weite, am Halse schliefsende Jacken, aus einem schwarzen, sehr durchsichtigen Stoffe hergestellt. Im übrigen weicht das Leben beider Völker nicht viel von einander ab, und wo dies geschieht, ist meistens die Religion die Ursache. So ifst der Balinese kein Rindfleisch, der Sasaker kein Schweinefleisch. Beide Völker bedienen sich sowohl der balinesischen als der arabisch-malaiischen Schriftzeichen. Ihre Sprachen sind aber so verschieden, dafs sie einander nicht verstehen. Es scheint bei den Sasakern keine ursprüngliche Litteratur zu geben. Die wenigen Schriften, welche sie besitzen und welche auf Blättern der Lontarpalme geschrieben (besser eingekratzt) sind, enthalten meistens nur Sagen, welche sie den Malaien oder Arabern entlehnt haben. Nur die Vorgesetzten können lesen und schreiben, die übrigen sind ganz ungebildet und dabei sehr abergläubisch. Moralisch stehen alle Bewohner sehr tief; so lassen, den strengen, zum Teile barbarischen Gesetzen zum Trotze, die ehelichen Verhältnisse viel zu wünschen übrig. Dabei üben die in ganz Insulindien berüchtigten Tänzerinnen, sowie andere Freudenmädchen, einen entsittlichenden Einfluls aus. Meist sind sie Sklavinnen der balinesischen Grofsen, denen der Ertrag ihres Gewerbes gröfstenteils anheim fällt.

Die Bevölkerung lebt hauptsächlich von Ackerbau, Handel und Kleinindustrie. Das wichtigste Ackerbauprodukt ist der Reis, welcher nur auf Sawahs (nasse Reisfelder) kultiviert wird. Wenn die Reisernte abgelaufen ist, werden die Felder mit Mais, Hülsen- und Erdfrüchten bestellt. In den nördlichen Gebirgsgegenden werden bedeutende Mengen Baumwolle gewonnen. Weniger Bedeutung hat die Kultur des Tabaks, des Zuckerrohres, des Indigos und der Kokospalme.

Das wichtigste Ausfuhrprodukt bildet der Reis. Der auswärtige Handel ist ein Monopol des Fürsten, welcher aus der Verpachtung desselben einen grofsen Gewinn zieht. Als Vermittler treten meistens Chinesen auf, deren Zahl übrigens hier eine sehr geringe ist. Sie nehmen die Ein- und Ausfuhrzölle ein und kaufen den Eingeborenen ihre Erzeugnisse ab, entweder für Rechnung des Fürsten oder gegen Entrichtung einer bestimmten Pachtsumme. Sie verkaufen diese Produkte den ausländischen Händlern und kaufen umgekehrt von diesen die Einfuhrartikel, um dieselben wieder im kleinen zu verkaufen. An der Westküste sind, aufser einigen Arabern und Europäern, die Kaufleute Chinesen, an den übrigen Küsten sind es gröfstenteils Buginesen und Malaien. Aufser dem Reis kommen zur Ausfuhr: Pferde, Rinder, Schweine, getrocknetes Fleisch, gesalzene Enteneier, Baumwolle, Häute und Schwalbennester, beide letzteren nach China. Eingeführt werden: Salz, Zucker, Kokosöl, baumwollenes Zeug, Metallwaren, Schnaps und Krämereien. Der Handelsverkehr findet hauptsächlich mit Makassar, Surabaja und Singapore statt.

Die Industrie ist unbedeutend und beschränkt sich auf die Herstellung von Kleidungsstücken, goldenen und silbernen Schmucksachen, Waffen, Flechtwerk und Ziegelsteinen.

Laut den Mitteilungen von Jacobs sind die Gesetze auf Lombok streng und teilweise grausam. Auf Ehebruch steht die Todesstrafe der beiden Schuldigen, sogar wenn von der beleidigten Partei keine Klage erhoben wird. Auch Diebstahl wird mit dem Tode bestraft, wenn der Wert des Gestohlenen mehr als zwei Gulden beträgt. Dieselbe Strafe gilt bei Mischung der Kasten (bei den Balinesen), oder bei gewaltsamer Entführung eines Mädchens. Jedes Hazardspiel, sowie auch das Opiumrauchen sind verboten. Dr. Jacobs lehrt uns, wie manche unserer Jugendspiele auch in Lombok bei den Kindern vorkommen, wie z. B. Kreiseln, Knallbüchsen, Knickern und das Auflassen von Drachen. Bei letzteren wird am unteren Ende ein mit Saiten bespannter Bogen angehängt, welcher durch die Wirkung des Windes einen gewaltigen Spektakel hervorbringt. Und nicht nur den

Digitized by Google

Kindern, sondern auch erwachsenen Personen diesen solche Drachen zum Zeitvertreib; es soll nichts Seltenes sein, daß ein Radja sich Stunden lang damit belustigt.

Bei den bevorstehenden Kriegsereignissen sind die staatlichen Verhältnisse von besonderer Wichtigkeit. Bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurde die Insel so gut wie alleiu von den mohammedanischen Sasakern bewohnt. Als dieselben mit den Bewohnern der Nachbarinsel Sumbawa einen Krieg zu führen hatten, riefen sie 1723 die Hülfe der Balinesen an, was die Niederlassung vieler derselben in Lombok zur Folge hatte. Vierzehn bis fünfzehn Jahre später, als die Fürsten der Sasaker untereinander in Krieg gerieten, rief einer derselben, der Radja von Praja, den Beherrscher des Reiches Karang Asem in Bali zu Hülfe. Dieser kam mit einem Heere nach Lombok, machte auch bald dem Kriege ein Ende, eroberte aber einen Teil der Insel für sich. Von nun an dehnten die Balinesen ihre Macht aus, und es entstanden vier Reiche, nämlich Mataram, Karang Asem, Pagasagnan und Pagutan, welche zuletzt die ganze Insel beherrschten. Gegen 1824 brachen Streitigkeiten zwischen diesen vier Reichen aus, und wiederholte Kriege endeten 1839 damit, daß der Radja von Mataram Beherrscher von ganz Lombok wurde. Derselbe Fürst herrscht zu gleicher Zeit über das Reich Karang Asem in Bali. Er regiert ganz willkürlich, obwohl er sich einen Rat von balinesischen Großen zur Seite gestellt und die Oberherrschaft der Niederlande anerkannt hat. Die balinesischen Großen sind Vorsteher der verschiedenen Distrikte, in welche die Insel eingeteilt ist; sie wohnen aber in oder um Mataram und leben von dem Ertrage eines oder mehrerer Dörfer, welche sie von dem Fürsten zugewiesen bekommen. Die Dorfvorsteher sind in den balinesischen Ortschaften gleichfalls Balinesen, in den übrigen meist Sasaker. Dies ist das höchste Amt, welches ein Eingeborener erhalten kann. Zwar hat es an Versuchen der Sasaker, das fremde Joch abzuwerfen, nicht gefehlt, z. B. 1764 und 1855, es war aber stets vergebens. Der jetzige Fürst, welcher den gewiß nicht alltäglichen Namen Ratu Agung Agung G'de Ngurah Karang Asem führt, ist schon sehr alt und taub[1]). Dr. Jacobs, welcher ihn vor zwölf Jahren besucht hat, spricht ein sehr günstiges Urteil über den damals schon siebzigjährigen Fürsten aus. Er soll ein „sehr verständiger und schlauer Mensch mit für einen Balinesen sehr aufgeklärten Ansichten", dabei auch sehr duldsam sein.

Zum Schlusse mögen hier einige Bemerkungen über das Heerwesen und die Ursache des jetzigen Bürgerkrieges folgen. Nach Zollinger ist die ganze männliche Bevölkerung zum Kriegsdienste verpflichtet, und soll die Zahl der streitbaren Männer 80000 betragen, von denen $^1/_3$ dem Fürsten auch in auswärtigen Kriegen folgen muß. Ihre Waffen sind Dolche, Klewangs, Lanzen und Gewehre. Aus Zollingers Darstellungen läßt sich zwar folgern, daß sie zu seiner Zeit als Schützen durchaus nicht zu fürchten waren, es ist aber fraglich, ob dies noch heutzutage gilt. Wie van Eck sagt, bewahrt der Fürst mehr als 30000 Gewehre in seinen Magazinen, und haben auch die Radjas noch einige Tausende in Verwahr. Die Soldaten, welche Jacobs bei seinem Besuche sah, waren alle mit Sniedergewehren bewaffnet und gleichmäßig gekleidet, nämlich mit roter Jacke, weissem Kopftuche und einer Sarong, welcher zwischen den Beinen aufgenommen war. Auch sah er am Wege von Ampanan nach Mataram, sowie im letzteren Orte, eine Anzahl Kanonen.

Die Hauptursache der augenblicklich auf der Insel herrschenden Wirren ist das straffe Regiment, welches die balinesischen Herrscher den Sasakern gegenüber führen, wodurch schon Jahre lang eine Spannung zwischen beiden Völkern besteht. Als nun der Fürst von Mataram in einem Kriege mit seinem Nachbar auf der Insel Bali, dem Fürsten von Klunkung, die Hülfstruppen der Sasaker schlecht verpflegte, kam es bei einem neuen Aufgebote in der Landschaft Praja zu einer Empörung der Sasaker. Des Fürsten Sohn, Anak Agung Madé, wollte dieselbe auf grausame Art niederschlagen, was aber nur ihre Verbreitung über ganz Lombok zur Folge hatte. So bekämpfen denn seit dem Sommer 1891 die Balinesen und Sasaker einander, ohne daß es einer der beiden Parteien gelingt, einen entscheidenden Sieg davon zu tragen. Wenn die Reiscrnte naht, werden an vielen Stellen die Waffen niedergelegt, sobald dieselbe abgelaufen ist, wieder aufgenommen. Obwohl der Krieg nur schlaff geführt wird, wird das Land doch fortwährend verwüstet, werden viele Greuel verübt, und sind Ackerbau, Handel und Verkehr größtenteils ins Stocken geraten. Welches Elend der Krieg schon über die Insel gebracht hat, geht am deutlichsten hervor aus den Mitteilungen, welche am 28. Juni in dem niederländischen Abgeordnetenhause von dem Kolonialminister gemacht wurden. Es erhellt daraus[2]), „daß die Bewohner sogar keine ordentlichen Wohn- oder Ruhestätten mehr besitzen, daß sie allerorten Hunger und Mangel leiden, wodurch Krankheiten hervorgerufen wurden, welche die Bevölkerung ausgemergelt haben". Der niederländische Regierungsbeamte, welcher die Insel zu Anfang dieses Jahres besucht hat, fand überall das größte Elend.

In Übereinstimmung mit dem Vertrage vom 7. Juni 1843, wodurch dem Fürsten von Lombok Selbstregierung zugesichert worden ist, hat sich die niederländisch-indische Regierung, trotz dem Hülfsgesuche der Sasaker, lange Zeit darauf beschränkt, ein Kriegsschiff in die Gewässer Lomboks zu schicken, damit sie stets von den auf der Insel stattfindenden Ereignissen unterrichtet blieb[3]). Die beleidigende Haltung des Fürsten aber, welcher sich wiederholt weigerte, Gesandte oder Briefe von der Regierung zu empfangen und dabei Miene machte, sich mit England in Verbindung zu setzen, hat die Regierung vor kurzem zu dem Entschlusse gebracht, der auf Lombok herrschenden Anarchie durch Waffengewalt Einhalt zu thun und den Fürsten in die ihm gebührenden Schranken zurückzubringen. Anfangs Juli ist daher eine Truppenmacht von ungefähr 3000 Mann, begleitet von einigen Kriegsschiffen, nach Lombok abgegangen.

Die Hauptbeschwerden, welchen diese Militärexpedition begegnen wird, sind wohl das Klima, welches speciell im Westmonsun sehr schlecht und Fieber erzeugend sein soll, die Unwegsamkeit vieler Teile der gebirgigen Insel und endlich der Mangel an zuverlässigen Karten. Denn im großen und ganzen könnte man das Innere dieser Insel fast noch eine terra incognita nennen. Nur die Küsten sind von der Marine vermessen und kartiert worden, die Darstellung der Bodenkonfiguration dagegen beruht noch gänzlich auf den Mitteilungen Zollingers aus den vierziger Jahren. Die beste existierende Karte ist wohl Blatt 13 des „Atlas der Nederlandsche bezittingen in Oost-Indië", von Stemfoort und ten Siethoff

[1]) So wenig dringt von den in Lombok stattfindenden Ereignissen in die Außenwelt durch, daß wir nicht einmal wissen, ob der Fürst noch lebt, oder ob schon einer seiner beiden Söhne den Thron bestiegen hat.

[2]) Nieuwe Rotterdamsche Courant, Freitag 29. Juni, 1894, Erstes Blatt B.

[3]) Man sehe das Koloniaal Verslag 1892.

Digitized by Google

obwohl nicht mit Bestimmtheit zu sagen ist, inwiefern ihre Darstellung des Inneren richtig sei. Für die Küstenverhältnisse geben die von dem hydrographischen Bureau in Batavia, resp. 1876 bis 1884 und 1880 bis 1882 veröffentlichten Karten der „Kleine Soenda-eilanden en aangrenzende vaarwaters", 1:500000 und der „Eilanden en vaarwaters beoosten Java", 1:100000, vollständig Aufschluß. Auch die Litteratur über Lombok ist nicht groß. Die wichtigsten Quellen sind: P. Melvill van Carnbée, „Essai d'une description des îles de Bali et Lombok", in dem Moniteur des Indes 1846; die Darstellung H. Zollingers in der Tijdschrift van Nederlandsch Indië, 1847, T. II; R. van Eck, „Schets van het eiland Lombok" in der Tijdschrift van het Bataviaansch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen, T. XXII (1874); Dr. Julius Jacobs, „Eenigen tyd onder de Balineezen. Een reisbeschryving met aanteekeuingen betreffende hygiene, land- en volkenkunde van de eilanden Bali en Lombok", Batavia 1883.

Nossilows Überwinterungen auf Nowaja-Semlja.

Unter den arktischen Forschungen unserer Tage verdienen besonders jene des Russen Konstantin Nossilow Beachtung, der in den Jahren 1887 bis 1891 dreimal den Schrecken einer Überwinterung auf der nordlichen Insel Nowaja-Semlja mit bestem Erfolge getrotzt hat. Ist sein Aufenthalt auf ihr schon durch die hohe, von keinem früheren Forscher erreichte Anzahl der Überwinterungen ausgezeichnet, so gewinnt er an Bedeutung noch durch die Reisen, die Nossilow im Inneren der Doppelinsel ausführte: die südliche hat er hin und zurück durchquert, auf der nördlichen zwei Vorstöße, allerdings in der Nähe der beiden Küsten, bis nahe zum fünfundsiebenzigsten Parallel durchgeführt. Ein vorläufiger Bericht aus französischer Feder liegt uns in dem Hefte des Tour du Monde vom 10. Februar 1894 vor. Ob eine ausführliche Darstellung des Forschers selbst diesem Berichte noch wichtige Neuheiten hinzufügen wird, wissen wir nicht; vorläufig muß aber gesagt werden, daß der Bericht den Erwartungen, mit denen wir an die Mitteilungen eines so sehr vom Schicksale begnadeten Mannes herantreten, nicht völlig entspricht. Das Wichtigste in ihm ist nicht durchweg neu, das Neue nicht durchweg wichtig. Der überquellende Reichtum der arktischen Tierwelt an allen offenen Gewässern, das feierliche, die Seele im tiefsten ergreifende Schweigen der Polarwelt, die Zauber der Mitternachtssonne, die Schrecken der langen Winternacht, der Jubel beim Aufblitzen des ersten Sonnenstrahles, — das alles ist uns schon von beredten Federn beschrieben worden. Über die brennendste Frage dagegen, über die Zustände des Inlandeises, schweigt sich der Bericht beinahe ganz aus. Auch so freilich werden diese denkwürdigen Überwinterungen künftig einen wichtigen Abschnitt in der Erforschungsgeschichte Nowaja-Semljas bilden.

In dieser Erforschungsgeschichte[1]) kann man einen älteren und einen neueren Zeitraum unterscheiden, von denen der eine das 16. und 17., der andere das 18. und 19. Jahrhundert umfaßt. In dem ersteren treten uns vorzüglich die Holländer und Engländer, in dem letzteren vorzüglich die Russen als Förderer der Erdkunde entgegen. In dem ersteren ist es bekanntlich das Trugbild der nordöstlichen Durchfahrt nach den Schätzen Indiens und Chinas gewesen, das die Staaten und Gesellschaften immer neue Expeditionen zu fruchtlosem Bemühen aussenden ließ. Sehen wir von Stephen Burrough ab, der den Ruhm hat, als erster Westeuropäer im Jahre 1556 Nowaja-Semlja erblickt zu haben und gleichzeitig die Erdkunde mit der ältesten Schilderung der Samojeden beschenkt hat, so strahlen uns aus dieser Zeit besonders hell die Namen Barent und Hudson entgegen. Hudsons Reise im Jahre 1608 ist dadurch merkwürdig, daß auf ihr die ersten Beobachtungen über die Inklination der Magnetnadel angestellt wurden, warf aber sonst für die Erforschung der Insel wenig ab. Vor ihm hat Barent an drei Expeditionen thätigen Anteil genommen. Auf der ersteu befuhr er im Jahre 1594 fast die ganze Westküste unserer Insel, während die andere Hälfte der Expedition unter der Leitung von Cornelius Nai sich mit dem Jugor Schar bekannt machte. Die zweite, sieben Fahrzeuge zählende Expedition war 1595 bereits in die Karasee vorgedrungen und hatte hier offenes Wasser gefunden, als Sturm und Eismassen zu einem vorläufigen Rückzuge zwangen, den bald, trotz Barents nachdrücklichem Widerspruche, die Stimmenmehrheit der übrigen Führer zu einem endgültigen machte. Auf der dritten Expeditiou (1596) wurde Barent unter 76° nördl. Br. an der Westküste zur Überwinterung gezwungen, deren Schrecken die Seemänner, vom frischen Geiste ihres Führers beseelt, trotz grimmiger Kälte und vorübergehender Mutlosigkeit glücklich überstanden. Im Sommer ging es an der Westküste weiter nordwärts, bis im Angesichte des Eiskaps der wackere Barent verschied, während die Mannschaft gerettet wurde. Ein denkwürdiger Zufall hat es gefügt, daß die Winterwohnung Barents samt ihrem vollen, in dem arktischen Klima völlig unversehrt gebliebenen Inhalte im Jahre 1871 von dem Norweger E. Carlsen aufgefunden wurde; heute wird dieser Inhalt im Haag im Marinedepartement aufbewahrt.

Mit der Fahrt Bosmans im Jahre 1625 endeu dio Bemühungen der Holländer um die nordwestliche Durchfahrt. An ihre Stelle treten die Engländer; im Jahre 1676 besuchte Kapitän Wood die Westküste unserer Insel, erlitt aber etwa bei 76° nördl. Br. Schiffbruch und wurde nur durch einen glücklichen Zufall samt der Mannschaft vom Begleitschiffe der Expedition bemerkt nnd gerettet. Dieser unglückliche Ausgang benahm nicht blofs ihm, sondern den Engländern überhaupt die Neigung, dem Trugbilde der nordwestlichen Durchfahrt weiter nachzujagen.

Dio zweite Periode der Erforschung Nowaja-Semljas enthält eine lange Reihe von Fahrteu, von denen hier nur die wichtigsten genannt seicu. Den Winter 1769/70 verlebte Rosmyslow an der Küste des Matoschkin Schar, das genau erforscht und kartographisch aufgenommen zu haben sein Verdienst ist. Das Kostin Schar nnd die angrenzende Küste der Insel his zum Matoschkin Schar wurde 1807 von Pospelow wenigstens annähernd aufgenommeu. In die Jahre 1821 bis 1824 fallen die vier Expeditionen Kapitän Lütkes, die eine genaue Aufnahme der West- und Südküste Nowaja-Semljas und ergiebige hydrographische Belehrungen über sie abwarfen. Die Süd- und Ostküste der südlichen Insel wurde von Pachtussow auf seiner ersten Expedi-

[1]) Vergl. den betreffenden Abschnitt in Spörers Monographie der Insel Nowaja-Semlja. Petermanns Ergänzungshefte, Nr. 21.

Digitized by Google

tion (1832/33), das Matoschkin Schar und die Ostküste der Nordinsel bis zur Pachtussow-Insel von ihm auf seiner zweiten Expedition (1834/35) aufgenommen. Beide Unternehmen waren mit je einer Überwinterung verknüpft, die ebenso glücklich wie die Barents abliefen. Die ungeheuren Anstrengungen aber hatten Pachtussows Körper so mitgenommen, daß er noch auf der Rückkehr von der zweiten Fahrt verschied. Im folgenden Jahre betrat der berühmte Naturforscher K. v. Baer den Boden der Insel; schon nach einem sechswöchentlichen Aufenthalte kehrte er mit einer reichen wissenschaftlichen Ausbeute zurück; unter anderm war der Zusammenhang der Insel mit dem Ural, genauer mit seiner nördlichen Fortsetzung, dem Pai Choi-Gebirge, festgestellt. In die folgenden beiden Jahre (1838 und 1839) fällt eine Expedition unter Ziwolkas und Moissejews Leitung, bei der der erstere einen Versuch, an der Westküste bis zur Nordspitze der Insel vorzudringen, schon an der Kreuzbai aufgeben mußte, während der letztere nur bis zur Admiralitäts-Halbinsel kam. Die Überwinterung unterschied sich von den früheren leider durch viele Erkrankungen, denen vier Männer, darunter Ziwolka selbst, zum Opfer fielen. Nach diesem unglücklichen Unternehmen, dem im ganzen neun Menschen erlagen, haben die russischen Bemühungen bis zum Jahre 1860 geruht; und auch seitdem sind an Stelle der Russen die Norweger in den Vordergrund getreten. Wir übergehen jedoch die weiteren Fahrten, die zum Teil von Fischfängern unternommen wurden, zum Teil, wie Nordenskiölds Fahrten, der nordöstlichen Durchfahrt im modernen wissenschaftlichen Sinne galten, und wenden uns sofort zu Nossilows Reisen.

Constantin Nossilow verließ im Juli 1887 Archangel und landete an der Westküste der Südinsel nördlich von der der russischen Regierung angelegten samojedischen Kolonie Karmakul. Noch im Sommer durchquerte er von hier die Insel hin und zurück und überwinterte darauf in Karmakul. Furchtbare Stürme und prächtige Nordlichter bildeten die einzige Abwechselung der langen Polarnacht. Den ersten Anblick der wiedererscheinenden Sonne feierten die begeisterten Samojeden mit einer Salve von Flintenschüssen. Nach einem kurzen Aufenthalte in Archangel und Moskau kehrte Nossilow noch im Sommer 1888 nach Karmakul zurück, begab sich aber von da zur Überwinterung nach der Westseite des Matoschkin Schar, wo er eine neue samojedische Kolonie anlegte. Von hier unternahm er seine eingangs erwähnten Vorstöße nach Norden bis etwa 75°. Im Sommer 1889 verließ Nossilow die Insel, verbrachte aber den Winter 1890/91 abermals auf ihr.

Samojede von der Tundra. Nach einer Photographie.

Mit den erwähnten samojedischen Kolonien hat die russische Regierung einen erfolgreichen Versuch gemacht, die Zauberkraft zu durchbrechen, mit der sich bisher Nowaja-Semlja gegen eine dauernde Besiedelung gesträubt hat. Noch auf Kurt Hasserts Karte der nördlichen Grenze der Oikoumene (Petermanns Mitteilungen 1891, S. 141 und Karte) finden wir die Doppelinsel außerhalb dieser Grenzlinie liegen, die in Asien im Durchschnitte etwa dem nördlichen Polarkreise folgt. Unbewohnt ist die Insel freilich nur im Sinne einer dauernden Besiedelung. Jeden Sommer läßt die Seejagd hier ein verhältnismäßig reges menschliches Leben sich entfalten, das in seiner Periodicität dem Vorbilde der meisten tierischen Bewohner der Insel und seiner Wasser folgt. Freilich sind auch Überwinterungen dabei nichts Seltenes. Fremde Seefahrer haben sie oft, bald freiwillig, bald unfreiwillig, versucht; ihre gebleichten Knochen zeugen noch heute von dem unglücklichen Ausgange der meisten derartigen Versuche. Die Küstenbewohner um Archangel, die Pomorzy, die in eigentümlichen Genossenschaften, den sogen. Arteljen, hier dem Seegewerbe obliegen, brechen oft im Herbste nach Nowaja-Semlja auf, um bei Beginn des Sommers bessere Beute zu machen; wohl vorbereitet und abgehärtet, widerstehen sie den Schrecknissen der Überwinterung. Auch die Samojeden hat die Rentierjagd oft herübergelockt, auch für den Winter. Pachtussow erzählt von einem Samojeden, der 1823 zur Überwinterung samt seiner Familie herüber kam, samt ihr aber im Winter elend umkam. 1872 besuchte der Norweger Sivert Tobiesen die Westküste Nowaja-Semljas des Fischfanges wegen; in der Nähe der Kreuzinseln vom Eise festgehalten, überwinterte er, erlag aber im Frühjahre dem gefährlichsten Feinde der Überwinterung, dem Scharbock. Ein Teil der Mannschaft war im Herbste im Boote südwärts zum Gänseland gezogen, auf dessen südlicher Hälfte sie eine samojedische Siedelung, aus drei Männern, drei Frauen und einem Knaben bestehend, antrafen, mit deren freundlicher Beihülfe sie den Winter überstanden. Wir wissen nicht, ob in solchen Fällen die Samojeden eine dauernde Besiedelung geplant hatten. Sicher ist das aber in solchen Fällen, wo Nowaja-Semlja seinem insularen Charakter gemäß als Zufluchtstätte für religiöse und politische Flüchtlinge gedient hat. Unter Iwan des Schrecklichen Regierung flüchteten mehrere altgläubige Familien hierher, um schon im ersten Winter ihren Untergang zu finden. Im Jahre 1763 flüchtete abermals eine altgläubige, neun Personen zählende Familie nach der Schwarzen Bai: innerhalb neun Monaten waren alle dem Skorbut zum Opfer gefallen. In allen diesen Fällen kam zu den Schrecken des Klimas stets die geringe Anzahl der Kolo-

Digitized by Google

nisten hinzu, die ja an sich schon die Gefahr des Aussterbens näher rückt, um allen derartigen Versuchen ein rasches Ziel zu setzen.

Man kann daher mit Recht sagen, dafs Nowaja-Semlja bisher aufserhalb der Grenze der eigentlichen Oikoumene lag. Die russische Regierung hat aber in der letzten Zeit einen erfolgreichen Versuch gemacht, die Grenze hier nach Norden bis etwa an das Matoschkin Schar vorzurücken. Sie richtete auf der Insel samojedische Kolonien ein, vorzüglich in der Absicht, der unbefugten Ausbeutung der Gewässer durch norwegische und englische Seejäger ein Ziel zu setzen; zu demselben Zwecke unterhielt sie beiläufig im Sommer 1893 auch einen Kreuzer in diesen Gewässern. Die erste derartige Kolonie, im Jahre 1877 an der Westküste der Südinsel errichtet und Karmakul getauft, zeigt uns die beigefügte Abbildung; sie enthält für die Kolonisten Häuser, Wagenschuppen und Badevorrichtung. Sie zählte im Jahre 1887 17 Familien, von denen einige erst später sich unaufgefordert dem Kerne der Kolonie angeschlossen haben, fand Nossilow in Karmakul zwölf Familien vor; aber nur vier davon überwinterten dort, drei zogen, wie oben erwähnt, nach dem Matoschkin Schar, eine nach dem Karameer, drei nach dem nördlichen, und die letzte nach dem südlichen Gänsekap. Man sieht, nicht einmal im Winter benutzen alle Samojeden die von der Regierung ihnen geschenkten Schutzstätten. Mit dem Beginne des Sommers zieht vollends alles zur Jagd aus, oft sogar schon früher; von seiner neuen Kolonie z. B. sah Nossilow die Samojeden schon Ende Januar aufbrechen, als eben die Sonne die Landschaft wieder erhellte. Auch im Winter scheinen die Kolonisten die Mühen einer Wanderung nicht; mehrere der zerstreuten Familien fanden sich zur Weihnachtsfeier des Jahres 1888 wieder in Karmakul ein, wohin auch Nossilow zu diesem Zwecke von seiner neuen Station aus sich hingewagt hatte.

Die Schrecken der langen Winternacht gehen darum an den Samojeden nicht spurlos vorüber. Auch bei ihnen fordert der Skorbut seine Opfer; auch bei ihnen

Die Ansiedelung Karmakul auf Nowaja-Semlja. Nach einer Photographie.

andere sogar schon vor der Gründung der Kolonie auf Nowaja-Semlja lebten; ein alter Samojede stellte sich Nossilow als der älteste Bewohner der Insel vor und rühmte sich dabei eines siebenzehnjährigen, auf der Insel geborenen Sprösslings als des einzigen Bewohners, der Nowaja-Semlja sein Vaterland nennen könne. Im Herbste 1888 zog Nossilow von Karmakul nach Norden, um am nördlichen Ufer des Westendes von Matoschkin Schar eine zweite, noch nördlicher gelegene, nach ihm benannte Kolonie zu gründen (Abbild. S. 108). Die erste Überwinterung gelang vorzüglich, und es ist daher zu hoffen, dafs auch hier bald von einer dauernden Bevölkerung zu sprechen sein wird.

Die Samojeden hatten der Aufforderung der Regierung zur Besiedelung Nowaja-Semljas gern Folge geleistet, weil die Tundren des Festlandes ihren Renntierherden kaum die genügende Nahrung boten. Wie alle Völker an der Grenze der Oikoumene, werden sie durch die Armut der Natur gezwungen, in dünnen Gruppen sich über weite Flächen zu zerstreuen. Ihr nomadischer Hang entspringt daher ebenso sehr der Notwendigkeit, wie ihrem Naturell. Dieser Zerstreuungstrieb bethätigt sich auch auf der Insel fortwährend: im Sommer 1888 stellt sich jene psychische Erschlaffung und Erkrankung ein, von der alle europäischen Überwinterungsversuche erzählen. Auch der Körper büfst an Kraft, die Haut an Frische und Farbe ein. Der kurze Sommer kann das Verlorene nicht völlig wieder einholen: bei allen Samojeden fiel Nossilow, als er sie zuerst sah, das Langsame und Schleppende ihrer Bewegungen auf, die an das Gebahren Genesender erinnerten; selbst die kleinen Kinder kamen ihm traurig und schwermütig vor und liefsen die gewohnte Beweglichkeit, die Lust am Spielen und Schreien vermissen.

Die Thätigkeit der Kolonisten besteht vorzüglich in der Jagd auf Renntiere, Robben, Eisfüchse und Eisbären. Die Produkte dieser Thätigkeit tauscht alljährlich ein von Archangel kommender Dampfer gegen Nahrungsmittel und andere Dinge aus. Die Jagd mufs stellenweise sehr ergiebig sein. Am Matoschkin Schar hatten drei Familien in sechs Tagen 70 Renntiere, 100 Eisfüchse, vier Polarbären und 30 Robben getötet.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse scheinen nach dieser Probe einer weiteren Bevölkerung der Insel nicht im Wege zu stehen; sie scheinen auch thatsächlich anlockend zu wirken: wenigstens wurde Nossilow bei der

Digitized by Google

Ansicht vom Matoschkin Schar. Nach Nossilow.

Digitized by Google

Rückkehr in Archangel von einer Anzahl Russen um die Mittel zur Ansiedelung auf der Insel angegangen. Kurz, wir können wohl erwarten, daſs künftig wenigstens das südliche Nowaja-Semlja den ständigen Wohnplatz einer, wenn auch dünn verbreiteten und weit zerstreuten Bevölkerung bilden wird.

Über den Charakter der Samojeden urteilt Nossilow günstiger als Nordenskiöld, der bei ihnen das ursprüngliche Selbstgefühl der Naturvölker durch ein furchtsames und unterwürfiges Wesen verdrängt fand. Nossilow fand sie gutmütig und hülfsbereit, vor allem aber fiel ihm ihr tiefgewurzelter, leidenschaftlicher Hang zum Nomadismus auf. Schon im Januar brachen, wie oben erwähnt, die Kolonisten am Matoschkin Schar zur Wanderung auf; ihr leidenschaftlicher Hang zum Umherschweifen machte sie taub gegen alle Vorstellungen der Gefahren, denen sie dabei ihre Kinder aussetzten. Freilich überkommt in dieser wilden, dem einzelnen Menschen so viel Raum gewährenden Natur auch den europäischen Besucher wie eine Art Atavismus das Verständnis für mit Wachskerzen versuchte, lieſsen sie diese in richtiger Würdigung ihrer physiologischen Bedeutung im arktischen Klima in ihrem Magen verschwinden, wobei sie an ihren Hunden eifrige Teilnehmer fanden.

Unsere Kenntnis der physischen Geographie Nowaja-Semljas hat Nossilow, wenigstens nach dem vorliegenden Auszuge, nur in einzelnen Punkten bereichert. In Karmakul beobachtete er im Juli 7°, im August 12° Wärme, im August also eine höhere Temperatur als im Juli, ein Verhältnis, das auf dem arktischen Festlande nicht gerade häufig, für Nowaja-Semlja aber bereits durch die ausführlichen Tagebücher von Pachtussow und Ziwolka festgestellt ist, die für die Westmündung von Matoschkin Schar und für die Südostspitze der Südinsel im Mittel im Juli bezw. 4,42° und 2,39°, im August 4,96° bezw. 3,06° fanden.

Im Winter wird Nowaja-Semlja bekanntlich oft von furchtbaren Stürmen heimgesucht. In Karmakul erlebte Nossilow tagelang Stürme, bei denen man die Hütten nicht verlassen durfte, und mehrere Versuche, es zu

Die Station Nossilow am Matoschkin Schar. Nach einer Photographie.

den Wert dieser Freiheit. „Russen und Samojeden", sagt Nossilow, „fischten und jagten ununterbrochen die ganzen Tage und Nächte, nur aus Erschöpfung und zu ungeregelten Zeiten in Schlaf verfallend. Wir führten angesichts des Himmels, der Polarerde und der Elemente ein so freies und so unabhängiges Leben, wie es der Mensch nur vermag. Ist es wunderbar, daſs die Nomaden es über alles lieben und trotz seiner Unbilden das freie Himmelsgewölbe der behaglichsten Behausung vorziehen?"

Daſs die Samojeden unter diesen Verhältnissen das Verständnis für manche Reize der europäischen Kultur verloren, erscheint begreiflich. Nossilow fand sie so arg in das Heidentum versunken — angeblich huldigten sie sogar schon der Sitte der Menschenopfer —, daſs er zur Stärkung ihres Christentums den Bau einer Kapelle veranlaſste und auch einen Mönch mitbrachte, der lungenleidend, hier unerwartet Genesung fand. Ob, von dieser Heilung abgesehen, seine Anwesenheit irgend welchen Nutzen gestiftet hat, vermögen wir nicht zu sagen. Gegen ein greifbareres Produkt der europäischen Kultur, gegen die Vorzüge des Petroleums, erwiesen sich die Samojeden ebenso unempfindlich; sie kehrten stets zu ihrer Thranbeleuchtung zurück, und als man es gar thun, endeten damit, daſs die betreffenden Personen, über die Eisfläche dem Strande zugetrieben, mittels Tauen zurückgeholt werden mufsten. In den ersten Monaten des Jahres 1891 erlebte Nossilow einen Sturm, der die Küste der Insel in einer Länge von 700 km verheerte. Auf sie hingerichtet, trieb er zunächst Unmengen von Fischen in die Flüsse und an den Strand, wo sie den Möven zum Raube fielen. Dahinter kamen als zweite und dritte Schicht dichtgedrängte, schwärzlich schimmernde Massen von Seehunden und Walen, die letzteren die Luft mit ihrem kläglichen dumpfen Geschrei erfüllend. Endlich folgte eine Schicht gewaltiger Eismassen, die die meisten Tiere unter sich begrub und zertrümmerte, während die über sie ins Meer sich zurückrettenden lange Streifen von Blut hinter sich lieſsen. Allein in der Matoschkin-Straſse sollen nicht weniger als 50000 Seehunde umgekommen sein.

Über die Eisverhältnisse erfahren wir leider fast nichts. Nördlich von 72° treten auf Nowaja-Semlja einzelne Gletscher auf, während nördlich etwa von 74° die Zone des zusammenhängenden Inlandeises beginnt. Diesem bisherigen Stande unserer Kenntnisse fügt Nossilow nichts hinzu, obwohl er bei seinen beiden Verstöfsen

Digitized by Google

auf der Nordinsel bis 75° das Gebiet des Inlandeises berührt hat. Er berichtet nur, an der Ostküste bei 75° große Massen von schwimmendem Eise und Eisberge getroffen zu haben; die letzteren brauchen aber keine Zeugen des Inlandeises gewesen zu sein, sondern können ebenso gut von Norden oder Osten gekommen sein. Weiter südlich stieß Nossilow bei seiner Durchquerung der Südinsel von Karmakul aus auf eine Fülle von kleinen Seen, die zum Teil noch eisfrei waren; aber schon Rosmyslow hat einen ähnlichen Seenreichtum am Matoschkin Schar festgestellt. Das Wasser der Seen und Bäche zeichnete sich übrigens durch seine außerordentliche Durchsichtigkeit aus, offenbar, weil es bei der geringen Energie des ganzen hydrographischen Lebens wenig erodierend wirken kann.

So harren also die Verhältnisse des Inlandeises auf Nowaja-Semlja noch immer ihrer Entschleierung. Sie erscheint aber seit Nossilows Überwinterungen der Verwirklichung viel näher gerückt als bisher. Nossilows Beispiel hat gezeigt, daß heute eine Expedition, gestützt auf den Beistand der samojedischen Kolonien, selbst in der hohen Breite des Matoschkin Schar verhältnismäßig leicht den Gefahren der Überwinterung trotzen kann. Hoffen wir, daß diese Gunst bald ausgenutzt wird, daß bald auch für Nowaja-Semlja ein Durchquerer und Erforscher des Inlandeises erstehen wird!

Die Wendendörfer im Werder bei Vorsfelde.

Von Richard Andree.

Häufig findet man die Angabe, daß die mittelalterliche Westgrenze der Slaven gegen die Deutschen durch den Drömling gelaufen sei, jene sumpfige, aber jetzt entwässerte Niederung, welche, von der Ohre durchflossen, an der heutigen Grenze der Altmark gegen das Braunschweigische sich ausdehnt. In der That zeigen die Ortsnamen im Osten des Drömlings vorherrschend slavisches Gepräge, im Westen dagegen deutsches. Und doch haben gerade an dieser Stelle die Slaven im Mittelalter weiter ausgegriffen, sind auch über die angenommene Sumpfgrenze nach Westen vorgedrungen und haben den nördlichen Zipfel des heutigen Herzogtums Braunschweig, den zum Amte Vorsfelde gehörigen „Werder“, erfüllt.

Schon frühe mußs aber hier eine Mischung der Deutschen und Slaven an ihrer Berührungsstelle stattgefunden haben. Deutsche und slavische Ortsnamen liegen durcheinander, deutsche und wendische Dorfanlagen sind dicht benachbart. Der älteste, 938 auftretende Name des Drömling, Thrimining, ist deutsch. Die Gegend gehörte zum Nordthüringgau, von sächsischen Ostfalen bewohnt, zwischen die aber Wenden eingestreut waren. Die Germanisierung dieser und der weiter östlich in der Altmark u. s. w. lebenden Slaven begann schon mit Karl dem Großen und wurde von den Slavenbezwingern, Heinrich der Löwe, Albrecht der Bär u. A., zu Ende geführt. Es folgte deutsche Einwanderung, Verdrängung der Slaven oder deren Vermischung mit den Deutschen, wie das oft geschildert wurde, und schließlich Untergang des Slaventums bis auf geringe Spuren, die wir nur nach mühsamem Suchen auffinden können. Für die kleine, hier in Rede stehende Landschaft soll das im folgenden versucht werden.

Vorsfelde wurde im Jahre 1364 vom Herzog Wilhelm von Lüneburg an den Rat der Stadt Braunschweig verpfändet, welcher den Besitz durch seine Beamten verwalten ließ. Auch das zugehörige Land ging in den Besitz der Stadt über, namentlich der Werder, d. h. der von der Aller und kleinen Aller im Süden, Westen und Norden umflossene und im Osten vom sumpfigen Drömling begrenzte, somit inselartig gestaltete Landstrich. Dort lagen im Jahre 1366 sieben von Wenden bewohnte Dörfer, welche dem Braunschweiger Rat zinspflichtig waren. Leider sind die einzelnen Namen der Dörfer in der Urkunde nicht genannt[1]). Hier im Werder haben wir also nach den Spuren der Wenden zu suchen und wenn wir aufmerksam forschen, so finden wir sie auch.

In Vorsfelde, wo die Leute aus dem Norden und Süden des Amtes zusammenströmen, vermag man recht gut die Menschen, die südlich oder nördlich von der Aller wohnen, zu unterscheiden; man hört dialektische

Fig. 1. Der Werder bei Vorsfelde.

Unterschiede, man weiß die Eindrücke zu fassen, welche der ärmere, der Heide zugewandte, konservativere und in der Landwirtschaft weniger vorgeschrittene Norden gegenüber dem reicheren, schon Zuckerrübenbau treibenden, landwirtschaftlich höher entwickelten Süden zeigt. Mag die Aller in dieser Gegend auch eine ethnographische Grenze bilden, eine anthropologische zeigt sie nicht, denn nach der Aufnahme über die Farbe der Haare, Haut und Augen der Schulkinder Deutschlands liegt das Amt Vorsfelde gleich allen nördlich, südlich, östlich und westlich gelegenen Bezirken in der Zone der Blonden und Blauäugigen[2]).

Zunächst ist auf die Bauart einer Anzahl Dörfer im Werder (und darüber hinaus im Lüneburgischen und der Provinz Sachsen) als Rundlinge hinzuweisen. Im Gegensatz zu der deutschen Dorfanlage in unseren Landen[3]), besitzen diese slavischen, hufeisenförmig ge-

[1]) Gedenkbuch im Archiv der Stadt, I. Fol. 18[1] zum Jahre 1366. Ok gheuet de wende vt deme werdere XXIX vett schap. der dorp sint VII. der ghift jowelk I vetten bok to paschen.

[2]) Archiv f. Anthropologie, Band XVI.

[3]) Der Grundplan der deutschen Ansiedelung bildete ein von Ost nach West ziehendes Rechteck, in der Mitte vom Platze durchschnitten, zu dessen beiden Seiten die Höfe in gleicher Breite und Tiefe ausgemessen waren. Noch auf

Digitized by Google

banten Dörfer nur einen Eingang, der auch wieder als Ausgang dient. Um einen freien Platz herum liegen die Häuser mit dem Giebel diesem zugekehrt, hinter ihnen zunächst die Gärten, daran anschließend und fächerförmig von den Häusern ausstrahlend, Wiesen. Entweder schlossen sich nun die Felder gleich an, oder es lief, wie dieses der alte Plan von Rühen (Fig. 2) erkennen läßt, noch ein Weg um das Dorf herum, von dem einzelne Wege, gleichsam von hinten, zu den einzelnen Höfen führten, welche aber keine öffentlichen, sondern nur Privatwege waren. Dieses scheint aber auch eine spätere Einrichtung zu sein; gewöhnlich war das Dorf bis auf den einzigen Eingang geschlossen. Diese Rundlinge beginnen im östlichen Holstein, wo ehemals Slaven wohnten[5]), überschreiten die Elbe, um im hannoverschen Wendlande vorzüglich entwickelt zu sein[6]), setzen sich fort durch die Altmark, den hier in Rede stehenden nordöstlichen Zipfel Braunschweigs, durch die Provinz Sachsen bis an die Saale, wo z. B. im Camburgischen eine Zahl gut erhaltener Rundlinge mit slavischen Ortsnamen liegt[6]), und zeigen sich häufig im Altenburgischen[7]). Noch weiter nach Süden dehnen sich Rundlinge bis in den bayerischen Frankenwald aus, wo Zedlitz bei Stadtsteinach, Reitsch bei Kronach und namentlich Förtschendorf an der Haslach diesen Typus zeigen[8]). Hinter dieser so bezeichneten Westgrenze der Rundlinge dehnen sich nun nicht etwa nur rund gebaute Dörfer aus, selbst nicht in rein slavischen Gegenden, sondern auch solche in der Zeile gebaute. Die Dörfer der heute noch wendisch redenden Lausitzer Sorben wenden sind in Zeilen gebaut[9]). Ein ganz sicheres Zeichen für ursprünglich slavische Nationalität der ersten Ortsgründer ist der Rundling nicht; wir finden solche mit echt deutschen Ortsnamen und umgekehrt nach deutscher Art erbaute Dörfer mit slavischen Ortsbenennungen. Derlei Inkongruenzen können zurückgeführt werden auf den Wechsel in der Besiedelung (Deutsche folgen auf Slaven), oder meist noch auf den Umbau der Dörfer infolge von Bränden, wobei der ursprüngliche Name des Dorfes blieb, die Bauanlage sich aber änderte[10]). Namentlich im Laufe unseres Jahrhunderts tritt das Umbauen gewaltig hervor, und im Amte Vorsfelde, welches wir hier im Auge haben, ist vieles von dem alten Charakter der Rundlinge durch Brände, Umbauten und namentlich durch das Durchlegen von Straßen verwischt worden, so daß von 14 Dörfern, die hier in Betracht kommen, heute nur eines, nämlich Eischott, ein vollständig geschlossener Rundling mit einem Eingange ist (Fig. 3). Acht Dörfer (Wendschott, Eischott, Rühen, Parsau, Hoitlingen, Brackstedt, Warmenau und Velstove) sind noch mehr oder minder gut erkenntliche Rundlinge; sechs (Bergfeld, Tiddische, Kästorf, Ahnebeck, Brechtorf und Gradhorst) waren es überhaupt nicht oder sind wenigstens heute nicht mehr als Rundlinge erkenntlich. Besser als Worte sprechen die hier mitgeteilten alten Pläne (deren Originale im herzoglichen Archive zu Wolfenbüttel sich befinden) für die Anordnung des Rundlings. Der Deutlichkeit halber habe ich auf den verkleinerten Kopien die Nebengebäude (Speicher, Schweineställe u. s. w.) weggelassen und die Höfe der Ackerleute durch volle Ausfüllung hervorgehoben, im Gegensatze zu den Häusern der Köther, Brinksitzer u. s. w., welche schraffiert sind. Man erkennt sofort, wie die ursprünglich angelegten Höfe, die den Kreis schließen, noch jetzt die der Ackerleute sind, an welche sich als Anbauer, aus dem Kreise heraustretend, die kleineren Bauern, Köther und Brinksitzer, anschließen. Auf dem öffentlichen, der Gemeinde gehörigen Platze endlich wurden die Häuser für die Hirten und die Schule angelegt. Die Kirchen sind in den Dörfern des Werders heute gewöhnlich mit den Schulen zu einem Bau vereinigt; sie werden von den in Vorsfelde wohnenden Geistlichen versorgt. Es wohnt in allen jenen Dörfern kein Pastor.

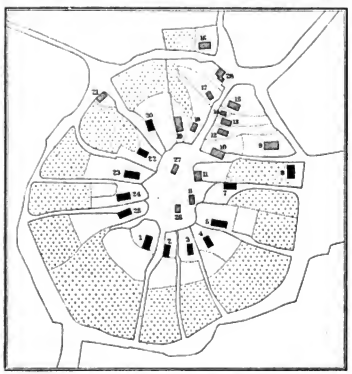


Fig. 2. Plan des Dorfes Rühen. 1 bis 8, 20, 22 bis 25 Ackerleute. 17, 18, 19 Großköther. 6, 11, 14, 16, 21 Stückenköther. 26 die Schule. 27 Ochsen- und Kuhhirt. 28 Schweinehirt und Schäfer. Vermessen 1758 von S. G. F. Hein. 9 und 10 Halbspänner. 12, 13, 15, 17, 18, 19 Großköther. 6, 11, 14, 16, 21 Stückenköther. 26 die Schule. 27 Ochsen- und Kuhhirt. 28 Schweinehirt und Schäfer.

Pläne aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts läßt sich dieses gut erkennen, und noch den vier Himmelsrichtungen führten Ausgänge, Norderthor, Süderthor, Westerthor, Osterthor, ins Freie. So wie das Dorf dem Falle der Sonne folgend angelegt wurde, verfolgte auch das Haus dieselbe Richtung: die Langfront war der Südseite zugekehrt. Diese ursprüngliche Form hat sich aber jetzt stark verloren. Haus Pfeifer, Dörfer und Bauernhäuser im Herzogtum Braunschweig. Braunschweiger Tageblatt 1886, Nr. 200.

[4]) Vergl. Gloy, Siedelungskunde Nordalbingiens,. Stuttgart 1892.

[5]) Henninges, Das hannoversche Wendland, Lüchow 1862, Seite 24.

[6]) Jacob, Die Ortsnamen des Herzogtums Meiningen. S. 131.

[7]) Oskar Weise, die slavischen Ansiedelungen im Altenburgischen. Eisenberger Programm 1883, S. 5.

[8]) Bavaria, III. t. Abt., Seite 184.

[9]) Andree, Wendische Wanderstudien, Stuttgart 1874, Seite 61 mit Plan.

[10]) Siehe darüber Meitzen in Verhandl. Berliner Anthrop. Ges. 1872, S. 143 u. Virchow, daselbst 1887, S. 397.

Digitized by Google

Neubauten eine stattliche Anzahl der alten Häuser mit tief herabreichenden Strohdächern und mit dem Schmucke der Pferdeköpfe erhalten, die, umgeben von alten Bäumen, einen malerischen Anblick gewähren. Während aber in den Wendendörfern im Lüneburgischen, deren Bewohner gleichen Stammes mit denen der Wendendörfer von Vorsfelde sind, die Giebelseiten der Häuser reich geschmückt sind, fehlt in unsern Dörfern fast alles Der-

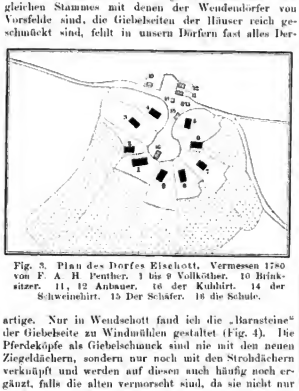


Fig. 3. Plan des Dorfes Eischott. Vermessen 1780 von F. A. H. Peuther. 1 bis 9 Vollköther. 10 Brinksitzer. 11, 12 Anbauer. 16 der Kuhhirt. 14 der Schweinehirt. 15 Der Schäfer. 16 die Schule.

artige. Nur in Wendeschott fand ich die „Barnsteine" der Giebelseite zu Windmühlen gestaltet (Fig. 4). Die Pferdeköpfe als Giebelschmuck sind nie mit den neuen Ziegeldächern, sondern nur noch mit den Strohdächern verknüpft und werden auf diesen auch häufig noch ergänzt, falls die alten vermorscht sind, da sie nicht nur als Schmuck dienen, sondern konstruktiv zum Bau gehören[1]). Der Balken über der Thür, welcher die ganze Breite der Giebelseite einnimmt, trägt gewöhnlich einen frommen Spruch oder Bibelvers in hochdeutscher Sprache,

[1]) Die Lage der Strohbündel, welche das Dach bilden, tritt an den Giebeln über die Giebelwand vor und die äußersten freien Kanten der Strohbelachung sind daher der Zerstörung durch den Wind ausgesetzt. Zum Schutze der Bedachung werden nun an den vortretenden Kanten der Giebelseiten Bretter (Windfedern) angebracht, die so breit sind, wie die Strohbedachung dick ist. Sie sind durch lange Pflöcke, welche in die Strohlagen eindringen, befestigt, oder auf die austretenden Enden der Dachlatten aufgepflöckt. Die vorstehenden Enden der gekreuzten Bretter sind es, in welche die urtümliche Volkskunst die Pferdeköpfe einschnitzt, und zwar nur gleichsam als Schattenriss (Fig. 5), dabei die ganze Breite des Brettes benutzend. Diese Bretter, konstruktives Erfordernis bei Strohdächern, kommen bei Ziegeldächern nicht vor, weil nicht nötig; sie verschwinden daher mit den Strohdächern, die aus baupolizeilichen Gründen den Ziegeldächern Platz machen. Ich glaube nicht, daß den wechselnden Formen der Pferdeköpfe, die man eifrig gesammelt und abgebildet hat, eine große Bedeutung beizulegen ist. Individueller Geschmack thut da das meiste. Die Köpfe kommen vor vom Rhein bis nach Litauen; sie sind also wesentlich durch altsächsische und wendische Lande verbreitet, nach letzteren mit der deutschen Kolonisation übertragen. Über die Bedeutung ist schon sehr viel geschrieben worden; die Ansichten kommen auf dreierlei hinaus: 1. Die Pferdeköpfe sind das Wappenzeichen der Niedersachsen; Westfalen, Hannover, Braunschweig führen noch das Roß im Wappen. 2. Sie haben mythologisch-symbolische Bedeutung; das Roßhaupt steht an Stelle der Sonne und wirkt Unheil vertreibend und abwehrend nach Art der skandinavischen Neidstangen. 3. Sie sind eine einfache Verzierung der Giebelspitze, ohne tieferen Inhalt.

Fig. 5.

den Namen des Erbauers und seiner Frau, das Datum der Erbauung. Ich habe in den hier behandelten Dörfern kein Haus gefunden, das über die ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts zurückreichte. Die Bezeichnungen der einzelnen Hausteile in den wendischen Rundlingen zeigen nichts Slavisches und sind durchweg übereinstimmend mit den Benennungen in den rein niedersächsischen Gegenden: So heißt die kleine in der Giebelwand zurücktretende Eingangshalle die „Lucht", auch „Vorschuer"; die Schwelle, welche beweglich ist und aus Schlitzen in den Seitenpfeilern des Thores herausgenommen wird, heißt „Süll". Sie wird fortgenommen, wenn der Ernte-

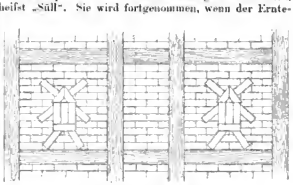


Fig. 4. Aus Wendeschott.

wagen einzieht. Gleichfalls fortgenommen wird beim Öffnen des Thores der „Dössel", der senkrechte bewegliche Balken, an welchem die beiden Thorflügel zusammenstoßen und Halt gewinnen. Der Schluß der Thorflügel wird durch den „Stäker" genannten einfachen Holzriegel besorgt. „Dele" ist die aus festgestampftem Lehm bestehende, als Dreschtenne dienende Hausflur; „Balken" die Decke darüber, die nicht geschlossen, sondern die Längsbalken zeigend den Blick nach der „Banse", dem Bodenraume, freiläßt, welcher im „Häneibalken" gipfelt. „Osfall" ist die Traufe; „Fast" die First; „Uhlenflucht" das Rauchloch in der Giebelspitze, das aber seinen Zweck nicht mehr erfüllt, weil überall Schornsteine eingeführt sind und nur bei alten Häusern die geschwärzten „Balken" daran erinnern, daß der Rauch nur aus dem Thore und der Uhlenflucht abzog. „Fach" heißen die Wände. Überall sind jetzt die früher nach der Dele zu offenen Viehstände durch Mauern von dieser abgetrennt; überall hat sich der hintere Teil des Hauses (diesen Hofausgänge „Hak" heißen) durch Abmauerung zu ein paar Stuben und einer Küche herausgebildet. Der Ausdruck „Fleet" ist unbekannt.

Während also die Dorfanlage sich zum großen Teil als slavisch erweist, ist die Banart der Häuser durchweg deutsch. Auch die Ortsnamen der Dörfer im Werder sind, wie wir sehen werden, sowohl deutsche als wendische, und so ist es auch mit den Flurnamen der Fall, bei denen beide Teile sich ungefähr die Wage halten. Zur Feststellung derselben habe ich die alten Karten in der herzoglichen Plankammer zu Braunschweig benutzt, welche gelegentlich der Landesvermessung unter Herzog Karl I. in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gezeichnet sind; ferner alte Karten im herzoglichen Archiv zu Wolfenbüttel. Die aus diesen Karten gewonnenen Flurnamen habe ich an Ort und Stelle mit der Aussprache der Bauern verglichen, wobei sich wiederholt Verschiedenheiten und Abweichungen von der Kanzleischreibung ergaben, einzelne Flurnamen auch, die auf den Karten standen, jetzt verschwunden waren, worauf die Separation des alten gemeinsamen Besitzes nicht ohne Einfluß geblieben sein mag. Die wendischen Flurnamen nun, heute dem Bauern

Digitized by Google

inhaltlose Wörter, arg verstümmelt im deutschen Munde und der deutschen Zunge anbequemt, lassen sich in den meisten Fällen noch deuten und sind ein sicheres Zeichen der ehemaligen Anwesenheit slavischer Bevölkerung in der Vorsfelder Gegend. Sie sind meist, wie so vielfach bei slavischen Ortsnamen, der Beschaffenheit des Grundes und Bodens entnommen und wiederholen sich häufig; ihre Deutung, so weit mir möglich, ist unten versucht, wobei mir die öfter erwähnte Schrift Brückners von besonderem Nutzen gewesen ist.

Mit Hülfe dieser Flurnamen, den einzigen Ueberrest der Sprache der Slaven, welche den Vorsfelder Werder im Mittelalter bewohnten, läfst sich auch bestimmen, zu welchem Stamme der grofsen Slavenfamilie wir die alten Bewohner dieser Gegend rechnen können. Kennzeichnend ist der häufige Ausgang dieser Flurnamen auf -eitz, -eitsch, wo sonst bei slavischen Ortsnamen -itz steht. Es ist diese Diphthongierung ursprünglich langer Vokale in Uebereinstimmung mit den slavischen Flurnamen der benachbarten nördlichen Altmark[12]) und jenen im hannoverschen Wendlande bei Lüchow, so dafs wir auf eine Zusammengehörigkeit der diese Landstriche bewohnenden Wenden schliefsen können. Nach Šafařik[13]) gehörten sie zu den Bodrizern, d. h. den Obotriten[14]).

Was die Familiennamen der Bauern im Werder betrifft, so sind sie zu mindestens 95 vom Hundert deutsche. Die wenigen heute vorkommenden slavischen zähle ich unten bei den einzelnen Dörfern auf. Ich benutzte zur Feststellung die Kontrollisten der Volkszählung vom Jahre 1870 (im herzogl. statist. Bureau), und zwar diese, weil sie kurz nach der Einführung der Freizügigkeit aufgeschrieben wurden, somit noch nicht von dieser beeinflusst sind. Viele Dörfer zeigen gar keine slavischen Familiennamen, wobei aber zu bemerken ist, dafs die slavischen Namen im deutschen Munde oft so umgeändert worden sind, dafs die Grundform nicht mehr zu erkennen ist. Ein sicherer Schlufs auf die slavische oder deutsche Abkunft läfst sich aus den Familiennamen hier übrigens nicht immer ziehen, da schon früh die Namen germanisiert oder der deutschen Zunge gemäfs zugestutzt wurden.

Jedenfalls erfolgte die Germanisierung der Wenden im Werder schon sehr frühzeitig, Jahrhunderte vor jener im hannoverschen Wendlande. Es giebt ein sicheres Zeichen dafür, ob die Germanisierung der Wenden in Nordostdeutschland schon vor langer Zeit oder erst kürzlich erfolgte, und dieses ist die Anwendung der Aspiration in der Volkssprache. Der hannoversche Wende, dessen alte Sprache vor 100 Jahren einging, spricht heute noch die mit *h* beginnenden Wörter ohne Aspiration aus, setzt das *h* dagegen bei jedem Worte, welches mit einem Vokale anfängt. „Err Hantmann his ier“ = Herr Amtmann ist hier. Und ebenso bei den germanisierten Wenden der Lausitz und in der Mark Brandenburg[15]). Im Vorsfelder Werder ist hiervon keine Spur zu merken, jedenfalls ein Zeichen, dafs die Germanisierung dort sehr früh erfolgte oder auch die ursprünglich wendische Bevölkerung durch deutsche ersetzt wurde. Es sind in der niederdeutschen Mundart übrigens einzelne slavische Wörter vorhanden, welche jedoch sich auch weit über die Grenzen des Werders hinaus im Braunschweigischen, Hannöverschen und der Altmark finden. So Artsche für Hänfling (im Holsteinischen Jiritz, tschechisch jiřice); grubschen, hastig zugreifen, (polnisch grabić, wegraffen); glüpen, anglotzen, glüpögen, Glotzangen, glüpscher Kerl, heimtückischer Mensch (tschechisch hloupý, dumm, tölpelhaft); Kätscher, Fangnetz für Fische und Schmetterlinge, in der Mark Kescher (polabisch tjecer; Hilferding, a. a. O. 14, 25. Vergl. Riedel, Mark Brandenburg II, 33, Anmerkung); Pracher, Bettler (tschechisch prositi, bitten; kleinrussisch prochatij)[16]).

Die Ortsnamen unseres Gebietes sind vorherrschend deutsche, nur Parsau, Eischott, Wendeschott und vielleicht Velstove sind slavisch. Auch die Gewässer führen deutsche Namen, doch kommen hier nur die Aller und die verschiedenen „Rieden“ in Betracht. So nennt man dort und noch weit nach Westen hin im Hannoverschen und Braunschweigischen die kleinen Auen und Beke, doch spricht man Ri-e.

Wendeschott (1536 Wenskotthen). Noch gut erkenntlicher kleiner Rundling. 246 Einwohner, mit einer Anzahl alter strohgedeckter niederdeutscher Häuser, bei denen im Fachwerke der Giebelseite die „Barnsteine“ häufig in der Form von Windmühlen eingesetzt sind (Fig. 4). Zu vergleichen: Wendeskoten östlich von Lüneburg im hannoverschen Wendlande[17]), die benachbarten Dörfer Eischott (Eyskothe) und Meinkoth und das eingegangene Batekoten[18]). Zu Grunde liegt dem Ortsnamen slavisch Kot, die Hütte, die Kothe, der kleine Bauernhof.

Flurnamen: Der Goast-Anger, so auf der Karte von Bertram aus dem Jahre 1759, heute gesprochen Jaustanger. Erklärt kann der Name werden als „Gastland“, nach einem alten Brauche bei den lüneburgischen Wenden. Der Bauer Johann Parum-Schulz erläutert nämlich in seiner Dorfchronik von 1725, einem der letzten Denkmäler der hannoverschen Wendensprache: „Jästeneitz (richtig Gostenica) heifst soviel als ein Gastland, Gast heifst jäst (gostj): in alten Zeiten, wenn die Vögte haben in Dorf gekommen, so hat sie der Schultze bewirthen müss“[19]). Dieses Wort hat sich dort bis heute erhalten samt dem anhaftenden Brauche. In den Dörfern des hannoverschen Wendlandes wird die

[12]) Brückner, Die slavischen Ansiedelungen in der Altmark, Leipzig 1879.

[13]) Slavische Altertümer II, Seite 593, 618.

[14]) Diese Endung -eitz kommt in den Flurnamen des hannoverschen Wendlandes häufig vor. Zum Vergleich mit den weiter unten mitgeteilten aus dem Werder mögen hier einige stehen, die der wendische Bauer Parum-Schulz 1725 aus der damals noch lebendigen, aber gegen 1800 erloschenen Sprache der Lüneburger Wenden aufschrieb und erklärte: Postweitz = postvica, Hutweide. Mokraneitza = mokranica, nasse Gegend. Chaudeitz = chudica, geringe Gegend. Justeneitz = gostenica, Gastland. Cidcleist = sedlišce, Siedelung. (Hilferding, Die sprachlichen Denkmäler der Drewjaner und Glinjauer Elbslaven. Bautzen 1857. S. 33, 35.) Auch in der heutigen niedersächsischen Sprache des hannoverschen Wendlandes haben sich einzelne slavische Wörter erhalten: Koreitz, Vorstadt. Punkeneitz, Geschenk. Töternreitz, ein Blasinstrument. Zinterneitz, ein Beil. Paggeitz, Weifsbrot in Hufeisenform. Leineitz, Webekamm. Pinkeneitz, Schaukel u. s. w. (Hennings, Das hannoversche Wendland. Lüchow 1862, S. 44.)

[15]) Hennings, a. a. O. Seite 48. R. Andree, Wendische Wanderstudien, Stuttgart 1874, Seite 86. Haushalter, Die Grenze zwischen dem Hochdeutschen und Niederdeutschen östlich der Elbe. Halle a. S. 1886, Seite 3 und 17.

[16]) Wenn Bassel und Boge, Beschreibung der Fürstentümer Wolfenbüttel und Blankenburg, Braunschweig 1807, I, 453 angeben: „bis auf einzelne Wörter und Wortfügungen“ sei die slavische Sprache aus den Ämtern Calvörde, Vorsfelde und Betzmar verschwunden, in Aussprache, Sitten und Gewohnheiten aber noch manches erhalten, wendische Wörter und Redensarten seien dem Plattdeutschen beigemischt (I, 68), so sind dies arge Übertreibungen und Behauptungen ohne Spur eines Beweises.

[17]) Spruner-Menke, Gaukarte 111.

[18]) v. Strombeck, Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 1864.

[19]) Hilferding, Die sprachlichen Denkmäler der Drewjaner Elbslaven. Bautzen 1857, Seite 35.

Digitized by Google

Verwaltung vom Dorfschulzen geführt. Fast in allen Dörfern ist eine Erbschulzenhufe, entweder im ganzen oder in zwei Halbhufen vorhanden und im Privatbesitze einer oder zweier Familien. Daran klebt auch noch der Besitz einer kleinen Fläche in der Größe von ein bis drei Morgen, das Güsteneizenland[20]). — Der Zieläst-gen-Anger. Slavisch selo, der Grund und Boden, tschechisch sedliště, Wohnsitz; sedliti, ansiedeln. In den benachbarten Dörfern kommt wiederholt dieser Flurnamen vor: Zieleiste (Seeleitz auf der Karte von 1757) in Rühen; die Zieleitzke bei Warmenau, das Zieleneitz bei Bergfeld. — Die Triemeneitz. Slavisch trebiti, reinigen, polnisch trębić, roden, also eine gerodete Stelle. Auch dieser Name wiederholt sich auf den Fluren der Dörfer Tiddische, Hoitlingen und Parsau. — Die Gore, slavisch gor, gora, Berg. Gleichnamiges Flurstück bei Tiddische.

Eischott (1324 Eiscot, 1536 Eyskothe), kleiner, noch vollständig erhaltener Rundling, der einzige, der keinen Durchbruch zeigt; wo man hineingeht, muss man wieder heraus. Noch mehrere strohgedeckte sächsische Häuser. Nur 168 Einwohner in 33 Haushaltungen. Von slavischen Familiennamen kommen Rietz und Prieke vor. Ich fand hier folgende Sage: Am Eingange des Eischotter Rundlings steht im Wege ein etwa meterhoher Findlingstein, schwedischer Granit, der ebenso tief in die Erde reichen soll; es ist die „Steinerne Braut", an welcher mit lebhafter Einbildungskraft die Eischotter die einzelnen Körperteile erkennen: Kopf, „Titten" und die „Nusse" (vagina). Sie erzählen: Vor alten Zeiten hat ein Mädchen von auswärts nach dem Kratjenhof in Eischott freien sollen; sie hat auch schon auf dem Brautwagen gesessen, da hat es sie gerent und sie hat gerufen: Da wollte ich doch lieber ewig als Stein in Eischott stehen, denn als Braut auf den Kratjenhof gehen. Da ist sie vom Wagen gefallen und zu Stein geworden. Der Stein aber war in den Grund eines Hauses eingemauert gewesen; dort haben sich die Kühe und Pferde stets losgerissen und wollten nicht bleiben. Als man das Haus abbrach, fand man den Stein und richtete ihn an seiner jetzigen Stelle auf.

Flurnamen. Anger in der Klaitsche. Die Erklärung giebt wieder der wendische Bauer Parum-Schuz, der[21]) unter Klatz (Flurnamen) sagt: „Da waren vor diesen junge Heistern an den Weg und auf das Land, davon hat es den Namen." Unter Heistern versteht man im Niederdeutschen hiesiger Gegend junge Bäume, namentlich Eichen und Buchen. — Anger in der Faitsche? — Die Kroje, dieser Flurname wiederholt sich bei Brackstedt und wurde auf den Karten aus dem vorigen Jahrhundert „Croge" geschrieben. Hart an der braunschweigischen Grenze liegt das lünehurgische Dorf Croya, gesprochen Kroje. Es führt zurück auf krojiti, schneiden, was im Tschechischen noch besonders die Bedeutung „zum erstenmale beackern" hat. Danach ein frisch beackertes Stück Land. — Die kurze und die lange Derneitze, slavisch drva, dreva, Holz, Wald. — Die Grofseneitze, so auf den Karten des vorigen Jahrhunderts, gesprochen Krosseneitze, slavisch krasn, schön. Eine Wüstung zwischen Tiddische, Parsau und Bergfeld heifst die Croseneitz[22]).

Rühen (1536 Ruginge), gesprochen Rühn. Noch deutlicher Rundling (Fig. 2), wenn auch durchbrochen und durch zahlreiche Um- und Anbauten entstellt. Viele strohgedeckte alte sächsische Häuser mit dem Giebelschmuck, 561 Einwohner.

[20]) K. Hennings, Das hannoversche Wendland. Lüchow 1862. Seite 17.

[21]) Bei Hilferding, a. a. O. 34.

[22]) v. Strombeck, a. a. O. Seite 19.

Flurnamen. Der Zieleitz-Anger (vergl. Wendschott). Der Doberoff-Anger der Karten, heute Doroff gesprochen, slavisch dobrk, gut, Das Jonicke Holz oder der Joneck. „Das Jonecke Holz gehörte zur Wästung Giebelgabau. Grund und Boden lassen noch unzweifelhaft vormaliges Ackerland erkennen[23])". — Das Koreitschen-Holz. Von Kurs, Hahn[24]). — Der Klantschen-Kamp, tschechisch klen, Ahorn. — Der Geschren-Teich der Karte von Hein aus dem Jahre 1758, heute die ausgetrocknete „Jesere", eine Wiese, slavisch jezero, Teich. Man vergleiche den Geserichsee in Ostpreußen, die vielen Jeserig und Jeseritz. — Die Polietz-Trift, slavisch polje, Feld.

Parsau (1536 Parsau), auf einem Taufbecken aus dem 17. Jahrhundert in der dortigen Kirche Barsagen, auf einer Manuskriptkarte des Drömling von G. Wortmann aus dem Jahre 1717 im Wolfenbüttler Archive Parsow. Gesprochen Paôsan. Zu vergleichen Parschau im Kreise Grofs-Wartenberg, Schlesien. 537 Einwohner. A. Brückner[25]) leitet den Namen von prahi, Staub, ab. Parsau ist in seinem östlichen Teile noch ein deutlicher Rundling; der ganze westliche, langgezogene Teil ist späterer Anbau. Noch sind viele alte sächsische Häuser vorhanden und erst in der letzten Zeit sind diejenigen verschwunden, bei denen das Vieh noch von der Dële aus geführt wurde. Die Form der als Giebelschmuck angebrachten Pferdeköpfe ist hier eine etwas andere, als in den übrigen Dörfern (Fig. 6). Slavische Familiennamen im Dorfe: Kremeike, Jahnek, Pretz.

Fig. 6. Aus Parsau.

Flurnamen. Die Trieneitsch (vergl. oben bei Wendschott); die Matutsche, Flurname, der auch bei Bergfeld vorkommt; die Masseine; die Stroseleine, slavisch strah, schrecken?

Bergfeld (1135 Bergfelde) mit deutschem Namen und deutscher Dorfanlage, ohne Spur eines Rundlingbaues, auch nicht auf den alten Karten, zählt 343 Einwohner, unter denen slavische Familiennamen, wie Hietsche, Possiek und Kausche vorkommen. Auffallend grofs ist die Zahl der slavischen

Flurnamen. Die Draweiste, slavisch drava, drova, Holz; die Zieleneitz (vergl. bei Wendschott); Drafchen, gleichfalls von drova; Dobroftje, von dobrk, gut; Sumus? Prina? Matutsche? Die Krosneitsche (vergl. bei Eischott); die lütje Löke und die gröte Löke, von lug, luža, Sumpfwiese; die Zerneitze, tschechisch černy, schwarz; die Koleitsche, altslavisch golb, nackt, kahl. Die Dorje, altslavisch dark, Geschenk?

Tiddische (1237 Thiddegessem, 1531 Tudische), gesprochen Tidsche, ist kein Rundling, zählt 275 Einwohner und hat noch eine Anzahl alter strohgedeckter Häuser.

[23]) v. Strombeck, a. a. O., Seite 20.

[24]) Nach Henning (a. a. O. Seite 44) heifst heute noch im Dialekte des hannoverschen Wendlandes Koreitz Vorstadt. Diese „Hühnerdörfer" vor den deutschen Städten wurden von zinspflichtigen Wenden bewohnt, welche als Abgaben Hühner, vulgarirer dicitur rokhon, zu leisten hatten. Ein solches lag z. B. an der Westseite von Calvörde, Brückner, a. a. O. Seite 19. Dannenberg besafs einen Drawener Koreitz, selbst die Neubauten bei den Dörfern bezeichnet man so: der Koreitz beim Dorfe Woltersdorf. (Güthe, Braunschweig und Hannover, S. 619).

[25]) Die slavischen Ansiedelungen in der Altmark, Leipzig 1879, Seite 78.

Digitized by Google

Flurnamen: Die Triemeneitz (vergl. bei Wendschott), die Gore (vergl. gleichfalls daselbst).

Hoitlingen (1536 Hetlingen), auf einer Pergamentkarte des Wolfenbüttler Archivs: „Dass Werder zur Wolfsburg“ aus dem 17. Jahrhundert geschrieben Hotlingen, auf Flurkarten des vorigen Jahrhunderts, Heitlingen und Häutlingen, gesprochen heute Hautlingen. Trotz des deutschen Namens Rundling (so auch noch deutlich auf einer Karte von Sontag aus dem Jahre 1825 in der herzoglichen Kammer), aber heute durch An- und Umbau kaum noch als solcher kenntlich. Hoitlingen mit mit 226 Einwohnern, hat noch eine verhältnismäßig grosse Anzahl alter sächsischer Häuser, bei denen sich wiederholt neben dem gewöhnlichen Giebelschmucke und aus diesem hervorragend eine mit einem Hahne gekrönte Stange zeigt (Fig. 7). In den hannoverschen Wendendörfern richteten man früher mit besonderen Festlichkeiten Kreuz- oder Kronenbäume auf, Bäume oder Stangen, gekrönt mit einem Kreuze und darüber dem Hahne[26]) — wohl ein christliches Zeichen.

Fig. 7. Aus Hoitlingen.

Flurnamen. Die Loje, von lug, luža, Sumpfwiese, wie bei Bergfeld. Die Köterneitze? Die Kraweitz, slavisch krava, Kuh. Die Tobeine? Die Loffane? Die Lesteine, slavisch les, Wald; die Leiseitsche, slavisch lisa, Fuchs; die Trieneitze (vergleiche bei Wendschott).

Brackstedt, auf der Karte von Fleischer vom Jahre 1759 Brachstedt. Trotz des Brandes von 1846 noch gut kenntlicher Rundling mit 220 Einwohnern und mehreren alten strohgedeckten Häusern. Der einzige hier vorkommende slavische Familienname ist Camin.

Flurnamen. Die Krojc (vergl. bei Eischott), die Brotje, slavisch brodi, Furt (durch die Aller?).

Warmenau (1536 Warmenaw), gesprochen Wermau, undeutlicher Rundling mit vielen alten Häusern, an denen die Pferdeköpfe Zügel zeigen. Zahl der Einwohner nur 230.

Flurnamen. In der Kohleitz (vergl. bei Bergfeld), die Zieleitzke (vergl. bei Wendschott), die Strauhe? Der Name des Angers „im Passock“, welcher sich auf Fleischers Karte von 1759 findet, war 1894 in Warmenau unbekannt; tschechisch paseka, Holzschlag.

Kästorf (1135 Kestorp), früher auch Käsdorf. Kein Rundling. 216 Einwohner.

Flurnamen. Die Strauhe (vergl. Warmenau), die Bratsche?

Velstove (1536 Velstoie), auf der oben erwähnten Pergamentkarte des 17. Jahrhunderts Feldstove geschrieben, auf den Karten des 18. Jahrhunderts deutlicher Rundling, was jetzt schwer zu erkennen. 216 Einwohner. Hängt der Ortsname mit slavisch velij, grofs, zusammen?

Flurnamen. Der Gelatsche-Anger, slavisch gladi, Hunger; das Clantz, tschechisch klen, Ahorn. Die Krumme Krufentsche, slavisch krivs, krumm, also Übersetzung, wie oben (bei Rühen) Gesehren Teich.

Grafhorst, 598 Einwohner, kein Rundling, hängt dem Namen nach vielleicht zusammen mit der auf seiner Flur belegenen Wüstung Grabow (1338 Graboue), dessen voller Name im Grabower Teiche und Holz sich noch erhalten hat. Wäre der Name rein deutsch, so würde er Grafenhorst geschrieben werden, slavisch grab, Weifsbuche[27]).

Noch liegen zwei sehr kleine Dörfer im Werder, Ahnebeck mit 101 Einwohnern und Brechtorf (1160 Bractorpe) mit 309 Einwohnern. Beide sind keine Rundlinge und slavische Flurnamen vermochte ich dort nicht zu erkundigen. Wenn auch nicht mehr im Werder liegend und nicht unter die wendischen Dörfer gerechnet, so zeigt doch Velpke (1160 Vilbeke), südlich von Vorsfelde, noch deutlichen Rundlingsbau.

[26]) Bennings, a. a. O. S. 74.

Zur Bevölkerungsstatistik von Südbrasilien.

Anknüpfend an die Arbeit über die Vermehrung der Weifsen im aufsertropischen Südamerika (Globus, Bd. 65), will ich hier einige Bemerkungen mitteilen, die auf langer Erfahrung beruhen und einige Angaben in jenem Artikel richtig stellen. Ich mufs zunächst bemerken, dafs dort, S. 312, die Bezeichnungen für Schwarze (richtig Pretos) und Mischlinge (richtig Pardos) verwechselt sind (vergl. H. v. Thering, Rio Grande do Sul, Gera 1885, S. 74 ff.).

Der reine schwarze Neger heifst in Rio Grande do Sul negro oder preto und, sofern er im Lande geboren ist, creoulo. Es führt also die Mutter, welche von Afrika importiert wurde (negra), eine andere Benennung, als ihr in Brasilien geborener Sohn (creoulo). Die Mischlinge sind mulattas oder pardos. Pardo ist graubraun oder auch rötlichbraun, z. B. in der Benennung des gemeinen Waldrehes, des veado pardo. Es ist schwer anzugeben, wann man pardo, wann man mulatto sagen soll, für letzteren ist wohl das krause Haar stets Kennzeichen. Ich habe noch Leute als pardos bezeichnen hören, die fast weifs waren. Diese helleren Mischlinge sind moreno oder trigueiro (weizenfarben). Reine Indianer erscheinen kaum mehr innerhalb der Bevölkerung; sie heifsen indios, indessen caboclos die Mischlinge zwischen Weifsen und Indianern sind. Doch heifst ein Weib, in dessen Adern Indianerblut rollt, in Rio Grande do Sul nie anders als China (sprich Schina).

Was aber die Bevölkerungszahl von Rio Grande betrifft, so kann als Grundlage heute nur die Volkszählung vom 31. Dezember 1890 dienen. Es fehlt für sie die Angabe über das Municip von Uruguayana, das zu 14000 Seelen taxiert wurde. Mit Einschlufs dieser taxierten 14000 Bewohner war die Gesamtzahl des Staates Ende 1890: 886808 Bewohner.

Hiervon sind etwas mehr Männer als Weiber (445301 gegen 427431), und die Gesamtzahl derer, die lesen und schreiben können, beläuft sich auf 243887, ein relativ günstiges Verhältnis. Die Zahl der Fremden belief sich auf 30365 Seelen. So weit die offiziellen Daten. Näheres betreffs der einzelnen Municipien, wolle man bei Graciano de Azambuja Annuario do Estado do Rio Grande do Sul para o anno de 1894. Porto Alegre, Gundlach u. Cie., 1893, p. 219 ff. vergleichen, ein Buch, das niemand entbehren kann, der über Rio Grande do Sul schreiben will, und das alljährlich neue wertvolle Materialien darbietet.

Dr. Graciano hält nun die Gesamtzahl für viel zu niedrig, und wenn nicht einmal Porto Alegre zuverlässig gezählt ist, so wird man sicher gern ihm beistimmen. Während die Bevölkerung der Stadt 1890 nach den Daten über Geburten und Todesfälle[1]) auf 55500 be-

[27]) Behrends, Ölsäfelde und der Drömling, Königslutter 1798, Seite 189. H. v. Strombeck, in der Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 1864, Seite 21.

[1]) Wie wenig genau selbst in Porto Alegre diese Zählungen ausgeführt werden, zeigen die Register von 1892, welche 2116 Todesfälle und über 1525 Geburten aufweisen!

Digitized by Google

rechnet werden konnte, giebt die Zählungsliste aber 43494 Einwohner an, so daß bei 1857 Todesfällen im gleichen Jahre die Mortalität 42,68 Prox. betragen haben müßte, während dieselbe doch in Porto Alegre aber als eine ganz mäßige in Wahrheit angesehen werden kann.

Die gleiche Erfahrung habe ich selbst gemacht. In dem Municip von St. Lourenzo wurde die Zählarbeit im allgemeinen sehr gewissenhaft vorgenommen, und doch wurden in der Nähe meines Wohnsitzes mehrere Familien vergessen. Es sind somit mehrere Prozente der Bevölkerung nicht gezählt, und hat der Staat Rio Grande do Sul jedenfalls Ende 1890 mehr als 900000 Einwohner besessen.

Das deutsche Element, d. h. nicht die wenigen auf dem Konsulat eingeschriebenen deutschen Unterthanen, sondern die aus Deutschland eingewanderten Brasilianer und ihre in Rio Grande geborenen Nachkommen, beziffert sich auf etwa 100000 Seelen, wahrscheinlich etwas mehr, repräsentiert also etwa ein Neuntel der Gesamtbevölkerung, da das frühere Verhältnis von ein Sechstel, zumal durch die starke italienische Einwanderung, bedeutend verändert wurde.

Zum Schlusse sei noch darauf hingewiesen, daß das Gesamtergebnis der Volkszählung von 1890 wohl niemals bekannt werden wird, da in vielen Staaten äußerst unvollkommene Zählungen vorgenommen wurden. Aus dem Staate St. Paulo ist mir ein Fall bekannt, wo die Bahnverwaltung unbestellbare Kisten versteigerte und der neue Besitzer zu seinem Erstaunen in ihnen die Papiere über die Volkszählung in einem der Municipien vorfand.

St. Paulo, 4. Juni 1894. Dr. H. von Ihering.

Aus allen Erdteilen.

— Eine Besteigung des Kamerungebirges unternahm, vom 24. Februar bis 10. März dieses Jahres der stellvertretende Gouverneur in Begleitung des Dr. Plehn und des Konsuls Spengler; die Temperaturerniedrigung führte jedoch unterwegs eine Erkrankung mehrerer Träger herbei, die leider bei einer Höhe von etwa 3300 m zur Umkehr zwang. Gleichwohl gelang es ihnen manches Neue (D. Kolonialblatt, 1. Juni 1894). Die Grundfläche des Gebirges hat von der Küste nach Nordost eine Länge von 35 km und eine Breite von 30 bis 37 km, und bedeckt im ganzen ein Gebiet von etwa 1200 qkm. Die Gesteine sind, wie die der vorgelagerten Inseln Principe, Fernando Po etc., rein vulkanischen Ursprungs. Von Kratern, die man am häufigsten nahe der Längsachse in einer Höhe von über 1800 m findet, wurden bei der Besteigung elf deutliche gezählt; die Gesamtzahl beträgt wahrscheinlich über das Doppelte. Im Gegensatz zu den vulkanischen Inseln scheint die eruptive Thätigkeit des Kamerungebirges noch nicht erloschen zu sein: die Eingeborenen erzählen von zwei Ausbrüchen in den letzten hundert Jahren, und bei der Besteigung wurden die Spuren eines vor etwa 200 Jahren in einer Höhe von 2600 m stattgehabten Ausbruches in Gestalt eines aus einer Seitenspalte ohne deutliche Kraterbildung ausgetretenen Lavastromes beobachtet. Mineralogisch sind die vulkanischen Produkte des Kamerungebirges denen der Inseln gleichwertig; sie bestehen aus dichter, basaltischer Lava ohne Absonderung, aber mit vielfachen Erstarrungsrissen. Trasse und Tuffe finden sich in den Vorbergen und an den südwestlichen Abhängen des kleinen Kamerunberges, wo die Gegend schluchten-, wasser- und waldreich ist, während der südöstliche Abhang von 500 bis 1500 m Höhe eine zusammenhängende geneigte Ebene bildet, die von wenigen periodischen Wasserläufen durchfurcht wird. Von Aschenregen finden sich verhältnismäßig wenig Spuren, was leicht begreiflich ist, da bei der Nähe des Meeres die Asche diesem leicht zugetrieben werden kann. Auch Schlammauswürfe sind vorgekommen, am meisten nach dem Inneren zu, d. h. hinter dem grofsen Kamerunberge.

— Fabert in Lande der Trarsa. Seine letzte Reise in der westlichen Sahara, die zugleich geographischen und politischen Aufgaben galt, mußte Leon Fabert im Lande der Trarsa, nördlich vom unteren Senegal, infolge einer Erkrankung einstellen; nach Paris zurückgekehrt, stattete er dort der geographischen Gesellschaft (Comptes rendus 1894, p. 271) einen vorläufigen Bericht ab. Fabert hat diesmal das Land der Trarsa auf andern Wegen, als im Jahre 1891 bei seiner früheren Reise, durchzogen, so Gelegenheit zu neuen topographischen Aufnahmen gefunden und unsere bisherigen Kenntnisse dieses Gebietes zu einem Ganzen vervollständigt. Von Westen nach Osten lassen sich in ihm drei Zonen unterscheiden: zunächst der Dünengürtel der Flachküste, dann das Gebiet Affuth, ein an Salzquellen reiches Thal, endlich eine nordsüdlich gerichtete Reihe sandiger Hügel, die Fabert schon 1891 aufgenommen hat, und die im Süden in die Hügelreihe von Igidi mit ihren Gummiwäldern übergeht. Von der maurischen Bevölkerung, die in Krieger und Marabus zerfällt, erwiesen sich die letzteren den europäischen Einflüssen sehr zugänglich, und Fabert hat mit ihnen viele Verbindungen angeknüpft. Ein hierher versprengter Zweig des grofsen marokkanischen Stammes der Ulad-Bu-Seba, erwies sich im Gegensatz zu den eingeborenen Trarsa, die nur eine erheuchelte Teilnahme für die Franzosen zeigten, sehr franzosenfreundlich. Fabert rät daher zur Gründung einer französischen Niederlassung an der Küste.

— Jacksons Nordpolexpedition via Franz Josef-Land. Über seine Gründe für die Wahl gerade dieses Gebietes äußerte sich Jackson in der Junisitzung der Londoner geographischen Gesellschaft. Franz Josef-Land läßt sich zwischen 45° und 50° östl. L. bequem erreichen und gestattet ein Vordringen zu Lande bis über 82° nördl. Br., nämlich bis Kap Fligely. Von hier gedenkt die Expedition im nächsten Frühjahr (Globus Bd. 65, S. 262) über den Austria Sund, dessen Eisverhältnisse nach Payers Beobachtungen für ein Überschreiten sehr günstig sind, nach Petermann-Land vorzudringen, während der vorhergehende Winter im südlichen Teile von Franz Josef-Land verbracht werden soll, dessen reiches tierisches Leben die Hoffnung auf fortwährende frische Fleischkost und somit auf Vermeidung des Skorbutes eröffnet. Eine wichtige Eigentümlichkeit der Expedition soll in der noch in diesem Herbst vorzunehmenden Errichtung einer Reihe von Niederlagen für Lebensmittel bestehen, die den Reisenden gestatten wird, sich ohne allzu grofses Gepäck zu bewegen. Die Expedition, die im Juli von der Themse aufbrach, und deren sorgfältige Ausrüstung unter anderm ein Aluminiumboot und siebenzehn Schlitten enthält, wird nach dem Vorbilde Nansens nur wenig Mitglieder, nämlich nur neun bis zehn Personen, zählen.

— Eine Untersuchung der englischen Seen ist für das Seengebiet von Westmoreland, Cumberland und Lancashire jüngst von Dr. H. R. Mill angeführt, der darüber in der Junisitzung der Londoner geographischen Gesellschaft berichtete. Die Untersuchung hat eine vollständige Lücke in der bisherigen Landeskunde Englands ausgefüllt. Von einer gröfseren Anzahl Seen wurden Tiefenkarten hergestellt, die für jeden die Ermittelung der durchschnittlichen Tiefe und des Volumens gestatteten. Dabei ergab sich eine Scheidung der Seen in zwei Gruppen. Die Seen der ersten Gruppe, Derwentwater und Bassenthwaite, besitzen nur eine mittlere Tiefe von 5,5 m und eine maximale Tiefe von 22 m, ihre Tiefenkarten zeigen, daß ihr Boden von einer Schar paralleler Falten gebildet wird, die in der Richtung der Längsachse der Seen verlaufen. Die Seen der zweiten Gruppe (Windermere, Ullswater, Coniston Lake, Wastwater, Haweswater, Ennerdale Water, Buttermere und Crummock Water) unterscheiden sich von denen der ersten zunächst durch ihre noch geringere Breite und gröfsere Länge, sodann durch ihre erheblichen Tiefen. Die mittlere Tiefe beträgt sich nämlich zwischen 12 m (Haweswater) und 41 m (Wastwater), während an seiner tiefsten Stelle (78,5 m) bei dem letztgenannten das Lot noch 17,6 m unter den Meeresspiegel sinkt. Die Seitenwände der Seen erwiesen sich nach Steilheit und Richtung als einfache Fortsetzungen der Thalwände, während der Boden sich durch eine aufserordentliche Ebenheit auszeichnete, die auf dem festen Lande auf natürlichem Wege kaum denkbar ist, und die der Bericht mit der Glätte eines englischen Spielplatzes vergleicht.

Die ursprüngliche Bodengestalt ist freilich überall durch einen Überzug abgelagerter Sedimente verhüllt. Diese Ab-

Digitized by Google

lagerung arbeitet noch heute mit grofser Energie und Geschwindigkeit an der Verwischung der ursprünglichen Verhältnisse. In Haweswater hat jüngst ein Delta den See in zwei Gewässer verwandelt, und demselben Schicksal verfallen gegenwärtig die Seen von Buttermere und Crummock. Die grofsartigste Leistung ist aber die Scheidung des Derwentwater vom Bassenthwaite, deren ehemaligen Zusammenhang heute nur noch Hochfluten herstellen, durch die Alluvionen des Greta, der einst den zusammenhängenden See in seiner ganzen Länge durchfloss.

— Die Puquina-Sprache des alten Inka-Reiches. Mit grofsem Interesse habe ich die Notiz oben auf S. 16 gelesen, wonach Herr Dr. M. Uhle die Sprache der Uros aufgenommen und ein Vokabular, sowie auch ein ziemlich gutes grammatisches System derselben zusammengestellt hat. Dieses Idiom ist mit der Puquina-Sprache identisch, über welche der französische Amerikanist Raoul de la Grasserie auf Grund des Rituals von Geronimo de Oze eine Abhandlung verfafst hat, die ich im vorangehenden Bande des Globus, S. 315, besprochen habe. Nach Raoul de la Grasserie ist die Puquina-Sprache von den beiden Hauptsprachen des alten Peru, dem Kbetšua und dem Aymara, ganz verschieden und hängt mit den Arowak- Maypure-Sprachen zusammen, womit auch Uhle im ganzen übereinstimmt, indem er schreibt, dafs die Sprache der Uros ganz verschieden von Aymara und Ketschua und den brasilianischen Sprachtypen ähnlicher sich darstellt.

Es wäre für die Wissenschaft von grofsem Nutzen, wenn den Dr. M. Uhle ein Exemplar der Arbeit Raoul de la Grasseries zugeschickt würde, damit er die Resultate derselben an Ort und Stelle prüfen und seine Forschungen an dieselbe anknüpfen könnte. Wir vortheilhaft es gewesen wäre, wenn O. Nordquist, der Verfasser des technikschischen Wörterverzeichnisses in den „Wissenschaftlichen Ergebnissen der Vega-Expedition" f. 8. 206 bis 225, die Abhandlung von L. Radloff, Über die Sprache der Tschuktschen, St. Petersburg 1861, bei sich gehabt hätte!

Wien. Friedrich Müller.

— Sir Henry Austen Layard, der Entdecker Ninives, ist am 5. Juni zu London in hohem Alter gestorben. Geboren am 5. März 1817 zu Paris, war er ein Mann von gemischter Nationalität: der Vater ein Engländer in englischen Diensten, die Mutter eine Spanierin, und erzogen wurde er in Italien. 1839 begab er sich nach London, um die Rechte zu studieren, dann zog er 1839 in den Orient, lernte arabisch und persisch und war zu dem grofsen Werke, welches ihn berühmt machen sollte, vorbereitet. Die Entdeckungen Champollions auf ägyptischem Gebiete wirkten weiter anregend auf den jungen Briten, und da er auf seinen ersten Wanderungen auf den Hügel von Nimrud bei Mosul aufmerksam gewordeu war, so beschlofs er, diesen auszugraben. Unterstützt wurde er von Sir Stratford Canning, welcher ihm die Mittel lieferte, 1845 mit jenen epochemachenden Ausgrabungen beginnen zu können, welche die alten assyrischen Denkmäler zu Tage förderten und Layards Namen in der Wissenschaft unsterblich machten. Sein erstes anziehend geschriebenes Werk: „Nineveh and Its Remains", erschien 1848 in London; es machte gewaltiges Aufsehen und wurde in verschiedene Sprachen übersetzt. Es folgten dann schnell hintereinander die Werke: „Nineveh und Babylon" (1851) und „Discoveries in the Ruins of Nineveh and Babylon" (1853), letzteres das Ergebnis einer zweiten Reise, die Layard auch durch Armenien und Kurdistan führte. Die kostbaren von ihm ausgegrabenen assyrischen Kunstwerke stehen im Britischen Museum, wo sie die Grundlage der heute blühenden Wissenschaft der Assyriologie wurden. Heimgekehrt, wandte sich Layard dann mehr und mehr der Politik zu; er wurde Parlamentsmitglied, bekleidete im Gegenwärtigen Ministerium, Gesandter in Madrid und Konstantinopel. Dabei beschäftigte er sich mit italienischer Kunstgeschichte und gab eine Umarbeitung von Kuglers „Handbuch" heraus. An seinem Lebensabende kam er wieder auf das Werk zurück, das ihn berühmt gemacht hat; er veröffentlichte 1887 „Early Adventures in Persia, Babylonia and Susiana".

— Die Technogeographie, ein neuer Zweig der Anthropogeographie. Unter diesem Stichworte hat der Amerikaner Otis T. Mason jüngst (The American Anthropologist, Vol. VII, April 1894) mit echt amerikanischem jugendlichen Unternehmungsgeiste in einer kurzen, weitausschauenden Skizze den Rahmen für eine ganz neue Disciplin gezeichnet, welche die Abhängigkeit der Technik von den Formen und Schätzen der Erdoberfläche und der Erdrinde zum Gegenstande hat. Mason bewegt sich dabei in einem ähnlichen Gedankenkreise als der uns Deutschen besser bekannte Wiener Professor E. Herrmann, der schon in mehreren Büchern (Ökonomische Technik; Natur und Kultur; Wirtschaftliche Fragen und Probleme) den technischen Prozess in den Mittelpunkt einer Analyse der menschlichen Kultur gestellt und dabei auch auf seine Nachahmung gewisser Vorgänge und Methoden auf der Erdoberfläche, besonders in der organischen Welt, hingewiesen hat.

Mason geht übrigens nach einem Blicke auf die geographische Bedingtheit des technischen Prozesses, wie sie sich in seiner Abhängigkeit von den Schätzen der Erdoberfläche (Kohlen, Mineralien, Bodenarten, Kulturpflanzen etc.) und den Energieformen auf ihr (Wind, Wasser, Haustiere etc.) ausspricht, noch zu einer summarischen Betrachtung über, in der die menschliche Kultur erstens als Abschluss der natürlichen Entwickelung der Erde, zweitens als Ausbreitung der Herrschaft des Menschen über ihre Güter und Kräfte auftritt. So erscheint z. B. die Erde als Lehrmeister des Menschen, indem sie ihm in der organischen Welt gewisse Methoden der Aufspeicherung (Bienen, Eichhörnchen) und des Transportes (fliegende Samen) etc. vor Augen stellt. Bei der Ausbreitung der Kultur über die Erde unterscheidet der Verfasser sieben Stufen, deren drei letzte heifsen: Ausbreitung innerhalb einer kontinentalen Masse (Alexander), innerhalb einer Hemisphäre (Entdeckungszeitalter) und über die ganze Erde (Gegenwart). Den Schluss bildet echt amerikanisch ein Zukunftsbild im Sinne Bacos: „der wahre Fortschritt bleibt einer Zeit entgegen, wo die ganze Erde ausgebeutet, jedes schädliche organische Wesen oder Volk ausgerottet, jede brauchbare Tier- und Pflanzenart domesticiert, jede Naturkraft gebändigt ist und Zeit und Raum kein Hindernis mehr für den Verkehr bilden".

— Die Steinzeit in Böhmen behandelt der, verdienstvolle Altertumsforscher Dr. Ludwor Niederle im Časky - Lid (Tschechenvolk) III, 1894. Sehr Ergebnisse sind von grofser Bedeutung für die ganze europäische Urgeschichte, indem sie zeigen, dafs die älteste Bevölkerung unseres Weltteiles der langköpfigen Rasse angehört, und dafs die Kultur der neuen Steinzeit (des neolithischen Zeitalters) nicht auf östlichen Wegen zu uns gekommen ist. Die Schädel aus dieser Zeit gehören in Böhmen durchweg zum „dolichokephalen neolithischen Typus, d. h. dem der primitiven Rice", und haben einen durchschnittlichen Index von 70. „Während der neolithischen Zeit Europas kam ein neuer, zahlreicher Stamm, wahrscheinlich von Norden, aus den sächsischen und thüringischen Gauen durch das Elbegebiet und siedelte sich in ganz Nordböhmen, und zwar längs der grofseren Flüsse, an." Mit der Annahme einer Einwanderung aus Asien sind solche auf vorurteilsfreier Forschung beruhende Anschauungen seibstverständlich unvereinbar. L. W.

— Die Schiffbarkeit des Mekong, der seit 1893 als Grenze zwischen Siam und Französisch-Hinterindien ein erhöhtes politisches Interesse besitzt, hat kürzlich Gegenstand der Regierung vom Marineleutnant Simon untersucht, der mit dem Kanonenboote Massie die Strecke von Khone bis Kemmarat zurücklegte. Die Expedition bestand ursprünglich aus zwei Kanonenbooten, von denen das eine jedoch gleich anfangs sich den Schwierigkeiten der Fahrt nicht gewachsen zeigte. Auf der Strecke von Khone bis Kbong wird es nach Simon zur Schiffbarmachung der Anwendung des Dynamites bedürfen, ebenso weiter oberhalb auf der Strecke von der Einmündung der Sé-Don bis zu der der Sé-Moun, d. h. gerade auf der Strecke, wo besonders das linke Ufer des Flusses durch einen regen Handel von Niederlass bei belebt ist. Darzwischen wird für kleinere Fahrzeuge die Kenntlichmachung der Fahrstrafse durch Fahrzeichen zur Überwindung der Hindernisse hinreichen, die aufser in Stromschnellen und Untiefen auch in schwimmenden Vegetationsmassen bestehen. Die Stromschnellen bei Kemmarat, besonders erheblich wegen ihrer langen Ausdehnung und des reifsenden Stromes, werden gegenwärtig noch von Simon unterscht. Für die Zukunft läfst eine solche Schiffbarmachung viel hoffen angesichts des regen Handels, der, wie oben erwähnt, schon heute manche Uferstrecken belebt. Einen Beleg für seine Regsamkeit bildet die Entdeckung eines grofsen wohlbahenden Marktplatzes Ban-Stamphai auf der Insel Don-Coti durch Simon — einer Siedelung, die sich noch auf keiner Karte findet, weil sie sich bisher durch ihre insulare Lage den Blicken der Reisenden entzogen hatte. (Nouvelles Géographiques, 2. Juni 1894, p. 91.)

Herausgeber: Dr. R. Andree in Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. Druck von Friedr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage von Librairie Hachette et Comp. Paris, Boulevard Saint-Germain.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DER ZEITSCHRIFT „DAS AUSLAND".

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG von FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXVI. Nr. 8. BRAUNSCHWEIG. August 1894.

Die Geheimsprachen Afrikas.

Von Carl Meinhof. Zizow.

Es sind im Laufe der Jahre eine Reihe von kleinen Mitteilungen über Geheimsprachen in Afrika zur Kenntnis der Linguisten gekommen, die es verdienen, einmal zusammengestellt zu werden. Diese Mitteilungen sind natürlich zunächst nur dürftig und vereinzelt. Denn da es sich um Geheimnisse handelt, die bei den Eingeborenen selbst nur von wenigen gekannt werden und obenein mit dem Schleier religiöser und zauberischer Dunkelheit umwoben sind, kann es nicht leicht sein, sicheres Material hierüber zu erfahren. Immerhin wissen wir bereits manches über den vorliegenden Stoff, so daß es als Grundlage für weitere Forschungen dienen kann. Das Schwierigste bei der Lösung chiffrierter Schrift ist ja der Anfang. — später ergiebt sich manches von selbst. Und so dürfte es auch hier sein. Bei der erstaunlichen Gleichförmigkeit des afrikanischen Denkens, wie sie sich in der Vergleichung der Bantusprachen untereinander kundgiebt, dürften wir nicht fehl gehen, wenn wir auch in der Geheimniskrämerei der afrikanischen Wissenden eine gewisse Gleichförmigkeit voraussetzen, die uns ermöglicht, das bei einem Volke gefundene bei dem andern um so leichter zu entdecken.

Bei einer Reihe afrikanischer Völker giebt es Geheimbünde. Ob sie bei andern Stämmen, bei denen sie bisher nicht gefunden sind, sich auch nachweisen lassen werden, steht dahin. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür. Doch bedarf es natürlich einer genauen und eingehenden Bekanntschaft mit dem Volksleben, um darüber etwas zu erfahren. Diese Bündnisse haben verschiedenen Charakter. Merrick, ein Baptistenmissionar, der in den vierziger Jahren in Viktoria (Kamerun) unter dem Isubustamme lebte, beschreibt in seinem leider unvollständigen Buche (A dictionary of the Isubu tongue) die Abschliessung solcher Bündnisse zur Ausübung der Rache an bestimmten Feinden. Sie sind dort also eine Art Femgericht, das aber nur von einer gewissen Anzahl von Personen für bestimmte Zwecke gebildet wird. Ferner ist die Einrichtung des isango pl. isango im Dualalande und darüber hinaus in Kamerun gut bekannt, ein Geheimbund mit religiösem Charakter. Die Baseler Missionare, die jetzt in Bakokoland im Süden von Kamerun arbeiten, berichten von Geheimbünden, die dem Dschengu- und Melidienst geweiht sind und versichern, daß mit beiden Arten der Gottesverehrung eine Art Geheimsprache verbunden ist, die früher nicht veröffentlicht werden durfte, aber jetzt vor allen Ohren geredet wird (Evangel. Heidenbote, August 1893, Nr. 8, S. 64). Am ausführlichsten berichtet über diese Geheimbünde und die dabei üblichen Geheimsprachen W. Holmann Bentley in seinem ausführlichen Werke über die Congosprache (Dictionary and grammar of the Congo language as spoken at San Salvador. London, Trübner 1887), einem Buche, das außerordentlich viel ethnographisch wichtiges Material enthält. Er schreibt S. 506:

„Durch ganz Afrika giebt es Gilden oder geheime Gesellschaften. Bei einigen ist die Mitgliedschaft ziemlich beschränkt, während in andern Fällen das Recht der Einweihung von so vielen geübt wird, daß sie geradezu als nationale Gebräuche angesehen werden müssen. Die Zwecke dieser Gesellschaften sind verschieden; einige dienen dem gegenseitigen Schutze und der Aushilfe oder dazu, die Macht der Häuptlinge zu beschränken u. s. w. Andere scheinen ihre Grundlage lediglich in der Vorliebe für das Geheimnisvolle zu haben, wobei die Bundesbrüder sich als die „Wissenden" ansehen und ein eigensinniges Schweigen über alles beobachten, was die behaupteten Geheimnisse ihrer Gilde betrifft. Sie mögen in unbekannter früherer Zeit andern Zwecken gedient haben, aber heute scheint das Geheimnis selbst ihre einzige raison d'être zu sein.

Es giebt im Congolande zwei solche Gilden; sie heißen Ndembo oder Nkita und Nkimba.

Der Ndembo- oder Nkitagebrauch ist sehr weit verbreitet im Lande, selbst bis weit ins Innere des Kontinents. Wenn jemand in das Ndembo eingeweiht werden soll, so weist ihn der Doktor an, auf ein gegebenes Zeichen hin sich plötzlich todt zu stellen. Dem entsprechend fällt der Novize auf irgend einem öffentlichen Platze plötzlich nieder; man legt Begräbnisgewänder über ihn, und er wird weggetragen zu einer Umzäunung außerhalb der Stadt, die Vela heißt. Man sagt von ihm, er wäre Ndembo gestorben. Die jungen Leute beiderlei Geschlechtes folgen nach der Reihe; wenn alles gut geht, wird dieser vorgebliche plötzliche Tod oft zu einer Art Hysterie; auf diese Art erhält der Doktor die genügende Anzahl für eine vollständige Einweihung, 20, 30 oder auch 50.

Man nimmt nun an, daß sie in dem Vela verwesen und vermodern bis nur ein einziger Knochen übrig geblieben ist; den nimmt der Doktor an sich. Nach einer gewissen Zeit, die an verschiedenen Orten zwischen drei Monaten und drei Jahren schwankt, glaubt man, daß der Doktor diesen Knochen nimmt, und daß er, vermöge seiner Zaubermittel, jeden einzelnen vom Tode wieder auferstehen läßt. An einem bestimmten Tage glaubt man, daß die Auferstehung stattgefunden hat, und die Ndembogesellschaft kommt in Masse wieder zur Stadt, mit feinen Kleidern unter allgemeinem Jubel.

Digitized by Google

Wenn sie in die Stadt gekommen sind, thun sie, als wären sie aus einer andern Welt gekommen. Sie haben neue Namen angenommen, welche dem Ndembo eigentümlich sind. Sie thun, als wären sie in dieser Welt ganz fremd, kennen ihre Eltern und Verwandten nicht, wissen nicht, wie man ißt, und brauchen einen, der für sie kant; sie wollen alles haben, was sie sehen, und wehe dem, der es verweigert. Die Ndembeloente dürfen schlagen und töten, wenn es ihnen paßt, ohne Furcht für die Folgen; „sie wissens nicht besser", sagen die Leute in der Stadt. Sie betragen sich alle zusammen wie Mondsüchtige, bis sich die Erregung und das Interesse an der Betrügerei mehr abstumpft. Wenn irgend jemand neugierige Fragen nach dem Lande, aus dem sie gekommen sind, an sie richtet, stecken sie einen Grashalm hinter die Ohren und thun so, als hätten sie keine Ahnung davon, daß man sie angeredet hat.

Die diese Ceremonien durchgemacht haben, nennen sich nganga, „die Wissenden"; die Uneingeweihten betitelt man vanga . . . Während des Aufenthaltes in dem Vela lernen die Nganga eine Geheimsprache, die den gewöhnlichsten Dingen phantastische Namen giebt; sie hat indessen einen sehr unvollkommenen Wortschatz und ist daher nicht in praktischem Gebrauche — wie die des Nkimba — sie wird nicht ordentlich gelernt und behalten. Beide Geschlechter wohnen zusammen in dem Vela, und die gemeinsten Unsittlichkeiten werden geübt. Hierin sind indessen einige Gegenden schlimmer als andere, und der König des Congolandes hat seit lange den Gebrauch in seiner Stadt verboten als etwas, was zu schändlich wäre, um erlaubt zu werden; aus demselben Grunde ist er in einigen andern Städten verboten. Das sind indessen nur geringe Ausnahmen. Die schändliche und sinnlose Sitte ist ganz allgemein.

Die Nkimbasitte ist von der Küste eingeführt und verhältnismäßig neueren Datums. Die Einweihungsgebühren werden bezahlt (für ungefähr zwei Dollar in Tuch und zwei Hühner), und der Novize begiebt sich zu einer Einfriedigung außerhalb der Stadt. Man giebt ihm ein Kraut, das ihn betäubt, und wenn er zu sich kommt, findet er seine Nkimbagenossen, bekleidet mit einer Krinoline aus Palmblättern; ihre Leiber sind mit Pfeifenthon weiß gefärbt, und sie sprechen eine geheimnisvolle Sprache. In diesen Gebrauch werden nur Männer eingeweiht, und er ist in manchen Beziehungen eine Art Freimaurerei. Der Novize lebt eine Zeit lang für sich — sechs Monate bis zwei Jahre —, er lernt die Geheimsprache und zuletzt wird er vollständig als Bruder „mbwamwu anjata" gerechnet, und alle Nkimba in allen Bezirken grüßen ihn als Bruder, helfen ihm in seinem Geschäfte, gewähren ihm Gastfreundschaft und sprechen offen mit ihm in der Geheimsprache, die eine viel vollkommenere Sprache ist, als die von den Ndembeloenten versuchte. Bis ganz vor kurzem konnte kein weißer Mann irgend welche Wortsammlung davon bekommen, aber jetzt haben wir schon mehr als 200 Wörter und einige Sätze. Der Nkimbawortschatz ist allerdings beschränkt, und das Kimbwamvu, wie man die Sprache nennt, ist gekennzeichnet durch das System der alliterierenden Übereinstimmung. Einige Wörter sind nur aus Veränderungen der gewöhnlichen Congowörter entstanden, andere haben keine Ähnlichkeit mit dem Congo.

Lusala, Feder, ist lusamwa.
Vana, geben, ist jana.
Kwenda, gehen, ist diomva.
Masa, Mais, ist nzimvu (vergl. ngemvo, der Bart am Mais).

Den gewöhnlichen Leuten giebt man zu verstehen, die Nkimba könnten Hexen fangen. Tags wandern sie im Grase, wo sie nach Wurzeln graben oder Nüsse im Gehölze suchen. Leute auf den Wegen, die nicht fortlaufen bei ihrer Annäherung, sind Schlägen ausgesetzt. Bei Nacht laufen sie herum, kreischen, schreien und stoßen ihre wilden Triller aus. Wehe dem unglücklichen Manne, der sich zu irgend einem Zwecke in der Nacht aus dem Hause wagt; Schläge und schwere Strafe folgen gewiß.

Der Nkimbagebrauch ist auf dem Congo verbreitet unter den an den Ufern wohnenden Leuten, aber findet sich nicht weit vom Strome weg nach dem Inneren zu".

Bekanntlich sind die sämtlichen Bautnsprachen jenem eigentümlichen Gesetze unterworfen, das die Engländer alliteral concord zu nennen pflegen. Da nun Bentley versichert, daß die im Nkimba gesprochene Geheimsprache das Kimbwamvu diesem Gesetze unterstellt, so haben wir darin also nicht nur eine Anzahl Wörter, die von dem gewöhnlichen Sprachgebranche abweichen, sondern diese Sprache hat einen grammatischen Aufbau, den kennen zu lernen sehr interessant sein müßte. Die wenigen von ihm gegebenen Beispiele von Vokabeln scheinen eine Art Lautverschiebung zwischen Congo und Kimbwamvu anzudeuten —, kurz, es scheint sich um eine mehr oder weniger vollständig ausgebildete, selbständige Sprache zu handeln.

Ganz anderer Art ist eine Geheimsprache, die vielleicht halb scherzhaften Ursprungs ist, und die Steere in seiner Suaheligrammatik erwähnt (S. 425), das sogenannte Kinyume. Dasselbe besteht darin, daß die letzte Silbe des Wortes als Präfix vor das Wort gesetzt wird. So sagt man statt mbuzi, „Ziege", zimbu, statt kitanda, „Bettstelle", ndakita, statt ntakupa, „ich werde dir geben", pantaku. Es ist klar, daß hier von einer vollständigen Grammatik nicht die Rede sein kann. Das Kinyume gehört also unter die Scherzsprachen, wie sie unsere Kinder durch Einfügung eines „bo" oder anderer Silben ebenfalls zu stande bringen.

Hiermit berührt sich eine Art Gaunersprache, wie sie O'Flaherty in seinem Luganda-wörterbuche erwähnt (Collections for a lexicon in Luganda and English by Rev. Philip O'Flaherty, London).

Das Lugandawort kekera übersetzt er mit „Rotwälsch sprechen, mit einem Schnalzlaut sprechen". Diese Andeutung, so dürftig sie ist, führt doch zu der Vermutung, daß gewisse Gauner auch dort das Bedürfnis haben, in für andere unverständlicher Sprache mit einander zu verkehren. So viel wir wissen, sind die Schnalzlante oder Inspiraten eine Eigentümlichkeit der afrikanischen Jäger- oder Zwergvölker, deren Sprache überall von der Sprache der Bantu total verschieden ist. Wie es scheint, lieben es die Lugandagauner, die Laute der Zwergvölker nachzuahmen, indem sie gewisse Buchstaben ihrer Sprache damit vertauschen, um so für den Nichteingeweihten unverständlich zu werden. Sollte sich das bestätigen, so würde das auf die Entstehung der Kaffernsprache ein ganz eigentümliches Licht werfen. Die Kaffern sind Räuber, Rebellen. Döhne (A Zulu-kafir dictionary by J. J. Döhne. Kapstadt 1857) übersetzt den Stammnamen der Kaffern Um-Xosa mit „Rebell", den der Zuln mit „Vagabund". Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Räuberstämme, wie die Gauner in Uganda, die Schnalzlaute absichtlich von den Hottentotten und Buschleuten anfnahmen in echte Bantnworte, um für Fremde unverständlich zu reden. Dafür spricht, daß manchmal sich neben der Form mit dem Schnalzlant die Form ohne denselben vorfindet.

Appleyard giebt in seiner Grammatik der Kaffernsprache (King Williams Town, 1850) dafür eine Reihe von Beispielen (S. 49), wo er umatela und nomatela,

Digitized by Google

hluma und cuma, twebula and xwebula, tyatyamba und qaqamba u. a. als gleichbedeutend anführt (c, q, x sind Schnalzlaute). Dafür spricht ferner das vielfache Schwanken der Sprache über die Wahl der Schnalzlaute.

Noch eine dritte Art der Geheimsprachen ist uns bekannt, die in Zusammenhang steht mit der „Trommelsprache".

Diese Trommelsprache ist zunächst in Kamerun den Europäern bekannt geworden. Man bedient sich für dieselbe jenes eigentümlichen Holzinstrumentes mit zwei länglichen Schallöchern ohne Membran, das oft beschrieben ist und in einer Reihe von Exemplaren nach Deutschland gekommen ist. Es wird mit zwei hölzernen Schlägeln auf die beiden Ränder der Schallöcher geschlagen, und man erzeugt so verschiedene, sehr weit hörbare Töne. Aus diesen setzen sich die Signale zusammen, die überaus mannigfaltig sind. Um die Sache zu lernen, bedarf es eines sehr guten musikalischen Gehörs, und so viel ich weiß, ist noch kein Europäer über die Anfangsgründe hinaus gekommen. Die Kunst des Trommelns und Verstehens der Signale wird aber auch in Afrika nicht von jedermann gelernt. Die Sache ist jedoch viel verbreiteter als man erst annahm. So steht z. B. im Museum für Völkerkunde zu Berlin die Signaltrommel des Häuptlings der Majakalla vom Congo, die schön verziert und anders gefärbt ist, als die Kameruntrommeln, aber ebenso gebaut ist und offenbar demselben Zwecke dient. In dem Märchen vom Fuchs und Wiesel, das Büttner in seiner Anthologie der Suaheli-Litteratur (Berlin 1894) mitteilt, das also aus Ostafrika stammt, trommelt der Fuchs einen langen Satz und das Wiesel spielt einen ähnlichen auf der Flöte.

Die Sprache der Trommel kann nämlich auch gepfiffen werden, wie denn das Vorkommen einer Pfeifsprache auch innerhalb des Bantugebietes nachgewiesen ist. Und auch in Kamerun ist das Pfeifen der Trommelsprache bekannt.

Außerdem kann aber die Trommelsprache auch mit dem Munde nachgeahmt werden. Und so entstehen in dumpfem, murmelndem Tone gesprochene Wörter, die nur den Eingeweihten bekannt sind, und thatsächlich als Geheimsprache unter denselben benutzt werden. Die Zahl der Worte ist aber beschränkt und einen eigentlich grammatischen Aufbau giebt es nicht. Ihrer Natur nach sind die Sätze nur eine Zusammenreihung von Signalen. Mein früherer Schüler, Njo a Dibone, ein geborener Duala, jetziger Kanzlist und Dolmetscher beim Gouvernement in Kamerun, hat mir einige Worte dieser Trommelsprache aufgeschrieben. Selbstverständlich ist die schriftliche Wiedergabe sehr unvollkommen, da sich der eigentümliche Ton nicht beschreiben läßt. Mit den Dualaworten haben die Worte der Trommelsprache keine Ähnlichkeit.

Nach Njo heißt:	Duala:
Hund, kukutotokulo.	mbo.
Hunde, toukutoukulokukutotokulo.	mbo.
Mann, toto.	moto.
Wasser, togolugulogologulo.	madiba.
Ich gebe kulokuluteto.	na maloła.

Der Hund bellt, kukutotokulotoukulotokulogulugulogologulogulugulogulo; Duala: mbo e madoma.

Die weitere Erforschung der Geheimsprachen Afrikas dürfte nicht nur dem Ethnographen, sondern auch dem Linguisten sehr wertvoll sein. Es ist an und für sich nicht wahrscheinlich, daß ein Wort der Signalsprache sich in den Bantusprachschatz verlieren sollte, obwohl es vorelig wäre, das von vornherein für ausgeschlossen zu halten. Daß Worte der Gaunersprache sich in die Volkssprache einbürgern, erleben wir in Deutschland bis heute, obwohl Schrift und Druck und Wörterbücher dagegen schützen könnten. Wie viel mehr muß das der Fall sein, wo die Sprache nur von Mund zu Mund gelehrt wird. Ja auch das Eindringen von Wörtern der religiösen Geheimsprachen in die Volkssprachen scheint vorzukommen, wie denn Bentley gelegentlich ein Wort als daher stammend anmerkt. Und selbst so willkürliche Transpositionen, wie das Kinyume sie bietet, sind nicht davor sicher, Bürgerrecht in der Sprache zu erlangen. Weitere Forschungen werden es hoffentlich ermöglichen, hierüber genaueres mitzuteilen. Inzwischen wäre die Sammlung weiteren Materiales an Ort und Stelle eine dankenswerte Aufgabe für den Forscher.

Die Hochflächen der östlichen Provence.

Von Fr. Mader. Leipzig.

Der Name Provence übt noch immer auf den Nordländer einen gewissen Zauber aus, wenn auch dieses Gebiet als Ziel der Wanderlustigen längst nicht mehr so bevorzugt ist wie Italien, Spanien oder die Schweiz. Einst der Wohnsitz mächtiger Herrscher und der Mittelpunkt einer jugendfrischen Kultur, einst in Sitten und Gebräuchen tonangebend für die vornehme Welt des mittelalterlichen Europa, hat das Land der Troubadours, deren klangvolle Sprache seit der amtlichen Einführung des Französischen in den Schulen und Gerichtshöfen allmälig zu einem bloßen Dialekt herabgesunken ist, mit dem Verluste seiner politischen Selbständigkeit auch viel von seiner Bedeutung und seinem Ruhme eingebüßt. Die Entwaldung, die Verwüstung und Entvölkerung weiter Landstriche infolge unaufhörlicher Kriege haben hier seit Jahrhunderten unheilvoll gewirkt; und heute findet der Fremde, außer in einigen größeren Städten und klimatischen Kurorten, nichts von dem Komfort und der Zuvorkommenheit, welche ihm anderwärts den Aufenthalt angenehm machen. Nimmt man dazu die geringe Zahl von Eisenbahnen und guten Verkehrswegen, den primitiven Kulturzustand eines großen Teiles der Landbevölkerung und die neuerdings übertriebene strenge Abschließung aller strategisch wichtigen Punkte, so wird man wohl begreifen, warum eine schon durch seine Geschichte so hochinteressante, dabei den größeren Kulturcentren Europas so naheliegende Gegend von der Touristenwelt so stiefmütterlich behandelt wird. Ihrer Natur nach verdient die Provence jedoch eine solche Zurücksetzung gewiß nicht, zumal ihre wissenschaftliche Erforschung noch manche Lücken aufweist und ihre Scenerie vielfach derjenigen der berühmtesten Landschaften des Mittelmeergebietes ebenbürtig zur Seite steht.

Im Westen und Südosten der Provence erheben sich selbständige, zum Teil sehr alte Gebirgsmassen, während die ganz aus jüngeren geschichteten Gesteinen aufgebauten Gebirgszüge im Norden ein Glied der Westalpen bilden. An ihrem oberen Ende, in der Nähe der Var-Quelle, zeigen dieselben auch ein echt alpines Gepräge, doch verlieren sie es allmählich gegen Süden, wo sie in der Regel als breite, abgeflachte, westöstlich laufende Kämme erscheinen, welche allerdings anfangs noch eine bedeutende Höhe erreichen. — Den Charakter

Digitized by Google

dieses höchsten, südöstlichen Teiles der eigentlichen Provence-Alpen wollen wir hier eingehender zu schildern versuchen und dabei als dessen — durch natürliche Verhältnisse gerechtfertigte — Grenzen annehmen: gegen Norden den Lauf des Esterou, gegen Osten denjenigen des Var und gegen Westen den der Siagne.

Das so begrenzte Gebiet umfafst ungefähr die Hälfte des Kreises Grasse (Departement Alpes-Maritimes), also beiläufig 650 qkm. Im Süden, jenseits Grasse und Vence, schliessen sich an dasselbe sanft gewellte, gröfstenteils gut bewachsene Hügelreihen an, welche, von einigen gröfseren Flächen unterbrochen, bis zur Küste bei Cannes und Antibes reichen, im Mittel nicht über 200, gegen Norden aber bis 476 m hoch, teils aus jungem Konglomerat, teils (dem Esterelgebirge zu) aus alten Höhe und Richtung beständig wechselt, welche aber in der Regel einer nordsüdlichen Hauptrichtung folgen. Ein geologischer Unterschied zwischen beiden Gebirgsteilen besteht übrigens nicht, da zu beiden Seiten des Var überwiegend jurassische Kalkgesteine zu Tage treten; dagegen laufen im Westen die bei der Aufrichtung der Alpen erzeugten Falten infolge ihrer Kollision mit der älteren Urgebirgsmasse des Esterel von Ost nach West.

Die hervorstechendste Eigentümlichkeit der südöstlichen Provence-Alpen ist die flache oder leicht gewellte Gestaltung ihrer Höhen; sie ähneln hierin dem schwäbischen Jura. Schlanke, kühn geformte Gipfel und riesenhafte Abstürze, wie sie in den hohen Seealpen so häufig sind, fehlen hier; ja nur sehr wenige Höhen, z. B. die schöne Pyramide der Montagne de

Fig. 1. Fels (Baou) von St. Jeannet (801 m). Südöstlicher Eckpfeiler des ostprovençalischen (Cheïron-) Plateaus, über dem gleichnamigen Dorfe. Im Vordergrunde Ölbäume.

Schiefern und Eruptivgesteinen bestehend. Von diesem Hügellande unterscheidet sich das ostprovençalische Gebirge ebenso auffallend, wie von den niedrigen, aber schroffen Porphyrbergen westlich von Cannes und von den Seealpen jenseits des Var. Wenn auch die Franzosen das übrigens sehr breite, nur an drei Stellen auf Brücken überschreitbare Bett des unteren Var nicht als natürliche Grenze zwischen Frankreich und Italien gelten lassen wollen, so bedarf es doch keineswegs einer grofsen Beobachtungsgabe, um zu erkennen, dafs dieser Strom in der That zwei geographisch und landschaftlich sehr verschiedene Gebiete trennt. Wer von einer nahen Höhe, etwa vom Nizzaer Schlofsberg aus, nach Westen blickt, dem fällt es gewifs auf, wie einförmig, fast geradlinig die Hochfläche westlich des Var verläuft; östlich desselben dagegen, wie in ganz Ligurien, zeigen sich regelrechte, sehr mannigfaltig gestaltete, doch nie in gröfserer Ausdehnung abgeflachte Bergketten, deren Thiey (1548 m) über Saint-Vallier, entsprechen der landläufigen Vorstellung von einem Berg. Allerdings ist der äufsere Rand der Hochflächen an vielen Stellen hoch und steil, so dafs der Südfufs zwischen Grasse und dem Var-Thale sogar einen wirklich grofsartigen Anblick bietet: die Vorsprünge des Plateaus erscheinen hier wie steile Felsgipfel, unter welchen sich namentlich die plumpe, nach Süden und Westen fast 500 m senkrecht abstürzende, dem Sinai ähnliche Masse des Baou (d. h. Fels) de Saint-Jeannet (801 m) auszeichnet (Fig. 1). Aber hat man einmal die steile vordere Stufe erstiegen, so erreicht man mühelos die höchsten Teile der Hochflächen; wer nördlich von Grasse gegen la Malle vordringt, würde das allmähliche Ansteigen des Weges kaum bemerken, wenn nicht stellenweise die immer weitere Aussicht auf das Meer und die niederen Gelände es einem vor Augen führte. Ueber den Hochflächen ragen dann allerdings noch Bergketten von 1400 bis 1700 m

Digitized by Google

Meereshöhe auf, durch ziemlich breite Zwischenräume von einander getrennt; über die Plateaus sind sie jedoch selten um mehr als 500 m erhaben. Ihr sehr wenig gegliederter, zuweilen in mehrere sehr breite, rundliche Gipfelmassen abgesonderter Kamm läuft in der Regel fast geradlinig von West nach Ost; häufig ist ihr Südhang ziemlich steil, so dafs sie nach dieser Seite hin wie riesige Mauern erscheinen, ihr Nordhang dagegen langgezogen und abgeflacht; Felspartien finden sich hier und da in der Nähe der Gipfel, selbst längs des ganzen Kammes, doch ist ihre Höhe nie bedeutend. Auch der Cheiron, die höchste Gebirgsmasse dieser Gegend, die erst von den weit entfernten, echt alpinen Gipfeln im Nordwesten überragt wird, ist kein eigentlicher Berg, sondern ein breitgewölbter, nach Norden sehr allmählich, nach Süden etwas steiler abgedachter Rücken, dessen höchster Punkt, etwa 21 km vom Meere entfernt, zu 1778 m, also ungefähr zur Höhe des Rigi-Kulm, aufragt, während noch drei weitere Punkte in seine Umgebung 1750 m überragen. — Der Cheiron ist ein Glied eines über 30 km weit zwischen dem Esteron und den Küstenströmen hinlaufenden Zuges von mindestens 1600 m mittlerer Gipfelhöhe und einer nur um 200 m niedrigeren Kammhöhe. Einige wenige Ausläufer dieser Gebirgsmassen laufen von Nord nach Süd: so z. B. die breite Doppelkuppe der Montagne de Courmettes (1248 m), welche das tiefe Loup-Thal um mehr als 1000 m überragt.

Die durch den steilen Südrand des Hochflächengebietes vor den Nordwinden geschützten Thäler und Hügelketten nehmen noch bis gegen 500 m aufwärts teil an dem milden Seeklima der Küste, so dafs z. B. Grasse (ca. 350 m) sich noch sehr wohl zum Winterkurort eignet, indem seine Temperatur nur um 1 bis 2 Grad niedriger, als die von Cannes, seine Luft dagegen infolge der Entfernung vom Meere weniger scharf und aufregend ist; der Sommeraufenthalt gestaltet sich infolge der häufigen Winde, die bis hierher gelangenden Seebrise und der schattigen Umgebung auch angenehm. Dagegen enthalten manche geschützte, kahle Hänge und Rinnen in der Nähe wohl die im Sommer heifsesten

Fig. 2. Dorf Tourrette bei Vence. Im Vordergrund Karrnfeld mit Lorbeergebüsch.

Stellen weit und breit, da die starke Sonnenhitze durch die Widerstrahlung des hellfarbigen Gesteines noch verdoppelt wird. Die weiten, baumlosen Plateaus weiter oben liegen schon zu hoch und sind auch zu windig, um derart unter der Sonnenhitze zu leiden; die noch waldigen Thalflächen in gleicher Höhe (z. B. diejenigen von Saint-Vallier, Thorence etc.) eignen sich vorzüglich zu Sommerstationen, doch ist ihr Klima immerhin weit trockener, als das der Hochthäler der Seealpen. — Im Oktober sind daselbst die Nächte bereits kalt und es treten zuweilen dichte Nebel ein; doch auch in strengen Wintern bleibt der Schnee nur in einigen tiefen und geschützten Kesseln manchmal wochenlang, auf dem Cheiron sogar ziemlich regelmässig $1^1/_2$ bis 3 Monate lang, liegen. — Die freigelegenen Hochflächen sind das unbe-

Digitized by Google

strittene Reich des Mistrals, jenes furchtbaren, kalten, ganz der Bora des Karstlandes entsprechenden Nordwestwindes, der mauchmal Wochen hindurch weht, aber den geschützt gelegenen Küstenplätzen wenig anhaben kann, ja sogar, da er stets trockenes Wetter mit sich bringt, viel zur Milde ihres Klimas beiträgt.

Bezüglich der Bewässerung beobachten wir hier dieselben Erscheinungen wie im Jura und allen ähnlich gebauten Gebirgen: die Hochflächen sind in der Regel dürr, steinig und wasserarm; einige Gewässer nehmen zwar da oben ihren Ursprung, die meisten aber erst am Fufse der Randketten, während oben in abgeschlossenen Becken das Regen- und Schneewasser durch zahllose Spalten einsickert. Dieser Eigentümlichkeit haben die unteren Thäler ihren Quellenreichtum zu verdanken, welcher für das ganze Juragebirge von der Schweiz bis zur Vaucluse und Provence charakteristisch ist. Die Singne, der Loup, die Cagne werden von zahllosen schönen Sprudelquellen (den sogen. „foux") gespeist, von denen manche (so die von Saint-Cézaire) im Hintergrunde tiefer Höhlen aus grofsen Wasseransammlungen entstehen. Die Foux von Grasse speist über 100 öffentliche und private Brunnen dieser Stadt, dient aufserdem zur Bewässerung eines Teiles der Umgebung und setzt über 100 Fabriken und Ölmühlen in Bewegung. Die Quelle der Cagne hört man, lange bevor sie zu Tage tritt, im Inneren des Berges rauschen.

Infolge dieses Quellenreichtums führen die Gewässer dieses Teils der Provence auch im Sommer eine ziemlich bedeutende, im Verhältnis zur geringen Ausdehnung ihres Stromgebietes sogar recht ansehnliche Wassermenge, welche keinen allzu grofsen Schwankungen unterworfen ist; ihr Thal ist meist eng und tief, und aufser einigen Quellen oder durch solche gebildeten Bächen empfangen sie keine Zuflüsse von Bedeutung; nur hier und da führen zu ihnen kurze, steinige Betten von Regenströmen, welche zu Zeiten das sonst so klare, blaue oder grüne, fischreiche Wasser des Hauptbaches trüben. Die hiesigen Gewässer sind also wirkliche kleine Flüsse, die ihr nicht sehr breites Bett stets gröfstenteils ausfüllen. Die nach 50 km langem Lauf westlich von Cannes in den Golf der Napoule mündende Siagne, welche von Westen drei ziemlich grofse Zuflüsse empfängt, führt im Sommer etwa 6 cbm Wasser, die sie allerdings grofsenteils an die Bewässerungsgräben ihres unteren Thales und an die grofse Wasserleitung von Cannes und Antibes verliert; der Loup ist etwa 50 km lang und führt dem Meere bei niedrigstem Stande ungefähr 1,7 cbm zu. In allem schliefsen sich diese Gewässer an diejenigen der südwestlichen Provence an und unterscheiden sich wesentlich von den für die Voralpen und für ganz Ligurien vom Ostufer des Var an charakteristischen „Torrenten" (Regenströmen), deren breites Kiesbett (wie z. B. das des unteren Esteron und des Paillon von Nizza) meist beinahe oder ganz trocken liegt, während es zu Zeiten die mit wilder Wucht hinzuströmenden Wassermassen kaum zu fassen vermag. Die vom Hauptkamme, von den feuchteren, seen- und schneereichen Hochalpenthälern herabkommenden Gewässer sind zwar vielfach auch im Hochsommer im Verhältnis zu ihrer Länge nicht unbedeutend, doch steht ihre Wassermenge dann immerhin in keinem Verhältnis zu der meist gewaltigen Breite ihres Bettes, und dabei ist dieselbe so ungeheuren Schwankungen unterworfen, dafs z. B. der Var, der in der trockensten Zeit wenig über 25, im Mittel etwa 42 cbm Wasser ins Meer ergiefst, zur Zeit der Herbstregen zuweilen weit reichlicher strömt, als der Rhein zu Wesel bei mittlerem Stande.

Seit der Emporfaltung der Alpen und schon während derselben haben die Luft, die Niederschläge und das fliefsende Wasser unablässig an der Zerstörung der aufgerichteten Gesteine gearbeitet, und seit Jahrhunderten hat ihnen der Mensch durch vandalische Entwaldung den mächtigsten Vorschub geleistet. Einst war wohl dies ganze Hochland bewaldet, wie wir aus dem Vorhandensein sporadisch verteilter alter Waldreste und aus den Spuren einer einst dichten Bevölkerung schliefsen können; in der angeschwemmten Erde der Vertiefungen, auf dem nun fast völlig baumlosen Plateau von Caussols fand sich eine Menge zerstäubten, verkohlten Holzes. Seit die schützende Walddecke verschwand, verkarsteten die von jeher schon erdarmen, steinigen und trockenen Kalkflächen; sie gehören nun, wie der Karst bei Triest, zu den abschreckendsten, wüstenähnlichsten Gegenden Europas, und Töpffer nannte sie: „Une trabie plus pétrée que l'autre". Während das ziemlich einförmige Plateau unmittelbar westlich des Var wenigstens noch einige malerische Bodenwellen und gröfsere Wälder aufweist, reicht jenseits des Loupthales bis zu der grofsen Strafse von Grasse nach Lyon und noch weiter ein etwa $11^1/_2$ km langes, bis zu 9,8 km breites Karstgebiet, dem weitere Karrenfelder bei Coursegoules, um den Cheiron etc., zur Seite stehen (Fig. 2).

Die Plaine de Rochers (Felsenebene) südlich von Canssols mifst allein etwa 15 qkm; ihre leicht gewellte, aus ziemlich hartem und festem grauen Kalkstein bestehende Oberfläche ist, wenn man von einem kleinen Kiefernwäldchen in der Mitte absieht, fast nur mit Buchs-, Lavendel- und Stachelkräutern durchwachsen, stellenweise äufserst zerklüftet, von Löchern und Mulden durchsetzt oder in abgeplattete Stufen und Steinwürfel zerteilt; anderwärts ist sie mit einer Menge hoher, sackförmiger Felsköpfe bedeckt, manchmal auch flach, gleichmäfsig und kaum angeragt. Dazwischen zeigen sich dann überall rundliche, zum Teil tiefe und steilwändige Becken, in deren Grund sich eine eisenhaltige, dunkelrotbraune, poröse Verwitterungserde ansammelt, welche vielfach mit schönem Rasen überwachsen ist, daher auch viele Schäferhütten in der Nähe zerstreut liegen; die zu diesen führenden Sträfschen sind, da jeder Regen das feinere Aufschüttungsmaterial wegschwemmt, sehr steinig und holperig, bei Nacht kaum vom Feldsaden zu unterscheiden. Am Nordende der Felsebene dehnt sich eine mehr als 4 km lange und bis über 500 m breite, kurzgrasige Wiese aus, fast allseitig von Karstland umschlossen; auf ihrem Grunde fliefst — hier oben eine Seltenheit — ein nie versiegender Bach bis zur niedrigsten Stelle (1074 m), wo er sich zwischen zerklüftetem Gestein in einem „Embut" (Feltrichter) mit mehreren Öffnungen verliert; im Hochsommer kann man darin ziemlich tief hinabsteigen, bis zu einer Stelle, wo das Wasser, welches angeblich die grofse Quelle von Grasse speisen soll, senkrecht in die Tiefe stürzt. — Nach starkem Regen, namentlich im Frühling und Herbst, genügt dieser Abfluſs dem reichlich zuströmenden Wassermassen nicht mehr, und diese breiten sich zu einem oft von vielen Wasservögeln besuchten periodischen See aus, der manchmal die ganze Wiese (an 2 qkm) überfluten soll; die Lage des Trichters wird dann durch eine kreisende Bewegung an der Oberfläche des Spiegels angedeutet. Nördlich, am Abhang des Calern, öffnen sich drei senkrechte Schlünde, einer davon so eng und tief, dafs man den Grund nicht sehen kann; ein anderer besitzt auch eine wagerechte Öffnung und wurde in eine Kapelle umgewandelt. — Die Gründe bei Caussols sind sehr reich an Versteinerungen (Belemniten, Seeigeln, grofsen Ammoniten, Austern, deren Inneres teilweise mit

Digitized by Google

schönen Krystallen ausgekleidet ist), sowie an Tropfsteinnadeln, spätigem Kalksinter, cylinderförmig ausgebildeten Steinen und an Glasköpfen (Braueisenstein). — Sehr seltsam geformt ist eine vereinzelte, etwa 7 m hohe Felsmasse am Westrande des Beckens; ihr höchster Teil erhebt sich auf nach oben verschmälerter Basis als ein breiter, sehr unregelmäßiger Block; da an eine Bearbeitung desselben durch Menschenhand nicht gedacht werden kann, so ist wohl anzunehmen, daß der Fels einst unter Erde und Schutt begraben war, das Regenwasser aber allmählich die ihn umgebenden weicheren Teile weggeschwemmt hat (Fig. 3). Ähnlich merkwürdige Felsbildungen zeigen sich auch am Abhange des Caleru. — Die übrigen, zum Teil sehr großen Karrenfelder dieser Gegend tragen denselben Charakter; in kleinerem Maßstabe treten solche bereits um Tourrettes bei Vence auf; überall verschwindet daselbst das Regen- und Quellwasser in Schlünden, über welchen sich vielfach zu Zeiten kleine Seen ausbreiten, so z. B. im fruchtbaren Flachlande von Caille, dessen Gewässer wohl die Quelle

Die durch die größeren Gewässer gebildeten Thäler sind meist sehr einfach geformt. Zu oberst finden sich breite, kessel- oder halbkreisförmige Wannen, wie diejenigen von Caille, Caussols, Thorene, Coursegoules; soweit sie abflußlos sind, wurden sie wohl einst ständig (wie jetzt periodisch) von ringe abgeschlossenen Seen eingenommen. Die daraus fortströmenden Quellbäche fließen anfangs meist, entsprechend der Richtung der Bergrücke, von West nach Ost oder umgekehrt, durchbrechen dann aber die ihnen entgegenstehenden Bergmassen; so sind die Siagne, der Mittellauf des Loup, die Cagne großenteils nordsüdlich gerichtet. Bis sie das Hügelland im Süden erreicht haben, ist ihr Thal stets tief, eng und schluchtig. Alle größeren Gewässer dieser Gegend, wie freilich auch diejenigen der eigentlichen Seenlpen, bilden Schluchten (Klausen), welche vielfach zu den großartigsten Erscheinungen dieser Art in ganz Europa gehören; meist sind es hier wahre „Cañons": lange, regelmäßige, von Steilwänden mit wagerechter Schichtung eingefaßte Spalten, welche, da sie in dürre, regenarme Hochflächen

Fig. 3. Felsbildung am Westende des Karstbeckens von Caussols. Aufnahme von Fr. Mader.

der Siagnole speisen. — Nahe dem großen Wiesenkessel von la Malle, oberhalb der großen Marmorbrüche von Grasse, finden sich, wie auch um Saint-Vallier, einige mit völlig gerundeten und abgeschliffenen Rollsteinen, gleich denen der großen Bergbäche, überzogene, ziemlich große Flächen an Stellen, wo, nach dem heutigen Aussehen der Gegend zu urteilen, kaum ein Bächlein je geflossen haben kann; darüber treten am Abhange drei in 15 bis 20 m Abstand übereinander liegende Schichten von Knochenbreccie zu Tage.

Die in den Trichtern verschwindenden Gewässer durchfließen jedenfalls Hohlräume von bedeutender Ausdehnung, doch sind dieselben bis jetzt nur zum geringsten Teil zugänglich und erforscht. Auch sonst sind namentlich die unteren Thalschluchten hier reich an ausgewaschenen Wölbungen und an größeren Höhlen, unter denen sich die nur mit Mühe zugängliche Tropfsteingrotte von Saint-Césaire durch Weite und Schönheit auszeichnet; eine Höhle über der Fayeschlucht ist geologisch sehr bemerkenswert, da sie sich in einem gänzlich umgebogenen Schichtenkomplex öffnet. Über der oberen Siagne wölbt sich der Pont-à-Dien, eine natürliche Brücke von 5 m Spannung und 30 m Dicke.

vom Strome eingefressen wurden, keine ansehnlichen Seitenthäler aufnehmen; daher ist auch der Grund dieser Thäler fast ganz unbewohnt und vielfach weglos. Besonders die Thalspalten der Cagne, der Siagne und des Loup zeigen gewaltige Verhältnisse. Letztgenannte, in ganzen etwa zehn, in ihrem untersten großartigsten Teil über 3 km lang, mit Steilwänden von über 400 m Höhe, führt den Namen Clus de Conrmes; ihr Grund ist nur zum Teil zugänglich gemacht worden; sie enthält zahlreiche Höhlen, Quellen und Wasserstürze; unter letzteren zeichnen sich der große 70 m hohe Fall von Conrmes an der Ostwand, unter welchem man hindurchgehen kann, und der Sout du Loup (30 m) aus, unter den Quellen die Fontaine Sainte, in deren eiskaltes Wasser sich die zur Kapelle Saint-Arnoux wallfahrtenden Pilger tauchen; auf einem spitzen Vorsprunge der westlichen Wand liegt, nach drei Seiten von tiefen Abgründen umgeben, in 778 m Meereshöhe das seltsame, einst als uneinnehmbare Festung wichtige Dorf Gourdon (Fig. 4).

Wie das Klima, die Bodenbeschaffenheit und die Bewässerung, so weist auch die Vegetation der südöstlichen Provence große Gegensätze auf, und allein an wildwachsenden Arten mögen, wenn man den Südfuß

Digitized by Google

des Hochlandes mitrechnet, gegen 1200 vorkommen. In Grasse (350 m) gedeihen noch fast alle immergrünen und halbtropischen Gewächse der Riviera, Dattelpalmen, Citronen, Araukarien, Bambus, Eukalypten; die Umgebung dieser Stadt ist berühmt durch ihre grofsen Pflanzungen von wohlriechenden Blumen: Rosen, Parmaveilchen, Jonquillen, Tuberosen, Cassien (Acacia Farnesiana), Jasmin etc. Die Orange wird hinter Grasse und bei Vence noch bis oberhalb 400, der Ölbaum und die Feige bis etwa 750 m kultiviert; der Weinstock gedeiht namentlich am Westhange des Varthales, von 300 bis 700 m (in den Seealpen noch bei 1000 m). — Die Korkeiche (Quercus Suber) bildet im Verein mit der immergrünen Eiche (Q. Ilex), dem Lorbeer (Laurus nobilis) und der Stechpalme (Ilex aquifolium) nördlich von Grasse bis etwa 600 m dichte Buschwälder, während an trockeneren Abhängen spärliches, meist dorniges Gebüsch (die Maquisformation) vorherrscht; die spanische Ceder (Juniperus Oxycedrus), eine häufig zu einem kleinen Baume anwachsende Wacholderart, reicht hier bis nahe 700 m, ebenso der spanische Ginster (Spartium junceum), der Rosmarin und die Calamintha nepeta; das zahme Rohr (Arundo Donax), dem nur feuchte Gründe zusagen, bleibt hingegen schon bei Grasse zurück. Von den Kiefern des Mittelmeergebietes findet sich die schöne Schirmpinie (Pinus Pinea), wie auch die nicht wild vorkommende Cypresse, nur auf den Hügelketten im Süden (bis etwa 400 m), besonders in der Nähe von Cannes; dagegen bildet die kleinere Form der lebhaft grünen Strandföhre (P. Pinaster) nördlich von Grasse und am Courmettesberge bis nahe 1000, die niedrige Aleppokiefer (P. halepensis) im Verein mit ihr bis etwa 800 m auf echtem, zwischen den Baumstämmen dürrem und felsigem Karstboden grofse, ziemlich lichte Wälder. — Die Kastanie, welche in den feuchten Thälern des Siagnegebietes tief herabreicht, gedeiht auf den Hochflächen nur an wenigen Stellen, namentlich in der Umgebung von Saint-Vallier (600 bis 800 m); die Bäche und Gräben säumen Erlen, Zitterpappeln, Weidenbäume und Eberesche (bei Caussols in 1100 m Höhe) ein. Stellenweise, namentlich nordöstlich von Grasse bis oberhalb Gourdon (bei 700 bis 900 m),

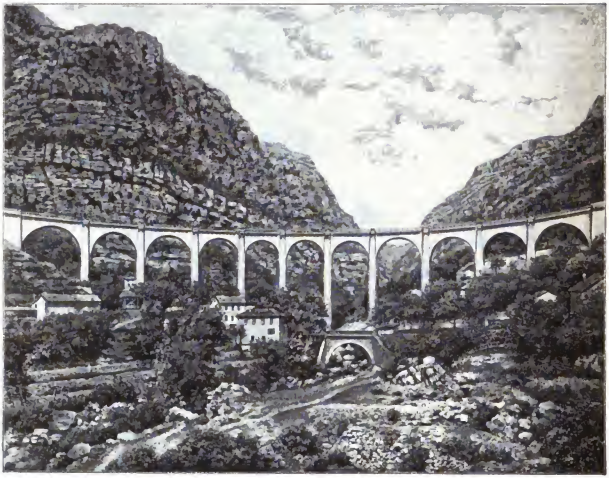


Fig. 4. Südausgang der Schlucht von Courmes und Eisenbahnviadukt über den Loup.

bildet die deutsche Eiche (Quercus Robur, besonders die Form mit unten flaumigen Blättern) grofse, reine, ziemlich dichte Bestände auf dem unfruchtbaren Boden, doch erscheint sie daselbst meist buschartig; in ihrem Schatten wachsen der Weifsdorn (Crataegus monogyna), der Perrückensumach (Rhus Cotinus), der Haselstrauch (Corylus Avellana) und der rankende Epheu (Hedera Helix). Stellenweise, z. B. in dem Kessel von la Mallie, trägt die Vegetation, wie die Trockenheit des Bodens und die Form der Höhen, dazu bei, der Gegend den Charakter des Schwäbischen Jura zu verleihen: man sieht, wie dort, mit unzähligen Steinen durchsäete Äcker, von Laubbäumen umgrenzte Wiesen und an den sanft ansteigenden Hängen schöne Buschengruppen. Die Buche, welche auch in der westlichen Provence häufig ist, bildet

Digitized by Google

westlich von Caussols und an der Montagne de Thiey (bis etwa 1400 m) wirkliche Wälder. Höher oben sind die Wälder, welche die höchsten, windigsten Kämme jedoch meiden, hänptsächlich aus schönen Tannen (Abies pectinata) und Kiefern (Pinus silvestris) zusammengesetzt, zu denen sich in der oberen Cheïrongruppe auch die Lärche, der Charakterbaum der hohen Seealpen, gesellen soll. Das frische Wiesenbecken von Thorene ist von prächtigem Nadelwald begrenzt. Auf der Nordseite des Cheïron erstreckt sich der gleichnamige Wald, der größte des Seealpendepartements, in 700 bis 1530 m Höhe auf Karstboden etwa 11 km weit von West nach Ost, mit seinen Ausläufern, die bis zum Esteron und bis jenseits Thorene reichen, vielleicht 70 qkm bedeckend. Im ganzen ist freilich wohl kaum $^1/_3$ des hier geschilderten Hochlandes mit Bäumen bestanden. — Bei Caussols (bis etwa 1200 m) gedeihen noch Weizen, Kartoffeln und treffliche, saftige Gemüse (Kohl, Bohnen, Erbsen, Rüben, Tomaten, Zwiebeln, Knoblauch); auch finden sich hier sehr dicke, knorrige Nußbäume, ferner Kirschbäume und bei la Malle (1100 m) zahlreiche Zwetschenbäume. — Längs der Bäche und in den Gräben treten mehrere, die Feuchtigkeit liebende Arten auf, wie die Brunnenkresse, die Wasserminze (Mentha aquatica) und auf den zeitweilig überfluteten Wiesen die Cephalaria transilvanica; in der Umgebung der Hütten wuchert die Brennessel (Urtica dioica). — Auf dem trockenen Felsboden dagegen herrschen einige dürre Kompositen (die schöne dunkelblaue Kugeldistel — Echinops Ritro, ferner Helichrysum stoechos und mehrere Kratzdisteln) vor, dann einige Giftpflanzen (namentlich die handblätterige, stinkende Nieswurz — Helleborus foetidus) und besonders wohlduftende Lippenblütler, die von den Bewohnern für die Parfümeriefabriken in Grasse gesammelt werden (so der gemeine Lavendel, der Thymian); von Sträuchern gesellen sich dazu der Weißdorn, der Schlehdorn, der Wachholder (Juniperus communis), der Besenstrauch (Sarothamnus scoparius) und auf den Nordabdachungen der für die Felsebene von Caussols charakteristische Buchs (Buxus sempervirens). Dabei besitzt dies Karstgebiet (oberhalb 1000 m) auch eine nur hier vorgefundene Art, eine Kaiserkrone (Fritillaria Caussolensis), welche nördlich bis zum oberen Esterongebiet verbreitet ist; sie ersetzt hier die nahestehende Fl. involucrata der Seealpen und nimmt teil an dem prachtvollen Liliaceenflor, der das sonst so dürre Gestein im Frühling überzieht. Bei Thorene wurde auch eine sonst nur in den südlichen Seealpen vorkommende halbstrauchige Rosacee, die Potentilla saxifraga, angetroffen. — Auf den obersten Kämmen endlich finden sich viele echte Alpenpflanzen, wie Polygala chamaebuxus, Cytisus alpinus, Trifolium alpestre, Saxifraga lingulata und andere Steinbrecheˌ Adenostyles alpina, Arctostaphylos uva ursi; Gentiana lutea, G. cruciata, G. verna, Linaria alpina (zwischen Saint-Aubau und Castellane), Daphne alpina, D. cneorum, Primula officinalis, P. viscosa, Colchicum alpinum u. s. w.

Der Stand der Geiserforschung.

Von Dr. G. Greim.

Trotzdem die Geiser mit ihren merkwürdigen Ausbrüchen schon längere Zeit bekannt sind, ist man erst außerordentlich spät daran gegangen, sich von der wissenschaftlichen Seite mit ihnen zu beschäftigen. Unter ihren Erforschern sind vor allen Dingen Bunsen und Descloizeaux zu erwähnen, die sich in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts dem Studium der isländischen Geiser widmeten. Als bedeutendstes Ergebnis ihrer Untersuchungen und Beobachtungen erschien dann eine Theorie der Geiser und ihrer Eruptionen, die heutigen Tages — mit wenigen Abänderungen — allgemein angenommen ist, und durch keine der vielen anderen, die von späteren Besuchern Islands aufgestellt wurden, erschüttert werden konnte. Während man so über ihre Thätigkeit schon längere Zeit genau unterrichtet ist, hat noch niemand den Versuch gemacht, ihr Vorkommen in seiner Abhängigkeit von dem Untergrund, ihre Entstehung und ähnliche Fragen von allgemeinen Gesichtspunkten aus zusammenhängend zu erörtern.

Auch die Entdeckung von Geisern in Neuseeland brachte hierin keine Änderung, obgleich dieselben wegen ihrer landschaftlichen Schönheit, wie die Terrassen des Rotomahana, schon allein das Interesse weitester Kreise erregten. Ebenso ging es bei den Yellowstone Geisern, die doch von der sogenannten Hayden Survey aufs genaueste vermessen und untersucht wurden. Nun hat es Weed [1]) unternommen, durch Zusammenstellung der bis jetzt erreichten Ergebnisse zu zeigen, was man daraus in Bezug auf den Zusammenhang dieser merkwürdigen Naturerscheinungen mit der geologischen Beschaffenheit der betreffenden Gegenden und ähnliche Fragen schließen kann. Sehr zu statten kam ihm dabei, daß er sich als Geologe der U. S. Geological Survey sieben Sommer im Yellowstonegebiete aufhalten konnte, während er sich von dem andern Vorkommen durch Photographien, sowie aus den Beschreibungen von Freunden und der vorhandenen Litteratur eine Anschauung zu bilden suchte.

Unter den Geisern versteht man heiße Quellen, die intermittierend eine große Masse kochenden Wassers und Dampfes auswerfen. Ihr Vorkommen ist nur auf wenige Punkte beschränkt, wo sie gewöhnlich gesellig auftreten. Heiße Quellen giebt es zwar an vielen Orten, aber kochende, resp. Geiser nur in Gegenden mit (geologisch gesprochen) ganz junger vulkanischer Thätigkeit. Bis spät in unser Jahrhundert war Island das einzige Land, aus dem sie bekannt waren, erst vor weniger als vierzig Jahren entdeckte man sie in ansehnlicher Zahl in Neuseeland, und 1869 schaute zum erstenmale ein Weißer das „Geiserland" im eigentlichen Sinne, die jetzt als Yellowstone-National-Park weltbekannte Gegend im Herzen der Rocky-Mountains, an der Wasserscheide zwischen Yellowstone und Missouri gelegen.

Zuerst möge eine kurze Beschreibung dieser drei Regionen gegeben werden, der dann die allgemeinen daraus abgeleiteten Sätze und Zusammenfassung der Erscheinungen folgen sollen.

Die isländischen Geiser. In Island, dem Lande der Kälte und des Feuers, ist der Ursprungsort für das Wort Geiser. Die Insel bildet entschieden eine fast rein vulkanische Region und besteht aus einem centralen Tafellande, das mit Vulkanen besetzt ist, die entweder in scharfen Spitzen in die Luft ragen, oder, von ewigem Schnee bedeckt, runde Formen zeigen und aus einem das Plateau umgebenden, mehr oder weniger breiten Streifen Tiefland, der an die See grenzt. Das Vorhanden-

[1]) Report of the Smithsonian Institution 1891, p. 153 ff., Washington 1893.

Digitized by Google

sein vulkanischer Thätigkeit noch zur Jetztzeit ist unverkennbar, denn abgesehen von der Bedeckung des Landes mit ganz jungen Laven, treten die Feuerberge, wie Hekla und andere, noch gelegentlich in Thätigkeit.

Wie bei diesem Zusammenvorkommen von Wasser und Feuer natürlich zu erwarten, sind heiße Quellen außerordentlich häufig, aber an einzelnen Plätzen kommen auch Geiser vor. Besonders bekannt in dieser Hinsicht ist das Haukadal, ungefähr 100 km von Reykjavik gelegen und zu Pferde über ranhe Lavafelder und Lager von gefrittetem Thon zu erreichen. Dort finden sich auf einer Fläche von ungefähr 8 ha außer vielen heißen Quellen der weltberühmte große und kleine Geiser und der Strokr am Fuße eines Hügels und am Rande eines sumpfigen Landstriches, der sich gegen den Hvitaflus ausdehnt. Die Quellen entspringen am Fuße des seewärts gelegenen Randes des centralen Hochlandes, wo die Wässer herauskommen, die durch die porösen Laven und Tuffe durchgesickert sind. Der Strokr und der Geiser sind von Kegeln von grauem und weißem Kieseltuff umgeben, die durch das heiße Wasser abgesetzt wurden, die andern von niedrigeren Flächen aus gleichem Material, während an der Seite des Hügels hinter den Quellen von den heißen Dämpfen das Gestein zersetzt ist. Die erstgenannten zwei weiten Schlünde liefern uns zugleich zwei Typen von Geisern. Der Strokr hat eine trichterförmige Öffnung von circa $2^1/_2$ m Durchmesser und 12 m Tiefe, die sich oben zu einem schüsselförmigen Becken erweitert. Die Röhre ist meist bis etwa $1^1/_2$ m von der Oberfläche mit klarem Wasser gefüllt, das durch das Entweichen von großen Dampfblasen aus zwei gegenüberliegenden Öffnungen an der Röhrenwand fortwährend in wallender Bewegung ist. Seine Eruptionen treten unregelmäßig und in langen Zwischenräumen auf, sind aber nicht minder schön, als bei seinem berühmten Genossen, dem Geiser. Der Geiser dagegen hat klares, grünes Wasser, das in regelmäßigen Intervallen steigt und fällt. Seine gewöhnliche Temperatur schwankt zwischen etwa 75 und 95° C. und ist größer direkt vor einem Ausbruche. An das obere, schüsselförmige Becken von etwa 20 m Durchmesser schließt sich eine sehr regelmäßig gestaltete cylindrische Röhre von etwa 3 m Durchmesser und 20 bis 25 m Tiefe. Vor der Eruption erscheinen in der Röhre Dampfblasen, die zum Teil mit lautem Knall zerplatzen und die Oberfläche des Wassers in Bewegung bringen. Während dieses Simmerns, dem weiter ist es nichts, steigt das Wasser aus der Rohre in das Becken und rinnt dann von den terrassenförmigen Gehängen herab, indem es dort die Sinterabsätze befeuchtet, welche den Geiser umgeben. Kurze Zeit, ehe der Geiser anfängt zu springen, kommt die kegelförmige Erhebung in der Mitte des Beckens, die das ausfließende Wasser bildet, in lebhafte Bewegung, es erhebt sich dann daraus eine springbrunnenähnliche Säule oft von 30 m Höhe, eingehüllt von dichten Dampfnebeln, die dann der Luftzug vertreibt, und nachher ist das Becken leer bis kurz vor einem neuen Ausbruche.

Die Geiser von Neuseeland. Sie befinden sich in einer Region mit ausgiebiger Vegetation, was in vollständigem Gegensatz zu den rauhen Lavafeldern Islands steht, sonst aber sind die physikalischen Verhältnisse der Gegend genau dieselben, wie auf jener Insel. Ihr Vorkommen ist auf die sogenannte Taupazone der Nordinsel beschränkt. Diese Zone ist vollständig von vulkanischen Gesteinen eingenommen, und sechs Vulkane, eine große Zahl Solfataren und Fumarolen, sowie die Geiser zeugen von der noch vorhandenen vulkanischen Thätigkeit. Die Laven gehören alle zu dem sauren Typus, an der Oberfläche sind sie durch Verwitterung stark angegriffen, an den Bergflanken dagegen im frischen Zustande anstehend zu finden. Die Mittellinie der Zone zieht ungefähr von Nordost bis Südwest, und ist durch aktive Vulkane an beiden Seiten, sowie durch das Vorkommen der Quellen als eine Linie größter hydrothermischer Aktivität gekennzeichnet; sie hat einen etwas gebogenen Verlauf und folgt deutlich geographischen Depressionen, Flußthälern und Seerändern, während zu beiden Seiten Plateaus bis zu 1000 m über dem Meeresspiegel ansteigen.

Wenig bekannt geworden sind die Geiser an den Ufern des Tauposees und des Waikatoflusses, dagegen zogen die des Rotomahana durch die prachtvollen Sinterterrassen, die sie gebildet hatten, natürlich die Aufmerksamkeit auf sich. Der Rotomahana ist ein flaches Becken mit warmem, schmutziggrünlichem Wasser, ungefähr $1^1/_2$ km lang und $^1/_2$ km breit, an dessen schilfbewachsenem Ufer sich eine Masse Enten und andere Wasservögel aufhalten. Von ihm steigen wie Stufen aus fein behandenem Marmor die weißen Sinterterrassen auf, und an ihrem oberen Ende, etwa 40 m über dem See, befindet sich der Tetaratageiser, dessen überfließendes Wasser die wundervollen Terrassen und die in allen Farben schimmernden Becken und Teiche aufgebaut hat. Der Geiserkessel hat etwa 20 bis 30 m Durchmesser und ist mit klarem, kochendem Wasser gefüllt. Gewöhnlich fließt es über, von Zeit zu Zeit wird es aber auch bis zu einer Höhe von 15 bis 30 m emporgeschleudert. Trotz der Schwierigkeit, die das Herankommen bietet, hat man doch einige Untersuchungen an ihm angestellt, insbesondere über die Massen fester Stoffe, die sein Wasser enthält. Leider hat ein vulkanischer Ausbruch des Tarawera im Juni 1886 die Grundwässer in neue Spalten geleitet und zugleich die prachtvollen Terrassen zerstört.

Der Yellowstonebezirk. Hier findet man die Geiser in großer Abwechselung und bedeutender Anzahl. Sie sind in Gruppen angeordnet, die in Thälern des Tafellandes liegen, das den mittleren Teil des „Nationalparkes“ einnimmt. Ringsum ist es von hohen, rauhen Gebirgsketten umgeben, die zusammen mit seiner dichten Bewaldung im Inneren das Eindringen verwehrten und bewirkten, daß es erst so spät entdeckt wurde.

Der mittlere Teil des Parkes ist ein Hochplateau, das von tiefen und langen Cañons durchschnitten ist und etwa 2500 m über dem Meeresspiegel liegt. Die vulkanische Thätigkeit kann hier als erloschen angesehen werden, aber die reichlich vorhandenen heißen Quellen und Geiser deuten auf das Vorhandensein bedeutender Hitze im Untergrund; denn nach Weed unterliegt es keinem Zweifel, daß das Wasser seine hohe Temperatur von den erhitzten Gesteinen tief unter der Oberfläche bezieht.

Jedes sogenannte „Geiserbassin“ (d. h. jede Gruppe von Geisern) hat ihre besonderen Eigentümlichkeiten und verleiht dadurch der betreffenden Gegend andern Charakter und für den Besucher neues Interesse. Das Bekannteste ist wohl das „Upper Basin“ an den Ufern des Firehole River, eines Quellflusses des Missouri. Es ist etwas über 2 km lang, $^3/_4$ km breit und eingeschlossen von den bewaldeten Hängen und Felswänden des Madisonplateaus. Der ganze Thalboden ist dort von Quellen kochenden Wassers erfüllt, und riesige weiße Dampfwolken entsteigen dem Wasser, dessen Farbe das reinste Blau oder schönste Smaragdgrün zeigt. Ein großer Teil des Bodens ist mit Kieselsinter bedeckt, und dasselbe Material von reinstem marmorähnlichen

Digitized by Google

Weifs hant auch an den Rändern der Quellen die merkwürdigsten Formen. Im ganzen zählt man dort ungefähr 30 Geiser, die viele Verschiedenheiten in Bezug auf Becken, Mund, Röhre Form und Schönheit des Ausbruches nachweisen.

Vor allem ist von ihnen der „Old Faithful" zu erwähnen, der schon seit seiner Entdeckung im Jahre 1870 mit aufserordentlicher Regelmäfsigkeit seine prachtvollen Fontänen springen läfst. Von der Form des Kegels hat der „Castle Geiser" seinen Namen, er ist an Aussehen der schönste und entsendet ungefähr alle 30 Stunden 15 Minuten lang einen Strahl von 25 m Höhe. Das Ausströmen seines Dampfes geschieht unter solchem Geräusch, dafs man es oft viele Meilen weit hören kann. Der gröfste Geiser des Parkes aber und überhaupt der Erde ist der „Excelsior", ungefähr 35 km jenseits des Norrisbassins. Seinen Ausbrüchen gehen eine Masse kleinerer voraus, zuletzt steigt unter kolossalem Getöse, dafs der Boden erzittert, eine Masse von Wasser springbrunnenähnlich 70 bis 80 m in die Höhe, begleitet von grofsen Wolken weifsen Dampfes. Der Strahl reifst bei dieser Gelegenheit Blöcke von Sinter und Gestein mit in die Höhe, die auf die Abhänge ringsum niederfallen. Auf diese Weise werden die Seiten unterminiert und der Kanal erweitert, und das ganze bietet ein interessantes Bild der Zerstörung.

Oft sind die Geisermündungen, sowie die Kanäle mit Sinter ausgekleidet, wie jedoch „Monarch", „Tippecanoe" und „Alkove" im Norrishassin zeigen, ist dies nicht unbedingt nötig, sondern es kommt auch vor, dafs sie direkt ans Spalten ausbrechen, die ohne Auskleidung den festen Fels durchsetzen.

Wasser der Geiser. Über die Frage nach Herkommen und Charakter desselben kann nach Weed kein Zweifel entstehen. Die Beschreibung der einzelnen Geiserregionen hat klargestellt, dafs die Öffnungen längs den Linien der natürlichen Entwässerung liegen, wo unter gewöhnlichen Umständen ebenfalls Quellen meteorischen Wassers sich finden würden. Dafs sie nichts weiter enthalten, als durch die poröse Lava durchgesickertes Oberflächenwasser, das durch den von den erhitzten Gesteinen aufsteigenden Dampf erwärmt wurde, wird durch die Nähe von kalten Quellen bewiesen.

Die heifsen lösen natürlich bei der Zirkulation durch die Gesteinsspalte die leicht löslichen Bestandteile derselben und enthalten demnach alle eine gewisse Menge fester Stoffe. Doch zeigten die Analysen von Quellen aus verschiedenen Geiserregionen keine gröfseren Unterschiede, als sie auch bei Quellen aus einer Region vorkommen.

Quelle der Erwärmung. Nach Weed bildet die Quelle für die Erwärmung die unter der Oberfläche lagernde heifse Lavamasse. Man hat auch versucht, die Erwärmung durch chemische Prozesse, wie Oxydation von Schwefelkies, oder Verbrennen von Lignit- oder Steinkohlenlagern, zu erklären. Wenn letzteres auch für einzelne warme Quelleu zutreffen dürfte, so doch nicht für die Geiser, da dagegen die geologischen Verhältnisse der Umgebung entschieden sprechen. Wie Dr. Peale nachgewiesen hat, kommt kochendes Wasser nur in vulkanischen Gegenden vor. Lapparent schränkte dies noch auf die Regionen mit sauren Gesteinen ein. Dafs in Island noch jetzt vulkanische Thätigkeit vorhanden ist, braucht wohl nicht besonders nachgewiesen zu werden; auch in Neuseeland hat dies der Ausbruch des Tarawera noch deutlich bewiesen und gezeigt, dafs heifsflüssige Gesteine noch bis nahe unter der Oberfläche vorkommen.

In dem Yellowstonebezirke befinden sich keine aktiven Vulkane und keine aus geologisch recenter Zeit. Die Laven, die das bergmuskränzte Hochplateau des Parkes erfüllen, sind von den Gletschern gescheuert und von dem Wasser tief durchfurcht. Doch ist es unzweifelhaft, dafs die Hitze mit der letzten vulkanischen Energie dieser Gegend zusammenhängt und das ganze gewissermafsen einen ruhenden Vulkan darstellt. Übrigens sind etwa drei Viertel des Gebietes mit Rhyolithlava erfüllt.

Eruptionen. Man hat die Geiser oft mit Vulkanen verglichen, und auf den ersten Blick scheinen sie auch mit dem vulkanischen Phänomen, wenn man Wasser statt geschmolzenem Gestein setzt, viele Ähnlichkeiten zu haben. Wegen der Verschiedenheit ihrer Form und Thätigkeit ist übrigens eine Grenze zwischen ihnen und den heifsen Quellen schwer zu ziehen. Insbesondere kann, wie schon oben erwähnt wurde, die Umraudung mit Kieselsinter nicht als Unterscheidungsmerkmal verwendet werden, und die, welche mit Kegeln oder einem Wall von sogenanntem Geiserit umgeben sind, sind demnach nur als eine besondere Form von Geisern anfzufassen.

Von dem grofsen Geiser in Island kennen wir die einzelnen Phasen der Eruption genau aus Beschreibungen. Er ist der Typus eines Geisers mit einer schüsselförmigen Erweiterung am oberen Ende. Schüssel und Kanal am oberen Ende sind mit relativ kaltem Wasser gefüllt. Der Ausbruch wird durch das Austreten des Wassers aus der Röhre in das Becken eingeleitet, während das Geräusch sich kondensierender Dampfblasen (sogenanntes „Simmern") in der Röhre hörbar ist. Gerade in diesem Verhalten während des Intervalles zwischen zwei Eruptionen liegt die Verschiedenheit vom zweiten Typus, als dessen Repräsentanten wir Strokr und Old Faithful betrachten können. Sie haben keine Erweiterung, keine Becken, und der Schlund oder Kanal ist während der Intervalle zum Teil mit Wasser gefüllt, das sich fortwährend in lebhaft brodelnder und wallender Bewegung befindet. Vor dem Ausbruche ist lautes Getöse hörbar, verbunden mit krampfhaftem Aufsteigen des Wassers bis zu 8 bis 10 m, unterbrochen von ausströmenden Rauchwolken; dann steigt plötzlich mit lautem Geräusch eine weifse Säule bis zu einer Höhe, die mehrere hundert Fufs zu betragen scheint. Für zwei bis drei Minuten bleibt die Säule in einer Höhe von 20 bis 50 m, manchmal noch höhere Einzelstrahlen aussendend, fortwährend steigen abwechselnd mit dem Wasser grofse Dampfwolken auf. Nach etwa fünf Minuten ist die Eruption vorüber, die Auswürfe haben allmählich an Höhe abgenommen, der Kanal ist leer, und nur noch einige Dampfwolken kommen gelegentlich mit puffendem Tone heraus.

Während der Eruption kommt das Wasser in dicken Massen aus der Öffnung, füllt das Becken und fliefst nach allen Seiten in gelben und orangefarbenen Adern über. Der feinere Wasserstaub wird dagegen vom Winde weiter fortgetragen. Die ausgeworfene Wassermasse zu messen, ist natürlich unmöglich, weil dieselbe auf zahlreichen Wegen schnell die sandige Ebene oder den Flufs erreicht. Wenn man annimmt, dafs bei der Eruption von Wasser und Dampfsäule etwa ein Drittel Wasser ist, so gäbe es bei Old Faithful 3000 Barrels pro Ausbruch.

Theorie der Geiseransbrüche. Das intermittierende Springen der Geiser war lange ein Rätsel für die Männer der Wissenschaft. Erst durch die Forschungen Bunsens und Descloizeaux' wurden die Grundlagen für die heute allgemein angenommene Theorie geschaffen, die des ersteren Namen trägt. Sie beruht auf der bekannten Tbatsache, dafs der Siedepunkt des Wassers unter Druck steigt. Während demnach in dem

Digitized by Google

engen Kanale eines Geisers der Siedepunkt der Oberfläche des Wassers der gewöhnliche ist, kann das Wasser in den tieferen Teilen wegen des Gewichtes der überlagernden Wassermassen nur bei viel höherer Temperatur kochen. Nach den Beobachtungen besteht die gröfste Annäherung der thatsächlich vorhandenen Temperatur an den theoretischen Siedepunkt in einer Tiefe von etwa 15 m, gerade an einem Vorsprunge in der Röhrenwand, unter dem eine infolge von Bunsens Experimenten entdeckte Spalte mündet. Die Differenz zwischen der thatsächlichen und der Siedetemperatur ist hier 2° C. Durch fortwährende Erhitzung der unteren Massen durch aus der Spalte sich entwickelnde Dämpfe kommen diese über den Siedepunkt, es entsteht eine geringe Dampfentwickelung, die die überlagernden Wassermassen heben, dieselben breiteu sich im Becken aus, dadurch wird die Höhe der Wassersäule und der auflastende Druck geringer, unten entsteht vermehrte Dampfentwickelung, die weitere Hebung und Verringerung des Druckes bewirkt, und zuletzt erfolgt die Eruption.

Nach dieser Theorie kann man sich leicht einen künstlichen Geiser konstruieren, wenn man eine enge, lange, einseitig geschlossene Glasröhre vertikal stellt, zum Teil mit Wasser füllt und unten erhitzt. Man kann hierbei die einzelnen Stadien der Eruption, sowie die Wärmeverhältnisse an etwa eingehängten Thermometern durch die Glaswände mit Leichtigkeit verfolgen. Bringt man oben eine weite Schale an, so wird das Wasser beim Rückfallen wieder aufgefangen und in die Röhre geleitet, so dafs kein Tropfen verloren geht. Genau so ist es beim „Model" im Yellowstonepark, der alle 15 Minuten aus seiner nur 5 cm haltenden Röhre 1 bis 2 m hohe Wasserstrahlen auswirft. Beim Herankommen einer Eruption füllt sich zuerst das während des Intervalles leere und vollständig kalte Becken oben, das sehr weit und seicht ist, dann kommt die Eruption, der Wasserstrahl kühlt sich durch die Luft ab, fällt ins Bassin zurück, das ganze Wasser wird in die Röhre eingesaugt und dort erwärmt bis zu einem neuen Ausbruche.

Das fortwährende Kochen in den Röhren des Strokr und Faithful scheint dieser Erklärung zuerst zu widersprechen. Es kann jedoch leicht durch eine geringere, unabhängige Wärmezufuhr zum oberen Teile der Röhre erklärt werden, während das Wasser unten noch nicht auf dem Siedepunkte angelangt ist. Dafs die dazu notwendigen Spalten im oberen Teile beim Strokr wirklich vorhanden sind, wurde schon erwähnt.

Die anderen Theorien, die hier nicht einzeln aufgezählt werden sollen, nehmen alle ein System von Kammern oder Höhlungen an, die nach der Bunsenschen Theorie nicht nötig sind. Ausbauchungen des Kanales können zwar natürlich lokal vorkommen und werden wohl der Grund der individuellen Verschiedenheiten der einzelnen Geiser sein, aber sie sind keine notwendigen Bestandteile des Geisermechanismus.

Entstehung der Geiser. Bunsens Theorie über die Thätigkeit der Geiser ist selbstverständlich ganz unabhängig von ihrer Entstehung. Die Geschichte derselben ist fast für jeden anders, doch läfst sich im allgemeinen folgende Reihenfolge der Erscheinungen feststellen. Heifse Dämpfe steigen von unbekannten Tiefen auf und zersetzen und erweichen das Gestein, indem sie dabei wohl wahrscheinlich den Spalten folgen, bis Dampf- und Wasserdruck stark genug ist, eine Öffnung an der Oberfläche herzustellen. Dieser Prozefs geht entweder plötzlich unter Auswerfen von Schlamm vor sich, oder besteht in einem langsamen Durchfressen. Zuerst giebt es dadurch eine einfache kochende Schlammhöhle, die sich mit dem Fortschreiten der Klärung des Wassers allmählich in einen Geiser umwandelt. Dann werden die Wände mit weifsem Kieselsinter ausgekleidet und, wenn die Ausbrüche oft stattfinden und die Öffnung schmal ist, kommt es auch zur Bildung eines Walles um die Mündung der Röhre. Manchmal mögen diese Sinterabsätze eine Verstopfung der Röhre herbeiführen, oder aus andern Gründen sich Gelegenheit ergeben, einen neuen leichteren Ausfuhrweg auszufressen oder zu benutzen. Dann erlischt der alte Geiser allmählich und wird zu einer Lache ruhigen klaren Wassers, der neue beginnt zu springen, sobald sich sein Wasser hinreichend geklärt hat und auf diese Weise findet ein langsamer, aber stetiger Wechsel in der Geiserregion statt.

Die Kieselsinterabsätze um die Mündung des Geisers vollziehen sich sehr langsam; manchmal kann man aus ihnen auf sein Alter schliefsen. Unter Umständen bilden sie die merkwürdigsten Formen und sind nach der Natur der Eruption auch in Bezug auf ihre Oberflächenbeschaffenheit verschieden.

Künstliche Erzeugung der Eruption. Am Strokr kann man Ausbrüche schon längere Zeit künstlich hervorrufen, wenn man die Öffnung durch Rasenstücke von dem anliegenden Morast verstopft. Ebenso haben schon Reisende versucht, durch eingeworfene Sinterstücke eine Eruption zu erzeugen; es ist natürlich klar, dafs derartige Versuche nur dann Erfolg haben, wenn sich die auf das Wasser wirkenden Kräfte annähernd im Gleichgewichte befinden.

Auch im Yellowstonepark ist eine Methode in Anwendung, Eruptionen hervorzurufen oder zu beschleunigen: das Anseifen. Es wurde von einem Chinesen entdeckt, der den Auftrag hatte, die Wäsche eines Hotels zu reinigen. Er wollte dazu das natürliche warme Wasser eines Geisers benutzen und legte die angeseifte Wäsche hinein, wodurch sofort ein Ausbruch verursacht wurde. Man verwendet dies jetzt besonders bei photographischen Aufnahmen, kann aber auch dadurch bei sonst sehr launischen Geisern oder solchen, die Wochen und selbst Monate unthätig sind, eine Eruption hervorrufen. Der Effekt scheint hauptsächlich in der Vergröfserung der Viskosität des Wassers begründet zu sein, als deren Folge eine explosive Entwickelung von Dampf eintritt.

Manchmal besitzen die Quellen an der Oberfläche eine Temperatur, die um 1 bis 2° C. den Siedepunkt übersteigt. Es kommt dies nicht vom Mineralgehalte, sondern von der Luftarmut des Wassers, mit der bekanntlich die Siedetemperatur in die Höhe geht. Dieselben sind, besonders wenn die Röhre schmal ist, vorzüglich zu solchen Experimenten geeignet.

Veränderungen in der Periode. Manche Geiser wurden eine Zeit lang nur für eine gewöhnliche kochende Quelle gehalten, weil während langer Intervalle zwischen zwei Eruptionen keine Anzeichen ihrer wahren Natur vorhanden waren. Diese Zwischenzeit ist von der Wasser- und Hitzezufuhr abhängig. Da diese beiden Faktoren selten ganz konstant sind, wird sich auch selten bei den Geisern eine ganz konstante Periode finden. Auch bei Old Faithful zeigt sie Schwankungen, aber der Durchschnitt von Tag zu Tag ist dort konstant.

Zufälliger Wechsel in den Bedingungen — Vergröfserung, resp. Verringerung von Wasser- oder Hitzezufuhr — wird natürlich eine Veränderung für lange Zeit eintreten lassen. So hatte der Waikitigeiser am See Rotorua, der lange Zeit unthätig war, plötzlich einen Ausbruch, bei dem mehrere in der Nähe befindliche Maoris durch ausgeschleuderte Sinterblöcke ge-

Digitized by Google

tötet wurden. Excelsior war erst von 1878 bis 1882 thätig, dann hörte er auf bis 1888, sprang wieder bis Sommer 1892 und zeigt jetzt nur furchtbares Kochen des Wassers, das in der Mitte des Beckens mehrere Fuß hoch aufwallt.

Abhängigkeit des Springens vom Luftdrucke konnte nicht mit Sicherheit nachgewiesen werden.

Als Schlußzusammenfassung aus dem Mitgeteilten hat Weed eine Anzahl von Leitsätzen aufgestellt, die in seinen ausführlichen Erörterungen schon enthalten sind. Es wird hauptsächlich Wert darauf gelegt, daß Geiser nur in Gebieten saurer vulkanischer Gesteine sich finden und ihr Wasser nur Oberflächenwasser ist, das durch von unten kommende Dämpfe erhitzt wird.

Der südliche Ural und der Berg Iremel[1]).

Von Krahmer, Generalmajor z. D. Wernigerode.

Noch vor kurzer Zeit war man der Ansicht, daß der Ural in seinem südlichen Teile vom Berge Jurma aus, wie von einem Gebirgsknoten, sich in drei Zweige teile, und zwar in den westlichen — Urengaskaja — den mittleren — den eigentlichen Ural — und den östlichen — den Ilmen. Nach den neuesten Erforschungen von A. P. Karpinski und F. N. Tschernyschew, steht aber der Ilmen mit dem Jurma nicht in Verbindung; er läuft vielmehr an demselben vorbei und setzt sich nach Norden fort. Auch der eigentliche Ural bildet einen besonderen, langen, ununterbrochenen Höhenzug, während der Jurma zu dem westlichen, im allgemeinen dem eigentlichen Ural parallel laufenden, diesen aber überhöhenden Gebirgsrücken gehört. Die Höhen des südlichen Ural betragen kaum mehr als 1000 m, die des westlichen dagegen erreichen oft 1200 bis 1600 m. Der Jurma selbst ist 1029 m hoch. Die Fortsetzung des letzteren, durch ein waldiges und sumpfiges Thal von ihm getrennt, ist der Taganai mit 1200 m hohen Gipfeln. Er setzt sich in südwestlicher Richtung in dem im Süden des Laufes des Ai bei Slatoust sich hinziehenden Gebirgsrücken Urenga mit Höhen von 1250 m fort. Die Fortsetzung bilden die Gebirge Iwaldy und Jagodnja, die im Süden eine Höhe von 1111 m erreichen, und durch das Thal des oberen Tjuluk von dem Rücken Awaljak, im Osten von dem Jagodnja und Ural gelegen und vom Iremel im Süden getrennt sind.

Der Iremel erhebt sich zwischen dem oberen Laufe des Tygin und Issenjat, hat in seinem nördlichen Teile eine Richtung von Osten nach Westen, wendet sich dann aber bogenförmig scharf nach Süden und Südwesten. Den südwestlichen Teil bildet der eigentliche Iremel. Die Höhe des höchsten Gipfels wurde von Hofmann und Helmersen auf 1536, von Chanykow auf 1547, von Karpinski und Tschernyschew auf 1599 m festgesetzt.

Mit dem Iremel tritt eine Unterbrechung der Reihe der in südwestlicher Richtung laufenden Bergrücken ein. Der Baschtur zieht sich von Südosten nach Nordwesten hin. Erst weiter südlich, längs des Flusses Grofser Inser, nehmen die Gebirgsrücken, wie der Majardak und andere, wieder die südwestliche Richtung an.

Von gröfserer Bedeutung sind aber die weiter westlich gelegenen, dem Jagodnja und Ural fast parallel laufenden Gebirgsrücken. Der ganz isoliert liegende Nurgusch z. B. hat Höhen von 1316, ja sogar von 1431 m. Seine Hänge sind mit Sümpfen und nicht zu durchschreitenden Tannenwaldungen bedeckt.

Weiter nach Süden erhebt sich der Bergrücken Beresowaja und als dessen Fortsetzung jenseits des Flusses Tjuljuk der lange, etwa 760 m hohe Rücken Bakty, dem weiter nach Westen der Maschak fast parallel läuft. Im Süden von beiden liegt der (nach Chanykow) 1646 m hohe Gebirgsknoten — der Grofse Jaman-Tau, welcher im allgemeinen wenig bekannt ist. „Der Aufstieg auf diese Höhe", sagt Karpinski, „ist infolge der tiefen Sümpfe und der dichten Wälder auf den Hängen sehr beschwerlich; es ist einer der ödesten und schlecht zugänglichsten Höhenzüge; selten nur war ein Baschkire auf seinem Gipfel, so daß es begreiflich ist, daß bei den dortigen Bewohnern der Grofse Jaman-Tau mit einem wunderbaren Sagenkreis umgeben ist".

Südlich des Jaman-Tau zieht sich der Gebirgsrücken Bietjaturhin. Westlich davon liegt isoliert der Kara-Tasch.

Westlich des Nurgusch und des Grofsen Maschak erhebt sich der Gebirgsrücken Sigalga, südlich des Flusses Juresan beginnend, und von diesem durch das Thal des Kataw getrennt, der Gebirgsrücken Nary. Ihre Richtung weicht etwas mehr nach Südwesten ab. Beide sind verhältnismäßig hoch, mit Gipfeln, die 1325 bis 1373 (nach einigen Angaben sogar 1510 m) erreichen. Nach der Beschreibung von Karpinski bildet der Gebirgsrücken Sigalga und seine unmittelbare Fortsetzung Nary, eine der längsten und höchsten Ketten des südlichen Ural, mit einer ganzen Reihe von malerischen, aber schwer zugänglichen Gipfeln. Die Hänge sind weit unterhalb des Kammes mit Wällen von Quarzsandsteinblöcken, die oft 9 cbm messen, umgeben. Wenn diese nicht mit moosartigen Flechten bewachsen wären, welche sie in gewisser Weise rauh machen, würde das Überschreiten dieser Wälle fast unüberwindliche Schwierigkeiten und Gefahren bieten. Dazu breiten sich am Fufse dieser Wälle, von grofsen Sandsteinblöcken eingedämmt, Sümpfe aus. Selbst der bequemste Paß über den Sigalga, auf dem Wege von Samodurowka nach Alexandrowka — in einer Höhe von 1019 m — welcher der einzig mögliche Zugang von letzterem Orte nach Kataw-Iwanowski-Sawod ist, ist mit zerbrochenen Rädern und Achsen besäet, welche die Bequemlichkeit der Reise kennzeichnen. Nach einem so schwierigen Aufstieg aber auf den Höhen des Sigalga und Nary angekommen, bietet sich eine Aussicht auf die Gebirge des südlichen Teiles dieser Gegend. Im Westen erstrecken sich als Parallelketten das Suchajagebirge, der Amschar, Polowaja, Kraka und Birjan, im Osten der Maschak und der ewig in Nebel gehüllte Jaman-Tau; noch weiter hin sieht man den Bakty und den Riesen des südlichen Ural — den Iremel, am Horizonte den eigentlichen Uralgebirgsrücken.

Es läuft also hier eine ganze Reihe von Gebirgszügen in südwestlicher Richtung mehr oder weniger einander parallel. Ihre Zahl nimmt im Süden, etwa unter dem 54. Grade nördl. Breite zu, so daß das ganze Gebirgssystem hier breiter wird. So zählt man unter dem Breitegrade des Grofsen Jaman-Tau im Westen vom Ural etwa sieben solcher parallel laufender Gebirgsrücken und unter dem Breitengrade des Iremel eine annähernd gleiche Menge; hier schliefsen sie sich nur mehr aneinander an.

Wenn auch der Iremel einer der höchsten Gipfel des Ural ist, so ist er doch nicht der höchste. Er steht in dieser

[1]) Nach der Zeitschrift „Semlewiedienije", herausgegeben von der geographischen Abtheilung der kaiserl. russischen Gesellschaft der Freunde der Naturkunde, Anthropologie und Ethnographie, Moskau 1894.

Digitized by Google

Beziehung dem Grofsen Jaman-Tau und auch einigen Gipfeln des nördlichen Ural nach, so dem fast unter dem 60. Breitengrade liegenden Deneshkin-Kamen mit 1528, und besonders dem fast unter dem 64. Grade nördl. Breite gelegenen Tol-noss-iss mit 1656 m Höhe. Bis zu genaueren Bestimmungen müssen der Grofse Jaman-Tau und der Tol-noss-iss als die höchsten Punkte im Uralsystem angesehen werden; erst nach ihnen kommt der Iremel, dessen Lage auf der Karte von Karpinski und Tschernyschew von dem südlichen Ural zwischen dem 55.° 30′ und 54.° nördl. Br. genau angegeben ist.

D. N. Mamin Sibirjak bestieg den Iremel im Juli 1888 von Kalbuk aus, einem etwa 60 km von dem Iremel entfernt liegenden Orte. Die Kalbukschen Goldminen liegen auf dem östlichen Hange des südlichen Ural fast auf der Wasserscheide. Etwa 10 km nach Westen erhebt sich der Ui-Tasch, an dessen Fufse der Ural, welcher sich in das Kaspische Meer ergiefst, und der Steppenflufs Ui, welcher zu dem Wassergebiet des Ob gehört, entspringt. Von dem Dorfe Kisinkei beginnt der Aufstieg durch fast vernichtete Wälder; nur hier und da wuchs niedriges Gebüsch. Bisweilen traf man auf Felder von schwarzem Winter- und gelbem Sommerkorn, oder auf vorzügliche Weiden und Heuschläge. Trotz der bedeutenden Höhe wuchsen hier mannigfache Steppengewächse, die sich durch das Thal des Ural auf dieser Seite des Gebirges verbreitet hatten. Von Terebinsk, einem Baschkirendorfe, führt der Weg direkt in das Gebirge. Nach Überschreitung des Flusses Bielaja, schlug man am Fufse des Awaljak das Nachtlager auf, um am andern Morgen letzteren zu Wagen zu überschreiten. Auf einem schwer zu passierenden, felsigen, durch Wasser ausgewaschenen Wege durchfuhr man einen auf halber Höhe beginnenden Tannenwald; die Spitzen der Bäume waren von dem Sturm abgebrochen.

Zwischen dem Awaljak und dem Iremel liegt ein Berg, der bedeutend niedriger als letzterer ist. Die Führer nannten ihn den Kleinen Iremel. Hier wurde der Wagen zurückgelassen und der Weg zu Pferde fortgesetzt.

Die von den Baschkiren arg zerstörten Wälder bestehen aus Tannen, Fichten und Birken; mit jedem Schritt weiter nach oben wurde aber der Baumwuchs mehr und mehr krüppelhaft.

Um auf den Iremel zu gelangen, erstieg man zuerst den die beiden Iremel verbindenden Sattel. Der Aufstieg wurde immer schwieriger, besonders als der Waldpfad aufhörte und man einen Felsensumpf passieren mufste. Die Pferde strauchelten bei jedem Tritte, und unter ihren Füfsen plätscherte das Sumpfwasser. Als man den Sattel erreicht hatte, sah man links die felsigen Hänge des Grofsen Iremel, rechts den Kleinen Iremel. Beide Berge bestanden aus Felsentrümmern, die von weitem einem Pflaster glichen. Über diese Trümmer zu reiten, war unmöglich, man mufste zu Fufs weiter gehen. Vom Sattel aus begann der zweite Aufstieg auf den hauptsächlichsten der beiden hervorspringenden Blöcke, („Kaban“ genannt), welche sich auf der Höhe befinden. Zu diesem Zwecke mufste der ganze Berg umgangen und ein eben solcher Sumpf, wie bei dem Aufstieg auf den Sattel, passiert werden. Der Hang war mit Felstrümmern besäet, zwischen denen 1 bis 2 m hohe Tannen wuchsen. Je weiter man nach oben kam, je kleiner wurden die letzteren, bis sie schliefslich kaum aus dem Moose hervorragten. Kalte Nordwinde lassen ein Wachstum auf ungedeckten Stellen nicht zu.

Der Iremel bildet oben eine weit ausgedehnte Fläche, aus welcher an den entgegengesetzten Enden zwei mächtige, aus Steinen geschichtete Blöcke hervorspringen. Der östliche ist etwa 120 m, der westliche nur etwa 2 m hoch.

In mineralogischer und geologischer Beziehung besteht der Iremel aus weifsem glimmerigen und kalkartigen Quarzit, dessen Schichten unter einem Winkel von 35 bis 55° gehoben sind, und unter schwarzen Schieferschichten, deren Fall auf dem Kamme des Iremel durch einen Winkel von ungefähr 45° bestimmt wird, laufen. Die Hänge sind bald mit Quarzit, bald mit Schieferträmmern bedeckt; der Kamm besteht aus diesen zu Tage tretenden Gebirgsarten.

Bücherschau.

E. A. Martel, Les Abimes. Paris, Delagrave, 1894.

Das vorliegende Werk des Pariser Advokaten und eifrigen Höhlenforschers E. A. Martel ist ein stattlicher, reich ausgestatteter Band von 580 Quartseiten, dessen Inhalt geographisch angeordnet ist. Über 400 Seiten sind den französischen Schluchten und Höhlen gewidmet, über 80 Seiten den Höhlen und Abgründen von Belgien, des Karstes und Griechenlands, der Rest verteilt sich auf theoretische Kapitel.

Martel betreibt seit dem Jahre 1888 die Höhlenforschung in Frankreich und hat einen formlichen Stab von ausgezeichneten Mitarbeitern um sich vereinigt, die ihm sowohl bei seinen Forschungen, als auch bei seinen schriftstellerischen Arbeiten zur Seite stehen. Aber nicht nur in Frankreich allein fand er Förderung seiner Absicht, ein Werk zu schreiben, welches die heimischen unterranen Naturmerkwürdigkeiten mit jenen in andern Ländern in Vergleich zieht, auch aus Oesterreich, Belgien, Montenegro und in Griechenland strömte ihm ein reiches Material zu.

Die theoretischen Ansichten des Verfassers können in vorliegendem Werke als entschieden fortgeschritten betrachtet werden, gegenüber jenen, die er in seinem früheren grofsen Werke „Les Cevennes“ ausgesprochen hat. Insbesondere hat seine letzte Reise nach dem Karste (im September 1893) ihn überzeugt, dafs die Zerstörung des Gebirges durch Bruch von Höhlendecken weit häufiger sei, als er es früher geiten liefs. So betrachtet er die Dolinen, durch welche man zur Mündung der Magdalenagrotte (richtig: Cerna jama oder schwarze Grotte) gelangt (S. 450), als eine Einsturzerscheinung, während er die Mündung der Fiuka jama nicht als solche gelten läfst. Er sagt bezüglich der Einsturzerscheinungen (S. 451), nachdem er das Hochwasser vom 27. September beschrieben hat, welches er in der Fiuka jama gesehen hatte: „Ich lernte da begreifen, warum die unterirdischen Entdeckungen so langsam im Karste vorwärtsschreiten, dessen unterirdische Flufsläufe oft furchtbar entfesselt sind. Ich habe auch eingesehen, dafs viele Stützpunkte sich unter den Füfsen eines solchen Wildern abnützen mussten, und dafs nach wiederholten Hochwässern mehr als eine Höhlendecke mit einem Male einbrechen konnte.“ Auch die Rekadolinen erklärt Martel als Einbrüche, und die Entstehung der Rekahöhlen ist für ihn die Folge des Zusammenwirkens der oberirdischen mit der unterirdischen Erosion, welche letztere in senkrechten Klüften geeignete Angriffspunkte gefunden hat. Das ist genau der Standpunkt, auf dem die Mehrzahl der deutschen Geologen steht, und Martel dürfte wohl kaum mehr von jenen als Gewährsmann angeführt werden, welche die Karsterscheinungen als reine Oberflächenerscheinungen ausgeben wollen.

Bezüglich der Dolinen und Naturschachte äufsert sich Martel ähnlich wie Professor O. Fraas s. Z. über die Höhlen, welcher betonte, dafs die äufseren Anzeichen häufig trügen, und dafs man von der Form, ohne vorherige genaue Untersuchung, keine Schlüsse auf die Art der Entstehung ziehen dürfe. Martel hat schon in seinen früheren Publikationen einzelne Einsturzerscheinungen angeführt, wie z. B. den Schlund von Padirac, er leugnete diese Art von Schlundbildung niemals ganz, nur hält er sie bei mächtigen Decken und konsistenten Gesteinen für seltener, als bei dünnen Decken in brüchigem Gesteine, was auch ganz richtig ist. In letzterem Falle sind die Schlünde für ihn durch Erosion entstanden, oder, wo keine Erosionsspuren nachzuweisen sind, aus succes-

Digitized by Google

siver, von unten nach oben fortschreitender Abblätterung (décollement). Nachdem also sehr ähnliche Formen durch verschiedene Ursachen erzeugt werden können, so kommt Martel zu dem Schlusse, daß es unbedingt notwendig ist, Schlünde und andere Depressionen (Cloups, Dolinen, Erosionstrichter) erst genau zu untersuchen, bevor man behaupten darf, auf welche Weise sie entstanden sind, denn die äußeren Kennzeichen trügen bei Schlünden ebenso, wie bei Höhlen. Daß der hydrostatische Druck bei Höhlen, welche seitweise vollständig von Wasser erfüllt werden, auch Senkungen der Decke hervorrufen kann, ist eine neue Ansicht, die Beachtung verdient.

Daß auf Frankreich der Löwenantel in „Les Abîmes" entfiel, ist natürlich. Von den Kapiteln über Frankreich dürfte das Ausführlichste, welches dem Departement Vaucluse gewidmet ist, gewiß allgemeines Interesse erregen, weil es die Versuche des Verfassers und seiner Vorgänger enthält, die Rätsel der Riesenquelle von Vaucluse zu ergründen. Damit begiebt sich Martel zugleich auf das von den österreichischen Höhlenforschern betriebene praktische Gebiet, denn das Ziel, welches er anstrebt, ist nichts weniger als ein gleichmäßigeres Funktionieren der für ambrosische Fruktusanlagen so wichtigen Quelle zu erzielen. Daran hat man zwar schon früher gedacht, allein die angewandten Methoden genügten nicht, um zu den eigentlichen Reservoiren vorzudringen. Martel empfiehlt daher die Ausräumung des am Grunde verstärzten Naturschachtes von Jean Nouveau, der ziemlich nahe an der Quelle liegt. Diese Methode hat den krainerischen Landesingenieur Hrasky in die großartige Wasserhöhle Vranica geführt, und ihm durch deren Ausräumung an den verschütteten Stellen die Wiedereröffnung dieser Abzughöhle ermöglicht, durch welche derzeit alle Hochwässer des Recbachtales verschwinden. Auch in Griechenland findet die Höhlenforschung praktische Anwendung, und das Kapitel über die Untersuchungen des Ingenieurs Siderides, an deren Beginn Martel selbst teilgenommen hat, bringt viel Neues über die hydrologischen Verhältnisse in Arkadien. Viele Lücken in der geographischen Litteratur werden da ausgefüllt, und mancher Irrtum wird richtig gestellt, der von einem Jahrbuche in das andere übergegangen ist. So z. B. die Mythe vom Zusammenhange des Sarantapotamos mit dem Alpheios, der infolge der ermittelten Niveauverhältnisse ganz unmöglich ist.

Daß Martel gegen Philippson (S. 513) behauptet, es gäbe keine Einsturzdolinen mit senkrechten Wänden in Griechenland, beweist wohl nicht, daß sie nicht anderswo existieren, wohin Martel nicht gekommen ist. Das Erkennen von derartigen Dolinen ist ja nicht so leicht, wenn sie bereits durch nachträgliche äußere Einflüsse ihre ursprüngliche Form verloren haben. Philippson ist eine zu sehr anerkannte Autorität und hat zu eingehende Detailstudien gemacht, als daß man glauben dürfte, daß der Irrtum auf seiner Seite sei. Der alte Haß gegen die Einsturztheorie dringt bei Martel auch in andern Kapiteln manchmal wieder zu Tage, obwohl er seinen ursprünglich schroffen Standpunkt der Ablehnung bereits wesentlich modifiziert hat. Das geht auch aus einer Bemerkung auf Seite 246 hervor, in welcher es heißt, daß die österreichischen Geologen vorschnell die Entstehung der Abgründe durch Einsturz als Gesetz aufgestellt hätten, was durchaus nicht zutrifft!

Wien. Franz Kraus.

A. Seidel. Praktisches Handbuch der arabischen Umgangssprache ägyptischen Dialektes. Mit zahlreichen Übungsstücken und einem ausführlichen ägypto-arabisch-deutschen Wörterbuche. Berlin, Giergone. VI u. 310 S. 8°.

Die Anforderungen des kolonialen Verkehrs, sowie die sich immer mehr und mehr steigernde Verbindung mit Ländern, in welchen arabische Umgangssprache vorherrscht, haben in neuerer Zeit auch in Deutschland eine rege Thätigkeit in der Schaffung von Hilfsmitteln zur Aneignung der arabischen Umgangssprache veranlaßt. Zunächst haben jedoch in der deutschen Litteratur bedeutende philologische Fundamentalarbeiten (Spitta, Socin u. A.) die wissenschaftliche Grundlage für die Behandlung der vulgär-arabischen Dialekte niedergelegt, und die Richtung dafür gegeben, die zu Tage tretenden praktischen Handbücher nicht zu bloßen Sprachtrichtern verflachen zu lassen, sondern auf solider, wenig aufdringlicher wissenschaftlicher Basis in den Dienst des alltäglichen Lebens zu stellen.

Der Verfasser hatte an Vollers' tüchtigem Buche (Lehrbuch der ägypto-arabischen Umgangssprache mit Übungen und einem Glossar, Kairo 1890) eine schätzbare Vorarbeit, die auch auch Seidels Handbuch nicht entbehrlich wird. Während Vollers die Grammatik der in Ägypten gebräuchlichen Umgangssprache ohne alle Pedanterie und ohne viel theoretischen Ballast ausschließlich vom Gesichtspunkte des praktischen Gebrauches nach den Bedürfnissen einer wissenschaftlich korrekten Darstellung entwickelt, waren dem Verfasser bei der Anordnung des grammatischen Stoffes lediglich „pädagogische Rücksichten maßgebend." Freilich ist es nicht immer klar, welcher Zusammenhang zwischen der Disposition, die der Verfasser den grammatischen Regeln gegeben hat und den Anforderungen der Pädagogik obwaltet. Die Einteilung in Lektionen ist ja kein wesentliches Moment. Mit Loh kann die Ermöglichung der stufenweisen Aneignung der notwendigen Copia verborum erwähnt werden, welche durch die maßvolle Darbietung einer Fülle von Übungen in Beigabung der grammatischen Regeln unter Voranwendung der neu zu erlernenden Wörter gegeben ist. Dafür hätte manche Wiederholung in den grammatischen Regeln vermieden werden können. Für Einzelbemerkungen ist diese Zeitschrift nicht der Ort. S. 37, Zeile 14 ist „Hände" zu verbessern in „Augen". — Das Glossar ist reichhaltig und geschickt angeordnet. Allerdings ist unter den einzelnen Schlagwörtern das in keiner Weise zu einander Gehörige nicht immer auseinander gehalten worden. So z. B. kann dîje (Schlagsahne) nicht zu dwj gehören, sondern es muß unter wdj gestellt werden; masâfe (Distanz) darf nicht unter sjf, sondern muß unter wf gebucht werden; tûbe (Rufen) muß doch beim Unterricht gebildeter Leute von tôb (Kleid) irgendwie geschieden werden, wenn auch die Vulgärausprache das anlautende th des letzteren zu hôsem t verplattet hat. Wer Arabisch reden aus einer Grammatik lernt, muß den Unterschied kennen lernen, wenn auch derselbe in der alltäglichen Konversation äußerlich nicht zur Geltung kommt. Auch hätten wir gewünscht, daß die Fremdworte (jedenfalls die aus andern orientalischen Sprachen entlehnten, wie dugri, jimisch = Obst, vom türkischen jemek; essen; jüzsâschi, kahrabu u. a. m.) im Glossar als solche kenntlich gemacht worden wären. Dies finden wir gerade aus pädagogischen Gründen bei der Sprachlernung sehr wichtig. Seite 245, Spalte 2, Zeile 7, ist magar, ich denke, irrtümlich als österreichischer Dukaten" erklärt; es ist daselbe Wort wie Magyar und muß demnach richtiger als ungarischer Dukaten (Kremnitzer) erklärt werden. — Druckfehler ist wohl Seite 216, Spalte 2, Zeile 19, stark für starr.

Solche Ausstellungen werden nicht gemacht, um den Wert des Buches herabzusetzen. Im ganzen können wir Seidels Werk als gutes Hilfsmittel zur Erlernung des ägyptischen Vulgärarabisch empfehlen und die Meinung aussprechen, daß sich daselbe in der Praxis bewähren werde. Eine Unvertrautheit mit der dargebotenen Sprachmaterie wird auch dadurch erhöht, daß derselbe nach des Verfassers Versicherung, wo es nötig schien, durch kompetente Eingeborene nachgeprüft worden ist.

Budapest. J. Goldziher.

Pater August Schynse und seine Missionsreisen in Afrika. Herausgegeben von einem Freunde des Missionars. Straßburg i. E. F. X. Le Roux & Co. 1894. 4 J. Der verstorbene Pater Schynse gehört zu deujenigen Missionaren, die durch ihre Schilderungen die Erdkunde bereichert haben. Von seinen Reisen am unteren Congo und in Ostafrika sind allerdings auf Grund seiner Tagebücher und Briefe bereits drei Darstellungen erschienen, so daß in dieser Beziehung das vorliegende Werk nichts Neues bietet. Wem aber diese ebenso ansprechenden wie inhaltreichen Darstellungen auch für den Verfasser Teilnahme eingeflößt haben, dem wird auch das vorliegende Buch als ein Beitrag zur näheren Kenntnis seiner Persönlichkeit und seines Entwickelungsganges willkommen sein. Neben dem tiefen, ganz seiner Aufgabe zugewandten Ernst, treten uns in wohlthuender Weise hier aus seiner Jugend Züge der Heiterkeit, aus der Zeit seiner Missionsthätigkeit ein offener Blick für geographische Dinge und auch für politische Verhältnisse, wie z. B. die Rettung Emins durch Stanley, und endlich warme patriotische Teilnahme an der Entwickelung der deutschen Kolonien entgegen. A. Vierkandt.

Dr. A. B. Meyer. Die Philippinen. II. Negritos. Dresden, Stengel & Markert, 1893. 92 Seiten. gr. Fol. 10 Lichtdrucktafeln, 14 Holzschnitte.

Vorliegendes Prachtwerk bildet den 9. Band der Publikationen des königl. ethnographischen Museums zu Dresden. Es ist gleichsam die Fortsetzung des 6. Bandes, in welchem die Stämme Nordluzons zur Behandlung kamen, während dieser ausschließlich den Negritos gewidmet ist. Der Verfasser vereinigt hier alles, was wir über diesen interessantesten aller der Volksstämme der Philippinen wissen; seine eigenen, im Lande gemachten Forschungen, die reichen Sammlungen

Digitized by Google

des Dresdener ethnographischen Museums und die Durchsicht der gesamten, auf die Negritos bezüglichen Litteratur, lieferten dem Autor das Material zur Abfassung dieses Werkes. Es existiert in der ganzen ethnographisch-philippinischen Litteratur kein Seitenstück zu dieser Publikation, welche mit peinlicher Gewissenhaftigkeit das ausserkorene Thema behandelt. Das hohe Verdienst des Autors wird jeder ermessen können, der weiss, wie verstreut und zum Teil widersprechend die Notizen sind, welche sich über die Negritos in der älteren, wie neueren Fach- und Reiselitteratur vorfinden, und wie, bei der eigentümlichen Organisation des spanischen Buchhandels, selbst moderne, ja modernste Werke schwer, mitunter gar nicht zu erlangen sind. Zudem bemerkt A. B. Meyer in den einleitenden Worten ganz richtig: „In allgemeinen befinden wir uns in grosser Unkenntnis gegenüber den Negritos der Philippinen. Ethnographisches ist fast nur von den Lazoustämmen gesammelt, ethnologisch und linguistisch bewegen wir uns ganz auf der Oberfläche, während wir anthropologisch etwas besser orientiert sind. So viel über dieses, dem Untergange geweihte Volk auch geschrieben ist, eine eigentliche Kenntnis seiner Sitten und Gebräuche und seiner Sprache besitzen wir nicht." Was man aber über dies Volk heute weiss, das alles, aber auch alles, finden wir in A. B. Meyers vorliegendem Werke aufgespeichert.

Die Bekleidung, Schmucksachen, Gerätschaften und Waffen der Negritos werden auf den Seiten 1 bis 25 und den Tafeln 1 bis IX behandelt, die Tättowierung, Lagerplätze, Haare auf den Seiten 26 bis 32 (Tafel X); wichtig ist, dafs A. B. Meyer mit dem vielfach verbreiteten Irrtume, dafs das Haar der Negritos büschelig wachse, endgültig aufräumt. Es folgt das interessante Kapitel „Ethnographisches", „Psychologisches" und „Anthropologisches", und wir gelangen dann zu dem für die Linguistik so hochbedeutsamen Kapitel „Sprache". Hier veröffentlicht A. B. Meyer eine glänzende Arbeit: aus seinen von ihm selbst in Bataán gesammelten Vokabularien und den von andern Forschern publizierten Wörterverzeichnissen stellt er das vollständigste Wörterbuch der Negritossprache, das bisher existiert und voraussichtlich für lange existieren wird, zusammen. Diesem Wörterbuche schliefsen sich „Sprachvergleichende Bemerkungen zum vorgehenden Verzeichnisse" von Prof. H. Kern an (Seite 49 bis 67). Dann ergreift wieder A. B. Meyer das Wort, um zunächst die Verbreitung der Negritos auf den Philippinen zu erörtern, und hierauf sich mit der Frage nach der Verbreitung der Negritos ausserhalb des genannten Archipels zu beschäftigen. Den Schluss bildet ein 3½ Folioseiten umfassendes Litteraturverzeichnis.

F. Blumentritt.

Aus allen Erdteilen.

— Die Borneo-Expedition. Im Anschluss an unsere Mitteilungen in Band 65, Nr. 21 dieser Zeitschrift, wollen wir die neu eingelaufenen Nachrichten zweier Expeditionsmitglieder mitteilen. Aus einem Briefe Büttikofers vom 1. April erfahren wir, dafs der geplante Ausflug zu dem Lyang Kulung stattgefunden hat. Mit der Dampfbarkasse „Puman" fuhr die Reisegesellschaft den Kapuas und dessen Zufluss, den Mandai bis Nanga Kalis, hinauf, von wo aus die Reise mit kleinen einheimischen Ruderbooten bis zu dem Gebirgsorte Nanga Raun fortgesetzt wurde, wo man am 4. März anlangte. Dieser Ort besteht aus drei grofsen Dajakerhäusern, von denen das gröfsere auf 568 Pfählen von 5 m Höhe steht und etwa 150 m in der Länge mifst. Es enthält 30 Wohnungen für ebenso viele Familien.

Am 10. März zog Büttikofer zum Lyang Kulung, und zeigte es sich, dafs dieser Berg bedeutend niedriger sei, als die Karte angiebt. Am Fufse der senkrechten Felswand fand Büttikofer eine Art Lange, geräumige Grotte, welche er zu seinem Aufenthaltsorte bestimmte. „Man würde", schreibt er, „in derselben wohl eine Kompagnie Soldaten unterbringen können, und ich habe noch niemals eine so geräumige Station gehabt, wo ich alles so bequem haben kann, wie hier. Der Wald zu unsern Füfsen ist unser Jagdrevier, voll Hohlwege und herunter gestürzter Felsblöcke; von der Höhe der Felsenwand fiber uns wälzen sich eine grofse Zahl prachtvolle Wasserfälle in den Wald herab, in welchem sich viele Rhinocerosspuren vorfinden. Diese Tierart hat aber eine nächtliche Lebensweise, so dafs es schwer halten wird, sich ihrer zu bemächtigen. Es giebt hier keine Orang-Utangs".

Die Witterung war lange Zeit schlecht, fortwährend herrschten Nebel und Regen; dabei war die Temperatur verhältnismäfsig niedrig und Büttikofer wurde krank. Nachdem er hergestellt war, hat er am 31. März den Berggipfel bestiegen, welcher von ihm beschrieben wird als ein 1155 m über dem Meeresspiegel liegendes Hochplateau, ganz mit Wald bedeckt, worin die Wurzeln der Bäume und Gesträuche 2 m oberhalb der Erde ein grofses Labyrinth bilden; der Boden, die Stämme und Äste, alles ist mit einer dicken Moosschicht überdeckt, so dafs Stämme, welche Mannesdicke zu haben scheinen, in Wahrheit oft nur ein Finger dick sind. Es ist leicht zu begreifen, wie beschwerlich es ist, in solch einem Walde fortzukommen. Die Flora ist sehr reich und eigentümlich, die Fauna liefert bis jetzt nichts Besonderes, was Büttikofer der ungünstigen Witterung zuschreibt.

Während Büttikofer am Lyang Kulung arbeitete, verweilte Dr. Hallier auf dem benachbarten, weniger hohen Gipfel Lyang Gagang, safs Dr. Nieuwenhuis in der Nanga Raunstation und war Molengraaff, welcher ebenfalls den Gagang bestiegen hatte, wieder fortgezogen.

Büttikofer beabsichtigte, sechs Wochen an dieser Stelle zu verweilen; danach sollten alle Mitglieder der Expedition in Putus Sibau zusammentreffen und von dort aus den Kapuas weiter hinauf bis zu dem linken Zuflusse, dem Bungan, ziehen, um danach, wenn möglich, Penaneh an dem oberen Mahakkamflusse zu erreichen. Damit sollte die Expedition — Ende Juni — ihren Zielpunkt erreicht haben, denn die neueste, von Molengraaff mitgebrachte Nachricht lautete, dafs die Reise zur Ostküste Borneos nicht stattfinden sollte.

Auch von Professor Dr. G. A. T. Molengraaff ist ein Schreiben, datiert Smitan, 5. April, bekannt geworden. Er bezeugt in demselben seine volle Zufriedenheit, sowohl über die Ergebnisse seiner bis jetzt angestellten Forschungen, als auch über die Unterstützung, welche ihm die Regierungsbeamten zu Teil werden liefsen. Er rühmt ebenfalls die Schönheit der Gegend, weist aber auch auf die Schwierigkeiten hin, welche damit verknüpft sind, wenn ein Geologe und ein Zoologe zusammen reisen sollen. Auf seinen teilweise noch niemals von einem Europäer gemachten Ausflügen hat er interessante geologische Beobachtungen erzielt. „Indem alle die von mir besuchten Gegenden", schreibt er, „geologisch gänzlich oder so gut wie gänzlich terra incognita waren, habe ich viel mehr Material gesammelt, als ich sonst gethan haben würde. Vorgestern schlug ich mein 1400. Handstück."

H. Zondervan.

— Von der Nordpolarexpedition des Amerikaners Wellman sind anfangs August 1894 Nachrichten eingetroffen, welche den Verlust des für die Einschiffahrt wenig geeigneten Dampfers „Ragnvald Iarl" bestätigen. Das Schiff erreichte am 12. Mai Table Island, eine der „Sieben Inseln" im Norden von Spitzbergen, von wo es durch das verrückende Eis gezwungen wurde, auf Walden Island zurückzugehen. Hier verliefs Wellman am 13 Mann, 40 Schlittenhunden und Vorräten für 110 Tage das Fahrzeug, um auf dem Eise nach Nordosten vorzudringen, wo man neues Land vermutete. Bis dahin hatte die Expedition gutes Wetter gehabt, die niedrigste beobachtete Temperatur betrug — 29° C. Alle Expeditionsmitglieder befanden sich wohl und hofften, am 1. Oktober wieder in dem Hauptquartiere auf der Dänischen Insel (nordwestlich vom Festlande Spitzbergens) zurück zu sein. Am 28. Mai jedoch, vier Tage nachdem Wellman seine Schlittenreise angetreten hatte, wurde der Ragnvald Iarl vollständig von Eise zerdrückt, und nur wenig von den Vorräten konnte geborgen werden. Noch war es möglich, Wellmander bis Martens Island vorgedrungen war, von dem Unglücke zu benachrichtigen; er kehrte um, errichtete aus dem Wrack des Schiffes ein Haus auf Walden Island und brach am 31. Mai abermals nach Norden auf. Zehn Kilometer östlich von Platen Island, wo man auf unpassierbares Eis traf, kehrten zwei Mitglieder am 17. Juni um, während Wellman weiter vordringen wollte. Diese Leute und der Kapitän Botolfsen des verunglückten Ragnvald Iarl schifften mit einem Aluminiumboote nach Süden, wurden vom Walfischfängerschiff „Malygeu" aufgenommen und brachten vorstehende Nachricht nach Tromsö.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. Druck von Friedr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FOR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DER ZEITSCHRIFT „DAS AUSLAND".

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG von FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXVI. Nr. 9. BRAUNSCHWEIG. August 1894.

Reise nach Bougainville (Salomonen).

Von C. Ribbe.

Als ich mich in Friedrichs-Wilhelmshafen, Neu-Pommern, aufhielt und einigen der dortigen Herren mitteilte, ich beabsichtigte nach den Salomonen zu gehen, bezweifelte man die Ausführbarkeit und sah mich schon als ein Opfer der Menschenfresser an. Ich hatte schon auf meinen früheren Reisen die Erfahrung gemacht, dafs man solchem Gerede wenig Vertrauen schenken könne und beschlofs, meinen Vorsatz auszuführen. Zweck der Reise war die naturwissenschaftliche Erforschung der Insel.

Wie recht ich mit meinem Unglauben hatte, hat sich auch dieses Mal erwiesen, ich bin nun (Januar 1894) bald fünf Monate auf den Salomonen, und zwar auf den Shortslands-Inseln in der Bougainvillestrafse, mitten unter den Eingeborenen; wohne und schlafe in einem leichten Hause aus Palmenblättern, das weder Fenster noch Thürverschlüsse hat, und nicht eine Stecknadel ist mir gestohlen worden, geschweige, dafs man es gewagt hätte, mich anzugreifen. Auch auf den andern Salomo-Inseln giebt es Plätze, wo man als Europäer sich ganz gut für einige Zeit aufhalten kann; natürlich mufs man vorsichtig und mit dem allezeit bereiten Revolver versehen sein. Nicht die am Aufenthaltsorte lebenden Eingeborenen sind zu fürchten, sondern die Buschinsulaner und die von andern Inseln kommenden. Die Sache nach dem so beliebten Menschenfleisch und nach den gewünschten Menschenköpfen führt die Leute in ihren gebrechlichen Kanus weit ab von der Heimat. Natürlich fragen dieselben dann nicht danach, ob es ein weifser Mann oder ein schwarzer ist, der gefangen genommen oder totgeschlagen wird; im Gegenteil, von den Kopfjägern wird das Haupt eines weifsen Mannes höher geschätzt, als das eines schwarzen. Die menschenfressenden Insulaner jedoch verschmähen meist das Fleisch der Weifsen, da es nach ihren Aussagen zu süfs sein soll. Geradezu gräfslich ist die Art und Weise, wie z. B. die Buka- und Bougainvillekannibalen einen Gefangenen transportieren; damit er nicht davon laufen oder sich wehren kann, werden demselben mit Knütteln die Beine und Arme gebrochen. Ein so Mifshandelter wird oft tagelang von den Unmenschen in ihren schmalen Kanus bis nach der Heimat mitgeführt und erst dort durch den Tod von seinen Qualen erlöst.

Auffallend ist für die hiesige Gegend, ebenso wie für die in der Bougainvillestrafse liegenden Teile von Choiseul und Bougainville, dafs die Eingeborenen heute keine Kannibalen mehr sind. Es ist gewifs unter solchen Umständen ein Fehler der Neu-Guinea-Kompagnie und auch der deutschen Regierung, dafs die Salomo-Inseln beinahe ganz sich selbst überlassen sind; einmal im Jahre läuft der von Neu-Guinea kommende Kriegsdampfer die Shortslands-Inseln an und dann auch nur für wenige Augenblicke, gerade lange genug, um zu erfahren, ob die weifsen Händler noch nicht erschlagen worden sind. Die Eingeborenen verlachen uns geradezu, wenn wir uns auf die Hilfe eines deutschen Kriegsdampfers stützen; wo sind sie? fragen sie. Da sind die Engländer doch ganz anders; sie haben viel mehr Kriegsschiffe in der Südsee, denn jedes Jahr kommen mehrere hierher. Nicht besser ist es mit dem Schutze, den die Neu-Guinea-Kompagnie leistet, und sie wäre doch in erster Linie dazu verpflichtet. Es müfste einer Handelsgesellschaft, wie diese Kompagnie es ist, doch sehr angenehm sein, wenn es weifse Leute wagen, sich in einem so wilden und gefährlichen Lande, wie es die Salomonen sind, niederzulassen; sie müfste also doch für Schutz und Verbindung sorgen. Steuern und Abgaben mufs der in ihrem Gebiete Handeltreibende zahlen; wo er aber Schutz herbekommt, bleibt seine eigene Sache. Es ist gewifs kein leichtes Leben, welches die englischen Händler, die sich hier niedergelassen haben, führen; es ist ein steter Kampf gegen die Eingeborenen und gegen die von Australien kommenden Konkurrenten. Letztere, die keine Steuern bezahlen, die mit allen erlaubten und unerlaubten Gegenständen, wie Pulver, Blei, Patronen, Gewehren etc., handeln, kommen hierher, betzen die Eingeborenen gegen die Kompagnie und Regierung auf und fragen weder nach der einen noch nach der andern. Und auch mit Recht, denn nur auf den Landkarten ist es durch eine punktierte Linie vermerkt, dafs die nördlichen Salomonen eine deutsche Kolonie sind. Alle zwei bis drei Jahre kommt ein Schiff der Neu-Guinea-Kompagnie hierher, nicht etwa um den Leuten Schutz angedeihen zu lassen, nein! nur um Arbeiter anzuwerben und um Steuern zu erheben. Man zahlt jetzt dem Bremer Deutschen Lloyd dafür, dafs er das Schiff „Lübeck" zwischen Singapur und Neu-Pommern laufen läfst, eine ansehnliche Unterstützung, die jedoch nur der Neu-Guinea-Kompagnie zu Gute kommt. Der Dampfer „Lübeck" liegt in Herbertshöhe auf Neu-Pommern, dem jetzigen Endpunkte seiner Reise, meist fünf Tage ohne weiteren Zweck, als um auf die Post zu warten und um seine Zeit einzuhalten; in diesen fünf Tagen nun könnte er gut die Shortslands-Inseln anlaufen, zwei Tage hin und zwei Tage zurück würde die ganze Reise in Anspruch nehmen. Man wende nicht ein, dafs es unvorteilhaft wäre, wenn der Dampfer bis nach den Shortslands-Inseln laufe, da er dort auf so gut wie keine La-

Digitized by Google

dnng rechnen könnte; die Verhältniese in Neu-Pommern sind in dieser Hinsicht nicht viel besser, denn auch dort erhält der Dampfer so gut wie keine Ladnng. Das wäre ja auch nicht der Hauptzweck. Ich wünschte, die stete Verbindnng zwischen Neu-Pommern nnd den Salomoneu würde eingerichtet, dafs der vom Reiche unterstützte Dampfer dazu beitrüge, unseren Handel in der Südsee zu beleben und das Ansehen der deutschen Flagge zu verbreiten. So nur könnten die Salomonen nnabhängig von Australien und englischen Erzeugnissen werden, die jetzt noch, statt deutscher, den Markt behaupteu.

Wir verliefsen, Mr. Tyndal und ich, in einem kleinen zweimastigen Kutter die kleine in der Bougainvillestrafse gelegene Insel Faisi, auf welcher genannter Herr mit seiner Familie seinen Wohnsitz hat, am Morgen des 12. Dezembers 1893 bei klarem, aber sehr windigem Wetter; kaum waren wir aus der zwischen Faisi und Poporang gelegenen Passage heraus, als wir auch einen steifen Nordost bekamen, der unser Boot tüchtig herumwarf und die eine Seite beinahe unter Wasser drückte. Mit rascher Fahrt liefen wir längs der Küste von Alu und Sanai hin, das Aufseuriff mit kurzem Krenzen umgehend. Beinahe jede Welle ging über das gut gedeckte Boot, uns bis auf den letzten Faden nafs machend. Gegen vier Uhr nähernten wir uns der Küste von Bougainville, der Wind liefs nach, ja starb, da wir im Schutze der Küste waren, beinahe ganz ab, so dafs wir noch ein gutes Stück rudern mufsten.

Die Küste der Insel an dieser Stelle, so weit man sie mit dem Auge nach beiden Seiten verfolgen konnte, ist flach nnd eben, nur an zwei oder drei Stellen erheben sich unmittelbar am Strande wenige 100 m hohe Hügel. Alles ist mit üppigem, grünem Walde bedeckt; am Strande grüfsen die melancholisch mit ihren Blättern rauschenden Casuarinen, den Europäer an die heimischen Nadelholzwälder erinnernd. Im Hintergrunde erscheinen hohe, himmelanstrebende blaue Berge, die ziemlich steil, ohne viel Thäler und Zerklüftungen aufzuweisen, den Horizont nach Nordwesten abschliefsen. Es sind diese das Kronprinz-Gebirge, das mit seinen höchsten Spitzen gegen 2300 m erreicht. Nur ein schmaler, hügeliger Streifen Landes liegt zwischen der Strandebene und dem Gebirge, und auch dieser ist wie die Ebene mit üppigem Baumwuchs bestanden, wohingegen das Gebirge nur an einigen Stellen mit Wald bedeckt zu sein scheint.

Am Strande waren keine Hütten oder Kanus zu sehen, da die Dörfer im Inneren ein paar Kilometer vom Strande entfernt liegen. Wir verbrachten eine ruhige, mondhelle Nacht auf dem Kutter. Kurz nach Sonnenaufgang machten sich vier von nnseren sechs Leuten wohlbewaffnet auf, nm nach den zwei Dörferu Suriei und Takerei zu marschieren und den Eingeborenen mitzuteilen, dafs wir da wären, um Kopra zu tauschen. Wir hatten den ganzen Vormittag vor uns, um die Tauschwaren zurecht zu legen, nnd uns so für das am Abend zu erwartende Geschäft vorzubereiten. Unsere zwei zurückgebliebenen Leute fuhren mit unserm kleinen Boote am Strande entlang, nm mit Dynamit Fische zu schiefsen, kamen auch nach knrzer Zeit mit einer reichlichen Beute an Fischen zurück, die, auf Holzkohlen gerösfet, eine angenehme Abwechselung beim Mittagsmahle gaben.

Kurz darauf wurden wir vom Strande aus angerufen; wir sahen mehrere Eingeborene, zugleich auch verschiedene Haufen von Kopra; das Boot ging an das Land, brachte Waren und Leute zu uns an Bord nnd nun begann das Geschäft. Bevor ich dasselbe schildere, will ich erwähnen, dafs wir unsere Gewehre und Revolver bereit liegen hatten. Man läfst die handelnden Insulaner nur von der einen Seite an Bord kommen; einer der Europäer ist mit den Schwarzen beschäftigt, während der andere ausschaut, dafs nichts gestohlen und nicht etwa ein plötzlicher Mordversuch unternommen wird. Ein solcher Handel ist gerade keine Annehmlichkeit, denn er ist langwierig nnd langweilig. Der Besitzer von mehreren hundert getrockneten, auf Schnüren gezogenen Kokosnüssen wird selten selbst die Ware zum Tausche anbieten, er wird vielmehr immer einen bis zwei Unterhändler wählen, die beinahe stets mehr verlangen, als der übliche Preis ist. Vor Abschlufs des Tausches wird erst jeder der Leute, die gekommen sind, gefragt, ob man auch mit dem Gebotenen zufrieden sein kann. Von den Preisen der verschiedenen Gegenstände haben die Leute gar keinen Begriff; sie machen manches Mal anfangs lächerlich hohe Forderungen, und sind dann zum Schlufs mit ganz geringwertigen Sachen zufrieden. Ein Fadeu gedruckter Stoff, 65 Pfg. wert, erzielt z. B. 100 Kokosnüsse, eine Thonpfeife, $2^1/_2$ Pfg. wert, erzielt 10 Kokosnüsse, ein halblanges Messer = 40 Pfg., 50 Kokosnüsse, ein grofses Messer = 100 Pfg., 100 Kokosnüsse, eine Schachtel Wachsstreichhölzer = 4 Pfg., 10 Kokosnüsse, eine Maultrommel = 15 Pfg., 30 Kokosnüsse, ein Beil = 100 Pfg., 100 Kokosnüsse u. s. w. Man kann aus dieser kleinen Tabelle ersehen, wie verschieden die Kokosnüsse mit den verschiedenen Waren bezahlt werden, und dafs die Eingeborenen von dem wirklichen Werte einer Sache keinen Begriff haben. Wie man sieht, ist der ganze Handel ein reines Tauschgeschäft; derselbe bringt dem Trader (Händler) hohen Gewinn, so dafs er, der für jede Tonne Kopra (= 6000 Nüsse) 3 Pfd. Sterl. bezahlt, 4 bis 5 Pfd. Sterl. an einer solchen gewinnt, denn er erhält 7 bis 8 Pfd. Sterl. für ein solches Quantum von den herumfahrenden, Kopra einkaufenden Schiffskapitänen.

Die auf Bougainville am meisten beliebten Waren sind Beile, Äxte von $^1/_4$ und $^1/_2$ m Länge und Taschenmesser, ferner grofse blaue und rote Perlen zu Halsschnüren, kleine rote, blane, weifse Stickperlen znm Anfertigen von Schmucksachen, Armringe aus Porzellan, Tabak, Pfeifen, dünne bedruckte Kattune, rotes und weifses Zeug, Streichhölzer, Hobeleisen zum Bearbeiten von Holz, Spiegel und Maultrommeln. Die Eingeborenen stehen unter sich in lebhaftem Handelsverkehr; bis weit in die Berge hinein gehen die von den Händlern eingetauschten Waren, von Stamm zu Stamm natürlich höher bewertet, so dafs man im Inneren von den Buschinsulanern wohl 300 bis 400 Kokosnüsse für ein Beil erhält, das am Strande mit 100 Nüssen bezahlt wird.

Es ist noch nicht lange her, dafs die Zustände an der Bougainvilleküste leidlich sichere sind. Noch vor einigen Jahren schlugen die Eingeborenen jeden, der ihre Küste betrat, tot, das heifst, wenn sie es ohne Gefahr thun konnten. Sie hatten zu dieser Unduldsamkeit ihre guten Gründe, denn so lange sie denken konnten, waren sie von ihren Nachbarn auf den Shortslands-Inseln befeindet und gebrandschatzt worden; jedes Jahr machten die Leute der letzteren Inseln grofse Kriegs- und Raubzüge nach dem grofsen Lande, wie sie es nennen, um Sklaven und Mädchen zu erlangen und um ihren Sitten nnd ihrem Aberglauben gemäfs Menschen zu erschlagen: wenn nämlich einer ihrer Häuptlinge oder sonst ein beliebter Mann oder eine solche Frau starb, wenn ein Haus gebant, oder wenn ein grofses Kanu in das Wasser gebracht wurde, so mufsten die Teufel versöhnt und gutgesinnt gemacht werden, und deshalb mufsten immer eine Anzahl Leute ihr Lebeu lassen. Heutigen Tages herrscht jedoch zwischen den

Digitized by Google

betreffenden Stämmen Friede, man geht nach andern Teilen von Bougainville, wenn man zu obigen Zwecken Menschen erschlagen will. Der Kopraandel war es hauptsächlich, der solche ruhigeren Zustände schuf, denn die Shortslands-Insulaner sahen sehr bald, nachdem die Kopraändler zu ihnen gekommen waren, dafs es für sie von grofsem Vorteile wäre, mit den benachbarten Bougainville-Insulanern in Frieden zu leben, da es dort auf der grofsen Insel grofse Pflanzungen von Kokospalmen gab, und die Kopra sehr billig zu haben war, so dafs sich für die Bewohner der Shortslands-Inseln ein sehr guter Zwischenhandel eröffnete. Sie verwendeten sowohl an den von den Händlern erhaltenen Waren, als auch an der eingetauschten Kopra.

Meine Erfahrungen über die Eingeborenen von Bougainville will ich im folgenden niederlegen. Wohl die ganze Insel, mit Ausnahme der höheren Gebirge und des südöstlichen Teiles, ist stark, wenn man den Mafsstab für hiesige Verhältnisse anlegt, bevölkert. Diese Bevölkerung zerfällt in zahlreiche kleine Stämme, die meist nur ein Dorf bilden; jeder Stamm, jedes Dorf steht unter einem Häuptling, der seine Macht auf seine persönliche Kraft und seinen Reichtum begründet, der sich aber in der Lebensweise und im Aussehen ganz und gar nicht von seinen Landsleuten unterscheidet. Die Dörfer sind ähnlich wie die auf Neu-Pommern und Neu-Lauenburg angelegt, d. h. man baut die Häuser nicht bei einander, sondern jede Familie hat ihren eigenen Ort, einen kleinen Hügel, eine Schlucht, einen Felsen, auf welchem sie ihr Heim aufbaut, natürlich nicht zu weit voneinander, doch so, dafs z. B. ein Dorf von 100 Einwohnern sich auf ein Gelände, welches eine Stunde im Umkreise hat, ausdehnt. Jedes Haus ist mit einer leichten, jedoch widerstandsfähigen Einfriedigung umgeben. Die Leute befinden sich teilweise noch in der Steinzeit oder haben diese erst ganz kurze Zeit hinter sich; vielfach sieht man noch Beile und Äxte, aus Stein und Muscheln gearbeitet, die Stelle von Messern vertreten, scharfgeschliffene Perlmuttermuscheln. Angelhaken werden aus Perlmutter, aus Schildpatt und Knochen gefertigt. Sehr viel Sorgfalt wird auf die Lanzen und Pfeile verwendet, es sind beinahe alles Kunstwerke, die sorgfältig in Blätter gewickelt werden, damit sie durch Biegen oder durch Anstofsen nicht leiden. Lanzen sowohl wie Pfeile sind mit Widerhaken aus Fledermausknochen versehen; eine Wunde von solch einem Pfeil oder einer solchen Lanze ist wohl die gräfslichste, die jemand erhalten kann, und man weifs in solchem Falle gar nicht, wie die eingedrungene Waffe aus der Wunde zu entfernen ist, denn die elastischen Widerhaken spreizen sich bei dem Herausziehen und verursachen, dafs die Spitze der Waffe sich um so fester einbohrt. Eine Brust- oder Leibwunde hat beinahe immer tödlichen Ausgang, da ein Entfernen der eingedrungenen Waffe unmöglich ist. Welche Gewalt ein Pfeil hat, kann man sich vorstellen, wenn man hört, dafs einem Manne auf 50 m Abstand beide Waden durchschossen wurden, der Pfeil dann in einen neben dem Getroffenen stehenden Baum ging und beide, Mann und Baum, aneinander nagelte, und zwar so fest, dafs der Verwundete nur mit Hilfe seiner Genossen aus seiner Lage befreit werden konnte.

Ferner verstehen die Bougainville-Eingeborenen sehr hübsche Armringe aus dreifarbigem Bast zu fertigen; rothe, gelbe und schwarze Streifen werden zu zollbreiten Streifen zusammengeflochten, und zwar mit Hilfe von Nadeln, die aus Fledermausknochen gefertigt sind. Auch ganz nett gearbeitete Körbchen und Taschen werden gemacht, zum Aufbewahren von Betelnuss, Tabak u. s. w.

Natürlich ist bei einem so wilden Volke die vollständige Nacktheit gebräuchlich, nur die Weiber tragen einen schmalen, rotgefärbten Grasbüschel vor der Scham. Da, wo europäische Händler hinkamen und hinkommen, hat sich die laba laba, ein schmales Lendentuch, sehr bald eingebürgert und wird von beiden Geschlechtern getragen. Der Bongainviller liebt es, seinen Körper zu verzieren; die gröfste Sorgfalt verwendet er auf sein Haar, indem er dasselbe, damit es sich nach aufwärts gewöhnt, in Düten von Bananenblättern einpackt. In die Ohrläppen werden Löcher gebohrt, die durch Einschieben von angefeilten Blättern von Pandanus erweitert und dann mit Ringen, Perlen u. s. w. verziert werden. Die Erweiterungen werden meist so grofs, dafs die Fleischfaden beinahe bis auf die Schultern herabhängen, häufig auch zerrissen sind und dann nur die beiden Fleischlappen herabhängen. Gern steckt der Mann in diese Löcher eine Streichholzschachtel oder seinen Pfeifenkopf und hat dadurch für diese Gegenstände einen sicheren und bequemen Aufbewahrungsort. Die Gesichter sind meist stark tättowiert, jedoch ohne Einreihung von Farben; auf den Armen, auf der Brust und auf den Schultern werden Brandnarben, die oft 1 cm hoch sind, angebracht. Der Nasenknorpel wird durchstochen und in das dadurch entstandene Loch ein sauber gearbeitetes Stück Perlmutter oder sonstige weifse Muschel gesteckt. Auf der Stirn werden Stirnbänder, gefertigt aus kleinen Cypriamuscheln, getragen, und dieser Schmuck scheint sehr geschätzt zu sein, denn mit vieler Mühe gelang es mir, in den Besitz eines solchen Stirnbandes zu kommen. Tanz und Spiel scheint bei jenen Insulanern beliebt zu sein, denn man findet verschiedene Gegenstände, die darauf hinweisen, so z. B. werden grofse Landschneckenhäuser auf Schnüre gezogen und zu Bändeln vereinigt, um beim Tanzen damit zu klappern.

Vielweiberei ist überall gebräuchlich; die Frau ist die Sklavin des Mannes, sie mufs die Felder bebauen, die meiste Hausarbeit verrichten und für die Erziehung der Kinder sorgen. Die Moralität scheint keine grofse zu sein. Die Sklaverei in sehr milder Form ist auf Bougainville auch gebräuchlich; meist sind es auf Kriegszügen erbeutete Kinder, die zu diesem Loose verurteilt sind. Von Früchten werden angebaut Taro, Yams, Sweet-Potatoes, Bananen und Kokospalmen. Da der Wilde ein starker Raucher ist und nicht immer Tabak von den Händlern erhalten kann, so baut er seinen eigenen Tabak, der ganz leidlich wäre, wenn die Leute eine bessere Behandlung des Rohstoffes verständen; so wie sie ihn jetzt zubereiten, ist er für einen europäischen Raucher ganz unbrauchbar, denn selbst wenn man ihn im Freien raucht, verursacht er einen solch abscheulichen Gestank, dafs man nach einmaligem Versuche gern auf den absonderlichen Genufs verzichtet. Betel wird gekaut, doch in anderer Form wie bei den Malaien, von welchen die Eingeborenen doch sicher diese Unsitte gelernt haben: es wird kein Tabak dazu genommen, auch kein Gambir, sondern nur die reine Betelnuss mit ein wenig gebranntem Kalk.

Ich erwähnte, dafs der Genuss des Betels von den Malaien zu den hiesigen Schwarzen gekommen sei; auch noch andere Anhaltspunkte, dafs die Malaien und die Salomoner früher in irgend einer Beziehung gestanden haben, giebt es, und zwar bietet dieselben die Sprache. Gezählt wird beinahe so, wie bei vielen malaiischen Stämmen. Elea, dua, epiza, ehati, lima, ouomo, fitu, ahi, ulima, lafulla, sina die Zahlen von 1 bis 10. Satu, dua, tiga, amput, lima, anam, tatjn, delapan, sembilan, sapula, dieselben auf malaiisch; 100 heifst hier ratu, auf malaiisch ratun u. s. w. Leicht möglich ist es, dafs in

Digitized by Google

längst vergangenen Zeiten die Handelsprauen der Malaien bis hierher gingen und daſs die Malaien so den Schwarzen einen Teil ihrer Bildung beibrachten.

Der Charakter der Eingeborenen in diesem Teile von Bougainville ist kein bösartiger; ich meine hierbei natürlich nur die dicht am Strande wohnenden Insulaner. Sie haben sehr bald erkannt, daſs der Handel mit den weiſsen Händlern ihnen nur Vorteil brachte, daſs es für sie wenig Zweck hätte, dieselben totzuschlagen, weil sie sich selbst damit den Weg, die so heiſs gewünschten Tauschwaren zu erhalten, verschlieſsen würden. Gegen 50 Meilen weit in der Bougainvillestraſse, an beiden Seiten der Insel, sind die Verhältnisse ganz leidlich; in Gieber, in Siwuei, in Ako, Mukakuro, Lowelei, Takerei wird ein weiſser Mann kaum einen Angriff zu gewärtigen haben; trotzdem betritt keiner der Händler das Land, er haudelt mit den Leuten nur mit dem Revolver oder der Winchesterbüchse in der Hand, er traut ihnen nicht und er hat darin auch Recht, denn durch unvorsichtiges Gebaren, durch Unachtsamkeit wird der habgierige Wilde leicht verführt und schlägt den ahnungslosen, vertrauenden Händler nieder, tötet und beraubt ihn. Erwähnen will ich zu Ehren der Eingeborenen in diesem Teile von Bougainville, daſs in den letzten Jahrzehnten kein weiſser Mann erschlagen oder auch nur angegriffen wurde.

Ich würde mich keinen Augenblick besinnen, mit sechs Neu-Hannoverdienern, die natürlich gut bewaffnet sein müſsten, einen Aufenthalt von mehreren Monaten in Ako, Suriei oder Takerei zu nehmen. Die dortigen Eingeborenen stehen schon lange genug mit weiſsen Händlern und Handel treibenden Aluesen in Beziehung, um ganz gut zu wissen, daſs, wenn sie einen weiſsen Mann angreifen, das nicht ungerächt bleiben wird.

Auch eine Reise nach dem Gebirge lieſse sich machen, und zwar mit Hilfe des Häuptlings von Ako; Fergussen, der Häuptling von Sanai, mit dem ich die Angelegenheit besprach, äuſserte sich dahin, daſs es keine Schwierigkeiten böte, sich gut Freund mit dem Erstgenannten zu machen, daſs man dann von ihm weiter an die landeinwärts wohnenden Stämme empfohlen würde und so allmählich vorrücken könnte. Einzig und allein zu fürchten sei die Unwissenheit der sehr zahlreichen Bergbevölkerung in Beziehung auf Feuerwaffen; diese Leute kennen die Wirkung einer Kugel nicht. Man kennt Fälle, wo die angreifenden Bergbewohner die mit Gewehren Bewaffneten verhöhnten und fragten, was sie denn mit ihren knallenden Stöcken wollten. Eine weitere Schwierigkeit wäre, Leute zu bekommen, die bis auf die Berge mitgehen, um Proviant u. s. w. zu tragen. Die Alubewohner und die Strandbewohner in Bougainville sind viel zu furchtsam, sie werden nur in der äuſsersten Not mitgehen, bei einem Überfall aber den Europäer allein seinem Schicksale überlassen. Dagegen würden 15 bis 20 Neu-Hannoveraner oder Neu-Mecklenburger Burschen genügen, um überall in Bougainville hingehen zu können, sie sind gezwungen, bei dem weiſsen Manne auszuhalten, da sie im fremden Lande sind und unter denselben Bedingungen den Eingeborenen gegenüber stehen als jener; auch bei ihnen hieſse es, entweder siegen oder sterben.

Wir verliefsen die Küste von Bougainville nach kurzem Aufenthalte und kehrten mit guter Brise nach Sanai und Faisi zurück. Lange noch hafteten meine Augen an dem Lande, lange noch schweiften sie hinauf an das Kronprinzgebirge, indem ich dachte, was für eine prächtige Gegend zum Ansiedeln, zum Anlegen von Plantagen die grofse Ebene sei. Gesundes Terrain, Wasserreichtum, guter Boden, alles, was ein Pflanzer wünscht, ist da vorhanden, genügende Arbeitskräfte unter den Eingeborenen, gute Häfen, sicheres Fahrwasser für die gröfsten Schiffe. Fürwahr, in Deutschland weifs man es gar nicht zu schätzen, was für schöne und vielversprechende Kolonieen wir haben. Ich will den Tag, wo sich deutsche Männer entschlieſsen, Plantagen auf Bougainville anzulegen, als einen der besten in meinem Leben verzeichnen; gerade die Salomonen sind es, auf die man bei kolonialen Unternehmungen sein Augenmerk richten sollte; sie sind es, die von allen unseren Kolonieen am besten und am reichsten von der Natur hierzu ausgestattet sind, die wirklich verdienen, daſs sie nicht als Stiefkind, sondern als bestes und schönstes im Kranze der Südsee-Inseln betrachtet zu werden.

Haus und Hof im Braunauer Ländchen.

Von Dr. Ed. Hawelka. Römerstadt [1]).

Durchwandern wir das Braunauer Ländchen, so bemerkt man bei jedem Dorfe dieselbe Flurteilung, dieselbe Bauart der Gehöfte. All dies zeugt von der Einheitlichkeit der Besiedelung, aber auch von dem zähen Festhalten an dem Althergebrachten.

Die stattlichen Bauernhöfe ziehen sich zu beiden Seiten des Baches hin, hoch oben am Überschwemmungsufer. So genieſst man den Vorteil, das Wasser in unmittelbarer Nähe zu haben, ohne die verheerende Wirkung der tückischen Gebirgsbäche fürchten zu müssen.

Der Hof liegt an der Schmalseite der Hufe, die sich in einem langgestreckten Rechtecke bis zur Grenze der Dorfgemarkung hinzieht. Die Hufe ist die grofse fränkische Königshufe, im Ausmafse von 150 Morgen.

Da ersehen wir nun sofort den Plan der Besiedelung. Der Bach, dessen breites Wiesennfer sich keilförmig in den Urwald einbohrte, war der Ausgangspunkt der Dorfanlage.

Der Vogt setzte zu beiden Seiten des Baches die Grenzen des Dorfes fest, und nun war es Sache des Schulzen und seiner rüstigen Schar, ans Werk zu gehen. Da erhielt denn jede Familie eine Hufe zugewiesen; der Schulze zwei und rasch erstanden die ersten unförmigen Blockhäuser der Kolonisten. Von hier aus wurde der Wald immer mehr zurückgedrängt, bis endlich an der Dorfgrenze ein geringer Teil übrig gelassen wurde, der in Zukunft das Brenn- und Baumaterial zu liefern hatte.

So mag es wenige Decennien nach der Besiedelung gewesen sein, und so hat es sich bis zum heutigen Tage erhalten. Die Hufe blieb und bleibt ungeteilt.

Unten am Bachesrande zieht sich die Hauptstrafse hin, von der die einzelnen Fahrwege zu den Bauernhöfen

[1]) Vergleiche dazu Globus, Bd. 65, Nr. 4. Die deutsche Besiedelung und die Namen des Braunauer Ländchens in Böhmen von demselben Verfasser. Benutzt wurden die Quellen: Lippert, Das Leben der Vorfahren, Prag 1882, S. 169 ff. — Dr. Meringer, Das Bauernhaus und dessen Einrichtung in Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien 1891, 21. Bd., S. 101 ff. — Meitzen, Das deutsche Haus in seinen volkstümlichen Formen, Berlin 1882. — G. Landau, Der Hausbau II. Der Bauernhof in Thüringen und zwischen der Saale und Schlesien. Beilage zum Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichte- und Altertumsvereine 1862. — Dr. Weinhold, Die Verbreitung der Deutschen in Schlesien. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Stuttgart 1887.

Digitized by Google

abzweigen. Zwischen je zwei Hufen, wohl auch mitten durch die Hufen, laufen die Feldwege, so dafs das Ganze

gröfseren Bauernhofe. Vor uns liegt links das Wohnhaus, dessen Schmalseite der Gasse zugekehrt ist, rechts

Fig. 1. Die Fluren von Barzdorf und Märzdorf. Braunauer Land.

einen wohl abgerundeten Besitz bildet. Der Bauer ist ein kleiner Fürst in seinem behäbigen Besitztume.

Diese Flurteilung ist altfränkisch; ebenso auch die Bauart der Höfe. Wohl nirgends, soweit Franken wohnen, hat sich die alte Flurteilung, die alte Bauart der Bauernhöfe so ursprünglich, so rein erhalten, wie in dem weltabgeschiedenen Winkel des Braunauer Ländchens.

Das Kärtchen zeigt die Flurteilung der Dörfer Barzdorf und Märzdorf nach der Generalstabskarte von Österreich-Ungarn von J. Erben (Fig. 1).

Das Charakteristische der fränkischen Banart beruht in der Trennung des Hauses von Scheuer und Schuppen. Während das sächsische Bauernhaus diese drei Hauptgebäude unter einem Dache vereinigt, bildet der fränkische Hof ein Viereck, dessen eine Seite das Wohnhaus mit dem daranstofsenden Stalle, die andern Seiten die Scheuer, der Schuppen und das Ausgedinge bilden. Diese vier Gebäude umschliefsen die geräumige „Hofreite".

Biegen wir von der Landstrafse ab, so gelangen wir durch eine schattige, mäfsig ansteigende Allee zu einem

das kleine, schmucke Ausgedinge, in dem die früheren Hofbesitzer wohnen. Zwischen beiden Gebäuden wölbt sich das mächtige Eingangsthor, links daneben befindet

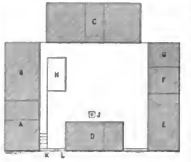


Fig. 2. Plan eines Braunauer Gehöftes.
A Wohnhaus. B Ställe. C Scheuer. D Ausgedinge. E Schuppen. F Holzkammer. G Schweinestall. H Düngerstätte. J Brunnen. K Thor. L Eingangspforte.

sich eine kleine, stets offene Ausgangspforte.

Durch letztere betreten wir den Hof und erblicken vor uns die Scheuer, die ein oder zwei grofse Durchfahrten besitzt, so dafs man unmittelbar von den dahinterliegenden Feldern auf die Tenne einfahren kann (Fig. 2).

Zur Rechten befindet sich der Schuppen für die Wagen und Ackergerätschaften[2]) und daran stofsend, unter demselben Dache, die Holz- und Kohlenkammer, daneben der Schweinestall, über dem sich die Hühnersteige befindet.

Inmitten des Hofes steht mitunter ein schön verzierter „Taubensöler"; doch befindet sich der Taubenschlag oder die Taubenbühne — alle drei Ausdrücke sind gebräuchlich — meist an der Langseite des Wohnhauses unter dem Dache.

[2]) Von den Ackergeräten haben die Eggen und der schmale, zum Furchenziehen bestimmte Pflug eigene Dialektausdrücke. Die Eggen nennt man „Aida", und zwar: „Zinkaaida" und „Schaflia-aida", je nachdem die eisernen Spitzen

Digitized by Google

Die Lage des Brunnens ist natürlich verschieden. Den Abschluss der Hofreite bilden das Wohnhaus und die Stallungen, beide unter einem Dache. Vor den Stallräumen liegt der mächtige Düngerhaufen.

Die Zwischenräume zwischen den einzelnen Gebäuden schliefsen nach aufsen Zäune ab, die aus starken Bohlen

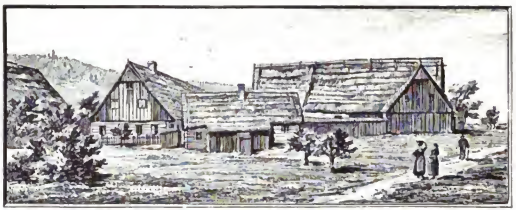


Fig. 3. Braunauer Bauernhof. Nach einer Aufnahme von A. Zocher, Braunau.

bestehen, auf denen ein kleines Schindeldach angebracht ist, sogenannte Pultzäune (Fig. 3).

Das Material, aus dem diese einzelnen Gebäude aufgeführt sind, ist verschieden. In den Gebirgsdörfern

Balken sind dann weifs ausgestrichen, mitunter ist der ganze Bau weifs getüncht. Der Fachwerkbau findet sich selten vor. Die Streber, Ständer und Riegel sind dann schwarz oder braun gefärbt und kontrastieren lebhaft mit den weifsen, dazwischen liegenden Lehmfeldern.

In der Ebene dagegen ist meist Sandstein oder auch Ziegel an Stelle des Holzes getreten. Das Ausgedinge ist meist aus Stein. Mitunter sind Scheuer und Schuppen aus Holz, das Wohnhaus und die Stallungen dagegen aus Stein.

Fig. 4. Hauptgebäude eines Braunauer Bauernhofes. Nach einer Photographie von A. Zocher.

hat sich der alte Blockhausbau in seiner ursprünglichen Einfachheit erhalten. Die Fugen zwischen den einzelnen

Charakteristisch ist aber bei all diesen Bauten die Bedeckung mit dem Schauben-, dem Strohdache, das sich seiner Wärme und Billigkeit wegen, trotz der Feuergefährlichkeit, trotz behördlicher Verbote, bis heute erhalten hat. Mag auch eine Feuersbrunst, die zuerst im Strohdache Nahrung gefunden, das ganze Gehöfte eingeäschert haben, der Bauer führt zwar dann die Gebäude aus Stein auf, bedeckt jedoch das Dach wieder mit Schauben und zahlt die vorgeschriebene Strafe.

zinken- oder schaufelförmig sind. Obengenannter Pflug heifst „Rührhöken" (rühren, aufrühren und haken). Die langstieligen Holzhammer, mit denen man vor dem Eggen die Erdschollen zerschlägt, führen den bezeichnenden Namen „Klüsserkloppa". Zum Sensendengeln dient das „Dengelgezouke". Dieses besteht aus einem kleinen Amboís, einem kleinen Hammer, dem „Wetzestein", der in dem dazugehörigen Kuhhorn, der „Wetzekietze", steckt.

Digitized by Google

Nachdem wir nun im vorliegenden das Gehöfte im allgemeinen, seine Einrichtung und das Baumaterial kennen gelernt haben, wenden wir uns dem Hauptgebäude zu, das die Wohn- und Wirtschaftsräume und die Stallungen unter einem Dache enthält.

Die schmale oder Giebelseite des stets ebenerdigen Hauses liegt gegen die Dorfstrafse; gewöhnlich befindet sich vor ihr ein kleines Vorgärtchen (Fig. 4). Wie aus der beigefügten Abbildung (aufgenommen von A. Zocher, Braunau) ersichtlich ist, münden die Thüren in den Hofraum.

Schnallendrücker und wird nachts mittels eines Holzriegels von innen gesperrt. Mitunter findet sich vor der Hausthür noch eine Halbthür, das „Gatter".

Der vorliegende Grundrifs, entworfen nach einer Zeichnung des Brannauer Baumeisters Wilde, veranschaulicht uns die innere Einrichtung eines Bauernhauses. Die beigegebenen Mafse sind in Metern ausgedrückt. (Fig. 5).

Die Flur geht durch die ganze Breite des Hauses. In derselben finden sich verschiedene Geräte für die

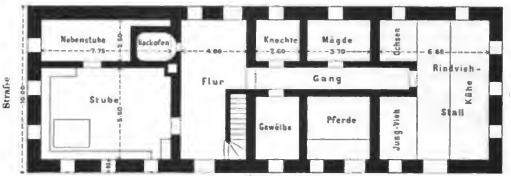


Fig. 5. Grundrifs des Braunauer Bauernhauses.

Die erste Thür links vom Beschauer geht in die Hausflur, die zweite in den Pferde-, die dritte in den Rinderstall. Links über der Flurthür sehen wir unter dem Dache die Tanbenbühne untergebracht. Neben dem Pferdestalle hängen unter einer vorspringenden Traufe die Geschirre.

Milchwirtschaft, die „Brotolmer" (Brotschrank), und rückwärts beim Backofen stehen die Backgeräte. Rechts neben der Thür führt die Sölerstiege auf den Boden (Söler). Unter derselben geht gewöhnlich eine Fallthür in den Keller. In demselben steht der „Milchschroin" (Milchschrein), zwei längs der Wand laufende Balken

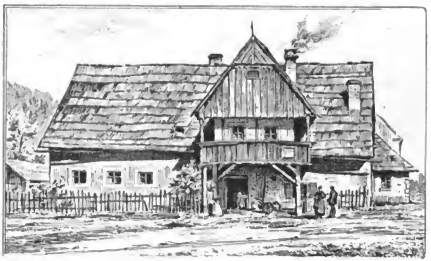


Fig. 6. Schmiede in Braunau. Nach einer Photographie von A. Zocher.

Links von der Flurthür sind die drei Fenster der Wohnstube, rechts die zwei Fenster des Gewölbes. Die Bohlenwände sind weifs getüncht. Das Dach ist mit Schauben gedeckt und trägt eine höchst befremdliche moderne Zugabe, den Blitzableiter.

Im Dache befinden sich mehrere kleine Dachfenster, die „Bodenkaffer". Vor den Stallungen liegt der grofse Düngerhaufe, und zwischen diesem und dem Hause zieht sich die „Saspe" hin, ein breiter Gehweg aus Saudstein, zu dem mehrere Stufen rechts von der Flurthür aus emporführen.

Treten wir nun durch die erste Thür in die Hausflur ein. Die Hausthür hat in den alten Häusern noch einen

mit Aushöhlungen zum Hineinstellen der Milchschüsseln (Aschlan).

Die Aschlan sind flache Thonschüsseln mit einem Loche am Boden, welches mit einem Holzzapfen verstopft wird.

In die Flur zurückgekehrt, geht man rechts durch einen breiten Gang in den Rinderstall. In diesen Gang münden die Thüren der Knechte- und Mägdekammer und die des Gewölbes. In diesem ist verschiedener Hausrat aufgespeichert, so leere Bettstellen, Kleiderolmern, Läden (Truhen) mit Wäsche und Betten etc.

Am Ende des breiten Ganges liegt der Rinderstall, in dem das Zug-, Nutz- und Jungvieh in gesonderten

Digitized by Google

Ständen untergebracht ist. Die breite Decke des grofsen Raumes stützt ein gewaltiger Tragepfosten, die „Saule", neben der ein grofser Einbrenntrog steht. Das sind die Räumlichkeiten rechts von der Hausflur.

Links von derselben liegt die Stube und das „Nabastübla" (Nebenstübchen). Die Stube ist der Raum, in dem sich das ganze Leben des Hauses konzentriert. Hier finden die gemeinsamen Mahlzeiten statt, hier verbringen Herrenleute und Gesinde gemeinsam die langen Winterabende. Rings um die Stube laufen rot oder braun angestrichene Sitzbänke. Licht erhält die Stube durch zwei Gassen- und drei Hoffenster. Der Stubenthür gegenüber ist der „Gebatwinkel", eine Art kleiner Hausaltar mit einem Kruzifix und Heiligenbildern. Darunter steht der grofse Eichentisch. Diagonal gegenüber befindet sich der Ofen. Hier steht der warme Freund des Hauses, der schwarzbraune Kachelofen! Wie ein mächtiges Vorgebirge schiebt er sich in die Stube herein. Rings um ihn sind Sitzbänke angebracht und laufen herum laufen die „Ufastenglan" (Ofensteugeln) zum Wäschetrocknen. Zwischen Stuben- und Kachelwand liegt die „Helle". Dieser altehrwürdige Kachelofen ist nun meist verschwunden und hat einem modernen Plattenofen Platz machen müssen. Früher befanden sich an dem Ofen auch Zwingen zum Festhalten der Kienspäne, „Schlaissa" genannt. Mitunter hatte man auch „Schlaissaleuchter", etwa 2 m hohe Gestelle, an denen man oben den Span befestigte. Jetzt leuchtet man mit Öl oder Petroleum.

An der Stubenwand hängt das „Topfbrat", ein offener Geschirrschrank und der „Tallerrechen", eine Leiste, auf der die Teller stehen; darunter befinden sich Haken zum Aufhängen der Krüge. Rechts von der „Stüblathür" hängt die Wandubr, der „Saicher". Die Querbalken der Stubendecke ruhen auf einem grofsen Längsbalken, der „Reste", der wiederum in der Mitte von der „Saule" gestützt wird. Das Nebenstübchen ist eine Art guter Stube und dient als Schlafzimmer. Am „Sölet" (Boden) werden die Getreide-, Klee- und Heuvorräthe aufbewahrt.

Während der Bauernhof ein geschlossenes Viereck darstellt, ist der Hof des kleinen Wirtschafters oder Gärtners offen.

Bei der Mehrzahl der Steller- oder Gärtnerhäuser findet sich auch noch ein vorspringender, einstöckiger Steinbau, das „Porstübla" (Emporstübchen). Es enthält unten ein Gewölbe oder einen Stall, oben eine bessere Stube.

Bei Schmieden und Schenken findet sich das Porstübla noch sehr oft, und zwar als Erker, der an der Langseite des Hauses über der Hausthür aus dem Dache hervorspringt und auf Pfeilern ruht, so dafs unten ein freier Raum, die sogenannte „Labe" (Laube) entsteht. Bisweilen ist oben vor dem Porstübla noch eine Loggia, im Dialekt „Polats" (aus dem slavischen Pawlatsche) oder auch „Geländer" genannt, angebracht (Fig. 6).

In der Stadt Braunau findet sich noch hier und da alte Blockhäuser, deren Oberstock weit vorspringt und durch Tragbalken gestützt werden muss, so dafs vor dem Unterstocke Lauben hinlaufen. Die Häuser sind meist weifs getüncht und besitzen hohe, steile Schindeldächer.

Die zahlreichen Feuersbrünste, vor allem aber der alles zerstörende Nivellierungsprozess unserer Zeit, haben unter diesen alten Häusern mächtig aufgeräumt.

Die mohammedanische Frau.

Von Mustafa Bei[1]).

Den Kulturzustand eines Volkes kann man am besten bemessen, wenn man den Kultnrgrad der betreffenden Frau abmifst, versuchen wir daher die mohammedanische Frau in Afrika abzuschätzen. Es ist das nicht leicht, denn in Afrika giebt es verschiedene Völker, und je nachdem hat die mohammedanische Religion ihren Einflufs auf sie ausgeübt und verändernd auf sie eingewirkt. Da sind zunächst zu unterscheiden die beiden grofsen Völkergruppen der Weifsen und Schwarzen, die Araber und Berbervölker, endlich unter den Schwarzen die Haussa-, Bornu-, Uadaineger und endlich unter diesen die Pullo, wenn wir sie der schwarzen Bevölkerung zuzählen wollen. Jedes dieser Völker hat nun den Glauben modifiziert und nach seinen früheren Gebräuchen abgeändert, aber das eine, den Grundbestand des mohammedanischen Glaubens: „es giebt nur Einen Gott und Mohammed ist sein Gesandter", blieb für die meisten mafsgebend. Aber innerhalb dieses Glaubens haben sich, ebenso wie bei all den andern Religionen, die dem Glauben an einen Gott huldigen, unendlich viele Nuancen gebildet, die doch von allen als rechtgläubig anerkannt werden. Freilich, soweit wie in der christlichen und jüdischen Religion sind die Mohammedaner noch nicht fortgeschritten, dafs sie direkt an der Existenz des Einigen persönlichen Gottes zu zweifeln wagen, oder wenigstens sie thun es heute nicht mehr. Denn in den Ländern, wo die Mohammedaner untermischt mit Christen gewohnt haben, aber auch nur in diesen, haben sie jedenfalls gezweifelt.

Der Mohammedaner glaubt übrigens nicht. Beim Glauben, was ja nichts anderes ist, als etwas für wahr halten, was man nicht gewifs weifs, ist immer ein leichter Zweifel gestattet. Der Mohammedaner geht aber viel weiter, er bezeugt. Er sagt z. B. nicht, ich glaube an einen Einigen Gott, sondern ich bezeuge, es giebt einen Einigen Gott.

So sind denn die religiösen Vorschriften für die Ehe in der 4. Sure des Koran ganz genau festgestellt und jede Mohammedanerin findet darin genug, woran sie sich zu halten hat. Indes sehen wir auch, dafs die stets fortschreitende Civilisation sich über die mohammedanischen Religionsansichten siegreich hinweg setzt, und zwar, wie nicht anders zu vermuten ist, am meisten und deutlichsten im mohammedanischen Staate von Ägypten. Und zwar keineswegs erst jetzt, nachdem es unter der christlichen Herrschaft seit einigen Jahren lebt, sondern viel früher, schon zur Zeit des alten Chedive Ismail. Fürchtet Ihr, gegen Waisen nicht gerecht sein zu können, so nehmt nach Gutbefinden nur eine, zwei, drei, höchstens vier Frauen[2]), heifst es in der 4. Sure. Also vier Weiber ist den Mohammedanern zu heiraten erlaubt, und die Beherrscher islamitischer Länder machten meist, wie

[1]) Mustafa Bei gehört zu den besten Kennern Afrikas, worüber seine zahlreichen Schriften Auskunft geben. Er hat im Maghreb als Arzt gelebt; in Mikenes war er der erste Mediziner, der sich durch ein Schild mit der Aufschrift „Mustafa mensuni tobib un djrahti" (Mustafa der Deutsche, Arzt und Wundarzt), vor seinen marokkanischen Kollegen auszeichnete. Er hat es bis zum Leibarzte des Sultans gebracht und diese Einblicke in das Leben der Mohammedaner gewonnen. Mustafa Bei ist daher vorzugsweise geeignet, über die Frauen der Mohammedaner zu schreiben. Red.

[2]) Koran, übersetzt von Dr. Ullmann.

Digitized by Google

auch der Sultan der Türkei noch heute, den ausgiebigsten Gebrauch hiervon. Ja, da der Gesandte (Mohammed) hinzugefügt hat, die Gläubigen könnten so viel Kebsweiber nehmen, als sie zu ernähren vermöchten, so bildete sich bei den Reichen das Haremswesen heraus, das bei dem Vornehmsten, z. B. dem Sultan der Türken, eine Höhe erreichte, die wohl kaum dem Bestande des so sehr von den Juden und Christen hochgehaltenen Königs Salomo nachstand. Es ist bekannt, daſs dem Sultan der Türkei alljährlich eine besonders schöne Tscherkessin zugeführt wird.

In Ägypten emancipierten sich zuerst die Prinzessinnen anfangs der 70er Jahre. Sie kleideten sich vollkommen à la français, d. h. sie legten die neuesten Pariser Moden an, von Verschleierung war kaum noch die Rede, auf alle Fälle war der kleine Schleier so dünn, daſs die strahlenden schwarzen Augen der Inhaberinnen voll hindurchdrangen. Der Saïi (Vorläufer) und die die Prinzessinnen begleitenden Eunuchen hatten Befehl, nicht hinderud die Neugierigen zurückzuweisen, während es früher einem Djaur unmöglich war, die Prinzessinnen zu beobachten. Ja, in demselben Zeitraume verschworen sich alle Prinzessinnen, bei der Verheiratung auszumachen, daſs ihre Männer nur eine Frau nehmen sollten. Ob dies indes durchgeführt worden ist, weiſs der Verfasser nicht anzugeben, jedenfalls hatte der verstorbene Chedive nur eine Frau und der jetzige ist noch ledig.

„Nehmt keine Götzendienerin zur Frau", heiſst es in der 2. Sure, „bis sie gläubig geworden." Wahrlich, eine gläubige Sklavin ist besser, als die freie Götzendienerin, und wenn sie auch noch so sehr euch gefällt. Verheiratet auch keine an einen Götzendiener, bis er gläubig geworden, denn ein gläubiger Sklave ist besser, als der freie Götzendiener, und wenn er auch noch so sehr euch gefällt. Diese rufen euch zum Höllenfeuer, Gott aber zum Paradies und zur Sündenvergebung nach seinem Willen. Er zeiget den Menschen seine Wunder, auf daſs sie seiner gedenken.

So dachte aber die zwanzigjährige Prinzessin M. in Kairo nicht. Sie war verheiratet gewesen an einen reichen, aber mehr als doppelt so alten Pascha, der noch streng nach den alten koranischen Regeln sein ganzes Haus regierte. Er hatte einen großen Harem und sein Thaleb (mohammedanischer Geistlicher) gab ihm in allem Recht, namentlich wenn er zur höheren Ehre Gottes genügend zahlte. Es kam zu Schwierigkeiten zwischen ihm und der Prinzessin, die so weit gingen, daſs die Prinzessin verlangte, von ihrem über 60 Jahre alten Gatten geschieden zu werden. Es existieren im Koran über die Scheidung genaue Vorschriften. Die Prinzessin M. setzte nun durch, daſs sie nicht nur ihren alten Gatten verlassen durfte, sondern daſs dieser auch ihr Heiratsgut herausgeben muſste, und die zwanzigjährige, wunderhübsche Prinzessin bezog ein eigenes Palais.

Prinzessin M. war, wie wir sagen würden, ein emancipiertes Frauenzimmer. Nicht nur fuhr sie spazieren mit zwei europäisch gekleideten Dienern, hatte eine französische Hofdame, sondern sie ging eines Tages, nur von einem Diener und der Hofdame begleitet, in ein französisches Restaurant, lieſs sich dort Essen geben, wobei auch ein Glas Rotwein nicht fehlte.

Der Gesandte (Mohammed, Gott gebe ihm den ewigen Frieden) hat den Wein nicht ausdrücklich verboten, nur gesagt, daſs es sündhaft sei, ihn zu trinken. In der 2. Sure heiſst es: „Auch über Wein und Glücksspiel werden sie dich befragen. Sage ihnen, in beiden liegt eine schwere Versündigung, aber auch Nutzen für die Menschen; doch ist die Versündigung den Nutzen überwiegend." Die Prinzessin M., die zweifelsohne den Koran kennt, denn eine jede ägyptische Prinzessin wird aufser in alle Zweige des europäischen Unterrichtes, auch ins Arabische eingeweiht, wurde aber diesmal gestört in ihren civilisatorischen Gewohnheiten, denn sie erhielt vom Chedive eine ernstliche Verwarnung und einen dreimonatlichen Hausarrest. Eine ägyptische Prinzessin in einem europäischen Restaurant, das war doch noch nie dagewesen, da müſsten sich ja die Gebeine unseres gnädigen Herrn Mohammed in Medina im Grabe herumdrehen! Aber es sollte noch besser kommen. Kaum hatten sich die internationalen Klatschbasen in Kairo, unterstützt darin von den Haremsträgerinnen, über diese Excentricität der Prinzessin M. in etwas beruhigt, so ging das Gerücht, die Prinzessin M. sei mit ihrem Leibarzte zusammengezogen und lebe mit ihm wie Mann und Frau. Und nicht blofs Gerücht war es, nein, es entsprach so sehr der Wahrheit, daſs sie beide noch heute zusammenwohnen.

So sehen wir, daſs auch im Islam, aber langsam und von oben her, civilisiert wird, und sollte einmal ein wirklich freiheitlich gesinnter Herrscher an die Regierung kommen, dann wird es bald mit der Pfaffenherrschaft ein Ende nehmen. Denn auch im Islam gilt der Grundsatz: alles, was ich sage, ist Gottes Wort, und doch hat es niemand weder gehört, noch gesehen.

Man glaube übrigens keineswege, daſs Mohammed (Gott erhöre seine Gebete!) die Frauen verachtete. Im Gegenteil, er befreite sie aus der gräfslichen Lage, in der sie bis zu seiner Zeit von seinen Landsleuten gehalten waren. Es ist ein glänzender Beweis, daſs der Islam die Religion der Schwachen und auch der Unterdrückten war, daſs Mohammed (der Geliebte Gottes!) der Beschützer der ganzen schwächeren Menschenhälfte wurde, die bis dahin unterdrückt gelebt hatte. Die Frauen wurden aus der tiefen Erniedrigung, ans der elenden Knechtschaft, worin sie bis dahin die Autorität der Männer gehalten hatte, befreit. Dies könnte paradox erscheinen, es ist aber nichtsdestoweniger die Wahrheit. Man muſs sich erinnern, daſs in Arabien bis zur Zeit Mohammeds (Gott lasse sein Antlitz über ihm leuchten!) und selbst noch zu seiner Zeit, die Frauen kaum angesehen wurden als zur selben Art wie die Männer gehörend; sie bildeten eine untergeordnete Klasse von Menschen, der Unwissenheit und der Verführung geweiht. Die Geburt einer Tochter wurde als eine Schande und als ein Unglück betrachtet, ja oft infolge eines schrecklichen Mifsbrauches der väterlichen Gewalt getötet die Araber ihre Töchter oder begruben sie lebendig.

Wenn man nun auch zugiebt, daſs Mohammed (der Liebling Gottes!) das Schicksal der Franen zu verbessern suchte und es thatsächlich auch gethan hat, so läſst sich nicht leugnen, daſs er den Männern ihr Leben in die Hand gab. Und der Koran ist nun eigentlich das wirkliche Civilgesetzbuch der Mohammedaner, wie es die Bibel für die Juden und Christen sein sollte. Nur mit dem Unterschiede, daſs bei den christlichen Völkern den Bibelkundigen seit langem das Schwert aus der Hand gewunden ist und dafür ein bürgerliches Gesetzbuch eingeführt wurde, während bei allen mohammedanischen Völkern heute noch der Kadi (d. h. der geistliche Richter) Recht spricht.

Welche Macht giebt aber Mohammed (daſs Gott ihn erhöre!) seinen Anhängern, indem er in der 2. Sure sagt: „die Weiber sind eure Äcker, kommt in euren Acker, auf welche Weise ihr wollt."

Digitized by Google

Bei meinen Reisen war mir aufgefallen, und namentlich in Tuat war das der Fall, dafs ich so ungemein viel auf Hadjels, d. h. Witwen, stiefs. Auf meine Frage, wie das komme, antwortete mir mein Gewährsmann, das sei sehr einfach, hier gelte das Gesetz, wenn ein Moslim seiner Frau überdrüssig geworden sei, so genüge ein einfacher Fluch von ihm, um sie zu verstofsen, eine gerichtliche Scheidung sei deshalb nicht nötig. Und doch hat der Prophet im Koran ganz genau die Fälle dargelegt, weshalb man sich scheiden lassen könne. In der 2. Sure heifst es: „Gott ist gnädig und milde, die, welche gelobet, sich von ihren Frauen zu trennen, sollen vier Monate es bedenken, nehmen sie das Gelübde dann zurück, so ist Gott versöhnend und barmherzig. Bestehen sie dann aber durchaus auf Ehescheidung, so hört und weifs es Gott auch. Die geschiedene Frau mufs dann noch so lange warten, bis sie dreimal ihre Reinigung gehabt und sie darf nicht verheimlichen, was Gott in ihren Leib geschaffen, wenn anders sie an Gott und den jüngsten Tag glaubt. Doch billiger ist es, dafs der Mann, wenn sie es wünscht, sich wieder ihrer annimmt, und dafs sie gegenseitig miteinander nach bekannter Vorschrift umgehen, jedoch hat der Mann die Herrschaft über sie. Gott ist mächtig und weise. Die Ehescheidung ist zweimal erlaubt, dann müfst ihr sie in Güte behalten oder mit Vermögen entlassen. Es ist euch nicht erlaubt, etwas von dem zu behalten, was ihr ihnen vordem geschenkt; es sei denn, dafs man fürchtet, die Gebote Gottes nicht erfüllen zu können. Fürchtet ihr aber wirklich, die Gebote Gottes nicht erfüllen zu können, so ist es keine Sünde, wenn sie sich durch ihr Vermögen auslöhnt. Dies sind die Vorschriften Gottes, übertretet sie nicht. Wer sie übertritt, gehört zu den Frevlern. Trennt er sich nochmals von ihr (nämlich zum drittenmal), so darf er sie nicht wiedernehmen; oder sie müfste zuvor einen andern Mann geheiratet haben und dieser sich von ihr scheiden lassen, dann ist es keine Sünde, wenn sie wieder sich vereinigen, insofern sie vermeinen, die Gebote Gottes erfüllen zu können. Dies sind die Vorschriften Gottes, welche er bekannt gemacht dem Volke, das verständig ist. Wenn ihr euch nun von euren Frauen trennt und ihre bestimmte Zeit ist um (nämlich die vier oben beschriebenen Monate), so müfst ihr sie entweder nach Billigkeit behalten oder entlassen. Haltet sie aber nicht mit Gewalt zurück. Wer solches thut, der versündigt sich. Fürchtet Gott und wisset, dafs er allwissend ist. Wenn ihr euch von euren Frauen scheidet und ihre bestimmte Zeit ist gekommen, dann hindert sie nicht, einen andern Mann zu nehmen, wenn sie sich nach Billigkeit einigen wollen“ etc. etc.

Hier finden wir also bestimmte Vorschriften über die Trennung oder Scheidung des Mannes von seinen Frauen. In Tuat aber braucht der Mann nicht vier Monate zu warten, ein einfacher Fluch genügt, um die Frau von ihm zu trennen. Und der Kadi hat nichts dagegen einzuwenden. Wenn nun auch Mohammed (Gott stärke ihn in seinem Thun!) thatsächlich die Frau, so wie sie zu seiner Zeit lebte, auf einen höheren Standpunkt gestellt hat, und für die Zukunft branchte er ja nicht zu sorgen, da er sie nicht kannte, so ersehen wir aus allem, wie wenig er für die Stellung der Frauen gethan hat. Bis sie zu dem Standpunkte kommen, auf dem wir uns heute befinden, ist noch ein himmelweiter Unterschied. Die Mohammedanerin ist in der That nur ein Stück, eine Sache, die in allen Fällen gegen den Mann zurückstehen mufs. „Männliche Erben sollen so viel haben als zwei weibliche“, sagt Mohammed (der Liebling Gottes!) in der vierten Sure, und schon hierdurch charakterisiert er, wie wenig er von den Frauen im allgemeinen hält. Noch zahlreiche derartige Bestimmungen finden sich im Koran, aus allen geht aber hervor, dafs die Frau ein dem Manne bedeutend untergeordnetes Wesen ist. Wie weit steht es noch hinter dem allgemein anerkannten christlichen Wesen zurück, ja wie weit entfernt ist es von unserem heutigen Standpunkte der gleichen Berechtigung der Frau mit dem Manne.

Sehen wir so die mohammedanische Frau mit mehr oder weniger Unterschied bei den Arabern in ihrer Lage verharren, so hat sich doch bei den Berbern ihre Stellung insoweit verändert, als sie hier weniger die Religion, als den civilen Gesetzen angepafst war. Die Berber haben ja im allgemeinen den Koran angenommen, aber aus dem Koran nur die Satzungen beibehalten, die nicht mit ihren eigenen Kanons im Widerspruche standen. So wird bei einzelnen Stämmen von ihnen die Beschneidung nicht ausgeführt, andere trinken Wein und essen Schweinefleisch, und bei noch andern Stämmen geschieht die Nachfolge durch die Frau, d. h. der Sohn der Schwester des Manues ist Nachfolger. Dann haben die Berber die Unsitte der Vielweiberei nicht angenommen, sondern sind alle einbeweibt. Und dies zieht sich durch alle Berberstämme, ob dieselben dem Rif, Djudjura, dem Atlas oder den Tuareg angehören. Weil der Islam, wie alle andern monotheistischen Religionen, leicht zu einer unumschränkten Priesterherrschaft führt, so haben sich die Berber gehütet, etwas anderes aus der mohammedanischen Religion zu nehmen, als was nicht mit ihren Kanons in Übereinstimmung stand. Ja, die Berber waren so vernünftig, Gesetze zu geben, die das zu enge Zusammenleben mit den Schürfa (Abkömmlinge Mohammeds) verbot. Wie Kapitän Aucapitain berichtet, giebt es in der Gesetzsammlung von Tanrirt und Anakrom der grofsen Kabylie das Gesetz, wer sich ins Einvernehmen mit Schürfa, als da sind vom Stamme der Uled Ali, Scheliden oder andern Marabutin setzt, zahlt 50 Realen Strafe. Die Schürfa nun spielen ungefähr dieselbe Rolle in der mohammedanischen Religion, wie bei uns die Jesuiten. Welches Unheil haben aber seit den tausend von Jahren diese angestiftet! Wie viele Kriege und Grausamkeiten, begangen zur gröfseren Ehre Gottes, wären vermieden worden, wenn diese Träger der Religion nicht existierten. „So steht es geschrieben“, verkündeten beide, und doch konnte niemand beweisen, wer es geschrieben hatte.

Aus einer im Oktober 1858 veröffentlichten Gesetzgebung der Kabylen am Orte Thaslent ersehen wir auch, dafs es den Männern besagter Ortschaft verboten war, mit den Frauen zu disputieren, einerlei, ob die Frau angreifender Teil war oder nicht. Hätte indes die Frau erwiesenermafsen zuerst angefangen, so mufste ihr Mann Strafe zahlen, sonst aber der, welcher mit ihr Streit gesucht hatte. Der Berber hat nie den Islam begriffen, wie wir dies am deutlichsten in der Stellung der Frau unter ihnen sehen. Für den Juden und das Arabertum ist die Religion die Hauptsache, und auch Jesus ist von dieser Lehre nicht frei zu sprechen, er will die Nationalität auslöschen, um an ihre Stelle einen Religionsstaat zu setzen. Moses sowohl wie Mohammed dachten sich in ihrem beschränkten Gesichtskreise die Welt so klein, dafs darin nur ein Volk, das von ihnen „auserwählte“, wohnen konnte, alle andern Völker waren

Digitized by Google

nur zufällig da, worauf keine Rücksicht zu nehmen war. Weil nun die Berber nie die mohammedanische Religion verstanden haben, denn der Koran durfte ja nur als eine von Gott angegebene Sprache in Arabisch gelehrt werden, und da dieses Arabisch bis auf den heutigen Tag unverständlich für sie geblieben ist, so ist die Stellung der Frau trotz der mohammedanischen Religion, eine viel höhere geblieben.

Werfen wir jetzt noch einen Blick auf die Staaten im Inneren von Afrika, die zum Teil die mohammedanische Religion angenommen haben. Ich sage zum Teil, denn ganz herrschend ist der Islam in keinem Lande geworden, selbst in Bornu, wo er doch seit Jahrhunderten Eingang gefunden hat. Das Verschleiern der Frauen, das den Mohammedanerinnen doch durch den Koran geboten ist, ist nie in Gebrauch gekommen, daran ist einmal das Nichtverstehen der heiligen Sprache Schuld, dann weil die vornehme Bevölkerung dieser Sitte nicht nachgekommen ist. In Bornu sowohl, wie in den Haussastaaten, ist der vornehme Mann mohammedanisch. Er hält sich seinen Faki, der ihm arabisch vorbeten muß, das Volk aber wird nicht dabei berücksichtigt. Und über die vielen Gebräuche, die in der mohammedanischen Religion erforderlich sind, damit das Gebet bis zum Himmel aufsteigen kann, sind die Faki meistens selbst schlecht unterrichtet. Das ist daselbe, wie in Sansibar, wo ich häufig einen vorbetenden Neger darauf aufmerksam machen mußte: „Mein Gott, du betest ja falsch, bei diesem Ausrufe Allah akbar (Gott ist der größte) mußt du ja die Verbeugung machen, sonst steigt das Gebet nicht auf zum Himmel!“ Und die Leute fanden hinterher, daß ich, der Christ, immer recht hatte. In Bornu und den Haussastaaten ist die Frau mehr Frau geblieben und trotz des Islam nicht zu einer Sache herabgewürdigt worden. Wie oft habe ich sie abends beim Mondenscheine sich vergnügen gesehen, ganz frei und unverschleiert tanzten sie auf öffentlichen Plätzen, besuchten sich gegenseitig und tauschten Neuigkeiten aus. Daß aber auch den Frauen im allgemeinen, d. h. der Nichtmohammedanerin, ein gewisser Edelsinn nicht fehlt, erzählt uns Denham, der gelegentlich seines Aufenthaltes in Bornu folgenden Vorfall berichtet: „Abde Nibbe (Abd el Nebbi), der ein kräftiger Mann aus Towergha [2]) war, da er sah, daß mehrere seiner Gefährten den Tod erlitten — sie waren in Wadai in die Hände des Sultans gefallen — und bemerkte, daß der Strick um seine Hände nicht fest angezogen sei, beschloß, doch wenigstens seinen Versuch zu machen, sein Leben zu retten; er zerriß den Strick und floh auch den Bergen zu; zweimal holten sie ihn wieder ein, zweimal entkam er wieder, er erhielt drei Wunden mit einem Speer und eine mit einem Messer, wodurch ihm fast die rechte Hand abgeschnitten wurde. Die Nacht kam indes heran und er kroch in eine Höhle, die der Aufenthalt junger Hyänen gewesen war und noch sein mochte. Dort blieb er drei Tage und Nächte, bis der rasende Hunger ihn zwang, seinen Zufluchtsort zu verlassen; aber es war die Frage, wohin er gehen sollte, wem konnte er unter einem so grausamen Volke trauen? War es sein Bruder oder sein vertrauter Busenfreund? Nein, es war des Mannes letzter und bester Trost eine Frau, gegen die er in seinem Glücke freundlich gewesen, mit der er vertraut geworden war, und er war überzeugt, daß sie nicht undankbar sein, ihn nie verraten würde. Er hatte sich auch nicht getäuscht! Sie nahm ihn auf, gab ihm Nahrung, wusch seine Wunden und verbarg ihn sieben Tage“ etc. etc., diese Frau nun war eine Heidin, sie war nicht um die menschlichen Gefühle gekommen, wie sie die mohammedanische Religion im Menschen erdrückt.

Derartige Züge könnte ich zu hunderten anführen, aber immer wird man finden, daß es heidnische Frauen sind, die die Urheber der verschiedensten Thaten sind. Die mohammedanische Religion erstickt jede edlere That, und weil sie der Frau die Rolle einer Sklavin oder einer Sache zuweist, läßt sie es nicht zur Bildung einer Familie kommen.

So sehen wir, daß der Mohammedanismus keineswegs günstig auf das Loos der Frauen gewirkt hat, obschon nicht geleugnet werden soll, daß Mohammed das Schicksal der Frauen verbessert, im Hinblick zu dem, wie sie es vorher — wenn anders die Schilderungen davon wahr sind — hatten. Der Islam ist in der That die kulturfeindlichste Religion der ganzen Erde, denn ohne Frau ist eine wahre Civilisation unmöglich.

[2]) Eine Stadt in der Nähe von Mesurata.

Der Hausurnenfund von Seddin, Kreis Westpriegnitz.

Ein Beitrag zur Zeitbestimmung der Hausurnen. Von A. Lissauer. Berlin.

Im Jahre 1888 wurde bei Seddin, Kreis Westpriegnitz, ein Hügelgrab entdeckt, dessen Inhalt, soweit er erhalten ist, in das königliche Museum für Völkerkunde in Berlin gelangte. Nach Mitteilung des Direktors der vorgeschichtlichen Abteilung, des Herrn Dr. Voß hierselbst, der sich unmittelbar nach dem Bekanntwerden des Fundes an Ort und Stelle begab, war die Urne selbst zwar schon gehoben und ganz zerbrochen, allein er konnte doch sicher feststellen: 1. daß dieselbe eine Hausurne war; 2. daß sie, wie die Hausurne von Unseburg (in demselben Museum), ein kegelförmig ausgezogenes, an der Spitze abgerundetes Dach und darin 3. eine hochgelegene Einsteigethür besaß, welche durch zwei bronzene Lochstäbe geschlossen war. Neben der Urne hatten ein Schwert, ein kleiner Hohlcelt von seltener Form und das Beschläge eines wahrscheinlich hölzernen Gefäßes gelegen, in derselben ein Kamm, ein mit der Spitze nach oben gerichtetes Messer und eine Pincette, beide reich mit halben und ganzen S-förmigen Linien verziert — alles aus Bronze.

Sämtliche Beigaben, sowie die beiden Verschlußstäbe wurden von dem Herrn Bauunternehmer Heinke in Perleberg dem königlichen Museum für Völkerkunde geschenkt. — An dem Hausurnenfunde selbst ist hiernach nicht zu zweifeln; derselbe ist auch als solcher in dem Kataloge des Museums (sub. I f. 2678 bis 2682) verzeichnet, wie ich mich mit gütiger Erlaubnis des Herrn Direktor Voß, der mir die Veröffentlichung dieses Fundes gestattete, selbst überzeugte [1]).

Von besonderem Interesse ist das Schwert, weil es die beste Leitform für die Zeitbestimmung der Hausurnen bildet. Daselbe (Fig. 1) gehört zu der Gruppe der Antennenschwerter, welche bekanntlich dadurch charakterisiert sind, daß die äußersten Griffenden spiralig zusammengerollt sind — der Name rührt von Désor her —, während der übrige Teil des Griffes, die Klinge selbst und die

[1]) Bisher ist dieser Fund nur von Weigel in einem polemischen Artikel gegen Carus Sterne (Globus, Bd. 61, S. 113) kurz angeführt.

Digitized by Google

Verbindung von beiden ganz nach dem Typus der Schwerter von Moerigen, einem Pfahlbau der jüngsten Bronzezeit im Bieler See, gestaltet sind. Das Schwert von Seddin ist im ganzen etwa 50 cm lang, die Klinge allein 40 cm lang und bald unter dem Griffansatz 3,4 cm breit, zwischen den Spiralen ragt der Griffdorn noch 2 cm frei hervor, Griff und Klinge sind besonders gegossen und durch eine Niete miteinander verbunden.

Das Verbreitungsgebiet der eigentlichen Antennenschwerter ist ein ziemlich ausgedehntes. Außer in der Westschweiz kommen sie noch vor in Italien bis nach Corneto in Etrurien, in Frankreich besonders im Rhonethal, ferner den Rhein hinab bis zum Main, dann in

Fig. 1. Antennenschwert von Seddin.

Norddeutschland bis nach Ostpreußen, besonders häufig in Brandenburg, Pommern und Westpreußen, weiter nördlich in Dänemark und Schweden bis nach England, während sie in Österreich mehr vereinzelt, wie in Vorarlberg, Steiermark, Oberösterreich und Mähren auftreten. Obwohl ihre Form in diesen verschiedenen Gegenden etwas variiert, so bezeichnen sie doch überall, wo sie auftreten, dieselbe Kulturperiode, nämlich die Übergangszeit von der Bronze zum Eisen, welche in Italien als Periode von Villanova, im Norden als jüngere Bronzezeit, in Österreich als Beginn der Hallstattkultur bekannt ist. Sie werden einerseits oft nur mit Bronzen, wie in Seddin, dann wiederum mit spärlichen Eisenresten, wie in Vetulonia in Etrurien [2]), in den Gräbern Benacci in Bologna [3]) zusammen gefunden; anderseits führen sie schon in die Eisenzeit selbst hinüber, wie in Liebenow bei Reetz in der Neumark, von wo ein Schwert aus Eisen mit Antennengriff aus Bronze herstammt [4]). Mit der Ausbildung der eisernen Waffen verschwinden sie, wie in Hallstatt, wo übrigens nur ein einziges Exemplar gefunden worden, gänzlich; sie können daher nicht von langer Dauer gewesen sein, da das Eisen, einmal erkannt, schnell die Waffen und Werkzeuge von Bronze verdrängte.

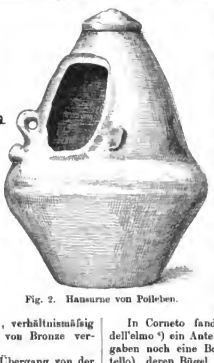


Fig. 2. Hausurne von Polleben.

Wenn nun auch im Süden dieser Übergang von der Bronze zum Eisen sich etwas früher vollzogen haben wird, als im Norden, so kann der Zeitunterschied nicht sehr grofs sein, da damals schon ein ausgedehnter Bernsteinhandel von der Nordsee bis jenseits der Alpen hin betrieben wurde, wie die mit diesen Schwertern zusammen gefundenen Schmucksachen beweisen. So lagen in einem Grabe (39) auf dem Grundstücke Benacci in Bologna, welches ein Antennenschwert enthielt, außer vielen andern Gegenständen, zwei Schlangenfibeln, welche mit Bernstein von wunderbarer Bearbeitung reich besetzt waren, ferner eine Nadel mit sechs Bernsteinknöpfen [5]); desgleichen im Grabe 494 neben dem Antennenschwerte unter andern Beigaben ein Bernsteinring u. a. m. In Vetulonia fand Falchi [6]) in einem Grabe so viele Bernsteinperlen, dafs er deren Gesamtgewicht auf 4 kg schätzte, und wenn auch dieses Grab kein Antennenschwert enthielt, so gehört doch die ganze Nekropole derselben Periode von Villanova an; ebenso ist in den bronzezeitlichen Pfahlbauten der Westschweiz Bernstein häufig nachgewiesen worden.

Erwägt man ferner, dafs diese Antennenschwerter am zahlreichsten in Mitteleuropa von der Schweiz bis zur Ostsee hin gefunden werden und höchst wahrscheinlich von der Schweiz aus, wo sie sich aus dem Typus von Moerigen entwickelt haben, ebenso wohl nach Italien, wie nach der Ostsee exportiert wurden, so wird man zu dem Schlusse gedrängt, dafs die Verbreitung derselben im Norden wie im Süden zeitlich nicht weit auseinander liegen kann, wie Montelius dies aus andern Gründen ebenfalls gefolgert hat [7]).

Gerade diejenige Varietät, welcher das Schwert von Seddin angehört, mit kleinen Antennen von wenig mehr als einer Windung, mit drei erhöhten Querbändern an der Griffsäule, deren mittelstes nur wenig gröfser oder ebenso grofs ist, wie die beiden andern, ohne Parierstange, finden wir auch in Italien nicht nur in dem grofsen Depotfunde von St. Francesco in Bologna und in dem Museum des Zeughauses von Turin, sondern auch in den Nekropolen von Corneto und Vetulonia, welche durch ihre Hausurnenfunde so berühmt geworden sind. Allerdings ist bisher keines dieser Schwerter mit einer Hausurne in einem Grabe zusammen gefunden worden, wie bei Seddin; allein wir kennen andere charakteristische Beigaben, welche die Gleichzeitigkeit beweisen.

In Corneto fand man in einem Grabe (la tomba dell'elmo [8]) ein Antennenschwert und außer andern Beigaben noch eine Bogenfibel mit Schlafscheibe (a piatello), deren Bügel mit Golddraht umwickelt ist, ferner ein dreifüfsiges Bronzetischchen (vassojo) mit konkaver Scheibe und zwei kleinen Schalen und ein halbmondförmiges Messer (cultro lunato). — Eine gleiche Fibula wurde nun mit einer Hausurne zusammen in einem Grabe sowohl in Vetulonia [9]), wie in Corneto [10]) gefunden; nur ist der Bügel hier mit Bronzedraht umwickelt

[2]) Falchi, Vetulonia. Firenze 1891, S. 180.
[3]) Notizie degli scavi 1882, p. 146.
[4]) Monatsblätter d. G. f. Pommersche Geschichte etc. 1892, S. 52.
[5]) Notizie degli scavi 1889, p. 316.
[6]) L. c., p. 172.
[7]) Om Tidsbestämning, p. 129.
[8]) Ghirardini in Notizie degli scavi 1882, p. 162 bis 170. T. XII u. XIII.
[9]) Falchi, Vetulonia, p. 78.
[10]) Ghirardini, l. c., p. 171 et 173.

Digitized by Google

und in Vetulonia einfach, während er in der tomba dell'elmo aus zwei mit Golddraht umwickelten Stäbchen zusammengesetzt ist, — sonst ist die Form aller drei Fibeln wesentlich dieselbe, a piatello. In zwei Hausurnengräbern von Corneto fand man ferner ein dreifüßiges Tischchen (vassojo) und in dem einen ebenfalls ein halbmondförmiges Messer (coltro lunato), wie in jener tomba dell'elmo mit dem Antennenschwert, in welcher die verbrannten Knochen nicht in einer Hausurne, sondern in einer sogenannten Pagodenurne oder Urne vom Villanovatypus enthalten waren. Es kann hiernach keinem Zweifel unterliegen, daß die Hausurnen von Corneto und Vetulonia mit den Antennenschwertern gleichalterig sind, wie dies für die nordischen Urnen durch den Fund von Seddin erwiesen wird.

Freilich gilt dies zunächst nur von derjenigen Gruppe der nordischen Hausurnen, welche, wie die von Seddin, eine hochgelegene Einsteigethür in einem kegelförmig ausgezogenen Dache haben, dessen Spitze entweder abgerundet, wie bei den Hausurnen von Burgkemnitz, Rönne und Unseburg (Berlin) oder spitz zugewölbt ist, wie bei der Hausurne von Pollehen (Fig. 2), welche übrigens die Form der italischen einhenkligen Pagodenurnen zeigt [11]), wie Taramelli richtig bemerkt [12]), allerdings ohne die eigentümliche Verzierung: wesentlich ist bei allen Hausurnen dieser Gruppe, daß die Thür oben im Dachteile gelegen ist. Dagegen zeigen die italischen Hausurnen jener Zeit bereits eine Eingangsthür im unteren Teile des Hauses, ferner First, Giebeldach, Fenster und andere Charaktere des vorgeschrittenen Hausbaues (Fig. 3) [13]). Indessen ist hierbei folgendes zu erwägen. Wenn auch in Deutschland bisher Hausurnen mit Firstlinie und Giebeldach, wie die von Wilsleben und andere erst aus späterer Zeit, der Zeit des jüngeren Lausitzer Urnentypus oder dem Ende der Hallstattperiode bekannt geworden sind, so darf daraus nicht geschlossen werden, daß sie selbst oder deren Vorbilder nicht schon früher existiert hätten; immerhin dürfen wir, was aus dem Funde von Seddin folgt, zunächst nur für die Hausurnen ohne Firstdach mit Einsteigethür gelten lassen. Darin werden wir noch durch folgende Thatsache bestärkt. Nicht nur die meisten italischen Hausurnen, sondern auch die reichen, zum Teil sehr kunstvollen mit ihnen zusammen gefundenen Beigaben beweisen, daß

Fig. 3. Hausurne von Corneto.

zu jener Zeit in Etrurien und Latium, dem ausschließlichen Fundgebiete derselben, eine viel höhere Kultur herrschte, als an der Saale und unteren Elbe, dem ausschließlichen Fundgebiete der deutschen Hausurnen. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß auch die Häuser selbst, die Vorbilder der Hausurnen, im Süden damals schon eine höher entwickelte Form zeigten, als im Norden, wenn dies auch aus den bisher bekannten Funden nicht notwendig folgt.

Von besonderem Interesse ist hierbei noch folgendes Verhältnis. Virchow hat schon im Jahre 1883 in seiner grundlegenden akademischen Abhandlung [14]), in welcher er übrigens aus andern Erwägungen für die italischen Hausurnen zu derselben Zeitbestimmung gelangte, wie wir, auf gewisse Eigentümlichkeiten der italischen Hausurnen aufmerksam gemacht, welche sowohl technisch, wie archäologisch lange Zeit rätselhaft erschienen. Die Thür liegt nämlich gewöhnlich in der Giebelwand und hat die Gestalt einer Scheunenthür; am Giebel selbst befindet sich oft ein dreigeteiltes Balkenfeld und darüber ein rundes oder dreieckiges Loch (Fig. 3). Wo sind nun die Vorbilder für diese Hausurnen? In Italien suchte man sie vergebens. Virchows unermüdlichem Forschergeiste gelang es, gerade im Kreise Westprignitz, in Mödlich bei Lenzen an der Elbe, noch heute ein niedersächsisches Haus zu finden, welches alle jene technisch höchst merkwürdigen Einrichtungen, auch das Rauchloch und das charakteristische Balkenfeld zur Sicherung des Giebels aufweist. Man kann unmöglich die Darstellung beider Einrichtungen an den italischen Hausurnen für ein freies Spiel der künstlerischen Phantasie ansehen, dazu sind sie technisch zu innig mit der ganzen Hauskonstruktion verknüpft und wiederholen sich zu oft, als ob sie wesentlich zum Hause gehörten; die Verfertiger der etrurischen und latinischen Hausurnen müssen notwendig solche Vorbilder gesehen haben, wenn sie auch in Italien nicht mehr nachweisbar sind. Es folgt hieraus, daß in Italien schon zur Zeit der Antennenschwerter ein Baustil geherrscht hat, den wir später als einen altgermanischen an der unteren Elbe wiederfinden.

Auf die weiteren Beziehungen zwischen den italischen und deutschen Hausurnen hier einzugehen, wie auf den Schmuck der Dachsparren mit Tierköpfen, worauf Herr Pastor Becker bei der Hausurne von Hoym [15]) wiederum die Aufmerksamkeit gelenkt, dazu bietet der Fund von Seddin keine Anknüpfung.

[11]) Dies ist auch der Grund, weshalb wir gerade diese Urne als Vertreterin der ganzen Gruppe gewählt haben; dieselbe befindet sich bekanntlich im Provinzialmuseum zu Halle und ist im photographischen Album der Berliner Ausstellung von 1880, Sekt. 6, Tafel 10, veröffentlicht. Bei a ist der durchlochte Vorsprung zum Durchstecken des Schlußstabes, bei b der Urnenhenkel sichtbar.

[12]) Rendiconti d. R. Accad. d. Lincei 1893, p. 434.

[13]) Nach Ghirardini, l. c., Tafel XIII.

[14]) Über die Zeitbestimmung der italischen und deutschen Hausurnen in den Sitzungsberichte der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1883, S. 985 ff.

[15]) Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft 1892, S. 352 ff.

Digitized by Google

Bücherschau.

Sir Gerald H. Portal, The Mission to Uganda. London, Edward Arnold, 1894.

Das Werk enthält viel auch für denjenigen, welcher in der reichhaltigen ostafrikanischen Reiseliteratur bewandert ist. Es bleibt immer interessant zu beobachten, welchen Eindruck ein neues Volk und Land auf einen durch reiche Befahrung geschulten Geist, auf einen Mann von klarem Blick und scharfem Urteil ausübt. Um so mehr ist zu bedauern, daß das Werk Sir Geralds ein Fragment geblieben. Sein frühzeitiger und frühzeitiger Tod verhinderte ihn, mehr als den ersten Teil zu schreiben; aus seinen hinterlassenen Tagebüchern bildete Rennel Rodd die Fortsetzung und den Abschluss. Das Buch beschäftigt sich weniger mit Uganda selbst, als mit der Gegend zwischen der Küste von Mombas und Uganda. Mit einer Genauigkeit sondergleichen waren die Vorbereitungen der Expedition getroffen; am 1. Januar 1893 telegraphierte Sir Gerald aus Sansibar nach London, daß er am 13. März die Grenze von Uganda zu überschreiten und am 17. in der Hauptstadt einzutreffen gedenke. Genau an demselben Tagen erreichte er sein Ziel. Die Ausrüstung war übertrieben luxuriös. Für neun englische Offiziere wurden 360 Träger belastet und mitgenommen; die Begleitung von 200 Sultanssoldaten erwies sich als unnötig. Nach einem 18tägigen Marsche durch das trostlose, wasserlose Gebiet zwischen Mombas und Ukamba, betrat man zuerst bei Kibwesi eine Landschaft voll murmelnder Quellen, reichbebauter Felder und üppiger Baumgruppen. Eine noch herrlichere Gegend bot sich im südlichen Kikuju dar: „Wir zogen durch prächtige, sanft gewellte Weidegründe, von klaren Bächen durchrieselt, und atmeten eine so erfrischende Luft, wie im schottischen Hochlande im August; große Herden von Antilopen sausten im Galopp an uns vorbei. Wahrlich, wäre die Verbindung nach der Küste nicht immer noch eine so äußerst beschwerliche, kein schönerer Dasein könnte man sich für europäische Ansiedler ausdenken!" Westlich von Kikuju breitet sich düsteres Urwalddickicht aus; etwas gefährlich zu durchschreiten, weil die Eingeborenen vergiftete, oben zugespitzte Stöcke in den von Schlingpflanzen überwucherten engen Pfaden wie „spanische Reiter" gesteckt hatten. Nach Überschreitung des Maugebirges in einer Höhe von nahezu 3000 m betrat man das dichtbevölkerte, vortrefflich angebaute und reizende Ober Kavirondo, wo Vieh als Tribut für einen einzigen Perlenstrang, im Werte von 7½ Pfennig, Lebensmittel für einen Tag in Hülle und Fülle verschaffen konnten. Im Gegensatz zu der ursprünglichen Üppigkeit Kavirondos, erschien Nsego als das Land einer verfeinerten Kultur; liebte und liebliche Waldstreifen wechselten mit fast endlosen Bananenfeldern; Menschen mit freundlichen und intelligenten Gesichtszügen zeigten sich, welche vom Kopfe bis zum Fuße anständig und geschmackvoll in Rindenstoffgewänder gehüllt waren. Doch in Uganda begegnete man einer noch höher gesteigerten Civilisation: ein Fischer wies als Belohnung für geleistete Dienste die angebotenen Perlen zurück, er verlangte ein Buch zum Lesen, und die Häuptlinge, welche den Engländern den ersten Besuch abstatteten, waren in schneeweiße, weite Baumwollburnusse gekleidet. Es ist erklärlich, daß nach Portal die Frage zu lösen versucht, wie man in die wertvollen Gefilde des centralen Ostafrika gelangen könnte, ohne sich der kostspieligen und langsamen Träger zu bedienen und ohne den Bau einer Eisenbahn abzuwarten. Er kommt, wie Kapitän Lugard, zu der Ansicht, daß das beste Lastier das Zebra wäre; es existiert in Herden von Hunderten und Tausenden; seine unbezweifelbare Brauchbarkeit verdiene den ernsten Versuch zur Zähmung.

Brix Förster.

Aus allen Erdteilen.

— Über das Hinterland im Nordosten von Kamerun lagen bisher ganz unrichtige Vorstellungen vor, die den Routen Zintgraffs ihre Entstehung verdankten. Freudig muß daher eine neue, allerdings ohne astronomische Beobachtungen vollzogene Aufnahme der Route zwischen Mundame und Bulbuko begrüßt werden, die in dem neuesten Hefte der Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten (Bd. VII, Heft 2, Karte 5) veröffentlicht ist und von dem Expeditionsmeister der Handelsexpedition in das Kamerunер Hinterland, G. Conrau, herrührt. Auch der beigegebene Text (a. a. O. S. 99 bis 104) ergänzt in verschiedener Beziehung die älteren Mitteilungen Zintgraffs (a. a. O. I, S. 189 ff.; III, 76 bis 79). Wie mangelhaft unsere Kenntnisse dieser Gegenden noch sind, geht am besten aus dem Dunkel hervor, das auch diese Aufnahmen noch über dem obersten Teil des Calabarlaufes ruhen lassen mussten; sie konnten weder die genauen Richtungen der einzelnen Wasseradern feststellen, noch die Frage entscheiden, welche von ihnen als der eigentliche Calabar gelten müsse. Auch die Eingeborenen, die als echte Waldbewohner des Kamerunраuches unkundig sind, vermochten nichts über diesen Punkt anzugeben.

Die im vorigen Jahre aufgegebene Station Bali, liegt bereits auf dem inneren Hochlande, nahe dessen Rande. Dieses Hochland besitzt hier eine mittlere Höhe von etwa 1400 m; seine Ränder sind etwas aufgestülpt und 100 bis 120 m höher, im Inneren ist das Hochland nicht eben, sondern hügelig. Nach seiner Vegetation ist es bekanntlich Grasland, jedoch nicht im strengsten Sinne, da die Ränder der Flußläufe und sonstige durch ihre Feuchtigkeit ausgezeichnete Stellen, wie die Ränder, mit Bäumen bestanden sind. Das nach der Küste vorgelagerte Tiefland ist Waldland, und zwar enthält es von Haus aus Urwälder, die aber da, wo einmal Kulturen gestanden haben, durch einen noch undurchdringlicheren Buschwald ersetzt werden.

In ethnographischer Hinsicht wird das Waldland von einer übrigens schon von Zintgraff festgestellten Völkerscheide durchzogen: nördlich von ihr bestehen die Dörfer aus Lehmhütten, südlich von ihr sind die Behausungen aus Palmenmatten hergestellt. Bei den Banyang insbesondere, die den größten Teil des nördlichen Waldlandes innehaben, zeichnen sich die Dörfer, die nur eine Straße und zwei zusammenhängende Häuserreihen enthalten, durch große Reinlichkeit aus. Durch das ganze Gebiet wird außer Ackerbau auch Handel, besonders mit Gummi, Oel, Farmprodukten und Vieh getrieben, anscheinend am lebhaftesten im nördlichsten Teile. Interessantes beobachtete Conrau einen regelmäßigen, jeden achten Tag abgehaltenen Markt nur bei den Banyang und den Bewohnern des Graslandes.

In den Siedelungsverhältnissen unterscheidet sich das Waldland vom Grasland. Dort zahlreiche kleine Dörfer — zwei Dörfer von 50 bis 60 Hütten sind auf der Karte schon als große dargestellt — hier bewohnt durchweg jeder Stamm in einziges Dorf: daher Einwohnerzahlen bis 8000 oder 10000 Menschen, wie sie schon Zintgraff angiebt. Eine Eigentümlichkeit des ganzen Gebietes bilden die sogen. Farmdörfer, die meist nur während der Ernte von Freien, sonst meist nur von Sklaven oder Hörigen bewohnt werden.

— Die Riesenbildwerke des Talaing-Landes in Burma sind von Major R. C. Temple, welcher sie als einer der Ersten erforschte, in einer mit zahlreichen Tafeln versehenen Monographie (Notes on Antiquities in Ramannadesa, London, Luzac et Co., 1894) geschildert worden, worauf wir erneut, daß es sich um Bildwerke handelt, die in ihren kolossalen Verhältnissen mit den altägyptischen, z. B. der Sphinx, sich vergleichen lassen. Es bezieht sich dies namentlich auf den Shwetha wayaung, den ungeheuren ruhenden Buddha von Pegu, welcher eine Länge von 55 m bei einer Schulterhöhe von 14 m erreicht. Wie dieses Riesenbildnis verloren und wiedergefunden wurde, mag hier mit Major Temples eigenen Worten berichtet werden:

„Es erscheint jetzt noch als ein überaus hervorragender Gegenstand von rotem Ziegelwerk auf einer Plattform von vierseitigen Laterittürmen, an dem die Wiederhersteller jetzt damit beginnen, das Gesicht wieder anzuschmieren, und die bald in ihrem frommen Eifer den ganzen Körper so restaurirt haben werden. Für die Altertumsforscher ist es durch seine mangelnde Geschichte bemerkenswert. Denn wie viel etwa 400 Jahre alt, knüpft sich doch keine Überlieferung an dieses Riesenbildwerk. Es beweist, wie eine ganz alte Kulturstätte in einer orientalischen Deltastadt in Vergessenheit geraten kann, wenn eine Eroberung über dieselbe hingeht. Pegu wurde im Jahre 1757 von Alaunpaya erobert und gründlich zerstört. So vollständig wurden seine Bewohner verjagt und zerstreut, daß, als die Stadt unter Sinbyuyin (der die Talaings versöhnte) zwanzig Jahre nach ihrer Zer-

Digitized by Google

störung wieder bevölkert wurde, alle Erinnerung an das 55 m lange und 14 m hohe Götterbild völlig ausgelöscht war. Und dabei lag die neue Stadt mit ihren neuen Klöstern nur einige Kilometer weit entfernt von der Ruinenstätte. So schnell hatte die Tropenvegetation gearbeitet, daß die ganze alte Stadt und mit ihr die Kolossalstatue von den Pflanzenwuchs überwucherter Schutthaufen geworden war. Im Jahre 1881 wurde die birmanische Staatseisenbahn nach Pegu gebaut, welche 1 km abseits von der Statue vorbeiführt, und da man Lateritblöcke beim Bau brauchte, so suchte man nach solchem Material. Dabei stieß man auf das alte Buddhabild, von dem man keine Ahnung hatte. Die Überraschung war groß und seit jener Zeit steht es wieder hoch in Ehren."

London. Dr. Repsold.

— Alldridges Reisen im Hinterlande von Sierra Leone. Das Gebiethen der Kolonie Sierra Leone haben die Engländer in den letzten vier Jahren sehr gefördert durch Errichtung einer Grenzpolizei und durch Schaffung einer Anzahl Kommissariate, deren Inhaber bei den einheimischen Häuptlingen die thatsächliche Anerkennung der englischen Oberhoheit durchzusetzen hatten. Dadurch sind die Kriege der Eingeborenen vermindert oder ganz beseitigt, und eine Sicherheit ist geschaffen, die vor allem dem Handel zu gute kommen muß. Dieser beruht hier in erster Linie auf der großen Häufigkeit der Ölpalme im südlichen Teile des Landes Leones, von der Palmöl und Palmkerne ausgeführt werden. Die Ausfuhr hat zwar seit 1891 infolge der Thätigkeit der Franzosen im Sudan abgenommen, wird aber wieder einen großen Aufschwung nehmen, sobald man durch Schiffbarmachung des Sulima günstigere Verkehrsbedingungen schafft.

Den Vorschlag einer solchen Stromregulierung macht der Engländer Alldridge im Geographical Journal (August 1894, p. 123 bis 140), der einem der oben genannten Kommissariate betraut, jüngst eine Forschungsreise in einem von Europäern bisher noch nicht betretenen Gebiete, nämlich am Sulima aufwärts durch das sogenannte Bullomland bis in die Nähe seiner Quellen, zur Stadt Pandeme (bei 8° 20′ nördl. Br., 10° 20′ westl. Br. v. Gr.) unternommen hat. Die Hebung der Zustände infolge der englischen Herrschaft stellte Alldridge besonders an den Siedelungsverhältnissen fest. Südlich vom 8° nördl. Br. fand er bei einem ersten Besuche die Gegend durch Kriege der Eingeborenen verheert und fast völlig entvölkert, bei späteren wiederholten Besuchen aber mit einer echt afrikanischen Plötzlichkeit den Wechsels mit einem Netzwerk von Dörfern besetzt. Waren die Hütten früher unregelmäßig verteilt und dicht gedrängt mitten in den Bruch gesetzt, so daß die Bewohner bei Überfällen leichter entfliehen konnten, so herrscht jetzt eine freiere und regelmäßigere Anordnung der Hütten. Nördlich vom achten Parallel wurden die Dörfer größer, die Bevölkerung dichter. Die größeren Siedelungen bestehen hier durchweg aus je drei getrennten umzäunten Dörfern, jedes von mehreren Hundert Hütten. Vor ihnen liegt ein größerer freier Platz für öffentliche Zwecke.

Von dem regen Handel der Eingeborenen zeugen die großen Märkte, deuen Alldridge hier wiederholt beiwohnte. Ihr Verbreitungsgebiet erlischt jedoch vor Pandeme, dessen Umgebung von den Runde bewohnt wird, einem durchaus kriegerischen Stamme, der bereits dem Volke der berüchtigten Sofa gehört. Sowohl gegen den Engländer, wie gegen seine schwarzen Begleiter benahmen sie sich sehr zurückhaltend. In ethnographischer Hinsicht ist vor allem bemerkenswert, daß ein in der Nähe des nördlichen besuchten Gebietes lebender Stamm, die Beli, wie dem Reisenden ein geflüchteter Häuptling dieses Volkes mitteilte, in ausgedehntester Weise der Antropophagie fröhnt. Der Mohammedanismus macht hier keine Fortschritte, trotz der nördlich wohnenden Mandingos; diese entsenden wohl wandernde Zauber- und Heilkünstler, die geschriebene Fetische verkaufen, aber nur der Gelderwerb, nicht die Bekehrung liegt ihnen am Herzen.

— Seenbildung durch Felsschlipfe im Himalaja. Die geologische Landesuntersuchung Indiens hat im Himalaja wiederholt Seen aufgefunden, die durch Felsschlipfe aufgestaut sind. In der neuesten Zeit ist ein derartiger Vorgang von gewaltigem Umfange bei dem Orte Gohna (30° 22′ 18″ nördl. Br., 79° 31′ 40″ östl. L.) im Tiale des Birahi Ganga, der zum System des Ganges gehört, beobachtet. Schon seit zwei bis drei Jahren haben dort kleinere Felsschlipfe stattgefunden. Am 22. September 1893 aber, gegen Ende der Regenzeit, ereignete sich auf dem rechten Ufer ein mehrere Tage andauernder gewaltiger Schlipf, der den Fluß abdämmte und zu einem 500 bis 700 m breiten, 4500 m langen und Anfang Mai 160 m tiefen See aufstaute. Das Stürzen und Gleiten der Massen währte drei Tage; es war von starkem Getöse begleitet und wirbelte Staubmassen auf, die weithin alles wie mit Schnee bedeckten. Die Heftigkeit des Falles war anfangs bei der starken, 45 bis 54° betragenden Neigung der Wände so groß, daß viele Blöcke an der entgegengesetzten Seite des Thales noch ein Stück hinaufrollten und dann zurücksinkend vorzüglich auf der linken Thalseite sich aufhäuften. Neue, langsamer gleitende Massen blieben mehr auf der rechten Seite liegen, so daß gegenwärtig der Damm in der Mitte vertieft, an beiden Seiten erhaben erscheint. Seit jenem Hauptschlipfe sind bis heute nach häufigeren Regen immer neue kleinere aufgetreten.

Der Grund der Erscheinung liegt offenbar in dem Zusammentreffen starker Neigungen der Thalwände und heftiger Regenglüsse. Durch Unterwaschungen und Absplitterungen ist die Steilheit der Wände nach unten hin so gewachsen, daß die Schichten stellenweise unter einem geringeren Winkel als die Thalwände geneigt sind, und so bei Regen leicht Gleit- und Rutschflächen entstehen konnten.

Die Anwohner stehen der Erscheinung mit schweren Sorgen gegenüber. Zwar hat sich die Befürchtung eines Dammbruches infolge des Wasserdruckes nach den an Ort und Stelle vorgenommenen Untersuchungen als grundlos erwiesen. Begründeter erscheint die Besorgnis, es möchte der See, wenn er nahe am Überlaufen ist, plötzlich durch einen neuen größeren Sturz zu einem gewaltsamen Überlaufen veranlaßt werden. In der That wurde im Jahre 1869 weiter oberhalb in demselben Thale ein auf gleiche Weise entstandener See durch einen neuen Felssturz wenigstens beinahe zum Überfließen gebracht. Glücklicherweise besitzt aber der See bei Gohna eine so große Oberfläche, daß selbst größere hineinstürzende Massen sein Niveau nur wenig ansteigen lassen. Wahrscheinlich wird sich daher das Überlaufen in friedlicherer Weise vollziehen. Freilich ist die Gefahr auch so noch groß. Die Regierung hat daher Vorkehrungen getroffen, damit bei dem unvermeidlichen Ereignis wenigstens keine Menschenleben bedroht werden. Der Telegraph soll die gefährdeten Siedelungen im Thal sofort von seinem Eintritt benachrichtigen. Diesen hatte man früher zu Anfang August erwartet; seit Beginn der Regenzeit hat das Wasser jedoch durchzusickern begonnen, und das Überfließen wird sich daher wahrscheinlich bis Mitte September verzögern. Da der Damm zu oberst aus lockerem Schutt, weiter unten aus harten Dolomitblöcken besteht, so wird die Erosion zunächst sehr rasch, später aber so langsam arbeiten, daß der See, mit dem geschichtlichen Maßstabe gemessen, als eine dauernde Bildung erscheint (Nature 5. Juli 1894 und ausführlicher Geographical Journal, August 1894, II, p. 162 bis 170).

— Neue Eisenbahnen in Tunesien. In der Entwickelung der Eisenbahnen stand Tunesien bisher sehr hinter Algier zurück: hier sind über 3000 km Eisenbahnlinien in Betrieb, dort 1892 nur 416 km. In ihrer Sitzung am 10. Juli dieses Jahres hat nun die französische Kammer den Entwurf eines umfassenderen Eisenbahnnetzes in Tunesien gut geheißen, das besonders der Erschließung des Inneren von der Küste aus dienen soll. Abgesehen von der jüngst schon in Betrieb gesetzten Strecke Tunis-Bizerta, handelt es sich um zwei Linien von Tunis nach Susa; von dort geht eine Strecke ins Innere nach Keruan, eine weiter südlich nach Moknine. Diese letztere wird über kurz oder lang wahrscheinlich bis nach Gabes fortgesetzt werden. Von da ist eine Bahn ins Innere bis nahe der algierischen Grenze zur besseren Ausbeutung der reichen dort erschlossenen Phosphatlager geplant. Im Zusammenhange mit diesen Bauten stehen eine Anzahl beschlossener Hafenbauten: in Tunis sollen die bisherigen Hafenanlagen verbessert, in Sfaks und Susa neue errichtet werden.

— Über die Benadirküste, deren Häfen bekanntlich seit 1893 der italienischen Verwaltung unterstellt sind, hat das Bollettino della Società geographica Italiana (Januar und Februar 1894) eine Anzahl Einzelheiten mitgeteilt, kurz vor der Unterzeichnung des Protokolls vom 5. Mai d. J. zu Rom durch die englische und italienische Regierung, das den größeren Teil des Somalilandes den Italienern zuerkennt. Die wichtigeren Plätze sind bekanntlich von Süden nach Norden: Barawa, Merka, (1° 42′ 6″ nördl. Br., 42° 33′ 34″ östl. L. von Paris nach neuerer Bestimmung), Makdischu (8000 Einwohner) und Warsehek (1000 Einwohner). Die ersten beiden besitzen jede neben dem aus Hütten bestehenden Viertel der Somali einen arabischen Stadtteil mit steinernen Bauten. Merka ist auf der Südseite durch eine niedrige Felsengruppe dem Blicke des Herannahenden entzogen, während es nach Norden völlig frei liegt. Der wichtigste

Digitized by Google

Handelsplatz ist Makdischu, sein Handel jedoch in den letzten Jahren im Rückgange begriffen, während er in Warschek fast auf Null gesunken ist. Die Lebensmittel sind durchweg reichlich und nicht zu teuer, das Trinkwasser aber, das bei der Regenarmut der Küste meist weit hergeholt werden muß, ist überall schlecht, stellenweise ungenießbar. Das Klima zeichnet sich durch Gleichmäßigkeit aus: das Barometer steht fast immer auf 762 mm, und das Thermometer schwankt nur zwischen 25° und 27°. Nur die Winde wehnen an ihr nicht Teil: von Mai bis November hüllt ein starker Südwestpassat die Küste in dichte Staubwolken, während die übrigen Monate aber läßt der schwächere Nordostpassat ihre Umrisse unverschleiert.

Die Küste gehört bekanntlich zu den Flachküsten mit Dünenbildung und rasch einem nur Ebbe dem Wasser entragenden Küstenriff. Die rötlich gefärbten, mit einer schwachen Vegetation bedeckten Dünen bleiben durchweg unter 80 m Höhe und erschweren in ihrer Eintönigkeit dem Schiffer die Orientierung. Nur an einer Stelle bleibt eine Gruppe von zwei 120 m hohen Hügeln mit ihrer weithin sichtbaren Sattelform eine natürliche Marke.

— Eine geologische Karte der Insel Java. Mehr als zehn Jahre sind dazu erforderlich gewesen, die geologische Aufnahme Javas fertig zu bringen. Diese Arbeit ist von den niederländisch-indischen Mineningenieuren unter der Führung des tüchtigen R. D. M. Verbeeks ausgeführt und die Ergebnisse sind in einer Karte von 276 Blättern niedergelegt worden. Es soll diese Karte, auf den Maßstab von 1:200 000 reduziert, veröffentlicht werden, während die sogenannten „Residentiekaarten" dieser Insel, von denen nur noch zwei fehlen (Preanger Regentschappen und Bantam), im Maßstabe 1:100 000 veröffentlicht worden sind. So wird es jetzt möglich werden, durch das Vergleichen der letzten Karten dem Zusammenhang nachzuspüren zwischen der Beschaffenheit des Bodens und dessen Pflanzenkleid und kultureller Benutzung, sowie zwischen der Beschaffenheit der Gesteine und der Gebirgsformen. Wenn die geologische Karte an die Öffentlichkeit treten wird, wird Java besser kartiert sein, als jede andere europäische Kolonie. Auch der der Karte beizugebende geologische Text wird von hervorragender Bedeutung sein, indem bis jetzt noch stets Junghuhns „Java" in dieser Beziehung die einzige ausführliche Quelle bildet. Welche Fortschritte aber seit Junghuhn sowohl die Geologie als unsere Kenntnisse von Java gemacht haben, braucht hier nicht hervorgehoben zu werden. Er kannte z. B. in Java keine älteren als Tertiärgesteine, und erst vor vierzehn Jahren wurden von Fennema viel ältere Gesteine entdeckt. Der Name Verbeeks bürgt uns dafür — man denke nur an seine geologischen Darstellungen Mittel- und Südsumatras —, daß die Arbeit in jeder Hinsicht den wissenschaftlichen Anforderungen genügen und auch für die Praxis von hohem Werte sein wird.

Bergen-op-Zoom. H. Zondervan.

— Gottlieb Adolf Krause, den der schwarze Erdteil mit geheimnisvoller Macht immer wieder anzog, trotzdem er dort häufig Mißerfolge zu verzeichnen hatte, scheint im Inneren Ostafrikas verschollen zu sein. Unter dem Namen „Malam Musa" war er als Händler in Salaga an der Westgrenze des Togolandes ansässig, von wo aus er Streifzüge ins Innere teils zu Handelszwecken, teils zu Forschungen unternahm, worüber er namentlich an die „Kreuzzeitung" berichtete. Krause war gegen Ende der sechziger Jahre vom Gymnasium in Meißen fortgelaufen und nach Tripolis gegangen, wo er von der Reisenden Alexine Tinné angenommen wurde und sie ein Stück ins Innere begleitete, vor ihrer Ermordung aber wieder verließ. Nachtigal, der ihn damals kennen lernte, schrieb ihm große Willenskräfte zu. Er war eine unruhige und von Glück nicht begünstigte Natur; auch seine Verbindung mit dem reichen Halleaner Riebeck, der Krause an die Spitze einer Afrikaexpedition stellen wollte, zerschlug sich. Eine Frucht seiner vorbereitenden Thätigkeit war sein „Beitrag zur Kenntnis der fulischen Sprache", Leipzig 1884. Er hat Abhandlungen in verschiedenen geographischen Zeitschriften veröffentlicht, so in der Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde 1878.

— Eine Vereinfachung der Zeitrechnung (Réforme de la chronologie) schlug G. de Mortillet in der Sitzung vom 7. Dezember 1893 der Pariser anthropologischen Gesellschaft vor, da die jetzt bei uns gebräuchliche selbstverständlich nicht bei allen Bewohnern der Erde Geltung haben könne. Sein Vorschlag ging dahin, die Zeitrechnung mit dem Jahre 10 000 vor Christi Geburt zu beginnen, so daß wir den Jahreszahlen der Neuzeit nur eine 1 vorzusetzen brauchten, während die vorchristlichen Zahlen von 10 000 abzuziehen wären. Wir würden also beispielsweise jetzt im Jahre 11 893 leben, welche Zahl man wie bisher durch 93 abkürzen könnte, und Cäsar wäre im Jahre 9942 nach Gallien gekommen. Gewisse Vorzüge lassen sich der „neuen Aera" des Herrn de Mortillet nicht absprechen, trotzdem aber beruht sie, wie ihm auch entgegengehalten wurde, auf einer ganz willkürlichen Annahme und dürfte schwerlich praktischen Erfolg haben. L. W.

— Über Erfindungen bei Naturvölkern stellte Otis T. Mason anläßlich der Centenarfeier des Patentamtes der U. St. eine Betrachtung an (The Smithsonian Report for 1892, p. 603 bis 611), die abermals von der den Gesichtskreis mächtig erweiternden Kraft der Völkerpsychologie Zeugnis ablegt. Der Historiker kennt Erfindungen und Entdeckungen nur aus jener Epoche der Kulturentwickelung, wo sie von einzelnen mit vollem Bewußtsein und voller Absichtlichkeit gemacht und ausgewertet werden und daher die Namen ihrer Schöpfer verewigen. Aber so stolz sich unsere Zeit eine Ära der Entdeckungen nennt, so alt ist die Kunst des Entdeckens, die bis in die frühesten Tage der Menschheit zurückreicht. Jener zweiten Periode bewußter Erfindungen geht eine frühere Epoche voran, in der Erfindungen mehr zufällig und gleichsam unbewußt gemacht wurden, und in der der einzelne glückliche Erfinder in der Masse des ihn nachahmenden Stammes mit seiner Persönlichkeit verschwindet. In diesem Sinne reichen alle Zweige der Technik, die der Kulturhistoriker auf einzelne gefeierte Namen zurückführt, viel weiter rückwärts. Das Dampfschiff z. B. ist schon im ausgehöhlten Baumstamme vorgebildet, aus dem der Neger sein Kanu schafft. Der primitive Lendenschurz enthält den Keim aller Textilindustrie in sich. Die Kunst der Domestikation reicht bis zu dem unbekannten Augenblicke zurück, wo das erste Haustier, die erste Nutzpflanze gezüchtet wurde. Unser elektrischer Telegraph ist nur eine Verfeinerung der bekannten Signalsprachen der Naturvölker. Kurz: der erste Erfinder war der erste Mensch.

— Am 29. Juli 1894 starb zu Wien Richard Buchta, der um die Kenntnis des ägyptischen Sudan und der Länder am weißen Nil sich verdient gemacht hat. Buchta (geboren 1845 zu Radlow in Galizien) ging als Zeichner und Photograph nilaufwärts bis ins Land der Bari und Dinka, und trat zu den hervorragendsten Afrikaforschern in jenen Gegenden, Schweinfurth, Junker, Emin-Pascha, in nahe Beziehungen. Seine Zeichnungen, die er namentlich für Junkers Reisewerk und den ersten Band von Ratzels „Völkerkunde" lieferte, gehören zu den besten und naturwahrsten, die wir aus Afrika besitzen. Buchta beteiligte sich an der Herausgabe des großen Reisewerkes von W. Junker und schrieb selbständig „Der Sudan und der Mahdi" (1884) und „Der Sudan unter ägyptischer Herrschaft" (Leipzig 1888).

— Die Temperaturschwankungen auf dem Ätnagipfel sind von den Herren Professoren Ricco und Saija in Catania bestimmt worden. Ein beständiger Aufenthalt von Beobachtern in einer Höhe von 3360 m war ausgeschlossen, und so wandte man automatische Instrumente an. Es wurde ein Barograph und Thermograph von Richard Im Observatorium aufgestellt, welcher ohne Nachhilfe 40 Tage lang registrierte, wobei allerdings einige Unregelmäßigkeiten vorkamen. Vom 27. August 1891 bis zum 26. Februar 1894 wurden so 357 Tage registriert, ferner 137 Tage durch persönliche Beobachtung. Die höchste Temperatur wurde am 2. September 1892 mit 18° C. gefunden, die niedrigste mit — 10,3° C. am 2. März 1894. Im Durchschnitt ist der Januar der kälteste, der August der wärmste Monat auf dem Gipfel, die mittlere tägliche Variation 1,6° im Winter und 6,8° im Sommer. Das Klima des Ätnagipfels mit seiner mittleren Jahrestemperatur von + 1,06° C. ist ähnlich jenem des Brockens (+ 2,5° C.). Schnee liegt von Mitte November bis Ende März.

— Auf der Usambareisenbahn fand am 9. Mai die erste Probefahrt mit einer Lokomotive auf der Strecke von Tanga am Meere bis Sega (200 m) am Mkulumusi statt. Es ist dies eine Entfernung von mehr als 30 km. Der Eindruck, den die Lokomotive mit dem sich fortbewegenden Wagenzuge auf die Suaheli machte, war ein gewaltiger. (Über die Usambarabahn mit Karte vergl. „Globus", Bd. 62, S. 296.)

Herausgeber: Dr. R. Andree in Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. Druck von Friedr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DER ZEITSCHRIFT „DAS AUSLAND".

HERAUSGEBER: Dr. RICHARD ANDREE. VERLAG von FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXVI. Nr. 10. BRAUNSCHWEIG. August 1894.

Hendrik Witbooi.

Ein Beitrag zum Verständnis der Wirren in Deutsch-Südwestafrika. Von Kleinschmidt aus Rehoboth[1]).

Die Hendrik-Witbooische Bewegung hat mehr und mehr den Charakter einer das ganze Land erregenden, einer, ich möchte fast sagen, nationalen angenommen. Je geringer die Erfolge waren, welche die deutsche Schutztruppe in den beiden letzten Kampfesjahren über Hendrik davongetragen hat, desto größer war der Nimbus, der den kühnen Namahäuptling in den Augen seiner Landsleute umgab. Erscheint und erschien er ihnen doch als ein Nationalheld, der berufen sei, dem Namavolke wieder die Vorherrschaft in Südwestafrika zu erringen.

Es sind nunmehr 50 Jahre, als zwei Missionare der Barmer Mission, Dr. Hugo Hahn und Kleinschmidt, als die ersten deutschen Glaubensboten ihren Fuß ins Namaland setzten, herbeigerufen von dem mächtigen Oberhäuptling Jan Jonker auf Windhoek (spr. Windhuk). Seit jener Zeit haben deutsche Missionare mit großer Treue, Gewissenhaftigkeit und Erfolg an dem geistlichen, vor allem aber auch an dem leiblichen Wohle der Eingeborenen gearbeitet. Die jetzt noch, trotz der bösen Zeitläufte, blühenden christlichen Gemeinden Bethanien, Berseba, Keetmannshoop (leider kürzlich durch eine große Überschwemmung zerstört), Rehoboth, Otyimbingué, sind ein glänzender Beweis für die segensreiche Kulturarbeit evangelisch-deutscher Missionare. Männer, wie ein Dr. Schinz, Dr. Dove u. A., welche dort längere Zeit im Lande gewesen sind, haben das unumwunden und freudig anerkannt.

Allüberall waren Kirchen und Schulen erstanden, welche christliche Sitte, Zucht und Bildung unter den Heiden verbreiteten. Daß das aber möglich war, ist um so erfreulicher, als die politischen Verhältnisse im Lande schon seit Beginn des Jahrhunderts zum Teil recht trostlos waren.

Deutsch-Südwestafrika wird von zwei Stämmen, den Nama und den Herero, den Gelben und den Schwarzen bewohnt. Ursprünglich saßen die ersteren in dem jetzigen Kaplande; jenseits der nördlichen Grenze, dem Oranjefluß, hausten die Herero. Im Laufe des vorigen und zu Beginn des jetzigen Jahrhunderts aber wichen die Hottentotten (Nama) immer mehr vor dem unwiderstehlichen Andrange der ihnen durch die Schußwaffen überlegenen Europäer über den Oranje zurück und warfen sich mit immer größerem Ungestüm auf die nomadisierenden Damara (Herero), welche anfangs Widerstand leisteten. Als an die Spitze der Eindringlinge der thatkräftige und kluge Jan Jonker, der, wie seiner Zeit Scipio Africanus, der Afrikaander sich gern nennen ließ, trat, wurden sie weit über den Zwachaub hinaus bis ins Ovamboland gedrängt. Jan Jonker errichtete seine Residenz ganz im Norden, in Eikhamo, dem jetzigen Windhoek. Mit eiserner Faust und klugem Sinn regierte er über seine eigenen Landsleute und über die unglücklichen Herero, welche jedwede politische Selbständigkeit eingebüßt hatten. So lange er herrschte, blieb es ruhig im Lande: eine Missionsstation nach der andern erblühte, obwohl ihm selbst christliche Sitte und Zucht zeitlebens ebenso unbequem blieb, wie seiner Zeit dem Kaiser Konstantin dem Großen, dem ersten kaiserlichen Beschützer der christlichen Religion im alten römischen Reiche. Allen Versuchen, ihn für das Christentum zu gewinnen, wußte er sich schlau zu entziehen. Erst auf dem Totenbette wollte er Ernst machen. Aber zu spät. — Sein Tod (1864) war das Signal zu einem Aufstande der Herero. An ihre Spitze traten der Schwede Andersson und der Engländer Green, beides Männer, welche schon lange Jahre im Lande geweilt hatten und den Zeitpunkt für gekommen erachteten, das Joch der Nama, welches die Herero hart drückte, abzuschütteln. In heldenhaftem Kampfe drängten die Herero ihre Bedrücker zurück. An ihre Spitze stellte sich Kamaharero, einer der bedeutendsten Häuptlinge, die Südafrika je besessen hat. Die Niederlage der Nama wurde für die Söhne und Nachfolger Jan Jonkers verhängnisvoll: sie verloren auch die Suprematie über ihre eigenen Stammesgenossen. Allüberall im Lande erhoben sich die Unterhäuptlinge und machten sich selbständig. — Es würde zu weit führen, wollten wir in die Kriegsgeschichte der letzten dreifsig Jahre näher eintreten. Mit wechselndem Erfolge wurde gekämpft. Kamaharero jedoch blieb in unbestrittenem Besitze des nördlich vom Zwachaub gelegenen Damaralandes. Kaum ein Jahr verging, in dem es nicht zu Kämpfen kam. Größtenteils bestanden diese aber in Raubzügen, welche der eine Gegner gegen die Herden des andern unternahm. Denn schließlich lief alles darauf hinaus, den Feind seiner Subsistenzmittel zu berauben, und das waren einzig und allein die Herden. Waren diese in den Händen des Gegners, so war schwerlich

[1]) Wie die neuesten Tageszeitungen mitteilen, ist es zu einem zweimonatlichen Waffenstillstande zwischen Hendrik Witbooi, dem Häuptlinge von Gibeon, und dem deutschen Kommissare und Kommandeur der Schutztruppe, Major Leutewein, gekommen. Mit Freuden würden wir die Bestätigung dieser Nachricht begrüßen, mit um so größerer, wenn die Verhandlungen zu einem dauernden Frieden führen würden. Dann erst würde man bei uns in der Heimat die Bedeutung und den Wert unserer südafrikanischen Besitzungen zu schätzen anfangen. Eine friedliche Lösung der Wirren in Deutsch-Südwestafrika würde aber besonders auch für die Einwohner von der allergrößten Bedeutung und vom reichsten Segen sein.

Digitized by Google

an eine Fortführung des Kampfes zu denken. Es ist diese Thatsache ein überaus wichtiges Moment, dessen Aufserachtlassung bei Beurteilung der südafrikanischen Verhältnisse nur zu falschen Vorstellungen und Urteilen führt.

Dafs freilich diese Reibereien zwischen den Schwarzen und Gelben für das Land und seine kulturelle Entwickelung nicht von Vorteil waren, liegt auf der Hand. Zwei der blühendsten Missionsstationen, Rehoboth (Anis) und Hoachanas (+ Hoacha + nas) wurden zerstört, zwei der treuesten Missionare, Kleinschmidt und Vollmer, waren die Opfer dieser Kriege. Um so freudiger begrüfsten es die Europäer, als die englische Regierung einen Kommissar, Mr. Palgrave, ins Land sandte, um Ruhe und Ordnung herzustellen. Aber alle Versuche desselben, sowie die des um das Land und die Erforschung der Hererosprache so hochverdienten früheren Missionars, Dr. Hugo Hahn, scheiterten an dem ingrimmigen Rassenhasse. 1880 brach der Krieg von neuem los. Jan Jonker, der kleine Sohn des grofsen Vaters, wurde im Dezember von Kamaharero bei Otyikango völlig geschlagen und nach Süden gedrängt. Das entmutigte die Nama aber keineswegs. Der Häuptling der Missionsstation Gibeon, Moses Witbooi, berief seine Mannen zum Kampfe gegen den Erbfeind und kehrte mit reicher Beute heim. Damit tritt der Name Witbooi in die Geschichte Deutsch-Südwestafrikas ein. Als im Jahre 1882 auf Rehoboth Friedensverhandlungen zwischen den Nama und Herero geptlogen wurden, schlofs sich Moses Witbooi, der Häuptling von Gibeon, übermütig gemacht durch seinen Sieg, ausdrücklich davon aus; und als im Jahre 1884 und 1885 der Generalkonsul Dr. Nachtigall und der frühere Rheinische Missionar Dr. Büttner, der am 14. Dezember 1894 leider viel zu früh verstorbene Dozent der Suahelisprache an dem orientalischen Seminar zu Berlin, Schutzverträge mit den einzelnen Namahäuptlingen und dem Damrahäuptling Kamaharero schlossen, weigerte sich Moses, sich dem Deutschen Kaiser zu unterstellen. Mit unerhörter Gransamkeit fiel er und sein Unterhäuptling, Paul Visser, über wehrlose Herero her und vernichtete sie und raubte ihr Eigentum. Das war selbst seinem Sohne und präsumptiven Nachfolger, Hendrik Witbooi, zu viel. Er lehnte sich mit Entschiedenheit gegen die Unthaten seines Vaters auf. Es wäre sicherlich zu einem bösen Zerwürfnis zwischen ihnen gekommen, wenn Moses nicht bald darauf gestorben wäre. Alles atmete auf, um so freier, als dem neuen Häuptling, Hendrik Witbooi, ein aufserordentlich guter Ruf vorausging. Aus voller Überzeugung war er seiner Zeit Christ geworden: sein ganzes Leben war bis dahin musterhaft gewesen; getreu stand er seinen Missionaren zur Seite; er war einer der festesten Säulen des Christentums im Namalande. Hochbegabt, gebildet, energisch, klug und zuverlässig, war er wegen seiner geradezu vortrefflichen Eigenschaften von allen hochgeschätzt, von Eingeborenen und Europäern. Man hoffte von ihm Grofses!

Das ist aber derselbe Hendrik, der, seit zwei Jahren in hellem Kriege mit der deutschen Schutztruppe, sich die Bezeichnungen „Rebell, Räuberhauptmann" gefallen lassen mufs.

Wie ist das gekommen? Wir stehen, meines Erachtens, vor einem psychologischen Rätsel, das man nicht mit einigen kräftigen Phrasen abmachen und beseitigen kann und darf. Und doch meinen wir wenigstens in gewisser Weise, uns diese gewaltsame und fast plötzliche Änderung in Hendriks Wesen und Thun erklären zu können. Schon als kleiner Junge, als er noch die Herden hütete, glaubte er, göttliche Offenbarungen zu haben. Je älter er wurde, desto klarer wurde ihm, dafs er von Gott zu etwas Grofsem berufen sei. Nach dem Tode Jan Jonkers fühlte er sich immer mehr innerlich gedrängt, sich an die Spitze seiner „natie", seines Namavolkes, zu stellen und den Erbfeind, die Herero, niederzuwerfen. Nicht um des Krieges, sondern um des Friedens willen. „Ich komme", so erklärt er einmal, „um gegen Maharero den Frieden zu erkämpfen. Der Herr sendet mich und hat mir ein Licht am Himmel gewiesen, dem ich folgen mufs; dieser Stern wird mir zum Siege und meinem Volke zum Frieden verhelfen." Es zieht sich durch alle seine Kriegsgedanken ein stark religiös gefärbtes Moment hindurch. Wie seiner Zeit Jeanne d'Arc, so will er himmlische Erscheinungen gehabt haben wie diese, will er unmittelbar von Gott zur Rettung seines Volkes berufen sein. Daneben das nationale Moment: von jeher hafst der Nama den Herero als Erbfeind.

In diesen religiös-nationale Messiastum Hendriks mischt sich noch ein Agens, das wirksamste, aber auch das gefährlichste, der Ehrgeiz. Er sagt einmal: „Sind es denn nur die grofsen Nationen, welche berühmte Männer, wie Napoleon Bonaparte, hervorgebracht haben? warum kann nicht aus dem Namavolke einer erstehen!" Wir sehen, Hendrik ist kein Schwächling, er ist einer von den Charakteren, aus welchen die Geschichte, sind die begleitenden Umstände günstig und der Raum zur Entfaltung grofs genug, Menschen und Länder bestimmende Männer macht. Einen Oliver Cromwell, einen Napoleon trieb nicht nur die Liebe zum Vaterlande, sie trieb der rastlose, nagende, zehrende Ehrgeiz zu mächtigen Thaten: es werden solcher Männer nur wenige geboren; sie nach dem Mafse der übrigen Menschen zu messen, wer will es wagen. Hendrik hat den Ehrgeiz, der erste seines Volkes zu sein: der deutschen Siegeskrieg von 1870, den er mit seinem Missionare und mit seinen Stammesgenossen jubelnd begrüfste, die Gestalten unseres grofsen Kaisers, eines Bismarck und Moltke, deren Bilder in seinem Hause hängen, sie begeisterten ihn zur Nachahmung: so wie das deutsche Volk den Feind geschlagen, ihm Elsafs-Lothringen genommen, so wollte auch er an der Spitze seines Volkes die alten Heimstätten wieder erobern, die Herero besiegen. „Als wir seiner Zeit Fella (Britisch-Namaland) verliefsen, sind wir nicht hierher gezogen, um hier zu bleiben, sondern nach dem Norden stand unser Sinn. Den (Gibeon) ist blofs eine Lagerstelle gewesen, jetzt ist es Zeit, dafs wir ziehen. Es wäre mir besser, dafs ich stürbe, als dafs ich diese Sache unterliefse." Mit einer Zähigkeit und Hartnäckigkeit ohne Gleichen, hielt er trotz aller Warnungen des Missionars an seinem Plane fest. „Glaubst du denn nicht", ruft er diesem schmerzlich erregt zu, „dafs die Sache vom Herrn ist und dafs ich vom Herrn geführt werde?" Unablässig schwebt ihm vor das stolze Wort seines Vaters Moses, das er dem Hererohäuptling Kamaharero einst sagen liefs: „Waarlyk, waarlyk, Ik zal niet eer rusten, als tot myne paarden van Uw water in Okahandja gedronken hebben." [Wahrlich, ich werde nicht eher ruhen, als bis meine Pferde aus eurem Wasser (Flufs) in Okahandja (der Residenz Kamahareros) getrunken haben.]

Die Missionare, welche sonst einen sehr grofsen Einflufs auf Heudrik und seine Entschlüsse hatten, und an denen jener noch jetzt mit Dankbarkeit hängt, haben alles versucht, um den unglückseligen Mann von seinen Gedanken abzubringen. Der jetzt leider verstorbene Rust, sein Stationsmissionar, hat alles aufgeboten, um den Verblendeten auf die Folgen seiner Handlungen hinzuweisen. Umsonst. „Gott will es, ich mufs." Es sei bei dieser Gelegenheit ganz besonders betont, wie unsere

Digitized by Google

deutschen Sendboten sich in allen diesen überaus schwierigen Wirren überaus taktvoll benommen haben. Sie haben sich niemals in Politik gemischt, haben stets da, wo es galt, Böses zu verhindern, das äußerste aufgeboten, und wo es galt, Gutes zu vermitteln, ihren ganzen Einfluß auf die Eingeborenen benutzt. Freilich sind sie aber auch da, wo es sich darum handelte, Unrecht, welches von Europäern gegen die Eingeborenen begangen werden sollte, zu verhindern, unerschrocken für das Recht eingetreten.

Wie man sieht, es waren böse Zeiten, schicksalschwangere dunkle Wolken hingen über dem Lande; zwei entschlossene grimmige Feinde standen sich gegenüber, um sich bis aufs Messer zu bekämpfen: Da trat Deutschland auf den Kampfplatz, und zwar außer den betreffenden höheren Beamten, mit einer Schutztruppe von ganzen sieben Mann!

Daß diese Machtentfaltung des großen Deutschen Reiches nicht gerade geeignet sein konnte, sein Ansehen zu heben, war jedem Kundigen klar. Mit ihr begann denn auch jene unglückselige, ziellose, ohnmächtige „Gewehr beim Fuß"-Politik, welche uns in Südafrika geradezu lächerlich gemacht hat. Es wird mir schwer, das auszusprechen, aber es ist leider eine Thatsache, die kein Raisonnement beseitigen kann. Deutschland, dessen Ruhm bis in die entlegensten Winkel des schwarzen Erdteiles gedrungen war und Furcht und Schrecken vor sich her verbreitet hatte, dasselbe Deutschland mußte sich von den Eingeborenen, von Hendrik Witbooi, am meisten aber von ein paar englischen Halunken das Unglaublichste an Unverschämtheit bieten lassen. Lewis, Duncan und wie sie alle hießen, waren die Machthaber in Deutsch-Südwestafrika: wie sie zogen, tanzten die Puppen. Die sämtlichen englischen Zeitungsorgane des Kaplandes hallten wieder vom Hohngeschrei über die dummen Deutschen. Unter den Augen der deutschen Behörden zettelten die Engländer bald mit den Hereros, bald mit den Nama gegen sie. Grobe Urkundenfälschungen seitens eines Lewis, Munitionslieferungen an die Eingeborenen, ja schließlich an die Feinde des Deutschen Reiches, waren an der Tagesordnung; die Schutztruppe rührte sich nicht, trotz Raub, Mord und Totschlag im ganzen Lande.

Ja, wer war denn daran Schuld? Nicht ein Göring, Nels, Major Fraucois waren schuld, sondern die heimischen Behörden. Ich sage ausdrücklich, nicht jene Männer waren in erster Reihe schuld, sie haben das, was ihnen befohlen, getreulich gethan. Der Hauptgrund für das Mißlingen der deutschen Politik in Deutsch-Südwestafrika ist der, daß man Männer dorthin gesandt hat, welche von den dortigen Verhältnissen keine Ahnung hatten.

Jahrelang mußte die Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika zusehen, wie Nama und Herero mit wechselndem Erfolge kämpften, wie aber doch schließlich, erst recht nach dem Tode Kamaharero's, Hendrik Witbooi als unumschränkter Herr von Namaland, das er von den Damara gesäubert hatte, hervorging. Die Haltung der deutschen Behörde in Windhoek blieb eine abwartende. Sie ließ fast alles ruhig geschehen, suchte hier und da einzugreifen, that aber zum Schutze des Landes fast gar nichts. Die Kriegsunruhen wurden immer größer, die Klagen über die Unsicherheit des Landes drangen in verstärktem Maße nach Deutschland; die Häuptlinge, welche sich durch die Verträge von 1884 und 1885 unter des Deutschen Reiches Schutz gestellt hatten und sich nunmehr in endlose Schießereien und Räubereien (das nennt man dort Krieg) verwickelt sahen, beschwerten sich bitterlich über den gänzlichen Mangel an Schutz. Die Zustände wurden um so trostloser, als die Engländer, in schadenfrohem Bewußtsein der deutschen Ohnmacht, alle möglichen deutschfeindlichen Durchstechereien begannen. Ihre Presse posaunte in alle Welt hinaus, Deutschland sei völlig unfähig, seine Kolonialunterthanen, insbesondere aber die in Deutsch-Südwestafrika ansässigen Engländer vor Verlusten zu schützen, das Kapuche Parlament und Gouvernement fingen an, sich mit der Frage zu beschäftigen. Im Lande selbst wurden die vertragspflichtigen Häuptlinge von den Engländern gegen die deutsche Regierung aufgehetzt; ihnen wurden goldene Berge versprochen. Besonders hinterlistig benahm sich der Engländer Lewis, der plötzlich mit einer Anzahl angeblicher Rechtstitel, welche ihm Kamaharero vor Jahren verliehen haben sollte, auftrat. Den alten Murr- und Schlaukopf hetzte er systematisch derartig gegen die Schutztruppe auf, daß nicht viel gefehlt hätte, daß er sämtliche Deutsche — trotz nud mit der Schutztruppe — aus dem Lande gejagt hätte. Daß unter diesen Umständen nicht nur die Eingeborenen an Deutschlands Machtlosigkeit glaubten, daß sie anfingen, sich die gröfsten Frechheiten zu erlauben, wen kanns wunder nehmen?

Nun denke man sich Hendrik Witbooi in diesen wirren Verhältnissen. Jetzt glaubte er sich erst recht berufen, seine ihm von Gott gegebene Sendung zu erfüllen. Wer will und kann es im verdenken, wenn er gegenüber dieser Thatenlosigkeit und Ohnmacht der deutschen Behörden den Zeitpunkt für gekommen hielt, seine weitausgreifenden Pläne zu verwirklichen? Vor ihm lag das weite Land, das, wie es schien, herrenlos war und sich nach einem Erlöser sehnte. Er fühlte sich dazu erkoren; er wollte, es mußte geschehen, denn Gott selbst hatte ihm den Weg geebnet. In jenen so kritischen Zeiten sind es die deutschen Missionare gewesen, welche — ohne sich in die Politik zu mischen — Hendrik warnten und ihm rieten, von seinem gefährlichen Vorhaben abzustehen. Was thaten die deutschen Beamten, die Schutztruppe? — Nichts.

Mit kleinlichen Maßregeln war nichts gethan, sie verdarben im Gegenteil alles. Hendrik war von jeher deutsch gesinnt. Schon von Kindesbeinen an war ihm Deutschland, das geliebte Heimatland seiner von ihm so hochverehrten (das ist wotorisch) Lehrer, als das Musterland erschienen. Wenn König und Kaisers Geburtstag war, verstand es sich von selbst, daß er und die übrigen Unterhäuptlinge an dem Festgottesdienste teilnahmen. Seine Sympathien waren deutsche. Freilich, und das ist für die völkerrechtliche Beurteilung Hendriks von der allergröfsten Bedeutung, hatte weder sein Vater, noch er einen Schutzvertrag mit Deutschland abgeschlossen. Daß sein Vater es nicht thun wollte, hatte seine Gründe; als er, Hendrik, zur Regierung kam, war die Zeit der Schutzvertragsschlüsse vorbei. Meines Wissens hat ihn kein Mensch dazu aufgefordert; ob er es bei seinen phantastischen Ideen gethan hätte, ist schwer zu entscheiden. Er war thatsächlich bis vor kurzem, wo Major Leutewein sein Gebiet unter die Oberhoheit des Deutschen Reiches stellte, souveräner Herr, er, fast der einzige von allen Häuptlingen. Das Bewufstsein, das zu sein, hat natürlich mächtig dazu beigetragen, ihn noch hochmütiger zu machen, als er bislang war. Die Warnungen, welche ihm hier und da von seiten der Schutztruppe kamen, glaubte er als selbstmächtiger Gebieter nud als thatsächlicher Herr von Namaland nicht beachten zu brauchen. „Was hat mir denn die deutsche Schutztruppe, dem von Deutschland unabhängigen Häuptlinge, zu sagen?" Er übersah dabei freilich eins, nämlich, daß er fortwährend Schutzbefohlene des Deutschen Reiches belästigte, sie plünderte und unter Umständen niederschofs. Allerdings hatte

Digitized by Google

bisher die Kolonialbehörde dem ruhig zugesehen. Und dann — im Grunde genommen, wenn die Deutschen denn nun doch einmal nicht ihre Pflichten ausüben wollten gegen ihre Klientel, was hatten sie denn für ein verbrieftes Recht auf das Land? Und endlich — das waren die Gedanken Hendriks, — so lange er den Deutschen und den deutschen Unterthanen und Europäern (das waren ja in der That die Eingeborenen nicht) kein Haar krümmte, so lange hatte keine Macht der Welt, am allerwenigsten diese schwache Schutztruppe, ein Recht darauf, sich in die Eingeborenen-Händel zu mischen.

Juristen und Offiziere, vortrefflich in ihren europäischen Stellungen, aber völlig unbekannt mit den sämtlichen einschlägigen Verhältnissen, wurden die Vertreter des Deutschen Reiches. Es hieße, Überflüssiges sagen, wollten wir die zahlreichen Unzuträglichkeiten, welche sich entwickelten, hier aufzählen. Die Herren, mit dem besten Wollen und den schönsten Absichten, wurden schließlich vielleicht sich, aber jedenfalls den übrigen zur Last. Ich betone es hier noch einmal: unsere deutschen Beamten haben ihr Bestes gethan. Daß sie aber nicht viel Gutes — mit Ausnahme der wissenschaftlichen Verdienste eines François u. A. — haben schaffen können, ist die Schuld derer, welche sie auf einen Posten stellten, wo sie günstigenfalls nicht viel schaden konnten. Die Ereignisse der letzten Jahre geben uns leider zu sehr Recht. Unerklärlich ist und bleibt aber auch die lässige und thatenlose Haltung der Schutztruppe. Daß Hendriks Macht so gewachsen, daß er so übermütig geworden ist, daran ist nicht zum wenigsten, vielleicht am meisten Schuld die traurige, weil ziellose und lässige Haltung der Kolonialbehörden. Hätte man Hendrik zu rechter Zeit mit Festigkeit, aber auch mit Wohlwollen zurechtgesetzt, es stände nicht so traurig um das Namaland.

Plötzlich, es war im Frühjahr des vorigen Jahres, kam ein mächtiger Ruck in die ganze Geschichte. Verstärkung auf Verstärkung der Schutztruppe folgte. Wie aus heiterem Himmel brante sich ein Gewitter über Hendrik zusammen: der Sieg von Hoornkraus zeigte endlich, daß die Schutztruppe Herr im Lande sei. Natürlich war die Freude in Deutschland groß. Aber ganz abgesehen davon, daß der Sieg von Hoornkrans sich nur als eine Überrumpelung erwies, ans dem der Besiegte nur stärker hervorging und welche der Anfang einer Reihe von zweifelhaften Erfolgen der Schutztruppe war, erscheint dem ruhigen und kundigen Beobachter die Vorgeschichte jenes siegreichen Gefechtes in einem doch etwas trüben Lichte.

Wahrscheinlich infolge von Weisungen von der Heimat aus, entschloß sich die Schutztruppe endlich einmal, etwas Ernstes zur Beruhigung des Landes zu thun. Major von François sandte Hendrik gleich nach Eintreffen der Verstärkungen den Befehl zu, sich innerhalb 14 Tagen zu unterwerfen, oder aber vom 15. Tage an sich als Feind des Deutschen Reiches zu betrachten. Allerdings brauchte der Überbringer des Françoisschen Ultimatums nur drei Tage von Windhoek bis Hoornkrans, es blieben mithin noch 11 Tage bis zu dem Ablauf des Ultimatums. Hendrik Witbooi hielt sich mit einer kleinen Schar seiner Krieger und einer Zahl Werber in seiner Bergfeste auf. Seine Unterhäuptlinge waren größtenteils im ganzen Lande, besonders nach Süden hin, zerstreut. Da die Annahme des Françoisschen Ultimatums die Unterwerfung unter das Deutsche Reich, d. h. die Aufgabe der bisher so eifersüchtig gewahrten Souveränität bedeutete, konnte und durfte der Häuptling nach den Namagebräuchen nicht ohne Zustimmung seiner Unterhäuptlinge verhandeln. Sofort nach Empfang des deutschen Schreibens berief er — das ist verbürgte Thatsache — die ganze Besatzung zusammen, las ihnen den Brief vor und theilte ihnen mit, daß er seinerseits bereit wäre, sich mit seinem Stamme der deutschen Oberhoheit zu unterstellen. Die anwesenden Ratsleute stimmten dem bei, meinten jedoch, daß einige nicht anwesende „große Leute", welche auf Außenplätzen waren, erst gehört werden müßten. Obwohl gleich nach den Verhandlungen zu diesen Boten gesandt wurden, konnten sie erst am Abend vor dem Ablauf des Ultimatums wegen der weiten Entfernungen eintreffen. Sämtliche Unterhäuptlinge willigten in der darauf gehaltenen Ratsversammlung in die deutschen Forderungen. Als am folgenden Morgen Hendrik seine Antwort an den deutschen Regierungskommissar absenden wollte, begrüßten ihn schon frühzeitig die Kugeln der Schutztruppe: der Krieg war erklärt. Hendrik hatte keine Ahnung von der Bedeutung eines Ultimatums. In Afrika giebts eine Dornart „wacht een bitje", „warte ein wenig." Es geht dort alles seinen langsamen, gemessenen Gang. So hatte auch kein Mensch geglaubt und geahnt, daß wirklich am 12. April von deutscher Seite die Feindseligkeiten eröffnet werden würden: nicht einmal Wachtposten waren von seiten Hendriks aufgestellt worden. Der Sieg der Deutschen war ein glänzender, da bei der Ahnungslosigkeit und Sorglosigkeit der Nama von einem ernsten Widerstande nicht die Rede sein konnte. Wenuschon gleich darauf in den Zeitungen zu lesen war, daß unschuldige Weiber und Kinder von den Deutschen niedergeschossen worden seien, so beruht das eben darauf, daß Hoornkrans nicht im geringsten auf einen Angriff gefaßt war und meist Wehrlose in seinen Felsenmauern umschloß.

Es ist das eines jener Mißverständnisse in der Geschichte, die so leicht Unheil über ganze Länder herbeiführen. Hätte François einen längeren Termin gestellt, hätte Hendrik eine Ahnung von der Bedeutung eines Ultimatums gehabt, hätten die Deutschen nicht genau nach Ablauf der gestellten Frist, vielleicht ein paar Stunden später angegriffen, es wäre viel Blutvergießen, viel Not und Elend, viele Kosten gespart worden. Hier trifft die Schuld niemand: leider haben beide Teile keine rechte Ahnung von der Tragweite ihrer Handlungen gehabt.

Am 11. April war in der Ratsversammlung der Witbooischen einstimmig beschlossen worden, sich unter den Schutz des Deutschen Reiches zu begeben. Im Gegensatz zu dieser loyalen Handlung wurden sie aber am folgenden Tage von denen, unter deren Schutz sie sich gestellt hatten, angegriffen. Das brachte — wie leicht zu denken, eine große Erbitterung unter den Nama hervor. Nun konnte ihrer Ansicht nach von einer Unterwerfung keine Rede sein. Während Hendrik bis dahin es aufs ängstlichste vermieden hatte, irgend einem Deutschen auch nur ein Haar zu krümmen oder gar deutsche Truppen anzugreifen, sah er sich jetzt genötigt, da nun einmal der Kampf entbrannt war, die Feindseligkeiten aufzunehmen. Denke man an die ganze Vergangenheit des Mannes, an seine phantastischen Ideen von der Wiederherstellung eines mächtigen Namareiches in Südwestafrika. Nunmehr galt es, seine angeblichen, ihm von Gott verheißenen Rechte auf Afrika mit allem Nachdruck zu wahren. Bis dahin hatte er das Deutsche Reich als einen befreundeten Faktor betrachtet, unter dessen mächtigem Schutze er seine Pläne erreichen würde. Nun war es ganz anders gekommen. Feinde ringsum! Im Norden der alte Erbfeind, die Herero; im-

Digitized by Google

mitten des Landes die deutsche Schutztruppe, die sich zusehends mehrte, und zwar nur in der Absicht, ihn, Hendrik, unschädlich zu machen. Im Innern selbst Uneinigkeit, Zwietracht und Hader unter den Namahäuptlingen.

In dieser seiner trostlosen Lage bot sich ihm von zwei Seiten Hilfe an. Zunächst versprachen nicht nur, sondern vermittelten ihm bereitwilligst englische Händler, trotz des Verbotes des deutschen Kommissars, zuerst auf dem Wege von der in englischem Besitz befindlichen Walfischbai, dann aber über die durchaus unbewachte Südgrenze der deutschen Kolonie gegen Bezahlung mit Herden, welche bis dahin nur den Herero oder andern ihm feindlich gesinnten Eingeborenen geraubt worden waren, massenhaft Gewehre und Munition. Der Nama ist von jeher ein guter Schütze gewesen. Wir müssen nicht annehmen, daß irgendwie hinter diesen Durchstechereien und Schmuggeleien offizielle englische oder kapsche Persönlichkeiten gesteckt haben. Das aber war offenkundig, daß nicht nur in der gesamten englischen Presse, sondern auch in den maßgebenden Kreisen bald laut, bald versteckt sich Schadenfreude über die Verlegenheiten der deutschen Schutztruppe geltend machte, und daß man Hendrik als den Märtyrer seines guten Rechtes pries. Daß unter sothanen Verhältnissen dieser — wer weiß, was ihm diese verlogenen Händler und Unterhändler vorgespiegelt haben — auf seine stärkere Hilfe von seiten der Engländer, als bloß Munitionslieferungen, rechnete, kann man nur zu begreiflich finden.

Die durchaus günstigen Ergebnisse einer Untersuchungsreise, welche holländische Buren aus dem Transvaal nach Deutsch-Südwestafrika behufs einer möglichen Niederlassung gemacht hatten, bewirkten in den letzten Jahren einen allgemeinen „trek“ (Auszug) nach dem Westen, besonders nach Deutsch-Südwestafrika. Die deutsche Regierung sah und sieht diese Einwanderer nicht gern. Die Geschichte dieser Buren hatte bewiesen, daß sie in ihrem hartköpfigen Trotz und in ihrer republikanischen Ungebundenheit wenig geeignet sind, ein junges Staatswesen zu festigen. Mit Recht hat ihnen denn auch unsere heimische Regierung, trotz ihrer vorzüglichen Eigenschaften als Bauern, den Eintritt und die Niederlassung in unserem Schutzgebiete untersagt. Mit Ingrimm erfuhren sie es und waren und sind nicht angern bereit, sich womöglich mit Waffengewalt Eingang zu verschaffen. Hatten sie doch die sonst überall so siegreichen Engländer in den siebziger Jahren einmal nach dem andern aufs Haupt geschlagen und sich ihre volle Unabhängigkeit erkämpft. Da war ihnen denn Hendrik der rechte Mann. Obgleich von jeher von einem instinktiven Abscheu gegen alle Farbigen erfüllt, ließen sie sich in Unterhandlungen mit ihm ein. Hendrik, der schon ganz Nama- und erst recht ganz Hereroland zu seinen Füßen sah, versprach ihnen und den schachernden Engländern weite Strecken Landes. Was aus diesem Bündnis werden sollte, wußte niemand. Man fürchtete aber in Afrika das Schlimmste, besonders aber auch für die von deutschen Bauern und Viehzüchtern auf Veranlassung der deutschen Kolonialgesellschaft angelegten Siedelungen, so in Windhoek und Okahandja. Vergeblich hatte der Verwalter der letzteren, Hermann, Herrn v. François um Schutz gebeten. Was er befürchtete, trat ein. Hendrik begann seine Angriffe gegen die Deutschen. Unvermutet griff er die blühende Niederlassung an und vernichtete sie gänzlich. Die Bewohner retteten nur das nackte Leben. Große Herden, im Werte von vielen Tausenden, fielen als Beute in Hendriks Hände. Wie gesagt, vor der Erstürmung von Hoornkrans hatte er keinem Deutschen etwas Böses zugefügt. Mehr oder weniger scharfe Zusammenstöße mit Händlern beruhten meist auf Versuchen, die letzteren zu überteuern. Nun fing Hendrik an, auch die deutschen Niederlassungen zu bedrohen. Das erste Opfer war + Kubub.

Wir können unmöglich auf die Einzelheiten eingehen. Hendrik war eine öffentliche, schwere Gefahr für die Entwickelung des deutschen Schutzgebietes geworden. Die Schutztruppe suchte ihn unschädlich zu machen. Aber das weite, schluchtenreiche Land bot den Nama vortreffliche Schlupfwinkel, welche die Deutschen nicht einmal dem Namen nach kannten. Die einzelnen, in der That nur belanglosen Erfolge der Schutztruppe konnten niemals rechten Erfolg bringen, bis dieselbe beritten gemacht war, ebenso wie der Feind. Vor einigen Wochen ist eine Abteilung früherer, vorzüglich bewährter Kavalleristen nach Afrika abgegangen. Vor allem aber hat das Deutsche Reich in dem Major Leutwein, der zu Beginn dieses Jahres als Kommandeur der Schutztruppe und als Kommissar des Deutschen Reiches nach Deutsch-Südwestafrika abgegangen ist, wie es scheint, einen außerordentlich glücklichen Griff gethan. Kaum war er dort angekommen, als er mit aller Energie eingriff. Er verfolgte Hendrik bis an die äußerste östliche Grenze des Landes, zog durch das ganze Land, unterwarf auf friedlichem Wege die Häuptlinge der deutschen Oberhoheit, strafte einen Häuptling, der einen Deutschen erschlagen hatte, mit dem Tode und stellte so überall das Ansehen des Deutschen Reiches her. Besonders erfreulich ist es aber auch, daß er in ganz kurzer Zeit sich durch seinen klaren Blick, durch Festigkeit und Energie, aber auch durch seine Milde und Wohlwollen das volle Vertrauen der Einwohner erworben hat. Das ist und bleibt die Hauptsache. Von großer staatsmännischer Klugheit würde es aber zeugen, wenn er wirklich, wie verlautet, in Unterhandlungen mit Hendrik getreten sein sollte.

Die obigen Schilderungen beruhen auf Wahrheit, aus denselben geht aber hervor, daß Hendrik kein „Räuber und Rebell“ ist, wie man ihn so gern nennt, sondern, daß er ein außerordentlich begabter und tüchtiger Mann ist, der, auf wirklichen und eingebildeten Rechtstitelu fußend, zweifelsohne falsche Wege gegangen ist, der aber den besten Willen hat, seinem Volke zu nützen. Er ist ein so außerordentlich wichtiger Faktor in dem südwestafrikanischen Volksleben und in der dortigen politischen Entwickelung, daß das Deutsche Reich gut thun würde, sich, unter Wahrung aller Sicherheitsmaßregeln und unter Wahrung der vollen deutschen Oberhoheit, mit Hendrik zu „setzen“ und ihm unter nicht zu schweren Bedingungen volle Amnestie zu gewähren. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal: Hendrik ist von jeher ein Freund der Deutschen gewesen, da seine ganze Erziehung, seine ganze Bildung, seine gesamte Weltanschauung auf deutsch-evangelischer Grundlage beruht. Er ist, mit oder ohne seine Absicht, in Streit mit dem Deutschen Reiche geraten, hat aber schließlich einsehen müssen, daß er diesem gegenüber ohnmächtig ist. Den Egoismus seiner holländischen (Buren) und englischen Freunde wird der kluge Mann schon längst durchschaut haben: die Befürchtungen derjenigen, die es mit ihm an besten meinten, der deutschen Missionare, sind eingetroffen. Es müßte doch wunderbar zugehen, wenn der Mann so verblendet wäre, zumal sein eigener ganzer Stamm sich bereits unterworfen hat, um nicht einzusehen, wo für ihn allein das Heil liegt. Ist er aber für Deutschland gewonnen, kann er sich wieder in geordneten Verhältnissen bewegen, dann möchten wir mit der größten Zuversicht hoffen, daß er, bei dem großen Ansehen, das er bei allen Nama genießt, nur von Segen sein würde für unser Schutzgebiet in Südwestafrika.

Digitized by Google

Die Plastik des Kongobeckens.

Von Brix Förster.

Wauters hat sich die höchst interessante Aufgabe gestellt[1]), auf Grund der älteren, wie namentlich auch der neuesten Forschungsreisen (Dybowski, Maistre, Baumann, Delcommune und Franqui) die orographischen Grenzen des centralen Kongobeckens zu präcisieren und durch eine, wenn auch hier und da zu stark prononcierte kartographische Darstellung die bisher vereinzelt eingezeichneten Höhenzüge zu einer zusammenhängenden, das Ganze umschliessenden Gebirgskette zu vereinen.

Ehemaliges Binnenmeer
Kilometer
Stanley Falls
Victoria See
Albert See
Leopold II Tschango See
Kongo
Kassai
Lomami
Aruwimi
Ubangi
Schari
Tschad See
Benue
Niger
Atlantischer Ozean
P. d. Lounda
Bergfälle
Kuilu
Kwilu
Kuango
Kassai
Sankuru
Lulua
Lomami
Aruwimi
Ituri
Semliki
Albert Nyanza
Victoria Nyanza
Tanganika See
Kongo
Kongo
Kongo

und nach Norden bis zum Mfumbiro und der Westküste des Albert Njansa sich fortsetzen, Mitumbagebirge, nach jenem Bruchteile, welchen Paul Reichard bei den Djuo-Fällen des Lufira als solches bezeichnet fand.

Danach wird also das centrale Kongobecken begrenzt im Westen vom 6. Grade nördl. Br. bis zum 11. Grade südl. Br., vom Monte Cristallo, im Norden von der flachen Wasserscheide der Zuflüsse des Schari und Nil, im Osten und Südosten vom Mitumbagebirge und im Süden von der niedrigen Wasserscheide der Zuflüsse des Sambesi; es umfaßt 3185000 qkm.

Der Lauf des Kongo, von Ankoro bis Stanley Falls, hält eine südlich-nördliche Richtung ein; der einzige Fluß, welcher von Ankoro aufwärts in einem ununterbrochenen Thalwege bis zu seinem Ursprunge verbleibt und nahezu die gleiche Richtung beibehält, ist der Lubudi, der Oberlauf des Lualaba. Desbalb beansprucht Wauters für die Quellen des Lubudi, daß sie die Hauptquellen des Kongo genannt werden. Sie müssen auch als solche betrachtet werden, wenn man sich jene geologische Periode vergegenwärtigt, in welcher das Mitumbagebirge noch nicht durchbrochen war und dem Oberlaufe des Lualaba, Lufira, Luapula und Lukuga den Eintritt in das centrale Becken versperrte. Die Gegenwart giebt noch Zeugnis von den Zuständen einer nicht allzuweit zurückliegenden Vorzeit. Die ersterwähnten drei Flüsse bildeten vor dem Durchbruche Seen am Südfuße des Mitumbagebirges. Der Oberlauf des Lualaba[2]) fließt von Mnschima bis Manvue als ein stilles Gewässer dahin und macht heute noch den Eindruck eines Sees, wie Delcommune bemerkt. Dr. Briart beschreibt die Umgebung von Manvue mit folgenden Worten: „Die Gegend verliert das Pittoreske; plateauförmige Bergwälle umschließen im Osten, Westen und Süden eine weite sumpfige Ebene; sie scheint der Grund eines ehemaligen Sees zu sein". Bei Manvue erweitert sich das Flußbett selbst zu einem Pfuhl, von den Eingeborenen Kiniatta genannt, zweimal so groß als der Stanley Pool. Hier hatte sich also vor Zeiten der Lualaba zu einem See gestaut; Wauters giebt ihm den Namen Kiniatta-See. Als die Wässer den Weg durch das Mitumbagebirge gegraben, stürzten sie von Manvue bis zur Mündung des Mutucki, von 1380 m bis zu 930 m Höhe hinab; das sind die Nzilo-Fälle.

Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Lufira. Bei Djuo bemmte ehemals die Bergmasse seinen Lauf und zwang ihn zur Bildung eines Sees, in welchen von Nordosten der Luvua, von Südwesten der Lukulwe sich ergossen. Noch heute ist die Fläche von Lofoi bis Djuo, nach dem Zeugnis von Dr. Briart, zur Regenzeit ein weites Ueberschwemmungsgebiet. Als das Mitumbagebirge durchwählt war, floß der Lufira über die Djuo-Fälle von 887 m Höhe zu dem Kassali-See (564 m) hinab.

Die Wässer des Luapula sammelten sich einst bei Kuikuru (in der Landschaft Säva) vor den Felswänden des Mitumbagebirges an und bedeckten eine dreimal so große Fläche, als heute der Moero-See einnimmt. Der Moero-See selbst ist der Ueberrest jener vorzeitlichen Ueberschwemmungsperiode; die weit ausgedehnten Sumpfflächen am südlichen Ende sprechen für eine bis in die Gegenwart reichende allmähliche Verminderung. Die Strecke von der Durchbruchstelle bei Kuikuru (710 m) bis znr Mündnng in den Lualaba bei Aukoro (519 m) ist noch nicht erforscht; aber die Stromschnellen am Anfange derselben und die Höhendifferenz bis zum Endpunkte sprechen für die gleichen Verhältnisse, wie bei dem Lufira und Lualaba.

Der unbedeutendste Zufluß, welchen der Oberlauf des Kongo erhält, ist der Lukuga. Er ist der Überschuß, welchen der Tanganika-See bei einst höherem Wasserstande nach der schmalen Durchbohrung des Mitumbagebirges bei Mitwanzi (östlich von Mkitewesi) nach Westen versendet. Der Unterschied zwischen Anfang und Ende des Flußlaufes (beim Abfluß 810 m, bei der Mündung 489 m) bedingt zwar ein starkes Abstürzen der Wässer, doch scheint es nach den bisherigen Berichten meist auf eine Anzahl kleinerer Stromschnellen sich zu verteilen. Der Tanganika-See ist bei seiner außerordentlichen Tiefe durch den im Mitumbagebirge entstandenen Abflußkanal in seiner Existenz nicht gefährdet, während der Kiniatta- und Djuo-See vollkommen verschwunden sind und der Moero-See einem gleichen Schicksale entgegengeht.

Die von Norden, Osten und Süden in das mächtige Centralbecken sich ergießende und mit dem Kongo sich vereinigende Wassermasse strömte der uiedrigsten Senkung (ungefähr zwischen dem 3. Grade nördlich und 5. Grade südlich vom Äquator, und westlich vom 25. Grade östl. L. Gr.) zu. Sie grub von Kwamouth bis zum Pocock Pool (aufwärts von Lutete) einen Thalweg, hier aber stieß sie auf die Mauer des Monte Cristallo. Wie das Mitumbagebirge dem Laufe des Lualaba, Lufira und Luapula Einhalt gebot, so fluteten an der höchsten Erhebung des Monte Cristallo einstmals die Wässer des Kongo zurück und stauten sich weit in den Kontinent zu einem Binnenmeere auf.

Wauters beweist auf Grund der Untersuchungen von Stanley, Baumann, Pechuël-Lösche und Dupont, daß die westlichste Einbuchtung des Binnenmeeres dicht unmittelbar unterhalb des Pocock Pools sich befand, daß einst das Niveau desselben 425 m ü. d. M. und die größte Tiefe (zwischen Bolobo und Lukolela) 100 m betrug. Verbinden wir auf der nebenstehenden Karte alle jene bis jetzt festgestellten Höhenpunkte, welche mehr als 425 m betragen, so ergiebt sich der Uferrand des einstmals bestandenen centralafrikanischen Mittelmeeres. Die Genauigkeit der Umgrenzung kann nur eine hypothetische sein, da Höhenmessungen nur in beschränkter Zahl, für Französisch-Kongo aber keine existieren. Stücke des Uferrandes finden wir aber thatsächlich da, wo die Flüsse von einer höheren Stufe in Wasserfällen und Stromschnellen sich jetzt hinabstürzen: im Ubangi bei Mokoang (440 m), im Aruwimi die Panga-Fälle, im Kongo die Stanley-Fälle bei Kibongo (430 m), im Lomami bei Bena Kamba (430 m), im Sankurru die Wolf-Fälle (450 m), im Kassai die Wissmann-Fälle, im Kwango die Kaiser Wilhelm-Fälle (512 m). Die Seichtigkeit des innerhalb der tiefsten Senkung liegenden Leopold II.-Sees, sowie des Mantumba- und Ruguru-Sees erklärt sich nach der eben aufgestellten Hypothese mit Leichtigkeit daraus, daß sie der Restbestand eines Überschwemmungsgebietes sind; ebenso die konzentrische Richtung sämtlicher Flußläufe, wie die auffallend dunkelbraune Färbung des Lukuuje, Ruki und Lulonga, welche nach Duponts Untersuchung von der Beimischung organischer Bestandteile aus Sumpfgewässern herrührt.

Nach Überwindung des Monte Cristallo stürzt sich die ungeheure Wassermenge des Kongo, eingeengt auf 225 m, an einzelnen Stellen 190 m tief mit der reißenden Geschwindigkeit von 840 m in der Minute in zahlreichen Stromschnellen hinab nach Matadi und mündet mit 11 km Breite und 300 m Tiefe bei Banana ins Meer.

[2]) Vergl. Globus, Bd. 64, Nr. 23, S. 379 (1893).

Digitized by Google

Die Frauen und das Eheleben in Korea.

Von W. G. Arnous in Fusan.

In Korea, wie in allen andern asiatischen Ländern, sind die Sitten höchst verderbt, woraus ganz natürlich hervorgeht, dafs sich die Frau in einem höchst bedauerlichen Zustande gänzlicher Mifsachtung und widerwärtigster Niedrigkeit befindet. Die Frau ist nicht etwa die Gefährtin des Mannes, sondern seine Sklavin, das Werkzeug, welches seinem Vergnügen dient, die Maschine, welche seine Arbeit verrichtet, kurz gesagt, ein Wesen ohne menschenwürdige, moralische Existenz, dem weder Gesetz noch Sitte irgend welches Recht zuerkennt.

Thatsache ist es — und die Gerichte bestätigen dieselbe, dafs diejenige Frau, welche nicht unter der Herrschaft ihres Mannes oder ihrer Angehörigen steht, wie ein herrenloses Tier ist, welches der erste zum Eigentum nimmt, der es braucht.

Man giebt den Kindern weiblichen Geschlechts sogar keinen Namen. Freilich erhalten die heranwachsenden Mädchen meistens einen Beinamen, mit welchem sie von älteren Freunden und Verwandten gerufen werden, aber nur die Eltern der Jungfrau haben in späterem Alter das Recht, diesen Namen zu gebrauchen, alle andern Familienmitglieder und Fremde bedienen sich bei der Ansprache einer Umschreibung: die Tochter oder Schwester von dem und dem. Nach der Verheiratung fällt auch das fort. Die Eltern geben der verheirateten Tochter den Namen des Bezirkes oder des Ortes, in welchem sie mit ihrem Manne wohnt und die Schwiegereltern benennen sie nach der Gegend oder dem Platze, an dem sie vor der Verheiratung lebte.

Öfters nennt man sie auch ganz kurz: das Haus des .... (der Name ihres Gatten). Hat die Frau Söhne, so verlangt es der Anstand, dafs man sich ihr gegenüber der Bezeichnung bedient: Mutter des .... Mufs eine Frau vor Gericht erscheinen, so giebt ihr der Richter für die Dauer des Prozesses einen Namen, um die Verhandlungen zu erleichtern.

In den höheren Gesellschaftskreisen verlangt es die Etikette, dafs Knaben und Mädchen von 8 bis 10 Jahren nicht mehr zusammen sind, sondern getrennt wohnen. Vom achten Jahre an werden die Knaben in den äufseren Wohnhäusern untergebracht, in welchen die Männer leben. Dort müssen sie ihre Zeit zubringen, essen, lernen und schlafen; man lehrt sie, dafs es eine Schande sei, in denselben Räumen zu wohnen, in welchen Frauen lebeu. Die jungen Mädchen hingegen bleiben in den inneren Räumen, wo sie ihre Erziehung geniefsen. Man macht ihnen klar, dafs sie nicht mehr mit ihren Brüdern spielen dürfen, und dafs es nicht wohl anständig sei, sich den Blicken der Männer auszusetzen und in kurzer Zeit versuchen es die jungen Mädchen ganz von selbst, sich vor den Männern zu verbergen.

Diese Gebräuche ziehen sich durch das ganze Leben und zerstören jegliche Familienzugehörigkeit. Ein Koreaner aus guter Familie wird niemals eine längere Unterhaltung mit seiner Frau haben, oder gar sie in einer Sache von Wichtigkeit um ihren Rat befragen; für beides hält er sie zu gering. Obgleich die Ehegatten unter einem Dache leben, so könnte man doch annehmen, sie seien voneinander getrennt. Die Männer feiern ihre Feste und empfangen Gäste und Freunde in ihren Räumen, während die Frauen ein gleiches in ihren Wohnräumen thun. Diese Sitte, auf dasselbe Vorurteil basiert, macht es auch den Leuten aus dem Volke unmöglich, Ruhe oder Erholung im eigenen Familienkreise zu suchen, sie gehen zu dem Zwecke zu ihren Nachbarn oder empfangen diese bei sich, während die Frauen sich ebenfalls abgesondert vergnügen.

Wenn die Tochter aus vornehmem Hause in das Heiratsalter getreten ist, so darf sie nur von den nächsten Verwandten besucht werden, die sich in ihrer Unterhaltung der gröfsten Beschränkung befleifsigen.

Die Edelfrauen sind nach ihrer Verheiratung von allem Verkehre ausgeschlossen. Fast nur auf ihr Zimmer angewiesen, dürfen sie weder ausgehen, noch einen Blick auf die Strafse werfen, ohne dazu die Erlaubnis ihres Mannes eingeholt zu haben. Diese eifersüchtige Beschränkung geht so weit, dafs selbst Väter ihre Töchter, Männer ihre Frauen, ja diese sich selbst getötet haben, wenn sie von Fremden berührt worden sind. Aber gerade diese Abschliefsung und falsch verstandene Schamhaftigkeit bringen das hervor, was vermieden werden soll. Denn gelänge es einem Fremden, in das Gemach einer Edeldame zu kommen, so würde diese weder um Hilfe rufen, noch sonst Lärm schlagen, wodurch sie die Aufmerksamkeit der Hausbewohner auf sich ziehen könnte; denn schuldig oder nicht schuldig, sie würde schon einzig aus dem Grunde entehrt sein, dafs es überhaupt einem Fremden gelungen, Eingang in ihr Zimmer zu finden. Bleibt die Sache aber geheim, so ist der gute Ruf gerettet, der Sitte genügt. Würde sie solches Vorkommnis an die grofse Glocke schlagen, so würde es ihr niemand, am wenigsten der Gemahl, Dank wissen, schon des Geklatsches wegen, welches ein solcher Vorfall mit sich bringen würde.

Obwohl die Frauen an und für sich keine Rolle, weder in der Gesellschaft, noch in der eigenen Familie spielen, so sind sie doch mit einer gewissen, äufserlichen Achtung umgeben. Man gebraucht im Umgange mit ihnen ehrerbietige Ausdrücke, die niemand wagt fortzulassen, es sei denn, man spricht mit der eigenen Sklavin. Man macht jeder ehrbaren Frau, möge sie noch so arm sein, auf der Strafse Platz, wenn man ihr ausnahmsweise begegnet. Die Frauengemächer sind unverletzlich; selbst die Polizei hat keinen Eintritt in dieselben. Soll ein Edelmann verhaftet werden und entflieht in die Frauengemächer, so dürfen ihm die Häscher nicht folgen, sie müssen dann aber zur List ihre Zuflucht uehmen, um seiner habhaft zu werden. Nur wenn es sich um Rebellen handelt, ist eine Ausnahme gestattet, denn man nimmt an, dafs die Frauen Mitschuldige sind.

Will jemand ein Haus kaufen, so meldet er sich vor der Besichtigung an, damit alle Thüren und Fenster der Frauengemächer geschlossen werden können und dann besieht er nur die Wohnräume der Männer, die jedem zugänglich sind. Will jemand auf das Dach seines eigenen Hauses steigen, so teilt er dies vorher seinen Nachbarn mit, damit sie Fenster und Thüren schliefsen. Den Frauen der Beamten steht das Recht zu, bei Spazierfahrten zweispännige Karren zu benutzen, und sie sind auch nicht gezwungen, ihren Dienern und ihrem Gefolge das laute Schreien zu untersagen, wenn sie in der Hauptstadt sind, was sonst die hohen Würdenträger, selbst die Minister und Gouverneure, thun müssen. Frauen brauchen auch vor niemand die Knie zu beugen, mit Ausnahme vor ihren Eltern, und dann thun sie es auch nicht sehr tief, sondern richten sich dabei ganz

Digitized by Google

nach der Vorschrift. Dieser Gebrauch scheint durch das Gefühl der Standesrücksichten diktiert zu sein, aber es giebt deren noch viele andere, welche jedenfalls der allgemeinen Mißachtung der Frauen und der Leichtigkeit ihrer Sitten entstammen. Es gehört zu den Seltenheiten, daß Frauen vor Gericht gefordert werden, was sie auch immer begangen haben mögen, weil man annimmt, sie seien nicht zurechnungsfähig. Deswegen können sie auch in alle Räume des Hauses dringen und sich zu jeder Zeit, selbst nachts, auf die Straße begeben, während die Männer auf ein gegebenes Glockenzeichen von neun Uhr abends bis um zwei Uhr morgens in den Häusern bleiben müssen, es sei denn, daß ein wichtiger Ausnahmefall vorläge, der sie zum Ausgehen nötigte. Zuwiderhandeln dieses Verbotes wird mit strengen Strafen, meistens schwerer Geldstrafe geahnt.

Bei Eheschließungen beschäftigt man sich nur mit den Standesrücksichten und der Übereinstimmung der Würde beider Familien. Die Charaktereigenschaften, die Neigungen oder Gebrechen der künftigen Gatten, oder beiderseitige Abneigung spielen gar keine Rolle dabei. Der Vater des Sohnes setzt sich mit dem der Tochter in Verbindung; auf mündlichem Wege, wenn sie Nachbarn sind, sonst brieflich, wenn sie weiter entfernt voneinander wohnen. Man beratschlagt über die verschiedenen Bedingungen des Kontraktes, macht alles fest ab und bestimmt den Tag der Hochzeit nach göttlichen oder astronomischen Regeln und diese geben den endgültigen Beschluß. Am Hochzeitstage selbst oder am Tage vorher ladet das junge Mädchen eine ihrer Freundinnen ein, um sich das Haar binden zu lassen, der junge Mann fordert zu gleichem Zwecke einen seiner Verwandten oder Freunde auf. Die Personen, welche diese Ceremonie vorzunehmen haben, werden mit der größten Sorgfalt ausgewählt; man nennt sie pocksin, d. h. „Hand des Glückes."

Der Grund dieser Sitte ist folgender:

Kinder beiderlei Geschlechts tragen ihr Haar in einem Zopfe geflochten, welcher im Rücken hängt. Sie gehen immer barhäuptig. Wer nicht heiratet, bleibt immer auf der Rangstufe eines Kindes — a hai — und muß den Zopf beibehalten. Solche unverheiratete Menschen können allerlei Dummheiten und Thorheiten begehen, ohne daß dieselben ernste Folgen nach sich ziehen würden, denn man nimmt an, daß Kinder nicht fähig sind, ernst zu denken und zu handeln. Junge, unverheiratete Männer von zwanzig oder dreißig Jahren dürfen sich nicht an Versammlungen beteiligen, in welchen ernste Dinge verhandelt werden. Mit der Verheiratung aber erlischt die väterliche Gewalt, ganz gleich, wie alt der Jüngling ist, welcher in die Ehe tritt.

Mit der Verheiratung wird er ein Mann — eurone —, die Kinderspiele hören auf, er hat nun das Recht, an den Versammlungen der Männer mitredend teilzunehmen und in der Zukunft einen Hut zu tragen. Die junge Frau hingegen nimmt vom Tage ihrer Hochzeit an ihre Stellung unter den Matronen ein.

Nachdem die Haartracht für die Heirat hergerichtet ist, tragen die Männer ihr Haar in einem Knoten auf der Mitte des Kopfes, etwas nach vorn aufgebunden. Nach alten Überlieferungen dürfen die Männer ihr Haar niemals schneiden, aber in der Hauptstadt lassen sich die jungen Männer, welche besonders hübsch erscheinen oder nicht bekannt sein wollen, ihren Scheitel in der Weise rasieren, daß der Knoten die Größe eines Eies behält. Die verheirateten Frauen dagegen tragen nicht nur ihr eigenes Haar, sondern bedienen sich noch falscher Haare, um die ihnen von der Landessitte vorgeschriebenen zwei Zöpfe so dick als möglich herzustellen. Die Frauen jeden Ranges in der Hauptstadt, in den Provinzen aber nur die Gattinnen der Edelleute, machen von diesen zwei dicken Zöpfen eine Wulst, eine Art von Chignou, welche von einer langen Silbernadel zusammengehalten wird und auf den Nacken zurückfällt. Die Frauen aus dem Volke in den Provinzen tragen beide Zöpfe turbanartig um den Kopf gewunden und knüpfen sie auf der Stirn zusammen. Personen, welche nicht heiraten wollen, oder bis zu einem gewissen Alter keine Frau gefunden haben, machen die Haartracht der Verheirateten öfters nach, um nicht immer wie Kinder behandelt zu werden; trotzdem dies eine arge Verletzung der herkömmlichen Gebräuche ist, so duldet man es stillschweigend in jetziger Zeit. — Ist der Hochzeitstag herangekommen, so wird im Hause des jungen Mädchens eine Erhöhung aufgerichtet und mit allem nur möglichen Luxus au Decken, Stickereien und Geschmeide ausgeschmückt; die Eltern laden Freunde und Verwandte zur Festfeier ein, die auch stets vollständig zu erscheinen pflegen.

Die zukünftigen Eheleute, welche sich noch niemals gesehen, geschweige miteinander gesprochen haben, werden nun in feierlicher Weise auf diese Erhöhung geführt und einer dem andern gegenüber gestellt. So bleiben sie einige Minuten stehen, begrüßen sich stumm und ziehen sich dann zurück. Die junge Frau begiebt sich in ihre Gemächer, der junge Gatte in die der Männer, wo er seine Freunde auf das beste bewirtet. So hoch die Ausgaben für die Bewirtung auch sein mögen, der junge Ehemann muß mit Freuden seine Verwandten und Freunde freihalten; sorgt er sich auch irgend einer Richtung zu haushälterisch, so verfährt man nach einem in Korea allgemein beliebten Mittel mit ihm: man hängt den Sparsamen, nachdem man ihm Hände und Füße zusammengebunden, ein bischen an die Decke und treibt allerlei Scherz ähnlicher Art mit ihm, bis er verspricht, seine Gäste zufrieden zu stellen.

Die oben beschriebene Begrüßung vor Zeugen beider Heiratskandidaten giebt der Eheschließung völlige Rechtmäßigkeit. Von dem Zeitpunkte an kann der Mann das junge Mädchen immer und überall als seine Frau reklamieren — es sei denn, er verstößt sie in vorgeschriebener Weise. Dann aber ist ihm nicht gestattet, eine andere Frau bei Lebzeiten jener ersten zu heiraten, wiewohl er das Recht hat, sich so viel Konkubinen zuzulegen, als er ernähren kann. Was die Stellung der Konkubinen — Nebenfrauen — anbelangt, so genügt es, daß der Mann beweisen kann, mit einem jungen Mädchen oder einer Witwe intimen Umgang gehabt zu haben, um sie als seine rechtmäßige Konkubine zu betrachten. Niemand darf sie ihm fortnehmen, nicht einmal ihre Eltern; entfließt sie ihm, so kann er sie mit Gewalt in seine Wohnung zurückschaffen lassen.

Folgende Thatsache, von einem Missionar erzählt, der in demselben Dorfe wohnte, in welchem sich die Begebenheit abspielte, wird uns die verschiedenen Gesetze und Gebräuche betreffs der Heirat verständlicher machen.

Ein koreanischer Edelmann hatte seine eigene Tochter und die seines verstorbenen Bruders zu verheiraten; beide waren gleich alt. Er wollte für beide gute Männer haben, besonders vornehm aber für seine Tochter, und hatte schon mehrere Anträge als nicht annehmbar zurückgewiesen. Da wurde endlich von einer mächtigen und reichen Familie angefragt, die eines der jungen Mädchen für ihren Stammhalter begehrte. Nach langem Überlegen, ob er seine Tochter oder die Nichte geben solle, entschließt er sich, ohne den zukünftigen Schwiegersohn gesehen zu haben, für seine Tochter und setzt den

Digitized by Google

Hochzeitstag fest. Drei Tage vor diesem Termine erfährt er, dafs der junge Mann ein Einfaltspinsel sei, sehr dumm und ungebildet. Was thun? Die Heirat mufste stattfinden, da er sein Wort und die Zustimmung gegeben hatte, und das Gesetz in solchem Falle unbeugsam ist.

In seiner Verzweiflung fiel ihm ein Ausweg ein, bei welchem er das Unglück wenigstens vermindern, wenn auch nicht ganz verhindern konnte. Am Tage der Hochzeit gab er den Befehl, dafs nicht seine Tochter, sondern die Nichte heiraten solle. So geschah es. Die Nichte wurde auf die oben beschriebene Estrade zu ihrem zukünftigen Gatten geführt und die Ceremonie verlief in üblicher Weise. Der junge Mann verbrachte den Abend, der Sitte gemäfs, bei den Männern — wer beschreibt aber das Erstaunen des Edelmannes, als er statt des vermeintlichen Dummkopfes einen klugen, höflichen Jüngling in dem Schwiegersohn erkannte. Da er für seine eigene Tochter einen so guten Ehemann nicht verlieren wollte, so gab er geheime Befehle, dafs seine Tochter und nicht die Brudertochter in das Brautgemach geführt werde. Er war überzeugt davon, dafs der junge Ehemann die Verwechslung nicht herausfinden würde, da die Frauen während der Begrüfsungsceremonie so sehr mit Schmucksachen behängt sind, dafs ihr Gesicht ganz bedeckt und daher schwer zu erkennen ist. Es verging einige Zeit und der alte Edelmann freute sich seiner gelungenen List um so mehr, als der Schwiegersohn ihm von Tag zu Tag besser gefiel. Da erzählte er ihm endlich in einem Anfluge heiterer Laune diese Geschichte. Der junge Ehemann war zwar sehr erstaunt, gewann aber bald seine Kaltblütigkeit wieder und sagte zu seinem Schwiegervater: „Das war sehr klug und geschickt von dir gemacht; es ist aber klar, dafs mir beide Mädchen gehören und ich reklamiere beide. Deine Nichte allein ist meine rechtmäfsige Frau, da sie mir die gesetzlich vorgeschriebenen Begrüfsungen gemacht hat, deine Tochter hingegen, die du selbst in mein Gemach geführt hast, ist nach Fug und Recht meine Konkubine.“ Dem alten Edelmanne blieb nichts übrig als zu thun, wie der Schwiegersohn wünschte und hatte noch obendrein Hohn und Spott seiner Freunde und Bekannten für seine unangebrachte Schwatzhaftigkeit mit in den Kauf zu nehmen.

Am Hochzeitstage hat das junge Mädchen die gröfste Zurückhaltung im Sprechen zu üben. Auf der Estrade darf sie den Mund nicht öffnen und im Hochzeitsgemache verlangt die Sitte, namentlich der vornehmen Kreise, unbedingtes Schweigen ihrerseits. Der junge Gatte mag sie mit Fragen bestürmen, sie mit Schmeicheleien überschütten, ihr die einzelnen Kleidungsstücke fortnehmen — sie mufs sich zu alledem ruhig und unbeweglich wie eine Bildsäule verhalten. Sie mufs sich in eine Ecke des Zimmers niedersetzen und mit so vielen Gewändern bekleidet sein, wie sie nur irgend tragen kann. Sollte sie sich dennoch bewegen lassen, auch nur ein Wort zu sprechen, so würde sie der Gegenstand des Gelächters und Gespöttes ihrer Gefährtinnen sein, welche das neuvermählte Paar von den Nebengemächern durch Spalten und Ritzen beobachten und über jede ihrer Bewegungen und Mienen allen Verwandten und Bekannten genauen Bericht erstatten. Ein junger Mann, welcher wenige Tage vor der Hochzeit stand, ging mit seinen Freunden eine Wette ein, dafs er seine Frau doch zum Sprechen veranlassen würde. Die Sache blieb aber nicht geheim, das junge Mädchen erfuhr davon und beschlofs, sich zu rächen. Als im Brautgemache der junge Gatte alles nur Mögliche vergeblich versucht hatte, um seine Frau zum Reden zu veranlassen, sagte er ihr, dafs er die Sterndeuter um seine Zukunft befragt habe und von ihnen erfahren hätte, seine Frau würde von Geburt an stumm sein. Dies habe er nicht glauben wollen, nun sähe er es selbst und da er keine stumme Frau haben wolle, würde er sie nicht als die Seine betrachten und sie nicht heiraten. Die junge Dame hätte nun ganz ruhig bleiben können, denn diese Worte waren nur eine leere Drohung; nachdem die öffentliche Begrüfsung vollzogen ist, besteht die Hsirat als gesetzlich beendigt, gleichviel ob einer der Ehelente lahm, blind, taub oder mit einem andern Gebrechen behaftet ist. Ärgerlich durch diese Worte ihres Mannes geworden, erwiedert sie aber: „Was mir jedoch die Sterndeuter über meine neue Familie gesagt haben, ist aber noch viel richtiger; mir sagten sie, ich würde den Sohn einer Ratu heiraten und ich sehe ein, nicht getäuscht worden zu sein.“

Dieser Ausdruck ist für einen Koreaner eine der gröfsten Beleidigungen, weil er sich nicht allein auf ihn, sondern auf seine Eltern bezieht. Das Gelächter, in welches alle diejenigen ausbrachen, welche das junge Paar belauschten, verwirrte den Gatten noch mehr. Er hatte freilich seine Wette gewonnen, aber er wurde lange Zeit über die Art, wie er sie gewonnen hatte, verspottet und gehänselt.

Die Zurückhaltung zwischen den Nenvermählten verlängert sich auf Monate nach der Etikette der vornehmen Gesellschaft. Wochen lang öffnet die junge Frau nicht den Mund und später auch nur, wenn es unbedingt notwendig ist. Weder Unterhaltung, noch irgend welche Vertraulichkeit oder Herzlichkeit herrscht zwischen ihnen. Noch strenger ist die Vorschrift in Bezug auf Zurückhaltung dem Schwiegervater gegenüber; es vergehen zuweilen Jahre, ehe die Schwiegertochter mit dem Schwiegervater spricht oder ihn auch nur anschaut, und wenn es endlich geschieht, so warden nur wenige Worte in kürzester Zeit gewechselt. Mit der Schwiegermutter hingegen darf die junge Frau schon bald nach der Heirat sprechen, ist sie aber gut erzogen, so wird sie solche Unterredungen selten und so kurz als möglich haben.

Nach diesen Mitteilungen wird man leicht einsehen, dafs glückliche Ehen in Korea selten sind.

Nur die Frau hat ihren Manne gegenüber Pflichten, er ihr gegenüber durchaus keine. Die eheliche Treue hat nur die Frau inne zu halten, von dem Manne wird sie gar nicht erwartet. Wird sie von ihrem Manne beleidigt oder gemifsachtet, so darf sie sich nicht beklagen oder empfindlich scheinen, — und daran denkt sie auch nicht. Gegenseitige Liebe ist bei der Verwahrlosung der Sitten eine fast unmögliche Erscheinung. Der Wohlanstand erlaubt es zwar einem Ehemanne, seine Frau zu achten und sie wohlwollend zu behandeln, aber man würde sich über ihn lustig machen, sollte er ihr wirkliche Zuneigung hezeugen oder gar sagen, dafs er sie liebe. Für den Koreaner, der auf sich etwas hält, ist die Frau nichts weiter als eine Sklavin, dazu bestimmt, ihm Kinder zu gebären, auf das Innere des Hauswesens zu achten und der Gegenstand zu sein, an dem er seinen Begierden und Leidenschaften frönen kann. Bei den Hochgestelltesten verläfst der junge Gatte nach den ersten drei oder vier Tagen der Hochzeit seine Frau und begiebt sich zu seinen Konkubinen, um zu bewsisen, wie wenig er von ihr hält. Anders zu handeln, würde für schlechten Geschmack und Mangel an Lebensart gehalten werden. Es ist vorgekommen, dafs Edelleute, welche beim Tode ihrer Gattinnen Thränen vergossen, wochenlang die Häuser ihrer Freunde meiden mufsten, weil man nicht nachliefs, sie zu verhöhnen.

Eine Menge Frauen nehmen den Stand der Dinge mit lobenswertem Gleichmute hin. Sie zeigen sich ge-

Digitized by Google

duldig und fügsam, sorgen für ihren eigenen guten Ruf und das Wohlergehen ihrer Männer; sie klagen auch nicht über die Anforderungen ihrer Schwiegermütter, so unvernünftig und grausam dieselben auch oft sind. Sie sind eben von Jugend an gewöhnt, das Joch zu tragen und sich selbst als eine niedrigere Rasse anzusehen, die sich weder über die bestehenden Gebräuche beklagt, noch sie zu umgehen sucht. Andere Frauen hingegen sind gerade im Gegenteil heftig, jähzornig, ungehorsam, bringen Unglück und Unfrieden in ihr neues Heim, schlagen sich mit den Schwiegermüttern und rächen sich auch an ihren Ehemännern, indem sie ihnen das Leben zur Qual machen und täglich Anlaß zu Lärm und Ärgernis geben. In den unteren Volksklassen wird der Mann, welcher mit einer solchen Megäre geplagt ist, seine Zuflucht zu Faust- oder Stockschlägen nehmen, in den besseren Klassen ist es aber nicht erlaubt, daß der Mann seine Frau schlägt; ihm bleibt nichts anderes übrig, als sich mit Geduld in das Schicksal zu fügen, oder sich scheiden zu lassen, um sich wieder zu verheiraten, wenn er die nötigen Geldmittel dazu besitzt. Ist die Frau aber untreu oder läuft sie ihm fort, so kann er sie zum Richter bringen, welcher ihr die Bastonnade giebt und sie dann als Konkubine an einen seiner Diener schenkt.

Es giebt aber selbst in Korea vereinzelte Frauen von Takt und Selbstgefühl, die sich Achtung zu verschaffen und eine ihnen zukommende menschenwürdigere Stellung zu erringen wissen. Als Beweis dafür möge Folgendes dienen, welches einer koreanischen Abhandlung über die Landessitten zum Gebrauche junger Leute beiderlei Geschlechts entnommen ist.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts verlor ein Edelmann aus hoher und angesehener Familie seine Gattin durch den Tod, die ihm mehrere Kinder geschenkt hatte. Sein vorgerücktes Alter machte es ihm schwer, eine ihm passende, neue Gemahlin zu finden. Endlich gelang es den Heiratsvermittlern, wie es deren viele in Korea giebt, ihm in der Tochter eines armen Edelmannes aus der Provinz Kieng-sang eine zweite Frau zu finden. Am festgesetzten Tage wurden die beiden zukünftigen Ehegatten — der verwitwete Edelmann hatte sich nach der Behausung der Eltern seiner Frau begeben — auf die Estrade geführt, um sich gegenseitig zu begrüßen. Unser Edelmann war wie vom Schlage gerührt, denn seine neue Frau war sehr kleiner Gestalt, häßlig, sah sehr dumm aus und glich mehr einem Leichnam als einem lebenden Wesen. Aber es war nun zu spät und die Ceremonie nahm ihren Lauf, sie waren verheiratet. Der Ehemann beschloß bei sich, sie nie in sein Haus einzuführen und jeden Verkehr mit ihr zu vermeiden. Nachdem er, der Sitte gemäß, drei Tage im Hause seiner Schwiegereltern mit ihr gelebt hatte, machte er sich auf die Reise nach seiner Heimat und ließ nichts weiter von sich hören. Die Frau blieb bei ihren Eltern und nahm sich das Benehmen ihres Gatten nicht sehr zu Herzen, zog aber doch öfters Erkundigungen über sein Ergehen ein. Nach ungefähr zwei Jahren erfuhr sie, daß er Minister zweiter Klasse geworden sei, seine Söhne gut verheiratet habe und in einigen Tagen seinen sechzigsten Geburtstag feiern werde. Darauf faßte sie den Entschluß, ihren Gemahl aufzusuchen. Alle Vorstellungen ihrer Eltern konnten sie von ihrem Vorsatze nicht abbringen, sie ließ sich in einem Tragstuhle nach der Hauptstadt, dem Wohnsitze ihres Gatten, tragen. Dort angekommen, steigt sie in der Vorhalle aus und mustert kaltblütig die versammelten Damen, welche zur Feier des Geburtstages herbeigekommen waren. Dann setzt sie sich auf den Ehrenplatz, läßt sich Feuer bringen und beginnt zu allgemeinem Erstaunen zu rauchen. Die Neuigkeit dringt in die Gemächer, in welchen die Männer versammelt sind; niemand aber, der Sitte gemäß, scheint dieser Mitteilung Gewicht beizulegen. Darauf rief die Frau einige Sklaven herbei und fragt sie mit strenger Miene: „Was ist dies für ein Haus? Ich bin eure Herrin, niemand empfängt mich, niemand kommt, um mich zu bedienen, wo habt Ihr eure schlechten Sitten gelernt? Von rechtswegen sollte ich euch streng bestrafen, aber ich will euch diesmal verzeihen. Wo ist mein Zimmer?“ Man führt sie in das Frauengemach und dort, inmitten aller versammelten Damen fragt sie: „Wo sind meine Schwiegertöchter? weshalb sind sie nicht hier, um mich zu begrüßen? Sie scheinen vergessen zu haben, daß ich durch meine Heirat auch die Mutter ihrer Gatten geworden bin und daß sie mir die mir gebührende Ehrfurcht zu erzeigen haben!“ Bald darauf erscheinen die Schwiegertöchter und entschuldigten sich so gut sie konnten. Sie machte ihnen Vorwürfe über ihr unhöfliches Betragen und erteilte ihnen einige Befehle, um zu zeigen, daß sie die Herrin des Hauses sei.

Nachdem mehrere Stunden vergangen waren und keiner der Söhne kam, sie zu begrüßen, schickte sie zu den Männern und ließ sie holen. Auch sie erschienen, sehr verlegen und Entschuldigungen murmelnd. „Wie kommt es“, redete sie sie an, „daß ihr hört, eure Mutter sei hier, und ihr eilt nicht herbei, mich zu bewillkommen? Was wollt ihr in der Welt bei so unhöflichem Betragen und so großer Unkenntnis der Umgangsformen beginnen? Bei meinen Schwiegertöchtern und den Sklaven habe ich Verzeihung geübt, bei euch werde ich dieses Vergehen bestrafen!“ Sie ruft einen Sklaven herbei und läßt ihnen Rutenstreiche geben. „Was euren Vater betrifft, so bin ich seine Sklavin, ihm steht frei, mit mir zu thun und zu lassen was er will, ihr aber seid meine Söhne, ich gebe euch den guten Rat, in der Zukunft mir gegenüber nicht die gute Sitte außer acht zu lassen.“ Endlich kam auch ihr Gatte, der von allem, was vorgefallen war, nichts erfahren hatte, herbei, um sie zu begrüßen. Als nach drei Tagen die Festfeier vorüber war, hatte sich der Minister zum Könige zu begeben und dieser fragte ihn huldvoll, wie sein Fest verlaufen sei. Der Minister berichtete nun von der Ankunft seiner zweiten Frau und von allem, was sich zugetragen. Der König, ein Mann von Herz und Verstand, sagte seinem Minister, daß er sehr schlecht an seiner Gattin gehandelt hätte, die ihm ganz den Eindruck einer aufsergewöhnlich taktvollen Frau mache; ihr Betragen sei bewunderungswert und er könne es nicht genug loben. Er hoffe, daß der Minister sein vorher begangenes Unrecht dieser klugen Frau gegenüber wieder gut zu machen versuchen werde. Nachdem der Minister dies versprochen, entließ ihn der König gnädig und verlieh wenige Tage später seiner Gattin in feierlicher Weise eine der höchsten Ehrenstellen am Hofe der Königin.

Die legitim verheiratete Frau, mit Ausnahme, wenn sie vorher eine Witwe oder eine Sklavin war, wird durch ihre Heirat in Bezug auf gesellschaftliche Stellung ihrem Manne durchaus ebenbürtig. War sie vor der Heirat nicht adlig, so wird sie es, wie auch ihre Kinder, in der Ehe. Wenn z. B. zwei Brüder Tante und Nichte heiraten und die Nichte ist die ältere, so wird sie dadurch die ältere Schwester; die Tante hingegen wird als jüngere Schwester behandelt, was für koreanische Landessitte einen großen gesellschaftlichen Unterschied ausmacht.

Die Hauptbeschäftigung der Frauen aller Klassen ist es, die Kinder zu nähren und zu erziehen. Selten ent-

Digitized by Google

zieht sich eine Mutter der Pflicht, ihr Kind selbst zu säugen, was zu einer noch weit heiligeren Pflicht als bei uns wird, weil man hier keine Ahnung von künstlicher Ernährung hat und fast alle Kinder, welche in den ersten Jahren ihre Mütter verlieren, sterben müssen. Der Koreaner versteht es nicht, Kühe oder Ziegen zu melken. Die einzige Ausnahme wird für den König gemacht, der dann und wann frische Milch geniefst, die nach einer sehr umständlichen Methode gewonnen wird. Die Kuh wird in Gegenwart des ganzen Hofes zur Erde geworfen und dann werden mit dünnen Stockchen oder Brettern die Euter gepreßt und die hervorquellende Milch für den Gebrauch des Königs gesammelt. Hat die Koreanerin nur ein Kind, so säugt sie es bis zum siebenten oder achten Jahre, manchmal sogar bis zum zwölften. Mit der Erziehung wird es nicht so genau genommen; die Kinder haben meist ihren eigenen Willen, besonders wenn es Söhne sind. Man lacht über alles, was sie thun, freut sich sogar, wenn sie schon jung Laster und Leidenschaften zeigen, ohne jemals zu versuchen, sie zu bessern.

Die Edelfrauen, oder überhaupt Frauen aus der besseren Gesellschaft, haben nichts weiter zu thun, als ihrer Dienerschaft Befehle zu geben und auf innere Ordnung des Hauses zu halten, selbst arbeiten sie niemals, ihr Leben vergeht in völliger Unthätigkeit. Nicht so die Frauen aus dem Volke. Diese haben die Nahrung zu bereiten, Leinwand zu webeu, Kleider zu machen, sie müssen waschen und bleichen, alles im Hause in Ordnung halten und im Sommer ihren Männern bei der Landarbeit helfen. Die Männer arbeiten nur in der Saatzeit und während der Ernte, im Winter ruhen sie sich aus. Ihre einzige Beschäftigung ist dann noch, dafs sie das nötige Brennholz von den Bergen holen, sonst schlafen, rauchen und spielen sie, oder sie besuchen Freunde und Bekannte. Die Frauen müssen aber stets arbeiten, ihnen gönnt man nie Ruhe, man behandelt sie eben wie Sklaven.

Die Ungerechtigkeit bei Beurteilung der Geschlechter hört selbst dann nicht auf, wenn eines von den Eheleuten stirbt. Stirbt die Frau, so trägt der Mann einige Monate Halbtrauer und kann sich bald wieder verheiraten. Stirbt hingegen der Mann, so hat die Frau, namentlich in den höheren Klassen, ihr ganzes Leben lang ihn zu beklagen und Trauer zu tragen. Es wird als grofse Schande angesehen, wenn eine Witwe zum zweitenmal heiratet. Der König Sjeng-tsong, welcher von 1469 bis 1494 regierte, verbot den Kindern der Edelfrauen, die eine zweite Ehe eingegangen waren, teil an den öffentlichen Prüfungen zu nehmen und es wurde ihnen nicht erlaubt, irgend ein Amt zu bekleiden. Selbst heutigen Tages werden diese Kinder wie illegitime angesehen und behandelt, und dies nicht nur vom Volke, sondern vor dem Gesetze.

Durch das unbillige Verbot der zweiten Heirat werden bei einem so brutal leidenschaftlichen Volke, wie die Koreaner es sind, die gröfsten Mifsstände hervorgerufen. Die jungen Witwen werden die Konkubinen von jedem, der sie halten will. Diejenigen aber, welche ein ehrbares Leben führen wollen, sind so vielen Gefahren ausgesetzt, dafs sie nicht dagegen ankämpfen können, wenn sie es auch wollten. Die Verführer haben so viele Wege, sich ihrer, sei es durch List oder Gewalt, zu bemächtigen, dafs sie das Gesetz eben zur Konkubine macht, ohne dafs sie sich wehren können. Manche junge Witwe tötet sich bald nach dem Begräbnisse ihres Gemahls, um ihren guten Ruf zu bewahren. Besonders die Edelleute ihrer Verwandtschaft finden dann nicht Lob genug für solche Heldenthat und setzen es auch gewöhnlich beim Könige durch, dafs ihr ein öffentliches Denkmal oder eine Säule in einem Tempel errichtet wird, damit das Gedächtnis einer solchen Frau für die Nachwelt erhalten bleibe.

In den ärmeren Volksklassen sind die zweiten Eheschliefsungen weder von der Sitte, noch vom Gesetze verboten. Hier müssen die Männer jemand haben, um Nahrung und Kleidung besorgt zu erhalten, und die Witwen heiraten, um nicht Hungers zu sterben. Reichere Leute aus dem Volke vermeiden eine zweite Heirat, um dem Adel nachzuahmen.

Vorgeschichtliche Kupferschmelzöfen in Süd-Arizona.

Von Emil Schmidt.

Kein vorgeschichtlicher Fund im Gebiete der Vereinigten Staaten Nordamerikas hatte bisher Anhalt für die Annahme gegeben, dafs die vorkolumbischen Bewohner dieser weiten Länderstrecken die Kunst entdeckt und geübt hätten, Metall mit Hilfe von Feuer aus seinen Erzen zu reduzieren und zu schmelzen. Die so häufigen Kupfergeräthe im Osten der Felsengebirge stammen ohne Zweifel sämtlich aus der Gegend des Oberen Sees, wo metallisches Kupfer in aufserordentlich grofsen Mengen ansteht, und wo es auch schon in vorgeschichtlicher Zeit in ausgiebiger Weise durch primitiven Bergbau (Tagebau) gewonnen, d. h. abgebrochen wurde. Aber es wurde nur durch Hämmern, nicht durch Schmelzen und Giefsen weiter bearbeitet, es war für jene Indianer nichts, als ein hämmerbarer Stein. Auch im Westen der Vereinigten Staaten hat die archäologische Forschung, die sich seit 20 Jahren in intensiver Weise den alten Pueblos zugewendet hat, bisher kein Anzeichen gefunden, dafs in früherer Zeit Kupfer aus den Erzen geschmolzen worden sei. In dem letzten Januarhefte des American Anthropologist (1894, vol. VII, Nr. 1) macht Frank Hamilton Cushing, der beste Kenner der modernen Zuñi und der Führer der Hemenway-Expedition, wichtige Mitteilungen über Kupferschmelzöfen, die er in unmittelbarer Nähe alter, jetzt in Ruinen liegender Pueblos am Rio Salado (Süd-Arizona) ausgegraben hat. Dieselben sind nicht nur für die Vorgeschichte Amerikas, sondern auch für die allgemeine Frage nach der Entwickelung des Metallgusses überhaupt (Kupferzeit) sehr bedeutungsvoll.

Kupfer und Silber wird von den modernen Zuñi-Indianern mit viel Geschick in recht primitiver Weise bearbeitet, gehämmert, getempert (angelassen, adonciert), geschliffen etc., aber nicht aus den Erzen geschmolzen. Die Hemenway-Expedition fand und untersuchte am Südufer des Rio Salado, einem Nebenflusse des Rio Gila, in der Nähe alter lochartiger Kupfergruben mehrere alte Schmelzöfen. Jene Kupfergänge waren zwar reich an Metall in Körnchen- oder Plättchenform, aber sie ergaben kein einziges Stück gediegenen Kupfers, das für weitere Verarbeitung zu Gerät, Waffen oder Schmuck grofs genug gewesen wäre; für die Gewinnung solcher Massen diente der Schmelzofen, ein in die Erde eingelassener Schmelztiegel von der Form eines sehr grofsen Topfes mit halb-hohlkugeliger Höhlung; am Boden der letzteren befand sich eine kleine, napfförmige Vertiefung, bestimmt,

Digitized by Google

das geschmolzene Metall zu sammeln. In diesen Öfen wurde das Metall geschmolzen, indem man Erzstücke zwischen reichlichen Mengen Brennmaterials verteilte und das Feuer durch öfteres Erneuern des Holzes so lange unterhielt, bis das Metall hinausgeschmolzen war und sich am Boden angesammelt hatte. Die Schmelzöfen glichen bis auf die napfförmige Vertiefung am Boden der Höhlung und bis auf die Mengen von Schlacke und von Holzasche, die sie enthielten, ganz den gewöhnlichen Öfen, die in jener Gegend öfters unmittelbar bei oder in alten Pueblo ruinen vorkommen und ohne Zweifel blofs kulinarischen Zwecken dienten. Die Möglichkeit liegt nahe, dafs durch Zufall einmal in solchen Öfen das Geheimnis des Metallschmelzens entdeckt worden sein könne, war doch die Hitze in denselben öfters so stark, dafs in ihnen selbst sehr strengflüssige Steine zu schlackigen Massen zusammengeschmolzen waren, wobei die an Alkalien reiche Erde, die dort weit verbreitet ist, wohl als Flufsmittel gedient hat.

Alter Schmelzofen am Rio Salado, durch die Hemenway-Expedition ausgegraben.

Dafs sich Kupfer mit sehr primitiven Hilfsmitteln ausschmelzen läfst, hat Cushing experimentell nachgewiesen. Auf einer Wiese in den Zuñibergen fand er an einer Stelle, wo zufällig von indianischen Türkissuchern Löcher in die Erde gegraben worden waren, Steine, die Spuren von gediegenem Kupfer zeigten. In einem jener Löcher machte er ein starkes Feuer an und legte die Steine hinein. Stundenlang wurde die intensive Flamme unterhalten, dann langsam zum Erlöschen gebracht — in der Asche lag eine Anzahl geschmolzener kleiner Kupferklümpchen. Cushing hatte so auf die allerprimitivste Weise Stücke metallischen Kupfers aus dem Erze gewonnen.

Querschnitt durch den alten Schmelzofen.

Auch in Sonora und in andern Gegenden Mexikos sind ganz die gleichen metallurgischen Verfahren noch jetzt bei den Indianern im Gebrauch. Diese bedienen sich (nach der Angabe des Berg- und Hüttening enieurs Herrn W. W. Palmer) halb unterirdischer Schmelzöfen, die ganz mit den von Cushing im Saladothale entdeckten übereinstimmen. Zum Schmelzen nehmen sie nur ganz trockene Äste und Zweige von Larrea mexicana (greasewood); das Feuer wird sorgfältig überwacht und gleichmäfsig unterhalten, bis das Metall geschmolzen ist. Auf diese Weise werden Kupfer und Silber selbst aus ihren Schwefelverbindungen gewonnen.

Das durch Schmelzen erhaltene Metall wurde von den alten Pueblo-Indianern durch Hämmern und Anlassen weiter bearbeitet, aber, wie es scheint, nicht in Formen gegossen. Cushing fand bei den Forschungen der Hemenway-Expedition Beweise dafür, dafs man es verstand, das Kupfer mit Kieselsäure zu härten und kleine Klümpchen und Körner von Kupfer in ausgehöhlten Steinen zu gröfseren Stücken zusammenzuschmelzen, aus denen das gewünschte Gerät durch Hämmern ausgereckt wurde, und dafs man selbst eine Art Lötung kannte, indem man kupferne Gegenstände in heifser Asche (ohne eigentliches Lot) zusammenbackte.

Eingehende Experimente haben ihm gezeigt, wie alle diese Verfahren auf die allereinfachste Weise, nur mit solchen Hilfsmitteln, wie sie den Menschen der Steinzeit zu Gebote standen, ausgeführt werden konnten.

Der Geheimbund der Nagualisten in Mittelamerika.

Im politischen, wie im religiösen Leben Mexikos und Mittelamerikas hat seit den Zeiten der Entdeckung bis auf unsere Tage der Geheimbund der Nagualisten eine hervorragende Rolle gespielt und wiederholt in die Ereignisse eingegriffen. Er ist uns aus der vorkolumbischen Zeit überkommen und enthält so viel altamerikanisches Wesen in sich, dafs eine besondere Studie über denselben, zumal wenn sie mit voller Beherrschung der alten Litteratur ausgeführt wird, von grofser Wichtigkeit ist. Zwar wurde wiederholt über diese „eleusinischen Mysterien Amerikas“ berichtet, so vom Abbé Brasseur aus Burburg, doch eine wirklich kritische Darstellung verdanken wir erst jetzt Daniel Brinton in seinem Werkchen: „Nagualism. A Study in Native American Folklore and History. Philadelphia 1894.“ Diesem sind vorzugsweise die folgenden Nachrichten entnommen.

Die früheste Erwähnung des Nagualismus findet sich bei dem Geschichtschreiber Herrera (1530), welcher berichtet, dafs in der Provinz Cerupin (Honduras) der Teufel den Eingeborenen in Gestalt von Tigern, Pumas, Eidechsen, Schlangen, Vögeln erscheine, und dafs diese Verkörperungen Naguales hiefsen, was Gefährten oder Hüter bedeute. Stirbt dieser Hüter, so stirbt auch der ihm zugehörige Indianer, denn sie waren durch einen Blutbund und Opfer, dargebracht in einsamen Wäldern, miteinander verknüpft. Dort war ihm in Träumen oder im Halbschlafe das Tier offenbart worden, das zeitlebens sein „Nagual“ sein sollte.

Was das Wort Nagual betrifft, so kommt es in der aztekisch-mexikanischen Sprache nicht vor, wenn auch dessen Wurzel „na = wissen“ vorhanden ist und die naualli als „Zauberer“ bekannt waren (Sahagun). Aber die Sache ist dieselbe, und auch diese Zauberer vermochten sich in Tiere zu verwandeln. In den Beichtvorschriften, welche der Pater Nicolas de Leon 1611 zu Mexiko erscheinen liefs, finden sich auch Fragen, welche Licht auf den dortigen Nagualismus, beinahe 100 Jahre nach der Eroberung, werfen. Es heifst da n. a.: „Saugst du das Blut anderer aus, oder schweifst du nächtlich umher und rufst Geister um Hilfe an? Hast du Peyotl getrunken oder andern eingegeben um Geheimnisse zu ergründen oder gestohlenes Gut wieder zu finden? Verstehst du mit Schlangen zu reden, so dafs sie dir gehorchen?“

Digitized by Google

Solche Fragen würde der Beichtvater nicht gestellt haben, wenn nicht Beichtkinder unter dem Verdachte derartiger Sünden gestanden hätten. Was den Trank Peyotl betrifft, so wurde er aus einer Kompositee (Cacalia) bereitet, er wirkte, nach Sahagun, berauschend, erzeugte Visionen, stärkte den Mut und verminderte den Hunger. Auch andere Pflanzen wurden zu derartigen Zwecken, bis in die neueste Zeit hinein angewendet. Berauschung war somit ein wesentlicher Teil der heidnischen Bräuche und der Berauschte wurde hellsehend, er hatte eine Art von „zweitem Gesicht". Wie der alte Geschichtsschreiber Pater Joseph de Acosta erzählt, konnten die Berauschten von Anfständen, Schlachten, Todesfällen erzählen, die Hunderte von Meilen weit entfernt stattfanden und die auf gewöhnlichem Wege erst viel später bekannt wurden. Namentlich verstanden alte Weiber diese Kunst.

Trotz aller Bemühung der Geistlichkeit erhielt sich dieses Zauberwesen. 1757 warnt der Jesuit Ignacio de Paredes ausdrücklich vor den Nagualisten, und der mexikanische Gelehrte Orozco y Berra schildert den Volksglauben an den Nagual in unseren Tagen: Es ist ein häßlicher, alter, rotängiger Indianer, der sich in einen Hund verwandeln kann; die weibliche Hexe versteht es, sich in einen Feuerball zu verwandeln, kann fliegen, saugt des Nachts den Kindern das Blut aus, schädigt Leute durch Sympathiezauber, macht Zaubertränke, besitzt das böse Auge u. s. w.

Kopf aus Jadeit, als Amulett getragen von einem Zotzil-Indianer.

Hatten nun auch die aztekisch-mexikanischen Stämme das Wort Nahual nicht, so trat dafür ein anderes an die Stelle, abgeleitet von tona, wärmen. Damit hängen Ausdrücke zusammen, welche Blitze, Sommer, Geist, Individualität, astrologisches Zeichen, Horoskop stellen bedeuten und auch tonalpouhque, Zeichendeuter; letztere decken sich mit den nagualistischen Priestern der südlicheren Stämme. Der Tonal, die Individualität, konnte verloren gehen, auswandern; dann traten Krankheit und Unglück ein; blieb er im Menschen, so war er glücklich und gesund. Im ersteren Falle trat der Zeichendeuter in Thätigkeit, um den Tonal zurückzuzaubern.

Dieser Glaube an einen Schutzgeist war eine der Hauptlehren des Nagualismus und die astrologische Kalenderdeutung hing mit ihm zusammen. Wie Brinton nachgewiesen hat, war das Kalendersystem in Mexiko und Mittelamerika das gleiche und eng mit ihm hingen astrologische Deutungen zusammen, wie denn noch heute der Mexikaner mit seinen Schutzheiligen nach dem Kalender wechselt, ihn am Neujahrstage frisch wählt und, hat er guten Erfolg, mit Opfergaben reichlich bedenkt. Ein Mexikaner, Andres Iglesias, berichtet in unseren Tagen aus dem Dorfe Sotepan im Staate Vera Cruz Folgendes: Bei der Geburt wird dort einem jeden ein guter und böser Genius zugeteilt. Der gute heißt Tonale (also das alte Wort) und wird durch ein vierfüßiges Tier oder einen Vogel dargestellt, die zur Zeit der Geburt in der Nähe des Hauses waren. Noch giebt es dort die alten Zaubermeister und einer, der 1850 starb, hieß der Donnerkeil. Bei den Zapoteken in Oaxaca ist der Nagualismus schon 1578 vom Pater Juan de Cordova nachgewiesen worden; wir erfahren, daß der Nagual am Tage der Geburt erteilt werde; der Zapotekenkönig, der kurz vor der Ankunft der Spanier herrschte, führte den nagualistischen Namen „Drei Affen".

Wo der alte Kalender im Gebrauch war, da dehnte sich der freimaurerische Bund des Nagualismus aus, namentlich bei den Mayastämmen in Yukatan, von wo ausführliche Berichte vorliegen. Der Bischof von Chiapas, ein Dominikaner mit Namen Francisco Nuñez de la Vega, der 1702 schrieb, erzählt, daß die Indianer Neuspaniens alle Irrtümer aus der heidnischen Zeit in gewissen Schriften in ihrer eigenen Sprache aufbewahrten. Durch abgekürzte Zeichen und Figuren in Geheimschrift erläuterten sie die Orte, Provinzen und Namen ihrer früheren Herrscher, die Tiere, Sterne und Elemente, welche sie verehrten, die Gebräuche und Opfer, welche sie befolgten, und die Jahre, Monate und Tage, durch welche sie die Zukunft ihrer Kinder voraussagten, und denen sie zuschreiben, was sie Nagual nennen. Diese Schriften sind als Kalender bekannt; man benutzt sie auch zur Auffindung verlorener und gestohlener Sachen, zum Heilen von Krankheiten u. s. w. Die Ausübung solch heidnischer Praxis wurde durch den Bischof mit harten Strafen, Rutenhieben und Gefängnis bedroht.

Nach den Zeugnissen des Bischofs von Chiapas war also der Nagualismus vor 200 Jahren noch weit verbreitet und eine lebendige Einrichtung im südlichen Mexiko. Aus seinen weiteren Auslassungen ergiebt sich, daß förmliche Lehrer der Geheimwissenschaft vorhanden waren, welche nur Schüler annahmen, die das Christentum abschworen und denen ein tiefer Haß gegen die weißen Unterdrücker eingepflanzt wurde. Brinton führt danu noch zahlreiche Belege für die Fortdauer des Nagualismus an, unter anderen Dr. Karl Scherzer, der bei einem Besuche Guatemalas im Jahre 1854 im Dorfe Istlavacan noch fand, daß der „Meister" den neugeborenen Kindern noch ihren Nagual erteilte, daß in Höhlen den alten Göttern noch Kopalharz als Opfer gebraunt wurde und besondere Zauberformeln von den Meistern den Schülern gelehrt wurden.

Sind auch alle Lehren und Gebräuche des Nagualismus uns nicht bekannt geworden, so ist doch soviel sicher, daß Haß gegen die Spanier und das Christentum Grundlehren desselben waren. Es war eine Auflehnung des heimischen gegen das fremde Element. In den mexikanischen Bilderschriften wird die Taufe als das Symbol religiöser Verfolgung dargestellt, sie wird zwischen Schlachten und Menschenschlächtereien gleichwertig abgebildet. So kam es, daß die zwangsweise bekehrten Indianer, die sich christlichen Einrichtungen fügen mussten, heimlich den christlichen Namen und Bräuchen ihre altheidnischen unterschoben, oder solche Benennungen dafür gebrauchten, welche Haß und Verachtung gegen das Christentum atmeten. Statt St. Johannes und der Jungfrau Maria sagten sie Judas Ischariot und Pontius Pilatus.

Die Hauptmittelpunkte der nagualistischen Verbindung sind bekannt. Unter dem „Oberpriester" von Zamayac standen allein 1000 Unterpriester; überall galten die gleichen Ceremonien und Geheimzeichen. In

Digitized by Google

Chiapas und Guatemala war die nagualistische Priesterschaft erblich in besonderen Familien. Mit Hilfe dieser Organisation wurden denn auch die Aufstände gegen die verhafsten spanischen Fremdlinge vorbereitet, wie man das bestimmt von der blutigen Mayarevolution im Jahre 1761 weifs, die urplötzlich an ganz verschiedenen Orten ausbrach.

Ein kennzeichnender Zug für die geheimnisvolle Gesellschaft war die Rolle, welche die Weiber in derselben spielten. Sie konnten bis zu den höchsten Stufen innerhalb derselben emporsteigen und standen in hohem Ansehen. Versichert doch ein alter spanischer Schriftsteller, Pascal de Andagoya, dafs einige dieser geheimnisvollen Weiber die Kunst verstanden hätten, gleichzeitig an zwei weit voneinander entfernten Orten sein zu können! Der Aufstand der Tzentalen in Chiapas gegen die Spanier 1713 wurde von einem Mädchen angeführt, welches, gleich einer indianischen Jeanne d'Arc, ihre Landsleute aufneuerte, die Spanier zu verjagen. Sie war kaum 20 Jahre alt, und bei den Spaniern unter dem Namen Maria Candelaria bekannt und stand an der Spitze der Nagualisten, die — wohl übertrieben — ein spanischer Geschichtsschreiber auf 70000 angiebt. Ihr gehorchte alles unbedingt, und wer sich ihren Befehlen widersetzte, wurde lebend auf langsamem Feuer geröstet. Namentlich die christlichen Einrichtungen wurden von ihren Anhängern verspottet, die heiligen Kirchengefäfse entweiht, die Messe spöttisch nachgeahmt und Priester, die man ergriff, liefs sie zu Tode steinigen. Der Aufstand wurde von den Spaniern niedergeschlagen, Maria entkam in die Wälder und wurde nicht wiedergesehen, aber zwei ihrer priesterlichen Gefährtinnen, deren Namen auch erhalten sind, wurden schmählich von den Spaniern zu Tode gebracht.

Auch Squier, der in den fünfziger Jahren reiste, weifs von einer 20jährigen Mayaprophetin, die in den Tempelruinen hauste, zu erzählen; Brasseur aus Burburg sah unter den Zapoteken des Isthmus eine der „Königinnen" des mystischen Bundes, so dafs wir Zeugnisse für die Macht der Weiber innerhalb desselben bis in die neueste Zeit besitzen.

Nach den Ergebnissen, die Brinton erlangte, ist der Nagualismus keineswegs eine blofse auf Aberglauben u. s. w. begründete Geheimgesellschaft, sondern er sieht darin die Fortsetzung eines bestimmten Teiles des alten Kultus, der weit in die Zeiten vor der Eroberung des Landes zurückreicht. Dahin denten zunächst die Höhlen, in denen die heiligen Gegenstände der Nagualisten gefunden wurden. Schon 1537 sah Pater Perea die Höhle von Chalma bei Malinalco, wo Oztoteotl verehrt wurde (oztotl = Höhle, teotl = Gott), der im ganzen Reiche Montezumas tieftung hatte. Er verwandelte die Höhle in eine Kapelle. Nach Brinton ist für diesen Gott ein anderer Name, Tepeyollotl = das Herz des Ortes; es ist dieser, wie Dr. Seler gezeigt hat, eine von Süden her eingeführte Gottheit, dessen südliche Vertreter, wie der Votan der Tzentals in Chiapas u. s. w., auch in Höhlen verehrt wurden. Es liegen verschiedene Berichte über diese Götterverehrung in Höhlen vor, die wir jedoch übergehen müssen. Der innere Gedanke dieses Höhlenkultus war nach Brinton die Verehrung der Erde; der Höhlengott stellte die Allmutter dar und noch heute berührt der Indianer Mexikos, wenn er schwört, mit einer Hand die Erde.

Der Tepeyollotl der Naguas und der Votan der Tzentals vertreten beide den dritten Tag im ritualen Kalender. Deshalb ist die Drei eine heilige Zahl im Symbolismus der Nagualisten. Eine andere heilige Zahl war die Sieben [1]). Zu den Symbolen des Geheimbundes gehörte auch das Feuer, welches als unmittelbare Lebensquelle betrachtet wurde, man kannte, wie Nicolas de Leon berichtet, eine Feuertaufe (yiahuiltoca); Feuer war bei der Geburt und beim Tode zugegen. Die Wichtigkeit der Feuerceremonien im geheimen Rituale der modernen Mayas ergiebt sich auch aus dem heimischen Kalender, in welchem der Feuermeister (ah-toc) in regelmäfsigen Zwischenräumen verschiedene Feuerhandlungen, das Anzünden, Unterhalten, Auslöschen u. s. w., vornimmt.

Auch der Jadeit, Chalchiuitl, spielte eine Rolle in der Geheimreligion. In der Höhle des Cerro de Monpostiac, nicht fern von San Francisco del Mar, wurde ein Idol aus diesem grünen Steine aufbewahrt, und Bartolomé de Alva fragt in seiner Beichte ausdrücklich die Indianer, ob sie Idole aus diesem grünen Steine besäfsen, bekleideten, in der Sonne wärmten, verehrten und glaubten, dafs sie Speise und Trank, Erfolg und Glück spenden könnten. Bis in unsere Tage dienen die Jadeite den Indianern Oaxacas, um die Maisernte zu fördern; sie wurden als Amulette 1869 in den Zotzilaufstande getragen; nach dem Kampfe von Mistontic, in welchem die Truppen des Juarez über die Rebellen am 24. Juni siegten, fand man den hier (S. 162) abgebildeten schön gearbeiteten Jadeitkopf auf der Brust eines erschlagenen Zotzil. Er ging viel bewundert von Hand zu Hand unter den Juaristen und gelangte später in den Besitz Teobert Malers, dem wir die Abbildung verdanken (Revue d'Ethnographie II, 313). Bei diesen Steinen ist die grüne Farbe von Bedeutung, sie deutet auf Fruchtbarkeit, Glück und Gedeihen, weshalb man auch andere grüne Gesteine als Jadeit zu solchen Amuletten benutzte.

Ferner gehörte zu den verehrten Symbolen der Nagualisten der Seidenwollenbaum (Bombax Ceiba), der durch schnelles Wachstum und gewaltige Gröfse auffällt. Er wurde, wie das Feuer, tota. d. h. unser Vater, genannt und konventionell in Kreuzesform gezeichnet, daher das Auftreten des Kreuzes, bald in der Form des lateinischen, bald des Andreaskreuzes in den mexikanischen Bilderschriften. Er diente dann zur Bezeichnung des Tonalli oder Nagual, des Zeichens für den Geburtstag. Ferner waren mit dem Nagualismus unzählige Tage verknüpft, bei denen Personen beiderlei Geschlechts in Höhlen und Schluchten nackt vor den Idolen tanzten; dieses deshalb, weil nur die Umwandlung der Person in seinen Nagual stattfinden konnte, wenn sie unbekleidet war. Solche Orgien dauerten bis in die neueste Zeit herein. Ein weiterer Beweis, dafs der Nagualismus mit der Verehrung der zeugenden Naturkräfte verknüpft war, liegt in dem hohen Ansehen, welches seine Anhänger dem Schlangensymbol widmeten, denn die Schlange war gleichzeitig das Sinnbild des Phallus.

Die Untersuchung Brintons hat gezeigt, dafs der Nagualismus in Sache und Wort sich über Mexiko und Mittelamerika erstreckt. Wo aber lag der Ursprung? Diesen sucht der Verfasser durch eine Vergleichung der Ausdrücke für den Nagualismus im Maya, dem Quiche, Tzental, dem Nahuatl Mexikos und dem Zapotekischen zu ergründen, und kommt zu dem Schlusse, dafs bei den Zapoteken der Ursprung aller der vielen ähnlich

[1]) Unter den Belegen, die Brinton hierfür anführt, findet sich auch folgender: „Die Cakchiquels von Guatemala nahmen an, dafs, wenn der Blitz die Erde trifft, der Donnerstein in den Boden schlägt, aber nach sieben Jahren wieder an die Oberfläche sich erhebt." Das deckt sich vollständig mit dem weitverbreiteten deutschen Aberglauben, dafs der Donnerkeil (die vorgeschichtliche Steinaxt) nach sieben Tagen, sieben Wochen oder sieben Jahren wieder an die Erdoberfläche zurückkehrt.

Digitized by Google

lauteuden Ausdrücke zu suchen ist. Dafs der uralte Werwolfglaube, wie er in der Alten Welt so vielfach vorkommt, auch mit dem Nagualismus verwandt ist, liegt auf der Hand.

„Der Schlufs, zu welcher diese Studie des Nagualismus führt, ist, dafs er nicht nur das Glauben an einen persönlichen Schutzgeist ist, wie manche versichert haben; noch ist er ein blofses Überbleibsel von Bruchstücken des alten Heidentums, wie andere angeben; er ist vielmehr eine mächtige geheimnisvolle Organisation, die über einen weiten Länderraum verbreitet. Menschen von verschiedenen Sprachen und verschiedener Kultur umfafste, die durch geheimnisvolle Bräuche, nekromantische Kräfte und occulte Lehren miteinander verknüpft waren, die aber, mehr als alles, einen tiefgehenden Hafs gegen die Weifsen und die unbeugsame Absicht hegten, sie und die durch sie eingeführte Regierung wie Religion zu vernichten.“ R. A.

Aus allen Erdteilen.

— Ein vergleichendes Wörterverzeichnis von 33 auf den Neu-Hebriden gesprochenen Sprachen, welches Sydney H. Ray (London) zusammengestellt hat, zeigt deutlich, dafs die Bewohner dieser im südwestlichen Teile des Stillen Oceans gelegenen Inselgruppe, die aus etwa 30 bewohnten und vielen kleinen unbewohnten Inseln besteht, nicht eines Stammes sind. Es würde dies schon früher gemachte Beobachtungen bestätigen, nach welchen die Eingeborenen der südlichen Inseln von dunklerer Farbe seien und auf einer niedrigeren Kulturstufe ständen, als die der nördlichen Inseln. Die Sprachen der südlichen Inseln Tanna und Eromanga zeigen viel Verschiedenheit von den auf den nördlichen Inseln gesprochenen, obwohl sich auch manche Anklänge finden. (Sie vergegenwärtigen vielleicht eine archaistische Form der primitiven melanesischen Sprache.) Die Sprache des mittleren Teiles der Gruppe — Efate und die zunächst gelegenen Inseln — sind viel einfacher im Bau, als die der südlich und nördlich davon gelegenen Inseln. Ihr Sprachschatz zeigt viel polynesische Wörter und der allgemeine Charakter ist dem der Sprachen der Salomonsinseln sehr ähnlich. Die Sprachen auf Espiritu Santo, Whitsuntide Island, Lepers' Island und Aurora sind nicht sehr verschieden voneinander. Die Santodialekte bilden bis zu einem gewissen Grade das verbindende Glied zu den Dialekten von Efate. Nur die Sprache von Ambrym ist schwer mit einer der auf den nördlichen Inseln gesprochenen vergleichbar; sie ist aber auch die bis jetzt am wenigsten bekannte. Auf Mae (oder Three Hills), Mele und Fila im Centrum und auf Futuna, Aniwa im Süden der Gruppe werden polynesische Sprachen gesprochen, doch sind die Sprachen auf Futuna und Aniwa grammatikalisch sehr verschieden. Auf Mae und Mele spricht man fast rein die Maorisprache. (Journal and Proceedings of the Royal Society of N. S. Wales. Vol. XXVII (1893), p. 101 bis 167 und Plate IX (Karte der Neu-Hebriden).

Gy.

— Zwei russische Kalmücken, Menkundjinow und Ulanow, sind bis nach Lhassa in Tibet gereist, wo sie dem Oberhaupte ihrer Religion, dem Dalai Lama, ihre Ehrfurcht bezeugt und von ihm verschiedene heilige Geschenke erhalten haben. Was also Europäern nicht gelingt, das Betreten Lhassas, haben diese buddhistischen Kalmücken ohne besondere Schwierigkeit durchgesetzt. Sie begaben sich auf dem Wege über den Kuku-Nor, durch China und über Peking auf den Heimweg und erreichten mit einem russischen Dampfer Odessa, von hier aus reisten sie nach ihrer Heimat an der unteren Wolga, welche sie nach dreijähriger Abwesenheit wieder erreichten. Der eine der beiden Kalmücken ist Priester und beabsichtigt, seine Reiseerlebnisse zu schildern.

— Die Atlantis. Dr. O. Roger in Augsburg, der bekannte Erforscher der fossilen Säugetierfaunen, hat die Frage nach der Atlantis, also nach einer Europa und Nordamerika verbindenden Festlandbrücke, einer neuen Bearbeitung unterzogen. Er kommt auf Grund des heute vorliegenden Materials zu fossilen Säugetierresten zu der Ansicht, dafs diese Landverbindung nicht eine mehr oder minder breite Brücke gewesen sei, auf welcher die beiderseitigen Faunen sich austauschten; er sieht in der Atlantis vielmehr einen gewaltigen Kontinent für sich, welcher zwischen dem nordamerikanischen Festlande und dem Archipel, welcher die Stelle des heutigen Europa einnahm, gelegen, die eigentliche Heimat der modernen Säugetierwelt ist. Die Rogersche Atlantis spielt also fast genau dieselbe Rolle, wie bei Haacke Nordsibirien und der anschliefsende Teil von Nordeuropa. In diesem Lande hat sich die Säugetierfauna entwickelt, welche wir aus den Puercoschichten in Wyoming und aus den Süfswasserschichten von Rheims kennen; auch in den nächstjüngeren Schichten bis zum oberen Eocän, finden wir in Europa und Amerika eine so grofse Verwandtschaft der Säugetierreste, dafs die Annahme einer gemeinschaftlichen, die beiden Kontinente verbindenden Heimat unabweisbar erscheint. Erst im Oligocän und im Anfange der Miocänperiode sehen wir die amerikanische Säugetierfauna eine eigentümliche Entwickelung nehmen, welche zur Entwickelung speciell amerikanischer Formenkreise führt, die in Europa nicht oder kaum vertreten sind; die Verbindung ist offenbar unterbrochen und wird nur am Ende der Miocänperiode noch einmal wiederhergestellt, wo zahlreiche Säugetiergattungen, welche sich seither in den neu aufgetauchten Ebenen des mittleren Europa entwickelten, nach Amerika überwanderten. Was späterhin, also in der Pliocänperiode, noch zwischen den beiden Kontinenten ausgetauscht wurde, hat anscheinend nicht mehr die Atlantis, sondern eine Verbindungsbrücke zwischen Nordamerika und Sibirien benutzt. Insbesondere sind Kamel und Pferd, deren Vorfahren wir ausschliefslich aus Amerika kennen, auf diesem Wege nach der Alten Welt gelangt. Ob die Atlantis oder wenigstens eine schmale Landbrücke zur Eiszeit noch einmal auftauchte und, vielleicht durch Absperrung der warmen Driftströmung oder des Golfstromes zur Vereisung beitrug, läfst Roger unentschieden. Eine Rolle für die Wanderung der Landtiere hat diese Atlantis jedenfalls nicht mehr gespielt, ihre Bedeutung reicht nur bis zum Ende der Miocänperiode.

Ko.

— Eine Expedition nach den Mac-Donnell-Bergen, die gerade im Mittelpunkte Australiens liegen und noch sehr wenig erforscht sind, ist im Mai 1894 von Adelaide aus aufgebrochen. Wie Nature (21. Juni) meldet, steht William Austin Horn an der Spitze, ein Mann, welcher die Erforschung Australiens sich schon viele Verdienste erwarb. Als Topograph begleitet ihn der Deutsch-Australier K. Winnicke, als Ethnograph und Arzt Dr. Stirling, als Botaniker Professor R. Tate, als Geologe Alexander Ward, als Biologe Professor Baldwin Spencer. Die Expedition hat 23 Kamele mitgenommen. Sie folgt zunächst der Telegraphenlinie nach Norden bis zum Lilia Creek, zieht dann westlich zur Ayers Range, darauf nördlich zum Petermann Creek und Fluke River, um so an die Mac-Donnel-Berge zu gelangen.

— Wie selbständig die Westküste Australiens in faunistischer Beziehung gegenüber dem Reste des Erdteiles dasteht, beweist eine Arbeit von Edgar A. Smith über die Landschnecken dieses Gebietes, welche sich neben dem älteren Materiale besonders auf die Sammlungen von H. M. S. Penguin im Jahre 1890 und 1891 stützt. Von fünfundzwölf Arten sind nur drei über die Grenzen Westaustraliens verbreitet; eine kleine Papa, die wahrscheinlich nur eine Form der über alle Tropenländer verbreiteten Papa fallax Say ist, eine Patula, die auch in Neusüdwales vorkommt und eine zweite Pupa, welche sich in Südaustralien findet. Die durch Wüsten erfolgte Abtrennung mufs schon eine alte sein, denn es finden sich zwei eigentümliche Untergattungen von Helix und Bulimus, und auch die Vertreter weitverbreiteter Untergattungen, wie Hadra, haben einen eigentümlichen Charakter. Nichts deutet auf eine Verbindung mit Neuguinea; die Deckelschnecken sind nur durch drei kleine Arten repräsentiert. Die Vereinigung von Westund Ostaustralien ist jünger, als die Abtrennung Neuseelands von Australien, erfolgte aber jedenfalls doch schon in der Kreideperiode, und die Molluskenfaunen hätten die ganze Tertiärepoche hindurch Zeit gehabt, sich zu vermischen, wenn nicht die Beschaffenheit des Landes dem entgegengestanden hätte. Wir müssen also annehmen, dafs die Westaustralien umgebenden Wüsten schon seit dem Anfange der Tertiärperiode den heutigen, dem Molluskenleben ungünstigen Charakter tragen.

Ko.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. Druck von Friedr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FOR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DER ZEITSCHRIFT „DAS AUSLAND".

HERAUSGEBER: Dr. RICHARD ANDREE. VERLAG von FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXVI. Nr. 11. BRAUNSCHWEIG. September 1894.

Die deutsche Sprachinsel Zahre-Sauris in Friaul.

Von Dr. Halbfafs. Neuhaldensleben.

Das Land Friaul, jetzt ein Teil der italienischen Provinz Udine, gehörte im Mittelalter zum Deutschen Reiche. Langobarden, Franken und Bajuvaren haben sich nacheinander hier angesiedelt und noch heute erinnern manche deutsche Namen von Städten, Bergen und Burgen, die allerdings in der offiziellen Geographie Italiens längst verklungen sind, an jene ferne Zeit und an die alten deutschen Adelsgeschlechter, von deren glanzvollem Leben uns J. v. Zahn, „Die deutschen Burgen in Friaul", Graz 1883, ein farbenreiches Bild entwickelt hat. Der deutsche Adel und das deutsche Bürgertum sind endlich der Romanisierung unterlegen, nur drei arme Bauerngemeinden, geschützt durch ihre in einsamen Hochthälern versteckte Lage, haben ihr Deutschtum bis auf unsere Tage hinübergerettet, nämlich Bladen im obersten Piavethale, Tischelwang an der alten Römerstrafse, die von Oberdrauburg über den Pleckenpafs nach Italien zieht, und endlich die Zahre, in einem Seitengraben des Val Lumici, eines Quellflusses des Tagliamento. Tischelwang wird vermöge seiner Lage an einem noch heute ziemlich wichtigen Saumpfade, Bladen wegen seiner günstigen Lage für Touren in der von Diener (Zeitschr. des deutsch-österr. Alpenvereins, 21. Bd., S. 323) sogen. Sappadaxgruppe häufiger aufgesucht, viel seltener dagegen die dritte deutsche Sprachinsel, über welche bis jetzt nur zwei gröfsere Publikationen von Männern, die erst beide jüngst verschieden sind, veröffentlicht wurden. Es sind dies Dr. Lotz (Petermanns Mitteil. 1876, S. 352 ff.; Aus allen Weltteilen, 9. Bd, S. 267 ff., 289 ff.) und Freiherr v. Czoernig (Zeitschr. des deutsch-österr. Alpenvereins 11. Bd., S. 360ff.). Da aber seit der letzten Mitteilung mehr als 14 Jahre verflossen sind, möchte vielleicht ein Bericht über meinen Besuch dieser Gemeinde, den ich vor einigen Jahren ausgeführt habe, einiges Interesse in Anspruch nehmen.

Die bequemste Verbindung mit der Aufsenwelt ist von Süden her. Man verläfst in der Stazione per la Carnia die Pontebbabahn, fährt mit einem Omnibus im schattenlosen Tagliamentothale nach Tolmezza, das die Deutschen Schönfeld nennen, und weiter nach Ampezzo di Carnia (569 m), deutsch Peitsch, dem der Zahre zunächst gelegenen gröfseren Orte. Wenn man es günstig trifft, kann man von hier ein Maultier benutzen, das die Reise im Sommer täglich einmal hin- und herführer macht. Der Saumpfad führt steil hinauf zur Pafshöhe des Monte Pura (1439 m) und dann ebenso steil hinab in das Thal des Lumiebaches, der hier eine gänzlich unzugängliche Klamm bildet und im Frühsommer, zu einem mächtigen Strome angeschwollen, oft arge Verwüstungen anrichtet. Jenseits desselben liegt die einsame Mühle La Maina (949 m), zugleich das einzige Wirtshaus der Zahre, denn im eigentlichen Orte ist man auf die Gastfreundschaft eines Geistlichen oder eines gutwilligen Bauern angewiesen. Noch eine Stunde geht es im wüsten Gerölibette des „Baches", auf weit ausgetretenem Pfade bergan, dann erblickt man das hochaufragende Kirchlein der Unterzahre mit den zerstreut liegenden braunen Holzhäusern, die aber immer mehr den Steinhäusern Platz machen. Auf diesem 5stündigen Wege (von Ampezzo aus) wird alles, was nicht in der Zahre selbst wächst, — und das ist aufser etwas Mais, Hafer, Kartoffeln, Rüben und Kraut nicht viel — herbeigetragen, wenn aber die winterlichen Schneestürme den Saumpfad unpassierbar machen, so sind die Zahrer oft viele Wochen lang von jedem Verkehre mit der Aufsenwelt vollkommen abgeschnitten.

Viel interessanter sind die Zugänge von Norden, von denen der bequemste oberhalb St. Stephano di Comelico bei Campolongo das Piavethal verläfst, und im Val Frisone einen sehr guten Reitsteig bis zum Pafs Col Razzo (1751 m) benutzt; von dort bis zum Pafs Pezza Gugg (Böser Guck) gehts beinahe eben über schöne Alpenmatten; den Abstieg von dort in den Zahrener Kessel fand ich beinahe vollständig durch Lawinen zerstört und etwas unangenehm zu passieren. Etwas näher erreicht man von Norden aus die Zahre von dem deutschen Bladen (siehe oben), nur mufs man dabei den Hauptkamm der Sappadaxgruppe, deren Kulminationspunkte erst in den letzten Jahren zum erstenmale erstiegen sind, überschreiten, in das tiefeingeschnittene Pesaristhal hinabsteigen und dann wieder den Südhang des Thales gewinnen, bis man dann auf einmal in die steil abfallende Mulde hinabsieht, in der die Dörfer der Zahre liegen. Zwei Scharten liegen im erwähnten Hauptkamme, die „Obere Enge" (2990 m) und der „Passo Siera" (1602 m), letztere mehr in der geraden Richtung nach der Zahre und an und für sich durchaus unschwierig, der Zugang jedoch zu derselben durch das Val Sieris wird sogar von sehr gewiegten Bergsteigern für recht bedenklich gehalten, da der hoch über dem eine grofsartige Klamm bildenden Bache sich hinziehende Pfad sehr schwindlig ist und gerade zu der Zeit, wo ich in Bladen weilte, durch Muhren stellenweise vollständig zerstört war.

Ich wählte also den etwas weiteren Übergang über die Obere Enge, welche durch eine herrliche Aussicht die Mühen des recht steilen Anstieges überreichlich

Digitized by Google

lohnt. Unweit der geräumigen Alp Lowandet erreicht man das im saftigsten Grün prangende Pesaristhal (Canale S. Canziano), das mindestens 300 m tiefer als Bladen liegt. Der Südhang des Thales ist bedeutend weniger steil als der Nordhang, und haben wir die sanftabgerundete Thalmulde des schön bewaldeten Val Rioda passiert, so taucht auch schon die seltsam geformte Morghenleite (1880 m) auf, die mich lebhaft an den Ips bei Bopfingen erinnerte, und bald liegen auch schon die Häuser von Ober- und Unterzahre, um ihre Kirchlein mit den schlanken Kirchturmspitzen gruppiert, in einem Loche vor uns. In Sturmschritt sausen wir den rauhen Abhang hinunter und bald stehen wir vor dem ersten deutschen Hause im italienischen Friaul am „Forum" der Oberzahre, wo wenige Weiber an Brunnen mit Waschen beschäftigt sind. Im harten Dialekt ihrer Heimat begrüßten sie meinen ihnen wohlbekannten Begleiter, den Jäger Peter Kratter aus Bladen, mit neugierigen Blicken mich musternd und ihre Vermutungen über meine Herkunft austauschend. Julius Pak, der bekannte Innsbrucker Alpinist, der in seinem Büchlein „Die deutschen Sprachinseln in Wälschtirol und Italien", Innsbruck 1892, auch von seinem Besuche der Zahre erzählt, hatte mich an einen gewissen Benjamin P. empfohlen, den angesehensten Bauern der Oberzahre. Die Hausthür war geschlossen, da alle draußen beim Heuen waren, aber gar bald kam die gute Katharina P., von den Weibern herbeigerufen, eilends herbei, begrüßte uns auf das Herzlichste, dabei sogleich das vertrauliche „Du" anwendend, und ließ es sich trotz des herrlichsten Heuwetters nicht nehmen, uns einen Imbiß in Gestalt einer Eierspeise zu kochen. Nachdem ich einige Stunden der Ruhe genossen hatte, suchte ich den Geistlichen der Oberzahre auf. Sein Name, Trojer, kehrt sowohl in der Zahre selbst, wie in andern deutsch gebliebenen Resten unter Slovenen und Wälschen wieder, z. B. in Deutsch-Ruth bei Tolmein (Gräfschaft Görz) und in Zarz bei Laak in Krain, und kommt wohl von dem Worte Trog her, bedeutet also jemanden, „der am Troge wohnt". Auch hier wurde ich in liebenswürdigster Weise aufgenommen, die Häuserin schleppte eilends funkelroten Wein aus Calabrien herbei, dem der unvermeidliche caffe nero auf dem Fuße folgte. Wir stiegen dann in das etwa 150 m tiefer gelegene Unterdorf (1210 m) hinab, das, der Überlieferung nach, der Ausgangspunkt dieser weltentlegenen Berggemeinde, auch jetzt den eigentlichen Mittelpunkt der Gemeinde bildet und Sitz des Pfarrers ist. Der „Altpfarrer", um ein dem „Altreichskanzler" nachgebildetes Wort zu gebrauchen, ein würdiger Greis in Silberhaaren, hat sich unlängst in dem stattlichen, zweigeschossigen Widum, seinem ererbten Hofe, zur Ruhe gesetzt; er und der jetzt amtierende Pfarrer, sein Neffe, beide Zahrener von Geburt, haben von jeher in ihrer einheimischen Mundart gepredigt und amtlich gewirkt und sich dadurch um die Erhaltung des Deutschtums in der Gemeinde ein großes Verdienst erworben; der Neffe erteilt, dank der Unterstützung des Allgemeinen Deutschen Schulvereins, deutschen Notunterricht, der, wie wir später sehen werden, schon gute Früchte getragen hat. Übrigens giebt es, namentlich unter den Frauen und den älteren Personen, genug Leute, die kein italienisch, sondern nur ihren deutschen Dialekt können. Das gastliche Haus des alten Pfarrers beherbergte gerade zwei exotische Gastfreunde, nämlich eine kleine Wienerin von zwei oder drei Jahren, das Töchterlein eines Wiener Advokaten, dem zur Aufsicht eine fremdliche alte Tante beigegeben; und außerdem befand sich noch ein junger Priester zur Sommerfrische hier, gleichfalls ein geborener Zahrener, ein ebenso intelligenter und poetisch begabter und für deutsches Wesen begeisterter Mann, der das Jahr zuvor zur 50jährigen Primizfeier des Altpfarrers ein kleines Liederbüchlein herausgegeben hatte „Liedlen in der Zahrar-Sproche, vame Priëster Ferdinaud Polentaruth, gedrucket za Beidu (Neiden = Undine)", das außer den beiden Sprachproben, „Der olte Piekdörfar und S'Schwälbele", welche sich anhangsweise in dem Schriftchen des im Weiler Latteis (s. unten) geborenen Priesters Lucchini „Saggio di Dialettologia Sauriana", Udine 1892, finden, das einzige Litteraturdenkmal in Zahrer Mundart bildet. Ich werde am Schlusse dieses Aufsatzes einige Proben daraus geben.

Nachdem ich in der Arbeitsstube des alten Pfarrherrn die landesübliche „Jause" eingenommen hatte, begaben wir uns auf das Dach des Hauses, wo der jüngere Pfarrer sich ein ganz nettes meteorologisches Observatorium (Osservatorio Meteorologico Sauris) eingerichtet hatte, das mit den staatlichen Observatorien Italiens in direkter Verbindung steht. Als Frucht seiner meteorologischen Beobachtungen hatte der Pfarrer seinem Onkel zum Jubiläum ein Schriftchen, „Sulla Straordinaria Quantita di Neve negli anni 1836 e 1888", gewidmet, das auch im Bollettino dell' Associazone Meteorologico Italiana erschienen ist. Vom Dache des Hauses stiegen wir wieder hinab auf die weit vorspringende Altane, welche den Platz vor der Kirche einschließt. Fürwahr, ein prächtiges Landschaftsbild entrollt sich vor unsern Augen! Friedlich liegen die Hütten der Zahre da, eingebettet in dem Grün der Wiesen und Buchen, die zwar nicht mit den hochstämmigen Bäumen der Ostseegestadeländer konkurrieren können, aber doch mit ihren schmucken weißen Stämmen und ihrem frischen Laube heimatliche Erinnerungen wecken. Der „Ruchen" im Süden, die Olbe und die Morghenleite im Norden, schließen im übrigen den tiefen Kessel von der Außenwelt so völlig ab, daß, wenn nicht die nackten Felsmassen des Clapsavon und des Monte Biveen an die nahen Dolomiten erinnerten, von denen der südlichsten einer, der Monte Durrando, seine abenteuerliche Gestalt ein wenig zur Geltung zu bringen sucht, man sich in irgend einem versteckten Winkel der östlichen Oberpfalz wähnen könnte.

Beim Einbruche der Dämmerung trat ich, vom würdigen Altpfarrer mit einer Einladung zu morgen Mittag beehrt, mit dem Kuraten der Oberzahre den Heimweg zu meiner Hauswirtin an, eine Strecke weit von den beiden jüngeren Priestern der Unterzahre begleitet. Der Himmel hatte sich ein wenig „gehilbet" (bewölkt), doch der meteorologisch gebildete Pfarrer prophezeite mir einen guten Tag und die Erfahrung hat ihm Recht gegeben.

Katharina P. war, als wir ihre gastliche Schwelle wieder betraten, im Begriffe, sich zur Ruhe zu legen, doch schürte sie, als ich den leisen Wunsch nach einer Brennsuppe äußerte, bereitwillig das halb erloschene Herdfeuer, und bald brodelte es lustig in dem großen Kessel aus Kupfer. Während sie die Vorbereitungen zu unserm kleinen Nachtmahle traf und auch die übrigen Hausgenossen allmählich auf der Bildfläche erschienen, forschte sie eifrig nach dem Woher und Wohin meiner Reise, und wenn auch, wie einst Dr. Lotz schrieb, „die uralten Laute wie geschüttelte Äpfel übereinander kollerten", so verstand ich, dessen Ohr für den eigentümlichen Klang dieser Laute durch einen Besuch bei den „sette communi" im Vorjahre geschärft war, das meiste. Während der Dialekt dieser Gemeinden mich an das Niedersächsische erinnerte, schien mir derjenige der Zahre Ähnlichkeiten mit der alemannischen Mundart zu be-

Digitized by Google

sitzen; v. Czoernig (a. a. O.) fiel besonders die Ähnlichkeit des Dialektes mit dem in der Gottschee auf, worüber ich nicht urteilen kann, da ich diese deutsche Sprachinsel noch nicht besucht habe. Auffällig ist die Konsequenz, mit der die Bewohner aller deutschen Sprachinseln südlich der Alpen, von den Monterosathälern im Westen bis zur Gottschee im Osten, das w wie b sprechen. Als wir von der Herkunft der Zahrener sprachen, mischte sich auch unsere Wirtin ins Gespräch und bemerkte, dafs die Bladener, die sie zwar sehr gut verständen, einen andern Dialekt wie sie sprächen. Die Bladener werden aber allgemein für Nachkommen von Bewohnern von Villgraten in Tirol gehalten, die im 13. Jahrhundert den Bedrückungen ihrer Grundherren, der Grafen von Görz, entflohen. Dr. Lotz hielt bis zu seinem Tode an der Ansicht fest, dafs die Zahrener der letzte Rest der Langobardenbevölkerung Friauls seien, wogegen v. Czoernig wohl mit Recht geltend machte, dafs die wenigen aus der langobardischen Sprache noch vorhandenen Wörter, wie sie nas in zwei Handschriften der lex Langobardorum erhalten sind, mit den dafür in der Zahre üblichen Wörtern gar nicht übereinstimmen. Dagegen halte ich es für ganz wohl möglich, dafs die letzten Reste der Langobarden, die ja den politischen Untergang ihrer Nation sehr lange überlebt haben, in die nachfolgende fränkisch-bajuvarische Bevölkerung aufgegangen sind, so dafs im Blute der Zahrener faktisch noch etwas Langobardenblut steckt, das sich so mehr als anderthalb Jahrtausende erhalten hat[1]). Damit steht die Beobachtung v. Czoernigs, dafs manche in der Zahre üblichen Wörter auch in der Sprache des Möll- und des Lessachthales vorkommen, gar nicht im Widerspruche, denn die Bewohner dieser Thäler sind ja auch bajuvarischen Stammes. Lange noch safsen wir so plaudernd am Herdfeuer, dessen verglimmende Kohlen allein noch den dunklen Raum erhellten, bis uns die Wirtin gemahnte, das Lager aufzusuchen, das mir in der „guten Stube“ aufgeschlagen war und mit Hilfe eines Schemels und einiger noch nicht verlernter Turnerkunststücke endlich auch bestiegen werden konnte.

Kaum hatte ich am folgenden Morgen am Herde Platz genommen, um der Bereitung meiner Frühsuppe zuzuschauen, als auch schon der Oberzahrer Kuratus sich zeigte und mich zu einem gröfseren Spaziergange abholte. Der Weg führte uns an schönen Wiesen, wo man eifrig beschäftigt war, das kostbarste Gut, das die Zahrener besitzen, einzuheimsen, vorbei auf dem „Rücken“ entlang, der südlich steil ins Val Lauviei abfällt, durch dessen mit Geröll und Steinen weithin bedeckte Thalsohle der Bach sich gleich einem dünnen Faden hinschlängelte, während der gegenüberliegende Thalhang, der durchweg mit Fichten — „Tasse“, nennen sie die Zahrener — bestanden war, nur wenig von den Felsen des M. Priva, M. Cerva und M. Tunizza überragt wird. Unser Weg endete an einem Felsvorsprunge, von dem wir einen köstlichen Blick auf den Thalgrund mit dem schon oben erwähnten Wirtshause La Maina und auch die malerisch zerstreut liegenden Häuser von Latteis (1239 m), des dritten Zahrener Dorfes, genossen. Der Wirth in La Maina, der in seiner Jugend, als noch Venetien zu Österreich gehörte, in Wien als Soldat gestanden hatte, und deshalb ziemlich geläufig hochdeutsch sprach, ist aus Latteis gebürtig, das, obwohl die kleinste der drei Gemeinden, in geistiger Beziehung an der Spitze zu stehen scheint. Der jetzige Gemeindevorsteher der Zahre ist ein Latteiser, zwei andere sind Professoren der modernen Sprachen, resp. der Theologie in Vorderindien; am Gymnasium zu Udine wirken mehrere in Latteis geborene Zahrener als Professoren. Ans äufseren gründen mufste ich leider den beabsichtigten Besuch von Latteis aufgeben und wir marschierten in dem durch „Riben“ (Lawinen) arg verwüsteten Thale des „Bache“ aufwärts. Selbst wenn die Regierung wollte, würde es ihr doch sehr schwer fallen, hier eine Strafse anzulegen, denn der „Bach“ verändert alljährlich sein Bett, immer gröfsere Strecken der Kultur entreifsend. Im Pfarrhofe der Unterzahre angelangt, fanden wir den jüngeren Geistlichen damit beschäftigt, einen Bienenstand einzurichten; die Bienen kommen hier nicht in Bienenkörbe, sondern in kunstvoll gezimmerte Kästen mit Glaswänden. Die kurze Pause vor dem Mittagsmahle benutzte ich, um mir das Innere der stattlichen Pfarrkirche anzusehen, welche als Hauptsehenswürdigkeit einen Daumen des heil. Oswald enthält, welcher gegen Ende des achten Jahrhunderts hierher gebracht sein soll.

Unsere Mahlzeit wurde durch eifrige Gespräche gewürzt, die sich zunächst um touristische Fragen drehte. Es wurde festgestellt, dafs die Zahre auch von italienischen, geschweige denn von deutschen Touristen sehr selten besucht wird, so waren z. B. Mitglieder der bekannten Societa Alpina Friulana noch nie auf dem höchsten Punkte der Gegend, dem Clapsavon, auf zahrerisch „Vesperkofel“, dessen Besteigung als ziemlich mühselig geschildert wurde. Dann kam die Rede auf die historischen Verhältnisse der Gemeinde. Der Patriarch von Aquileja, zu dessen Sprengel die Zahre gehörte, hatte die Wahl des Pfarrers gänzlich der Gemeinde überlassen, und da die Pfarrer ihren einheimischen Dialekt niemals zu schlecht für Kanzel und Beichtstuhl hielten, so hat dieser Umstand neben der Abgeschiedenheit der Lage nicht wenig dazu beigetragen, dafs die Zahrener der Sprache ihrer Väter treu geblieben sind. — Der Ursprung der Zahre schien die Tischgesellschaft im Zahrer Pfarrhause nicht sonderlich zu interessieren, sie leitete denselben von der einheimischen deutschen Bevölkerung Friauls ab, ob das nun Langobarden, Franken, Bajuvaren oder gar Goten gewesen seien, war ihr gleichgiltig. Chi lo sa?

Mit gröfserem Eifer als die Vergangenheit, wurde die Zukunft der Zahre behandelt. Was wird aus uns? Bleiben wir deutsch oder ist, wie v. Czoernig meinte, in wenig Generationen der letzte deutsche Laut hier verklungen? Letzte Ansicht wurde entschieden bestritten. Wer will uns wehren, hiefs es, zahrerisch zu reden, wenn wir gute Bürger Italiens sind und wir allen patriotischen Pflichten genügen! Es giebt nur eine Möglichkeit, dafs in diesen Verhältnissen ein Umschwung eintritt, dafs nämlich eine Strafse in die Zahre gebaut wird. Aber wer will die Strafse in die Zahre bauen, da niemand Geld hat? Der Staat nicht, die Provinz nicht, die Gemeinde erst recht nicht. So wird alles beim alten bleiben und in hundert Jahren ist alles noch so deutsch wie heute! So die Ansicht der gewifs kompetenten Mitglieder der Gemeinde.

Am späten Nachmittage versammelten sich im Studierstübchen des Pfarrers eine Anzahl von Jungen, welche ihre deutschen Lesestücke in sehr klarem Hochdeutsch vorlasen, sie in ihrem Dialekte „denteten“, und verschiedene deutsche Gedichte auswendig wufsten, einer sagte sogar fehlerlos einen längeren Abschnitt aus Schillers „Glocke“ her, eine Leistung, die um so mehr zu bewundern war, als die Knaben doch nur in den Abendstunden und an Sonntagen — natürlich nur im

[1]) Ähnliche Verhältnisse hat man auch in einigen Dörfern in Algier gefunden, wo noch heutzutage Reste der alten Vandalenbevölkerung sich erhalten haben.

Digitized by Google

Winter — die deutsche Notschule des Pfarrers besuchen können.

Der Abendschatten legte sich leise über das Thal, als ich nach herzlichem Abschiede von dem traulichen Widum in der Unterzahre und ihren lieben Bewohnern, freundlichst von den drei Priestern begleitet, zu meiner gastlichen Wirtin in der Oberzahre zurückkehrte, die ihren Gast wiederum zu einer Brennsuppe zurückerwartete. Von dem Unterzahrener Pfarrer verabschiedete ich mich bald mit warmem Händedruck und dem Versprechen, auch in der deutschen Heimat des verlassenen Reises am Stamme des deutschen Volkes nicht zu vergessen; der Kurat der Oberzahre begleitete mich in der Frühe des folgenden Tages noch über den Bezza Gugg bis zum Col Razzo, wo eine große Sennerei, die Gambenalpe, liegt, dann zog ich hoch über dem menschenleeren, stark bewaldeten Piavethale auf einem zum Teil fürchterlich gepflasterten Saumpfade hinab nach den ärmlichen Loggio, einem rauchgeschwärzten, fensterlosen Gewirre erbärmlicher Löcher, für welche der Name Hütte ein viel zu stolzer Begriff wäre. Welch ein Kontrast gegen die sauberen Holzhäuser der langobardischen Siedelung hoch oben im Gebirge, die ich vor fünf Stunden verlassen hatte! Angesichts des auf dem Mittelgebirge malerisch gelegenen vielthürmigen Lorenzago gehts dann vollends hinab ins Piavethal, das auf mächtiger Steinbrücke bei Tre Ponti überschritten wird, und am Nachmittage ist bereits Pieve di Cadore, die Geburtstadt Tizians, und damit die Heerstraße des internationalen Touristenstromes erreicht, denn im Albergo Due Angeli, wo ich absteig, herrschte bereits die Sprache des stolzen Albion.

Aus dem oben erwähnten Liederbüchlein des Priesters Polentaruth möge nachfolgende Sprachprobe hier ihren Platz finden.

A Longas[1])

Der Longas kent gearn
In schöander Gestolt,
Mit ame grüen Montl,
Das Oltn gevoltt.

Is scheet'n der kucu
Unt schreiet me noch:
Er loubet de Pluemen
Unt ihrn Geschmoch.

Is scheet'n de Dronsch
Unt bloset me Donk.
Sie grüesset'n schoane
In ihrme Gesong.

Is scheet'n der Peater
Unt richtet in Pflueg.
Er schaubet in Longas
Unt houffet gemieg.

Mi däucht-is 's bem's barai
Varneuet de Belt.
De Sunne scheint börnar
Unt schöoner af Felt.

Am Perge bei Vradu,
Lei Lust ime Thol.
Ber singet, Ber vlötet,
Ber eoset sei Mohl.

O Bäldlan, o Bieslan,
Bie set-ehr net reich!
De Gaselan[2]), de Schäflan
Sent lustig pan euch.

I pfechte[3]) derbeile
Bös olban is grüen.
Bo Roastu, bo Pläeutlan
Av enleg thuent plühen.

I pfechte bös pleibut
De himblischn Leut . . .
O enbiger Longas
Glückseliga Zeit!

[1]) Lenz. — [2]) Zicklein. — [3]) Denke.

Korbs Diarium itineris in Moscoviam 1698.

Von Dr. Fr. Guntram Schultheiß. München.

Von Ibn Fadhlan, dem arabischen Kaufmanne des 10. Jahrhunderts, bis auf unsere Tage, wo ein vortrefflicher Bädeker über Rußland jeden zur eigenen Anschauung auffordert, der Jagos Rat befolgen kann: „Thu' Geld in deinen Beutel!“ — hat eine stattliche Anzahl von Reisenden ihre russischen Eindrücke der Mit- und Nachwelt überliefert. In Adelungs Übersicht der Reisenden in Rußland nimmt Korbs Diarium[1]) eine der letzten Stellen ein; aber das Alter allein bestimmt noch nicht den Wert. Adelung sagt (II, 399): „das Diarium enthält sehr viele äußerst merkwürdige Nachrichten und wird daher auch sehr geschätzt“. Zu diesen Dingen gehören auch die Pläne der Befestigung von Azow und ganz besonders die Beobachtungen über den grofsen Strelitzenaufstand von 1698. Mit Recht sagt Alexander Brückner in seiner „Geschichte Peters des Grofsen“ (S. 262) von dem Diarium Korbs: „Seine Schrift bleibt für alle Zeiten durch Detailmalerei und die Unmittelbarkeit der Tagebuchform in dieser Hinsicht eines der nervenerschütterndsten Bücher“. Das Diarium hatte deshalb auch sein besonderes Schicksal; die Seltenheit des Werkes, sagt Adelung, wird gewöhnlich dadurch erklärt, daß Peter der Grofse, wegen der umständlichen Nachrichten von den Gräueln der Hinrichtung der Strelzy, seine Unzufriedenheit über dasselbe dem Wiener Hofe habe bezeugen und dieser die noch unverkauften Exemplare vernichten lassen[2]). Unabhängig aber von dieser Geltung des Buches als historischen Berichtes ist der Wert der ethnographischen Beobachtungen Korbs. Schon Meiners (Vergleichung des älteren und neueren Rußlands, 1798, Bd. I, S. 32) zählte es unter die besten Beschreibungen von Rußland aus dem letzten Jahrhundert. Es steht gerade auf der Scheide zweier Weltalter russischer Geschichte; es konterfeit das altrussische Volkstum noch so gut wie unberührt von den Kultureinflüssen Westeuropas, denen Peter erst begonnen hatte einen breiten Zugang zu eröffnen, das altrussische Volkstum, das man heute in nationaler Romantik wieder zum alleinigen Träger des russischen Staates machen möchte, so daß also die Schrift des ehrlichen Gesandtschaftssekretärs gewissermaßen einen „aktuellen“ Wert, wie man sich jetzt ausdrückt, erhalten hat. Als ihren Zweck bezeichnet er selbst zu Ende einerseits die Be-

[1]) Diarium itineris in Moscoviam perillustris ac magnifici domini . . . de Guarient et Rall . . . ab Imperatore Leopoldo I. ad Tzarum et Magnum Moscoviae Ducem Petrum Alexiovicium legw ablegati extraordinarii — descriptum a Jeanne Georgio Korb. Viennae Austriae 1700.

[2]) Die Quelle dieser Angabe ist Beckmanns Litteratur der älteren Reisebeschreibungen, II. Band, erstes Stück (Göttingen 1809), der sich von S. 377 bis 389 über das Diarium hauptsächlich in historischer Hinsicht verbreitet und S. 388 hiefür auf Mencke, den Recensenten des Buches in den Acta eruditorum 1708, S. 15, auf Schelhorn, Amoenitates literariae II, 343, auf Christoph Thomasius u. s. w. sich bezieht.

Digitized by Google

friedigung der Wißbegierde der Gelehrten, andererseits die Unterweisung Reiselustiger, für die bei den damaligen Verkehrsverhältnissen die Vergleichung des zurückgelegten Weges von Tag zu Tag gar nicht so unwichtig war. Was aber dem Verfasser au allgemeinen Beobachtungen und Zusammenfassungen während seines Aufenthaltes in Moskau vom 29. April 1688 bis zum 23. Juli 1699 sich ergeben hatte, das hat er in einer Art Anhang zum Tagebuche auf S. 158 bis 241 niedergelegt, zunächst eine eingehende Beschreibung des Aufstandes der Strelitzen, dann eine Menge von Angaben über den Zaren, über Hof, Regierung und Kriegswesen u. s. w. Ohne jeden Anspruch auf systematische Verarbeitung nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten, bietet eben Korb hier alles, was für europäische Leser wissenswert erscheinen mochte von russischen Dingen. Es ist dasselbe Kunterbunt, das der alte Büsching vor 150 Jahren als „Erdbeschreibung" in der erschöpfenden Breite eines Handbuches über alle Teile der Erde zusammengebracht hat. Man kann demnach auch Korb als Geographen bezeichnen, wird aber nicht übersehen, daß es sich dabei mehr um eine Staatenkunde handelt, um praktische Kenntnis von der natürlichen und politischen Arbeitsleistung und Fähigkeit der geschichtlichen Staatsgebilde, mit einem Worte um die Geographie als historische Hilfswissenschaft, die den gegenwärtigen Systematikern der Geographie so unbequem im Wege liegt, praktisch aber, für das Bedürfnis des Schulunterrichtes, immer noch gepflegt und aufrecht erhalten werden muß, wenn man sie nicht dem Hauskalender überlassen will.

Am meisten wird man den ethnographischen Beobachtungen Korbs bleibenden Wert zuschreiben. Schmeichelhaft ist es gerade nicht, was er z. B. unter dem Titel De moribus Moscorum mitteilt, ein Titel, der vielleicht nicht nur zufällig an Hehns Aufzeichnungen de moribus Ruthenorum anklingt. Peter der Große vermochte wohl zu verfügen, daß die offizielle Benennung fortan nicht mehr Moskowiter, sondern Russen zu lauten habe und daß seine Gesandten dahin wirken sollten, um in den europäischen Zeitungen den Namen Moskowiens durch den Rußlands zu verdrängen (um die Mitte des nordischen Krieges 1713 nach Brückner, Peter der Große, S. 446). Aber das Moskowitertum saß doch zu tief, um mit dem Namen zu verschwinden. Über geheiligte Vorurteile setzte sich Peter bei seinem Streben nach Europäisierung leicht hinweg; einer englischen Gesellschaft überließ er gegen zwanzig Millionen Pfund Sterling das Monopol des Tabakverkaufes in seinem Lande, obgleich die Geistlichkeit das Rauchen und „Trinken" des duftenden Krautes als sündige und teuflische Gewohnheit verdammte, und während Korbs Aufenthalt der Patriarch von Moskau den russischen Kaufmann, der vor des Zaren großer Reise ins Ausland das Recht des Tabakverkaufes um 15 000 Rubel jährlich gepachtet hatte, exkommunizierte samt Frau, Kindern und Enkeln und für ewig verfluchte. Auch im westlichen Europa waren Bannbullen und Regierungserlasse gegen Rauchen und Kauen des Tabaks wirkungslos geblieben, einfach, weil der Gehorsam der Unterthanen seine Grenzen hatte. Und Korb meint damit doch einen wichtigen Unterschied hervorzuheben, indem er schreibt:

„Bei dem ganzen moskowitischen Volke herrscht mehr Knechtschaft als Freiheit; denn alle, von welchem Stande immer, bedrückt ohne Ansehen der Person die härteste Knechtschaft. Die Mitglieder des geheimen Rates, die unter dem prunkenden Namen von Magnaten dem Herrscher an Titel und Rang zunächst stehen, tragen goldene Ketten, die um so schärfer ins Fleisch schneiden, als sie durch ihren zur Schau gebrachten Schimmer ihnen die Niedrigkeit ihres Lebens verrücken. Wer in einer Bittschrift oder einem Briefe an den Zaren sich in der eigentlichen Form seines Namens unterschreiben wollte, würde wegen Verletzung der Majestät öffentlicher Bestrafung verfallen; man hat sich der Verkleinerungsform zu bedienen . . . . und sich als Cholop oder verworfensten und niedrigsten Knecht des Großfürsten zu bezeichnen und all sein bewegliches und unbewegliches Gut als Eigentum des Herrschers. Und daß es in Wirklichkeit so ist, dafür sorgt der Herrscher, der Land und Leuten so gegenübersteht, daß ihm eine unbeschränkte, durch keinerlei Grenze oder Gesetz umschriebene Gewalt zukommt, mit freier Verfügung über alles private Eigentum, gleich als ob die Natur das Alles nur seinetwegen hervorgebracht hätte. Auch die andern Völker beurteilen sie nur nach ihrer eigenen Geistesart; wer davon zufällig oder absichtlich nach Moskowien gelangt ist, der soll dasselbe Joch tragen und Knecht des Herrschers werden. Wie ein flüchtiger Sklave, wird mit Schlägen bestraft, wer heimlich den Rückweg angetreten hat. Die Magnaten, obgleich sie selbst nur Knechte sind, bezeugen gegen ihre Untergebenen und das gemeine Volk, das sie verächtlich nur schwarze Menschen [3]) und Christen zu nennen pflegen, einen unerträglichen Hochmut."

Über die geltende Leibeigenschaft berichtet Korb, daß die einen durch Kriegsgefangenschaft, die andern durch Geburt, viele durch Verkauf zu Sklaven würden; auch solche, die von ihren Herren auf dem Todenbette freigelassen worden seien, ergriffen sich aus Gewöhnung an die Leibeigenschaft wieder andern Herren oder verkauften sich selbst um Geld. „Auch freie Leute, die ihrem Herrn um Lohn dienen, können nicht den Dienst aufgeben, wann sie wollen, denn sie bekommen einen andern Dienst nur auf Grund einer Bürgschaft ihres früheren Herrn oder seiner Freunde für ihre Treue. Ebenso ist die väterliche Gewalt allzu ausgedehnt und eine Härte gegen den Sohn, den der Vater viermal nacheinander verkaufen kann, wenn die Freilassung oder der Loskauf die Möglichkeit gegeben haben sollte. Von dem gegenwärtigen Herrscher glaubt man, daß er das genannte Recht durch ein milderes ersetzen werde. Allerdings scheint das Volk, unfähig die Freiheit zu ertragen, einer Lage zu widerstreben, für die es nicht geboren ist." Korb berichtet dann ein Vorkommnis aus dem Jahre 1696 von einem Teilnehmer an einer Verschwörung, der durch viermalige Folterung nicht zum Geständnis gebracht werden konnte, bis der Zar durch gütige Zusprache und das Versprechen der Stelle eines Obersten seinen Trotz zu brechen verstand. Er erzählte dann, daß er und seine Mitschuldigen eine Gesellschaft errichtet hätten, zu der niemand zugelassen worden sei, der nicht die Tortur durchgemacht hätte; wer aber einen höheren Rang als den des einfachen Genossen anstrebte, mußte sich neuen Peinigungen unterwerfen. Der Erzähler habe eine sechsmalige Tortur ausgehalten und sei dadurch an die Spitze der Gesellschaft gelangt. Die Knute und die Röstung am Feuer seien noch gar nichts gegen die Schmerzen, die er dabei zu ertragen gehabt. Der größte Schmerz sei es, wenn eine feurige Kohle in die Ohren gelegt werde; und ein nicht geringerer, wenn auf den geschorenen Kopf aus der Höhe von zwei Ellen Tropfen eiskalten Wassers in langsamer Folge herabfielen. Alle die bei der Aufnahme in die Gesellschaft schon die erste Stufe der Folterung nicht aushalten

[3]) tschernijs. Daneben brauchte man für die kleinen Leute die Bezeichnung smordi, ein Wort, dessen Etymologie etwa die „übelriechenden" bedeutet. Schiemann, Rußland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrhundert, I, 135.

Digitized by Google

konnten, seien aus Vorsorge gegen einen Verrat durch Gift oder sonst auf bequeme Weise aus dem Leben geschafft worden; seiner Erinnerung nach handle es sich wenigstens um 400. Spricht sich darin nicht derselbe Zug des grofsrussischen oder vielleicht immer noch besser gesagt moskowitischen Volkscharakters aus, wie in den Nihilisten unserer Tage?

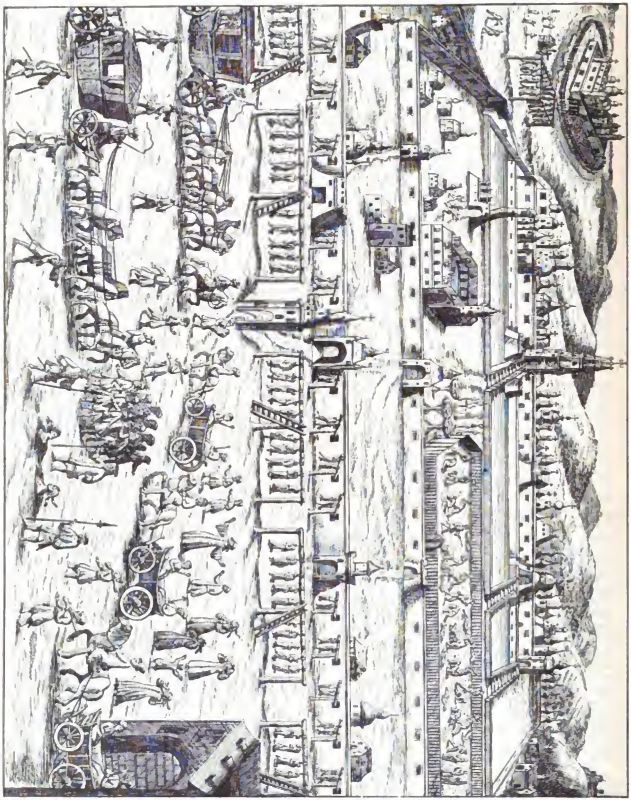


Fig. 1. Russische Strafen. Nach Korb.

Aber wenden wir uns einem freundlicheren Gebiete zu, das Korb mit der Überschrift de luxu foemineo versieht. „Die Frauen in Moskowien", sagt er, „haben au-

Digitized by Google

mutige Formen und schöne Gesichtsbildung, aber der natürliche Reiz wird durch unnötiges Schminken beeinträchtigt; die Gliedmaßen, an keiner Stelle durch enge

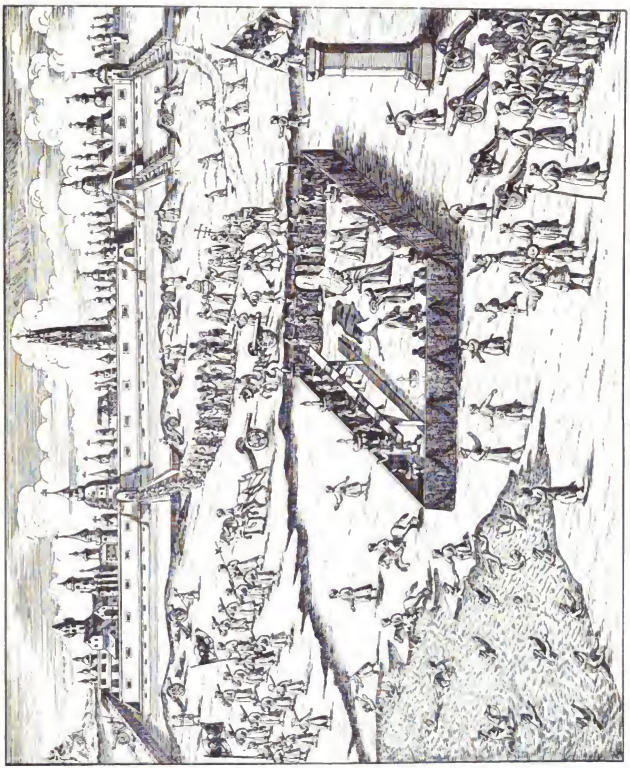


Fig. 2. Wassertaufe des Flusses Neglina am 15. Januar. Nach Korb.

Bekleidung in der Freiheit des Wachstums behindert, zeigen nicht immer die Übereinstimmung der Verhältnisse, die an andern Europäerinnen gefällt. Sie tragen Unterkleider, die durchaus mit Gold durchwebt sind,

die Ärmel, nach seltsamem Brauche gefältelt, sind über acht, ja zehn Ellen lang, die gekrausten Enden reichen bis zu den Fingerspitzen und sind mit schönen wert-

vollen Spangen geziert. Das Oberkleid erinnert an orientalische Frauentracht; über dem Hauptgewande tragen sie noch einen Umwurf von Seide und oft mit Pelzwerk verziert. Ohrgehänge und Ringe sind als Schmuck üb-

Digitized by Google

lich. Frauen und Witwen haben kostbare Pelzmützen, die Mädchen tragen nur ein reiches Stirnband, sonst ist der Kopf unbedeckt, und das Haar fällt in kunstreichen Knoten überaus vorteilhaft geordnet auf die Schultern herab. Vornehmere oder auch besser gestellte Frauen sind bei den Gastmählern nicht sichtbar, sie essen nicht einmal am gleichen Tische mit ihren Männern; man kann sie jedoch sehen, wenn sie zur Kirche oder zum Besuche fahren; denn von der strengeren Sitte der geschlossenen Wagen, die den verhcirateten Frauen sogar den Ausblick versagten, hat man sich schon vielfach losgesagt. Als eine ganz ausnehmende Ehre gilt es, wenn ein Ehemann (wie der Fürst Nareskin dem kaiserlichen Gesandten bei dessen Abschiedsgesuch that) Frau oder Töchter einem Gaste vorführt; sie bieten ihm einen Becher Branntwein an, erwarten den Kuß des so geehrten Gastes, und ist darin der Landessitte Genüge getban, so treten sie ebenso stillschweigend ab, als sie gekommen sind. Im Hause haben sie gar nichts zu sagen, da auch bei Abwesenheit des Herrn die Leibeigenen alles nach eigenem Ermessen besorgen. Sie halten Scharen von Mädchen, die fast nichts zu thun haben außer Spinnen und Weben, so daß man die Gewohnheit nicht tadeln kann, die sie zu häufiger Wiederholung des Bades verurteilt hat, damit die Trägheit wenigstens durch die Abwechselung im Müssiggang unterbrochen werde." Das Bild des orientalischen Harems könnte nicht besser gezeichnet werden. „Wenn die Frau eines vornehmeren Mannes", fährt Korb fort, „geboren hat, so tritt man das den Beamten und Kaufleuten in ziemlich gewinnsüchtiger Hoflichkeit mit; denn wer unter dem Einflusse des Mannes steht oder seine Protektion sucht, kommt zum Glückwunsche und fügt dem Kusse, den er der Wöchnerin giebt, irgend ein Geschenk bei; weniger als eines von 50 Gold würde geringschätzig aufgenommen werden; wertvollere stehen in des Gebers Willen; und als der beste Freund erscheint der Freigebigste; denn nach einem alten Spruche kann man sagen, der Moskowiter müßt die Freundschaft nach dem Nutzen."

Auch ihre Gebräuche bei Eheschließungen wichen nach Korbs Bericht beträchtlich von denen anderer Völker ab. Es war nicht Sitte, daß die Männer selbst die Mädchen, um die sie warben, sahen oder ansprachen; die Mutter oder sonst eine alte Frau forderte sie, die Eltern, ohne deren Zustimmung die Ehen als ungesetzlich galten, berieten über die Mitgift. Als ungebührlich erschien es, daß der Bräutigam seinerseits etwas versprach, oder eine „Morgengabe" aussetzte. Starb der Mann kinderlos, so bekam die Witwe ihr Eingebrachtes, wenn der Nachlaß es möglich machte. Waren Kinder da, so erhielt sie ein Drittel des Erbes. „Eine wichtige Ceremonie", sagt Korb weiter, „ist die Abfassung des Verzeichnisses der Mitgift, wobei die Eltern oder Verwandten des Mädchens auf ihr Gewissen ihre Jungfernschaft bezeugen; die meisten Streitigkeiten entstehen darnus, wenn der Bräutigam auch nur geringen Argwohn dagegen hegt. Darauf schickt die Braut dem Bräutigam das erste Geschenk und er erwidert es, ohne daß sie sich bis dahin gesehen oder gesprochen haben. Nach abgeschlossenem Verlöbnisse ruft der Vater die mit einem Leintuche verhüllte Tochter vor sich, befragt sie, ob sie zur Heirat entschlossen sei und giebt ihr dann mit einer Peitsche einen oder zwei leichte Schläge, zum Ausdrucke ihres Überganges aus der väterlichen Gewalt in die des Mannes, dem er die Peitsche dann überreicht und der sie mit einigen Worten nach seinem Geschmacke in den Gürtel steckt. Am Vorabend der Hochzeit wird die Braut von der Mutter und andern Matronen auf einem Karren oder in einem Wagen, wenn es Winter ist, in das Haus des Bräutigama gebracht in den hochzeitlichen Gewändern, und nachdem das Ehebett zierlich aufgerichtet ist, wird sie dort die Nacht hindurch bewacht, damit sie vom Bräutigam nicht gesehen werden kann. Am nächsten Tage wird die Braut in einer leinenen Umhüllung, die vom Scheitel bis zu den Lenden reicht, von ihren Eltern und Freunden zur Kirche geleitet, ebenso der Bräutigam von den Seinigen, und zwar zu Pferde, wenn auch die Kirche ganz in der Nähe ist, und selbst ärmere lassen sich das nicht nehmen. Die kirchlichen Gebräuche der Trauung haben nichts sonderlich Abweichendes. Danach aber fällt die Braut dem Bräutigam zu Füßen und berührt mit dem Kopfe dessen Stiefel zum Zeichen ihrer Unterwerfung; der Bräutigam aber beleckt sie mit seinem Kaftan als Ausdruck seiner Schutzpflicht. Zum Schlusse überreicht der Vater des Bräutigams dem Priester ein Brot, das dieser dem Vater der Braut zustellt mit der feierlichen Aufforderung, er solle am festgesetzten Tage die versprochene Mitgift dem Bräutigam anzahlen und unverletzliche Freundschaft mit ihm und seinen Freunden halten; ebenso zerbricht er das Brot der Braut in mehrere Stücke und verteilt es unter die anwesenden Verwandten. Danach führt der Bräutigam die Braut vor die Kirchenthür und bietet ihr eine Schale Met an, die sie unter ihrer Hülle trinkt, und der ganze Zug geht ins Haus der Eltern zurück; beim Eintritte wird das Paar mit Mehl bestreut, zum Vorzeichen der Fruchtbarkeit und Wohlhabenheit. Während die Gäste tafeln, müssen die Vermählten die Nähe verlassen; nach zwei oder drei Stunden der Zurückgezogenheit werden einige der Gäste abgesandt zur Erkundigung beim Bräutigam, ob er die Braut noch unberührt gefunden habe. Wird das bejaht, so führt man die Vermählten unter ausgelassener Lustigkeit der Gäste in das warme Bad, das mit Blumen und wohlriechenden Kräutern geschmückt ist, und dann nochmals zur Kirche, um einen abermaligen überschwenglichen Segen zu empfangen. Wenn aber der Bräutigam sich beschwert, daß er die Braut anders gefunden habe, so wird sie an die Eltern als verschmähte zurückgesandt. Worin die Probe der Jungfernschaft besteht, das verbieten die Anstandsbegriffe unserer Zeit beizufügen." Soweit Korb.

Diese Hochzeitsgebräuche können aber doch nur in den besseren Ständen ihren eigentlichen Sinn gehabt haben, Korb gedenkt der Beliebtheit warmer Bäder; wie bei den Türken, sei man gewöhnt, die Befleckung des geschlechtlichen Umganges durch ein Bad abzuwaschen. So sei es im Winter; in den Sommermonaten aber schwämmen alle völlig nackt in den Flüssen, Männer und Frauen, Alt und Jung. In gleicher Schamlosigkeit sprängen sie ohne jede Verhüllung aus dem Wasser in das Gras, ohne Scheu gesehen zu werden, und selbst Mädchen zeigten sich den Vorübergehenden ohne Bedenken in ihrer Nacktheit. Die Sittlichkeit liege aber auch sehr im Argen. Man mufs in dieser Unbefangenheit nicht gerade das Anzeichen der Leichtfertigkeit suchen; denn es fehlt nicht an Analogien aus der Kulturgeschichte der westeuropäischen Völker, besonders auch der Deutschen selbst, die doch dem Berichterstatter zunächst als Gegenteil vorgeschwebt haben. Immerhin wird man zugeben, daß die finnisch-mongolische Bodenschicht des moskowitisch-slavisierten Volkstums, die Meren, Wesen, Tscheremissen u. s. w., wie die tartarische Beimischung tiefe Unterschiede des Volkscharakters begründet haben müssen, die damals noch mehr ins Auge fielen als heute, so lange auch schon die Christianisierung auf das Zurücktreten des ursprünglich den Slaven fremden Elementes hingewirkt hatte. Denn in

Digitized by Google

Rufsland hatte ebenso wie auf der pyrenäischen Halbinsel das christliche Bekenntnis den Gegensatz gegen die Fremdherrschaft der Tartaren wie dort der Mauren verschärft und der Befreiung vorgearbeitet.

Das orthodoxe Kirchentum und besonders die Popen stellt Korb nicht in der günstigsten Beleuchtung dar. Wenn ein Laie, sagt er, in Streit mit einem Popen gerät, so braucht er nur darauf zu achten, dafs er ihm die Mütze vom Kopfe nimmt und an einen schicklichen Ort niederlegt, dann kann er ihn ungestraft nach Herzenslust durchwalken, mufs aber dann die Mütze unter gebührender Ehrenbezeugung ihm wieder aufsetzen. Die Popen müssen verheiratet sein: eine zweite Ehe aber dürfen sie nur eingehen, wenn sie auf das Priesteramt verzichten; deshalb sieht man oft frühere Popen als Schuster, Schneider und Metzger. Kein Volk, meint Korb, halte so viel auf die äufseren Formen der Frömmigkeit wie gerade das moskowitische, das an Heuchelei, Betrug, Schwindel und Ruchlosigkeit in allen Frevel alle andern Völker der Erde weit übertreffe; und das sage er nicht aus blofsem Hasse, sondern nach vielfältiger Erfahrung, die jeder machen müsse. Nicht ohne Beziehung auf die Gegenwart ist auch, was er gelegentlich einschiebt, man dulde Juden in Moskau nur, wenn sie getauft seien, und zwar deshalb, weil es den Moskowitern widersinnig erscheine, dafs sich die in der Religion von ihnen unterschieden, deren Charakter, Geriebenheit und betrügerische Künste sie selbst zum Muster nehmen.

Auf diesem Hintergrunde durfte nun allerdings für den ausländischen Beobachter die Reformthätigkeit eines Peter als gewaltsame, aber wohlthätige Volkserziehung eines genialen und weitblickenden Fürsten sich darstellen. Von einer Schönfärbung hält Korb sich dabei weit genug entfernt, sonst hätte er die erste hier wiedergegebene Illustration nicht in sein Buch aufgenommen, die im übrigen keiner Erklärung bedarf. Hervorgehoben sei dazu nur die Bemerkung Brückners in seiner Geschichte Peters des Grofsen (S. 262): „Peter selbst übte nur die damals bei solchen Gelegenheiten durchweg herrschende Praxis. Er erscheint nicht grausamer als das Volk, dessen Repräsentanten jetzt alle Grade der Tortur und qualifizierten Todesstrafe erlitten" — eine Behauptung, die oben zur Genüge belegt ist. Auch die von Korb unter dem 13. Oktober eingetragene Nachricht, dafs 500 Strelitzen von jugendlichem Alter begnadigt und mit abgeschnittenen Nasen und Ohren in die entferntesten Grenzstriche deportiert worden seien, gemahnt nur an altbyzantinisches Strafverfahren. Das lebendige Eingraben zweier Kammerfrauen der Prinzessin Sophia erwähnt Korb nur als Gerücht. Das zweite Bild stellt die Segnung des Flusses Neglina dar, am 15. und 16. Januar 1699, dem Dreikönigstage, oder richtiger dem Festtage der Epiphanie, der Hauptfeierlichkeit des Jahres; es zeigt sich hierbei der militärische und hierarchische Pomp, der den volkstümlichen Ursprung der Sitte verschleiert. Hingegen ist als rein religiöse Zeremonie schon unter dem 10. und 11. August 1698 gleichfalls eine Segnung der Neglina beschrieben, wobei aber der Metropolit die Stelle des kranken Patriarchen vertreten mufste.

Die Bewohner der Insel Formosa.

Von Alfred Kirchhoff. Halle a. S.

Unsere Litteratur ist arm an Ausweisen über das Volk Formosas, und obendrein lauten die spärlichen Nachrichten über die Formosaner oft recht verworren. Unsere ausführlichsten Werke über Völkerkunde bringen über die Bevölkerung dieser wichtigen ostchinesischen Insel, die vor kurzem zu einer eigenen Provinz des chinesischen Reiches erhoben wurde, kaum einige zusammenhangslose Notizen. Das beste, was wir über die Eingeborenen Formosas bisher besafsen, war eine kurze Schilderung, die von ihnen der Forschungsreisende Wilhelm Joest in der Berliner Gesellschaft für Ethnologie gegeben hat[1]). Da erschien im vorigen Jahre zu Paris das grofse Werk des französischen Konsuls Imbault-Huart: „L'île Formose", das noch ausführlicher über das Volk als über die Natur der bis jetzt so wenig bekannt gewesenen und doch so vielfach beachtenswerten Insel handelt. Im nachstehenden soll versucht werden, vorzugsweise aus letztgenannter Quelle die Grundzüge der Volkskunde Formosas zu zeichnen.

1. Die Chinesen.

Schon ehe China im Jahre 1683 Formosa der Dynastie des kühnen Koschinga, des grofsen Antagonen gegen die Mandschu-Herrscher, entrissen hatte, war die Insel das Ziel der chinesischen Auswanderung gewesen. Diese hat jedenfalls bereits im Mittelalter eingesetzt, denn Jahrhunderte hindurch waren alle Flüchtlinge Chinas auf dieser ihnen so nahen Insel sicher vor Verfolgung — gehörte sie doch zu den „Inseln der östlichen Barbaren" —, aufserdem aber lockte sie zumal die Bewohner des undankbaren Felsbodens der nächstliegenden Provinz Fokien durch ihre Fruchtbarkeit. Gerade die am leichtesten zugänglichen westlichen Niederungen liegen so nahe vor Chinas Küste, dafs man von dort den Rauch der Inselküste aufsteigen sieht; und auch für die Bewohner Kuang-tungs bildeten die Fischerinseln im Südwesten Formosas von jeher gleichsam Schrittsteine zum Hinübergelangen nach dem „schönen Lande", wie es die portugiesischen Seefahrer mit Recht getauft haben.

Zu vielen Tausenden wanderten aus den genannten beiden Südostprovinzen des Reiches Chinesen in Formosa, namentlich damals ein, als die Mandschu-Eroberung Jahrzehnte lange Kriegswirren über China brachte, obwohl eben damals (seit 1624) die Holländer auf einem Eilande vor der Südwestküste Formosas festen Fufs gefafst hatten, bald darelbst ihr Zelandia-Fort erbauten und von da aus die Inselküsten teilweise in ihren Machtbereich zogen, von jedem chinesischen Ansiedler Kopfsteuer fordernd, bis Koschinga 1662 sein Banner auf Zelandia flattern liefs.

Im Laufe der verflossen 210 Jahre chinesischer Herrschaft über Westformosa hat sich nun der alte Grundstock der Fokien- und Kuang-tung-Leute (unter welchen letzteren der eigenartige Stamm der energischen Hakkas vorwaltet) dermafsen durch immer neue Nachzügler vom Festlande vergröfsert, dafs von den angeblich 3 Millionen Bewohnern des gesamten Formosa gewifs weit mehr als die Hälfte auf die chinesischen Ansiedler entfällt. Vollends das westliche Niederungs- und Hügelland verdankt wesentlich ihnen seine Menschenfülle; schon aber bevölkern die Chinesen auch die reichen Ländereien des Nordostens, die einzige ebene Landschaft der Ostseite der Insel in deren Norden, die Landschaft Ilan (Komalan), sowie die erst in letzter Zeit von China

[1]) Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Ethnologie 1882, S. 53 bis 63.

Digitized by Google

in Besitz genommenen kleineren Plätze längs der übrigen steilgebirgigen Ostküste.

So kommt es, dafs alle Städte Formosas ein ganz chinesisches Gepräge tragen, und dafs gleichfalls die bebaute Flur, seien es die wohlgepflegten Theepflanzungen auf dem Terrassenboden des Nordostens, seien es die kunstvoll berieselten Reisfelder, die überall den Hauptanteil am bestellten Gelände nehmen, den Beschauer ganz ins festländische China versetzen. Derselbe Fleifs, dieselbe Genügsamkeit, derselbe Kinderreichtum, dieselbe Tracht- und Wohnweise wie dort. In glühender Sonne arbeitet auch der formosanische Chinese von früh bis abends auf seinem Reisfelde, das er in lnuggedehnten, zickzackartig übereinander gereihten Becken am unteren Thalgehänge hinanführt, um es aus dem oberen Teile des das Thal bewässernden Flusses mittels bustrophedischer Kanälchen zu übersumpfen; knietief watet er in Sumpf und Wasser während der Bestellzeit, nur für kürzeste Frist von der mühsamen Arbeit ablassend, wenn ihm Weib oder Kind seinen Napf mit Reis aufs Feld bringt. Trotzdem schätzt man den Tagesverdienst der armen Bauern nur auf 20 Pfennig nach unserer Münze. Die Hakkas verdienen sich zu solchem Hungerlohn der Feldarbeit noch etwas als gewandte Eisengiefser und Schmiede; sie verfertigen lange Jagdgewehre und Messerklingen für die Eingeborenen. Nur der Stadtbewohner lernt lesen und schreiben, erklimmt vielleicht auch nach Ueberwindung der hochnotpeinlichen Staatsprüfungen höhere Stufen in der Laufbahn als Beamter. Die Landleute draufsen in ihren ärmlichen Bambushütten besuchen keine Schule, und leben so unwissend wie starr konservativ ihre freudlosen Tage im ewigen Einerlei geisttötender Arbeit. Was mögen die im Norden aufgeschaut haben, als jüngst das Dampfrofs auf Eisenschienen zum erstenmal an ihreu Feldern hinsauste, wo sonst nur die Büffelkarren schläfrig dahinzogen mit dem ohrzerreifsenden Geknarre ihrer speichenlosen Räder!

Weil der starre Sinn dieses Bauern von keinem Fortschritte etwas wissen mag, verbessert er in keiner Weise die Feldarbeit durch Maschinenbetrieb und weifs nichts von dem Segen der Association, die auch Unbemittelten die Anschaffung von Maschinen gestattet und vor allem ein treuer Helfer in der Not ist. Da nun das kalte Herz des egoistischen Bauern auch in der blauen Chinesenbluse keine Nächstenliebe kennt, so verfällt der Arme bei jedem Mifsgeschick, das ihn trifft, dem Wucherer. Hat er das bischen fahrender Habe, über das er etwa noch verfügt, zuletzt den Tand seiner Frau, ins Leihhaus getragen, so verpfändet er dem Gläubiger die künftige Ernte, ja zuletzt sein Feld. Dann lebt er als elender Pächter, doch immer noch beneidenswerter als der, der schliefslich sein Stückchen Land verkauft, um im Opiumrausch Vergessenheit seines Jammers zu suchen, während die Seinen fortan vom Bettel leben müssen.

Authropologisch sticht nur hier und da im nordöstlichen Formosa eine Eigentümlichkeit bei den Chinesen hervor: sie haben allein dort statt der schräg gestellten mongolischen Schlitzaugen grofse, weit geöffnete, gerade gestellte Augen. Das ist die Wirkung von Mischehen chinesischer Männer mit eingebornen Frauen.

2. Die Pepohuan.

Das zweite Bevölkerungselement Formosas führt bei den Chinesen den Namen Pepo-huan (entstellt aus pinguu-fan, d. h. Barbaren der Ebene) oder auch Schek-han (eigentlich schéu-fan, d. h. halbreife oder halbgekochte Barbaren). Wie schon der letztere Name verrät, sind sie die kulturell chinesisfizierten Eingeborenen. Anthropologisch unterscheiden sie sich also durchaus nicht von den übrigen Eingeborenen der Insel, sie sind wie diese echte Malaien, dabei freilich keineswegs untereinander gleichartigen Aussehens, vielmehr recht ungleich von Stamm zu Stamm, gerade wie ihre vom Chinesentum noch unberührten Volksgenossen.

Auf die westliche Ebene sind heutigentags die Pepohuan keineswegs beschränkt; sie bewohnen überhaupt den dem chinesischen Einflusse unterworfenen Landraum, vorzugsweise also die Westhälfte und die Ebene Komalan im Nordosten, jedoch auch bereits oasenhafte kleinere Gebiete des gebirgigen östlichen Binnenlandes. Sie sind braunhäutig, grofs von Wuchs, obschon oft nicht recht kräftig gebaut, haben schwarzes Haar, grofsen Mund, dicke Lippen, manchmal platte, manchmal aber auch auffallend stark hervortretende Nase mit aquilinem Rücken, was ihnen ein indianerhaftes Aussehen verleiht: ihre grofsen, glänzenden Augen schauen frank und frei drein, ihr Auftreten überhaupt sticht in seinem Ausdrucke vornehmer Ueberlegenheit vorteilhaft ab von dem der Chinesen, ist aber nur altes Erbe der längst entschwundenen Freiheitszeit, das sich wunderbar in der Ära der Knechtschaft, der Entnationalisierung erhalten hat.

Die Frauen der Pepohuan sind kleiner, von gutem Ebenmafs des Körperbaues, heller von Haut als die Männer, mitunter hübsch von Gesicht, mitunter wieder grundhäfslich, verschönt nur immer durch ihre funkelnden tief schwarzbraunen Augen. Sie heiraten so frühzeitig wie die Chinesinnen, verblühen aber nicht so schnell wie diese.

In Sitten und Bräuchen, zumal in der Kleidung, sind die Pepohuan wenig von den Chinesen unterschieden. Leben sie mitten unter Chinesen, so tragen sie sogar den Zopf und scheren sich das übrige Haupthaar; leben sie in eigenen Dorfschaften, so lassen sie dagegen ihr langes Haar meistens frei wachsen; die Frauen flechten es gewöhnlich in eine lange Flechte, die sie um den Kopf winden. Beide Geschlechter tragen lose wie die Chinesen, die Männer dazu den Kittel, die Frauen die Ärmeljacke. Den Kopf bedecken sie meist wie die Fokienleute mit einer turbanähnlichen Binde aus schwarzem Stoff.

Vorwiegend beschäftigen sich die Pepohuan mit Ackerbau, selten jedoch als freie Bauern, sondern zumeist als blutarme Pächter, verpfändet den Chinesen, denen sie ein gut Teil ihrer Ernte abtragen müssen. Reis, Gemüse und Fisch ist ihre Tageskost, im tieferen Innern tritt an Stelle des Fisches wohl ein erlegtes Stück Wild, denn der uralten Jagdleidenschaft fröhnen sie noch gern. Chinesische Efsstäbchen pflegen sie noch nicht zu gebrauchen; die Holzplatte mit Reis und ein paar Näpfen mit Gemüse wird auf den Erdboden gesetzt, darum kauert die Familie und langt mit den Händen zu. Ihre im ganzen nach chinesischer Weise gebauten Bambushütten sind eher etwas reinlicher gehalten, als die der Chinesen, aber in einer Art bricht die noch nicht ganz überwundene Barbarei, im Gegensatz zur chinesischen Kulturtünche, hervor: der Gatte häuft die Arbeit am liebsten auf die schwächeren Schultern seines Weibes. Das Weib mufs nicht nur Wasser schleppen, daheim Reis stampfen, kochen, weben und schneidern, sondern auch die Feldarbeit wesentlich besorgen.

Die geistigen Anlagen der Pepohuan scheinen nicht gering zu sein. Von den holländischen Schulmeistern haben Tausende der Pepohuan des 17. Jahrhunderts holländisch lesen und schreiben gelernt und — wunderbar genug — hat sich von jenen zwar selbstverständlich

Digitized by Google

nicht die niederländische Sprache, wohl aber die lateinische Schrift stellenweise auf eine längere Reihe der Geschlechterfolge vererbt: noch bis wenigstens vor hundert Jahren setzten manche Pepohuan des Südwestens z. B. Kaufkontrakte in ihrer eigenen Sprache mit lateinischen Schriftzügen auf! Jetzt lernen viele Pepohuan in den chinesischen Schulen ganz fertig die schwierige chinesische Schrift. Allmählich verdrängt auch die chinesische Sprache die verschiedentlichen Malaien-Dialekte der Pepohuan. Alle sind mindestens zweisprachig; in gar vielen Dorfschaften hat der amtlich eingesetzte Dolmetsch daher nichts mehr zu thun, als die von der chinesischen Regierung auferlegte Grundsteuer zu erheben.

Es ist ein ergreifendes, lehrreiches Bild, dieses Schwinden der Nationalität, gleich einem Seelentausch: die Leiber behalten die angestammte Art; Sprache und Wesen der Altvorderen schwindet von Tag zu Tag mehr aus den Epigonen. Noch zeigen diese bei aller Drangsal Züge der frohmütigen Sorglosigkeit des Wilden; sie sind sehr gastfrei, edelsinnig, zuverlässig, sehr Kinder des Augenblickes. Sorglos leben sie in den Tag hinein und verfallen dann dem Nachbar Chinamann zur Beute, weil der sparsamer, berechnender, schlauer ist. Der Pepohuan trachtet nach einer langen Flinte, einer Frau, einer Kuh, nach recht viel Samschu (Reisschnaps) und dem süßen Opiumgift, — der Chinese streckt ihm bereitwilligst zu alle dem das nötige Geld vor und maiert ihn ans.

Die rufgeschwärzten Hirsch- und Wildschweinschädel, bei denen die Alten im stillen Hütteninneren ihre Andacht verrichteten, machen grob geschnitzten, grell bemalten chinesischen Götzenbildern Platz; die Spiele und Gesänge der Vorfahren sind der heutigen Pepohuanjugend kaum noch bekannt, die lieber die Melodieu des chinesischen sing-sang[2]) nachahmt. Schon äffen die jungen Mädchen den Kopfputz der Chinesinnen nach, ja manche verkümmern bereits ihre Füße nach dem Vorbilde der vornehmen Schlitzäugigen, der „goldenen Seeroseu", zum Klumpfuß.

Eine trübe Vorahnung geht durch die Pepohuan, daß sie sich nicht für die Dauer halten können zwischen den chinesischen Eindringlingen auf der einen Seite, den unveränderten Rassengenossen auf der andern. Auf das freilich niedrigere Gesittungsniveau der letzteren wollen und können sie nicht wieder hinabsteigen; gegen die Chinesen aber sich erfolgreich zur Wehr zu setzen, dazu fehlt es ihnen in ihrer an alte Germanenzeit erinnernden ewigen Fehdelust von Stamm gegen Stamm an einträchtigem Zusammenhalt und vor allem an wirtschaftlichem Ernst. Sie sind als „Halbe" dem Untergang geweiht, obschon sie ihm langsamer entgegengehen, als die nun zu betrachtenden „Ganzen".

3. Die Tschehnan.

Die Tschehnan (bei Joest Tschinwan) oder Schengfan, sind, was der Name sagt, die „ganz Rohen", die nur noch im Gebirgslande Ostformosas, hier aber noch in vielen und recht mannigfaltigen Völkerschaften fortlebenden ursprünglichen Eingeborenen. Aus sprachlichen Gründen schon kann an ihrer Zubehör zur Malaienrasse gar kein Zweifel aufkommen. Malaiisch ist auch eine Reihe ihrer Körpermerkmale: die branne (bisweilen etwas ins rötliche stechende, mitunter auch nur lichtolivenbräunliche) Hautfarbe, die vortretenden Backenknochen, die dunkelbraunen oder schwarzen Angen, der an Tagalen erinnernde Gesichtsausdruck, das schlichte schwarze Haar, die fast gänzliche Bartlosigkeit.

[2]) Stammt etwa von diesem Ausdruck des Pidgeon-Englisch für Theateraufführung unser „Sing-Sang"?

Wie bei den Pepohuan, ist auch bei den Tschehnan das weibliche Geschlecht kleiner und meist heller; manche Frauen sehen so lichtgelb aus wie Chinesinnen, und noch öfter als bei den Männern sieht man bei ihnen im Zustande der Erregung das Wangenrot hervorleuchten. Der Blick beider Geschlechter aber ist unstet, scheuer, als bei den „Halbwilden"; es ist der Blick des Waldmenschen, der auf Beute lauert und sich vor Überfall zu wahren hat. Im Dickicht des Gebirgswaldes, am rauschenden Bergstrome errichtet sich der Tschehnan seine Hütte aus Bambus, Rotang, trockenem Laube und lebt als Jäger. Das Haar knüpfen sie mit einem farbigen Bande zu einem Nackenknoten zusammen, von dem es oft üppig bis über die Schultern niederhängt. Die Ohrläppchen werden durchbohrt; in den Ohrlöchern tragen die Männer große Ohrringe, die Frauen in doppelter Durchbohrung Bambusstäbe und rosenkranzartige Schnüre von allerhand bunten Samenkernen oder Perlen. Den Knaben werden im 7. oder 8. Jahre die Augenzähne ausgeschlagen (man sagt, das macht flinker auf der Jagd), manchmal erhalten sie, gleichwie die Mädchen, nach erlangter Geschlechtsreife eine Tättowierung in blauen Strichmustern auf der niedrigen Stirn und über das Untergesicht. Eine furchtbare Symbolik ist die Tättowierung der Männer auf der Brust, nämlich das Triumphzeichen der Mordthaten. Jeder als Beute heimgebrachte Chinesenkopf berechtigt zum Eintättowieren einer horizontalen Geraden, nebst kammartig von ihr ausgehenden Parallelstrichen, und mancher Tschehnan trägt bis zu 40 solcher Mordzeichen auf seiner Brust. Die Zöpfe der niedergemetzelten Chinesen hängt man an die Eisenspitze des langen Bambusspeeres oder an die Scheide des langen Messers, das ein jeder au seiner Seite trägt; auch verziert man mit den Schädeln und Zöpfen der grimmig gehaften Chinesen die Hüttenthür.

Nur die Männer tragen eine Kopfbedeckung, sei es eine Mütze aus Hirschfell, sei es eine aus Bambusstreifen gefertigte Strohkappe mit hinterem Schirm. Den Lanzuti d. h. Lendenschurz, führen beide Geschlechter; seit alters verstehen die Frauen den Bekleidungsstoff aus der heimischen Nesselfaser zu weben. Indessen sonstige Bekleidung (Umwürfe über die Schultern, Jacken) findet sich nicht allgemein und mehr während der Regenzeit im Gebrauch. Wichtig ist Joests Wahrnehmung, daß auch bei diesen Wilden die Bekleidung nicht auf Schamgefühl beruht, beim Hocken vielmehr die Geschlechtsteile frei zur Schau treten.

Als Waffen dient anfser Lanze nnd Messer, Bogen und Pfeil noch die mächtig hohe Lantenflöte, die man gegen Hirschhäute, Tatzen nnd (als Heilmittel verwendete) Gallenblase des Bären vom Chinesen eingetauscht hat. Das Pulverhorn hängt an einer Perlenschnur um den Hals, die Patrontasche steckt im Gürtel; ein Lederbeutel oder ein Netz auf dem Rücken birgt Pfeife und Tabak, im Glücksfalle den so heifs ersehnten Chinesenkopf. Neben dem Wildbret liefert der Wald herrliche Früchte, wie Ananas, Bananeu, Mangos. Um die Hütte baut man auch etwas Reis, Bataten, Erdnüsse, Melonen (wozu die Samen ebenso wie das Salz znm Mahle wieder vom Chinesen eingehandelt sind), vor allem jedoch „tabaku". Der Name beweist, daß die Tschehnan den Tabak wohl im 17. Jahrhundert von den Holländern oder den Spaniern empfangen haben, längst aber ist er ihnen gleich dem Salze ein unentbehrliches Bedürfnis geworden. Alt und Jung, Mann und Weib rancht ihn aus kurzen Bambuspfeifen. Getrunken wird zumeist das klare Wasser der Gebirgsbäche, freilich lieber recht viel Samschu. Und an diese Trunkleidenschaft klammern sich heimtückisch die Chinesen, um die nichts ahnenden Wilden beim Gelage zu

Digitized by Google

überwältigen oder ihnen im trunkenen Zustande die Schlaggerechtsame auf die wertvollen Kampferbäume ihres Waldes abzulocken.

Längs einem schmalen neutralen Gürtelstreifen zwischen dem Waldgebirge der Tschehuan und dem von den Chinesen in Besitz und Kultur genommenen Boden herrscht ein unablässiger Krieg zwischen letzteren und den Eingeborenen. Die Gewinnsucht treibt den Chinesen vorwärts in den Urwald, nur wagt er es nicht leicht, dem an Kraft und Kühnheit ihm überlegenen Wilden entgegenzutreten. Die Regierung zahlt 64 Mark für jeden Tschehnankopf, aber kaum 4 bis 5 solcher Mordprämien hat sie das Jahr über zu verteilen, während von den Tschehuan schon die Jünglinge darauf aus sind, einen Chinesenkopf zu erbeuten, um sich den Zopf als kostbarstes Armband anzulegen. Längs der ganzen Grenze gegen das an die bedrängter verlorene Land haben die Tschehuan ihre Lauerplätze, von wo sie mit ihrem äußerst scharfen Adlerblik jeden Zopfträger erspähen, der unbefugt ihnen ins Gehege schleicht, das hochgeschätzte Kampferholz zu schlagen oder heimlich nach den auf Formosa so weit verbreiteten Kohlen zu schürfen.

Doch die Überlistung seitens der Chinesen behält den Sieg. Dazu kommt die große Sterblichkeit der Eingeborenen, vor allen der Kinder, durch das schroff zwischen feuchter Hitze und Kälte wechselnde Klima, auch durch die von den Chinesen eingeschleppte Pockenseuche und die alte Unsitte der Frauen, bis in die Mitte der Dreifsiger sich die Frucht abzutreiben. Somit ist das Schiksal der freien Malaien Formosas besiegelt. Mit ihren stolzen Wäldern sinken sie dahin. Seit knrzem auch von Osten her umzingelt von den Chinesen, wird das langgestreckte Oval des Raumes der alten Tschehuanfreiheit von Tag zu Tag enger.

Und doch hat auch dieses hinsterbende Naturvolk so manchen reizvollen Zug in seinem Wesen. Es kommt trotz der leidigen unablässigen Stammesfehde, in der es selbst unter sich lebt, dem Fremden, der friedlich naht, freundlich und aufrichtig gastlich entgegen; treu hält jeder Stamm zusammen, der Tod des einzelnen wird von allen nach alter Sitte einen vollen Monat betrauert, an den ersten drei Tagen nach dem Tode ruhen sogar alle Geschäfte; fleifsig wird die Erziehung gepflegt: die Knaben empfangen vom 10. Jahre an Unterweisung im Bogenschiefsen, die Mädchen im Wasserholen, Kochen, Spinnen, Weben; die Dorfältesten belohnen Tüchtigkeit auf der Jagd, im Schnellauf (etwa bei den im Frühjahr gemeindeweise veranstalteten Treibjagden auf Damwild) mit Verteilen von Ordensabzeichen, seien es Muscheln oder thalergroße Marmorplatten; allein nach Herzensneigung schliefst der Jüngling den Ehebund als einen solchen fürs Leben und streng monogamisch, nachdem er sich der Erkorenen schüchtern, fast nach spanischer Sitte bei abendlicher Weile mit der Bambusguitarre vor der Hüttenthür zu nähern versucht hat. Merkwürdigerweise zieht der Neuvermählte in die Hütte der Schwiegereltern.

Blutrache gilt natürlich ganz allgemein, kein Wergeld wird als Sühne des Mordes angenommen. Die Dorfältesten schlichten die Streitigkeiten der Gemeindeglieder; ihr Rat entscheidet über die Nachfolge in der Würde des Stammeshäuptlings. Zwar ist diese Würde für gewöhnlich nach Erbrecht zu vergeben, indessen, falls der Sohn des verstorbenen Häuptlings sich der Thronfolge nicht recht würdig zeigt, vielleicht die blauen Mordlinien noch nicht sich über die Brust ziehen lassen durfte, geht das Scepter auf einen andern als den nächsten Erben über.

Joest versichert, dafs die nur den Malaien und den Papua eigene Sitte des Nächtigens der Jünglinge und der unverheirateten Männer in Gemeindehause, das zugleich zu Festfeiern dient, ebenfalls den Tschehuan eigen sei. Das malaiische „tabu" kennen sie unter der Bezeichnung „hiang". Hiang, unbetretbar, ist z. B. für den Fremden ein Dorf, das sich wegen Todesfalles Trauerfasten auferlegt hat; hiang, unberührbar, sind gleichfalls für den Fremden verschiedene, dem Tschehuan heilige Dinge, ganz besonders aber des letzteren eigener Kopf. Weit verbreitet ist der Glaube an das Orakel des Vogelfluges. Des Morgens, bald nach Sonnenaufgang, begiebt sich der Hausvater an den engen Pfad, der durch das Waldesdickicht zu seiner Dorfhöfe führt; erblickt er den Orakelvogel, wie er schräg über den Weg fliegt, so bedeutet das Glück, ging dagegen der Flug rechtwinkelig über den Weg oder gleichlaufend mit dessen Richtung, so unterbleibt für den Tag jegliche Unternehmung: man geht weder zur Jagd noch auf Kopfraub, die Gattin holt kein Wasser, sie könnte sonst von einer Giftschlange gebissen werden, der Jüngling unterläßt heute das Freien.

Ernsthaft wird auch die malaiisch-polynesische Sitte der Verbrüderung zwischen Anverwandten, selbst mit Europäern geübt. Man hockt zu diesem Zwecke nebeneinander in der gewöhnlichen Weise auf den Boden, jeder legt den Arm um den Nacken des anderu, murmelt etwas von ewiger Freundschaft, und darauf leeren beide eine Schale Samschu, die sie gleichzeitig an ihre Lippe setzen. Will sich z. B. der Europäer sicheres Geleit verschaffen zum Besuch irgend eines Bezirkes der Tschehuan, so ladet er einige Angesehene dieses Bezirkes zu einem Festgelage, das im Auftischen eines Schweines, sowie in einerweisem Kredenzen von Samschu besteht, und verbrüdert sich dann in angegebener Art mit den zu Geleitern erwählten. Dann ist er sicher, dafs ihm kein Härchen auf der Wanderung gekrümmt wird. Freilich mufs er sich schrecklich abmühen, mit seinen unvergleichlich gewandten und ausdauernden braunen Begleitern im Emporklimmen durch das Waldesdickicht gleichen Schritt zu halten, man führt ihn auch argwöhnisch auf Umwegen hin, auf andern Pfaden zurück, aber man hütet den „weifsen Bruder" so sorgsam wie sich selbst, läfst bei der Annäherung an eine Hüttengruppe schon von weitem den schrillen Pfiff auf der Rohrpfeife und das laugredelnte, melancholisch klingende „Wäö" ertönen, als Zeichen friedlicher Begegnung, damit nicht aus Mifsverständnis auf den herankommenden Zug geschossen wird, ehe man den Stammgenossen an seiner Spitze erkennt.

Zum Schlufs noch das Lied eines zur Jagd nach einem Chinesenkopf aufbrechenden Tschehuan:

Lauka kuin potgiai	Auf auf!
Lauka maiangun	Hinan zur Bergeshöhe!
Sangun	Den Feind zu überfallen,
Mo patus	Den Schufs zu feuern,
Kuiau	Ihn zu tötenl
Panga tolsch tauku	Sein Kopf soll in mein Netz,
Pauga gausal	Ihn will ich heim zur Hütte tragen.
Kmita kanilit	Hat ihn gewkannt die Liebste mein,
Mabé kanilit	Dann wird sie mir zu Willen sein,
Mabé sasan tulick	Wird bei mir ruh'n zum Morgengrau'n,
Malak schilick.	Der Weissagvogel meldet's traun'

Digitized by Google

Abstammung und Nationalität.

Von Dr. Friedrich Müller. Wien.

Wenn ein Findelkind (ein Kind, dessen Eltern sowohl ihm selbst als auch seiner ganzen Umgebung unbekannt sind) einer Familie übergeben wird, welche sich seiner liebevoll annimmt und dasselbe gleich den andern Kindern des Hauses pflegt und erzieht, so begreift man es leicht, daß das Findelkind, besonders wenn es von seinem unbekannten Ursprunge nichts weiß, sich mit Fug und Recht als ein Glied der betreffenden Familie betrachtet, und den Zieheltern und den vermeintlichen Geschwistern dieselbe Liebe und Anhänglichkeit entgegenbringt, wie dieses in der Regel unter Blutsverwandten zu geschehen pflegt.

Doch was ist Blutsverwandtschaft? Ist sie allein berechtigt, Liebe und Anhänglichkeit als Tribut zu fordern? — Wen werde ich z. B. mehr lieben, meinen leiblichen Bruder, der gleich nach seiner Geburt von mir getrennt worden ist und mit dem ich nach etwa 25 Jahren wieder zusammentreffe, oder ein ganz fremdes Kind, mit dem gemeinsam ich erzogen worden bin, das mit mir Freude und Leid getheilt hat[1])?

Wie man sieht, sind die kindliche und geschwisterliche Liebe, welche im menschlichen Leben eine so große Rolle spielen, kein reines Produkt der Blutsverwandtschaft, sondern vielmehr eine Folge des Zusammenlebens und der gemeinsamen Erziehung.

Und was im Leben des Einzelnen — dem Mikrokosmus — seine Gültigkeit hat, das gilt auch vom Leben des Makrokosmus, einer größeren Gesellschaft, der Familie und auch des Volkes. Weiß man doch, daß verwandte Familien, die einem ganz verschiedenen Bildungs- und Berufskreise angehören, nicht in der besten Harmonie miteinander leben und daß die geistige Verwandtschaft dabei die leibliche ganz in den Hintergrund drängt. Was bedeutet im Volke Einheit der Abstammung? Sollen etwa alle Deutschen, deren Namen auf ow ausgehen, die also unzweifelhaft von Haus aus Slaven waren und in deren Adern vorwiegend slavisches Blut fließt, sich als Slaven fühlen[2])?

[1]) Auch den Eltern sind wir nicht etwa deswegen zu Liebe und Anhänglichkeit verpflichtet, weil sie uns ‚das Leben geschenkt", sondern weil sie uns erzogen haben. Jene Eltern, welche die Kinder bloß in die Welt setzen, ohne um die Erziehung derselben sich zu kümmern, verdienen diesen Ehrennamen nicht. Und daß man dem Erzieher und Lehrer zu großerem Danke verpflichtet ist, als dem leiblichen Vater, dieses Ansicht hat kein geringerer ausgesprochen, als Alexander der Große mit Bezug auf seinen großen Erzieher und Lehrer Aristoteles, der die höchste Wertschätzung erfuhr, die einem Erzieher und Lehrer von einem fürstlichen Zöglinge je zu Teil geworden ist. Mein Vater, bemerkte Alexander, hat mich vom Himmel zur Erde herabgezogen, mein Lehrer mich dagegen von der Erde zum Himmel emporgehoben.

[2]) Alle Deutschen, deren Namen auf ow ausgehen, sind sicher germanisierte Slaven. Daß ein Kerndeutscher damals einen slavischen Namen sich gewählt haben sollte, ist ebenso unwahrscheinlich, als daß ein Yankee einen Niggernamen sich beilegt. Trotzdem erweisen sich viele von denjenigen, deren Name auf ow ausgeht, tüchtiger als andere Deutschen, in deren Adern unverfälschtes teutonisches Blut fließt. Kommt es ja auch oft vor, daß Individuen plebejischer Abstammung durch Schönheit und Kraft des Körpers, sowie auch durch geistige Anlagen diejenigen übertreffen, deren Stammbaum Jahrhunderte weit zurückreicht. Und wer verargt es, daß mancher hochgebildete Fürst von lebhaften, geistigen Anlagen an einer aus plebejischem Geschlechte hervorgegangenen schönen und geistvollen Schauspielerin mehr Vergnügen findet, als an einer reizlosen und langweiligen Prinzessin, in deren Adern unverfälschtes blaues Blut rollt?

Sind die Tschechen Rieger, Herold, Gregr Deutsche weil sie leiblich von deutschen Vätern abstammen? Oder war der Deutsche Giskra etwa deswegen ein Slave, weil er aus einer gewiß ursprünglich slavischen Familie hervorgegangen war?

Und war Don Juan Eugenio Hartzenbusch kein echter Spanier, weil seine Ahnen nicht an den Kriegszügen von Alba oder Cortez teilgenommen hatten? Gewiß konnte sein Vater, als er in der Werkstätte seines Heimatsortes das Tischlerhandwerk erlernte, nicht ein einziges Wort der wohlklingenden Sprache Kastiliens und würde über jedermann gelacht haben, der ihm gesagt hätte, er werde einst der Vater eines der berühmtesten Schriftsteller Spaniens werden.

An diesen Beispielen sieht man ganz deutlich, daß nicht allein die leibliche Abstammung, sondern die Erziehung, und unter Kulturvölkern namentlich die Schulbildung über die Nationalität eines Individuums entscheidet.

Die Nation ist eine Größe für sich, die sich zwar aus Individuen zusammensetzt, deren Individuen nicht aber immer derselben Abstammung zu sein brauchen. — Der Nation ergeht es in der Regel wie einem Flusse. — An dieser Stelle hat der Strom heuer ein Stück des Ufers weggerissen, an einer andern Stelle dagegen eine mächtige Sandbank, durch welche das Ufer in den Strom hinein vorrücken durfte, angesetzt[3]). Dieser Nationalitätswechsel hängt nicht so sehr mit der Schule, wie manche kurzsichtige Politiker glauben, zusammen, als vielmehr mit der geographischen Lage und den Wirtschaftsverhältnissen der betreffenden Nationen. Leute, welche opulent zu leben gewohnt sind, werden immer mehr und mehr in Schulden geraten und ihren Grundbesitz endlich verkaufen müssen. Wenn dieser in die Hände von Individuen einer sparsamen und knauserigen Nation gelangt, dann ist der Ort für die ersteren Nationalität verloren.

Auch die geographische Lage des Landes ist sehr wichtig. Der beste Schutz gegen die Verwelschung Südtirols wäre wohl, wenn man das Land Tirol umkehren und die lombardische Ebene nach Norden verlegen könnte.

Was für das einzelne Individuum die Erziehung in der Familie und die Schule bedeuten, das ist für das Volk die Sprache, welche es spricht. Die Sprache ist die Grundlage, auf welcher das ganze Fühlen und Denken des Volkes ruht, auf welcher der Ausdruck dieses Fühlens und Denkens, die Litteratur im weitesten Umfange, aufgebaut ist. Die Teilnahme an diesen geistigen Gütern, nicht aber die geographische Lage des Geburtsortes entscheidet über die Zugehörigkeit eines Individuums zu einem bestimmten Volke. Die Wiege des deutschen Dichters A. Chamisso stand auf französischem Boden und französisch war seine Muttersprache, und dennoch wird niemand leugnen, daß Chamisso ein

[3]) Noch besser dürfte diesen Prozeß der Vergleich mit einer Stadt illustrieren. — Ursprünglich, d. h. zu jener Zeit, wo die Stadt gegründet wurde, waren die Bürger lauter Eingeborene, oder, wenn man sie so nennen will, Patrizier. Nach und nach änderte sich aber die Sachlage. Einzelne Bürgerfamilien zogen aus, dafür zogen aber andere wieder ein, so daß, wenn man nach etwa einem oder zwei Jahrhunderten die Sache untersuchen wollte, die wenigsten der Bürgerfamilien sich als die direkten Nachkommen der ersten Ansiedler herausstellen dürften. Und doch sind sie ebenso gut Bürger der Stadt N., wie es die ersten Ansiedler waren.

Digitized by Google

Deutscher war und durch seine Leistungen der deutschen Litteratur angehört [4]).

Jemand, der die Sprache als von keinem oder nur geringem Belange für das Volkstum betrachtet, mufs also vom Menschen die ganze Sprachthätigkeit in Abzug bringen. Was bleibt dann aber übrig? Der sprachlose Mensch, der Homo alalus. Da aber Sprechen und Denken sich gegenseitig bedingen, so ist der sprachlose Mensch ein unvernünftiges Geschöpf, also vom Tiere nicht sehr verschieden. Die Frage über die leibliche Abstammung, auf welche jene Forscher, welche die Sprache eliminieren, stets zurückkommen, ist, selbst wenn es sich nm ein einzelnes Individuum handelt, nicht so leicht zu lösen. Das wäre nur dann der Fall, wenn man den Menschen wie ein Haustier behandeln und beobachten könnte. Dann erst könnte man Stammbäume anlegen, deren Genauigkeit wissenschaftlich aufser jedem Zweifel stände. Unsere jetzigen Stammbäume betreffen bekanntlich nicht so sehr die physische, als vielmehr die rechtliche Seite der Abstammung.

Ist es nun überaus schwierig, die Frage der Abstammung selbst in Betreff des Individuums wissenschaftlich exakt zu erledigen, so ist dies noch schwieriger, wenn es sich nm die Ermittelung der Abstammung eines Volkes handelt. Ist man denn überhaupt im stande, wenn nicht die Geschichte und die Sprachwissenschaft zu Hilfe kommen, diese Frage in Angriff zu nehmen? Verhalten sich denn die meisten Völker nicht wie jener Findling, von dem ich am Anfange dieses Aufsatzes gesprochen habe?

Bekanntlich wird darüber heftig gestritten, ob es ein indogermanisches Volk je gab, d. h. ob jene Völker, welche die sogenannten indogermanischen Sprachen, die Abkömmlinge einer einzigen ihnen zu Grunde liegenden Ursprache, reden, auch auf ein Volk, welches diese Ursprache redete, zurückzuführen sind. Dies ist eine ziemlich müfsige und allzu nengierige Frage. Dafs es einmal ein indogermanisches Volk gab, das beweist die Sprache und Kultur dieses Volkes, welche sich bei den jetzigen Völkern indogermanischen Stammes erhalten haben. Ob aber die jetzigen indogermanischen Völker lediglich von diesem Volke abstammen, dies ist eine andere Frage und hat mit dem Volkstume wenig zu schaffen. Wenn es sich auch herausstellen sollte, dafs in den Adern der jetzigen indogermanischen Völker blofs ein Zehntel echtindogermanisches Blut fliefst, so sind diese Völker ihrem Volkstume nach doch echte Indogermanen, und würde dies nur beweison, dafs das kleine indogermanische Völkchen eine hochentwickelte Nation war, welche nach und nach eine grofse Menge anderer Völker sich assimiliert hat. Und für die Wissenschaft ist es immerhin besser, eine bekannte, als eine unbekannte Gröfse vor sich zu haben. Wir kennen das indogermanische Volk und seine Sprache, die wir mit Sicherheit aus den uns bekannten Sprachen indogermanischen Stammes uns rekonstruieren können, während wir von jenen Völkern, deren Blut gröfstenteils in unsern Adern rollen soll, nichts wissen und im besten Falle blofs deren Knochen kennen. Dann ist es doch wohl besser, die Völker nach ihren Sprachen, als nach den Knochen ihrer Vorfahren zu klassifizieren.

Abstammung und Nationalität haben miteinander nichts zu schaffen und sind voneinander vollkommen unabhängig. Der ersteren liegt ein rein physischer, ein tierischer Prozefs zu Grunde, während die letztere auf einem psychischen Vorgange beruht [5]). Durch die Abstammung wird man blofs ein ζῷον, während man erst durch die Nationalität zu einem ζῷον πολιτικόν wird. Den letzteren Satz wird man verstehen, wenn man sich eine Gesellschaft von Taubstummen vorstellt, die abgeschieden von der übrigen Welt ihr Dasein zubringen.

Wir haben oben gesehen, dafs Abstammung und Nationalität voneinander vollkommen unabhängig sind und dafs keines von beiden das andere bedingt. Wäre das letztere der Fall, dann könnte z. B. eine Nation, deren Einheit als solche aufser allem Zweifel steht, vermöge ihrer Abstammung auf mehrere Ursprünge nicht zurückgehen. So ist die englische Nation ein scharf ausgeprägtes ethisches Individuum; wer könnte aber behaupten, dafs sie eines Ursprungs ist? — Wenn wir auch nicht die Geschichte des mächtigen Inselreiches durch beinahe zwei Jahrtausende zurückverfolgen könnten und nichts anderes als die jetzige Sprache vor uns hätten, so könnten wir daraus schon auf die Mischung eines germanischen und eines romanischen Stammes schliefsen, bei welcher der germanische Stamm bedeutend überwog. Wir wissen aber auch, dafs das Blut von Kelten und von jenen Stämmen, welche England vor den Kelten bewohnt haben, in den jetzigen Engländern stecken mufs. Wir haben also für die eine Nation mindestens vier, wahrscheinlich aber noch mehr Ursprünge vorauszusetzen.

Aus wie vielen Elementen ist das Volk der osmanischen Türken zusammengesetzt! Welche Menge von verschiedenartigen Stämmen mag in dem einen Volke der Chinesen stecken! Es ist sicher, dafs jener Stamm, auf welchen wir Sprache und Kultur Chinas beziehen müssen, nicht grofs war und dafs er sich nach und nach die grofsen Mengen fremder Stämme, welche das Land vor seiner Ausbreitung bewohnten, assimiliert hat. Und das Volk der Magyaren, ein Bruderstamm der Yogulen und Ostjaken, ist es heutzutage noch als ein Glied der mongolischen Rasse zu erkennen? Hat es nicht seine geringe Fruchtbarkeit durch die erstaunliche Assimilationskraft, welche ihm innewohnt, wett gemacht und durch Anfnahme fremden Blutes den Rassentypus ganz umgeändert [6])?

Wenn im Volkstume die Abstammung ausschlaggebend wäre, dann mufsete es sich hier in ähnlicher

[4]) Bei statistischen Aufnahmen in polyglotten Ländern, wie es z. B. Österreich-Ungarn ist, soll man das freie Selbstbekenntnis des Individuums (natürlich ohne den üblichen politischen Hochdruck) über die Nationalität entscheiden lassen. Das Schlagwort Muttersprache pafst nicht, da es nur auf kulturlose Individuen Anwendung finden kann. So kann z. B. der Sohn eines in Graz stationierten tschechischen, mit einer Landsmännin verheirateten Offiziers oder Beamten mit Fug und Recht das Tschechische als seine „Muttersprache" bezeichnen; diese „Muttersprache" mit ihren dem kindlichen Gefühle und Denken genügenden 200 bis 300 Wörtern kann aber, nachdem das Kind die deutsche Volksschule, das deutsche Gymnasium und die deutsche Universität besucht hat, absolut nicht zur Bestimmung der Nationalität verwendet werden. Auch das Schlagwort „Umgangssprache" ist nicht zu gebrauchen. So kann z. B. eine tschechische Köchin, wenn sie in einer tschechischen Familie in Wien dient, das Tschechische mit Recht als ihre „Umgangssprache" angeben, dagegen ist diese Bezeichnung nicht richtig, wenn die betreffende Person in einer rein deutschen Familie dient und in einer ganz deutschen Umgebung sich befindet. Hier ist das Deutsche ihre „Umgangssprache", dadurch ist aber die tschechische Köchin noch nicht eine Deutsche geworden.

[5]) Der alte Alexander Dumas war durch und durch Franzose, obschon seine Grofsmutter eine Negerin war. Und er wäre auch dann noch ein echter Franzose, wenn er nicht den Marquis Pailleterie, sondern einen Mulatten französischer Nationalität zu seinem Grofsvater gehabt hätte.

[6]) vgl. E. Nagel, Die Vitalität des magyarischen Volksstammes (Mitteilungen der anthropolog. Gesellschaft in Wien Bd. III, 146).

Digitized by Google

Weise verhalten, wie bei den Pferderassen und andern Haustieren. Es müßten dann diejenigen Völker, welche vermöge ihrer Abstammung sich als die reinsten und unvermischtesten darstellen, die größte Kraft und Intelligenz in sich vereinigen. Dies ist jedoch keineswegs der Fall. Vielmehr sehen wir, daß jene Völker, welche in Bezug auf die erwähnten Qualitäten obenan stehen, Mischvölker sind, und daß die größere Mischung eine Potenzierung dieser Qualitäten gleichsam bedingt.

Welches Volk Asiens kann sich mit dem Mischvolke der Chinesen in Bezug auf Arbeitskraft und Intelligenz messen? Wo gab es je ein so rührriges, energisches und intelligentes Volk wie das heutige englische?

Gerade jene Völker, welche vermöge der Abgeschlossenheit ihrer Wohnsitze von Mischungen sich ziemlich frei erhalten haben, zeigen keine besondere hohe Entwickelung, weder in körperlicher noch in geistiger Beziehung. Nirgends kommt der Kretinismus so häufig vor, wie in den Gebirgsgegenden, nirgends finden der Aberglaube und die Dummheit eine bessere Zufluchtsstätte als unter den biederen Gebirgsbewohnern nicht nur Europas, sondern auch Asiens. Haben unsere Alpengegenden und Tibet nicht eine auffallende Ähnlichkeit miteinander?

Wenn man nun die Sache genauer untersucht, so hat es wohl nie ein völlig ungemischtes Volk gegeben, ebenso wenig als eine vollkommen ungemischte Sprache je existiert hat. Wenn wir uns z. B. jenen Stamm, auf welchem die indogermanischen Sprachen und das indogermanische Volkstum zurückgehen, noch so klein vorstellen, sogar, daß wir uns eine einzige Familie darunter denken, so kann der Zustand der Unvermischtheit nicht lange gedauert haben. Schon nach zwei bis drei Generationen werden aus der Fremde stammende Individuen in der Gesellschaft sich befunden haben, wahrscheinlich Sklaven oder geraubte Weiber, welche durch Umgang und leibliche Vermischung eine Veränderung im Charakter dieser Gesellschaft herbeiführten, die mit der Zeit immer mehr und mehr sich bemerkbar machte.

Sind in diesen Mischungen nicht die Wurzeln der Dialektspaltungen und die Erklärung des Vorhandenseins einer Menge von Wörtern, welche der scharfsinnigsten etymologischen Analyse spotten, zu suchen? — Jede Sprache bedingt bekanntlich mit ihren eigentümlichen Lauten ein für die Hervorbringung dieser ausgebildetes Organ und wird von Individuen, welche ein anders geschultes Ohr und anders geschulte Sprachwerkzeuge besitzen, stark verändert. Diese Veränderungen können in einzelnen Schichten des Volkes oder in einzelnen Gegenden Regel werden und neben der korrekten Aussprache das Bürgerrecht erringen.

Bei allen Mischungen bleibt jedoch der Kern sowohl des Volkstums, als auch der Sprache vollkommen unberührt. Mag eine Sprache noch so stark gemischt sein, der Organismus derselben, das, was wir die Grammatik einer Sprache nennen, wird dadurch nicht geändert. Der gebildete Osmanli-Türke ist z. B. im stande, seine Rede ganz aus arabischen und persischen Wörtern zusammenzusetzen, und doch bleibt seine Rede echt türkisch, da die Grammatik türkisch ist und mit der Grammatik eines Kirghisen vollkommen übereinstimmt. Wenn unsere Vorfahren auch französische Floskeln bis zum Überdrusse in ihren eleganten Gesellschaftston mischten, so sprachen sie doch deutsch und nicht französisch. Die Sprache des Zigeuners enthält eine Unmasse fremder Wörter. In jedem Lande, welches der ruhelose Vagabund durchzogen, hat er Brocken aus der Sprache desselben aufgelesen und seinem Jargon einverleibt. Wir finden da Wörter aus dem Deutschen, Slavischen, Magyarischen, Griechischen, Armenischen, Persischen und Indischen nebeneinander. Und trotzdem ist die Sprache nichts anderes, als ein moderner indischer Dialekt. Das Englische ist ein echt germanisches Idiom, wenn auch ein Schriftsteller zwei Drittel romanischer und ein Drittel germanischer Elemente in Anwendung bringen sollte.

Diese Unveränderlichkeit und Unzerstörbarkeit des eigentlichen Kernes einer Sprache, sowie auch die Möglichkeit, die fremden Elemente mit Sicherheit auszuscheiden und zu deuten, ist der hauptsächlichste Grund, warum wir der Sprache bei der Bestimmung und Beurteilung des Volkstums eine so große Wichtigkeit einräumen. — Keines der Kulturelemente, auf denen in letzter Instanz das Volkstum beruht, kann sich hierin mit der Sprache auch annähernd messen.

An dem Kerne der Sprache, der im ganzen Aufbau ihres Organismus gelegen ist, habe ich bei meinen sprachlichen Forschungen stets festgehalten und bin der Untersuchung des Vokabulars absichtlich ganz ausgewichen.

Nach diesem Principe habe ich meinen „Grundriß der Sprachwissenschaft", welcher die systematische Grundlage der linguistischen Ethnographie und dann der Ethnographie überhaupt bilden soll, bearbeitet. Daher können meine Anschauungen in dieser Richtung einer gewissen wissenschaftlichen Sicherheit sich rühmen. was bei vielen der Forscher, welche auf die Sprache sich beziehen, nicht der Fall ist. Namentlich die Aussprüche von Forschern, denen die Sprachforschung für eine reine Vokabelvergleichung gilt, haben, wenn die betreffenden Forscher auch erste Autoritäten in andern Fächern sind, absolut keinen Wert.

Doch auch Sprachforscher vom Fache haben sich, wenn sie die von mir angedeutete Methode nicht befolgten, großen Irrtümern ausgesetzt. So hat denn der geniale G. v. d. Gabelentz, der den etwas unklaren Satz aussprach: „jede Sprache müsse außer ihrer Mutter auch einen Vater haben", durch seine letzte akademische Abhandlung: „Baskisch und Berberisch" (Sitzungsberichte der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften 1893) seinen Ruf als Sprachforscher stark erschüttert. Die radikale Verschiedenheit des grammatischen Baues der beiden Sprachen, nämlich des Baskischen und des Berberischen, außer Acht lassend, wendet sich v. d. Gabelentz gleich der Betrachtung des Wortschatzes zu, welcher nach den strengen Gesetzen der vergleichenden Sprachforschung erst dann, wenn der grammatische Bau untersucht worden ist, an die Reihe kommen sollte. Einen gleichen Fehler hat H. Vámbéry in seinem Werke: „Der Ursprung der Magyaren" (Leipzig 1882) begangen. In diesem Werke sucht Vámbéry auf Grund einer ausführlichen und eingehenden Analyse des Wortschatzes der magyarischen Sprache nachzuweisen, daß die Magyaren nicht zu den ugrofinnischen Völkern, sondern zu den türkischen Stämmen gezählt werden müssen. Wäre die von Vámbéry befolgte Methode die richtige, dann könnte man z. B. auch die Osmanli-Türken für Araber oder Perser, und die Engländer für Romanen erklären. Aber gerade so, wie in den Sprachen dieser Völker nicht das Lexikon, sondern die Grammatik über ihre Stellung und ihre Verwandtschaftsverhältnisse entscheidet, ebenso muß auch im Magyarischen vor allem andern der grammatische Bau in Untersuchung gezogen werden. Und dieser zeigt uns unwiderleglich, daß die ganze grammatische Auffassung des Magyarischen von jener der Türksprachen

Digitized by Google

radikal verschieden ist und sich an jene der finnischen Sprachen, speciell des Vogulischen und des Ostjakischen, anschließt. Jener Magyarenstamm, auf welchen die Sprache und Weltauffassung der heutigen Magyaren zurückzuführen sind, war demnach kein Türken-, sondern ein Finnenstamm. Dies alles hat aber mit der Frage über die Abstammung der Magyaren nicht viel zu schaffen. Das Blut jenes Stammes, welcher dem Volke der Magyaren seine Sprache und Nationalität gegeben, hat sich im Laufe der Zeit ganz verflüchtigt und der heutige Magyare ist seiner Abstammung nach weder Finne noch auch Türke, sondern ein Mitglied jenes Völkerkomplexes, den wir zur mittelländischen Rasse zählen. Gerade an ihm zeigt sich deutlich, welche schwache Fäden die beiden Potenzen Abstammung und Nationalität mitemander verbinden.

Aus allen Erdteilen.

— Dr. Karl Maximilian von Bauernfeind, geboren am 28. November 1818 zu Arzberg in Oberfranken, seit 1865 Mitglied der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften, bis 1890 ord. Professor der Geodäsie und Ingenieurwissenschaften und wiederholt Direktor der Technischen Hochschule zu München, ist am 2. August 1894 am Starnberger See im 74. Lebensjahre an einem schweren Leiden gestorben. Die Wissenschaft hat in demselben einen hervorragenden Gelehrten verloren. Neben zahlreichen und wertvollen ingenieurwissenschaftlichen Arbeiten — es sei nur erinnert an sein Hauptwerk: „Elemente der Vermessungskunde" (2 Bände, Stuttgart, 1. Auflage 1856 bis 1858, 7. Auflage 1890), das auch für den Geographen von hohem Interesse ist, — hat der Verstorbene als Mitglied und Vizepräsident der permanenten Kommission der europäischen Gradmessung und als Autorität auf geodätischem Gebiete auch der mathematischen und physikalischen Geographie wichtige Dienste geleistet. Es sei zunächst an seine Arbeiten über die bayerische Landesvermessung und das bayerische Präzisions-Nivellement erinnert. Besonders sei hier auch seine für die Geschichte der Kartographie wichtige Schrift: „Johann Georg v. Soldner und sein System der bayerischen Landesvermessung" (München 1885) hervorgehoben. Durch seine Beobachtungen und Untersuchungen über die Genauigkeit barometrischer Höhenmessungen und die Temperaturänderungen der Atmosphäre" (München 1862) wirkte B. bahnbrechend in der Volkmarstettenen Frage über den Wert der Barometermessungen, indem er zeigte, daß und warum die auf diesem Wege gefundenen Höhen eine tägliche Periode haben, also von den durch Nivellieren bestimmten Beträgen abweichen. Anknüpfend an diese Arbeit, liefert die Abhandlung über „die atmosphärische Strahlenbrechung u. s. w." (München, 1864 bis 1867) eine Theorie dieser Erscheinung, die sich in merkwürdiger Weise den Beobachtungen anschließt. Mit derselben im Zusammenhange stehen die „Ergebnisse aus Beobachtungen der terrestrischen Refraktion" (drei Hefte, München 1859 bis 1886); hier wurde zum erstenmal nachgewiesen, daß auch die trigonometrisch bestimmten Höhen eine tägliche Periode haben. Von Bauernfeinds andern Schriften seien noch erwähnt: „Die Bedeutung moderner Gradmessungen" (München 1866) und „Beobachtungen und Untersuchungen über die Eigenschaften und praktische Verwertung des Naudetschen Aneroid-Barometers" (München 1874). Auf dem vierten deutschen Geographentage zu München 1884 leitete B. die Besprechung über die Frage der allgemeinen Einführung eines einheitlichen Meridians durch einen Vortrag ein. Auf des Verstorbenen hohe Verdienste um die Ingenieurwissenschaft, die Gründung und Organisation der Münchener Technischen Hochschule und des technischen Schulwesens in Bayern näher hinzuweisen, liegt außerhalb des Rahmens dieser Zeitschrift. W. Wolkenhauer.

— Oskar Neumanns zoologische Reise in Deutsch-Ostafrika ist, abgesehen von den zoologischen Ergebnissen, auch geographisch von großem Erfolge begleitet gewesen, wie Briefe des Reisenden aus Uganda vom 2. Mai melden. Neumann ging von Tanga aus am Pangani aufwärts bis 5° südl. Br. und kreuzte von hier nach Westen die Massaisteppe bis Irangi, das ziemlich durch 0° Baumann näher geschildert wurde. Er folgte dem Laufe des Butu und erstieg den 3100 m hohen Gurnberg, worauf er zum Mauyara-See gelangte, der vom 36. Grade östl. L. geschnitten wird und gleichfalls durch Baumann erforscht ist. Nach Norden zu gelangte nun Neumann bei Ngaruka (3° südl. Br.) auf die Route Dr. G. A. Fischers, der im Juli 1883 hier gewesen war. Den hier gelegenen 2200 m hohen Vulkan Doenjo Ngai erstieg Neumann bis fast zum Gipfel, auf dem er ein thätiges Dampfloch fand; die Thätigkeit des Vulkans in den letzten Jahren wurde ihm auch durch dortige Massai bestätigt. Am 1. Januar 1894 hatte Neumann das noch an Fischers Route gelegene Sossian (1° 20′ südl. Br.) erreicht, worauf er sich auf unbekannten Wegen gegen Westen wendete, um nach 28tägigem Marsche durch oder um ungemessene Massailänder Ngoroine, östlich vom Viktoria Nyanza zu erreichen, wo er wieder auf Baumanns Route stieß. Er überstieg dabei einen Gebirgskamm, welcher die Wasserscheide zwischen dem Indischen Ocean und dem Nil bildet und der zugleich die ost- und mittelafrikanische Fauna und Flora trennt. Unter vielfachen Gefahren und Kämpfen immog der Reisende den Viktoria Nyanza und gelangte über Kavirondo nach Uganda, wo er mit den Engländern zusammentraf.

— Die Wellmannsche Nordpolarexpedition (oben S. 132) ist am 15. August Wilhelmshaven glücklich an Bord des Transportdampfers „Phönix" wohlbehalten in der Treene-Mündung eingetroffen, nachdem sie genau $3^1/_2$ Monate von dort abwesend war. Das hochfahrende Ziel Wellmans, mit seinen Schlittenbooten womöglich bis zum Nordpol zu gelangen, ist zwar nicht erreicht worden, wohl aber ist die bisher nur ungenau bekannte Küste des spitzbergischen Nordostlandes näher festgelegt worden. Prof. Frech, ein Mitglied der Expedition, hat hier an der Ostküste folgende neue Namen: Kap Grasham, Walsh Island, Kap Whitney, Kap Auour und Kap Scott in die Karte eingetragen. Die Aluminiumboote haben sich nach dem vorliegenden Berichte vorzüglich im Eise bewährt. Der Rückzug erfolgte über die Nieskipe Insel (im Nordwesten von Nordostland), wo man auf norwegische Fangschiffe traf. Wellman beabsichtigt, im nächsten Jahre die mißglückte Fahrt zu wiederholen.

— Den Nachweis für die Etymologie Schiercks finden wir in Ed. Jacobs' Geschichtlicher Ortskunde der Umgegend von Wernigerode. (Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde, Jahrg. XXVII, 1894). Die Arbeit enthält Ergänzungen zu desselben Verfassers: „Die Bewegung der Bevölkerung von Wernigerode" in der vorjährigen Festschrift desselben Vereins. Es ist mancherlei orts-, sprach- und pflanzengeschichtlich Interessantes darin. Weitere Kreise wird es interessieren, daß das Brockendorf Schierke seinen Namen nach einem neuen Eichenschaude (Schierke-Eichen) der ehemals dort gewesen sein muß — wie überhaupt das Nadelholz am Harze seine jetzige weite Verbreitung erst in den letzten Jahrhunderten erreicht hat. Dr. Ernst Krause.

— Über eine neolithische europäische Zwergrasse hat Professor Kollmann aus Basel auf der britischen Naturforscherversammlung in Oxford Mitteilungen gemacht. Diese ist in der neolithischen Schicht am Schweizersbild bei Schaffhausen entdeckt worden, wo man 20 Gerippe von Erwachsenen und Kindern, letztere vom Neugeborenen bis zum siebenjährigen, aufdeckte. Die Erwachsenen bestanden aus normal großen Europäern und solchen, welche einer Zwergrasse angehörten; beide Rassen waren nebeneinander unter gleichen Verhältnissen begraben, müssen daher friedlich beisammen gelebt haben. Der Zwergrasse gehörten vier, vielleicht fünf Skelette an. Die Maße von drei Zwergskeletten waren: 1416, 1355 und 1300 mm, was ein Mittel von 1424 mm ergiebt und mit der Größe der neuerdings viel besprochenen afrikanischen Pygmäen stimmt. Die größere am Schweizersbild begrabene Rasse zeigte ein Maß, wie es etwa die heutigen Franzosen im Durchschnitte besitzen (1662 mm). Die Zwergskelette zeigten keinerlei krankhafte Erscheinungen, stammten also nicht von einem entarteten Stamme. Kollmann weist noch darauf hin, daß Sergi und Mantia in Sizilien lebende Zwerge von 1500 mm entdeckt haben, welche nicht mit den gewöhnlichen Zwergen verwechselt werden dürfen, sondern als eine besondere menschliche Rasse, wahrscheinlich als die Vorläufer des späteren großen Menschen, betrachtet werden müssen.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. Druck von Friedr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DER ZEITSCHRIFT „DAS AUSLAND".

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXVI. Nr. 12. BRAUNSCHWEIG. September 1894.

Das Rind und seine Formen in Afrika.

Von Prof. Dr. C. Keller. Zürich.

Bis in die neueste Zeit sind unsere Kenntnisse des Haustierbestandes afrikanischer Völker verhältnismäßig mangelhaft geblieben, was im kulturgeschichtlichen und ethnologischen Interesse lebhaft zu bedauern ist. Gerade auf dem Boden des dunklen Erdteiles wird man sich häufig in Ermanglung anderer Urkunden an die Haustierformen wenden müssen, um einen besseren Einblick in die grofsen Völkerverschiebungen zu erlangen, die sich in der Vergangenheit vollzogen und noch in der Gegenwart im Gange sind.

Sie lassen oft noch die Spuren erkennen, welche zu den einstigen Wohnsitzen hinleiten, da ja das lebende Inventar domestizierter Thiere von der Migration des Menschen, der die reine Jägerstufe hinter sich hat, geradezu unzertrennlich ist. Anderseits werden wir es nicht umgehen können, in gewissen Fällen die zahme Tierwelt Afrikas zu befragen, wenn wir Aufschlüsse über die Herkunft einzelner Elemente im europäischen Haustierbestande erhalten wollen, sind doch beispielsweise manche Hunderformen, Katze, Esel und wohl auch teilweise das Rind entschieden südlicher Provenienz.

Die wissenschaftliche Ausbeute der meisten Reisenden ist nach dieser Richtung dürftig; die Fülle neuer Eindrücke läfst sie gewöhnlich das Nächstliegende übersehen, so dafs wir in den Reisewerken wohl Aufschlüsse über alle möglichen Dinge erlangen, selten jedoch genaue Angaben über die Haustiere fremder Gebiete vorfinden. Es ist sehr zu wünschen, dafs in der Zukunft möglichst viele photographische Aufnahmen, namentlich aber vollständige Haustierschädel gesammelt werden. Vielleicht dienen diese Zeilen diesem oder jenem künftigen Reisenden zur Anregung.

Der Urbewohner Afrikas, so weit von einem solchen gesprochen werden darf, erwies sich für die Heranziehung domestizierter Tiere ungleich weniger begabt, als der Asiate; sein Erwerb ist im ganzen meist dürftig zu nennen; das wertvollste ist von aufsen her, und zwar von Asien bezogen worden. Es ist dies um so auffallender, als gewisse Negerstämme Meister in der Kunst des Zähmens wilder Tiere sind und die Fülle der höheren Tierwelt in Afrika sehr grofs ist.

Aber vielleicht war gerade dieser Reichtum eine Ursache mangelnder Initiative, Tiere dauernd an die Umgebung des Menschen zu ketten, da die Jagd ursprünglich ausreichte, um den Fleischbedarf zu decken.

Die gleiche Erscheinung kehrt ja nochmals auf amerikanischem Boden wieder, dort hat der Eingeborene nur ganz lokal Wildformen in den Hausstand übergeführt. Wohl zähmt der Indianer gelegentlich die vorhandenen Wildschweine und geniefst ihr Fleisch, aber er bringt kein wirkliches Haustier zu stande; der Büffel hätte wohl vieles von seiner Wildheit ablegen können und sich vielleicht im Haustande ganz brauchbar gezeigt, allein der Indianer zog vor, als Jäger hinter diesem herzulaufen. Die Folgen sind für beide verhängnisvoll geworden, denn die Überflutung mit europäischen Elementen hat diesen wie jenen dem Untergange entgegengeführt.

Auf afrikanischem Boden stürmten weit früher gewaltige Völkerwogen von Asien herein, es geschah dies schon zu einer Zeit, da die Geschicke der europäischen Völker noch im Reiche der Mythe spielten. Die Überflutung erfafste zunächst den Nordosten, und wir sehen die hamosemitische Rasse heute bereits tief im Herzen Afrikas angelangt und in dem Zwischenseengebiete ansässig geworden. Sie brachte auf ihren Wanderzügen als neues Element der Fauna ihre Haustiere mit, welche wiederholte Nachschübe erfuhren, auf dem neuen Boden auch vielfach Umbildungen erlitten haben.

Wohl das meiste Interesse erweckt das Hausrind, welches mit der Existenz der vielzuchttreibenden Nomadenstämme am innigsten verknüpft ist, und daher in Afrika die weiteste Verbreitung erlangen mufste.

Die hohe Bedeutung dieses Haustieres tritt denn auch von Anfang an in den Vordergrund. Schon im alten Ägypten erscheint es mit Kultvorstellungen verknüpft, und die Dinkastämme erweisen ihm noch heute hohe Verehrung, ja ein Stamm am oberen Nil gab sich die Ehre, seinen Namen der Kuh zu entlehnen.

Das Hausrind entstammt nicht dem afrikanischen Boden, wenngleich Blyth dies als wahrscheinlich zu machen versuchte. Ein besonderer Bos africanus existiert nicht, anatomische Gründe lassen darüber keine Zweifel obwalten; der afrikanische Rinderbestand ist vielmehr seiner Hauptmasse nach vom indischen Zebu oder Bos indicus abzuleiten, die Provenienz demnach eine südasiatische. Von den Indiern gelangte das Zeburind frühzeitig nach dem westlichen Asien, wo es bereits in den ältesten Sprachdenkmälern der Semiten genannt wird. Auch im Nilthale erscheinen dessen Spuren sehr früh, wahrscheinlich ist es aber schon vorher mehr im Süden zu den äthiopischen Völkerschaften gelangt.

Die altägyptischen Baudenkmäler weisen einen grofsen Reichtum an Rinderdarstellungen auf und die Wiedergabe von allerlei häuslichen Scenen bekundet die grofse Sorgfalt, welche den Rinderherden im alten Ägypten zu Teil wurde. Bald ist es das Austreiben einer Rinderschar, das Ziehen vor dem Pfluge, das Mästen eines

Digitized by Google

Ochsen oder das Abstempeln eines Herdentieres, welches im Bilde ungemein naturgetreu dargestellt wird.

Von hohem Interesse erscheint die Thatsache, daſs bereits in jener Periode verschiedene Zuchtrassen vorhanden waren; schon damals mußte der umgestaltende Einfluſs des Menschen geraume Zeit eingewirkt haben, um die weit fühlbaren Veränderungen zu erzielen.

Am verbreitetsten war die Langhornrasse, die in so vielen bildlichen Darstellungen wiederkehrt und ihr Prototyp heute noch in Äthiopien erkennen läſst, daneben wurden auch kurzhörnige und selbst völlig hornlose Rassen gehalten; Buckelrinder, sowie ganz höckerlose Rassen treten nebeneinander auf. Der charakteristische Zebukopf dieser Rinder ist ganz unverkennbar, er ist auch osteologisch nachgewiesen. Der Umstand, daſs der Höcker des Rückens häufig fehlt, beweist natürlich gar nichts gegen den Zebucharakter, denn noch in der Gegenwart besitzt Afrika sowohl langhörnige wie kurzhörnige Zebuformen, bei denen der Höcker entweder ganz fehlt oder nur sehr schwach ausgebildet ist. Die im alten Ägypten gehaltenen Rinder weisen zum Teil auf eine südliche Herkunft, und sicher steht die nunmehr ausgestorbene Langhornrasse mit dem äthiopischen Sangarinde in naher Beziehung. Äthiopien mit seinem unerschöpflichen Viehreichtum war von jeher die Vorratskammer, welche die unteren Nilländer mit Fleisch versorgte.

Heute ist die Physiognomie des Rinderbestandes freilich eine stark veränderte und weit weniger charakteristische. Die wichtigste Stelle nimmt der Büffel ein, welcher den vom Nil überschwemmten Gebieten sich vortrefflich anzupassen vermochte und sich den wiederholten Seuchen gegenüber am widerstandsfähigsten erwies; der Fleischbedarf wird gegenwärtig durch die Rindereinfuhr aus Arabien, Nubien und selbst aus Südrufsland gedeckt.

Wenden wir uns nilaufwärts, so begegnet uns auf den Steppengebieten zwischen dem Nil und dem Roten Meere ein zartgebautes, feinköpfiges und kurzhorniges Rind, dem ein Rückenhöcker fehlt. Die Herden, welche ich vor Jahren zwischen Suakin und Tokar zu beobachten Gelegenheit hatte, erinnerten mich in der äuſseren Erscheinung auffallend an das Dachauer Moosrind oder an die kleineren Braunviehschläge der Centralalpen. In Anbetracht des äuſserst konservativen Charakters der hamitischen Steppenvölker in Nordostafrika erscheint es wahrscheinlich, daſs diese nubische, buckellose Kurzhornrasse ein hohes Alter besitzt. Mehr im Süden, in der Nähe von Massaua, ist sie stark durchsetzt mit arabischem Zebublut oder wohl auch ganz verdrängt durch die in der jüngsten Zeit zahlreich eingeführten indischen Höckerrinder aus der Umgebung von Bombay.

Ein ungemein charakteristisches Gepräge besitzt das Rind der benachbarten Alpenländer von Abessinien, welches verhältnismäſsig gut bekannt ist und wiederholt lebend nach Europa gebracht wurde. Es wird als Sangarasse bezeichnet und dürfte als eine der ältesten afrikanischen Rinderformen angesehen werden, da es seit Jahrtausenden im Alpenlande von Habesch eingebürgert ist und sich bis in die Gegenwart fast unverändert forterhalten hat. Es wiederholt sich hier die auch in Europa gemachte Erfahrung, daſs Alpenländer in ihrem Rinderbestande noch konservativer sind, als die Steppenländer.

Das Sangarind ist ein schönes, wohlproportioniertes Tier von Mittelgröſse und ziemlich hoch gestellt. Werner gieht für eine abessinische Kuh des zoologischen Gartens in Berlin eine Rumpflänge von 140 cm und eine Widerristhöhe von 120 cm an; der Buckel ist spitz zulaufend und die Wamme stark entwickelt. Die Hautfarbe wechselt, indem in den tieferen Regionen Abessiniens weiſsgraue, gelbbraune, rothraune oder gefleckte Tiere gehalten werden, während in den kühleren Hochländern fast durchweg die schwarze Farbe bevorzugt wird, weil die Abessinier wohl nicht ohne Grund behaupten, diese Farbe halte am wärmsten.

Der nach dem Flotzmaule spitz zulaufende Kopf ist antilopenartig, verhältnismäſsig klein, aber mit groſsem Gehörn ausgestattet, letzteres erhebt sich über der Stirn und erscheint leierförmig. Die nach der Spitze zu dunklen Hornscheiden erlangen an der Basis einen Umfang von 30 bis 40 cm, die Länge steigt bis zu 1 m, zuweilen noch darüber. Der Rinderreichthum Abessiniens war von jeher ein groſser, die Herden bieten ein Bild, das lebhaft an unsere Alpenthäler erinnert. Der wirtschaftliche Nutzen ist sehr erheblich, trotzdem die Pflege im ganzen eine schlechte ist. Die Ochsen, Berri genannt, werden vor den Pflug gespannt, um die Felder zu bearbeiten; der Milchertrag der Kühe ist ein geringer, dagegen die Fleischnutzung eine erhebliche; das Fleisch wird roh verzehrt und liefert den Eingeborenen daher fast regelmäſsig Bandwürmer, deren abgestoſsene Glieder wiederum die in der Nähe der menschlichen Wohnungen sich aufhaltenden Rinder infizieren.

Vor einigen Jahren ist der Viehstand durch Seuchen stark vermindert worden, so daſs die Not eine allgemeine wurde und den Kaiser sogar nötigte, seine Gastfreiheit einzuschränken. Die Abessinier versuchten damals durch ausgedehnte Raubzüge nach den viehreichen Somaliländern die Lage zu bessern, mufsten aber bald davon abstehen, weil die Seuchen dort nicht minder heftig wüteten.

Mehr oder weniger abgeänderte Abkömmlinge des Sangarindes lassen sich auf weiten Gebieten verfolgen, was wiederum für das hohe Alter der Rasse spricht. Als Prototyp des erloschenen Langhornrindes im alten Ägypten reichte sie zur Pharaonenzeit bis an die Ufer des Mittelmeeres, wenn auch in einer durch Kultur umgebildeten, völlig höckerlosen Form.

Am interessantesten ist die allmähliche Ausbreitung nach Westen, wo man es auf der ostafrikanischen Inselwelt eingebürgert findet, ja die entferntesten Ausläufer sich bis an die Ufer des Atlantischen Oceans verfolgen lassen.

Zunächst erwähnt Schweinfurth das lang- und schlankhörnige Rind der Dinkastämme, welches vom Sanga abgeleitet werden dürfte. Weniger klar ist zur Zeit noch die Affinität des Buckelochsen von Sennar, welcher als kurzhörnig beschrieben wird.

Ein höchst merkwürdiges Rind erscheint in dem Zwischenseengebiete, also ganz im Herzen Afrikas, und es ist sehr zu hoffen, daſs noch möglichst vollständige Daten über dasselbe gewonnen werden, weil dessen baldiges Verschwinden bevorsteht, sobald neue Kultureinflüsse sich zu konsolidieren beginnen.

Nach der Abbildung, welche kürzlich Dr. Baumann in seinem Reisewerke geliefert hat (reproduziert Globus, Band 65, S. 387), dürfte dieses Wahumarind oder „Watussirind“ als das imposanteste aller afrikanischen Haustiere zu bezeichnen sein, und zwar weniger seiner Gröſse, als seiner geradezu kolossalen Hörner wegen. Es ist mittelgroſs, vorwiegend einfarbig kastanienbraun und besitzt ein dunkel pigmentiertes Flotzmaul. Der Höcker ist schwach entwickelt und besonders bei Kühen kaum wahrnehmbar; die Extremitäten sind feinknochig. Das mächtige Gehörn erlangt an der Basis einen Umfang von 40 bis 50 cm, wendet sich anfänglich ziemlich gerade und divergierend nach hinten und oben, während

Digitized by Google

die Enden nach rückwärts, sowie etwas nach einwärts gewendet erscheinen; der Verlauf hält also etwa die Mitte zwischen dem Sanga und jener grofshörnigen indischen Zeburasse, deren Gehörn in der Flucht der Stirnfläche nach hinten geht und manchmal ein fast geschlossenes O bildet. Die Hornlänge beträgt 1 m und darüber. Der mitgebrachte Schädel dieses merkwürdigen Tieres lag Professor L. Adametz zur Untersuchung vor und auf Grund einer genaueren osteologischen Prüfung gelangte dieser zu dem bestimmten Ergebnisse, dafs das Watussirind dem abessinischen Sangarinde nahe verwandt ist.

Dieser Befund wird gestützt durch ethnologische Ergebnisse. Es ist für die Herleitung des Watussirindes gewifs von der allergröfsten Bedeutung, dafs dessen Verbreitung überall an die Stämme der Wahuma gebunden ist; wo diese Kolonien angelegt haben, tritt auch ihr grofshörniges Rind auf. Stanley hat sich in seinem letzten Reisewerke ziemlich eingehend über die Watussi oder Wahuma verbreitet, und wenn auch manches in seinen anthropologischen Beweisführungen etwas dilettantenhaft klingt, so wird man ihm dennoch beistimmen müssen, dafs in diesen Stämmen hamosemitische Elemente und jedenfalls keine Negervölker vorliegen. Er dürfte im Rechte sein, wenn er sie aus den äthiopischen Gebirgsländern einwandern liefs und als Abkömmlinge der Abessinier betrachtet. Als äufserste Vorposten der kankasischen Rasse führen die viehzuchttreibenden Wahuma zwischen den ackerbautreibenden Negervölkern ein Hirtenleben und suchen nach und nach die Herrschaft an sich zu ziehen. Das von ihnen gehaltene grofshörnige Rind kommt besonders auf dem Hochplateau zwischen dem Tanganyikasee und dem Albertsee, in Urundi, Ruanda und Mpororo vor, reicht im Süden bis Ujiji und findet sich nach Stuhlmann am Süd- und Westufer des Albert-Eduardsees. Nach Stanley wird es auch in den Grassteppen im Westen des Albertsees gehalten, wenigstens hat er es bei Kavalli beobachtet.

Nach den Angaben von Baumann ist das Watussirich im Rückgange begriffen. Da es wirtschaftlich nicht gerade hervorragend ist und den Seuchen gegenüber geringe Widerstandskraft gezeigt hat, wird es vielfach von dem ostafrikanischen kurzhörnigen Buckelrinde verdrängt. Im Norden von Viktoria Nyanza kreuzt man es mit dem Buckelrinde, es soll jedoch wenig Durchschlagskraft besitzen.

Ein durch sein Gehörn nicht minder auffallendes Rind begegnet uns wieder in den wasserarmen Steppengebieten von Südwestafrika. Es leistet dort als Zugtier und Reittier höchst wertvolle Dienste und erinnert in manchen Dingen an die altägyptische Langhornrasse.

Die südwestafrikanischen Zugochsen haben häufig ein breitausgelegtes Gehörn, dessen Spitzen nach Pechuel-Lösche zuweilen 2 m und noch darüber voneinander entfernt sind. Einer Abbildung, welche Hans Schinz lieferte, entnehme ich, dafs der Höcker fehlt, das Gehörn in weitem Bogen sich nach aufsen und oben wendet, die Spitze nach aussen umgelogen ist, so dafs der Sangacharakter sich unschwer erkennen läfst.

Auf welchen Wegen gelangte dieses Seitenstück des Langhorn nach Südwestafrika?

Die Vermutung liegt nahe, dafs die Heimat in der Nähe des Tanganyikasees zu suchen und das Watussirind sein Prototyp sein dürfte.

Es ist sehr bezeichnend, dafs nach den vorliegenden Angaben die Hottentottenstämme die Rasse als importiert bezeichnen; ihren Angaben zufolge ist sie von den Betschuanen zu ihnen gelangt; letztere erscheinen heute allerdings in ihren Wohnsitzen ziemlich weit nach Süden vorgeschoben, allein ihre geschichtlichen Überlieferungen behaupten, dafs sie von Norden her eingewandert seien. Dies klingt durchaus wahrscheinlich, denn Afrika war von jeher der Schauplatz gewaltiger Migrationen, ein Volk hat das andere gleichsam vor sich hergeschoben; wir sehen ja noch in der Gegenwart, wie die Gallavölker, deren Spuren am Golf von Aden heute noch sichtbar sind, immer mehr landeinwärts gedrängt werden.

Das Watussirind kann also durch die Betschuanen aus dem Zwischenseengebiete nach Südwestafrika verbreitet und dort ungezüchtet worden sein.

Im Gebiete der Herero hat Pechuel-Lösche, wenn auch als ziemliche Seltenheit, das schlapphörnige Rind vorgefunden, welches indessen keine besondere Rasse bildet, sondern von ganz normalen Eltern abstammt. Ein Reitochse besafs lange, hängende Hörner, die bei jeder Kopfbewegung umherschlenkerten und vorwärts über das Maul, rückwärts über den Hals gelegt werden konnten; nach dem Ton heim Anklopfen zu urteilen, waren diese Hörner vollständig hohl. Dieses Schlapphornrind tritt als und zu bei den Zebrassen auf, schon Aristoteles erwähnt dessen Vorkommen bei den Rindern Phrygiens und ich werde weiter unten auf Grund meiner eigenen Beobachtungen darlegen, dafs es im äufsersten Osten Afrikas ungemein häufig auftritt.

Ganz im Süden, in der Kapkolonie, tritt das Zeburind zurück, es ist dort durch das importierte europäische Hausrind verdrängt worden.

An der Ostküste und in den zugehörigen Hinterländern scheint der kurzhörnige Buckelochse allgemein verbreitet zu sein und verdrängt im Seengebiete das Wahumarind. Er wird mit dem indischen Zebu identifiziert und bei den vielfachen Beziehungen, welche die Ostküste mit Indien naturhalt, ist es nicht unwahrscheinlich, dafs indische Zebu in neuerer Zeit dort eingeführt worden sind. Östlich vom Massaigebiete bis zum Rudolfsee scheint eine kurzhörnige und höckerlose Form vorzukommen, wenigstens deuten die in dem Teleki'schen Reisewerke enthaltenen Abbildungen darauf hin; doch fehlt eine genaue Beschreibung und aus dem Werke ist nicht mit Bestimmtheit zu entnehmen, inwieweit der Künstler sich an die Natur angelehnt hat.

Nicht ohne Interesse erscheint die gegenüberliegende Inselwelt, wo die weidereiche Insel Madagaskar zahllose Rinder ernährt und namentlich die intelligente Howabevölkerung durch Viehzucht zu einem gewissen Wohlstande gelangt ist.

Das Madagassenrind ist mittelgrofs, von braunroter, gescheckter oder dunkler Haarfarbe; der Höcker ist stark entwickelt, der Körper in den Beinen etwas tief gestellt, sonst stimmt die Form und namentlich Schädel und Gehörn so sehr mit dem Sangarinde überein, dafs eine Ableitung von diesem ziemlich sicher ist.

Es ist kaum anzunehmen, dafs die malaiischen Howa bei ihrer Einwanderung zahme Rinder mit sich brachten, letztere vielmehr durch die Negerstämme, welche namentlich den Westen und Norden bevölkern, von der ostafrikanischen Küste importiert wurden. Die Massareneninseln besitzen wenig Vieh, ihren Bedarf beziehen sie regelmäfsig von Madagaskar, wo besonders Tamatave und Vohemar als Hauptbäfen für die Verladung dienen.

Einer besonderen Erwähnung verdient das Somalirind, das bisher so gut wie unbekannt geblieben ist, denn die wenigen Angaben, die wir darüber besitzen, sind nicht ganz zutreffend.

Das in den indischen Ocean vorspringende Osthorn Afrikas, die Somalihalbinsel, läfst an den Küsten nur

Digitized by Google

trostlose, sandige und daher vegetationsarme Striche erkennen. Anders dagegen im Innern, wo ausgedehnte Weidegebiete vorkommen und unmittelbar nach der Regenzeit recht üppige Gras- und Buschvegetation dem Boden entsprießt.

Die beiden nächstigen Ströme Webi und Djuba sind mit reicher Tropenvegetation umsäumt und unterhalten auch während der Regenzeit einen stellenweise recht breiten Wiesengürtel, der sein Grün nie verliert. Die Bedingungen für einen starken Viehstand sind also günstig und manche Thalschaften zählen Rinder und Kamele zu Tausenden. An den größeren Wasserplätzen der im Sommer meist ausgetrockneten Flüsse (Tug), wo tiefe Brunnen gegraben werden, spielen sich die gleichen belebten Scenen ab, wie am oberen Nil, das Drängen und Stoßen der zur Tränke hergeführten Kühe dauert oft den ganzen Tag hindurch.

Die Rinderherden bilden die Grundlage für die Existenz der nicht ansässig gewordenen Somali, sie liefern diesen als unentbehrliche Dinge Milch, Fleisch und Häute; letztere werden mannigfach im Haushalte verwendet oder an die Küste zum Verkaufe gebracht.

Das Melkgeschäft ist Sache der Männer, während die Butterbereitung den Frauen obliegt. Wirtschaftlich ist das Somalirind den besten Viehschlägen Afrikas beizuzählen, die Milchproduktion der Kühe ist ergiebiger, als beim Sanga der Abessinier, die Milch fettreich und sehr schmackhaft. Es kommt bei Zebukühen bekanntlich häufig vor, daß sie ihre Milch nicht ablassen wollen, und dann pflegt man im Innern Afrikas fast überall die Hinterbeine festzuhalten und das Kalb vorzuführen, um zum Ziele zu gelangen. Die Somali haben eine andere Methode, die mich etwas überraschte, als ich sie zum erstenmale anwenden sah: ein Mann hält nämlich den Kopf, ein zweiter den Schwanz des Tieres, der auf die Seite gezogen wird; ein dritter beginnt alsdann mit der ganzen Kraft seiner Lungen den After anzublasen und sofort giebt die Kuh in vollem Strahle die Milch her. Nach Erkundigungen, die ich seither einzog, wird diese Methode auch im östlichen Frankreich ab und zu praktiziert.

Im nördlichen Ogadeen konnte ich auch eine Art Alpfahrten beobachten, in dem die Männer unter Zurücklassung der Frauen und Kinder mit ihrer ganzen Viehhabe an Rindern und Kamelen aus den Thalschaften in die weidereichen Berge ziehen und dort viele Wochen zubringen.

In der Größe, sowie auch in den Proportionen stimmt das Somalirind mit demjenigen Abessiniens überein, ist dagegen im Gehörn und in der Konfiguration des Hinterkopfes total verschieden.

Der Somali züchtet stets auf ganz kurzes oder ganz fehlendes Gehörn, wodurch dann die Stirnfläche sehr breit erscheint und hinten sich in einen hohen, meist zapfenartigen Stirnwulst erhebt.

Eine Hornlänge von 20 cm kann schon als ziemlich groß bezeichnet werden, ich maß für gewöhnlich bei horntragenden Tieren nur 7 bis 10 cm, aber ebenso häufig sind ganz hornlose Rinder. Die graugrünen Hornscheiden bleiben dabei doch ziemlich dick und haben die Neigung, sich an ihrer Oberfläche auszufasern. Im südlichen Ogadeen und am Webiflusse sah ich das schlapphörnige Rind sehr zahlreich; die kurzen und schlanken Hörner baumeln an den Seiten des Kopfes hin und her und lassen sich leicht verschieben, obschon den Tieren die Berührung unangenehm ist; am leichtesten gelangen die Schlapphornrinder zur Beobachtung, wenn sie zur Tränke geführt werden. Schädel, die ich von solchen Formen zu untersuchen Gelegenheit hatte, zeigten eine gänzliche Verkümmerung der Stirnzapfen, an ihrer Stelle liefs sich nur eine kreisförmige rauhe Fläche nachweisen.

Die ursprüngliche Richtung des Gehörns stimmt sehr mit unserem Braunvieh überein, es wendet sich von der Basis nach außen und oben, Shorthornformen lassen nur gerade nach außen gerichtete Zapfen erkennen.

Der Höcker ist nicht übermäßig groß, dagegen die Wamme gut entwickelt.

Die Farbe ist grauweiß, gelbbraun, häufig auch gefleckt, wobei die Ränder der Flecken nicht sehr scharf sind; schwarze Rinder sieht man selten, sie gelten bei den abergläubischen Somali als unheilbringend.

Wahrscheinlich dehnt sich diese Rasse auch über die Gallagebiete des oberen Djuba aus, worüber die Berichte der letzten italienischen Expeditionen wohl Aufschluß geben dürften, ja vielleicht reichen die westlichen Ausläufer bis zu den äquatorialen Seen. Ich schließe dies aus einer Bemerkung von Stanley, wonach die Mehrzahl der Rinder in Unjoro einer ganz hornlosen Rasse angehören, gleichzeitig ist der Buckel derselben ganz eingebüßt worden.

Bezüglich der Abstammung des Somalirindes dürfte in erster Linie an das abessinische Sangarind gedacht werden. Die von mir untersuchten Schädel zeigen zwar im einzelnen so weitgehende Unterschiede, daß die Ähnlichkeit nicht immer hervortritt, am meisten stimmen die hornlosen Schädel und Schlapprindschädel mit dem Sanga überein.

Der Somali, dessen semitische Züge unverkennbar sind, ist von allen Hamosemiten Afrikas der späteste Ankömmling, beispielsweise hatte er die Territorien im südlichen Ogadeen erst vor etwa 150 Jahren erobert. Darf man den vorhandenen Volkstraditionen einigen Glauben beimessen, so erschien er arm und mit leeren Händen in Afrika. Möglicherweise hat er das Rind bei den von ihm verdrängten Galla vorgefunden und es übernommen, vielleicht aber auch aus dem Sanga umgezüchtet. Eine Beantwortung dieser Frage wird sich erst dann geben lassen, wenn wir das Rind der Galla des oberen Djuba besser kennen lernen.

Noch erübrigt uns, einen Blick auf den Westen zu werfen und den uns räumlich am nächsten gelegenen Rinderbestand Nordafrikas zu charakterisieren.

In dem Westsudan werden nach Clapperton und Hamilton Smith Backelrinder von weißlicher oder grauer Farbe gehalten, und diese Rasse dürfte dem Ostsudan entstammen. Das Gehörn wird als fein und deutlich gefasert bezeichnet, es ist nach der Seite und abwärts gerichtet. Weitere Untersuchungen sind indessen notwendig, um über die Affinitäten der Rasse aburteilen zu können.

Weit besser untersucht ist das algerische Rind, das sich über den Nordrand Afrikas, d. h. über Tunis, Algerien und Marokko verbreitet hat. Nach Rütimeyer ist das Rind auffallend klein und zartgebaut, höckerlos und kurzhaarig. Die Hörner sind kurz und oft stark nach oben gekrümmt. Die Farbe ist auf dem Rücken und Becken gewöhnlich grau, geht aber am Thorax, den vorderen Extremitäten und am Kopfe in ein rußiges Schwarz über. Wenn auch Zebublut unverkennbar ist, so erscheint andererseits die Annäherung an unser europäisches Braunvieh recht deutlich, ja der genannte Autor hat am Schädel des algerischen Rindes die typischen Merkmale der Brachycerosrasse festgestellt. Man wird ihm wohl unbedenklich zustimmen, wenn er ein hohes Alter für die nordafrikanische Rasse annimmt; ihre Ähnlichkeit mit dem kleinen Rinde der Steppen Nubiens drängt sich unwillkürlich auf, so daß ein histo-

Digitized by Google

rischer Zusammenhang nahe gelegt wird. Der Weg von Nubien nilabwärts war kein allzu schwieriger, er ist vermutlich schon zur Pharaonenzeit wiederholt eingeschlagen worden, von Unterägypten erfolgte daher die Verbreitung über den ganzen Nordrand. Für uns hat diese nordafrikanische Rasse ein ganz besonderes Interesse, denn es spricht so vieles dafür, dafs sie vor den Gestaden des Mittelmeeres nicht Halt machte, sondern schon in prähistorischer Zeit ihren Weg nach Europa fand und hier als das schmächtige, feinköpfige Torfrind der Pfahlbauer sich einbürgerte; es ist seither nicht verloren gegangen, sondern hat sich in dem Braunvieh der Alpen, dem Mooskinde und dem Illyrischen Rinde, nur wenig verändert, forterhalten.

Während wir für das schwere Primigeniusvieh Europas nuumehr als gesicherten Stammvater den erloschenen Ur ansehen müssen, ist es bekanntlich für das Brachycerosrind bis heute nicht gelungen, weder in Europa noch in Afrika die zugehörige Wildform aufzufinden, es erscheint auf einmal als scharf ausgesprochene Rasse in Europa, die Herkunft weist auf den Süden hin.

Ich hege die Überzeugung, dafs diese Frage nur auf afrikanischem Boden erledigt werden kann und bin dort dem Gegenstande seit Jahren nachgegangen. Immer mehr drängt sich mir die Überzeugung auf, dafs wir es überhaupt aufgeben müssen, in Europa oder Afrika nach einer besonderen Wildform zu suchen, sondern unsere Braunviehschläge zunächst auf das afrikanische Zebu zurückzuführen haben. Die Umbildungsfähigkeit desselben ist eine ganz erstaunliche, neben Zwergformen giebt es ganz gewaltige Tiere, es ist bald buckellos, bald höckertragend; das Gehörn schwankt sowohl in Gröfse als Verlauf zwischen den weitesten Extremen, es beherrschen hauptsächlich in der Niederung, wie in der Steppe oder im Gebirge.

Verhältnismäfsig am konstantesten sind gewisse Verhältnisse in den Extremitäten und namentlich im Schädel. Für mich ist entscheidend, dafs in dem seit Jahrtausenden dem Verkehre entrückten äufsersten Osten Afrikas das Rind in der Bezahnung und in den Schädelmafsen, die ich an anderer Stelle demnächst veröffentlichen werde, im einzelnen eine so grofse Übereinstimmung mit dem europäischen Braunvieh zeigt, dafs ein verwandtschaftlicher Zusammenhang fast unabweislich ist.

Rechnen wir hinzu, dafs das Torfschwein ebenfalls importiert war und bereits in prähistorischer Zeit seinen Weg von Asien nach Europa fand, so klingt es wohl nicht überraschend, wenn man im Braunvieh ein durch natürliche Zuchtung stark umgebildetes Zebu erblickt, das bekanntlich in letzter Instanz eine südasiatische Urheimat besitzt.

Catats Reisen im nördlichen Madagaskar.

I.

Der bekannte Erforscher Madagaskars, Louis Catat, hatte von Anfang August bis Mitte November 1889 von Antananarivo aus eine Rundreise durch das nördliche Madagaskar unternommen, über die bisher nur kurze Mitteilungen erschienen waren. Erst jetzt hat er in dem Tour du Monde (1894, Lieferungen 1743 bis 1746) eine ausführlichere Darstellung veröffentlicht, die trotz der Kürze der Reise manches Neue enthält[1]). Catat zog von Antananarivo zunächst nach Norden, nach Didy, von dort etwas südlich vom 18. Parallel an die Ostküste, wo er von Tamatave bis Mandanara nach Norden ging. Bis hierhin hatte ihn Maistre begleitet, der aber, von der Malaria befallen, von hier zu Schiff nach Tamatave zurückkehrte, um, notdürftig wiederhergestellt, sich sofort der Erforschung des Mangorothales zu widmen, nach deren Beendigung er in der Hauptstadt wieder mit Catat zusammentraf. Dieser hatte indessen in der Gegend des 16. Parallels die Insel zwischen Mandanara und Majunga durchquert und war dann von Marovoay an der Westküste ebenfalls nach Antananarivo zurückgekehrt.

Wir wollen nun Catat auf seiner Wanderung begleiten, die zunächst von der Hauptstadt aus nordwärts gerichtet war.

Über die Siedelung Ambatomena, wo den Reisenden zwei sorgfältig erbaute Grabmäler auffielen (Fig. 1), ging es zunächst noch im Stromgebiete des nach Westen abfliefsenden Betsiboka vorwärts; bald aber wurde dieses nach Überschreiten der Wasserscheide mit dem des Mangoro vertauscht, wobei der innere Streifen des hier in zwei Zonen gespaltenen Urwaldgürtels in der Nähe des 18. Breitengrades überschritten wurde.

Das Aussehen der Gegend war hier sehr unruhig; schmale Hügel waren durch tiefe Thäler getrennt und die letzteren teilweise mit einem schlammigen, übelriechenden Boden behaftet, in dem die Reisenden bis zur halben Körperlänge einsanken. Der sumpfige Charakter der Gegend wurde immer ausgeprägter; an dem östlichen Abhange eines Thales fand man ein ausgedehntes Bereich von Sümpfen, das Quellgebiet des Ivondrona, das sich zur Regenzeit unter der Form eines wirklichen Sees darstellt. Schliefslich wurde das Wasser, dessen fauliger Geruch sich mit den Ausdünstungen zahlreicher Krokodile verband, so tief, dafs man es nur noch in Kähnen passieren konnte, die die Expedition nach Didy brachten.

Die Bevölkerung dieses Gebietes wird von dem Stamme der Bezanozano gebildet, der mit den ihnen an der Küste vorgelagerten Betsimisaraka verwandt ist. Mischungen mit andern Stämmen sind, wie überall auf der Insel, häufig. Die Typen, von denen eine Anzahl in Fig. 2 wiedergegeben sind, erinnerten Catat mit ihren melanesischen Anklängen, zum Teil geradezu an die Bewohner der Neuen Hebriden oder Neu-Caledoniens. Eine eigentümliche Art von Erinnerungszeichen, die übrigens bei den Betsimisaraka und anderen Stämmen wiederkehren, bilden bei ihnen die sogenannten Tsikafara (Fig. 3), roh bearbeitete Stangen, auf die, noch dampfend vom Blut der eben geschlachteten Tiere, eine Anzahl Ochsenschädel in der Richtung nach Osten, wo nach dem Volksglauben die Seelen der Abgeschiedenen weilen, aufgestellt werden. Diese Tsikafara dienen als Erinnerungszeichen an erfüllte Gelübde oder an merkwürdige Ereignisse, oder sie sollen, um Gräber gepflanzt, den Reichtum des Verstorbenen verkünden.

Unmittelbar hinter Didy begann der schwierigste Teil der Reise, die Durchquerung des äufseren Urwaldstreifens. Es ist der echte tropische immergrüne Urwald, den Catat hier durchzog, mit seinem dichten Dache, das nur selten einen Lichtstrahl auf den Boden dringen läfst, mit seiner nur selten von kleinen Lichtungen unterbrochenen Geschlossenheit — nur einmal fand die Expedition eine Lichtung, die auf 100 m Entfernung einen

[1]) Der Beginn dieser Reise ist im Globus, Bd. 65, S. 375 ff. mitgeteilt worden.

Digitized by Google

freien Blick gestattete —, mit seiner Armut an Unterholz und an Tierleben auf dem Boden und seiner selten durch Tierlaute gestörten Stille. Die Existenz eines so ausgeprägten Urwaldes erklärt sich aus dem Reichtum an Niederschlägen, der bekanntlich die Ostseite der Insel vor der Westseite auszeichnet. Während auf der centralen Hochfläche und an der Westküste das Jahr in eine kürzere Regen- und eine längere Trockenzeit zerfällt, ist die letztere auf der Ostseite der Insel teils verkürzt, teils fällt sie ganz fort. Nach den mehrjährigen Aufzeichnungen eines in Mananara an der Ostküste ansässigen Europäers zählt dort das Jahr durchschnittlich 298 Regentage. In der Waldzone soll es sogar fast immer regnen, nur im August und September sollen dort heitere Tage

des Urwaldes wurde der Rest der Reise nach Tamatave zu Boot auf den Wässern des Ivondro zurückgelegt. Von dort ging es an der Küste nordwärts nach Mananara.

Die Küste zwischen Tamatave und Mananara zerfällt in zwei Abschnitte, deren Grenze etwa bei dem Hafen Titingue, dem nördlichen Ende der Marieninsel gegenüber, zwischen Point à Larée und Kap Bellones liegt. Im südlichen Abschnitte finden wir eine ausgeprägte Flachküste mit durchgängiger Lagunenbildung. Abgesehen von dem schmalen, durchschnittlich etwa 100 m breiten Strande zwischen der Lagune und dem Meere, giebt es freilich auch hier wenig flaches Land: der waldbedeckte Aufstieg zu dem höher gelegenen Binnenlande

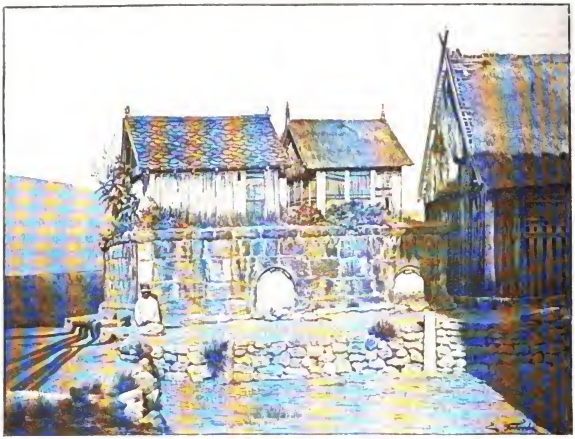


Fig. 1. Antimerina Gräber in Ambatomena.

vorkommen. Thatsächlich hatte Catat, der auf seiner ganzen Route von der Residenz bis zur Küste fortwährendes Regenwetter hatte, besonders im Urwalde unter einem ununterbrocheneu, feinen, nebelartigen, alles durchdringenden Regen zu leiden. Dieser machte den mit verwesendem Laube bedeckten Boden so glatt, dafs häufig einzelne Träger ausglitten und beim Fallen sich die Haut an den stacheligen Büschen zerrissen. Besonders schwer war unter diesen Umständen das Übersteigen gröfserer Höhen. Am Abend im Lager machte die Feuerbereitung grofse Mühe, denn die mitgeführten Zündhölzer waren von der eingedrungenen Nässe unbrauchbar gemacht und alles Brennmaterial triefte von Feuchtigkeit. Dazu kam noch, dafs der Expedition, die bei ihrer viertägigen Durchquerung des Urwaldes unerwarteter Weise keine Siedelung antraf, die Nahrungsmittel ausgingen, die Träger daher zuletzt Hunger litten. Nach dem Verlassen

taucht zwar am Horizonte erst in ziemlicher Entfernung auf; aber auch das Vorland trägt einen durchaus hügeligen Charakter bis in die Nähe der Lagunen. Der Gegensatz zwischen dem Binneu- und dem Vorlande prägt sich auch in der Vegetation aus: der Rand des ersteren ist mit Urwald, der Boden des letzteren, abgesehen von sumpfigen Stellen und zahlreichen Lichtungeu, mit einem dichten, au stacheligen Pflanzen reichen und darum schlecht zu passierenden Buschwalde bestanden. Die Expedition zog den letzteren durchweg dem sandigen Strandwege zwischen der Lagune und dem Meere vor, war aber dabei zu häufigen Überfahrten an den Kommunikationsstellen zwischen beiden genötigt. — Nördlich von der genannten Grenze dagegen verschwindet das Vorland völlig, und der Steilabfall des Binnenlandes mit seinem Urwalde tritt unmittelbar an das Meer heran.

Digitized by Google

Fig. 2. Bezanozano-Typen. Nach Photographien.

Digitized by Google

Der wichtigste Ort an dieser Küstenstrecke ist nächst Tamatave, das Catat in einer aufsteigenden Entwickelung traf, Fenoarivo, eine Siedelung von über 200 Hütten. Daneben kommt noch Foulepointe in Betracht, ein Ort mit 200 Hütten, der aber an dem Mangel eines guten Hafens leidet.

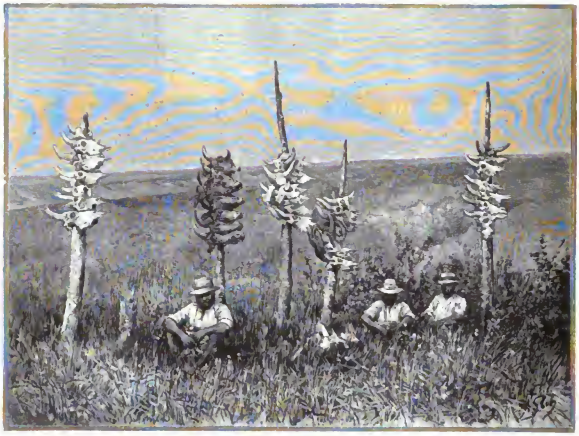


Fig. 3. Ein „Tsikafara".

Die Bevölkerung dieses Gebietes gehört zu den Betsimisiraka. Von der heute bei den Madagassen selten gewordenen Kunst des Tättowierens sah Catat auch bei ihnen nur noch vereinzelte Proben. Wie bei den meisten Inselbewohnern, stehen auch bei ihnen die Lemuren in grofsem Ansehen, besonders eine Art, die in ihrer Sprache Babakoto, d. h. Vater des Koto, genannt wird. Als Grund für die Verehrung dieses Tieres geben sie folgende Sage an: Ihr Stammvater Koto hatte sich auf der Suche nach Honig einst unrettbar verstiegen, als ihm einer jener Lemuren erschien und ihm einen Rückweg zeigte. Aus Dankbarkeit wurde der Affe Babakoto getauft. Eine andere Sage über den Ursprung der Betsimisiraka haben die Hova in ihrem Bestreben, die Kluft zwischen sich und den übrigen Madagassen möglichst tief zu machen, erfunden. Als der Weltschöpfer Madagaskar mit den Hova bevölkert hatte, wollten diese des mühseligen Absteiges wegen auf das Innere der Insel beschränkt bleiben und baten die Gottheit um eine andere Bevölkerung für die Küste. Diese, mit der Schöpfung

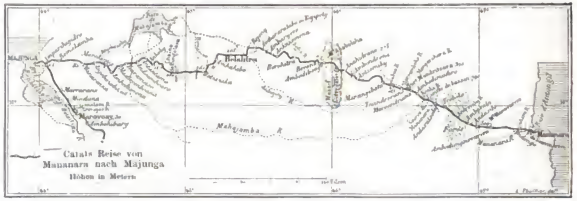


Fig. 4.

Digitized by Google

bereits zu Ende, nahm einen Affen, schnitt ihm den Schwanz ab und machte ihn zum Küstenbewohner.

Von Mananara zog Catat nach Majunga an der Westküste. Die eingeschaltete Routenskizze dieser Durchquerung (Fig. 4) erläutert besonders schön die Höhenverhältnisse: Das centrale Plateau erreicht in seinem höchsten Punkte nur noch die Höhe von 790 m, und beginnt sie im Gegensatz zu den sonstigen oben beschriebenen Verhältnissen hier erst ziemlich weit im Innern und besitzt nur eine geringe Breite, beides eine Folge früherer Rodungen. Auch ist der Wald lichter

Fig. 5. Das Dorf Ambohimena östlich von Majunga (Typus der Bauart).

und sein Boden ebener als weiter im Süden, an der Stelle der ersten Durchquerung. Mit seiner geringen Breite hängt es zusammen, dafs der Urwald hier die Wasser-

Fig. 6. Madagaskarpalmen (Hyphaene madagascariensis).

dieser Punkt, der auf der Linie der Wasserscheide dicht bei der Quelle des Mananara liegt, ist weit nach Osten gerückt, so dafs der Aufstieg von dort, der in einer einzigen Terrasse erfolgt, ebenso steil ist, wie sich nach Westen das Plateau allmählich senkt (Fig. 5).

Die gefürchtete Waldzone erwies sich hier als ziemlich harmlos. Abgesehen von einzelnen Vorläufern, scheide nicht, wie es weiter südlich bei seinem inneren Streifen der Fall ist, in sich enthält, sondern bereits am östlichen Abhange des centralen Plateaus vor dem Erreichen der höchsten Höhe sein Ende findet.

Westlich reihte sich an den Urwald zunächst ein Übergangsgebiet zwischen Wald- und Grasland, dessen viele Rodungen die Existenz eines ehemaligen Urwaldes

Digitized by Google

auf diesem Boden wahrscheinlich machten. Nahe bei Mandritsara begann reines Grasland, das jedoch bald einem lichten Savannenwalde Platz macht. Einen charakteristischen Baum dieser Zone zeigt uns die Abbildung (Fig. 6), die den lichten Charakter dieses Waldes deutlich erkennen läßt: wir sehen hier die Hyphaene madagascariensis abgebildet, eine fächerblättrige Palme, zur Unterordnung der Borassinen gehörig. Auch die vielbenutzte fächerblättrige Rofiapalme (Raphia Ruffia) bildet einen ebenso wichtigen wie häufigen Bestandteil des Waldes. In der Nähe größerer Wasseransammlungen entfaltet die Waldbildung naturgemäß eine stärkere Kraft: in dem breiten Thale des Mahajumba sah Catat die Bäume sich

Die Bodenform erwies sich durchweg wellenförmig vermöge einer Häufung kleinerer oder größerer Hügel; nur westlich von Mandritsara trat eine kurze Strecke die Hügelbildung so weit zurück, daß der Boden ziemlich eben erscheint (Fig 7).

Der eben genannte Ort Mandritsara ist der bedeutendste auf dem ganzen Wege; er zählt nach Catat 250 Hütten mit 1000 bis 1200 Bewohnern. Von diesen wohnen die Betsimisaraka und die Sakalaven in niedrigen Hütten, die aus Schilf und dem Holze der Rofiapalme hergestellt sind, die Hova in höheren Behausungen aus Erde und rohen Backsteinen. In der Mitte des Ortes erhebt sich ein Kastell der Hova, umgeben von einer

Fig. 7. Mandritsara von Westen gesehen.

näher rücken, ihre Belaubung dichter werden und das Unterholz an Menge zunehmen. Dieselbe stärkere Entfaltung des Waldes beobachtete Catat auch in der Nähe Majungas an der Küste, der hier eine große Anzahl kleiner kreisförmiger Seen eigentümlich sind, die mit einem Kranze von grüner Vegetation umgeben sind, aber zur Trockenzeit völlig verdunsten.

Catat durchzog die Gegend zur Trockenzeit, und die Trockenheit war in dem lichten Savannenwalde so groß, daß die Expedition, die früher im Urwalde Hunger gelitten hatte, jetzt den viel größeren Qualen des Durstes ausgesetzt war, die durch die hohe Temperatur (35° C. im Schatten) noch erhöht wurden. Zwischen Ambondra und Belalitra gab es zwei Tage nichts zu trinken; zwei Leute starben dabei, weil sie aus Durst heimlich Catats Rumvorrat ausgetrunken hatten.

viereckigen Wand aus 3 bis 4 m hohen Pfählen, die an ihren Ecken noch durch hölzerne Türme verstärkt ist. Im Inneren befinden sich die Wohnungen der Soldaten, und in einem zweiten inneren Viereck die Regierungsgebäude. Neben Mandritsara kommt noch die Siedelung Belalitra in Betracht, die von einer weiten Umwallung aus Stämmen der oben erwähnten Hyphaene umgeben ist. Ihr Innenraum ist für die ständige Bevölkerung zwar viel zu groß, nimmt aber zeitweilig viele Flüchtlinge mit ihren Herden auf, die hier Schutz vor Viehräubern suchen.

Spuren solcher Viehräuber traf Catat auf der ganzen Strecke von Mandritsara an. Sie setzen sich aus freien Sakalaven, entlaufenen Sklaven und desertierten Hovasoldaten zusammen und machen in der trockenen Jahreszeit das ganze Land unsicher.

Digitized by Google

Trapezuntische Tanzlieder.

Ein Beitrag zur Kenntnis der neugriechischen Volksdichtung[1]).

Von Kannenberg, Pr.-Lt. im Thür. Feld-Art.-Regt. Nr. 19.

Die „Trapezuntischen Tanzlieder“ (*Τραγούδια, χορού*), von denen ich hier eine kleine Sammlung folgen lassen will, sind solche, wie sie in Trapezunt zum Tikintanz (*Τζάκιν*) gesungen werden.

Der Tikin ist ein Reigentanz mit Rundgesang. Er erfreut sich bei der tanzlustigen griechischen Jugend Trapezunts einer außerordentlichen Beliebtheit und darf bei keiner größeren Geselligkeit fehlen. In der Mitte des Tanzplatzes steht der Kemanedschí (Geigenspieler) und spielt auf seiner Kemáne zum Tanze auf. Um ihn herum bilden Tänzer und Tänzerinnen, sich anfassend, in bunter Reihe einen Kreis und tanzen, im rhythmischen Schritt zum Takte der Kemáne sich bewegend, um ihn den Reigen. Während des Tanzes werden von Tänzern und Tänzerinnen abwechselnd Verse gesungen, die mit ihren Anspielungen und Neckereien nicht wenig zur Erhöhung der allgemeinen Fröhlichkeit beitragen. Noch ausgelassener wird die Stimmung, wenn der Mastix die Runde macht. Wie ein geschickter Jongleur läßt dann mitunter der Kemanedschí, im Tanzschritt spielend, die volle Mastixflasche auf dem Kopfe balancieren, ohne daß ein Tropfen verschüttet wird. Um besonders schöne und reiche Tänzerinnen und Tänzer zu ehren, kniet der Kemanedschí, selber einen Vers singend, vor ihnen nieder, und diese drücken ihm dann ein Geldstück auf die Stirn. Der Kemanedschí bleibt knieen, bis der Reigen einmal herum ist, und verneigt sich dann mit der Stirne bis zur Erde vor dem Geber.

Die Kemáne[2]) (das Kemangeh, die Kementsche) ist insofern kulturgeschichtlich hochinteressant, als sich in ihr die primitivste Art der Geige in fast ursprünglicher Gestalt erhalten hat. Dieses Instrument ist eine Erfindung der Araber oder Perser und verbreitete sich von diesen zunächst unter den zum Mohammedanismus bekehrten oder mit ihm in Berührung kommenden Völkern, wie den Griechen in Kleinasien; später, nach den Kreuzzügen, wurde es auch im Abendlande bekannt und dort mit Verwertung einheimischer Instrumente (der germanischen Fiedel und Radleier und des keltischen Crwth, sprich Kruth), besonders durch italienische und deutsche Meister zu seiner schließlichen hohen Stufe der Vollkommenheit gebracht.

Die Tikinlieder sind ihrer Entstehung und ihrem ganzen Wesen nach echte Volkslieder. Jeder Tänzer sucht natürlich etwas darin, durch neue und selbstgemachte Verse zu glänzen, die, wenn sie gefallen, von den Andern nachgesungen und — mit Abänderungen vielleicht; jeder dichtet daran mit — in den Schatz der schon vorhandenen Lieder aufgenommen werden. So hat sich nach und nach, wenn man so sagen darf, ein eiserner Bestand gebildet, der sich von Mund zu Mund, von Generation zu Generation fortpflanzt, und auf den immer wieder zurückgegriffen wird. Liebe bildet natürlich den Hauptinhalt der kleinen Liedchen, die von einem Zuge frischer, natürlicher Sinnlichkeit durchweht sind; doch fällt nebenbei auch manches Streiflicht auf die einheimischen Sitten und Gebräuche, auf Leben und Treiben, Dichten und Trachten und Anschauungen der Bewohner.

Die Sprache zeigt manche dialektische Eigentümlichkeiten und weist eine nicht geringe Anzahl türkischer Fremdwörter auf. Zu meiner früheren Bemerkung (Bd. 65, Nr. 12 des Globus) über den Rückgang des Griechischen in Kleinasien gegenüber dem Türkischen, muß ich jedoch hinzufügen, daß sich neuerdings eine starke Reaktion hiergegen geltend gemacht hat, der von der türkischen Regierung in liberaler Weise kein Hindernis in den Weg gelegt wird. In vielen pontischen Städten erstehen griechische Schulen, und die junge Generation spricht wieder ihre Muttersprache, die Vater und Mutter nicht verstehen.

Ich lasse jetzt eine Anzahl Tikinlieder in ungezwungener Reihe folgen. Die Tikinverse sind gereimte Zweizeilen (Distichen) in siebenfüßigen Jamben nach dem jetzt allgemein herrschenden Versmaß der neugriechischen Dichtung (sogen. politische Verse[3]):

$$\cup\,\overset{\cdot}{\smile}\,\cup\,\overset{\cdot}{-},\ \cup\,\overset{\cdot}{\smile}\,\cup\,\overset{\cdot}{-}\ \|\ \cup\,\overset{\cdot}{\smile}\,\cup\,\overset{\cdot}{\smile}\,\cup\,\overset{\cdot}{\smile}\,\cup.$$

1. *Σι[1]) Τραπεζούντος το πανώρ αδιαί[2]) κελά πουλούτε,*
Κοι άγκαθο τα κόψουσι, νά λιν[2]) κοι νά γελούτε.
Si Trápesuntos tó basar siliá kalá putúne,
Ke ágapo ta kórsaes, na lén ke na se jelúne.
Am Markt von Trapezunt verkauft man viele schöne Sachen,
Und bei den Mädchen hab' ich's gern, daß sie lustig sind und lachen.

1) *Εἰς.* 2) *χάλαι.* 3) *λέγουν.*

2. *Σξι[1]) παϊ' ἐλήγα τ'ζιμάδι μερίες τραγωδίες[2]),*
Νά κάθωμαι κοι λέγω τα κοι κάτε τέχ κυρίε σ'[3]).
Sin pá' epiga k'ématha myrias tragudhias,
Na káthume ke légo ta ke kéo tin kardhia s'.
Zur Stadt kam ich und lernte da viel' schöne Lieder kennen,
Nun sitz' ich hier und sag' sie dir, dein Herzchen zu verbrennen.

1) *εἰς τήν.* 2) *τραγωδίας,* Tikinlieder. 3) *σοῦ.*

3. *Ἔπεμα κοι ἐδώκε τι, παράπε[1]) 'κ ἀπομέναν,*
Ἀπόρα ἡ ἀγάπη μου κλαίει κοι ἀκόμη δέ.
Ekána ke edhóka ta, paróp'a 'k apoménan,
Apóra i agápi mu, kleí ke akanéfn me.
Was ich erwarb, bei Spiel und Tanz ist alles drauf gegangen,
Daheim mein Liebchen sitzt und weint und wartet mein in Bangen.

1) paré, türk. Geldstück.

4. *Ἔπαψα τὸ δακτύλιδίμ κοι 'σήβτη[1]) μέ' 'ς τὸν κόλπο σ',*
Θὰ κλάψουσιμαι[2]) κοι πέρπ[3]) το, γιαλόγυστα σὸν πρόσωπο.

1) *εἰζβάνω.* 2) *κλάνω.* — Es ist landesüblicher Brauch, daß der junge Mann dem Mädchen, das er heiraten möchte, einen Ring zuwirft. Fängt dieses denselben auf, so nimmt es damit die Werbung an.

[1]) Vergl. hierzu auch meine Reisebeschreibung in Bd. 65, Nr. 12 des „Globus“. Die Durchsicht des sprachlichen Teiles war Professor Gustav Meyer in Graz so liebenswürdig, zu übernehmen, dem ich auch sonst in dieser Beziehung manche Aufklärung verdanke.

[2]) Griech. *ἡ κέμανε* (i Kémane), *ἡ κεμέντσε* (i Keméntsche). Vergl. P. A. Apiun-Beunewitz „Die Geige“, S. 165 (Weimar, B. F. Voigt, 1892). Er nennt das Instrument „das Kemangeh“, „die Kementsche“. Die übliche neugriechische Bezeichnung lautet „die Kémäne“. Das Wort selber ist persischen Ursprunges und bedeutet nach den Einen den Ort, wo das Instrument herstammt, nach den Andern bezeichnet es, wie auch das deutsche Wort „Geige“ (mittelhochdeutsch gigen = wiegen) die schaukelnde Bewegung, die dem Instrument beim Spiel gegeben wurde.

[3]) Vergl. Dan. Sanders, „Das Volksleben der Neugriechen“, S. 143 bis 203, 331 bis 350 (Mannheim 1844), „Abriß der deutschen Verskunst“, S. 124, S. 187 (Berlin, Langenscheidt 1881), „Neugriechische Grammatik“, S. 162 und 204 bis 210 (Leipzig, 1881).

Digitized by Google

Esýra to dhaktýlidhim ke 'sémen mésa' 's ton kólfo s',
Tha klískume ke pérn to, fílógaten son prósco.
Einen güldnen Ring warf ich dir zu, er fiel grad' in dein Mieder.

Nun bück' ich mich und küsse dich und hole ihn mir wieder.

5. *'Αντίθεμα γ' ἀνάθεμα τῆς κέμνεις τ' οὐτάν*[1]),
Ἐχτύχεις[2]) *με κεί λιακοτομεῖς μεσάνεχτα σκοτία.*
Antíhema t'anathema tis kémanes t'otin,
Eftánje me ke liakume mesányehta skotia.
Dein Geigenspiel, Kemanedschi, wird dir Höllenstrafen,
Selbst nachts im Traume hör' ich's noch und kann davor nicht schlafen.

[1]) Stimmschraube. [2]) *γιωτεύω.*

6. *Καρτάσιαν διάβικα χρυσῶν, τερπτολός*[1]) *ζωγιάντσα,*
Ἐκεντός τὸ χαρδάσι μου, ἰὸν ἀμάρ ἀμαῖτσα.
Kortsíjon dhodheká chrónon, tarípolos sigmántesa,
Ekópses to kardhópon mu, esý afórismténa.
Du gottverlass'ne Kleine, du, im kurdischen Gewand',
Zwölf Jahre bist du eben alt und hast mein Herz verbrannt.

[1]) kurdisch: Schleife, Gürtel.

7. *Σι*[1]) *Χ(αγιαλίς*[2]) *τὴν Πανωγιὰ βαρὶ βαΐζ*[3]) *ὁ δίου,*
Τὴν κύρ', εἶπεν ἀγάπαμ, τζ̌ζετε[4]) *ασβτελάνα*[5]).
Si S(émeia, bin Panajia warén rus' à dhýsa.
Tin kór', tinan agápisa, exéwen séwtaliasa.
Za Symeia, beim Gottesdienst, fällt schwerer Regen nieder.
Das Mädchen, das ich hab' geliebt, liebt einen andern wieder.

[1]) *Εἰς.* [2]) Ort bei Trapezunt mit berühmter Muttergotteskirche. [3]) *βάω.* [4]) *ἐκβαίνω.* [5]) türkisch: verliebt.

8. *Τὰ παλάτι σ'*[1]) *ἐν*[2]) *ὑπὲρ*[3])*ἐ*[4])*ἀρμάρ*[5]), *τ'ἄλογγρα*[6])*τ' τριφέλια,*
Ἐξάτα', ὅστις ἐγάλτευ σε ἀπὸ τὰ ἀπάνω σ'ὀχτρά σου;
To spiti s'en apes 's orman, t'ohýyrá fteridhia,
Exérta', ontes efiltsa se anánesá s'ofrydhia?
Dein Haus liegt ganz im Wald versteckt, vor Büschen kaum zu schauen.
Weißt', Liebchen, wann ich dich geküßt grad' auf die Augenbrauen?

[1]) *σοῦ.* [2]) *ἐντεῦ.* [3]) *ἐντός.* [4]) *εἰς.* [5]) türkisch: Wald. [6]) ringsherum.

9. *Πολλὰ πουλάκια κελαΐδοντ', τὰ γάϊτσα*[1]) *περματίμια,*
Ἐξάτα', ὅστις ἐγάλτευ σε, κορτσόνια, στέρνα, στέρνα;
Pollá puloppa kélaïdhum, na juntan pristeria,
Exérta', ontes efiltsa se, kortsópon, stéria, stéria!
Viel' Vögel giebt es ringsherum, die girren wie die Tauben.
Weißt', Liebchen, noch, wie ich geheim dir Kuß um Kuß thät rauben?

[1]) *γάγγωμαι.*

10. *Σι*[1]) *θελάσσες τὰ κύματα πατῶ καὶ 'κι βράζω.*
Καὶ γιὰ[2]) *τέσσιν τὴν ἐμορφιὰ ἔσαν γεφύρ' ὁ θὲ κτίζω.*
Si thalassas ta kímata pató ke kíkeiáso,
Ke jiá tésson tin émorfia enán jefýr' tha ktíso,
Auf Meereswogen tret' ich hin, und will nicht untergehen,
Eine Brücke selbst errichte ich, dich, Schönste, nur zu sehen.

[1]) *Εἰς.* [2]) *διά.*

11. *Σέμτζορ ἐν*[1]) *ἀιββτον, σέμτζορ τ' Λίλια,*
Ἐκεῖν' καὶ σὰν ποὺ ἐχώρισεν, φωνᾶζει ἀμπὸν σχελέτι.
Simérou eni sawaton, awrion t'Alília,
Ekeín ke son pu echórison, fonasen ammón skylín.
Wir feiern Samstagabend jetzt, Eliastag in 'ner Stunde.
Die unser Stelldichein gestört, die bellten wie die Hunde.

[1]) *εἶναι.*

12. *Ἂς ἐν*[1]) *ἔντες διάβολος μὲ τρία κοδωνάκια,*
Τὴν νύχτεν ἐγὼ θὰ φλὸ τὰ ἐμορφα χορταάκια.
As én enas dhiávolos me tria kódhonópa,
Tin núchtan ego thá flo ta émorfo kortsópa.
Es geht des Nachts ein Geist herum und läßt drei Glöckchen tönen;
Ich möchte dieser Geist wohl sein und küßt' im Schlaf die Schönen.

[1]) *εἶναι.*

13. *Ἀνάθεμα καὶ σὲν, κορῆ, καὶ σὲν καὶ τὴν ἀγάπη σ',*
Τ'ἄνω ἀγάπη ἐπαῖκ μι ζωντὸν καὶ θνησκάτεν.
Anáthema ke sén, kori, ke sén ke tin agápi s',
T'ano agapí épike me anúton ké dhrómonen.
Verwünschtes Mädchen, könnt' ich doch nur deine Lieb' vergessen;
Denn deine Liebe macht mich ja ganz närrisch und besessen.

14. *Ἀλείβω σε, θείλτου μου, γιλὸ τὶς ποδιφοῦτα σ',*
Κπὸ καὶ μέση πέτεινον ἀπὸ σὰ κοσκόπινα σ'.
Leíbwo se, thíltas mu, ghló tis tapéssa se,
Epár ke mena pétinon apés sa kósuripa s'.
Mein Mütterchen, ich liebe dich, ich küsse deine Schuh',
Du hast so schöne Hühnerchen, nimm mich als Hahn dazu'.

15. *Ἀλείβω σε, λλείβω σε, καὶ αὐ τ'ἀγνύεων εἶαει,*
Καὶ σφίγε καὶ μὲ, τὸ παλλήκαρ, καὶ μανιγάσον κείαπι.
Leíwo se, leíwo se, ke af t'anýessa ise,
Ki' afius ke men, to pallikar, ke mónachésa kise.
Ich liebe dich, ich liebe dich, und du, du thust so rein,
Du läßt mich armen Jungen steh'n und gehst zu Bett allein.

16. *Σ'*[1]) *ἔνι διεθχὶν ἀκούμπεμεν, νὰ 'πῶ*[2]) *τὶ βνωστὶ μου,*
Χτχον ἔτεν καὶ ἐνθλὲν ἀπὸ τὰ ἀιχμὴ μου.
'S eni dhendrin akumpesa, na 'po ta wností mu,
Xerón eten ke anthixen apó ta dhákrya mu.
Am Baum gelehnt beweinte ich mein ungestilltes Sehnen;
Der dürre Baum zu grünen begann vom Strome meiner Thränen.

[1]) *Εἰς.* [2]) *ἔνι εἶπω.*

17. *Βέϊα ὁ παπᾶς, πάτι ὁ παπᾶς, φιλεῖ τὴν Πανωγίαν,*
Βάγγα κ'γὼ, τὰ παλλήκαρ, φιλῶ τὴν ποπαδίαν.
Pai ó papas, pai ó papas, fill tin Panajian,
Pago k'ego, to pallikar, filó tin popadhian.
Der Pope der Madonna Bild küßt in der Kirche drüben,
Den Popen Frau zu küssen eil' ich unterdes hinüber.

18. *Μ ποποδιά, πολλὰ ἐμορφη, φορεῖ μαῦρα γυναμάδες*[1]),
Νεχτιὰ, ξημέρ' θλέβτεν γιὰ τ'ἐμορφους γυναμάδες[2]).
I popadhia, polla émorfo, forí mavrá jiarmádhes,
Nychtiá, lmeran thlíwete jia t'émorfus jiosmadhes.
Weshalb wohl mag des Popen Frau stets schwarze Kleider tragen?
Weil so viel schönen Jünglingen die Ärmste muß entsagen!

[1]) türk. jarma, Stoffe. [2]) *διά.* [3]) türk. josma, junge Leute.

19. *Ποαν ξουπόμι 'ρομὸν καὶ ποαν φετσένδια,*
Ἐκαῦαν τὸ χαρδάκι μου τὶς ἐμορφε ναγάτε.
Posá sonarín 'gerasa ke posa fótadhipa,
Ekáyuan to kardhópo mu ta émorfa nyfóa.
Viel' Gürtel habe ich verschenkt, geweint so manche Kerze[1]),
Zu viele schöne Mädchen giebt's, die mir verbrannt mein Herze.

[1]) nämlich in die Muttergotteskirche zu Symeña, um die Erfüllung seines Wunsches (die Liebe des betreffenden Mädchens) zu erlangen.

20. *Ἀλείβω σε, λλείβω σε, κοντὸν παπρούτσι,*
Γιὰ[1]) *ἐλε*[2]), *ἐμπε 'ς τὸ χορὸ καὶ σπίτι τὸ αὐρόπο μ'.*
Leíwo se, leíwo se, kokkinon piperópon,
Jia éla, empa 's to choron ke spítze to aíropo m'.
Du kleiner roter Paprika[3]), ich mag dich gerne leiden,
Komm her zu mir, tritt in den Tanz, schließ' dich an meine Seite.

[1]) *διά.* [2]) *ἔρχομαι.* [3]) rotwangiges Mädchen.

21. *Ἀπὸν σὸν πάτσιν ατὶς ἐαὶ ἀ'γὼ κεμαί*[1]) *δανλεγω,*
Καὶ τ' τάμμάτεν τ'ἐμορφε ἐλάπτσ[2]) *καὶ γλέτσι.*
Apán son portan stéks eay k'egó karsy dhulévo,
Ke ta t'ommatia t'émorfa elépo ké jelévo.
An deine Thür gelehnt stehst du, ich arbeit' gegenüber
Und deine Augen sehe ich und freue mich darüber.

[1]) türk. karsy, gegenüber. [2]) *βλέπω.*

Digitized by Google

Die Entdeckung der mykenischen Kultur auf Kreta.

Der englische Archäologe Arthur Evans hat schon seit einigen Jahren sein Augenmerk der Insel Kreta zugewendet, die, mitten inneu zwischen Griechenland, Kleinasien und Ägypten liegend, ihm als ein Bindeglied zwischen den alten Kulturländern erschien und zu archäologischen Forschungen um so mehr einlud, als dort noch viel zu untersuchen war. Assyrisierende Bronzen, die man dort gefunden, weisen auf den Orient hin; aber eine noch ältere Periode deuteten Funde von mykenischem Charakter an und diese beschloß Evans weiter zu verfolgen. Er hatte nämlich in Griechenland kleine Steine erhalten, die aus Kreta stammten und hieroglyphische Zeichen trugen, welche von den bekannten griechischen und hittitischen Hieroglyphen verschieden waren. „Es wurde mir klar", schreibt er, „daß ich mich auf dem Wege befand, ein neues Schriftsystem zu entdecken, das in Kreta seinen Mittelpunkt hatte, das aber, weil in Sparta ein gleicher Stein vorkam, wahrscheinlich der ganzen mykenischen Welt gemeinsam war." Infolgedessen begab er sich nach Kreta, wo er überraschende archäologische Entdeckungen machte, über die er in der Times vom 29. August nachstehendes berichtet:

Evans nahm Kandia zum Ausgangspunkt, besuchte wiederholt Knosos, umritt den Ida und Dicte und wandte sich dann nach dem östlichen Teile der Insel, der Heimat der Eteokreter, wo er mehr von den Hieroglyphen zu finden hoffte. Er hatte sich auch nicht getäuscht, denn in der Nachbarschaft der altkretischen Städte Praesos und Itanos erhielt er sofort die hieroglyphenbedeckten Steine. Im ganzen gelang es ihm, etwa 80 verschiedene Typen der Hieroglyphen zu entdecken, welche menschliche Glieder, wie Augen und Füße, Tiere (Steinbockskköpfe), Geräte, Waffen, Gefäße, eine Lyra, Thore, Blumen, Sterne, geometrische Figuren, Kreuze, Zirkel u. s. w. darstellen. Aber auf einigen Steinen nahmen die Symbole eine mehr lineare oder alphabetische Form an, deren Ursprung in einigen Fällen auf die Bilderschrift zurückgeführt werden kann. Die alphabetischen Symbole konnte Evans auch als Graffiti auf Vasen von mykenischem Alter und auf Steinblöcken der uralten Bauten bei Knosos nachweisen. Einige derselben Zeichen erscheinen auch wieder auf Bruchstücken von frühägäischem Geschirr, das Flinders Petrie in Ägypten zwischen Resten der 12. und 18. Dynastie fand. Anderseits aber fand Evans ägyptische Skarabäen der 12. Dynastie auf Kreta zusammen mit rohen Spinnwirteln aus Steatit, welche die kretischen alphabetischen Symbole tragen. Dadurch wird die Zeit derselben auf die Mitte des dritten Jahrtausends v. Chr. bestimmt.

Die neuentdeckten Hieroglyphen gewähren uns einen Einblick in das Leben der Bewohner Kretas in so ferner Zeit. Wir erkennen Hirten mit Schaf- und Ziegenherden, Krieger mit Speeren und runden Schilden, Jäger u. s. w. Evans konnte infolge eines bei den heutigen Kretern herrschenden Aberglaubens, zahlreiche Gemmen mit eingeschnittenen Figuren sammeln. Die Weiber nannten sie nämlich „Milchsteine" (γαλόπετρας) und tragen sie als kräftige, die Milchabsonderung befördernde Amulette am Halse. Wo Evans also Säuglinge fand, da erntete er, wenn auch oft unter Schwierigkeiten und gegen gute Zahlung, die kostbarsten Altertümer. Die Darstellungen auf diesen, die mykenischglyptische Kunst repräsentierenden Steinen sind mannigfaltiger Natur. Man erkennt Löwen, kretische Wildziegen, Schafhirtenscenen, Vögel, Schmetterlinge, Hirsche, allerlei Meertiere, wie Tintenfische und Krabben, Greife, Minotauren, Kultus- und Opferscenen. Auch einen Goldring, ähnlich dem von Schliemann in der Akropolis von Mykenae gefundenen, entdeckte Evans. Die Darstellung darauf scheint eine Steinverehrung zu sein; der durch Anrufungen herbeigeholte Gott stürzt herab auf einen heiligen Obelisk, seinen zeitweiligen Wohnsitze.

Je weiter Evans reiste, desto häufiger wurden die Beweise eines frühägyptischen Einflusses auf Kreta. Er fand Steingefäße, die entweder genaue Kopieen ägyptischer oder unmittelbar vom Nil eingeführt waren. Das Vorkommen von Skarabäen aus der 12. Dynastie weist schon auf eine Verbindung mit Ägypten um 2500 v. Chr. hin; die Spiraldekoration der Skarabäen ist dieselbe wie bei den mykenischen Schmucksachen; dadurch wird auch Licht verbreitet auf in gleicher Weise verzierte Steine, die man früher schon auf den ägäischen Inseln fand; eben solche Steine hat Evans jetzt zusammen mit Skarabäen der 12. Dynastie entdeckt. Er nimmt an, daß die Spiraldekoration mit dem Bernsteinhandel bis in den Norden Europas gewandert sei und dort, z. B. in der irischen Kunst, besondern Ausdruck erhalten habe.

Mit der vollen Entwickelung der mykenischen Kultur, etwa 1500 v. Chr., beginnt ein neues Hauptstück in der Geschichte der frühen Berührung zwischen Kreta und Ägypten. In einem Grabe bei Arvi an der Südostküste wurden, neben den Bruchstücken eines Schwertes und nordischem Bernstein, ägyptische Perlen aus Amethyst und gelbem Glas gefunden; Skarabäen aus dieser späteren Zeit sind nicht selten; auch die mykenischen Gräber, Bienenkorbkammern, hat Evans am Südabhange des Ida nachgewiesen. Mykenische bemalte Terrakottaurnen in Hausform fand er bei Dromili; diese führten ihn wieder zur Entdeckung der Ruinen einer terrassenförmig angelegten Stadt. Auch bei Epano Zakros, im Osten Kretas, fand er cyklopische Mauern; mehr als eine Votivhöhle mit Terrakotten und Bronzen hat er ausgebeutet.

Den hervorragendsten Fund einer in Ruinen liegenden vorgeschichtlichen Stadt machte Evans bei Goulas. Dieses türkische Wort, mit dem man heute die Stätte benennt, bedeutet Turm — der Name der alten Stadt aber ist verloren, vielleicht schon vor dem Beginne der Geschichte. Alles, was der Reisende dort fand, gehörte der uralten Zeit an. Die Mauern waren im rohen cyklopischen Stile gebaut, nichts an ihnen war hellenisch. Spratt, welcher die Stätte früher besucht hat, identifizierte sie mit dem alten Oleus. Wie viel hier aber noch zu arbeiten ist, erkennt man daraus, daß Evans erst am zweiten Tage die Akropolis der grofsartigen Stadt auffand, von der man bisher keine Ahnung hatte. „Mauer erhebt sich über Mauer, Terrasse über Terrasse und — was bisher noch ohne Parallele dasteht — die alten Wohnhäuser selbst aus der gleichen cyklopischen Bauart, befinden sich noch teilweise erhalten innerhalb der Mauern." Dort, an einem Mittelpunkte der altägäischen Kultur, möge man Ausgrabungen veranstalten, welche reiche Beute versprechen.

Digitized by Google

Bücherschau.

Comte H. de Charencey, Le Folklore dans les deux mondes. (Actes de la Société philologique Tome XXIII.) Paris, Libraire C. Klincksieck, 1894.

Der Inhalt des vorliegenden Buches läßt sich in zwei Teile teilen: erstens enthält er in 12 Kapiteln ebenso viele vergleichende Zusammenstellungen ähnlicher oder übereinstimmender Sagen bei Völkern der Alten und der Neuen Welt; zweitens sucht der Verfasser aus solchen Übereinstimmungen eine ehemalige, einen Gedankenaustausch ermöglichende Verbindung zwischen den Bevölkerungen beider Halbkugeln abzuleiten, wobei er gelegentlich auch noch andere Übereinstimmungen, selbst einzelne sprachliche scheinbare Ähnlichkeiten und die alte Behauptung einer Rassenverwandtschaft zwischen den amerikanischen und den mongoloiden Stämmen ziemlich gewaltsam heranzieht. In ersterer Beziehung bildet das Buch mit seinen fleißig zusammengestellten Beiträgen zur vergleichenden Mythologie ein reichhaltiges und erfreuliches Material für den Völkerpsychologen; in zweiter Beziehung muß es als völlig verfehlt bezeichnet werden.

Erstens ist nämlich der Verfasser bei seinem Bemühen in der Übereinstimmenheit seines Urteils durch keinerlei Kenntnis des modernen „Völkergedankens" getrübt worden. In der Vorrede stellt er dem Leser die Alternative, jene Übereinstimmungen entweder aus einem früheren Zusammenhang abzuleiten oder sie für einen bloßen Zufall (par hasard) zu halten. Die dritte Möglichkeit der Erklärung, nämlich die Gleichartigkeit der Grundzüge des psychischen Lebens auf der Erdoberfläche, scheint ihm an dieser Stelle nicht gegenwärtig gewesen zu sein. Merkwürdigerweise hat er sie dagegen später im Text bei der Sage des in ein Rotkehlchen verwandelten Kindes und der von Hunden abstammenden Menschen selber zur Erklärung herangezogen.

Zweitens hat der Verfasser nicht, wie es für seinen Zweck erforderlich gewesen wäre, zwischen Übereinstimmung im ganzen und in charakteristischen Einzelzügen unterschieden, vielmehr sich mit dem entferntesten Anklingen begnügt, z. B. in dem Kapitel über den Sonnenaufgang. Ebenso hat er sich über die weitesten räumlichen Lücken hinwegsetzt; daß eine an Apollo und den pythischen Drachen erinnernde Sage zugleich auch bei den Azteken und in Mexiko und im Orinoko vorkommt, genügt dem Verfasser zur Annahme einer ehemaligen Verbindung, wobei er nicht davor zurückschreckt, das Wort Apollo mit dem Worte Puru der Galibien am Orinoko in Zusammenhang zu bringen!

Was den behandelten Stoff anbetrifft, so vermißt man ein Kapitel über die Flutsagen um so mehr, als die zum Teil damit zusammenhängenden Schöpfungssagen ausführlich behandelt sind. Neben ihnen nimmt den Hauptraum ein Kapitel über die jüngfräuliche Geburt ein.

Jedenfalls gewinnt das Buch um so mehr, je mehr man von den Absichten, die der Verfasser mit der verschiedenen Zusammenstellung des Stoffes verknüpft, absieht; ganz seinem Willen entgegengesetzt, erscheint es dann als ein wertvoller Beitrag zur Lehre vom Völkergedanken, für dessen Existenz fast jeder Tag uns heute neue Belege bringt.

A. Vierkandt.

A. E. Forster, Die Temperatur fließender Gewässer Mitteleuropas. (Geograph. Abhandl. herausgegeben von Prof. Dr. A. Penck, Bd. V, Heft 4, Wien 1894).

Dove hat im Jahre 1857 versucht, die Temperatur von fünf Flüssen zu vergleichen und daraus Ergebnisse zu gewinnen, und Hertzer hat im Jahre 1875 über die Temperatur der Flüsse nach seinen eigenen achtjährigen Beobachtungen, welche er allerdings nur an einem Flusse angestellt hatte, eine Abhandlung geschrieben. Außerdem finden sich noch einige zerstreute und gelegentliche Notizen, aber eine zusammenfassende Arbeit war bisher noch nicht erschienen.

Um so größeren Dank hat sich Dr. Forster erworben, indem er die Mühe nicht scheute, ein spezielles Zahlenmaterial, das in meteorologischen, naturhistorischen, technischen, geographischen und andern Zeitschriften zerstreut, zum guten Teile aber noch unveröffentlicht war, zusammenzustellen und wissenschaftlich zu verarbeiten. Man muß sich wundern, wie wenig Flußtemperaturbeobachtungen vorliegen; diese Frage greift doch tief in das praktische Leben ein — man denke nur an Wasserversorgung und Eisgewinnen. — Anderseits spielen vielfach wissenschaftliche Fragen herein, wie z. B. die Löslichkeit verschiedener Stoffe, die Schlammführung, der Verdunstungsbetrag, der Gehalt an Mikroorganismen u. s. w. sich mit der Temperatur in den Gewässern ändert. Wie sporadisch die Beobachtungen selbst in Mitteleuropa sind, ersieht man daraus, daß für das Weichselgebiet 1, für das Elbegebiet 7, für das Rheingebiet 4, für das Donaugebiet 12 Beobachtungsreihen vorhanden sind, und daß es an den lombardischen und französischen Flüssen nicht viel besser aussieht.

Dr. Forster, welcher in 25 Tabellen das bunt zusammengewürfelte Material beistellt, hat daraus gemacht, was sich überhaupt daraus machen ließ. Wir werden über den Einfluß der verschiedenen Beobachtungsarten und der verschiedenen Thermometer, über den täglichen Gang und dessen Schwankung, über den jährlichen Gang und die Veränderlichkeit, ferner über das Verhalten bei der Eisbildung auf das genaueste unterrichtet. Besonderes Interesse erweckt für den Geographen der Umstand, daß auch die tiefsenden Gewässer hinsichtlich der Temperatur in mehrere Gruppen beringen lassen, wie Forster schon in einer vorläufigen Mitteilung (XXI. Jahresbericht des Vereins der Geographen an der Universität Wien) gezeigt hat. Er unterscheidet Gletscherabflüsse, welche mit Ausnahme des Winters immer kälter sind, als die umgebende Luft; ferner Seeabflüsse, die nur im Frühjahre kälter sind, dann Quell- und Gebirgsflüsse mit wärmerem Winter-, dagegen kälterem Sommerhalbjahre, endlich Flachlandflüsse, deren Temperatur im großen ganzen jahraus jahrein höher steht als die Lufttemperatur. Allen vier Gruppen istdieHöhere Wintertemperaturgemeinsam. Natürlich kommt ein und denselben Flusse in den verschiedenen Teilen seines Laufes auch ein abwechselndes Verhalten zu, so daß er im Oberlaufe als Gebirgsfluß, im Mittellaufe als Seeabfluß, im Unterlaufe endlich als Flachlandfluß entgegentritt. Diese Umgestaltung wird vielfach durch Nebenflüsse hervorgerufen, was an der Donau und am Rhein sehr klar zur Anschauung kommt. In einem Schlußsatze schlägt Forster an einigen Beispielen systematische Beobachtungen vor und fügt eine kurze Anleitung für derartige Messungen bei. Der Arbeit sind 25 Tabellen und eine Tafel beigelegt, welche letztere in sehr übersichtlicher Weise einige typische Beispiele des Verhaltens von Luft und Wassertemperatur graphisch darstellt. Es ist dringend zu wünschen, daß die lehrreichen und genauen Ausführungen Dr. Forsters die entsprechende Verbreitung finden und vor allem zu neuen systematischen Beobachtungen anspornen.

Wien. Dr. Swarowsky.

Dr. H. Lüdicke, Stndien über Seen. Besonderer Abdruck aus der Jubiläumsschrift für die Albertus-Universität, Juli 1894, Königsberg i. Pr.

In der vorliegenden Arbeit wird der Versuch gemacht, auf Grund der an alpinen und deutschen Seen angestellten Forschungen festzustellen, welche Gesichtspunkte bei der geographischen Behandlung des Seenphänomenes maßgebend sein müssen. Der Verf. teilt demgemäß mit eigene Untersuchungen mit, sondern gruppiert unter reicher Heranziehung der Litteratur das bis jetzt vorhandene Material nach den Gesichtspunkten, die Riechthofen in seinen „Aufgaben und Methoden der heutigen Geographie" aufgestellt hat. Wenn die Arbeit demnach auch nichts Neues enthält, so wird doch manchem die Zusammenstellung erwünscht sein, selbst wenn er auch nicht vollständig mit den hier und da eingestreuten kritischen Bemerkungen einverstanden sein sollte. Dr. G. Greim.

Penck, Brückner et Du Pasquier, Le système glaciaire des Alpes. — Guide publié à l'occasion du congrès géologique latern. (6me session, Zurich 1894), Neuchâtel 1894.

Mit der Abfassung dieses handlichen Führers haben sich die drei Verfasser wohl ein weitergehendes Verdienst erworben, als es im ersten Augenblicke scheinen möchte. Denn wenn er auch in erster Linie für die Teilnehmer des an den internationalen Geologenkongress sich anschließenden, von den Verfassern geleiteten Ausfluges bestimmt ist, so dürfte es doch auch diejenigen, welche verhindert sind, sich an der Exkursion zu beteiligen, freuen, die bis jetzt gesammelten Ergebnisse der Glacialforschung in den Alpen in so knapper Form, wie in der vorliegenden Arbeit, zusammengefaßt dargeboten zu erhalten. Dies thut der erste allgemeine Teil, der über die verschiedenen Arten glacialer und interglacialer Ablagerungen, sowie ihre Lagerungsverhältnisse berichtet. Im zweiten besonderen Teile, der für die Exkursion berechnet ist, folgen dann Einzelschilderungen der zu besuchenden Gegenden. Das Ganze ist reich mit Profilen und andern Illustrationen ausgestattet, sowie mit Litteratur- und Kartenangaben versehen.

Dr. G. Greim.

Digitized by Google

Aus allen Erdteilen.

— Dutreuil de Rhins †. Der berühmte französische Forschungsreisende Jules Dutreuil de Rhins ist, nach einer Mitteilung des chinesischen Gesandten in Paris an die französische Regierung, auf seiner Forschungsreise nach Tibet im Juni dieses Jahres von Tibetern ermordet worden; infolge einen Streites wurde er von diesen verwundet, gebunden und in einen Fluß geworfen. Die chinesische Regierung hat Befehl zur Aufsuchung des Leichnams und zur strengen Bestrafung der Schuldigen erteilt. Jules Dutreuil de Rhins, geboren 1846 und ursprünglich Kapitän in der französischen Handelsmarine, hat sich um die Geographie, und insbesondere Kartographie Asiens ausnehmenswerte Verdienste erworben. Er begann seine Forschungen 1876 in Annam und veröffentlichte 1881 alle bis dahin vorhandenen Nachrichten in seiner großen „Carte de l'Inde Chine orientale" (1 : 900 000 in 4 Bl.), die 1886 in zweiter verbesserter Auflage erschien. Da die bisherigen Karten von Centralasien ungenügend waren, so wollte Dutreuil de Rhins ab ovo eine Analyse aller Originalquellen anstellen und so die Kartographie Centralasiens reconstruiren. Die Frucht jahrelanger eingehender Studien waren sein umfangreiches „Mémoire géographique sur le Thibet oriental" (Soc. Géogr. Paris 1887, Bull. p. 172 bis 244, 301 bis 437, nebst 5 Karten) und sein großes Werk „L'Asie centrale" (Paris 1889 mit Atlas in 23 Karten). Der Hauptteil dieses Werkes ist die Karte von Centralasien, welche auf zwei großen Blättern den Ländersaum zwischen 27° und 41° nördl. Br. und 76° und 107° östl. L. v. Paris in dem Maßstabe von 1 : 1 650 000 zur Darstellung bringt. Durch diese Arbeiten so gründlich vorbereitet, wie wohl selten ein Reisender, trat Dutreuil de Rhins mit seinem Begleiter Grenard im Jahre 1891, mit Unterstützung der französischen Regierung, eine Reise an, die der Erforschung Tibets galt; besonders wollte er sich bemühen, den für die Kartographie Centralasiens empfindlichen Mangel an guten Positionsbestimmungen auszufüllen, zu welchem Zwecke er sich mit den besten Instrumenten versehen hatte. Die bisherigen kurzen Nachrichten in den „Comptes Rendus" der Pariser geogr. Gesellschaft liefern höchst wertvolle Resultate erwarten — nun hat der Tod dem mutigen Reisenden ein unerwartetes Ziel gesetzt. Hoffentlich kehrt Dutreuil de Rhins Begleiter Grenard gesund zurück und gelingt es, die Tagebücher und Sammlungen des auf so traurige Weise um Leben gekommenen Reisenden zu retten. W. Wolkenhauer.

— Politische Grenzänderungen in Afrika. Es scheint, als ob nun allmählich die Schäfte der zahlreichen Grenzänderungen zwischen den Kolonialmächten in Afrika beranmaht, eine Wohlthat, die namentlich den Kartenzeichnern zu gute kommt, welche dauernd neue Grenzlinien ziehen und kolorieren müssen. Der auf Seite 10 dieses Bandes besprochene und mit einer Karte versehene Grenzvertrag zwischen England und dem Kongostaate vom 12. Mai 1894 ist in zweierlei Weise schon hinfällig geworden. Infolge des deutschen Einspruches ist die pachtweise Überlassung eines 25 km breiten Streifens vom Kongostaate an England zwischen dem Tanganjikasee und Albert-Edwardsee beiderseits zurückgezogen worden, und dann ist die Ausdehnung nach Norden (Provinz Bahr-el-Ghasal) infolge französischen Protestes wesentlich verringert und durch einen neuen Vertrag zwischen Frankreich und dem Kongostaate vom August 1894 ersetzt worden, bei dem England unberücksichtigt blieb. Die auf Grenzveränderungen bezüglichen Artikel lauten: Die Grenze zwischen dem unabhängigen Kongostaate und der Kolonie des französischen Kongo wird, nachdem sie dem Thalwege des Ubangi bis zum Zusammenflusse des M'Bomu und Uelle gefolgt ist, also festgestellt: 1. der Thalweg des M'Bomu bis zu seiner Quelle, 2. eine gerade Linie, welche den die Wasserscheide zwischen dem Kongo und Nil bildenden Gebirgskamm trifft. Von diesem Punkte ab wird die Grenze den unabhängigen Kongostaates gebildet durch den genannten Gebirgskamm bis zu seinem Durchschnitte mit dem 30. Grade östl. L. v. Gr. — Artikel 4. Der Kongostaat verpflichtet sich, auf jede Besitzergreifung zu verzichten im Westen und Norden der also bestimmten Linie und des 30. Grades östl. L. v. Gr. von seinem Durchschnitte mit dem Gebirgskamme der Wasserscheide der Becken des Kongos und des Nils ab bis zu dem Punkte; wo dieser Meridian die Parallele von 5° 3·/· trifft und bis zum Nil.

Ein zweiter Vertrag, welcher am 10. August 1894 zu Paris zwischen der Republik Liberia und Frankreich abgeschlossen wurde, stellt die Grenzen zwischen beiden Staaten in Afrika nach Artikel 1 wie folgt fest: die Grenzlinie folgt von der Zahnküste dem Thalwege des Cavallyflusses aufwärts, etwa bis 20 Meilen (engl.) südlich des Fodedugu-Ba-Zusammenflusses und dann bis zum Schnittpunkte des Breitenkreises 6° 30' nördlich mit 9° 12' westlicher Länge von Paris. Sie geht dem genannten Breitengrade entlang bis zum Schnittpunkte desselben mit dem 10. Meridian westlich von Paris, so daß das Flußgebiet des Grand Sesters (Gr. Beisters) bei Liberia, das Flußgebiet des Fodedugu-Ba bei Frankreich bleibt. Die Grenze zieht darauf am 10. Meridian nordwärts bis zum 7. Breitengrade und von hier in gerader Linie bis zu dem Schnittpunkte des 11. Meridians mit dem Breitengrade von Tembicunda (Toumbicounda), wodurch die Orte Bamaquillad (das Barmaquirla der Karten) und Mahomadu zu Liberia kommen, dagegen Naala und Musaradu (die fernsten von Anderson 1868 erreichten Punkte) ins französische Gebiet fallen. Auf dem Breitengrade von Tembicunda läuft die Grenze direkt nach Westen bis zum Schnittpunkte des 13. Meridians westlich von Paris mit der englisch-französischen Grenze von Sierra-Leone. Dieser Linie sichert Frankreich auf alle Fälle den Besitz des Nigerbassins und seiner Zuflüsse. — Das Land östlich des Cavallyflusses ist dadurch dauernd in französischen Besitz gekommen. Die Wichtigkeit, womit die Franzosen den Westteil Liberias als Pufferstaat zwischen der englischen Besitzung Sierra Leone und Sauorys Reich (also allen unter französischer Hoheit stehenden Landschaften östlich des oberen Niger) betonen, erscheint wohl etwas übertrieben. Kartographisch hängt die Sache teilweise noch in der Luft. Über den Lauf des Fodedugu-Ba fehlen noch verläßliche Mitteilungen, aber ebenso zweifelhaft scheint der Anschluß der Grenze im Westen an das Sierra-Leonegebiet zu sein. Wenn hier der 13. Meridian von Paris die englisch-französische Grenze bildet, so läßt sich der Wortlaut des eben mitgeteilten Vertrages aufrecht erhalten, indem man das Quellgebiet des oberen Niger als östlich vom 13. Meridian von Paris gelegen annimmt, ähnlich wie es die Aufnahmen von Zweifel und Mostier 1879 darstellten. Auf der großen, vom französischen Generalstabe herausgegebenen Karte des französischen Sudan in 1 : 500 000 sind die Nigerquellen aber westlich des 13. Meridians eingezeichnet, wahrscheinlich als eine Folge mehrfacher westlicher Verschiebungen im mittleren Nigergebiete, da diese letztere Darstellung richtig, dann muß nach dem letzten Punkte des neuen Vertrages, dass das Niegerbassin einschließlich seiner Zuflüsse französisch bleiben soll, die englisch-französische Ostgrenze von Sierra Leone vom 13. Meridian nach Westen, und zwar nach der Wasserscheide verlegt werden.

— Die geothermische Tiefenstufe in der algerischen Sahara beträgt nach Messungen, die der Ingenieur Georges Rolland an artesischen Brunnen veranstaltet hat, höchstens 20 m. Da aber nur an zwei Stellen, und zwar bis zu einer Tiefe von 75 bezügl. 35 m gegraben wurde, auch die Tiefe (20 bis 30 m) und Temperatur (22 bis 23°) der Stelle, wo der Einfluß der Sonnenwärme erlischt, nur annähernd bestimmt ist, so können die Ergebnisse nur vorläufige Bedeutung beanspruchen, um so mehr, als man bei der Temperaturmessung des Wassers die mögliche Abweichung von der Temperatur der festen Erdschichten nicht außer Augen lassen darf. (Soc. Géogr. Comptes Rendus 1894, p. 282.)

— Die Charlottenhöhle bei Hürben. Zu den vielen Höhlen, die in dem Brenzthale in Württemberg bekannt waren, ist in neuerer Zeit die Charlottenhöhle hinzugekommen, welche, nach den Mitteilungen von Prof. Dr. E. Fraas 1 km südlich von Hürben am Gehänge der Kalteburg gelegen, eine Länge von 510 m hat und an Schönheit der Tropfsteingebilde alle bisher in Württemberg bekannten Höhlen übertrifft. — Der Eingang zu derselben war seit alter Zeit als „Hundsloch" bekannt und eine Untersuchung desselben führte zur Entdeckung der Höhle. Der Haupteingang liegt jetzt 35 m über der Thalsohle, die Steigungen und Neigungen des Bodens in der Höhle sind nur gering. — Sie ist als ein ausgewaschenes Kluftsystem aufzufassen; eine tektonische Verwerfungsspalte, wie das Beppenloch bei Gutenberg, ist sie nicht. Der Boden der Höhle besteht durchgehend aus typischem Höhlenlehm, den Prof. Fraas seiner Beschaffenheit nach als Rückstand des ausgelaugten Kalkgesteines ansieht. Außer recenten Knochen, die von Füchsen hineingeschleppt und durch den Schlot des Hundsloches in die Höhle gelangt sein mögen, fanden sich in den den Haupteingang ver-

Digitized by Google

sperrenden Schuttmassen Reste von Equus fossilis, Bos priscus, Rhinoceros dichorhinus, Rangifer tarandus, Ursus spelaeus und Ursus priscus; in der Höhle fast ausschliesslich Bärenknochen, so dass die Charlottenhöhle als typischer Bärenschlupf betrachtet werden darf, und zwar letzte in derselben hauptsächlich der sonst in Württemberg äusserst seltene Ursus priscus Cuv. neben Ursus spelaeus, dem eigentlichen Höhlenbären. Auch wurden wenige Reste von Felis spelaea, dagegen vom Menschen keine Spur gefunden. — (Jahreshefte des Vereins für vaterländ. Naturkunde in Württemberg, 50. Jahrg. 1894.)

— Die Biber an der mittleren Elbe. Herr Dr. H. Friedrich in Dessau hat mit unermüdlichem Eifer seit Jahren die Reliktenkolonien der Biber zwischen Wittenberg und Magdeburg studiert und unter dem obigen Titel (Dessau bei Paul Baumann) eine Schrift mit Karte herausgegeben, die in der gründlichsten Art alles zusammenfasst, was wir über die letzten deutschen Biber wissen. Sie werden, trotz der Schonung, auch hier mit der Zeit aussterben, und dann wird man mit erhöhtem Interesse in späteren Jahren das Denkmal lesen, das ihnen Dr. Friedrich gesetzt hat. Die einstige weite Verbreitung des grossen Nagers ergiebt sich aus den zahlreichen Orts- und Flussnamen, die auf ihn zurückzuführen sind; die Data für ihr Aussterben in Deutschland sind in der Schrift aufgeführt und die letzten an der Saalmch zingen in den siebenziger Jahren ein. 1877 erlag der letzte Biber an der Möhne in Westfalen; bei Wittingau in Böhmen starb 1883 der letzte Biber eines natürlichen Todes. An der Elbe, wo er sich mit wechselnder Zahl erhalten hat, zählt Dr. Friedrich jetzt 108 bewohnte Baue mit etwa 160 Bibern, deren Lebensweise er genau studiert hat, besonders auch die Dammbauten dieser Tiere. Von Wichtigkeit ist auch, dass er auf ihnen Bohrlöcher (Dimastozeerkäfer (Platysilla minutis) nachgewiesen hat, die man bisher nur vom kanadischen Biber kannte. Dieser kleine Käfer ist auch an den letzten Bibern an der Petit-Rhône gefunden worden. Damit ist auch ein Beweis für die Artübereinstimmung des amerikanischen und europäischen Bibers erbracht.

— Der kleine Kamerunberg ist in der Zeit vom 1. bis 4. Mai 1894 vom Premierleutnant Haering besliegen worden (Deutsches Kolonialblatt, 15. August). Von Victoria von Batoki begab er sich unter stetem Anstieg in dreistündigem Marsche nach dem Dorfe Boando, wo er Führer erhielt. Am andern Tage begann die Besteigung nach dem nach Südost vorgelagerten flachen Bergrücken, der dichtem Urwald bestanden ist und aus Lava besteht. Dieser Rücken ist vom kleinen Kamerunberge durch eine breite und flache Mulde getrennt, das Massiv ist sehr steil und mit dichtem Gebüsch bewachsen. Haering gelangte bis dicht unter den mit Gebüsch bewachsenen Gipfel, hatte aber wegen des Nebels keine Aussicht. Der vielgerühmte Wasserreichtum des Berges verteilt sich leider zu wenig auf das ganze Gebiet; doch ist die nur 6 km lange Küstenstrecke, zwischen Bakingili und Batoki, das Mündungsgebiet von acht reifseenden, auch zur Trockenzeit fliefsenden Bergströmen. Anderseits herrscht auf der Südostseite Wassermangel.

— Die neolithische Station von Butmir in Bosnien ist eine der grofsartigsten bisher bekannt gewordenen vorgeschichtlichen Fundstätten. Auf dem Archäologenkongresse zu Sarajewo im August 1894 bildete sie daher auch den hervorragendsten Gegenstand des Meinungsaustausches unter den versammelten Forschern. Die bisher durchforschte Fläche beträgt 2500 qm und ergab über 12 000 Fundobjekte. Die unter dem 40 bis 60 cm starken Humus liegende Kulturschicht hat eine Mächtigkeit von 110 bis 140 cm und ist in abweichenden Lagen dicht von neolithischen Gegenständen durchsetzt. Wir finden hier in zahlbosen Exemplaren Beile, Messer, Pfeilspitzen und andere Steingegenstände in allen Fabrikationsstadien, vom rohen Werkstück bis zur höchsten Vollendung, die diesen Erzeugnissen einer jahrtausende alten Civilisation durch Schliff und Politur erteilt wurden. Daneben fanden sich alle zur Erzeugung dieser Kunsterzeugnisse erforderlichen Geräte und Werkzeuge, sowie bedeutende Vorräte von unverarbeitetem Rohmaterial vor. Die Knochenfunde sind zum kleineren Teile Speisereste, zum gröfseren aber Werkzeuge, die teils bei der Erzeugung der Steingeräte, teils bei der Herstellung und Verzierung von Thongefäßen verwendet wurden. Als besonders merkwürdig sind einige Thonidole hervorzuheben, die eigentümlich gebildete Köpfchen darstellen und der Ausführung nach jünger zu sein scheinen, als die übrigen Funde. Interessant bei diesen ist die Schädelbildung; die Stirn platt gedrückt, das Hinterhaupt nach dem Nacken zurückgeschoben. Der dadurch hervorgebrachte Eindruck erinnert an semitischen Typus, was zu der Annahme Anlafs gab, dafs es phönikische Importstücke seien, noch mehr aber erinnert an künstliche Deformationen. Pigorini stellte die Station von Butmir mit den italienischen Terramaren in Vergleich, und auch der Schotte Munro war der Ansicht, dafs es sich um Reste aus der Pfahlbauzeit handle, wenn auch keine Pfahle gefunden worden seien, während G. de Mortillet und Virchow diese Meinung nicht teilten. Nach Montelius fällt die Station mindestens um 2000 vor Christus. Bei Salomon Reinachs bedeutsam Standpunkte war es voraussuchen, dafs er orientalischen Einfluss namentlich bei den Thonbildnissen ablehnte und für europäischen Ursprung derselben eintrat. Es ist erst etwa der vierte Teil der grofsartigen Station ausgebeutet, so dafs dort noch unerwartete Funde zu Tage treten können.

— Die Eisenbahn über die Anden zwischen Argentinien und Chile rückt ihrer Vollendung immer mehr entgegen. Auf der argentinischen Seite war sie im Juni 1894 fertiggestellt von Mendoza bis zum Rio de Vacas (142 km). Von da bis zur chilenischen Grenze sind die noch übrigen 33 km stark im Bau begriffen. Mendoza liegt in 750 m, die Grenzlinie in 2380 m und die Höhe des Paßtunnels 3300 m. Die gröfsten Steigungen sind 100 für die gewöhnlichen Strecken und 8 auf 100 für die Strecken, bei denen noch Zahnradbetrieb zu dem gewöhnlichen System hinzutritt. — Auf die chilenische Abteilung entfallen 66½ km, davon 13 km Tunnels. Die Stadt Los Andes liegt 830 m hoch und das Ende der fertigen Strecke Salto del Soldado 1260 m; der Juncal, den man das Ende des Aconcaguathales nennen kann, ist 2250 m hoch gelegen, und von dort an beginnt die Reihe der Tunnel von 13 km. Zwischen Salto del Soldado und dem Pafs sind ungefähr 10 km Strecke und 1200 m Tunnel fertig. Der Bau der Tunnel wird höchstens zwei oder drei Jahre beanspruchen. Wenn die Strecke erst ganz vollendet ist, wird man von Valparaiso nach Buenos Aires in 40 Stunden reisen, wenn die Bahnstrecke bis zu den Thoren auf beiden Seiten geführt ist, wird man immerhin nur 50 Stunden gebrauchen, 9 Stunden weniger als jetzt, wo man 59 Stunden von Valparaiso nach Buenos Aires gebraucht, davon 46 auf der Bahn, 12 im Wagen und eine Stunde zu Pferde.

— Bekannt ist der Einfluss der Strafse von Makassar, den dieselbe durch ihre Tiefe und reifseude Strömung über ihre verhältnismäfsig geringen Breite auf die geographische Verbreitung der höheren Tierwelt des malaiischen Archipels ausgeübt hat. Wie Herr Prof. Max Weber der Nederlandsche Dierkundige Vereeniging in einer Sitzung am 26. April 1894 in Amsterdam berichtete, erstreckt sich dieser Einfluss auch auf die Verbreitung der Fische. — Er hatte Gelegenheit, Süfswasserfische von Celebes, Ambon, Flores, Timor, Rotti, Savu und Sumba zu untersuchen. Der wesentliche Teil des Archipels besitzt zahlreiche Cypriniden und Siluroiden, die dem östlichen Teile gänzlich fehlen, denn die z. B. auf Celebes beobachteten Siluroiden sind marine Formen. Die Ophiocephaliden und Labyrinthiden haben östlich von Borneo und Bali nur je einen Vertreter. Die Mastacembeliden, Luciocephaliden, Osteoglossiden und Nandoiden sind ganz auf den westlichen Teil beschränkt. Der Übergang von Borneo ist ein ganz plötzlicher, von Java nach den kleinen Sunda-Inseln ein mehr allmählicher. Von 50 Fischen aus dem Süfswasser von Celebes, die Prof. Max Weber untersuchte, waren ungefähr die Hälfte echte Seefische; von den übrigen waren nur wenige echte Süfswasserfische, die meisten gehören zu Familien, die in der See leben. Da einige Flüfse auf Celebes ein ausgedehntes Stromgebiet haben und auch gröfse Seen auf der Insel vorhanden sind, so kann die unbedeutende Entwickelung der Süfswasserfischfauna nicht durch die geringe Entwickelung von süfsem Wasser verursacht sein. Diese Erscheinung, dafs das süfse Wasser ausschliefslich oder doch beinahe ausschliefslich von See- oder Brackwasserfischen bewohnt wird, findet man auch auf Ambon, Flores, Timor und den kleineren, benachbarten Inseln wieder. Auch in Australien ist dies der Fall; doch fehlen die anderwärts im süfsen Wasser von Australien auftretenden charakteristischen Formen (Galaxias, Osteoglossum, Haplochiton, Retropinna, Lamiopercis, Mordacia, Geotria, Ceratodus etc.) in den sogen. australischen Teile des malaiischen Archipels gänzlich. (Tijdschrift der Nederlandsche Dierkundige Vereeniging, 2. Serie. IV. Deel, 3. Aufl., Juni 1894, S. 63.) Gy.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. Druck von Friedr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DER ZEITSCHRIFT „DAS AUSLAND".

HERAUSGEBER: Dr. RICHARD ANDREE. VERLAG von FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXVI. Nr. 13. BRAUNSCHWEIG. September 1894.

Zur Anthropologie der heutigen Bevölkerung Persiens.

Mitgeteilt von C. Hahn. Tiflis.

Vor kurzem erschien in Moskau ein Buch unter dem Titel „Sowremennoje sostojanie nacelenja Persij" von N. P. Danilow, in welchem der Verfasser, welcher fünf Jahre lang als Arzt bei der russischen Gesandtschaft in Teheran fungierte, eine Reihe von interessanten Beobachtungen mitteilt, die wir hier im Auszuge wiedergeben. Wir richten dabei unser Augenmerk hauptsächlich auf die physiologischen und anthropologischen Besonderheiten der jetzigen Perser. Die Erforschung dieses Volkes bietet jedenfalls ein nicht geringes Interesse, namentlich auch deshalb, weil in neuerer Zeit viele Forscher Persien für die Heimat aller europäischen Völker halten.

Abgesehen von einer ganzen Menge von arischen Völkern, welche Persien zu verschiedenen Zeiten überfluteten, beginnen seit Anfang des 7. Jahrhunderts die Einfälle ganz fremder Stämme, welche eine Veränderung des reinen iranischen Typus mit sich brachten. Von Norden her kamen türkische Stämme, von Süden Araber, Juden und Assyrier. Endlich wurde Persien zu verschiedenen Malen von den anzählligen Scharen der Mongolen überschwemmt. Später noch haben wir der Streifzüge der Usbeken, Afghanen etc. nach Persien Erwähnung zu thun. Aus allen diesen historischen Daten folgt, dafs in Persien eine angeheure Vermischung des Blutes vor sich gegangen sein mufs, und dafs wir in der gegenwärtigen Bevölkerung einen reinen Typus vergeblich suchen werden. Wir finden in dem Konglomerat der verschiedenen in Persien ansäfsigen und nomadisierenden Völkerschaften keinen einzigen reinen Perser, und es ist wohl kein Zufall, dafs die jetzigen Perser sich niemals selbst diesen Namen beilegen, sondern sich stets als Achl-e-iran, d. i. Bewohner von Iran, nennen; das Land selbst heifst bei ihnen nie anders als Iran.

Ziehen wir aufserdem noch klimatische, geographische und sociale Bedingungen in Betracht, so wird uns die ungeheure Mannigfaltigkeit der persischen Stämme, wo man allein an die 70 nomadisierende Völker zählt, erklärlich. Die Erforschung wenigstens eines Teiles derselben hat sich N. P. Danilow zur Aufgabe gestellt; er ist der erste Russe, der in Persien für die Anthropologie gearbeitet hat. Untersucht wurden von ihm 19 Kurden, 34 Adjerbeidschaner und 99 Perser. Zu den Persern rechnet man bekanntlich die Ischtigarden, Mesleganer, Loren, Bachtiaren, Susaner, Perser, Pachietier etc.

Die Adjerbeidschaner, welche den nordwestlichen Teil von Persien bewohnen, zeichnen sich durch kräftigen Körperbau, hohen Wuchs und dunkle Farbe der Haare und der Augen aus. Sie sind ansäfsig und beschäftigen sich mit Ackerbau, Gartenbau und Viehzucht. Die Adjerbeidschaner bilden das Hauptkontingent der persischen Ambalen (= Arbeiter), welchen wir so häufig in den Seestädten am Kaspischen Meere und in Transkaukasien begegnen. Es sind kräftige, unermüdliche Arbeiter, welche sich vor keiner Mühe scheuen. Man zählt sie zu den Tataren nur deshalb, weil sie einen türkischen Dialekt sprechen; doch gleichen sie in ihrem äufseren Typus den Tataren ganz und gar nicht, auch die anthropometrischen Daten weisen auf ihre Angehörigkeit zu der iranischen Gruppe hin; Danilow ist sogar der Ansicht, dafs gerade sie am reinsten den iranischen Typus erhalten haben, obgleich sie sich die türkische Sprache angeeignet.

Im Norden, am Ufer des Kaspischen Meeres, wohnen die Talyschen. Sie sprechen einen Dialekt der persischen Sprache; in physischer Hinsicht sind sie wenig erforscht. Nach der Aussage Chanikows, welcher in den 50er Jahren Untersuchungen anstellte, wurde am Kaspischen Meere schon unter den ersten Seldschukenherrschern der türkische Stamm Kiptschak angesiedelt. Ebenso sind die benachbarten Bewohner von Giljan und Masanderan in anthropologischer Hinsicht wenig erforscht. Es ist nur bekannt, dafs sie sich in ihrem äufseren Typus und in Sprache wenig voneinander unterscheiden. Sie sind von mittlerem Wuchse, die Farbe der Haare und Augen ist heller, als bei den übrigen Bewohnern Persiens. Ihre Haut ist auffallend bleich und ihre Bewegungen zeigen grofse Schlaffheit, was wohl dem ungesunden Klima der sumpfigen Gegend zuzuschreiben ist. In den Gebirgsgegenden von Masanderan dagegen wohnt ein lebhafteres und energischeres Volk, bei welchem man zwei Typen unterscheiden kann. Der eine Typus ist kräftig gebaut, breitschultrig, sehr stark behaart, der andere Typus dagegen ist schlanker, hat dunkles Haar, schwarze Augen, schmales, trockenes Gesicht, lange, leicht gebogene Nase und spitzes Kinn. Im Osten der Provinz Adjerbeidschan, in der Provinz Chamse, hat die Bevölkerung den gewöhnlichen iranischen Typus, aber hier stofsen wir auch auf Halbnomaden, bei denen mongolische Züge klar zu unterscheiden sind: sehr breites Gesicht, breite Nasenwurzel etc.

Im Nordosten von Persien, in der Provinz Chorasan, wohnen die Tadschiken und Nomaden. Über die Tadschiken ist wenig bekannt, auch ist ihre Herkunft dunkel. Die meisten Gelehrten (und mit ihnen auch Chanikow) halten dieselben für ziemlich reine Iraner, hauptsächlich auch darum, weil die erste uns bekannte Wohnstätte der Iraner sich eben da befand, wo jetzt Chorassan liegt. Dr. Danilow dagegen bestreitet diese Meinung, da nach

Digitized by Google

seiner Ansicht den Tadschiken die typischen Merkmale der Iraner abgehen. Die genannten Stämme sind ansässig, aber aufserdem finden wir in Persien unter die ansäfsige Bevölkerung eine Menge Nomaden eingesprengt.

Es ist bekannt, dafs Persien ein Hochplateau darstellt, von Gebirgsketten durchzogen, deren Gipfel sich bis über 4000 m erheben und mit ewigem Schnee bedeckt sind. Diese Gebirgsketten ziehen sich teils längs des Kaspischen Meeres hin, teils haben sie die Richtung von Nord west nach Südost und liegen an den Rändern des Landes. Auf diese Weise lassen diese Gebirge die feuchten Winde nicht in das Land eindringen, dessen inneres sandige salzhaltige Wüsten darstellt. Hier wohnen die Nomadenvölker, während die ansäfsige, ackerbautreibende Bevölkerung die Gebirgsthäler inne hat, in welchen sich eine künstliche Bewässerung der Gärten und Felder veranstalten läfst. Im allgemeinen hat Persien überhaupt wenig Wasser, Seen sind selten, der gröfste See ist der Urmia im äufsersten Nordwesten; ebenso sind die Flüfse im Verhältnis zur Ausdehnung des Landes sehr wenig zahlreich.

Nomadenvölker zählt man im Lande etwa 70. Dr. Danilow spricht nur von den bedeutendsten derselben. Einer der interessantesten Stämme sind die Kurden, welche man wegen ihrer Sprache und auf Grund anthropologischer Daten zu den Iraniern zählt. Nach der Aussage Danilows unterscheiden sich die Kurden von allen andern Iraniern durch ihren kühnen, offenen Blick, stolze Haltung, durch die sehr häufige Adlernase und etwas hervortretende Backenknochen. Gröfstenteils sind sie Halbnomaden. Sie haben meist kischlaks oder serchedli, d. i. Winterquartiere, in deren Nähe ihre Felder und Gärten liegen; hier finden wir meist kleine Häuser, obgleich es auch noch Geschlechter giebt, welche selbst im Winter in Zelten wohnen; andere wieder überwintern in Erdwohnungen, die sie in kürzester Zeit mit Hilfe von Feldsteinen errichten. Übrigens ist Viehzucht die Hauptbeschäftigung der Kurden, mit Garten- und Feldbau beschäftigen sie sich wenig.

Die Kurden sind Sunniten, d. h. sie bekennen sich zu der Religion achl-chak. Diese Religion hat einiges mit dem Buddhismus gemein. Diese reine, hauptsächlich auf die Moral gerichtete Lehre, welche keine äufseren religiösen Gebräuche hat, wird von den Schiiten verfolgt.

Die Loren sind ein unabhängiger kriegerischer Stamm, welche den südlichen Teil Persiens, die Provinz Loristan, bewohnen. Auch sie gehören der Sprache und den anthropologischen Daten nach zu den Iraniern.

Die Bachtiaren sind nach allem gemischten Ursprungs. Die Kopfform ist brachykephal, weshalb der französische Gelehrte Houssay sie zu den Mongolen-Semiten (?) zählt.

Im Süden wohnen die Susaner, welchen dunkle Haut und krauses Haar eigen ist. Nach Quatrefage gehören sie zu dem dravidischen Zweige der indomelanesischen Negritos, an welche sie durch ihren kleinen Wuchs, ihre schwarzen krausen Haare, die Form der Nase und dunkle Hautfarbe erinnern. Diese dunkle Hautfarbe und breite plattgedrückte Nase finden wir auch bei den Afscharen, einem Nomadenstamme in der Nähe der Stadt Schiras. Die nördlichen Perser nennen ihre südlichen Landsleute kaka-sija, d. h. „schwarze Brüder".

Weiter erwähnt Danilow ganz kurz die Araber, die chaldäischen Aisoren, die Gebern u. s. w. Von letzteren werden wir weiter unten etwas eingehender sprechen. Der Verfasser hat in Persien fünf Gebernschädel bekommen können und sie ausgemessen. Einstweilen sagen wir nur, dafs die Gebern (Feueranbeter in Persien) Langköpfe sind, während ihre Verwandten, die Parsen in Bombay, nach den Messungen eines englischen Forschers, brachykephalen Typus haben. Die Gebern nehmen mehr und mehr ab, da sie vielfach die im Lande herrschende Religion annehmen und sich mit der übrigen Bevölkerung vermischen. Aufserdem hat Danilow Messungen bei 22 Subjekten eines ansäfsigen Stammes vorgenommen, welcher sich Chelladsch nennt. Obgleich sie türkischen Ursprungs sind, so unterscheiden sie sich doch wesentlich von den Turkvölkern, da unter ihnen brachykephale Subjekte selten sind. Die Beimischung iranischen Blutes bei diesem Stamme, welcher sich Mesleganen nennt (nach dem mesleganischen Bezirk, wo sie wohnen), ist sehr bedeutend.

Die Iachtigarden sind von hohem Wuchse und sprechen einen besonderen Dialekt, welchen niemand von den Nachbarn versteht. Nach den Forschungen von Korsch und Schnkowski ist ihre Sprache nichts anderes, als ein Dialekt der altpersischen Sprache. So erscheinen sie unter den Bewohnern von Persien als einer der interessantesten Stämme.

Wir gehen jetzt zu den Resultaten der physiologischen und anthropologischen Untersuchungen des Dr. Danilow über.

Die Hautfarbe erwies sich bei allen Subjekten der verschiedensten Stämme als gelblich und ist an offenen Stellen, im Gesicht, an den Händen etc. ausgesprochener, als an den verdeckten. Diese gelbliche Farbe hängt nach Danilow offenbar mit dem Einflusse der Sonnenstrahlen zusammen, was dadurch bestätigt wird, dafs Europäer, welche einige Jahre in Persien leben, das gleiche Hautkolorit bekommen, während umgekehrt bei denjenigen Persern, welche längere Zeit in einem mehr gemäfsigten Klima wohnen, die Haut rosige Färbung annimmt. Die Haut ist bei 69 Proz. behaart, jedoch erscheinen die Haare erst nach dem 30. Lebensjahre. Die Behaarung war aber nur bei $4^1/_2$ Proz. eine bedeutende. Am meisten entwickelt ist die Behaarung des Körpers bei den Kurden, dann bei den Mesleganern, am wenigsten bei den Persern.

Die Entwickelung der subkutanen Fettzellen bei den Bewohnern von Persien ist sehr gering. Fette Subjekte wurden nur 2,6 Proz. beobachtet. Überhaupt neigen die Iraner nicht zu Fettleibigkeit. Schnurr- und Backenbart erscheinen ziemlich spät. Erst nach dem 30. Jahre hat der Backenbart mittlere Gröfse.

Das Haupthaar wird bei den Kindern nicht geschoren, dagegen rasieren die Erwachsenen die Mitte des Kopfes von der Stirn bis zum Nacken und lassen an den Schläfen die Haare stehen, ähnlich wie es die Juden machen. Die jungen Stutzer pflegen diese Haarbüschel sehr sorgsam und suchen denselben möglichst viel Glanz und Röte zu geben. Krauses Haar wurde im ganzen bei 2,1 Proz. gefunden.

Die Farbe des Haares ist schwer zu bestimmen, da die Perser dasselbe mit Chenna rot färben. Nur bei einem Drittel konnte der Autor die natürliche Farbe der Haare feststellen: ein Subjekt hatte dunkelrotes Haar, alle andern 53 Individuen dunkles Haar der verschiedensten Nuancen. Blondes Haar ist sehr selten.

Die Farbe der Augen ist sehr mannigfaltig, doch waren bei 94,7 Proz. die Augen dunkel (schwarz oder dunkelbraun), 3,3 Proz. hatten grünliche, 2 Proz. graue Augen. Blaue Augen kommen nicht vor.

Die Lippen sind mittelgrofs bei 57,9, grofs bei 28,9, ganz klein bei 13,2 Proz.; grofse Lippen herrschen vor bei den Persern, mittelgrofse bei den Kurden, kleine bei den Adjerbeidschanern. Grofse Zähne hatten 21,3, kleine 19,3 Proz.; die Mehrzahl (59,3 Proz.) hatte Zähne von

Digitized by Google

mittlerer Größe; 84,7 stauden vertikal, 15,3 Proz. hatten eine leichte Neigung; bei 55,1 waren die Zähne gesund, abgerieben bei 25,7 und kariös bei 19,2 Proz. Die schlechtesten Zähne erwiesen sich bei den Mesleganen, während dieselben bei den Adjerbeidschanern, Persern und Ischtigarden verhältnismäßig gut waren.

Der Wuchs war bei den meisten Individuen etwas über Mittel; der Durchschnittswuchs 1665 mm. Die größten Subjekte fand Danilow bei den Adjerbeidschanern 1701 mm, dann bei den Ischtigarden 1662 mm, dann kommen die Perser mit 1659 mm, die Kurden mit 1648 mm und zuletzt die Mesleganer mit 1640 mm.

Dr. Danilow begnügte sich übrigens nicht mit eigenen Messungen; er sammelte das betreffende Material noch bei andern Forschern, wie Chantre, Pantjuchow, Houssay, Nasonow, Fedschenko etc., und so erwies sich der mittlere Wuchs der Kurden = 1683, der Adjerbeidschaner = 1696, der Perser = 1656 mm (unter letzteren sind die verschiedenen persischen Stämme verstanden). Es ergiebt sich auf diese Weise als mittlerer Wuchs der Bevölkerung von Persien 1678 mm. Auffallend ist der niedere Wuchs der südlichen Bevölkerung. Da der Wuchs und seine Vererbung in der Anthropologie eine große Rolle spielt, so mag es interessant sein, den Wuchs der Iraner in Persien mit dem Wuchse der Iraner in andern Gegenden zu vergleichen. Die Tadschiken in Fergan messen 1707 mm, die Tadschiken von Samarkand 1716 mm, die Tadschiken von Sarjawschan 1734 mm, die Galtschen (= Bergtadschiken) 1668 mm, die Ossetен im Terekgebiete 1695 mm, die Sarten von Sarjawschan 1691 mm, die Sarten vom Kuldscha 1663 mm und die Afghanen 1681 mm.

Sarten und Afghanen werden von vielen nicht zu den Iranern gezählt und als besondere Gruppen gerechnet, jedoch läßt sich nicht leugnen, daß namentlich die Sarten den Iranern sehr nahe stehen, besonders zeigen sie große Ähnlichkeit mit den Tadschiken, obgleich sie eine der türkischen verwandte Sprache sprechen. Jedenfalls kommen wir auf Grund obiger Daten zu der Überzeugung, daß die Iraner im Wuchse sehr wenig verschieden sind.

Was die Kopfmessungen anbelangt, so erweist es sich, daß die Bevölkerung von Persien mesokephal ist, jedoch mit größerer Neigung zur Dolichokephalie. Auf einer Menge von Daten fußend, kommt Danilow zu dem Schlusse, daß diejenigen Stämme, welche mehr isoliert und weniger der Mischung unterworfen sind, in größerer Anzahl den dolichokephalen Typus beibehalten haben, was darauf hinweist, daß als Grundelement in Persien der dolichokephale Typus zu betrachten ist. Das beweist auch der Umstand, daß die dolichokephalen Gruppen in der Bevölkerung regelmäßiger verteilt sind, als die brachykephalen. Daß aber im Durchschnitt dennoch die Mesokephalie vorherrscht, weist auf größere oder geringere Beimischung des brachykephalen, d. i. des turkomongolischen Elementes hin.

Der größte Längendurchmesser beträgt bei von Danilow gemessenen Subjekten 188 mm und variiert zwischen 168 und 201 mm. Ein ähnliches Maß haben die Kalmyken-Torgouten, die Danganen, die Tadschiken von Samarkand mit 188 mm, die Perser, Osseten im Terekgebiete und die Tataren am südlichen Ufer der Krim mit 189 mm, ein ähnliches Maß finden wir auch bei vielen Bergvölkern des Kaukasus, den Kabardinern, Schapsugen, Lesghiern, Balkaren, Tschetschenzen, Urusbiern etc.

Der Querdurchmesser ist nach Danilow bei den Bewohnern von Persien sehr klein; er beträgt im Mittel = 146 mm bei 162 Maximum und 132 Minimum. Kleiner als hier finden wir diesen Durchmesser nur noch bei den Afghanen und Danganen. Der horizontale Umfang des Kopfes weist im Mittel 559 mm auf, Minimum 510, Maximum 600 mm, das größte Maß zeigten die Mesleganer und Adjerbeidschaner (561 mm), das geringste die Ischtigarden (555 mm).

Das Gesicht (d. i. die Linie von den Haarwurzeln bis zum Kinn) mißt im ganzen 186 mm; das kürzeste Gesicht fand sich bei den Mesleganern mit 179 mm, das größte bei den Adjerbeidschanern mit 189 mm. Die relative Größe des Gesichtes im Verhältnis zum Wuchse zeigt unbedeutende Schwankungen, bei den Adjerbeidschanern drückt sich dieses Verhältnis zum Wuchse mit der Zahl 11,1 Proz. aus, bei den Mesleganern 11,4, bei allen übrigen 11,3 Proz. So erweist sich das größte relative Gesicht bei den Mesleganern, bei denen die absolute Größe desselben die geringste ist. Von den Gesichtsteilen ist am wenigsten entwickelt der mittelste (die Nase), am meisten der unterste. Die kleinste Stirn wiederum haben die Kurden, die größte die Adjerbeidschaner. Die Breite des Gesichtes beträgt im Mittel 138 mm, am bedeutendsten ist sie bei den Adjerbeidschanern und Mesleganern, nämlich 139 mm. Die Beziehung zur Gesichtslänge macht im Durchschnitt = 74,4 Proz., wenn wir die betreffenden Zahlen bei den Mongolen mit 158 resp. 85,2 mm dagegen halten, so sehen wir den großen Unterschied zwischen dem Gesicht des Iraners und des Mongolen.

Von andern zahlreichen interessanten Messungen erwähnen wir hier noch die Größe des Umfanges der Brust. Es erweist sich, daß solche bei den Bewohnern Persiens sehr bedeutend ist und im Mittel 862 mm beträgt. Bei den eigentlichen Persern finden wir das geringste Maß, nämlich 843 mm, das größte dagegen bei den Adjerbeidschanern mit 900 mm. Das Verhältnis zum Wuchse ist sehr günstig, nämlich 51,9 Proz., d. h. es übertrifft die Hälfte des Wuchses. Aus den Adjerbeidschanern werden die besten Regimenter der persischen Armee formiert.

Die absolute Länge der Hände beträgt 765 mm, die relative Größe weist die Zahl 48,5 auf. Es ist dies ein beträchtliches Maß. Die längsten Hände und Füße haben die Adjerbeidschaner mit 787 resp. 891 mm (? Red.).

Ehe wir mit den allgemeinen Folgerungen schließen, welche der Autor aus seinen Forschungen zieht, wollen wir den Leser noch in Kürze bekannt machen mit dem Schlußkapitel der Arbeit von Dr. Danilow. (Einige Daten über die Schädel der Perser und Gebern.) Viele Forscher, unter andern auch der berühmte Reisende Elisejew, halten die Gebern für die reinsten Repräsentanten der Perser. Es gelang dem Autor, fünf Schädel von dem Kirchhofe „Kala-Gebri" zu bekommen, welcher südlich von Teheran in den Bergen liegt.

Die Messung dieser Schädel hat ergeben, daß sie alle die Merkmale haben, durch welche die Schädel der gegenwärtigen und besonders der alten Bevölkerung des Kaukasus sich charakterisieren. So stehen also nach den anthropometrischen Daten die Iraner Persiens in naher Verwandtschaft mit den kaukasischen Völkern, worauf auch die Linguisten hinweisen. Die Anthropologie bestätigt ebenfalls die Angaben der Geschichte, daß das iranische Element das Hauptelement der Bevölkerung Persiens ausmacht. Doch liegt eine starke Beimischung türkischen Blutes vor.

Im allgemeinen ist der Wuchs des Persers höher als das Mittel, die Kopfform ist dolichokephal; brachykephale Subjekte findet man selten. Die Stirn ist meist eng und niedrig, das Gesicht länglichoval, die Nase mittelgroß, der untere Teil des Gesichtes bedeutend entwickelt.

Digitized by Google

Der Wuchs ist gut und proportional. Der Brustkorb und die Ausdehnung der Lungen zeigt ansehnliche Größe. Füße und Hände sind sehr lang.

Das Material, welches Dr. Danilow für die Wissenschaft herbeigetragen, ist ein bedeutendes und wertvolles, erlaubt aber immer noch nicht endgültige Schlüsse in verschiedenen Beziehungen. Künftige Forscher müssen dieses Material vervollständigen. Namentlich interessant wäre es, die von verschiedenen europäischen Forschern erwähnte Thatsache, daß die Perser auf dem Aussterbeetat stehen, zu kontrollieren. In geistiger Beziehung steht der Perser höher, als der Türke und viele andere vorderasiatische Völker, wird aber nichtsdestoweniger von türkischen Völkern mehr und mehr verdrängt. Verdienstvoll wäre es, die Gründe dieser Erscheinung nachzuweisen.

Catats Reisen im nördlichen Madagaskar.

II.

Die Stadt Majunga liegt auf einer nach Süden gerichteten Halbinsel, die zwei schmale Meeresarme hier aus dem Festlande herausschneiden. Die flache Küste ist einer starken Erosion ausgesetzt, die besonders zur Flutzeit den weichen Thonboden kräftig angreift, dadurch die Grenzen des Meeres rasch vorrückt — für einen Teil der Stadt berechnet Catat dies Vorrücken auf mehrere hundert Meter innerhalb zweier Jahre — und so einen Teil der Stadt in ihrem Bestande bedroht, während sie gleichzeitig den Hafen durch den Niederschlag des abgewaschenen Materiales zu verschlammen droht. Doch liegt diese letztere Gefahr noch in weiter Ferne: vorläufig ist der Hafen Majungas auf weite Erstreckung an der Westküste der beste und zieht daher den Handel derart an sich, daß die Stadt, ähnlich wie Tamatave an der Ostküste, sich in raschem Aufblühen befindet. Freilich beherbergt die flache Küste viele Sümpfe, die den Ort zu einem sehr ungesunden Aufenthalt machen, ganz abgesehen von der Hitze, die hier einen so hohen Grad wie selten auf der Insel erreicht. Auch das Trinkwasser, das aus Brunnen gewonnen wird, ist ungesund und von üblem Geschmack, auch oft etwas brackisch.

Die Bevölkerung Majungas ist, wie bei einer so ausgeprägten Handelsstadt natürlich, buntgemischt. Im Centrum haben sich die Fremden angesiedelt, während auf der östlichen und westlichen Seite die malagassischen Elemente in Hütten hausen, deren Banart ebenso bunt gemischt ist wie die Stämme, denen sie gehören: neben den Sakalaven, die aber meist nur vorübergehend des Handels wegen hier verweilen, findet man Hova und Makoa, neben Hütten aus Hyphaenestämmen solche aus Erde oder Rotholz. Die Mitte der Stadt nehmen die geräumigen steinernen Bauten der Inder, Sansibariten, Mohammedaner und Europäer ein. Die Menge und die Bedeutung dieser fremden Elemente zerstören den malagassischen Charakter der Stadt und lassen sie wie eine fremdländische Kolonie erscheinen. Von besonderer Wichtigkeit ist das mohammedanische Element, dessen Bedeutung in demselben Maße zunimmt, in dem die Sakalaven sich der Herrschaft der Hova zu entledigen beginnen. Wie die Eingeborenen des afrikanischen Kontinentes, assimilieren sich auch die Sakalaven willig der mohammedanischen Religion, die sie als eine höhere anerkennen und durch deren Annahme sie sich selbst zu adeln glauben und sich für berechtigt halten, auf die übrigen Malagassen verächtlich herabzublicken. Natürlich ist die Annahme des Islam zunächst eine rein äußerliche, die sich auf die Anerkennung seiner Satzungen, abgesehen vom Verbot des Alkoholgenusses, beschränkt. Den größten Vorteil von dieser Wandlung haben die Mohammedaner, die überall an der Küste sich den leitenden politischen Einfluß erwerben, teilweise sogar eigene Sultanate gründen. Sie sind übrigens fast nie Araber, sondern stammen meist von den Komoren und haben selber erst vor kurzem den Islam angenommen.

Fig. 8.

Von Majunga ging er in einem Bogen um die gleichnamige Bucht herum durch schwach gewelltes, mit lichtem, buschigem Walde bestandenes Gebiet nach Marovoay.

Dieser Ort, der 4000 Einwohner zählt, zeigt in seiner Bevölkerung eine ähnliche Buntheit wie Majunga. Sein lebhafter Handel entspringt vor allem den vielen Reiskulturen der Umgegend, die hier infolge der alljährlich von den Flüssen abgesetzten Alluvionen trefflich gedeihen. Für den weiteren Export wandern die Produkte meist zunächst nach Majumba, dessen große Firmen hier Vertreter halten. Diese Reisfelder bieten übrigens für den Marsch große Schwierigkeiten: ganz abgesehen von der Zeit, wo sie überschwemmt sind, ist auch während der übrigen Jahreszeit ein Teil des Bodens mit stehengebliebenem Wasserlachen bedeckt, während der übrige Boden unter den senguenden Sonnenstrahlen klaffende Spalten bildet, deren Ränder bei jedem Fußtritt nachgeben.

Auf dem Wege von Marovoay nach Antananarivo, dessen Itinerar hier wiedergegeben ist (Fig. 8), folgten drei Vegetationszonen aufeinander. Zunächst in geringer Breite der Urwald, der bald hinter Marovoay begann, aber schon vor Befotaka wieder endete. Südlich vom 17. Breitengrade, etwas vor Malatsy, begann das trockene, vegetationsarme Gebiet des centralen Hochlandes. Dazwischen endlich ein Übergangsgebiet.

Digitized by Google

Der Aufstieg von der Küste nach dem inneren Hochlande erfolgt bei Mevantanana, das trotz seiner beträchtlichen Entfernung von der Küste nur 170 m über dem Meeresspiegel liegt, sehr langsam. Von da ab nimmt die Gegend einen steilen, felsigen Charakter an, der sich auch in den Flufsläufen ausprägt. Der Ikopa z. B., ein linker Nebenflufs des Betsiboka, hört schon vor dem 17. Parallel wegen seiner Stromschnellen auf, er sich nur langsam erholte, längere Zeit in einer Sänfte getragen werden.

Politisch ist fast das ganze durchzogene Gebiet den Hova unterthänig, die ihrer Herrschaft durch eine Anzahl im Lande verstreuter Militärposten Nachdruck verleihen. Für diese Forts wählen sie aus Sicherheitsgründen mit Vorliebe die Höhenlage, obschon diese den Nachteil mit sich bringt, dafs die Siedelung von allen

Fig 9. Wasserfälle des Ikopa bei seinem Austritt aus dem Hochlande.

fahrbar zu sein (Fig. 9). Der eigentliche Aufstieg aber findet erst zwischen Malatsy und Kinajy (1040 m) statt. In letzterem Orte mufste das leicht befestigte Thor durchzogen werden, von dem Fig. 10 eine Abbildung zeigt.

Der wichtigste Ort auf der ganzen Route ist Mavatanana mit 1500 Einwohnern, Sitz eines Hovagouverneurs, der von hier aus die Umgegend regiert. Zwei grofse Thore eröffnen den Zutritt zu der Stadt, die im übrigen sowohl durch künstliche Befestigungen, die aus einer dichten Kaktushecke und einem Graben bestehen, wie durch tiefe Spalten, welche atmosphärische Einflüsse in dem Thonboden hervorgerufen haben, vor unwillkommenen Besuchern geschützt ist. Die verhältnismäfsig zahlreiche Bevölkerung ist hauptsächlich längs einer von Westen nach Osten gerichteten Hauptstrafse angesiedelt, neben den primitiven Hütten der Eingeborenen gewahrt man auch hier Häuser aus Erde oder rohen Backsteinen, welche sich Hovakaufleute oder handeltreibende Inder haben erbauen lassen. Übrigens zeichnet sich der Ort durch seine Hitze und sein ungesundes Klima aus, welches wohl mit auf Rechnung der Nähe des Betsiboka kommt. Catat zog sich hier einen starken Anfall von Malaria zu, von der er bisher glücklich verschont geblieben war, und mufste, da

Fig. 10. Thor von Kinajy.

Wassergelegenheiten ziemlich entfernt ist. Der Gouverneur von Mavatanana ist übrigens bei seinen Unterthanen mehr gefürchtet als geliebt, und zwar wegen der schweren Frohndienste, die er über sie verhängt. Eine Folge dieser verhafsten Frohndienste ist die zunehmende Entvölkerung der Gegend durch Auswanderung. Manche Eingeborenen entfliehen auch zu den das Land durchstreifenden Räuberbanden, die so in ihrer Menge und Macht gestärkt werden und ihrerseits wieder, indem sie eine grofse Unsicherheit hervorrufen, die besonders den Handel beeinträchtigt, den Rückgang der Bevölkerungsmenge verstärken.

Die Bevölkerung besteht teils aus Hova, teils aus Sakalaven (Fig. 11). Die letzteren verschwinden in dem Mafse, in dem man sich von der Küste entfernt. Diese Sakalaven sind bekanntlich von der europäischen Kultur noch weniger berührt, als manche andern Stämme, und zeigen dem Ethnographen daher noch manche Sitten, die anderswo bereits erloschen sind. So fand Catat auf dem Wege nach Majunga bei ihnen einmal die Leichname zweier neugeborener ausgesetzter Kinder — ein Zeichen einer Sitte, die einst über die ganze Insel verbreitet war, heute noch bei den Sakalaven sich erhalten hat. Eine merkwürdige Sitte haben die Sakalaven auch

Digitized by Google

bei der Bestattung: sie lassen nämlich den Toten sich seine letzte Ruhestätte selber wählen. Sobald jemand den letzten Atemzug gethan hat, wird er in sein Totengewand gehüllt und, in eine Anzahl Matten eingewickelt, von den Trägern fortgetragen; in der Richtung, die sie einschlagen, lassen sie sich dabei durch die Stöße bestimmen, die sie vom Toten zu empfangen, und in denen sie den Ausdruck seines Willens zu erkennen glauben. So bewegt sich die Schar in einem merkwürdig taumelnden Zickzack, das den Kundigen an die Bewegungen eines Gedankenlesers erinnern mag, in dem Unkundigen aber den Verdacht übermäßigen Alkoholgenusses hervorruft, vorwärts, bis die Stöße aufhören; dann wird der Leichnam niedergelegt, um später an dieser Stelle, die er sich so selbst gewählt hat, feierlich bestattet zu werden. Bei der Hast, mit der jene Procedur vorgenommen wird, soll es gelegentlich vorkommen, daß der angeblich Verstorbene noch lebend fortgetragen wird und nun wirklich seinen Trägern durch krampfhafte Bewegungen unwillkürliche Stöße mitteilt; in ähnlichen Vorkommnissen mag auch der Ursprung jener Sitte zu suchen sein.

Die Grabstätten der Sakalaven haben teils die Gestalt viereckiger Pyramiden, deren Wände aus Holz, und zwar im Gegensatz zu denen der Betsimisiraka nicht aus dünnen Latten, sondern aus dicken Pfählen hergestellt sind, teils bilden sie rechtwinkelige Parallelepipeda, auf deren einem, meist dem östlichen Ende, sich ein großer Stein als Zeichen des darunter sich befindlichen Kopfes erhebt.

An den auf der Insel weit verbreiteten Steinkultus finden sich auch bei den Sakalaven Anklänge. An die weit verbreitete Sitte der durch Wanderer aufgetürmten Steinhaufen erinnert es, wenn Wanderer, um ihre Reise zu einer glücklichen zu machen, kleine Kiesel- oder andere Steine neben ihrem Pfade auf Baumzweigen niederlegen. Statt dessen wird auch wohl auf einem größeren Felsen durch eine Anzahl darauf gelegter kleinerer Steine eine Stange befestigt, die an ihrem oberen Ende einen Tuchlappen trägt. Auch auf frischen Gräbern findet man diese letztere Verzierung.

Fig. 11. Sakalava Frau aus Marovoay.

In Tananarivo wohnte Catat der Feier des Fandroana bei — des wichtigsten Festes der Hova. Diese lieben übrigens, bei ihrer Neigung zum Müssiggang, alle Festlichkeiten sehr, und so hatten sich die Bewohner der Hauptstadt auch an der Centenarfeier der französischen Revolution, die von den anwesenden Franzosen im Frühjahre 1889 veranstaltet war, eifrig beteiligt. Als Tag des Fandroana, der alljährlich durch einen besonderen Erlaß der Regierung bestimmt wird, war diesmal der 22. November festgesetzt. Fünf Tage vorher und nachher darf kein Tier geschlachtet werden, auch müssen geschiedene Eheleute so lange zusammenleben. Auch das politische Leben erfährt einen Stillstand von etwa 40 Tagen. Als Vorbereitung dienen gewisse Reinigungsfeierlichkeiten, die seit der Annahme des Christentums nur um so eifriger in der Stille vollzogen werden. Die Feierlichkeit selbst besteht zunächst in einem allgemeinen Beglückwünschen und Beschenken, besonders von Tieferstehenden an Höhere. Den größten Raum unter den Geschenken nehmen dabei Ochsen ein. Die Königin empfängt viele Hunderte von ihnen, die sorgfältig zu diesem Zwecke gemästet sind, als Geschenk, und ihrerseits verschenkt sie eben so viele an das Volk. In der Nacht ist die ganze Gegend von Fackeln erhellt, die von der umherschwärmenden Bevölkerung getragen werden. Der folgende Tag ist der feierlichen Anrufung der Toten gewidmet. Am Abend des ersten Festtages findet im Hofe der Königin eine große Feierlichkeit statt, bei der stundenlang in Gesang und Rede die Verdienste der Königin gepriesen werden, die dabei offenkundige Anzeichen der Langweile von sich giebt und zum Zeitvertreib große Massen Tabak kaut. Ein von der Königin abseits genommenes Bad und ein öffentlich von ihr eingenommenes Essen bilden den Kern der Feier, bei der bezeichnender Weise europäische Stoffe verboten sind und nur einheimische, freilich nach europäischem Schnitt getragen werden.

Die Umgegend Antananarivos wird von einer fruchtbaren Ebene gebildet, die ehemals während der Regenzeit den Überschwemmungen des Ikopa ausgesetzt war. Mit dem Wachsen der Bevölkerungsmenge mußte man dieses Gebiet für den Anbau zu gewinnen suchen. Dazu wurde der Ikopa eingedeicht, das umgebende Land aber mit Kanälen durchzogen, die mit dem Ikopa kommunizieren: so entstanden vortreffliche Felder für den Reisbau. Leider durchbrechen die Wässer des Ikopa aber fast jedes Jahr die Deiche, zum schweren Schaden für die Ernte. In der weiteren Umgebung der Hauptstadt fesseln zwei Punkte unsere Aufmerksamkeit: das Kollegium der Jesuiten und das Siechenhaus für die Leprosen. Das erstere liegt auf einem Hügel im Osten Tananarivos und enthält außer einer Schule, in der eingeborene Kinder von französischen Vätern unterrichtet werden, ein Observatorium für meteorologische und astronomische Zwecke. Das Siechenhaus ist von französischen Missionaren als Asyl für die unglücklichen Opfer der Lepra (Fig. 12) errichtet, die auf dem centralen Plateau und seinem östlichen Abhange stark verbreitet ist, während sie an der Küste und im Westen ziemlich selten auftritt; dafür leidet der Westen freilich unter der Elefantiasis der Araber. Die Malagassen kennen gegen die Lepra, wie unser Mittelalter, kein anderes Mittel als strengste Isolierung; wenn trotzdem die Krankheit an Ausbreitung nicht verliert, so beruht das zum Teil auf der allgemeinen Unreinlichkeit und den schlechten hygieinischen Bedingungen vieler Siedelungen, zum Teil entspringt sie einer

Digitized by Google

irrtümlichen Auffassung, die viele leprose Erkrankungen für blofse Hautkrankheiten hält.

Catat verlebte die ganze Regenzeit, die hier im Centrum der Insel von November bis April dauert, in der Hauptstadt und konnte so die aufserordentliche Regelmäfsigkeit, mit der in echt tropischer Weise die Vorgänge sich Tag für Tag abspielten, genau feststellen. Zum Ausgehen durfte er nur den Vormittag benutzen und mufste um vier Uhr wieder zu Hause sein. Um drei Uhr nachmittags begannen nämlich am Himmel, der bis dahin ziemlich heiter aussah, stellenweise sogar die Sonne durchliefs, schwere Gewitterwolken aufzuziehen, deren elektrische Spannung sich von vier bis sechs Uhr unter Sturm und Wolkenbruch entlud; abends um 11 Uhr folgte ein zweites Unwetter, und die ganze Nacht herrschte anhaltender Regen.

Fig. 12. Ein Aussätziger aus Ambohiboka.

Zum Schlusse ein Wort über die Bevölkerungsdichtigkeit. Von den eingeschalteten Itineraren enthält die Route zwischen Mananara und Majunga auf etwa 480 km 36 Dörfer, die Route zwischen Marovoay und Antananarivo auf etwa 420 km 35 Siedelungen, die Endpunkte dabei ausgeschlossen. Im Durchschnitt haben wir also alle 13 bezw. 12 km einen Ort. Die Hüttenzahl erhebt sich, von Mandritsara abgesehen, nur in einigen Orten der Küste, wie Foule Point etc. über 50. Sehen wir von diesen Ausnahmen ab, so besitzen die Siedelungen nach Catats Angaben im Durchschnitt 20 Hütten. Nehmen wir nach Catats Angabe, dafs Mandritsara 250 Hütten und 1000 bis 1200 Einwohner zählt, für die Hütte durchschnittlich fünf Köpfe an, so würden wir bei einer quadratischen Verteilung der Siedelungen noch nicht einen Menschen pro Quadratkilometer erhalten. Sicheres läfst sich freilich ohne genauere und zahlreichere Angaben über diesen Punkt noch nicht sagen. Bedenken wir aber, dafs Besson den Tanala nur eine Dichte von 2 bis 3 pro Quadratkilometer zuschreibt und dabei alle 8 km ein Dorf von 15 bis 18 Hütten fand (Globus, Bd. 65, S. 328), so müssen wir im vorliegenden Falle die Dichte jedenfalls noch unter zwei annehmen. Freilich durchzog Catat zum Teil ungünstige Gebiete: im Anfang einmal eine viertägige Urwaldwildnis, später auf dem Weg nach der Hauptstadt ein infolge der Fronddienste entvölkertes Gebiet. Jedenfalls drängt sich uns aber die Frage auf, ob nicht die heute herrschende Tendeuz zur Reduktion der afrikanischen Bevölkerungsziffern auch für die Insel Madagaskar berechtigt ist.

Die Handwerke bei den Arabern.

Von Ign. Goldziher. Budapest.

Die Beduinen der arabischen Wüste hegen wenig Achtung vor dem Handwerke und den Handwerkern. Unter diesen ist es besonders der Schmied, den ihre Verachtung trifft [1]). Burkhardt berichtet von den 'Aneze-beduinen, dafs sie das Schmiedehandwerk für herabwürdigend betrachten und ihre Schmiedebedürfnisse von Arabern besorgen lassen, die aus dem Dschôf in ihr Gebiet eingewandert sind. Niemand würde seine Tochter mit einem sonnâ' (d. h. Handwerker, Schmied) oder dem Abkömmling eines solchen verheiraten; diese heiraten nur untereinander, oder nehmen die Töchter von Sklaven der 'Aneze zu Frauen [2]). Auch viele arabische Stämme in Afrika teilen diese Verachtung vor dem Schmiedehandwerk [3]).

Die altarabische Litteratur ist überreich an Spuren dieses Gefühles.

„Fürwahr, abscheulich ist der Speisecort des Hundes —
Und fürwahr, der Schmied arbeitet an tiefem Orte" [4]).

In der Satire der altarabischen Dichter ist es gleichsam ein Gemeinplatz, jemandem, den man arg verhöhnen will, vorzuwerfen, dafs sein Ahn mit dem Blasbalg (kîr) zu thun hatte. Umejja b. Chalaf glaubt, den medinenser Dichter Hassân b. Thâbit, der sich in der mohammedanischen Litteratur als Ruhmesposaune des Propheten und als poetische Geissel seiner Feinde einen Ehrenplatz erworben, nicht sicherer treffen zu können, als wenn er ihn mit folgendem Epigramm verhöhnt:

„Wer trägt mir zu Hassan eine Botschaft, die bis nach 'Okâz
hin schleicht?
„War dein Vater nicht ein Schmied unter uns, neben den
Ständen der Weinverkäufer, von niedriger Gesinnung
in der Treue;
Ein Jemenite, der immer den Blasbalg festigte und fortwährend die Flammen des Feuers blies" [5])!

[1]) Ich habe über diese Dinge ausführlich gehandelt in meinem: Mythos bei den Hebräern (1876), S. 97 bis 106 (englische Ausgabe, S. 81 bis 89); obige Daten wollen als Nachlese zu den dortigen Ausführungen gelten.

[2]) Reise in Arabien (französische Ausgabe), III, S. 47.

[3]) Nachtigal, Sahara und Sudan, I, S. 443 bis 444.

[4]) Al-La'in al-Minkari, Lisân al'arab (s. v. bkj), XVIII, S. 86.

[5]) Al'Ajnî, IV, p. 563.

Digitized by Google

Hassān war ein Städter; in seiner Heimat waren Ackerbau und Handwerke nicht verachtete Beschäftigungen. Seine Landsleute, die auch für die Aufnahme der neuen Religion günstig gestimmt waren, hatten immerfort den Spott der Stockaraber zu erdulden [6]), die sie nicht als ebenbürtig betrachteten und mit dem verachteten Nabat gleichstellten [7]). Desto merkwürdiger und beweisender für den bloß formelhaften Wert dieser Art von Spott ist es, wenn wir beobachten, daß derselbe Hassān auch seinerseits wieder den Gegenständen seiner Feindschaft, den „Schmied“ und den „Blasbalg“, vorwirft. Auch er glaubt, die Familie des Kurejshiten Al-'Āsl b. al-Mughira, den man den „Blödesten des Kurejshastammes“ zu nennen pflegte, aufs tiefste zu erniedrigen, wenn er gegen ihn folgende Satire verbreitet:

„Schmiedessöhne! wenn ihr euch eures Stammsitzes rühmt, so prahlt ihr nur mit dem Blasbalg vor dem Thore des Ibn Gunda,

Den euer Vater errichtet hatte, noch bevor er sein Haus erbaut in Hars; so machet denn ein Geheimnis aus dem verstofsenen Schmied;

Und werfet fort die Asche des Blasbalges“ u. s. w. [8]).

Und auch sonst nennt er die Familie der Mughira „Schmiedeknechte“ (ʿabidu kujūn), deren Vater „vor dem Blasbalg die Asche sammelt [9])."

„Dies ist euer Handwerk, das seit ewigen Zeiten bekannt ist, Pfeile verfertigen und fein Kessel flicken [10])."

Auch den Dichter Nābigha läfst man in einem, sicherlich nicht echten Gedichte, den ihm unholden König Noʿmān von Hira damit verhöhnen, daſs er „der Erbe eines saʿigh“, eines Goldschmiedes sei, womit er das Epitheton des „Feiglings“ verbindet [11]). Die Philologen haben in der That herausgefunden, daſs der mütterliche Grofsvater des Königs in Fadak Goldschmied war [12]). Und auch der Muʿallaka-Dichter ʿAmr b. Kulthūm benutzt diesen Flecken, der die Abstammung desſelben Königs verunziert haben soll, zur Verspottung seiner Mutter (der Tochter eben jenes Goldschmiedes aus Fadak):

„Sulejmā erwartet doch nicht, daſs in dem Königsschloſs Chawarnak Schmiede- und Panzerverfertiger [13]) sein werden!“

und zu ihrem Sohne, dem König Noʿmān, gewendet, ruft er:

„Möge Gott verpönen den, der unter uns am nächsten ist zur Schmach, der schimpflichste ist vermöge seines (mütterlichen) Oheims und der schwächste, hinsichtlich seines Vaters;

Und der würdigste, daſs sein Oheim am Balge blase, in Jathreb (Medina), Ohrgehänge und Weiberschmuck schmiede [14])."

Der Dichter war wohl, als er dem Könige seine Schmähworte zurief, in gehöriger Entfernung von dessen Machtkreise.

In der ersten Zeit des Islam waren bei den arabischen Dichtern für Ehre und Schmach noch immer die Ideen und Gesichtspunkte des Heidentums in Geltung. Darum schwindet auch der „Schmied“ und der „Blasbalg“ nicht von der Liste ihrer Schmähworte, in welchen man leicht gewisse ständige Typen nachweisen könnte. Der Dichter Gerīr, dessen Wettstreit mit seinem Rivalen Al-Farazdak zu den fruchtbarsten poetischen Anlässen der älteren Umejjadenzeit gehörte, wirft seinem Gegner die Beschuldigung entgegen:

„Der Zügel war deinem Vater versagt, aber nicht war ihm der Blasbalg versagt.“ [15])

d. h. er war weit entfernt ein Ritter zu sein, hingegen war er ein gemeiner Handwerker. Und solche Anschauungen beherrschten zu jener Zeit auch noch die allgemeine Gesellschaft. In Kūfa war eine zum Stamme Asad gehörige Familie, nach dessen einem Mitgliede sogar eine Moschee (Simāk) ihren Namen erhielt, Gegenstand des Spottes darüber, weil sie unter ihren Urahnen einen gewissen Hālik b. ʿAmr zählte, der ein Schwertfeger gewesen sein soll [16]). Er ist der Heros eponymos für dies Handwerk; man nennt die, welche es ausüben, mit dem schwer erklärbaren Namen Hālikī [17]).

Kremer hat in grofsen Zügen die Einflüsse gekennzeichnet, unter welchen auf dem weiteren Entwickelungsgange des Islam die Handwerke aufhörten, eine bloſse Sklavenbeschäftigung zu sein, sondern in stetem Fortschritt sich ihre Stellung in der freien Gesellschaft errangen [18]). Zu diesen Faktoren ist jedoch noch der Einfluss der religiösen Weltanschauung hinzuzunehmen, welche der Verachtung vor den Handwerkeu, wie sie das heidnische Arabertum hegte, ein Gegengewicht bot. Hat ja die mohammedanische Tradition einigen Propheten Handwerke zugewiesen; die biblischen Könige David und Salomo waren berühmte Panzerverfertiger [19]).

Aber innerhalb dieser Weltanschauung bildeten sich wieder anderseits herabsetzende Vorurteile gegen bestimmte Erwerbsgattungen heraus. Man klassifizierte zunächst die verschiedenen Beschäftigungsarten nach Maſsgabe der ihnen zugemuteten Würdigkeit. Charakteristisch ist unter anderm die dem Khalifen Walid zugeschriebene Meinung, welche er in einem Sendschreiben an einen seiner Statthalter kundgethan haben soll: „Stelle den Weber und den Schuhmacher auf eine Rangstufe, auf eine andere den Schröpfmeister und den Tierarzt, auf eine andere den Trödler und Wechsler, auf eine andere den Schullehrer und den Eunuchen; der Sklavenhändler und der Satan sind auf der gleichen Stufe“ [20]).

An mehrere Einzelheiten dieser Rangordnung lieſsen sich mannigfache kulturhistorische Bemerkungen knüpfen, die bei dieser Gelegenheit zu weit führen würden, obwohl es sehr verlockend wäre, z. B. die niedrige Stellung, welche dem Pädagogen zugeeignet wird, näher zu beleuchten. Dies ist jedoch nicht der Ort dafür, da wir es hier lediglich mit den Handwerken zu thun haben. Unter diesen hat man besonders einige als sehr herabwürdigend hingestellt. „Drei Beschäftigungen — so heiſst es weiter — wurden immer nur von den niedrigsten Menschen geübt: die Weberei, das Schröpfen und die Gerberei“ [21]). Der Erwerb des Schröpfers wird in einer Tradition in einem Atemzuge mit dem „Lohn feiler

[6]) Vergl meine Muhammedanische Studien, I, S. 93.
[7]) z. B. Aghānī, XIII, 120, 5, nabat bi-Jathrib.
[8]) Diwān des Hassān ed. Tunis 1281, p. 63 ult.
[9]) Ebend. S. 96, 1.
[10]) Ebend. S. 95, 2.
[11]) Six poèts ed. Ahlwardt, Näb. App. 41, 2.
[12]) Aghānī, IX, p. 169, 2.
[13]) Nassāg, Weber; im Arabischen wird das Wort nsg auch von der Verfertigung des Ringelpanzers gebraucht und an dieser Stelle ist wohl dies Geschäft gemeint.
[14]) Aghani, ebend. S. 124.
[15]) Chizānat al-adab, II, p. 468, 3.
[16]) Al-Balādhori ed. De Goeje, p. 264.
[17]) Der Diwān des Garwal b. Aus, zu 29, 3 (Separatausgabe S. 154).
[18]) Kulturgeschichte des Islam unter den Kalifen, II, S. 193 bis 196.
[19]) Vergl. Diwān des Garwal b. Aus zu 11, 11 (S. 110 der Separatausgabe). Es ist immer verdächtig, wenn darauf in vorislamischen Gedichten, wie das ja so häufig zu finden ist, Bezug genommen wird; siehe Wiener Zeitschr. für die Kunde des Morgenlandes, III (1889), S. 363.
[20]) Al-Bāghib al-Isfahāni, Muhādarāt al-udabā', I, p. 284.
[21]) Im babylonischen Talmud, Kiddūshin fol. 82a, wird eine Reihe von bedenklichen Handwerken aufgezählt; die hier erwähnten drei sind unter denselben genannt.

Digitized by Google

Dirnen und dem Verkaufspreis für Hunde" (vergl. diese beiden zusammen, Deuteron. 23, 19) genannt [22]). „Die Araber (desselben Stammes) — so heifst es a. a. O. — sind einander gleichwertig, nur der Weber und der Schröpfer sind ihren Stammesgenossen nicht ebenbürtig zu achten" [23]).

An Stelle des veralteten Schimpfwortes „Schmied" und „Schmiedesohn" treten nun neue Schmähungsarten aus dem Kreise der Gewerbe ein. „Weber, Sohn eines Webers" (ḥā'ik ibn ḥā'ik [24]). Der tamimitische Wohlredner Chālid b. Safwān, Zeitgenosse des ersten 'Abbāsidenkalifen, schmäht den Stamm der Banū Hārith b. Ka b in folgender Weise: „Ein Volk, in welchem man keine andere Leute findet, als Mantelweber, Häutegerber und Affenführer" [25]). Dies letztere im II., III. Ihd. d. H. sehr häufig vorkommende Gewerbe [26]), scheint schon zur Zeit der Entstehung des Islam geübt worden zu sein. Hassān nennt in einem Epigramm seinen Gegner Chālid b. Usejd einen „dressierten Affen" (kird mu' addab) [27]). Man mufs danach voraussetzen, dafs man zu jener Zeit in Medina abgerichtete Affen schon konnte; sonst hätte der Dichter diese Vergleichung nicht anwenden können.

Ein Odium ganz besonderer Art lastete auf dem Beruf des Webers. Auch bei den Römern galt der textor als Repräsentant des ungeschlachten Handwerkes [28]). Bei den Arabern ist noch im II. Ihd. das Weben besonderes Attribut der Sklaven [29]), und Sklavinnen werden zuweilen als Weberinnen (hajjāka) bezeichnet [30]). Während aber Gerber und Schröpfer wegen der Natur ihres Gewerbes mifsachtet wurden, scheint man beim Weber auch intellektuelle Mängel als Folgen seiner Beschäftigung vorausgesetzt zu haben. „Von den zehn Zehnteln Dummheit, welche in der Welt vorhanden sind, findet man neun Zehntel bei den Webern". Die Legende bemächtigte sich der Vergangenheit der Weberzunft, und man fand es natürlich, ihnen alle denkbaren Missethaten anzudichten, um sie auch aus religiösen Gesichtspunkten mifslichig zu machen. Von 'Alī citiert man folgende Sprüche: „Wer mit einem Weber auf der Strafse einhergeht, geht seines täglichen Brotes verlustig; wer sich mit ihm in ein Gespräch einläfst, dem haftet das Ominöse an, welches dem Weber innewohnt; wer seinen Laden besucht, dessen Körperfarbe wird gelb". Ein Zuhörer befragte den 'Alī um den Grund dieser Warnung, „da doch die Weber unsere Brüder sind". Da sprach Alī: „Sie haben die Sandalen des Propheten gestohlen, haben im Vorhof der Ka'ba uriniert; sie sind die Sippe des Satan und das Gefolge des Daggāl (Antichrist). Sie haben den Kopfbund des Jahjā b. Zakarijjā, den Mantelsack des Chidr, das Webestück der Sara gestohlen; der 'Ā'isha haben sie einen Fisch aus dem Ofen herausgestohlen. Maria fragte sie einmal um den richtigen Weg, da führten sie sie irre und sie verfluchte sie damit, dafs sie Gott zum Gegenstand des Gespöttes mache und in ihrer Hände Arbeit keinen Segen schicke" [31]).

Es gab aber auch Leute, welche sich von solchen Anschauungen befreit hatten und die ehrliche Handarbeit in jeder Form würdigten. Dazu waren zumeist jene Moralisten geeignet, welche eine von allen konfessionellen und gesellschaftlichen Vorurteilen befreite Sittlichkeit und Weisheit lehrten. Ihre Ansicht verdolmetscht der buddhistisch [32]) angehauchte asketische Dichter Abū-l-'Atāhija (Zeitgenosse des Khalifen Hārun al-Rashīd) mit seinen Worten:

„Fürwahr, Gottesfurcht ist Glanz und Adel — die Liebe zur Welt ist Not und Armut;
Wenn ein frommer Mann in richtiger Weise gottesfürchtig ist, so thut es nicht zur Sache, mag er auch weben und schröpfen" [33]).

[22]) Muslim, Traditionssammlung, IV, S. 41.
[23]) Al-Dahabī, Mīzān al-i'tidāl, II, 210, 250.
[24]) So läfst Al-Gāhiz den Ash'ath b. Kejs, Schwager des Khalifen Abū Bekr charakterisieren, Aghānī, XIV, p. 143, 2, vergl. Al-Tabarī II, p. 1121, l.
[25]) Muḥādarāt al-udabā', I, p. 215.
[26]) Siehe Muhammedanische Studien, II, S. 164. Vergl. die Makamen des Hamadanī (Beirut 1889), S. 93, wo ein Karrād, Affenführer, auftritt, der das Publikum belustigt.
[27]) Dīwān, p. 25, 5.
[28]) Vergl. Friedländers Cena Trimalchionis, p. 211.
[29]) Ghulām ḥā'ik, Aghānī, IV, p. 174, 4. Vergl. al-'abd al-ḥā'ik, al-Tabarī II, p. 245, 14.
[30]) Zum Beispiel Lisan al-'arab (s. v. r'an), XVII, p. 42, 3 unten.
[31]) Muḥādarāt al-udabā', I, p. 284.
[32]) Transactions of the Ninth Internat. Congress of Orientalists (London 1893), II, p. 114.
[33]) Dīwān ed Beirut 1886, p. 243, 5; Aghānī, III, p. 127, penult: wa'in hāka au hagama.

Die Unabhängigkeit des vorkolumbischen Amerika von der Alten Welt.

Die Frage nach dem Zusammenhange der Menschen der Alten und Neuen Welt ist so alt, wie die Entdeckung Amerikas, hat seitdem gelegentlich wohl geruht, ist aber immer wieder von neuem aufgenommen worden und bis heute eine ungelöste. Das Mittelalter sah sich bei dem Bekanntwerden der Neuen Welt vor ein Problem gestellt, wie es das Altertum nicht gekannt hat. Da lag im Meere ein weiter Erdteil mit fremden Völkern, Pflanzen und Tieren, allem widersprechend, was bisher angenommen worden war und es bedurfte eines päpstlichen Machtspruches, um die Amerikaner auch für Menschen zu erklären. Von wo aus war das durch weite Meeresräume von der Alten Welt getrennte Land bevölkert worden? Man wandte sich zur Bibel, die keine Auskunft gab, wiewohl man Noah und seine Nachkommen als die ersten Bevölkerer Amerikas in Anspruch nahm (Ulloa). Und als nun gar Flutsagen, Beschneidung, Mythen, die an den Turmbau von Babel anklangen, bei den Amerikanern entdeckt wurden, da stand nichts mehr im Wege, ihnen eine semitische Abstammung anzudichten. Bärtige, aus dem Osten gekommene Kulturheroen spielen bei den Mittelamerikanern eine Rolle — das waren die Männer, die aus der Alten Welt gekommen und Amerika besiedelt hatten. Dann kam die ostasiatische Theorie; von China und Japan aus war in Urzeiten die Bevölkerung der Neuen Welt erfolgt, eine Ansicht, die durch die Annäherung beider Kontinente an der Beringsstrafse ihre Stütze erhielt. Der Zusammenhang zwischen den Völkern diess- und jenseits der Beringsstrafse ist da, japanische Dschunken sind noch in unseren Tagen an die amerikanische Nordwestküste verschlagen worden. Auch die alten Ägypter sind in Mitleidenschaft gezogen worden, um Amerikas Bevölkerung aus der Alten Welt herzuleiten. Wie konnten die Mexikaner ihre Pyramiden erbauen oder Bronze besitzen ohne altägyptisches Vorbild? Dafs die Phönikier, die über die Säulen des Herkules hinausfahrenden Karthager, als Väter der Amerikaner nicht fehlen durften, ist selbstverständlich. Die goldreichen Länder Amerikas waren das Ophir der Bibel; altphönikische Inschriften, die alle

Digitized by Google

sich als trügerisch erwiesen, sind in Nord- wie Südamerika aufgefunden worden. Am meisten haben, bis in die neue Zeit, die Juden Anwartschaft auf die Besiedelung Amerikas gehabt, und das grofse, prachtvolle Fohowerk Lord Kingsboroughs ist dieser Annahme gewidmet. Noch bleibt zu erwähnen die Herbeiziehung der untergegangenen Atlantis im Westen Europas, die mit Amerika in Zusammenhang gebracht wurde.

Nur flüchtig kann diese Flut der Meinungen, die über Jahrhunderte sich verteilen, hier angeführt werden. Sie bilden eine reiche Litteratur. Ihnen gegenüber stand die Ansicht von der Ursprünglichkeit der Amerikaner. Sie waren Autochthonen und der Streit um die Abstammung der Menschen von einem Paar oder von verschiedenen, drehte sich hauptsächlich um sie.

Erst die neuere Zeit hat es verstanden, auf induktiv naturwissenschaftlicher Grundlage der Frage näher zu treten. Geologie, Linguistik, Anthropologie wurden um Rat gefragt und ins Feld geführt, ohne dafs damit bis heute die Frage gelöst worden wäre. Allen Versuchen aber, den Amerikaner irgendwie in geschichtlicher Zeit aus der Alten Welt ableiten zu wollen, wurde ein Riegel vorgeschoben durch die Entdeckung urgeschichtlicher Funde in der Neuen Welt (Calaverasschädel, paläolithische Artefakte), welche in geologische Zeiträume hinaufreichen, welche alles, was geschichtliche Zeit betrifft, unendlich hinter sich zurücklassen.

In unseren Tagen haben sich nun zwei auf ethnographischem Gebiete hochverdiente Forscher zu dieser Frage geäufsert: E. B. Tylor und D. Brinton, beide von verschiedenen Standpunkten ausgehend und zu verschiedenen Ergebnissen gelangend; Tylor, den oft von ihm beschrittenen Weg der Analogieen betretend, Brinton, die Summe unserer Kenntnisse zusammenfassend. Wir berichten hier blofs, um die Leser auf dem Laufenden zu erhalten.

Tylor hat am 9. August 1894 in der anthropologischen Sektion der britischen Naturforscherversammlug zu Oxford einen Vortrag gehalten: „Diffusion of Mythical Beliefs as Evidence in the History of Culture", in welchem er auf Grund übereinstimmender Kulturerscheinungen Verkehr und Verbindung zwischen verschiedenen Völkern in alter entfernter Zeit nachzuweisen suchte. Solche Verbindungen und Einflüsse festzustellen, sind mythische Vorstellungen besonders gut geeignet. So zeigte er, dafs die vorkolumbische Kultur Amerikas unter asiatischen Einflüssen gestanden haben müsse. Bei den ältesten spanischen Schriftstellern, die gleich nach der Eroberung Mexikos schrieben, werden in der alten Religion dieses Landes vier grofse Scenen geschildert, welche die Seele bei ihrer Wanderung in das Reich der Toten betreffen; bildlich sind sie auch in dem von Azteken herrührenden vatikanischen Codex dargestellt. Diese vier Scenen stellen Folgendes dar: 1. das Überschreiten eines Flusses; 2. den gefährlichen Durchgang der Seele zwischen zwei Bergen, welche zusammenklappen; 3. das Hinaufklettern der Seele auf einen steilen Berg, welcher mit scharfen Obsidianmessern besetzt ist; 4. die Gefahren, welchen die Seele ausgesetzt ist, indem der Sturmwind ihr solche scharfe Messer entgegenweht. Und nun vergleicht Tylor damit mehr oder minder übereinstimmende Scenen aus buddhistischen Höllen und Fegefeuern, wie sie auf japanischen Tempelrollen abgemalt sind. Da sehen wir zunächst den Flufs der Toten, durch welchen die Seele hindurchwaten mufs; zweitens das Hindurchwandern der Seele zwischen zwei eisernen Bergen, welche von zwei Dämonen gegeneinander gepresst werden; drittens, die Seele des Schuldigen klettert einen Berg hinauf, der mit Messern besetzt ist, wobei sie sich Hände und Füfse zerschneidet; viertens, feurige Windströme wehen auf den verwundeten Körper der Seele und Messerklingen fliegen durch die Luft. So nahe verwandte Analogieen, die zusammenhängend auftreten zwischen buddhistischen und altmexikanischen religiösen Vorstellungen, müssen aber, wie Tylor meint, einen direkten Zusammenhang beweisen; es liegt eine unmittelbare Entlehnung von einer Religion aus der andern vor. Das Kalendersystem Ostasiens und Mittelamerikas, führt er weiter aus, sei schon durch Alexander von Humboldt als das gleiche erwiesen worden, gewisse mexikanische Spiele (das Patolli, vergl. Journal of the Anthropological Institute VIII, 116) seien von ihm als asiatischen Ursprungs nachgewiesen worden. Bei so erdrückenden Beweisstoffe, schlofs Tylor, dürften die Anthropologeu wohl mit Recht den Schlufs wagen, dafs Amerika seinen Kulturgrad unter asiatischem Einflufs erlangt habe.

Daniel Brinton dagegen ist kurz vor Tylor zu einem ganz andern Schlusse gelangt. Er hat auf dem internationalen anthropologischen Kongress in Chicago die verschiedenen Ansichten, welche für einen Einflufs Asiens auf Amerika sich aussprechen, einer Kritik unterzogen (On various supposed Relations between the American and Asian Races) und verwirft sie sämtlich.

Die Isolierung der amerikanischen Rasse seit den frühesten vorgeschichtlichen Zeiten, so beginnt Brinton, war eine so vollständige, dafs wir kein positives Zeugnis dafür besitzen, sie sei jemals in physischer oder psychischer Weise von einer andern Rasse beeinflufst worden. Was die Körpermerkmale betrifft, so ist freilich vielfach behauptet worden, dafs sie mongolischer Art seien und man hat die Amerikaner zu den Mongoloiden gestellt. Alleiu Brinton hat in einer eigenen Abhandlung schwerwiegende Gründe gegen diese mongoloiden Ähnlichkeiten vorgebracht; sie ist abgedruckt in seinen Essays of an Americanist (Philadelphia 1890) und es mufs hier darauf verwiesen werden. Der Holländer Ten Kate hat freilich die Arbeit stark angegriffen, allein die Untersuchungen von Prof. Fritsch in Berlin über das Haar der amerikanischen Indianer und jene Virchows über die amerikanischen Schädel, bestätigen Brintons Ansicht.

Weit mehr Gewicht hat man auf die Übereinstimmung in den Künsten, der Religion, den Überlieferungen, Symbolen und Sprachen der Amerikaner mit den Völkern der Alten Welt gelegt und dabei hat selbstverständlich die Beringsstrafse ihre Rolle gespielt. Es ist bekannt, wie der Handel dort herüber und hinüber geht, wie asiatische Erzeugnisse nach Amerika wandern, und es darf nicht abgeleugnet werden, dafs auch asiatisches Blut auf diesem Wege unter die Norwestamerikaner, die Tlinkiten, Tinné und namentlich die Eskimos gelangte. So erklärt sich z. B. auch das Vorkommen chinesischer Tempelmünzen als Augen in den Holzmasken eines alten Tschilkatgrabes, das von Dix Bolles (Proceedings U. S. National Museum XV) untersucht wurde. Allein die Maske ist kaum 200 Jahre alt. Auf die asiatische Einwirkung sind auch manche Gebräuche der westlichen Eskimos zu setzen, die John Murdoch studierte, so die Form ihrer Tabakspfeifen, der Gebrauch von Netzen beim Fischen, die Anwendung von lassoartigen Kugeln beim Vogelfang. Alles das aber wurde in verhältnismäfsig neuer Zeit angenommen und reicht östlich nicht weiter als Kap Bathurst.

Man hat vielfach versucht, die Eskimos von den Amerikanern abzutrennen und mit einem asiatischen Stamme zu vereinigen, so namentlich der verdiente Abbé Emil Petitot (Bull. Soc. Normande de Géogr. 1890), welcher sie nach linguistischen Analogieen mit den Ural-

Digitized by Google

Altaiern in Zusammenhang bringen wollte, was aber von einer der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der uralaltaischen Sprachen, Dr. Heinrich Winkler, vollständig abgewiesen wurde. Am schlimmsten hat es Desiré Charnay (Achter Amerikanistenkongreß) gemacht, der nach Analogieen, die er in China, Cambodia, Assyrien, Chaldäa und Kleinasien zusammensucht, die Mexikaner zu Schiffe aus Asien kommen läßt. Gewiß, die Analogieen sind da (wie sie auf der ganzen Erde vorkommen), aber was berechtigt uns darum, jene alten Völker oder deren Vertreter nach Mexiko zu transportieren?

Fast noch schlimmer hat es Eugen Boban getrieben (Catalogue raisonné de la collection Gompil 1892, II, 65). Die Mexikaner sind „bien certainement" chinesischen Ursprungs, weil hier und da gleiche Künste vorkommen. Beide machten Papier, beide gerbten, schnitten und polierten Edelsteine, trieben Töpferei, kultivierten Gärten, benannten ihre Kinder nach Sternen und Blumen. Und mit solchen Beweisen könne er „remplir bien des pages". Mit Recht antwortet auf solch triviale Anführungen Brinton: „Gewiß kann Boban damit Seiten füllen. Z. B., daß beide Völker nachts schliefen, daß beide Fleisch und Gemüse aßen, daß sie sich bekleideten, wenn es kalt war, und andere überraschende Übereinstimmungen."

Indessen weit kräftiger sind die Argumente jener, welche den asiatischen Ursprung der mexikanischen und mittelamerikanischen Völker durch die Übereinstimmung des beiderseitigen Kalenders, des Patollispieles und die Anwesenheit des asiatischen Nephrits in Amerika verteidigen.

Alexander von Humboldt hat ausgeführt, daß der in Mexiko und Mittelamerika vor der Eroberung gebräuchliche Kalender asiatischen Ursprungs sei. Er stamme von dem bei Tibetanern und Tataren noch angewendeten Kalender. Das ist als feststehende Thatsache angenommen worden. Doch, sagt Brinton, es besteht in der That absolut keine Ähnlichkeit zwischen dem tibetanischen Kalender und der ursprünglichen Form des amerikanischen, wie wir ihn bei den Zapoteken finden. Der amerikanische Kalender war keine Jahresrechnung, sondern ein Ritual und Formular. Seine Zeichen haben nichts zu thun mit dem Tierkreise, wie die tibetanischen und tatarischen Kalender. Niemand, der sorgfältig die Entwickelung des amerikanischen Kalenders durch die Abwechselungen verfolgt, welche er unter den Mayastämmen, den Nahuas, den Tarascos und Misteken angenommen hat, kann darüber im Zweifel sein, daß er völlig amerikanisches Erzeugnis ist.

Was das Spiel Patolli betrifft, so ist es nach E. B. Tylor eine mexikanische Form des heute noch in Hindostan gespielten Parchesi. Es ist eine Art Trick-Track, in Mexiko mit Bohnen gespielt, statt der Würfel, die man in Indien gebraucht. Dieses Spiel, erklärt Brinton, ist kürzlich zum Gegenstande eingehender Studien von Prof. Culin in Philadelphia und Frank Cushing in Washington gemacht worden und diese beiden Gelehrten kamen zu dem Ergebnisse, daß es entschieden amerikanischen Ursprungs ist, trotz seiner Ähnlichkeit mit dem ostindischen Spiele. Was schließlich den Nephrit betrifft, so konnte sich Brinton einfach auf die Ausführungen von A. B. Meyer in Dresden berufen.

Es ist kaum nötig, ernstlich auf die Beweise einzugehen, welche aus der Überlieferung und der sogen. vorkolumbischen Geschichte hergeholt worden sind. Die alten Berichte über Wanderungen gehen alle nicht weit hinaus und beziehen sich auf kurze Entfernungen, zumal bei den alten Mexikanern.

Für alle jene, die sich näher mit den religiösen Überlieferungen, den Mythen, Göttern und Halbgöttern der Naturvölker aller Erdteile beschäftigt haben, wird das Vorkommen häufiger und inniger Parallelen in diesen Dingen gar nichts Überraschendes haben. Und so ist es auch mit den Symbolen der Fall. Gewiß kommen das Svastika oder Hakenkreuz der Arier, das tai ki der Chinesen, das Kreuz der Christen bei amerikanischen Urvölkern vor. Der Kreis, das Dreieck, die Schlange, die heiligen Zahlen 3 und 7, die Hand, der Phallus — das alles ist auch da und hatte für die Amerikaner dieselbe geheimnisvolle und wichtige Bedeutung wie bei den Griechen, Altägyptern u. s. w. Sicher ist dieses ein Stoff für Betrachtung und Nachforschung. Doch ergiebt sich da nicht etwa eine einfache Entlehnung und ein Übertragen von Volk zu Volk, sondern der Schluß, daß der Mensch, wiewohl überall verschieden, doch überall der gleiche ist. Wie auch die Geschichte des Menschen sein mag, unter welcher Umgebung er sich auch befindet — in seinem langsamen Gange vom dunklen Urzustande zur lichten Höhe der Kultur wandelt er dieselben Pfade, bedient er sich gleicher Hilfsmittel und sucht er die gleichen Formen, in die er die schwachen Erzeugnisse seines Geistes und seiner Einbildungskraft einhüllt.

Noch wäre die linguistische Frage zu beleuchten. Besitzen nach dem Standpunkte der Sprachwissenschaft die zahlreichen Sprachen und Mundarten Amerikas irgend welche Ähnlichkeiten, welche sie in eine genetische Verwandtschaft mit den asiatischen Sprachen bringen? Brinton, als amerikanischer Linguist, der sein ganzes Leben der Erforschung amerikanischer Sprachen widmete, antwortet mit einem entschiedenen „Nein." Arbeiten, wie jene Hyde Clarks, Campbells, Gregs, Julius Platzmanns, welche mit dem Zusammenhange asiatischer und amerikanischer Sprachen sich befassen, sind völlig unwissenschaftlich und wertlos.

Bis zum heutigen Tage, schließt Brinton, ist nicht ein einziger Dialekt, nicht eine Kunst oder eine Einrichtung, keine Mythe oder religiöser Ritus, kein Haustier, keine kultivierte Pflanze, kein Gerät, keine Waffe, kein Spiel oder Symbol, die in Amerika vor der Entdeckung im Gebrauch waren, bekannt geworden, welche schon vor dieser Zeit aus Asien oder einem andern Festlande der Alten Welt eingeführt worden wären. R. A.

Zur etymologischen Deutung des Namens „Ov-ámbo".

Von Missionar a. D. P. H. Brincker. Stellenbosch.

Die Deutungsversuche von Namen der Bantustämme sind bisher noch nicht sehr glücklich ausgefallen. Meistens haben die Deuter das Material zu ihren Deutungen „at random" gewählt und dann einfach Behauptungen ex cathedra aufgestellt; andere haben Deutungen von andern nachgeschrieben, ohne selbst Untersuchungen anzustellen. Überhaupt ist dieses Thema wohl eins der schwierigsten, die es in der Lingua Bantu giebt, da für die Namen der Stämme selten erklärende oder Anleitung zur Deutung gebende Verba nachgewiesen werden können, die für eine nüchterne Kritik in etwa stichhaltig wären. Wo es dennoch — außer in ganz gewissen Fällen — geschehen ist, muß man mehr als ein Fragezeichen dahinter setzen.

Die von Herrn Dr. Schinz in seinem sonst (abgesehen von dem sprachlichen Materiale) so ausgezeichnet verfaßten Buche: „Deutsch Südwestafrika" als sicher aufgestellte Deutung (siehe S. 271 bis 272) ist durchaus nicht so bestimmt, wie man dannach annehmen müßte. Der Name Ov'-ámbo, Sing. Omu-ámbo, soll

Digitized by Google

nach der Deutung des Herrn Doctors ein von den Ovahérero korrumpierter und dem Oshi-ndonga (Dialekt von Ondonga) entlehnter sein, dessen Wurzel -jamba laute. Diese Wurzel zu Omu-ámbo und Ov'-ámbo zu „korrumpieren", ist den Ovahérero und ihrem Gesetze der Nomenklatur etwas viel zugemutet. Daß sich die Ovámbo wohl mal mit dem Epithet An-jámba: die Glücklichen, Gesegneten, beehren, kann nicht bewiesen, daß die Ovahérero diese Form (An-jámba) zu Ovámbo gemacht hätten. Warum sollten sie nicht auch einfach Ova-jámba, wie ihr Dialekt erheischt, gesagt haben? Die Bedeutung des -jamba würde den Ovahérero schwerlich so sympathisch gewesen sein, um daraus einen Namen zu formen, indem sie dasselbe gemäß ihrer Nomenklatur zu Omu-ámbo korrumpierten. Sie nennen ferner den Dialekt der Ovámbo: Otji-ámbo. Würde diesem jenes -jamba zu Grunde liegen, so könnte es nunmöglich diese Form haben, sondern müßte otji-jambo heißen.

Um nun einigermaßen wahrscheinlich zu sein, muß ein anderer Deutungsgrund — wenn überhaupt eine Deutung möglich — gefunden werden. Ein solcher möchte in dem U-mbúndu-Dialekte in Angola zu finden sein. Das Wort omwámbo, nach unserer Schreibweise omu-ámbo, bedeutet dort: „copper Maltese cross", wahrscheinlich aber a priori ein nach Art dieses Kreuzes geformter kupferner Griff eines Dolchmessers, wie ihn die Ondonga-Ovámbo (An-ndonga) besonders geschickt zu arbeiten verstehen. Diese Art kupferner Dolchmessergriffe wurden früher als Handelsartikel weithin versandt. Das Kupfererz zu diesen kreuzartigen Griffen und andern Fabrikaten haben die Andonga von jeher aus den Otávi-Minen durch die Buschmäner (Saan) bezogen. Dieser Handelsartikel (omwámbo) gab den Fabrikanten den Namen Ov'-ámbo in Angola, und von dort brachten ihn die Ovahérero mit, als sie vom Norden herkamen.

Die nördlich von Damaraland wohnenden Bantustämme nennen die Ovahérero Ova-shimba und ihr Land Ou-shimba[1]), womit sie nicht — wie Dr. Schinz sagt — den „verächtlichen Begriff von Armut" verbinden, sondern den von geschickten „Brunnengräbern", denn diese Bedeutung hat das Verb. -shimba, -tjimba, -simba in den Dialekten jener Stämme. Ebenso können diese die Ovambo nach den von letzteren ausschließlich fabrizierten kupfernen Dolchmessergriffen, als ihrem Charakteristikum, vor langen Zeiten genannt und die Ovahérero diesen Namen von dort mitgebracht und bewahrt haben, nachdem er dort obsolet geworden weil die gegenseitige Berührung aufgehört hat.

Statistisches über die Bevölkerung von Grönland.

Über die Bewegung der Bevölkerung von Grönland und ihre Erwerbsverhältnisse giebt Carl Ryberg, Kontorchef im königl. Grönländischen Handel, in den 12. Bande der „Geografisk Tidskrift" sehr eingehende Mitteilungen. Es ergiebt sich daraus, daß die grönländische Bevölkerung doch nicht so rasch, wie manche neuere Reisenden, auch F. Nansen, gefunden haben wollen, ihrem Untergange entgegengeht. Die Verhältnisse in Südgrönland (Distrikte: Julianehaab, Frederikshaab, Godhaab, Sukkertoppen, Holstensborg) sind etwas ungünstiger als in Nordgrönland (Distrikte: Egedesminde, Christianshaab, Jacobshavn, Ritenbenk, Godhavn, Umanak, Upernivik).

Die Gesamtbevölkerung betrug:

	Südgrönland	Nordgrönland	Zusammen
1805	?	?	6048
1840	5130	2747	7877
1860	5909	3739	9648
1870	5585	4030	9615
1880	5475	4276	9751
1890	5636	4618	10254

Die Zahl der Geburten in dem Zeitraume von 1861 bis 1891, also in 31 Jahren, belief sich in Südgrönland auf 6727, in Nordgrönland auf 4391, zusammen auf 11 118, die der Todesfälle auf resp. 6915, 3620 und 10535; die jährliche Geburtsziffer war in Südgrönland 39, in Nordgrönland 34, zusammen 37, die Sterbeziffer resp. 40, 28 und 35. Nordgrönland hatte demnach ein Plus an Geburten von 771, Südgrönland ein Minus von 188. Die Schwankungen der einzelnen Jahre sind recht beträchtlich; in Südgrönland schwankt die Geburtsziffer zwischen 33 und 48, die Sterbeziffer zwischen 68 und 28, in Nordgrönland jene zwischen 28 und 41, diese zwischen 57 und 18. Noch größere Schwankungen zeigen die Zahlen für einzelne Distrikte, da die Einwirkung der Epidemieen, besonders der Influenza und Brustkrankheit, und der Massenunglücksfälle dann mehr hervortreten muß. So steigt die Sterbeziffer in Frederikshaab einmal auf 171, in Holstensborg auf 176 und schwankt in Godhaab zwischen 97 und 0, in Upernivik zwischen 151 und 7 pro Mille.

Die Gefahren, die dem männlichen Geschlechte bei der Lebensweise der Eskimos drohen, haben zur Folge, daß das weibliche Geschlecht erheblich stärker ist. Seit 1861 schwanken die Zahlen in Südgrönland zwischen 1168 und 1202 weiblichen Geschlechts auf 1000 männlichen Geschlechts, in Nordgrönland zwischen 1027 und 1082. Am allerungünstigsten ist das Verhältnis in der Hermhuter Gemeinde zu Godhaab, wo 1861 1672, 1891 noch 1533 weiblichen Geschlechts auf 1000 männlichen Geschlechts kamen.

Unter den Todesursachen spielen die Verunglückungen auf den Kajaks eine nicht unbedeutende Rolle; von 1861 bis 1891 kamen in Südgrönland 573 Menschen (6,3 Proz. aller Todesfälle) auf Kajaks um, durch andere Unfälle 156, in Nordgrönland, wo der Gebrauch der Kajaks nicht so lange dauert, weil die See länger gefroren ist, resp. 170 (4,7 Proz.) und 191. Viel mehr Opfer fordern aber Epidemieen; die Influenza raffte 1867 an der Diskobucht etwa 4 Proz. der Bevölkerung hin und war 1891 in Upernivik so bösartig, daß die Sterbeziffer dort 151 pro Mille betrug.

Ryberg giebt ferner eine Übersicht über die Zahl der grönländischen Wohnräume, und für eine Reihe von Ansiedelungen genaue Mitteilungen über den Rauminhalt der Häuser und den Luftraum, der dabei auf jedes Individuum entfällt. Für 1891 möge hier eine Zusammenstellung der Häuserzahl und der Einwohnerzahl folgen.

Südgrönland.

	Häuser	Einwohner
Julianehaab	361	2499
Frederikshaab	101	754
Godhaab	97	992
Sukkertoppen	74	962
Holstensborg	54	584
Zusammen	687	5691

Nordgrönland.

	Häuser	Einwohner
Egedesminde	97	1060
Christianshaab	49	478
Jacobshavn	52	467
Ritenbenk	59	484
Godhavn	31	301
Umanak	133	993
Upernivik	119	770
Zusammen	540	4553

In den genau vermessenen Wohnräumen (66 Häuser in 6 Distrikten) kommen auf jedes Individuum 79 Kubikfuß (32 Kubikfuß = 1 cbm), und, wenn man ein Kind unter 12 Jahren gleich einem halben Erwachsenen rechnet, 64 Kubikfuß. Die Schwankungen sind bedeutend; die Grenzen liegen zwischen 25 resp. 33 und 173 resp. 220 Kubikfuß. Am wenigsten befriedigt die Höhe der Räume; im Durchschnitt 5,5 Fuß, Minimum 3,8 Fuß, Maximum 6,3 Fuß; im übrigen kann man von einer gänzlichen Unzulänglichkeit der Wohnungen nicht sprechen.

Aus dem reichen Material Rybergs über die Erwerbsverhältnisse der Grönländer nur einige Notizen. Arme Fangjahre wechseln mit reichen; von einer Verschlechterung der Verhältnisse kann jedoch nicht die Rede sein. Gewaltig ab-

[1]) Dieselbe Wurzel hat das Wort O-ndjimba, das Löcher grabende Erdferkel. Dieses ist das mythologische Geschlechtssymbol der Ova-kua-njama im nördlichen Ovambolande, dem dasselbe heißt bei diesen O-njámanjáma, wonach sie ihren Namen tragen.

Digitized by Google

genommen hat nur der Reuntierfang; seit 1838 betrug das Ergebnis des reichsten Jahres 1846 26 374 Stück, 1861 nur noch 154, 1891 40, in mehreren Jahren sogar 0 Stück. Das wichtigste Tier ist der Seehund in verschiedenen Spielarten; neben ihm kommt in Südgrönland der Fuchs, in Nordgrönland der Bär in Betracht. Von 1874 bis 1891 beträgt die Durchschnittsziffer der gefangenen Seehunde in Südgrönland etwa 33000, schwankend zwischen 40058 und 26933; die Zahl der Füchse hat abgenommen (Maximum 1879 bis 1880 2718, Minimum 1888 bis 1889 756). In Nordgrönland, für das Ryberg nur die Zahlen von 1862 bis 1877 vorlagen, schwankt der Ertrag der Seehundjagd recht bedeutend (zwischen 60410 und 30713), ebenso der der Hajjagd (26396 und 7446), da sie mehr mit Hundeschlitten als mit Kajaks betrieben wird, das mehr oder minder heftige Auftreten der Hundeseuche, die in Grönland endemisch ist, sich also sehr fühlbar macht.

Über die Zahl der Mischbevölkerung, die sich in den letzten letzten Jahrhunderten durch die Verbindung der Eskimofrauen mit dänischen Kolonisten und Matrosen gebildet hat, giebt Ryberg leider keine Auskunft.

Dr. R. Hansen.

Bücherschau.

Neue portugiesische Kolonialkarten.

Seit der Beilegung des englisch-portugiesischen Afrikastreites hat man in Lissabon die Absicht, neue Kolonialkarten erheblich verlangsamt. Statt der 26 Blätter, die wir im 59. Bande des „Globus“ (Seite 234 bis 236) anzeigten, liegt uns heute, nach Verlauf von drei Jahren, eine viermal kleinere Zahl zur Besprechung vor. Wir ordnen dieselben, wie damals, in reine Landkarten, in Seekarten und in Inselkarten. Zu den erstgenannten gehört eine Carta de Angola im Maßstabe von 1:3000000, welche die einzelnen Distrikte der Provinz, nämlich Kongo — nebst Cabinda — Loanda, Benguella und Mossamedes durch Flächenkolorit deutlich hervorhebt, auch die orohydrographischen Verhältnisse im ganzen richtig und leicht erkennbar darstellt. Die Gebirge sind braun schraffiert; für die Flüsse, Seen und das Meer ist ein blauer Farbton gewählt. Nicht weniger als sieben verschiedene Ortszeichen treten auf, so daß man über die Bedeutung jeden augenblicklichen Zweifel sich aufgeklärt wird. Rote Sternpunkte deuten die Leuchttürme an — es sind ihrer 13 an der portugiesischen Küste — und rote Kreise die im Innern des Landes neu besetzten Posten. Auch die projektierten Eisenbahnen von Loanda nach Ambaca und Malange, von Benguella nach Catumbella und von Mossamedes nach Sá da Bandeira sind entsprechend verzeichnet. Eine kleine Nebeninfel enthält die gesamte administrative Einteilung der Kolonie und macht dazu jedesmal den Sitz der Behörden namhaft. — Sehr groß, aber nach Lage der Dinge um so inhaltsärmer ist eine Karte der Distrikte Laurenço Marques und Inhambane aus der Provinz Mocambique, die vor Jahresfrist in 1:1000000 herausgegeben wurde. Sie reicht im Norden bis zum Rio Save, im Süden bis zur Kostmündung im Amatongalande. Am besten ist die Küstenlinie ausgeführt; auch die Lebenskette und der Unterlauf des Limpopo, sowie der vielgewundene Incomali haben eine detaillierte Wiedergabe erfahren. Die eingeschriebenen 15 Hinterm sind aber nur solche von portugiesischen Reisenden aus der Zeit von 1857 bis 1893. Zur Karte gehören ferner zwei Stadtpläne, nämlich von Laurenço Marques in 1:20000 und von Inhambane in 1:10000. Bei derartigen Maßstäben tritt natürlich die Winzigkeit dieser Orte noch um so schärfer hervor, und es wirkt geradezu erheiternd, wenn man auf dem ersteren Plane das pomphafte Erweiterungsprojekt — rechtwinkelig sich kreuzende Straßen, schöne Plätze, Baumalleen und vier Außenforts — sich breit machen sieht! Für Inhambane ist gar nur eine portugiesische Faktorei neben zwei französischen und einer holländischen aufgeführt. Die unvermeidliche „Alfondega“, d. i. das Zollamt sowie etliche Sümpfe in und bei der Stadt fallen dafür desto mehr ins Auge.

Wir kommen jetzt zu den beiden neuen Seekarten. Die erstere zeigt uns die Barre von Quelimane im Maßstabe von 1:50000 und in sehr sauberer und klarer Zeichnung. Die in Metern ausgedrückten Tiefenkurven und Tiefenzahlen lassen an Fülle und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig; die Einsegelungslinien nebst den acht verschiedenen Tonnen fehlen ebenfalls nicht; nur der Ufersaum ist sehr karg behandelt. Der Unterschied zwischen Hoch- und Niedrigwasser beläuft sich auf 3,90 m. Die Lage der Leuchttürme auf der Tangalanespitze wird zu 18°01′24″ südl. Breite bei 36°58′45″ östl. Länge von Greenwich bestimmt. Die magnetische Deklination beträgt 16°35′ nach Westen. Da in ganz Südostafrika die magnetische Abweichung ziemlich schnell von Norden nach Süden zunimmt, so hat die etwa 60 km von Qualimane aufwärts belegene Mündung des Rio Macuse oder Makusi nur noch 15°40′ westliche Variation. Den Anstritt des Makusi finden wir nämlich auf unserer zweiten Seekarte niedergelegt, die gleichfalls im Vorjahre erschienen ist. Leider fehlt ihr jede astronomische Ortsangabe; statt eines Maßstabes ist nur eine Meilenskala vorhanden und die Tiefen sind zur Abwechslung wieder einmal nach Brassen oder Faden berechnet. Den Gezeitenunterschied lesen wir sogar in Fuß — 14 per; die von uns schon einmal gerügten Mängel treten hier also von neuem auf und erschweren die Verwendbarkeit des sonst wohl gelungenen Blattes.

Die Inselkarten, die wir jetzt noch besprechen wollen, sind Neuaufl agen älterer, schon früher angezeigter Vorgänger. St. Thomé, vor der Nordguineaküste, ist wieder im Maßstabe von 1:150000 dargestellt und weist namentlich im nordöstlichen bewohnten und kultivierten Teile mehrfache Ergänzungen und Verbesserungen auf. Die Ortlichkeiten sind durch Schrift und Zeichen nach ihrer Bedeutung unterschieden; der überlette statistische Text von anno 1881/82 fehlt, dafür ist eine Specialkarte der Hauptstadt St. Thomé an der Bahia de Anna de Chares in 1:25000 nebst den Isobathen von 1 bis 16 m dem Blatte eingefügt. Wir lernen daraus, daß sich neben der Alfandega auch eine meteorologische Station auf der Insel befindet, und das ist jedenfalls eine erfreuliche Wahrnehmung. — In der Karte der Prinzeninsel, im Maßstabe von 1:100000, ist das Gelände durch Schraffen wiedergegeben und nicht mehr in der rohen Schummerung, welche die erste Ausgabe besaß. Auch die Küstenformation tritt jetzt besser hervor, und wir sehen ferner den Verlauf der unterseeischen Kabel von Bonny und St. Thomé. Bei den Weilern sind die Kapellen eingetragen und ein grünlicher Farbton läßt noch das unkultivierte Land, das mehr als ein Drittel der Insel einnimmt, deutlich neben dem kultivierten Boden hervortreten. Zum Schlusse bemerken wir noch, daß fünf dieser neuen Karten von deutschen Landsleuten, den Herren Briesemeister und Mädicke auf den Stein gezeichnet sind; das bedeutet doch wohl mehr, als einen bloßen Zufall.

H. Seidel.

Berlin.

Dr. Rob. Sieger, Seenschwankungen und Strandverschiebungen in Skandinavien. (Sonderabdruck aus der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, XXVIII. Bd., 1893.)

Dr. Sieger — bestens bekannt in dieser Zeitschrift — hat schon eine Reihe von wertvollen Beiträgen zur Klimaschwankung geliefert; neuerdings ist von ihm obige umfangreiche Abhandlung erschienen, die nunmehr auch in Sonderabdrücken vorliegt. Die große wissenschaftliche Streitfrage, Hebung der skandinavischen Halbinsel oder Senkung des Meeresspiegels, welche weit über 100 Jahre die Geister beschäftigte, wird unter neuen Gesichtspunkten aufgerollt und mit einem überwältigenden Material von Sieger behandelt. Er sucht die Schwierigkeit der Sachlage dadurch zu vermindern, daß er Schritt für Schritt die Pegelstände der Binnenseen mit jenen der Ostsee vergleicht, um klarzulegen, ob einseitiges, gleichmäßiges Schwinden des Wassers oder andere Ursachen für das wahrgenommene Zurückgehen der Ostsee wirksam seien.

Zunächst entwickelt Sieger in einem Abschnitte geschichtlicher Natur die Ansichten älterer und neuerer Forscher gewissermaßen das Leitmotiv jener historisch-statistischen Methode, deren er sich bedient. Er führt ein reichhaltiges Material unter strenger Kritik vor unseren Augen und gibt im Anhange mit 28 Tabellen die Endresultate hiervon. Die Bearbeitung der Zahlenkolonnen beginnt mit der Schwankung des Wasserstandes in der Jahresperiode; wir erfahren, daß die skandinavischen Seen zwei Maxima aufweisen: die Frühjahrsflut, als eine Folge der Schneeschmelze und der Niederschläge, und eine Spätherbstflut im November und December. Letztere ist schwer zu erklären, vielleicht könnte daran an Stauwasser denken, indem die Profile der Abflüsse durch Eisschoppungen verkleinert werden und die Retention pro-

Digitized by Google

portional zunimmt. Die Ostsee schwillt am höchsten von Juli bis September an und folgt ganz dem Niederschlagsmaximum. An der deutschen Küste stellt sich ein sekundäres Maximum im März als eine Folge des vermehrten Zufusses ein während an der schwedischen und baltischen Küste zu gleicher Zeit ein Minimum auftritt, so dafs von Süden nach Norden ein Gefälle entsteht. Merkwürdig ist das Auftreten eines Wintermaximums über der Ostsee, welches weder auf Niederschlag noch auf Temperaturschwankungen in Rückzuführen ist, sondern durch Luftdruck- und Windverhältnisse hervorgerufen wird.

Bei der Untersuchung der Schwankungen längerer Dauer findet Sieger die Brücknersche Normalperiode von 35 Jahren sowohl an Seen als an Elsverhältnissen, phänologischen Erscheinungen und an den Schwankungen des Ostseespiegels bestätigt; daneben scheinen sich aber noch Schwankungen in einer gröfseren Periode zu vollziehen, die aber nicht näher bestimmt werden konnten. Indem Sieger den Betrag der Brücknerschen Periode und der Jahresschwankung kennt, prüft er die Pegelstände unter Eliminierung dieser Einflüsse und gelangt zu einem neuen Werte — wohl dem wichtigsten Ergebnisse seiner Arbeit; es ist dies der Betrag der Strandverschiebung. Hierbei leisten ihm alte Wassermarken, in festen Fels eingehauen, willkommene Hilfsdienste. Durch deren genaue Untersuchung stellt er fest, erstens dafs eine Strandverschiebung fast an sämtlichen Küstenpunkten vorliegt, dafs aber eine einseitige Verschiebung nur in der nördlichen Ostsee und dem finnischen Meerbusen nachweisbar ist und dafs der Gegenküste dieselbe fehlt; ferner dafs die Binnenseen diese Verschiebung in um so geringerem Grade aufweisen, je weiter landeinwärts sie liegen. Sodann der Autor den Betrag der Verschiebung an einzelnen Pegelstationen in Prozenten der gleichzeitigen Hebung von Stockholm ausdrückt, erhält er Werte für die relative Verschiebung. Letztere stellt er auf einer beigegebenen Karte durch Linien dar, den Säkularisobasen; ihr Verlauf ergiebt eine Zone gröfster Hebung, die sich parallel zur Hauptwasserscheide Skandinaviens hinzieht, dann ein stabiler Gebiet (bei Öland), und im Süden tritt eine zweite Maximalzone entgegen. Die Verschiebung nimmt also nicht nach Norden an Intensität zu, sondern tritt mehr wellenförmig auf, um an der Südküste ganz zu verschwinden. Der absolute Wert nimmt gegen die Gegenwart ab, um den Anfang des 18. Jahrhunderts erreichte er einen gröfseren Betrag als vorher. Sieger ist geneigt, die Verschiebung einer Bewegung des Festlandes zuzuschreiben, entweder in dem Penckschen Sinne einer Aufhäufung des Landes, oder einer jetzt noch wirksamen sehr schwachen Faltungserscheinung. Siegers Abhandlung wird im Norden, wo die berufenen Kritiker leben, jedenfalls hohe Aufmerksamkeit erregen, sie wird aber überall als ein ernster, gediegener Beitrag der Forschung und als ein Beispiel glänzender Behandlung eines einseitigen und spröden Materials aufgefafst werden.

Wien. Dr. Swarowsky.

F. Gatt, G. Wehr u. A., Vier Matzenpanoramen nebst Ortsrose von Matzen etc. Als Manuskript gedruckt, 1893.

Die vier Panoramen, wohl eine Folge des mehr und mehr in Aufschwung kommenden Sommerfrischlertums im unteren Inuthale, sind von der Burg Matzen bei Brixlegg an verschiedenen Punkten aufgenommen. Sie zeigen in Grofsfolioformat (auf einen Radius von 160,8 cm aufgenommen) bei sehr gelungener Ausführung die Ausblicke auf die Gebirgsgruppen (Stubaier-Berge, Karwendel, Rofangruppe etc.), die man von dem Rolandsbogen, dem Neuschlofs Matzen etc. geniefsen kann. Weniger Wert scheint mir dagegen das fünfte Blatt mit einer Ortsrose von Matzen (auf der 65 der bedeutendsten Städte der Erde verzeichnet sind) und einem Teil der darauf niedergelegten Notizen zu haben, während die ersten vier Blätter jedem Besucher Matzens auf das angelegentlichste empfohlen werden können. Dr. G. Greim.

J. T. von Eckardt, Von Karthago nach Kairuan. Bilder aus dem orientalischen Abendlande. Berlin, Besser'sche Buchhandlung, 1894.

Reizend geschriebene Schilderungen aus Tunesien, die von einer für eine Dame sehr überraschend genauen Kenntnis der tunesischen Verhältnisse zeugen und die auch der mit Genufs lesen wird, dem sie nichts Neues bringen. Besonders gelungen ist die Schilderung eines Aufenthaltes in den fast nie von Fremden besuchten Bergen, in Hunuda bei den Ajaria, oberhalb der Ruinenstätte von Macter, wo die Dame fast ein Jahr lang aus Gründen, die unerörtert bleiben, die Einsamkeit genofs. W. Kobelt.

Yngvar Nielsen, Atlas og Sahara. (Sonderabdruck aus Det norske geografiske selskabs aarbog V.) Kristiana 1894.

In diesem Vortrage schildert der bekannte norwegische Gelehrte eine Reise nach den Ländern Algier und Tunis im Januar und Februar 1893. Geographisch Belangreiches enthält die sehr ansprechende, mit ein paar hübschen Bildern geschmückte Darstellung nicht, sie berücksichtigt aber mit Gewissenhaftigkeit die ältere und neuere Litteratur. Ausführlich behandelt Nielsen die Geschichte der französischen Kolonisation und ihre Methoden. Er gesteht, dafs er mit starkem Zweifeln an der Kolonisationstüchtigkeit der Franzosen das Land betrat, vielfach aber zu günstigen Urteilen gelangte. Der Vergleich mit Nordamerika sei ungerecht. Die Franzosen könnten nicht mehr erreichen, als seinerzeit die Römer; eine starke europäische Kolonialbevölkerung, welche einige Schichten der Urbevölkerung gallisieren kann, deren Rest aber nicht stark zu beeinflussen vermag, sei das einzig Erreichbare — diese Bevölkerung vermöge aber weit die Bedeutung des „afrikanischen Romanismus" des Altertums zu erreichen. Hochgerühmt werden die Verdienste des Konsuls Roustan um die Erwerbung von Tunis.

Wien. Sieger.

Richard Hildebrand, Über das Problem einer allgemeinen Entwickelungsgeschichte des Rechtes und der Sitte. Inaugurationsrede. Graz, Leuschner & Lubensky, 1894.

Der Kern dieser Rektoratsrede besteht in der Betonung der Bedeutung der wirtschaftlichen Verhältnisse für die Entwickelung von Recht und Sitte; damit spricht der Verfasser eine Ansicht aus, die gewifs auf Zustimmung rechnen darf. Im besondern sucht er seine Anschauung an der Entstehung des Frauenraubes, der Gruppenehe und des Mutterrechtes zu erläutern; die ersteren beiden sollen nur auf höheren, das letztere nur auf niederen Wirtschaftsstufen vorkommen. Dabei hat der Verfasser die Andeutungen früherer Promiscuität bei Völkern von niedriger Wirtschaftsstufe, wie bei den Bewohnern der Andamanen und den Australiern (vergl. z. B. Post, Grundrifs d. ethn. Jurisprudenz, S. 17 bis 30) nicht berücksichtigt. Ob diese Einzelausführungen und ihre psychologischen Begründungen ebenfalls auf Zustimmung rechnen können, erscheint auch sonst etwas zweifelhaft. Rein logisch erhebt sich dabei das folgende Bedenken: hat der wirtschaftliche Faktor auf jenem Gebiet vies bestimmt, so folgt daraus noch nicht, dafs er alles bestimmt hat.

A. Vierkandt.

Aus allen Erdteilen.

— Vorgeschichtliche Grabhügel in der Ukraine. Von den zahlreichen vorgeschichtlichen Grabhügeln (Mogilen oder Kurgane) der Ukraine, waren früher nur zwei Gruppen näher bekannt: die eine in den Bezirken Techernigow und Poltawa, die Spuren einer Verbrennung der Leichen enthält, war von dem Russen Samokwassow, die andere in einem Gebiete nördlich vom Pripet, charakterisiert dadurch, dafs die Leichen auf der natürlichen Oberfläche der Erde und nicht in einer Aushöhlung liegen, von Professor Zawitnicwitsch beschrieben werden. Für das Gebiet südlich vom Pripet ist nun im vorigen Jahre ein neues, auf Grund fünfjähriger Forschung grundlegendes Werk von Antonowitsch, Professor an der Universität Kiew, erschienen. (Raskopki w stranije Drewlian, Ausgrabungen im Lande der Drewljanen, in den Materialien zur Archäologie Rufslands, Nr. 11, St. Petersburg 1893.)

Das untersuchte Gebiet erstreckt sich am Dnieprentlang bis zu den Flüssen Irpen und Rastavytzia. Es enthält 307 Gruppen von insgesamt 7400 Hügeln, von denen im ganzen 513 von Antonowitsch untersucht sind. Fast alle stellen einen übereinstimmenden Typus dar, den der Verfasser nach den Drewljanen, der alten Bevölkerung des Landes, als drewljanischen Typus bezeichnet hat.

Die Hügel zeigen durchweg eine ziemlich regelmäfsig kegelförmige, wohl erhaltene Form. Ihre Höhe ist nicht beträchtlich und bleibt in den meisten Fällen hinter 1 m zurück. Fast die Hälfte ist von einem kleinen Graben umgeben, manche überdies noch von einem Kreise halb über die Erde

Digitized by Google

emporragender erratischer Blöcke. Fast jeder Hügel enthielt nur ein Grab. Das Skelett in ihm lag auf dem Rücken, mit den Füßen nach Osten und dem Haupte nach Westen. Doch kamen Abweichungen von dieser Orientierung bis zu den Richtungen Nordost-Südwest und Nordwest-Südost vor, nach des Verfassers Vermuthung, weil die Orientierung ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Jahreszeiten nach dem Sonnenaufgang erfolgte. Von 66 gemessenen Schädeln waren 43 brachykephal, 14 dolychokephal, 9 stanken in der Mitte. Die in den Hügeln gefundenen Gegenstände sind verhältnismäßig nicht Entwickelung dieser Kunstfertigkeit verraten. In einem Grabe fand sich ein Trinkgeschirr, hergestellt aus dem oberen Teile eines Menschenschädels. Fast alle Gruppen enthielten kleine Messer von etwa 0,1 m Länge nahe der rechten Hand oder dem Gürtel der Leiche. In mehreren Gräbern fanden sich Bekleidungsgegenstände, z. B. ein Hemdenkragen, überzogen von einem seidenen Bande mit goldenem und silbernen Fäden. Die weiblichen Gräber wiesen eine große Menge Schmuckssachen auf. Im ganzen waren von 269 gefundenen Schmuckstücken 193 aus Silber, nur 75 aus Bronze und einen aus Gold gefertigt.

Die meisten der gefundenen Gegenstände entstammen nach des Verfassers Ansicht der einheimischen Industrie. Die alten Drawjanen verstanden schon die Kunst, das Eisen zu verarbeiten, dessen Erze im Lande weit verbreitet sind.

Kontinent.

— Russische Tiefenmessungen im Marmarameer. Die russische Regierung hat sich vor einigen Wochen durch ihren Botschafter zu Konstantinopel an die Pforte mit der Bitte gewandt, der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft die Erlaubnis zur Vornahme von Tiefenmessungen im Marmarameere zu erteilen. Diese Messungen sollen insbesondere den Einfluß des Schwarzen Meerbeckens auf die Bereiche dieses Meeres auf die Gestaltung des Meeresbodens ermitteln und feststellen, in wie weit Veränderungen der Tiefen eingetreten sind. Nach einigen Bedenken hat die Pforte den Wunsch Rußlands gewährt, doch soll das russische Kriegsschiff, welches die genannten Arbeiten ausführen wird, von einem türkischen Kriegsschiffe begleitet sein; außerdem soll sich an Bord des russischen Schiffes dauernd ein türkischer Seeoffizier zur Überwachung der stattfindenden Arbeiten aufhalten. Die Messungen werden demnächst beginnen.

Immanuel.

— Das Plateau der Sambu erhebt sich 1020 m über dem Meere zwischen dem Lubudi (Nebenfluß des oberen Lualaba) und dem Quellgebiet des Sankuru. Der Boden ist kaum gewellten Fläche wird entweder von grauem Sande oder von einer ungemein fruchtbaren Humusschicht überdeckt. Savannenwälder wechseln mit Wiesengründen ab; dichte Baumgruppen umsäumen die niedrigen Bachufer. Hier entspringen und von hier aus fließen der Luina und Luabu nach Osten; der Lubushi, Lucuche, Lomani und Lovoi nach Norden. Sämtliche Quellbäche beginnen ihren trägen Lauf in flachen Farnkraut, nur ganz allmählich graben sie sich tiefer ein und bilden schließlich eine wirkliche Thalsohle. In niedriger, moratiger Senkung (930 m) eingebettet, liegen die mit schwimmenden Grasinseln überstreuten Teiche Mussolo, Kinda und Kalengi.

Die Benennung des Plateaus führt von einer hier wohnenden Häuptlingsfamilie Samba her. In großen Ortschaften, umgeben von ungeheimlichen Mauikfeldern, lebt die Bevölkerung; sie hält sich Hühner und Ziegen, bearbeitet das Eisen und verhandelt Kautschuk an die Karawanen aus Bihe. B. F.

— Eine Besteigung des Vulkans „Awu“ auf Groot-Sangi, der durch einen gewaltigen Ausbruch am 7. Juni 1892 seine Umgebung verwüstet hat, unternahm am 19. März 1893 der holländische Controleur L. Holke von Taruna aus in Begleitung von drei Europäern und einer Anzahl eingeborener Führer. — Von Taruna aus fuhr man per Boot eine Stunde weit zu einer Ansiedelung Namens Anggis, von wo der Krater in vier bis fünf Stunden zu erreichen sein sollte. Zunächst führte der Weg durch Gärten und Kokospflanzungen zu einem westlichen Ausläufer des Vulkans hinauf, wo keine Spuren der Eruption waren, aber nach 1½ Stunden kam man auf offenes Grasland, wo viele braungraue Aschenflecke zu sehen waren; der Pfad verlor sich vollständig, der vor dem Ausbruch bis zum Krater geführt hatte. — Der Boden bestand aus einer dicken Lage vulkanischer Asche, der bereits eine harte, kompakte Masse bildete, so daß man bequem darüber hinweggehen konnte. — Nach zweistündigem Anstieg von hier aus bemerkte man die letzte Vegetation und so weit das Auge reichte, wurden nur kahle Hügelrücken wahrgenommen, und drei breite und tiefe Schluchten zeigten den Weg, längs dem Lava und kochender Schlamm in der Nacht vom 7. Juni 1892 in die See geflossen war. — Auf dieser Höhe war der Boden noch übersät von abgestorbenen, zum Teil verbrannten Stämmen. Die Steigung wurde nun stärker und betrug an einzelnen Stellen 60°, so daß mit Händen und Füßen geklettert werden mußte. Nach sechsstündigem Marsche war der Kraterrand erreicht, den eine circa 50 m breite Sandfläche vom eigentlichen Krater trennte, der circa 50 m tief, senkrecht abfiel und so eine ovale Ebene bildete, an deren vorderstem Rande ein kleiner, länglicher See von himmelblauer Farbe sich zeigte. Um den See herum waren eine Anzahl von Solfataren und Schlammkegel zu sehen, die unter heftigem Geziehe und Gebrodel fortdauernd einen nach Schwefeldampf riechenden Rauch ausstießen. Von Zeit zu Zeit platzten einige dieser Kegel unter leisem, doch deutlich hörbarem Knall und warfen dann ein wenig kochenden Schlamm und gelbliches Wasser in die Höhe, um gleich darauf wieder unter Zischen und Brodeln zu rauchen. Man zählte sieben derartige Schlammkegel auf dem etwa 200 qm großen Kraterboden. Die Oberfläche des circa 10 qm großen blauen Kratersees blieb spiegelglatt; es soll derselbe nach Aussage der Eingeborenen auch vor dem letzten Ausbruche bereits vorhanden gewesen sein. Der erste Ausbruch des Awu geschah im Jahre 1856. Nach 1½ stündigem Aufenthalte wurde nun zwei Uhr der Rückweg angetreten, der bis Anggis 4½ Stunden in Anspruch nahm. — (Natuurkundig Tijdschrift voor Nederlandsch-Indië. Deel LIII, 1893, p. 162 bis 171.)

Gy.

— Zähne und Kultur. Sicher hat schon mancher Betrachter alter Schädel, mögen sie ägyptischen Mumien oder altcuropäischen Gräbern der Stein-, Bronze- oder Eisenzeit angehören, dieselben um ihr tadelloses Gebiß beneidet und sich gefragt, warum wir Kulturmenschen von heute darin so viel schlechter gestellt sind. In der Sitzung des Anthropological Institute vom 8. Mai 1894 hat Dr. Wilberforce Smith diese Frage, im Anschluß an die Untersuchung der Zähne von zehn Sioux-Indianern behandelt. Wie bei den alten Schädeln, zeigten die Zähne der Indianer zwar eine starke Abnutzung, aber keine Spur von Fäulnis (caries). In unserer heutigen städtischen Bevölkerung könnte lange suchen, bis man zehn erwachsene Menschen ganz frei von Zahncaries gefunden hätte. Wie ist diese auffallende und für die Gesundheitspflege so wichtige Thatsache zu erklären? Der englische Arzt sucht die Schädlichkeit hauptsächlich in der Überanstrengung der Gesichts- und Kopfnerven, die in unserem sich hastenden Kulturleben so in Anspruch genommen seien, daß die zur Zahnernährung bestimmten trophischen Nerven ihrer Aufgabe nicht mehr genügen könnten. Demgegenüber ist festzustellen, daß die städtische Arbeiterbevölkerung, die doch ihre Kopfnerven nicht überanstrengt, ebenso wie die Gebildeten unter frühem Verfall der Zähne leidet. Als andere Ursachen des wirklich bedrohlichen Übels lassen sich denken: 1. eine allgemeine Entartung und Schwächung, die die Städtebewohner mit den in Ställen eingesperrten Haustieren gemein haben, und die durch Vererbung immer mehr um sich greift; 2. durch unzweckmäßige Ernährung im ersten Lebensjahre, infolge des mehr und mehr abkommenden Stillens verunlaßte mangelhafte Knochenbildung; 3. zu weich gekochte Nahrung, die den Zähnen keine ordentliche Arbeit mehr zumutet. Daraus geht hervor, daß die Heilmittel gegen dieses Leiden der modernen Menschheit hauptsächlich allgemein hygienische sein müssen. Reinhaltung und Pflege der Mundhöhle ist gewiß nicht zu unterschätzen; wenn wir aber bedenken, daß hierin unsere Zeit gewiß das Altertum und die Wilden übertrift, so müssen wir schließen, daß sie allein nicht zum Ziele führt.

L. W.

— Die Verbreitung des Deutschtums in Europa ist der Titel der Karte 3 in Langhans' deutschem Kolonialatlas, auf die wir hier besonders hinweisen wollen. Zwar kommt die Osthälfte des Erdteiles in Wegfall, wo die Deutschen noch bis zur Wolga und bis zum Asowschen Meere in Kolonien wohnen, aber im übrigen erkennen wir hier, wie unser Volksstamm doch immer noch bis zur Donaumündung und dem Schwarzen Meere einen nicht unwichtigen Prozentsatz ausmacht. Die Hauptkarte, die rein statistisch gehalten ist, zeigt auch in Signaturen die deutschen Kirchen und Schulen in fremden Ländern, die Sitze der Schul- und Kolonialvereine und die fremden Orte, wo hochdeutsche Zeitungen erscheinen. Von besonderem Werte sind die sehr zahlreichen Nebenkärtchen, welche zerstreute deutsche Sprachinseln und untergegangene deutsche Siedelungen in der Fremde darstellen (die schwäbischen Kolonieen in der Sierra Morena Spaniens, die

Digitized by Google

bayerische Kolonie Heraklion bei Athen, die Pfälzerkolonie bei Limerick in Irland, die eingegangenen deutschen Kolonieen in Italien u. s. w.). Das niederländische Element ist gleichwertig mit dem deutschen behandelt. Neben den ausgezeichneten eigentlichen Kolonikarten des Atlas sind seine allgemeinen, das Deutschtum und dessen Kulturarbeit veranschaulichenden Blätter eine besondere Zierde und Eigenart desselben. Allen national gesinnten Deutschen ist er aus diesem Grunde ganz besonders zu empfehlen. Wir werden bei seinem Studium stolz auf die Ausbreitung und Arbeit unseres Volkes, sehen aber wehmütig, wie anderseits Verluste stattfanden, welche ohne einen bekannten Erbfehler unseres Volkes hätten vermieden werden können.

Richard Andree.

— Primitive Steingeräte von Back-Bay, Middle Colaba, Bombay. Herr Fred Swynnerton in Bombay beschreibt eine Serie von primitiven Steingeräten, die er an der Back-Bay in der Nähe von Bombay gefunden hat, welche nach seiner Auffassung — und nach den gegebenen Abbildungen zu urteilen, kann man derselben nur zustimmen — zu vergleichen sind mit den Funden aus den dänischen Küchenhaufen und Küstenfunden. Sie finden sich auf einer Strecke von 2 km längs des Strandes der Back-Bay in Menge. Dieser Teil des Strandes wird gegenwärtig bei der Flut unter Wasser gesetzt, mit Ausnahme von ein bis zwei Bänken, die nur bei Springfluten überströmt werden. Auf diesen Bänken wurden mit die besten Geräte gefunden. Die Geräte bestehen in vielen Fällen aus sehr harten und dichtkörnigem Quarz, der überall in größeren Stücken am Strande umherliegt; derselbe spaltet ebenso leicht wie Feuerstein, wenn er bei frischem Bruch auch nicht ganz so scharf ist; außer Quarz ist schwarzer und weißer Feuerstein (Flint), Achat und Basalt zu Geräten benutzt worden. Der Finder beschreibt einige von ihm erkannte typische Geräte als messerartige Späne, Schaber für Holz oder Knochen, verbrauchte messerartige Späne, Bohrer, Hautschaber, Hohlschaber und sehr rohe Hämmer und Äxte. Einige Stücke könnten nach seiner Meinung auch als Speerspitzen gedient haben. In der Nähe eines der Geräte wurde auch ein fossiler Zahn einer noch nicht näher bestimmten Tierart gefunden, wie Herr S. glaubt, der erste derartige Fund bei Bombay. Er kommt nach genauer Vergleichung aller Funde mit solchen aus Europa zu dem Schluß, daß in einer gewissen Zeit die Umgebung von Bombay von einem Volksstamm bewohnt gewesen sein muß, der auf so niedriger Kulturstufe stand, wie die Höhlenbewohner Europas, wenn es auch nicht notwendig ist anzunehmen, daß dies in derselben Zeitperiode geschah. (Journ. of the Anthrop. Society of Bombay, Vol. III, Nr. 4, 1893, p. 189 bis 197, Fig. 1 bis 12.) Gy.

— Die Fee Melusine, die wir alle aus dem Volksbuche kennen, eine hervorragende Gestalt der Sage, ist nichtsdestoweniger in unsern Tagen erst 500 Jahre alt geworden. Ihr Geburtstag ist der 7. August 1394, denn an diesem Tage vollendete Jehan d'Arras seinen Roman, in welchem der Name Melusine zum erstenmal vorkommt; sie ist berühmt geworden, die schöne Fee, und ihre Geschichte ist in fast alle Sprachen übersetzt worden, eine Geschichte, welche in neuer Form die alte Mythe von der Wassernixe erzählt, die sich in einen Sterblichen verliebt hat. Insofern kann Melusine allerdings als viel älter angesehen werden; aber ihr Name ist ein von dem Romanschreiber erfundener und bis heute nicht erklärter.

Wir entnehmen diese Bemerkungen der von Henri Gaidoz in Paris herausgegebenen vortrefflichen und gelehrten Zeitschrift „Mélusine. Recueil de Mythologie, Littérature populaire, Traditions et Usages", welche ihre Nummer vom 7. August der Schutzpatronin widmet, deren Namen sie trägt. Diese vorzügliche folkloristische Zeitschrift Frankreichs ist jetzt bei ihrem siebenten Bande angelangt; sie wurde 1878 begründet und zählt hervorragende Gelehrte Frankreichs und des Auslandes (aus Deutschland z. B. R. F. Köhler) zu ihren Mitarbeitern. Wie sehr sie wegen ihres Inhaltes von gediegenem, bleibendem Werte geschätzt ist, geht daraus hervor, daß der erste Band bereits mit 60 Francs bezahlt wird.

R. A.

— Der letzte, einst von den Argentiniern gefürchtete Ranquelesháuptling Namuncurá ist, wie die „La Plata Post" meldet, Ende Juli nach Buenos Aires gekommen, um sich ein Stückchen Land zu erbitten, auf dem er seine alten Tage in Ruhe verleben kann. Von seinem nächtigen Vater Calfurura und dessen Kriegen gegen die Argentinier wußte 1869 schon Musters zu erzählen und von Namuncurá, seinem Sohne, hatte die Provinz Buenos Aires noch gezittert. Als 1877 W. Joest dort war, zahlte sie ihm an Tribut jährlich 4000 Stuten zum Verzehren. Erst die Expedition des Generals Roca nach dem Rio Negro brach die Macht der Indianer; Namuncurá flüchtete nach Süden, besaß aber noch so viel Kraft, um 1883 das Fort Guanacos zu überfallen und die Besatzung niederzumachen. Er erlag aber 1892 dem Oberst Ortega, welcher die Lieblingsfrau und die Tochter Manuels des Häuptlings gefangen nahm; letzterer aber, nun ein gebrochener Mann, entkam.

Das Merkwürdigste dabei war, daß diese Tochter zu lesen und schreiben verstand, und die Soldaten in ihrem Toldo zwischen Tigerfellen und Straußenfedern sogar eine kleine Bibliothek vorfanden, in der besonders ein Exemplar von „Romeo und Julieta", ein Band von Marmols argentinischem Romane „Amalia" und verschiedene andere Bände, Dichtungen und Novellen auffielen. Dieser jungen und recht hübschen Indianerin soll nach Europas Höflichkeit nicht fremd gewesen sein; sie ist in Mendoza in der Gefangenschaft gestorben. Namuncurá ist ein jetzt siebzigjähriger Greis, der 1845 mit seinem Vater aus Chile nach Argentinien kam, wo letzterer sich zum Fürsten der Pampas emporschwang. Er gelangte 1872 an die Spitze der Ranqueles. Ein schon früher gefangener und von den Argentiniern ausgebildeter Sohn von ihm diente als Leutnant im argentinischen Heere.

— Der durch einen Felsschlipf entstandene See von Gohna im Himalaja (chen S. 147) hat genau ein Jahr bestanden. Am 25. August hatte das Wasser die obere Kante des künstlich gebildeten Absperrungsdammes erreicht und begann überzufließen. Gleichzeitig erfolgte Durchbruch des Dammes und schnelle Entleerung des See's, der von 8 km Länge auf 4 km zusammenschrumpfte. In gewaltigen Wogen, vielfach Schaden verursachend, ergoß sich die aufgestaute Birahi Ganga thalwärts; in der bundert Kilometer Hardwar kam die Woge als eine 2 m hohe Mauer an.

— Trotz der unruhigen Verhältnisse auf Madagaskar und der herrschenden Feindseligkeit der Hova gegen die Franzosen hat Prinz Henri d'Orléans, der durch verschiedene Reisen sich einen Namen gemacht hat, eine Expedition ins Innere unternommen. Von Herrn de Grandmaison begleitet, erreichte er am 22. Juli die Hauptstadt Antananarivo, von wo sie einen Abstecher nach dem Alaotrasee machten, dessen umliegende Landschaften sie erforschten. Eine beabsichtigte Reise in das obere Thal des Mahajambo mißlang, da wegen der Unsicherheit der Gegend Träger und Führer sie verließen, worauf der Prinz gezwungen war, nach der Hauptstadt zurückzukehren.

— Fortsetzung der transkaspischen Eisenbahn. Weite Kreise Rußlands interessieren sich lebhaft für die Fortsetzung der transkaspischen Eisenbahn, welche gegenwärtig in Samarkand endet, und zwar mit einem Zweig nach Taschkent, mit dem andern nach Andidjan in Ferghana. Zweifellos hat die Bahn Usun-ada—Samarkand Handel und Wandel im russischen Turkestan zu hohem Aufschwung gebracht und auch auf die nicht unmittelbar von der Bahn berührten Gebiete unterbrungend und belebend gewirkt. 1889 warien zu Samarkand 4 Mill. Pud Ausfuhrwaren, die aus den Provinzen Syr-darja (Taschkent) und Ferghana (Margjelan und Kokan) kamen, auf der Bahn verladen; hierunter befanden sich 400 000 Pud Baumwolle und 300 000 Pud Getreide. 1892 erreichte die Zufuhr aus den genannten Gebieten bereits 8 Mill. Pud, wovon je 2 Mill. Pud auf Baumwolle und Getreide entfielen. Die übrigen Waren bestanden vorzugsweise in Reis, Seide, getrockneten Früchten, Tabak, Leder. Die von Taschkent und von den Handelsplätzen Ferghanas nach Samarkand kommenden Karawanen bedienen sich der Kamele oder schwerfälliger Lastwagen. Die Miete für ein Kamel von Taschkend nach Samarkand kostet jetzt 8 Rubel. Der Transport von Ferghana nach Samarkand (400 bis 500 Werst) ist $2^1/_2$mal teurer, als die Eisenbahnfracht Samarkand—Usun-ada (1350 Werst). Die allseits gewünschte und von der Regierung auch in Aussicht gestellte Eisenbahn soll von Samarkand bis Chodschent am Syrdarja geführt werden, um sich hier nach Taschkent und über Kokan nach Margjelan zu verzweigen. Vorarbeiten haben schon stattgefunden, doch bleibt es fraglich, ob die Bahn von der Regierung oder von einer französischen Gesellschaft gebaut werden wird. Der Beginn der Arbeiten dürfte nicht vor zwei bis drei Jahren zu erwarten sein.

Immanuel.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. Druck von Friedr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DER ZEITSCHRIFT „DAS AUSLAND".

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXVI. Nr. 14. BRAUNSCHWEIG. September 1894.

Die Ruinen von Iximche in Guatemala.

Von Dr. Gustav Brühl. Cincinnati.

Die Ruinen von Iximche oder Tecpan Quauhtemallan liegen etwa eine Legua südlich vom Städtchen Tecpan, am südöstlichen Rande — nicht, wie Fuentes sagt, im Mittelpunkte — eines fast allseits von tiefen Schluchten umgebenen welligen Hochplateaus, das den Namen Ratzamut, den ihm die Annalen des Xahila geben, unstreitig der schmalelförmigen Umbiegung an der Südecke verdankt. Der einzige Aufstieg zu demselben führt von der nordwestlichen Schlucht aus über ein Bächelchen, durch einen tief in den jähen bewaldeten Abhang gehauenen Zickzackpfad, der nur einem Reiter zur Zeit den Durchgang gestattet. Ein Teil der Mesa ist mit Wald und Gebüsch bedeckt, der größere Teil jedoch unter Kultur. Das Wirtschaftsgebäude liegt links vom Pfade, der zu den Ruinen führt, rechts weiter einwärts ein niedriger, bewaldeter Hügel und auf der entgegengesetzten Seite, nahe den Ruinen, einzelne unregelmäßige Steinhaufen, die den Eindruck machen, als seien sie vom Felde aufgelesen worden, um dies von dem lästigen Material zu reinigen, wie es auch in den Küstenländern Perus Brauch ist.

An der Vorderseite des Ruinenfeldes verläuft von Nordost nach Südwest — Fuentes sagt von Norden nach Süden, doch verschiebt er stets die Himmelsrichtungen um ungefähr 45° — ein Wallgraben (*q*) bis zu den in jenen Richtungen gelegenen Barracas, allmählich tiefer und breiter werdend. Links oder nordöstlich vom Eingang (*a*) erhebt sich ein 14 Schritt breiter und 81 Schritt langer, baumbewachsener Erdwall (*b*), im Beginn 12, am Ende 20 Fuß hoch, da hier, wie auf der ganzen nordöstlichen Seite das Terrain stark abfällt. An der andern Seite des Einganges erblickt man die einige Fuß hohen Grundmauern eines rechtwinkligen Gebäudes (*b*) von derselben Breite wie der Wall und dieses parallel mit dem Graben verlaufend, vermutlich ein ehemaliges Wachthaus und Arsenal. Vom Eingang zieht sich in südöstlicher Richtung ein ummauerter erhöhter Weg (*d*), etwa 6 bis 8 Fuß hoch und 132 Schritte lang. Rechts von diesem liegen der Reihe nach ein schmaler, rechtwinkliger Tumulus (*f*), mehr abseits die kaum noch erkenntlichen Grundmauern ehemaliger Gebäude und am Ende drei runde Mounds (*M, M, M*), während diesen gegenüber linkerseits die 5 Fuß hohen und 8 Fuß dicken Mauern eines rechtwinkligen Baues (*A*) von 28 Schritt Breite und 45 Schritt Länge, die einen vertieften Raum einschließen, noch erhalten sind. Mit einer daneben liegenden rechtwinkligen Plattform bildet dieser Bau die südwestliche Seite eines unregelmäßigen vertieften Raumes (*r*), dessen Nordwest- und Südostseite die Mounds *B* und *C* und *D* und *E* nebst den Plattformen *p* und p^1, und dessen Nordseite der leicht auswärts gebogene niedere Wall *c* von 104 Schritt Länge einschließen. Durch die 68 Schritt lange und 4 Fuß hohe ummauerte Plattform p^2 steht dieser Raum mit einem andern vertieften in Verbindung, der ebenfalls von Mounds und Plattformen umgrenzt ist. Die nordwestliche Seite desselben nimmt der Mound *G*, der bedeutendste des Ruinenfeldes, da er einen Umfang von 114 Schritt und eine Höhe von 25 Fuß hat, nebst den Parapeten p^1 und p^2 ein, jenes 30 Schritt lang und 25 Schritt breit, dieses ebenso lang, aber nur 15 Schritt breit. Die südwestliche Seite begrenzt das zerfallene Gebäude *I*, dessen Längsmauern 35 Schritt lang, 5 Schritt dick und 12 Fuß hoch und dessen Quermauern 12 Schritt lang, aber nur $6^1/_2$ Fuß dick sind. Die südöstliche Seite des Raumes wird von den Mounds *L* und *K*, und die nordöstliche von einem 6 Fuß hohen und 18 Schritt breiten Wall gebildet. Der letztere streicht etwas einwärts gebogen südöstlich zum Mound *N*, nahe dem Rande der Barranca, in drei Abteilungen (c^1, c^2, c^3), indem er durch die von den Mounds *L* und M^1 beherrschten Eingänge *n* und *o* unterbrochen wird.

66 Schritt vom Mound *N*, der eine Höhe von 20 Fuß und einen Umfang von 54 Schritt hat, liegt in südwestlicher Richtung, ebenfalls nahe dem Rande der Schlucht, eine Gruppe von vier einander berührenden Mounds (*H*), zwei runden und zwei rechtwinkligen, die einen vertieften Raum von 14 Schritt Länge und Breite einschließen. Die runden sind 54 Schritt im Umfange und 12 Fuß hoch, die rechtwinkligen 21 Schritt lang, 8 Schritt breit und 5 Fuß hoch. Ein anderer Mound (I^1) befindet sich in nordnordöstlicher Richtung von der Gruppe, doch fehlt jede Verbindung zwischen der letzteren und dem Mound *N*, weil der jähe Abfall der Mesa hier eine Brustwehr unentbehrlich machte.

Die Mounds des Ruinenfeldes bestehen aus Stein und Erde, wie Ausgrabungen im Mound *L* deutlich zeigen. Treppen und Terrassen sind nirgends zu erkennen. Backsteinförmige Platten aus Tuff von verschiedener Größe ($16 \times 10 \times 4$; $13^1/_2 \times 10 \times 8$; $8^1/_2 \times 6^1/_2 \times 5^1/_2$ Zoll) liegen zerstreut umher und bezeichnen wohl die Bekleidung der Mauern und Fußböden. Das Mauerwerk der Gebäude *A* und *I* besteht aus unbehauenen Steinen, ist aber, wie die Fußböden der vertieften Höfe, noch teilweise cementiert. Skulpturen ließen sich nirgends entdecken. Stephens, der die Ruinen vor mehr als

Digitized by Google

50 Jahren besuchte, fand deren noch zwei[1]), doch dermaßen verwittert, daß er nur mehr an der einen Nase und Augen eines Tieres erkennen konnte. Auch Bastian will noch mit Ornamenten versehene Steine gesehen haben. Nur ein paar Obsidianspitzen lohnten mein sorgfältiges Suchen.

So sind denn einige Erdwälle und erhöhte Plattformen, mehrere Gebäudemauern und ein Dutzend Mounds alles, was von der im Beginn des 15. Jahrhunderts von Huntoh und Vukubatz als Bollwerk gegen ihre feindlichen Nachbarn erbauten und von den Spaniern teilweise zerstörten Stadt übrig geblieben ist. Die feste Lage, die Erdwälle, die die Eingänge beherrschenden Mounds verraten auf den ersten Blick, daß es ein befestigter Pueblo (Tinamit) war, wie die Stammgenossen der Cackchiquelen ähnliche in Utatlan, Mixco, Uspantan, Saculeu und auf dem Peñol von Atitlan errichtet hatten.

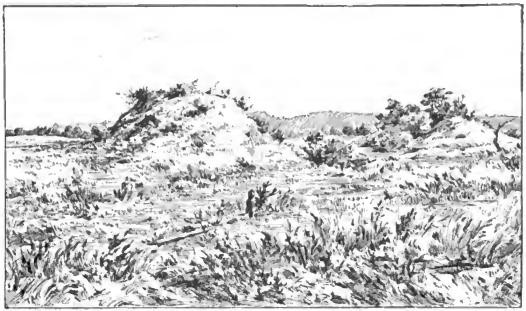
Nach Ximenez enthielten diese Tinamit das Adoratorium, eine viereckige Pyramide mit einer auf Pfeilern ruhenden strohbedeckten Kapelle für den Stammgott, und die Wohnungen derjenigen Ahaus, welche den hohen Rat bildeten und über alle öffentlichen Angelegenheiten des Tribus verfügten. Sie repräsentierten die gesetzgebende und richterliche Gewalt und investierten die beiden Oberhäuptlinge. Über ihre Zahl sind wir im dunkel, doch vermutlich vertrat, wie bei den Quiches, jeder Ahau eine Gens. Sie wohnten jedoch nur während der Festlichkeiten und Gerichtsverhandlungen in Iximche, zu andern Zeiten lebten sie auf ihren Milpas unter ihren Gentes. Die beiden Oberhäuptlinge jedoch, der Ahpozotzil und Ahpoxahil, residierten beständig auf dem Ratzaamit, obwohl Juarros behauptet, daß letzterer in Sololá seinen Sitz hatte, doch vermutlich verlegte er ihn dorthin erst nach der Conquista.

F. A. de Fuentes y Guzman, der vor zweihundert Jahren schrieb, ist der einzige, der eine etwas eingehendere Beschreibung und einen Plan der Ruinen hinterlassen hat[2]). Alvarado, der von den Oberhäuptlingen Belehe Qat und Cahi Imox dort freundlich aufgenommen wurde, schweigt über die Bauart des Pueblo und Bernal Diaz, der dort übernachtete, erwähnt nur oberflächlich die Barranca und die reichen und schönen Häuser und Gebäude. Stephens, Bastian und Stoll gehen ebenso wenig auf Einzelheiten ein. Leider stimmen mein Plan und Beschreibung, wie sie Fuentes gegeben, in manchen Stücken miteinander nicht überein und lassen sich mit den Ruinen in ihrer jetzigen Gestalt nur schwer versöhnen. Dennoch werden sie in den neuesten Werken noch als Autorität abgedruckt, ungeachtet schon Brasseur de Bourbourg und Milla in seiner Geschichte Centralamerikas den Autor der Recordacion florida des Mangels an Kritik und der oft absichtlichen Entstellung der Thatsachen geziehen haben.

Nach Fuentes lag die Stadt im Herzen und Mittelpunkte der zwei Meilen breiten und drei Meilen langen Mesa, während das Ruinenfeld nur einen kleinen Teil derselben an der südöstlichen Barranca einnimmt, wohin er im Widerspruch mit seiner früheren Behauptung ein großes Quadratgebäude von 500 Fuß Länge und Breite (cien pasos geométricos) verlegt. Der Graben, der von Nord nach Süd laufend die Stadt in die Weichbilde der Vornehmen und Plebejer (macegnales) geschieden haben soll, ist unstreitig der Wallgraben (*g*), der vor dem Ruinenfelde verläuft, denn innerhalb des letzteren findet sich keine Spur eines solchen. Das Ruinenfeld stellt demnach den Stadtteil der Vornehmen dar, das zwischen dem Wallgraben und der nordwestlichen Barranca gelegene Gelände das Weichbild der Plebejer. Freilich entdeckt man hier keine Trümmer und Fundamente von Wohnungen, aber dies kann nicht befremden, denn vermutlich waren sie von demselben vergänglichen Stoffe und derselben Bauart, wie man sie noch heute im ehemaligen Gebiete der Cackchiquelen trifft, niedrige, fensterlose Hütten aus Rohr oder Holzstäben mit Stroh oder Palmblättern bedeckt. Aber man sollte erwarten, daß noch Überbleibsel von der Pforte und der Barranca und von dem ummauerten Wege, den Fuentes in diesen Stadtteil verlegt und der sich von jener bis zum Vorhof des Tempels gezogen haben soll, vorhanden wären. Aber keines von beiden ist der Fall. Die fabelhaften Thore von Obsidian lagen jedenfalls am Eingange (*a*) zum Ruinenfeld und von dort verläuft der ummauerte Weg einwärts, also innerhalb des Quartiers der Vornehmen. Freilich ließe sich einwenden, daß der Wallgraben (*g*) mit der nordwestlichen Barranca identisch sei und in diesem Falle die Lage der Thore und des ummauerten Weges Fuentes' Angabe entspräche. Aber diesem Einwand widerstreiten die von ihm angegebenen Größenmaße. Er schätzt die Breite der Barranca auf 1200 Fuß (tres cuadras). Nimmt man also die Identität derselben mit dem Wallgraben an, so müßte dieser dieselbe Breite haben, während er in Wirklichkeit eine lange Strecke nur 30 bis 40 und an den breitesten Stellen nicht viel über 100 Fuß weit ist. Ferner schrumpfte bei dieser Annahme das Weichbild der Macegnales auf den winzigen Raum zwischen dem Wallgraben und den Mounds *B* und *C* und die Stadt, die auf Fuentes Plan das ganze zwei Meilen breite Hochplateau einnimmt, auf das nur einige tausend Fuß breite Ruinenfeld zusammen. Man mag also seine Angaben deuten wie man will, in jedem Falle stößt man auf Widersprüche. Der auffallendste aber ist der, daß in der Beschreibung das Tribunal eine Viertel-Legua westlich (al oeste) vom ummauerten Wege auf einen niederen Hügel, im Plan jedoch in den südöstlichen Teil der Stadt nahe der Barranca verlegt wird. Das letztere würde ungefähr der Moundgruppe *E* und der dort angegebene große Quadratbau dem

auf den vertieften Raum *r* mit seinen Umgebungen hindeuten, obwohl die Himmelsrichtung nicht mit der von Fuentes angegebenen übereinstimmt. Welcher Mound aber als Opferpyramide diente, auf welcher der Stammgott Chamalcan unter der Gestalt der Fledermaus thronte, ist schwer zu bestimmen. Wenn aber Gröfse und hervorragende Erscheinung den Ausschlag giebt, so mufs man sich für Mound G entscheiden, obwohl er nicht

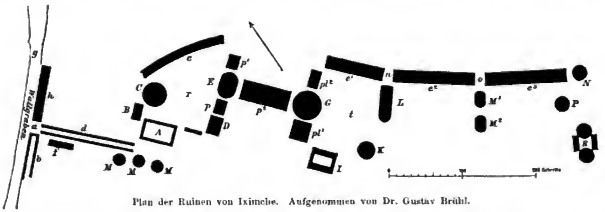
San Tomas und auf dem breiten Joche von Chuchuban antrifft. Welche Gentes jedoch auf dem Ratzamut safsen, wird in den Chroniken nicht deutlich angeführt, doch läfst sich aus Xahilas Annalen schliefsen, dafs die Zotziles und Tukuches es waren. Die letzteren empörten sich unter Cay Hunahpu und Chucuyhatzin gegen die Oberhäuptlinge Cablahuh Tihax und Oxlahuh Tzy, wurden aber in einem entscheidenden Treffen fast gänzlich auf-



Mounds der Ruinenstätte von Iximche. Aufgenommen von Dr. Gustav Brühl.

zum Tempelkomplex gehört. Die Häuser der Abaguas lagen wahrscheinlich rechts vom unmauerten Wege, oder man mufs die Plattformen als ihre Fundamente ansehen.

gerieben. Dafs aber die Einwohnerschaft auf dem Ratzamut nicht zahlreich gewesen sein kann, geht aus der Thatsache hervor, dafs die beiden Oberhäuptlinge dem



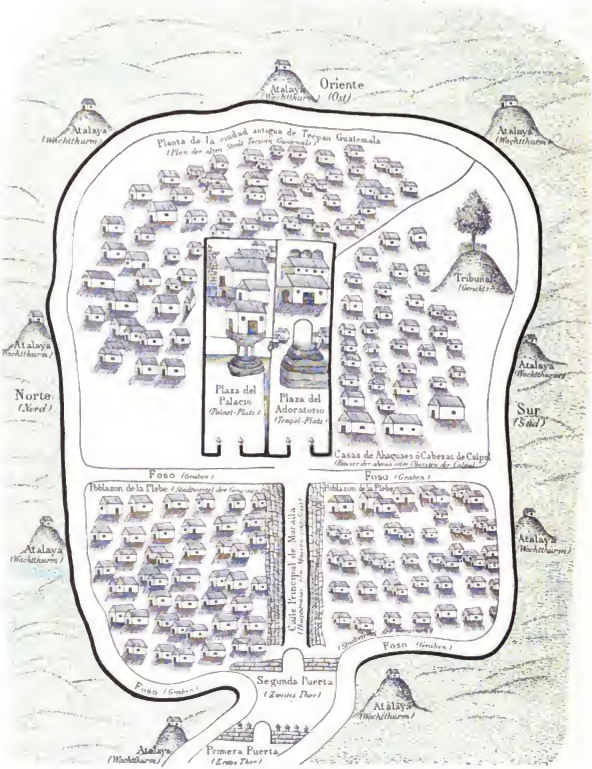
Plan der Ruinen von Iximche. Aufgenommen von Dr. Gustav Brühl.

Jedenfalls nahmen sie nicht den bedeutenden Raum im Umkreise des Palastes und Tempels ein, den ihnen Fuentes zuschreibt.

Dafs übrigens der nordwestliche Teil der Mesa besiedelt war, kann keinem Zweifel unterliegen, denn ein ackerbautreibendes Volk, wie die Cackchiquelen es waren, würde einen so fruchtbaren Landstrich nicht brach liegen gelassen haben. Aber sicherlich lagen die Wohnungen nicht in dichtem Zusammenhang, sondern in zerstreuten Gruppen, von engverwandten Familien bewohnt, zwischen den Milpas, wie man es jetzt noch zwischen Sololá und

Alvarado nur 400 Krieger als Hilfstruppen gegen die Quiches senden konnten. Der Eroberer giebt zwar die Zahl auf 4000 an, doch selbst Fuentes, der in der Regel mit Zahlen sehr verschwenderisch umgeht, weifs nur von 2000, so dafs Xahila wohl recht haben wird. Es ist das letztere Ereignis noch von besonderer Wichtigkeit, weil es Licht über die beschränkte Autorität der Oberhäuptlinge verbreitet, indem jener Chronist beifügt, die Hilfstruppen seien nur aus der Stadt genommen worden, weil die übrigen Krieger den Gehorsam verweigert hätten.

Digitized by Google



Plan der alten Stadt Tecpan Guatemala. Copie nach Fuentes y Guzman.

⅛ der Originalgröße

Digitized by Google

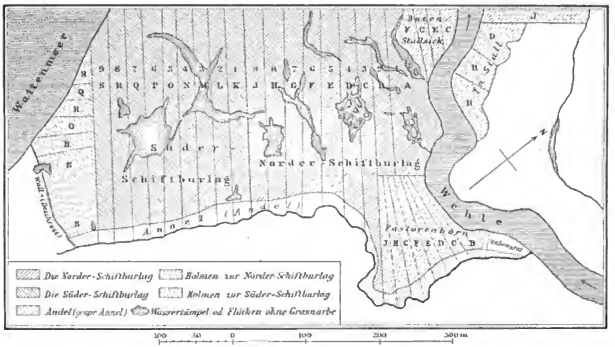
Die Aussicht vom Ruinenfelde auf die umliegenden grünbewaldeten Höhen ist malerisch und es läfst sich leicht begreifen, warum der Ahpozotzil, sobald er Alvarados Pläne durchschaute, die Waffen gegen ihn ergriff. Aber es war zu spät. Hier wie in Mexiko und Peru verhalfen die inneren Zwistigkeiten den fremden Eindringlingen zum Siege. Hätten sich die Cackchiquelen mit ihren Stammverwandten vereint ihnen entgegengestellt, statt sie zu unterstützen, so wären die Spanier trotz ihrer überlegenen Bewaffnung und Taktik wahrscheinlich unterlegen. Aber der alte Erbhafs und die lose sociale Organisation besiegelte ihren Untergang und den Verlust ihrer Freiheit.

Die Bewirtschaftung der „Schiftburlag" auf Sylt.

Von Christian Jensen. Oevenum auf Föhr.

Nachdruck verboten.

Auf den nordfriesischen Inseln vor der schleswigschen Westküste, die insgesamt eine Fläche von 29 847 ha umfassen, haben sich die landwirtschaftlichen Verhältnisse wegen der eigenartigen Natur der alljährlich kleiner werdenden Inseltrümmer seit alten Zeiten teilweise wenig verändert. Namentlich gilt das von der Dr. Traeger [2]) „bezweifelt]" Analogieen zu den Besitzverhältnissen auf der Hallig. Besonders interessant ist in dieser Beziehung die Benutzung eines Teiles, der 27 ha 10 a 71 qm grofsen Wiese Banerlage oder Burlag, welche am südlichen Ufer Sylts, südlich von Keitum, an der sogen. Kreuzwehle (eine von dem Meere gebildete



Karte der Schiftburlag. Aufgenommen von Chr. Jensen.

Benutzung der den Überschwemmungen aufserordentlicher Fluten ausgesetzten Halligwiesen, die nicht nur, wie es gewöhnlich angenommen wird, auf den 13 eigentlichen Halligen, sondern auch seit 1634 auf Sylt und Amrum vorkommen. Damals wurden hier die niedrigen Sommerdeiche zerstört; die Reste dieser Wälle zum Schutze gegen Sturmfluten des Sommers warden ausgebaut [1]), oder sind noch vorhanden (siehe Kartenskizze). Auf den gröfseren Inseln geschah seit 1770 die Aufteilung fast aller bis dahin gemeinschaftlichen Heide-, Wiesen- und Weideländereien — und es wurde vielerorten der übliche Benutzungsplan abgeändert. Dennoch bestehen noch in einzelnen Wiesenabteilungen der Insel Sylt, welche zur Heugewinnung benutzt werden und den Namen Lagen (Laaghen) führen, uralte Feldregeln, die der Ausflufs eines echt deutschen Gerechtigkeitsgefühles sind. Es finden sich also hier, was breite Rinne, in welcher Flut und Ebbe bemerkbar sind), belegen ist. Der westliche Teil der Landfläche ist fester Besitz, der skizzierte östliche Teil, etwa 15 ha, dagegen Eigentum verschiedener Interessenten und der Kirchengemeinde Keitum. Die nachfolgenden Bemerkungen und Tabellen geben einen allgemeinen Überblick über die Art und Weise, wie die Benutzung unter denselben wechselt.

1. Von der Schiftburlag hat der jedesmalige Prediger zu Keitum ein Jahr ums andere allezeit die eine Hälfte und die Interessentenschaft die andere Hälfte; wenn die Jahreszahl eben oder in 2 aufgeht, hat der Prediger die nordere oder gröfsere und die Interessentschaft die südere oder kleinere Schiftburlag und umgekehrt; wenn die Jahreszahl uneben, hat der Prediger die südere oder kleinere und die Interessentschaft die nordere oder gröfsere Schiftbanerlage.

[1]) Dr. K. J. Clement, Lebens- und Leidensgeschichte der Friesen, Kiel 1845, S. 125.

[2]) Dr. E. Traeger, Die Halligen der Nordsee (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde von Dr. Kirchhoff VI. Bd., Heft 3), Seite 55 (280), Stuttgart 1892.

Digitized by Google

Namen der jetzigen Interessenten und Angabe der Grösse ihrer Anteile (ältere waren die in der Tabelle für die andere Schiftburlag genannten Manner der Teilhaber).

H. H. Rundle 4 Lestalli | Erk Clemenß (J. Lestall, C. D. Lorentzen We. 3 Lestalli) 2 Lestalli | H. C. Meinerß We. 4 Lestalli, M. B. Peetz We. 2 Lestalli | M. N. Martens (Eben 3 Lestalli, Jens Ingwers We. 2 Lestalli) $1^1/_2$ Lestalli | Asm. Hansen $4^1/_2$ Lestalli, H. R. Rochholz $1^1/_2$ Lestalli | C. D. Lorentzen (Jens Ingwers We. 3 Lestalli, Jakob Meinerß $1^1/_2$ Lestalli | C. J. Hinr. We. 3 Lestalli, F. Christiansen 3 Lestalli | G. J. Lassen 6 Lestalli | Th. Thomsen 6 Lestalli

Anweisungstabelle für die Schiftburlags-Interessenten.

Jahreszahl	Jens Clemenß a. Kossaten	Claus Peter Kirken	Erk Clemenß (J. Lestall, C. D. Lorentzen We. 3 Lestalli) 2 Lestalli	Meibel J. Hacken Kirken	M. C. Meinerß We. 4 Lestalli, M. B. Peetz We. 2 Lestalli	Wolf B. schmidt a. Kossaten	M. N. Martens (Eben 3 Lestalli, Jens Ingwers We. 2 Lestalli) $1^1/_2$ Lestalli	Erk Kirken a. Kossaten	Asm. Hansen $4^1/_2$ Lestalli, H. R. Rochholz $1^1/_2$ Lestalli	Jens P. Gjord Jakob Meinerß	Jens Magnussen a. Kossaten	Jens N. Föhrer a. Kossaten
1800	1814	1828	1842	1858	1870	1894	1906	Nr. 2 L	Nr. 3 M	Nr. 4 N	Nr. 6 P	Nr. 5 O	Nr. 6 R	Nr. 7 Q	Nr. 9 S	Nr. 1 K
1801	1815	1829	1843	1859	1871	1895	1907	„ 4 N	„ 6 P	„ 5 O	„ 8 R	„ 3 O	„ 1 K	„ 7 Q	„ 2 L	„ 3 M
1802	1816	1830	1844	1860	1874	1888	1902	„ 3 M	„ 5 O	„ 9 S	„ 1 K	„ 5 O	„ 2 L	„ 7 Q	„ 3 M	„ 4 N
1803	1817	1831	1845	1861	1875	1889	1903	„ 6 P	„ 8 R	„ 9 S	„ 2 L	„ 5 O	„ 3 M	„ 7 Q	„ 4 N	„ 6 P
1804	1818	1832	1846	1862	1876	1890	1904	„ 6 P	„ 8 R	„ 9 S	„ 2 L	„ 5 O	„ 3 M	„ 7 Q	„ 4 N	„ 6 P
1805	1819	1833	1847	1863	1877	1891	1905	„ 8 R	„ 9 S	„ K	„ 3 M	„ 5 O	„ 4 N	„ 7 Q	„ 6 P	„ 8 R
1806	1820	1834	1848	1864	1878	1892	1906	„ 8 R	„ 9 S	„ K	„ 3 M	„ 5 O	„ 4 N	„ 7 Q	„ 6 P	„ 8 R
1807	1821	1835	1849	1865	1879	1893	1907	„ 1 K	„ 2 L	„ 3 M	„ 4 N	„ 5 O	„ 6 P	„ 7 Q	„ 8 R	„ 9 S
1808	1822	1836	1850	1866	1880	1894	1908	„ 1 K	„ 2 L	„ 3 M	„ 4 N	„ 5 O	„ 6 P	„ 7 Q	„ 8 R	„ 9 S
1809	1823	1837	1851	1867	1881	1895	1909	„ 2 L	„ 3 M	„ 4 N	„ 5 O	„ 6 P	„ 7 Q	„ 8 R	„ 9 S	„ K
1810	1824	1838	1852	1868	1882	1896	1910	„ 2 L	„ 3 M	„ 4 N	„ 5 O	„ 6 P	„ 7 Q	„ 8 R	„ 9 S	„ K
1811	1825	1839	1853	1869	1883	1897	1911	„ 3 M	„ 4 N	„ 5 O	„ 6 P	„ 7 Q	„ 8 R	„ 9 S	„ K	„ 1 L
1812	1820	1840	1854	1870	1884	1898	1912	„ 4 N	„ 5 O	„ 6 P	„ 7 Q	„ 8 R	„ 9 S	„ K	„ 1 L	„ 2 M
1813	1819	1837	1855	1873	1891	1909	1927	Nr. 5 E	Nr. 7 G	Nr. 8 H	Nr. 2 B	Nr. 4 D	Nr. 9 J	Nr. 1 A	Nr. 3 C	Nr. 6 F
1814	1821	1838	1856	1874	1892	1910	1928	„ 7 G	„ 9 J	„ 1 A	„ 3 C	„ 6 F	„ 2 B	„ 3 C	„ 5 E	„ 8 H
1815	1823	1841	1859	1877	1895	1913	1931	„ 9 J	„ 1 A	„ 2 B	„ 4 D	„ 6 F	„ 3 C	„ 4 D	„ 6 F	„ 9 J
1816	1825	1843	1861	1879	1897	1915	1933	„ 1 A	„ 2 B	„ 3 C	„ 5 E	„ 7 G	„ 4 D	„ 6 F	„ 9 J	„ 1 A
1817	1827	1845	1863	1881	1899	1917	1935	„ 2 B	„ 3 C	„ 4 D	„ 6 F	„ 8 H	„ 5 E	„ 7 G	„ 1 A	„ 2 B
1818	1829	1847	1865	1883	1901	1919	1937	„ 3 C	„ 4 D	„ 5 E	„ 7 G	„ 9 J	„ 6 F	„ 8 H	„ 2 B	„ 3 C
1819	1831	1849	1867	1885	1903	1921	1939	„ 4 D	„ 5 E	„ 6 F	„ 8 H	„ 1 A	„ 7 G	„ 9 J	„ 3 C	„ 4 D
1820	1833	1851	1869	1887	1905	1923	1941	„ 5 E	„ 6 F	„ 7 G	„ 9 J	„ 2 B	„ 8 H	„ 1 A	„ 4 D	„ 5 E
1821	1835	1853	1871	1889	1907	1925	1943	„ 6 F	„ 7 G	„ 8 H	„ 1 A	„ 3 C	„ 9 J	„ 2 B	„ 5 E	„ 6 F

Tabelle für die andere oder kürzere Schiftburlag.

Tabelle für die andere oder kürzere Schiftburlag.

2. Wenn die Interessentschaft die südere Schiftburlag hat, ist die Umwechselung wie folgt: Hat man dies Jahr Nr. 1, bekommt man um 2 Jahre Nr. 2, um 4 Jahre Nr. 3, um 6 Jahre Nr. 4, um 8 Jahre Nr. 6, um 10 Jahre Nr. 8, um 12 Jahre Nr. 9 und um 14 Jahre wieder Nr. 1. Nr. 5 und Nr. 7 stehen fest bis auf die Umwechselung mit dem Prediger und werden von den übrigen Interessenten jedesmal übersprungen. Die Holmen oder Nebenstücke, welche an der Südseite liegen, gehören zu den Engen und werden zu selbigen mit Buchstaben angewiesen, nämlich, was mit einem und demselben Buchstaben bezeichnet ist, gehört zusammen, folglich gehören zu Nr. 1, 2, 3, 4 und 6 kleine Holmen, zu Nr. 5 ein, zu Nr. 7 ein, zu Nr. 8 drei und zu Nr. 9 vier, die aber, weil sie bei einander liegen, nicht durch Linien geteilt sind.

3. Die Umwechselung in der norderen oder gröseren Schiftburlag unter den Interessenten geht wie in der südseren von Norden nach Süden, nur dafs hier keine feststehenden Engen übersprungen werden, denn nach Nr. 1 bekommt man Nr. 2, nach Nr. 2 Nr. 3, nach Nr. 4 Nr. 5, nach Nr. 5 Nr. 6 etc. und nach Nr. 9 Nr. 1, so dafs man jedesmal nach 18 Jahren die nämliche Enge nebst dazugehörigen Holmen zu bergen hat. Auch sind die Holmen oder Nebenstücke hier wie in der südseren Schiftburlag zu den Engen durch Buchstaben angewiesen. Zu Nr. 1, auch Hörnenge genannt, gehören keine Holmen, zu den 8 übrigen aber zu jeder ein Holm, oder auch ein Holm Butenstallsiek und ein halber Holm auf Pastorenhörn, auf welchem allein 4 ganze Holme, die aber durch gestrichelte Linien in 8 halbe Holmen geteilt sind, wie oben geben die sie bezeichnenden Buchstaben Anweisung, zu welcher Enge sie gehören.

Aufserdem ist im einzelnen noch das Folgende zu bemerken: Die in der Karte durch Nummern und Buchstaben kennbar gemachten Teile der Landflächen heifsen „Engen oder Ingen"; sie sind durch kleine, mit einem Spaten ausgehobene Rillen (sylterfriesisch Grőfgin, deutsch Grübchen) getrennt; ihre Bezeichnung Ziffer und Buchstabe wurde ebenso hergestellt. Die Länge und Breite der Engen ist verschieden. Manche sind entregricher als andere, weil ihre Bodenbeschaffenheit (Qualität) besser und weil die Wassertümpel resp. Flächen ohne Grasnarbe, in ihnen kleiner sind oder wie beispielsweise bei Nr. 9 8 nicht vorkommen (wofür diese aber wieder am abbrüchigen Ufer au Fläche einbüfste). Mehrere der auf der Karte bezeichneten Holmen sind aus gleicher Ursache und weil die Wehle Teile wegschwemmte, nicht mehr oder nur noch teilweise vorhanden. Aus den Überschriften der einzelnen Kolumnen der Tabelle geht hervor, dafs je eine der 9 Engen zu 6 Lestall (auch Lästall) angenommen wird. Die Lestall — nach Clement soviel als Fuderzahl — sind an Grőfse verschieden[5]), da die Ertragfähigkeit des Bodens bei der Fuderzahl, die auf der Fläche geborgen wird, besonders in Betracht kommt, sie werden aber rechnungsmäfsig 4 auf ein Demath gezählt, sind etwa $12^1/_2$ a grofs oder 8 Lestall = 1 ha.

Würden die Engen feste Besitzer haben, so wäre ein Ausgleich aller Eventualitäten der Grőfse des Ertrages nicht leicht möglich, und so mag hier, wie auf den Halligen, die Abwechselung in der Benutzung

[5]) Der Chronist H. R. Hennings bemerkt, dafs es auf Westerlandfeld Lestalle zu 24 und 101 Quadratruthen gabe (Handschrift).

Digitized by Google

der Engen und Holmen herbeigeführt sein [4]). Der Boden ist durchgängig hochgelegene Marsch, welche sehr schönes Heu liefert, in welchem Plantago maritima L. fast nicht vorkommt. Der als Andel bezeichnete Streifen liegt niedriger und trägt die im Volksmunde mit Andel bezeichneten Glycerien, welche ein kräftiges Heu abgeben. Nach den Überschwemmungen und nach anhaltendem Regen sind die Wassertümpel gefüllt, sonst sind sie meist trocken. Pastorenhörn = Pastorenecke.

Mit dem in der Tabelle ersichtlichen Wechsel ist aber die Teilung noch nicht beendet. Die Überschriften der Kolumnen besagen, daſs nicht selten zwei oder mehr Besitzer den Ertrag einer Enge und der zugehörigen Holmen teilen sollen: Halbe, Drittel und Viertel sind zu bilden. Um diese Teilung vornehmen, begeben sich die zwei, drei oder vier Teilhaber kurz vor Beginn der Heumahd auf die ihnen in dem Jahre zukommende Enge. Sie messen die Breite derselben an verschiedenen Stellen, teilen sie je nach Bedarf in zwei, drei oder vier Teile und markieren jeden Teil durch einen mit dem Stiel in die Erde gesteckten Rechen, an welchem vorher ein Bündel Gras befestigt wurde. Bald markieren solche Zeichen eine oder mehr gerade Linien, die von einem zum andern Ende der Enge reichen. Alsdann wird ein Arm voll oder eine Schürze voll Gras gemäht und es geht nun jemand — die Rechen einer geraden Linie als Richtungszeichen im Auge haltend — von einem Ende der Enge zum andern, alle drei oder vier Schritte auf die Richtungslinie ein Büschel Gras legend. Nach diesen Merkmalen vermögen dann die Mäher, schnurgerader Linie folgend, jedem das Seine zu geben. Welchen Teil hier der einzelne nimmt, entscheidet das Los.

Diese Art der Verteilung erinnert an diejenige, welche in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf der Hallig-Nordmarsch geübt wurde. Lorenzen schreibt [5]): „Indessen sieht man die Weiber von jedem Warf mit ihren Rechen zu Felde gehen, das Meedland abzuteilen, weil sie jährlich damit umzuwechseln pflegen. Sie messen das Land auf eine artige Weise mit dem Rechenstiele dergestalt ab, daſs es scheint, als ob sie in der Feldmeſskunst oder der Geometrie nicht geringe Wissenschaft besäſsen. Daranf geht nun das Mähen an."

Damit niemand übervorteilt wurde, galten von alters her über die Zeit des Mähens und der Heuernte in den Sylten Lagen besondere Bestimmungen, die meistens auf dem sogenannten Sommerding um Petri-Pauli (29. Juni) zu Keitum festgesetzt und verlesen wurden. „Vortekenifs wegen dat Gras Meyen, wo Ein Stück Wisch na dem andern, olderen Gebruck vnd Gewohnheit Nah schöle afgemeyet werden in diesem Jare", heifst es bereits in der Überschrift des Verzeichnisses von 1656. Landvogt und Prediger waren damals allein berechtigt, ihr Land vorher mähen zu lassen, ersterer mähte oft selber mit. Die Sitte gestattete, daſs jeder am Abend vor dem festgesetzten Tage drei Schwaden hin und zurück quer über jede ihm gehörende Strecke mähen durfte. Alsdann wurde unter freiem Himmel der Erntetanz nach der Musik einer Geige eröffnet [6]), eine Sitte, die bis 1870 bestanden hat — heifst doch ein Hügel in Osteringe der Tanzhügel bis auf diesen Tag. Die Reihenfolge für den Beginn des Mähens in verschiedenen Wiesenabteilungen ist noch ähnlich wie früher — der Anfang wird durch Beschluſs der Bauerschaften oder deren Vertreter festgesetzt, gewöhnlich Ende Juni. Kirchspiele- und Bauervögte dürfen zwei Tage vorher mit dem Mähen beginnen, wenn sie in der Lage Land haben.

In der Benutzung einzelner Ingen verschiedener Lagen kommen unter den sogenannten Miteigentümern ähnliche Umwechselungen vor, wie in der Bur- oder Bauerlage, indessen sind dieselben nicht so zusammengesetzt. Allem Anscheine nach hat sich in der Bauerlage die alte Norm der wechselweisen Benutzung am reinsten erhalten, wenn es auch nicht erklärt werden kann, wie zwei Engen der kleinen Banerlage zu festen Besitzern gelangt sind. Durch die beigegebene Kartenskizze glaube ich einen klareren Einblick in die verwickelten Nutzungsregeln gegeben zu haben, als es das geschehen ist, wo bloſse Auszüge aus den sogenannten Meedebüchern der Hallig mitgeteilt sind.

[4]) Schiftburlag von Schiften = Wechseln und Teilen.
[5]) in J. F. Camerer, Vermischte historisch-politische Nachrichten etc., Flensburg und Leipzig 1762, II. Teil, S. 61.
[6]) Vergl. Christian Jensen, Die nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen vormals und jetzt, Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, 1891, S. 370.

Zur Volkskunde der Liven.

Von Wolf v. Metzsch-Schilbach.

Unter der geringen Anzahl von Autoren, welche seit Heinrich dem Letten, das will sagen, seit sieben Jahrhunderten, sich mit dem aussterbenden Livenvolke — meist auch nur indirekt — beschäftigten, hat auch nicht einer mit wahrhafter Liebe die Sitten und Gebräuche desselben geschildert und, von dem äuſseren Leben auf das innere schlieſsend, die Kenntnis livischer Traditionen, Märchen, Sprichwörter und Rätsel zu einer Skizze volkspsychologischer Art verwertet.

Wir dürfen, indem wir dies Urteil aussprechen, selbst die Akademiker Wiedemann und Sjögren nicht ausnehmen, welche sich doch ein so hohes Verdienst um die Erforschung der livischen Sprache erworben haben; wohl hat der erstere bei Bearbeitung des Sjögrenschen Werkes [1]), der livischen Grammatik, unter dem Titel: „Sprachenproben", neben Übersetzungen von Bibelabschnitten und einer Anzahl kleiner Erzählungen aus dem Lettischen ins Livische auch eine gröſsere Anzahl „Sprichwörter, Rätsel und Scherzfragen", sowie einige wenige „poetische Erzeugnisse" dieses Volkes angehängt, welche Sjögren von den Lehrern J. Prinz sen. und jun., sowie von den Liven Lanniz und Damberg erhalten hatte. Indem Wiedemann dies kostbare Material zusammenstellte, hat er es doch durchaus nicht mit andern Augen angesehen, als eben mit denen eines Sprachforschers. Demzufolge findet sich dort alles nach Dialekten geordnet und gesichtet, nur die Form, keineswegs aber auch der Inhalt, scheint diesem verdienstvollen Gelehrten hierbei maſsgebend gewesen zu sein. Man möchte dem entgegenhalten, daſs Wiedemann, in der Einleitung zu seinem Werke mit beachtenswertem Fleifse alles zusammengetragen hat, was von der Kultur, den Sitten, der Religion der Liven sich nur irgend hat finden lassen. Dies Verdienst bleibt ihm und dennoch glauben wir im folgenden zeigen zu können, wie er dabei ganz ver-

[1]) Joh. Andreas Sjögrens Gesammelte Schriften I und II. St. Petersburg 1861.

Digitized by Google

gessen hat, gerade aus dem Schlüsse zu ziehen, was er in unmittelbarem Verkehre mit dem Volke gefunden hat und womit er selbst die Kenntnis von dem Geistesleben jener letzten ihres Stammes bereicherte.

Prüfen wir zunächst einmal den Inhalt dieser „Sprachenproben" im Sinne dieser Behauptung. Zunächst sind es die Lieder der Liven, welchen wir unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen. — Abgesehen von denjenigen poetischen Erzeugnissen, welche den Letten oder Esten entlehnt sind, giebt es nur eine geringe Anzahl eigentlich livischer Lieder, diese aber trägt auch ein durchaus eigenartiges Gepräge.

Als ein echtes, rechtes livisches Lied — dafs dies ein Fischerlied ist, erscheint fast selbstverständlich — kann wohl nur eins der von Sjögren gesammelten angesehen werden. Es lautet in wörtlicher Übertragung:

„Der Vater macht mir ein neues Schiff,
Die Mutter webt die Segel,
Damit ich segeln kann gegen den Nordwind!
Der Norden hat weifsen Schaum,
Ich habe noch weifsere Segel.
Laufe Schiff! Eile Schiff!
In unserem Meer sind keine Baumstümpfe,
Mögen die Baumstümpfe wachsen in des Landmannes
(d. h. des Letten) Felde,
Wo sie die Pflüge zerbrechen können."

Wie schön spricht sich hier die Lust an wagemutiger Meerfahrt aus, die schon den Knaben erfüllt, als ihm von den Eltern das erste Fahrzeug in die Hand gegeben wird, und wie charakteristisch kommt hierbei zugleich der fast feindliche Gegensatz zwischen den landbebauenden Letten und den seefahrenden Liven zum Ausdruck. Wir wollen es Wiedemann nicht zum Vorwurfe machen, dafs er diese Verse so kalt mitten zwischen die Sprachenproben stellt und ihrer dort zu gedenken vergifst, wo er davon handelt, wie wenig freundnachbarschaftlich der Live mit dem Letten lebt. Aber wir meinen, dafs schon hier sich bekundet, wie wenig in den Geist der Sprache der formvollendete Gelehrte sich vertiefte.

Zu einem Trinkliede lassen sich ferner einige Strophen verbinden, welche in den erwähnten Sprachenproben zusammenhangslos an verschiedenen Stellen gegeben sind. — Ohne den einzelnen Strophen irgend Gewalt anzuthun, möchten wir sie in folgender Weise aneinanderreihen:

„Ein Fafs im Kellerchen,
Zwei Krüglein auf dem Tische,
Schiebe hierher, schiebe dahin,
Schiebe ans Ende des Tisches.
Singe Vater, singe Sohn,
Singet ihr zwei Knechte,
Mehr singt der Vater mit dem Sohne
Als die beiden Knechte."

Sollte in den beiden letzten Zeilen eine Andeutung derart zu erblicken sein, dafs auch der Herr mit seinem Sohne mehr trinken dürfe als die Knechte, oder will man lieber daraus ein Lob der eigenen Leistung im Sinne des „Selbst ist der Mann" hervorklingen hören?

Nicht auf den ersten Blick verständlich erscheinen die in folgender Form von Wiedemann gebotenen Zeilen:

„Ein Vater hatte neun Söhne,
Die alle hatten neun Ämter;
Drei schlagen die Trommel, drei spielen die Flöte,
Drei ziehen die Netze
Am Meeressaume."

Da eine Dreiteilung des livischen Volkes, wenigstens in historischer Zeit, nicht stattgefunden hat, läfst sich an eine solche hier nicht denken, so nahe dies auch auf den ersten Blick liegen mag. Vielleicht aber erleichtert das Verständnis dieser Zeilen ein livisches Sprichwort, welches lautet: „Johann bläst das Horn, aber Grete stirbt Hungers". Hier ist unverkennbar mit dem Musikmachen soviel gemeint, als ein Tagediebleben treiben. — Findet sich doch auch im Deutschen eine Analogon in dem Sprachgebrauche: „Er geht flöten". Hiernach würde sich der Sinn der Verse von selbst ergeben, welcher dadurch noch mehr präcisiert werden würde, wenn man annimmt, dafs mit den Söhnen, welche die Trommel schlagen, die gemeint sind, welche Heeresfolge leisten mufsten. Wir möchten hierbei nicht unerwähnt lassen, dafs wir auf diese Erklärung des Flötengehens direkt durch den livischen Gleichklang der Worte „pill", „Flöte" und „pill", „verschwenden, verprassen", hingeleitet wurden.

Ohne Zweifel gehören zu einem Kinderliede die folgenden Zeilen:

„Das russische Hündchen, das zottige Hündchen
Führte meinen Bock an den Landsee,
Brachte meinem Brüderchen eine Harfensaite,
Brachte meinem Schwesterchen eine Stirnbandtresse."

„Kleines Hündchen, zottiges Hündchen,
Führe meinen Bock an den Landsee,
Bring meinem Brüderchen eine Harfensaite,
Bring meinem Schwesterchen eine Stirnbandtresse."

Wiedemann giebt diese acht Zeilen in der angenommenen Reihenfolge ebenfalls ohne weitere Bemerkung, und so will es scheinen, als habe er geglaubt, dafs er in den Zeilen 5 bis 8 nur eine Variation der Zeilen 1 bis 4 vor sich habe.

Wie aber, wenn man die Zeilen 5 bis 8 an den Anfang stellt? Zweifellos entsteht dann ein Ganzes, dessen erster Teil eine Bitte und dessen zweiter Teil die Ausführung derselben enthält. Nun ist es urkundlich feststehend, dafs die Liven mit den Russen Handelsbeziehungen unterhielten und besonders mit Pskow und Nowgorod in lebhaftem Verkehr standen.

Durch die hier in Vorschlag gebrachte Umstellung gewinnt, im Hinblick auf diese alten livischen Handelsbeziehuugen, das „russische Hündchen" die erweiterte Bedeutuug etwa derart, dafs hier ein Hündchen aus Rufsland gemeint ist. Beachten wir dann noch ferner, dafs in der Wiedemannschen Übersetzung jener Verse, wie wir sie oben wiedergaben, das livische „jõs" mit „Bock" wiedergegeben ist, während doch mit jõs ein „verschnittener Hammel" bezeichnet wird, so kann das „zottige Hündchen" hier nur als Herdenhund aufgefafst werden, welcher die Hammel an den Landsee „führen", wie Wiedemann übersetzt, dem eben der Sinn der Zeilen nicht klar geworden war, sondern „leiten" soll, denn „vid" heifst ebenso wohl „leiten", „bringen" als „führen" im engeren Wortsinne.

Was aber die mit den Worten „an der Landsee" angedeutete Richtung anlangt, so würde sich dies recht wohl auf Nowgorod am Ilmensee beziehen lassen, wollte man aber an Pskow denken, so würde hier mit gleichem Rechte der Peipussee in Betracht kommen können. Kurz, es scheint kaum zu viel gesagt, wenn wir dies Kinderliedchen in der angedeuteten Weise kommentieren und ans ihm zu dem alten einen neuen Beweis für die vorchristlichen Handelsbeziehungen zwischen Liven und Russen herauslesen. Wir können dies um so mehr, als gerade auch „Stirnbandtressen" ein bei den Anwohnern des Peipussees sehr beliebter Schmuck waren und solche wiederholt bei Ausgrabungen in Livland gefunden wurden, und dafs, wie selbst Wiedemann an andern Stellen erzählt, und wir selbst beobachten konnten, solcher Stirnschmuck noch heute von den livischen Frauen getragen wird.

Ein Kinderliedchen, in dem Mäuse als „Schlafbringer" gerufen werden, erscheint dem Lettischen ent-

Digitized by Google

lehnt zu sein, so schwer es auch in den meisten Fällen zu entscheiden sein mag, was bei den ständigen Grenzverschiebungen ursprünglich lettische und was livische Weisen und Gebräuche sind.

Wenn Wiedemann noch kirchliche Lieder — im ganzen vier — zum Abdrucke bringt, so können wir diesen nur einen sprachlichen Wert beimessen, insofern, als sie beweisen, wie sich das Livische recht wohl und gefällig in gebundener Form und in Reimerei nach modernem Geschmack bewegen kann. Jene letztgenannten Lieder haben J. Prinz sen. zum Verfasser, welcher auch Sjögrens Sprachlehrer war. Nur eins der poetischen Erzeugnisse dieses Autors, ein erzählendes Gedicht, ist im Volkstone gehalten und schließt ähnlich wie das zuerstgenannte Fischerlied mit einem Wunsche ab, sonst hat es keinen poetischen Wert und ist selbst nicht charakteristisch zu nennen.

Livische Lieder, so versicherte dem Verfasser, als er das erste Mal das Gebiet der kurischen Liven berührte, der „Kapitän" der „Clementine", ein am Strande von Domesnäs geborener Live, kenne er nicht. Gleich darauf aber erzählte er, wie vor Jahren das in seiner livischen Heimat gelegene Schloß Dondangen abgebrannt sei. Trotzdem ihm die deutsche Ausdrucksweise nicht völlig geläufig war und er mit den Worten oft zu kämpfen hatte, geriet er sich hierbei doch in einer gewissen Breite. Mit großer Anschaulichkeit berichtete er, was sich seine Landsleute davon zu erzählen wußten. — Wie ein Gottesurteil sei das Feuer gekommen; fern vom Gute sei es entstanden — plötzlich — niemand wisse wodurch — schnell habe es sich eine Gasse nach dem Herrenhofe gehahnt, unaufhaltsam auf dem Boden weitergreifend, einzelne Stellen Bauerland umgehend, erreichte der Brand das Schloß. Ob in solcher göttlicher Fügung wohl eine Warnung für die Grafen und Reichen zu erblicken sei, oder ob vielleicht die Vorsehung diese Lohe zu Gunsten der Armen entfacht habe, damit diese eine Zeit hindurch Erwerb fänden und ihnen beim Wiederaufbau des Zerstörten für kurze Zeit ein Verdienst erwachse, das ließ der Erzähler dahingestellt.

Unwillkürlich wurde ich bei dieser Darstellungsweise an die erzählenden Dichtungen der finnischen Völker erinnert und während mir eben noch die Frage nach einer livischen Poesie verneint wurde, bot sich mir gleichsam eine Probe jener Veranlagung, deren Vorhandensein der Erzähler selbst nicht ahnte.

Genug davon, nicht immer liegt das Gold auf der Straße, oft birgt eine einfache Redewendung, ein kurzer Wahrspruch, eine bildliche Bezeichnung einen tieferen, poetischeren Gedanken, als manches formvollendete Verswerk.

Wie schön sind nicht viele jener in Rätselform gekleideter Vergleiche, wie sie den Liven geläufig sind?

„Eine Eiche steht auf estländischer Grenze, eine Erle an dem Stadtwege, die Wurzeln laufen zusammen, die Wipfel neigen sich zu einander," so sprechen von einem aus der Ferne sich heiratenden Paare jene Liven, deren treues Festhalten am Volkstume wir aus Börgers Berichten kennen lernten, da er erzählt, daß die letzten ihres Stammes in Livland sich ihre Frauen aus Kurland holten, und von denen Wiedemann sagt, daß wohl einmal eine Ehe zwischen einem Liven und einer Lettin geschlossen werde, daß aber eine umgekehrte Verbindung geradezu unerhört sei.

Auf den Sinn für inniges Familienleben deuten ferner die Rätselfragen hin: „Was ist weicher als ein Kissen? Was ist süßer als Honig?" auf welche der Live die Antwort hat: „Der Mutter Schoß und der Mutter Milch".

Schön ist, dem hochentwickelten Familiensinne entsprechend, die Auffassung des Namens, der Live fragt danach: „Was verfault nicht in der Erde, ertrinkt nicht im Wasser, verbrennt nicht im Feuer?"

Wie poetisch faßt das Volk endlich die Dinge aus dem alltäglichen Leben auf:

„Ein Pferd wiehert in Kurland, die Stimme hört man bei uns im Lande, seine Zügel sind in Rußland" — das ist das Bild des über dem Lande mit Donnerschall hinziehenden Gewitters.

„Ein alter Korb, ein neuer Deckel," so stellt sich ihm bildlich der von der winterlichen Eisdecke bedeckte See dar.

„Fafs auf Fafs, Tonne auf Tonne, Halbfafs auf Halbfafs, am Ende ein Eichhörnchenschweif als Segel," in diesem Bilde erscheint ihm der Schilfhalm.

„Auf einer alten Eiche zwölf Nester, in jedem Neste vier Vögel, jeder Vogel sieben Junge, jedes Junge einen besonderen Namen." — Das Jahr.

„Vier Jungfrauen gehen weinend nicht über das Feld" — die knarrenden Räder eines Wagens, oder im selben Sinne: „Vier Brüder laufen hintereinander her, keiner holt den anderen ein".

„Der Vater ist noch nicht geboren, der Sohn sitzt schon auf dem Dache." — Der Rauch.

„Ein Spötter ohne Zunge." — Das Echo.

„Ohne Verstand, ohne Sprache, alles weifs es." — Die Wage.

„Fünf und fünf Ställe, eine und eine Thür." — Ein Paar Handschuhe.

„Ein rotes Hündchen bellt durch einen knöchernen Zaun." — Die Zunge.

„Ein Mann pflügt, nie ist eine Furche hinter ihm". — Ein segelndes Schiff.

„Zwei Kühe, die eine ist trächtig, die andere güst und beide bekommen zugleich Kälber." — Das Roggenfeld und das Gerstenfeld.

„Mehr Löcher auf der Erde als Sterne am Himmel." — Die Stoppeln auf dem Felde.

„Oben am Himmel ein Vogelbeerbaum". — Der Regenbogen.

Von der grofsen Menge livischer Rätselfragen mögen diese wenigen genügen, das Dichten und Denken der Liven zu veranschaulichen.

Eine größere Zahl selbst recht gelungener Fragen dieser Art wollen wir hier aufzuzählen uns enthalten, sie sind am Ende mehr unwüchsig als eigenartig, und selbst der Lehrer Prinz, welcher aus dem Livendorfe Pissen eine größere Anzahl derselben an Sjögren einsandte, schreibt an seinen gelehrten Schüler: „Deren hätte ich wohl noch etwas mehr bekommen, aber ich wagte nicht mehr zu schreiben, weil sie sehr unverschämt sind".

Lassen wir nun einige bei den Liven gebräuchliche Sprichwörter folgen. Man wird erkennen, wie sie zum Teile an bekannte Wahrworte sich anschliefsend, doch ein selbständiges Denken verraten.

„Vor dem Wolfe flieht er, auf den Bären stöfst er", lautet das Livische: „Inscidit in Scyllam qui vult evitare Charypdim".

„Im Glase ertrinken mehr Menschen als im Meere," meint dies sonst nüchterne Fischervolk und zeigt in diesem Wahrwort, wie sicher es sich auf dem nassen Elemente fühlt.

Das Sprichwort: „Schönes Weib, weifse Stute, sind des Mannes Verderben," wird in seiner Beziehung auf das weifse Rofs durch ein anderes Sprichwort erläutert, welches lautet: „Ein schwarzer Hund läuft wohl über den Weg".

Digitized by Google

„Wer hebt des Handes Schwanz auf als er selbst“ und: „Bald zanken sich die Hunde, bald wieder lecken sie“, meint geringschätzig der Live, während er die Beobachtung verallgemeinert, indem er im Sprichwort sagt: „Zwei Hunde bei einem Knochen vertragen sich nicht“.

„Füttere nun noch den Hund, wenn der Wolf schon da ist,“ lautet ein anderes Sprichwort, welches ebensowohl ohne Erklärung verständlich erscheint, wie die folgenden, die wir deshalb einfach der Reihe nach aufzählen wollen:

„Ein stilles Schwein gräbt tief.“

„Der Rabe ist gewaschen ebenso, wie nicht gewaschen.“

„Frage nicht den Alten, frage den Verständigen.“

„Der Bart ist gewachsen, der Verstand nicht ebenso“.

„Der Baum, welcher knarrt, fällt nicht sobald.“

„Die Thoren haben das Herz im Munde, aber die Weisen haben den Mund im Herzen“.

„Ein kleiner Rasenhügel wirft ein grofses Fuder um.“

„Wo ein niedriger Zaun ist, will jeder hinübersteigen.“

Wenn auch nicht neu, so doch durch Form oder Zusatz eigenartig sind die folgenden Sprichwörter der Liven:

„Wenn jeder vor seinen Thüren fegte, so wäre auch die Strafse rein.“

„Wenn du kaufst, was nicht nötig ist, so wirst du bald verkaufen müssen, was nötig ist.“

„Nicht das mufs man kaufen, was nötig ist, sondern das, ohne welches man nicht sein kann.“

Noch vieles Schöne vermag derjenige in diesen Sprichwörtern und Rätselfragen zu finden, welcher sie in der Ursprache kennen lernt. So sagt zum Beispiel der Live für: „Heute rot, morgen tot“, „Heute König, morgen tot“, und thut dies des Gleichklanges der Worte „kgnig“ und „kiolon“ wegen, der sich ähnlich bemerkbar macht wie in dem deutschen Sprichworte. Ebenso ists mit dem Sprichworte, welches unseren deutschen: „Ein Mann, ein Wort“ entspricht. Hier sagt der Live: „Mies tytab, mies tieb“, ein Mann verspricht, ein Mann thut. Dasselbe läfst sich endlich auch von verschiedenen der Rätselfragen sagen, hier nur ein Beispiel, das erwähnte: „Fünf und fünf Ställe, eine und eine Thür“, lautet im Livischen: „Viz viz tal't, uks uks uka“ und so allitteriert und reimt sich noch vieles in den zahlreichen Rätseln, Fragen und Sprüchen.

Überhaupt treten uns aus dem Sprachschatze und namentlich im Umgange mit den Liven unzählige, schön gedachte, bildliche Bezeichnungen entgegen, die von dem regen Geistesleben dieses weltabgeschiedenen Volkes beredtes Zeugnis ablegen. Wenn z. B. der livische Fischer einen grofsrednerischen Menschen einen „Wasserfall“ nennt, so ist das hierin sich bergende Gleichnis der Art eines solchen Menschen mit dem Tosen und Toben eines Wasserfalles, welches doch von einer nur gewöhnlichen, im stillen Laufen unauffälligen Wassermenge herrührt, entschieden als durchaus glücklich zu bezeichnen.

Es würde uns zu weit führen, eine gröfsere Anzahl solcher bildlicher Bezeichnungen als Belege für unsere Behauptung hier anzuführen, nur auf eine möchten wir noch hinweisen, die nämlich eines schwatzhaften Menschen mit der scherzenden eines „Apostels“. Dies möge daraus erklärt werden, dafs das einzige den Liven zugängliche und in ihrer Sprache gedruckte „Buch“, welches vor Jahren am Strande von Domesnäs unentgeltlich verteilt wurde, das Evangelium Matthäi ist und so mag es denn geschehen sein, dafs der Erzähler und der Apostel den Liven in einer Person erschienen ist.

Da ein livischer Aberglaube es verbietet, beim Fischen auf dem Meere von Fleisch und Blut, sowie überhaupt von Tieren zu reden — die Meermutter würde sonst die Netze zerreifsen und den Fang verderben —, so wählt der Live auch hier stets bildliche Bezeichnungen, die ausnahmslos als durchaus treffend bezeichnet werden können, so nennt er „Blut“ nach dem roten Holze „Erle“, die Mäuse „Wandbewohner“, das Eichhörnchen „Holzspringer“, den Wolf „Klauenmann“, den Bären „Breitpfote“, die Katze „Stahschwanz“ u. s. w.

Zum Schlufs wollen wir noch einiger von Wiedemann gebotener, von ihm aber nicht weiter kommentierter kleiner Erzählungen gedenken.

Wir haben im Deutschen eine Redeweise, nach der man sich „den Mund verbrennt“, indem man etwas Ungereimtes oder Voreiliges sagt. Dem scheint eine Auffassung der Liven zu entsprechen, nach welcher man sich durch das Anhören solcher Reden „die Ohren verbrüht“. Auf diesen Gedanken kommt man unwillkürlich in Betrachtung einer Scherzrede, die J. Prinz jun. für Sjögren aufgeschrieben hat und welche Wiedemann zu den Sprichwörtern zählt.

Jene auf diese Weise uns übermittelte, kleine Scherzrede lautet in der Übersetzung: „Mein Vater hatte einmal eine weifse Stute, und ging damit aufs Feld pflügen, da fand er ein kleines Kästchen, er machte den Deckel des Kästchens auf, und in dem Kästchen lag ein Hase, und der Hase hatte gebrühte Ohren und wer dies anhören will, der wird eben solche gebrühte Ohren haben.“

Als nur bei den Liven, nicht auch bei den benachbarten Letten bekannt, bezeichnet der Lehrer Prinz zu Pissen, einem livischen Dorfe, acht Erzählungen, von welchen wir die folgenden hier wiedergeben: „An einem windigen Sonntagabend, da kein Fischer aufs Meer gehen konnte, prahlte ein betrunkener Fischer an dem Ufer und sagte: „Wenn doch der Teufel selbst käme, so wollte ich mit ihm auf das Meer gehen.“ — Und es dauerte auch gar nicht lange, als es schon etwas Dämmerung geworden war, da kam der Teufel und sagte: „Wenn du nun ein Kerl bist, so komme mit mir, denn hier bin ich nun selber.“ — Und er ging. Und da sie kein Boot hatten und auch kein Netz, so zog der Teufel aus dem Ufersande ein Stück von einem alten Schiff ihnen zum Boote, und einen alten Fischkorb nahmen sie auch mit, statt eines Netzes. Und als sie aufs Meer gegangen waren, so ging der Teufel mit dem Korbe in die Tiefe und brachte Fische herauf. Und der Teufel sagte dem Fischer, dafs er von diesen Fischen nicht dem Schmied geben solle. Und der Mann suchte die besten Fische aus und schickte sie dem Pastor. Sobald die Fische weggeschickt waren, kam der Teufel wieder zu dem Manne und sprach: „Warum schicktest du die Fische dem Schmied?“ — Der Mann antwortete: „Ich schickte sie ja nicht dem Schmied, ich schickte sie ja dem Pastor.“ — Da sagte der Teufel: „Nun, das ist mir ja eben der Schmied; hast du denn nicht gehört, was er jeden Sonntag mit mir thut, wie er mir auf das Fell hämmert, dafs das Fell noch manchen Tag hinterherglüht?“

Die Auffassung des Pastors als eines Schmiedes, der den Teufel bearbeitet, ist in sprachlicher Hinsicht besonders interessant, denn sie entspricht durchaus der Sprech- und Denkweise der Liven. Bei ihnen heifst der Tischler neben dem augenscheinlich aus dem Deutschen übernommenen „tišler“ oder dišlar, pū-sepā = Holzschmied; der Schlosser votim-sepā = Schlüsselschmied (neben dem Deutschen slessar); der Böttcher put-sepā = Tonnenschmied; der Töpfer padād-se pā

Digitized by Google

= Kessel- bezw. Topfschmied und der Schuster kêng-sepâ = Schuhschmied. — Warum nicht also der christliche Pfarrer der „Teufelsschmied?“

Endlich mag wegen ihres örtlichen Charakters noch die folgende livische Erzählung hier Raum finden. Wir geben sie nach der Übersetzung Wiedemanns wieder, wo sie wie folgt lautet: „Zu dieser Zeit ist ein Mann aus Dondangen nach Pissen zu seinen Verwandten zum Besuche gekommen auf Weihnachten. Am Festabend, als er da war, deckten sie die Fenster zu. Da hat er gefragt: „Warum deckt ihr die Fenster zu?“ — Da haben sie angefangen zu sagen, dafs sie deswegen die Fenster zudeckten, damit nicht die Kobolde durch das Fenster hinein sähen, denn durch diesen Hof gehe der Weg der Kobolde gerade nach Irben[1]). Und der Bauerhof, wo der Mann gewesen ist, hat „Jakobs Hof“ geheifsen. Nach den Feiertagen am Abend des Nenjahrs hat er angefangen, längs des Seestrandes nach Hause zu gehen, da hat er gesehen, wie ein schwarzer Busch hinter ihm hergekommen ist und die kleinen Däumlinge von der Heide. Es hat nicht lange gedauert, wie sie nahe waren, sind sie auch über ihn hergefallen und haben angefangen, ihn zu bedrängen. Da haben einige Kobolde ihn an den Haaren gefafst und haben angefangen, ihn längs des Seestrandes zu schleifen. Da hat er angefangen, zu schreien, dafs sie ihn verschonen möchten; aber je mehr er geschrieen, desto mehr haben sie ihn bedrängt. Da hat er angefangen zu bitten, dafs sie ihn los lassen möchten. Da haben die Kobolde ihn halb tot vom Meere neun Faden losgelassen.“

Das Geistesleben eines Volkes, und sei es das des kleinsten und bedeutungslosesten, läfst sich nun einmal auf engbeschränktem Raume nicht erschöpfend behandeln, mögen denn die wenigen Mitteilungen von dem Dichten und Denken der letzten Liven dem Leser wenigstens eine allgemeine Vorstellung von der Art jener einsamen Fischer am kurischen Strande vermitteln.

[1]) Das Ira der Liven. Vergl. die Karte in Bd. 61, Nr. 23 des Globus.

Sarat Tschandra Das' Reise in Tibet.

Von Dr. H. Repsold. London.

Es handelt sich hier um eine Reise, welche allerdings schon vor zwölf Jahren gemacht wurde, über die aber die ersten Nachrichten jetzt in die Öffentlichkeit dringen. Sie liegt sogar schon in einem gedruckten Foliobande von 200 Seiten unter dem Titel „Narrative of a Journey to Lhasa in 1881 bis 1882“ vor, ist aber bisher in den Archiven der indischen Regierung verborgen geblieben. Nach dem, was bis jetzt die Zeitschriften hier darüber veröffentlicht haben, gebe ich den folgenden Auszug.

Sarat Tschandra Das gehört zu jenen Panditen, welche die indische Regierung zur Erforschung des verschlossenen Tibet mit gutem Erfolge aussendet und die, gut abgerichtet, viel zur Kunde des schwer zugänglichen Landes beitragen. Während aber die meisten seiner Kollegen sich auf Routenaufnahmen und Messungen beschränkten, konnte Sarat Tschandra Das, der ein in europäischer Art gebildeter Mann ist, tiefer in die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse Tibets eindringen. Er schreibt ein gutes Englisch und beherrscht die tibetanische Sprache vollständig. Aufserdem besafs er die Freundschaft eines tibetanischen angesehenen Lamas, der mit ihm reiste und durch seinen Einflufs ihm die Wege ebnete, vornehme Bekanntschaften für ihn vermittelte und Gefahren von ihm fernhielt. Sich selbst machte der indische Reisende durch seine medizinischen Kenntnisse beliebt, die ihm bei den Eingeborenen von grofsem Nutzen waren.

Ohne Gefahr gelangte das Paar über die Grenze und erreichte die grofse Stadt Schigatze am Brahmaputra, wo ein Gouverneur residiert, der allerdings abwesend war, aber Befehl erteilt hatte, die Reisenden gut aufzunehmen. Es traf sich gerade, dafs die dreijährige Tributgesandtschaft von Kaschmir auf ihrem Wege nach der tibetanischen Hauptstadt Lhasa, Schigatze durchzog. Es datiert diese Leistung aus dem Jahre 1841, als die Kaschmiri im Kriege gegen Tibet unterlagen. Wer die chinesische Geschichte kennt, weifs, welchen Wert die Himmlischen auf Tribut leistungen legen und wie das Volk kein anziehenderes Schauspiel kennt, als den Aufzug einer fremden Tributkarawane. Um die Kaschmiri zu sehen, strömten denn auch in Schigatze nicht weniger als 15000 Tibetaner zusammen, zwischen denen die 50 fürstlich gekleideten Kaschmiri auf Ponies mit einem Gefolge von 100 Dienern hindurchzogen.

Anderseits lernte Sarat Tschandra Das in Schigatze ein Beispiel echt chinesischer Willkürherrschaft kennen. Einer der beiden in Lhasa ansässigen chinesischen Residenten besichtigt alljährlich die Festungen und Besatzungen, welche an der Grenze Tibets gegen Nepal errichtet sind, und diese Aufgabe war vor der Ankunft des indischen Reisenden dem jüngeren chinesischen Ampa (Residenten) zugefallen. Er sandte Boten voraus, welche seine Ankunft verkündigten und die Vorbereitungen zu seinem Empfange trafen. Die Kosten für diese Reisen und den damit verknüpften Aufwand hat von rechtswegen der tibetanische Staatsschatz zu tragen; allein durch Mifsbrauch wurden sie allmählich auf die verschiedenen Orte übertragen, welche der Ampa bei seiner Reise berührte. Bisher erhob derselbe für seine Bedürfnisse täglich die Summe von 500 Rupien, bei der in Rede stehenden Inspektionsfahrt erhöhte er dieselbe aber willkürlich auf 750 Rupien, wogegen die Betroffenen laut Einspruch erhoben, da es ihnen unmöglich sei, eine so hohe Summe zu erschwingen. Die einzige Antwort hierauf war, dafs die Ortsvorsteher Prügelstrafe erhielten und ihr Eigentum verkauft wurde, um den Ampa zufrieden zu stellen. In Schigatze, wo der Ampa mehrere Tage sich aufhielt, wiederholte sich dieselbe Sache. Die reicheren Leute wurden ins Gefängnis geworfen, gefoltert und so Geld aus ihnen herausgepreſst. Nun rottete sich das gequälte Volk zusammen und steinigte, unter Anführung des Jongpons (Gemeindevorsteher) die Wohnung des Ampa. Dafür nahte von Lhasa die Strafe, die nach chinesischer Art grausam genug ausfiel.

Nach der Rückkehr des „Ministers“, wie Sarat Tschandra Das ihn nennt, hatte er zahlreiche Unterredungen mit dem für Fortschritte zugängigen Mann. Dieser verstand sich auf Photographie und hatte für die verschieden Chemikalien eigene tibetanische Ausdrücke erfunden. Auch sagte er, dafs er gerne Englisch lernen möchte. Der Indier hatte ihm als Geschenk eine lithographische Presse mit allem Zubehör mitgebracht, auf der als erste Probe ein Loblied auf den Minister gedruckt wurde. Er liefs 20 Exemplare desselben abziehen und an seine Freunde verteilen.

Digitized by Google

Über das grofse Kloster Samding führte der Weg nach Lhasa, wobei der Anblick des Flusses Tsang-Po folgendermafsen geschildert wird: „Er flofs am Grunde einer riesenhaften gähnenden Schlucht, welche sich meilenweit zwischen zwei hohen dunklen Bergketten hinzog, deren den Flufs begrenzende Abhänge an der Nordseite mit dunklen Fichtenwäldern bekleidet waren. An den Abhängen sah man hübsche Dörfer mit hurgartigen, weifsgetünchten Häusern inmitten hoher Baumgruppen."

Am 30. Mai 1882 zog Sarat Tschandra Das in die berühmte Stadt Lhasa durch das Westthor ein, wobei er den Palast Potala, das Schlofs des Dalai Lama mit seinen vergoldeten Dächern und Türmchen zur Linken hatte. Ohne ausgefragt zu werden, kam er durch die Wache hindurch in die Stadt, welche gerade von den Pocken heimgesucht wurde. Der Aufenthalt verlief ohne Gefahr für ihn und glücklich, was er besonders einer vornehmen Tibetanerin zu verdanken hatte, mit der er sich befreundete und mit der er ein recht bezeichnendes Gespräch über Monogamie und Polyandrie hatte.

„Ein Weib mit nur einem Mann!" rief sie aufs höchste erstaunt in komischer Überraschung aus. „Glaubst Du nicht, Pandihla, dafs wir tibetanischen Frauen weit glücklicher daran sind, als die indischen oder Philiny (europäischen) Frauen?" — „Ich bitte Dich, sage mir doch," antwortete Sarat Tschandra Das, „ist es nicht lästig für eine Frau mehreren Eheherren zu dienen?" — „Das sehe ich nicht ein," erwiderte Lhacham, indem sie den Hauptpunkt der Frage umging, „das tibetanische Weib ist die wirkliche Herrin über den Erwerb verschiedener Brüder, die alle von einer Mutter abstammen und deshalb unzweifelhaft von gleichem Fleisch und Blut sind; sie sind nur eine Person körperlich genommen, wenn auch ihre Seelen verschiedene sein mögen."

Dieser für Vielmännerei schwärmenden Dame hatte es Sarat Tschandra Das auch zu danken, dafs er eine Audienz beim Dalai Lama erhielt. Nachdem er endlose Vorräume durchschritten und hohe Stufen erstiegen hatte, befand er sich in der Empfangshalle des Potala.

„Der grofse Altar, der einem orientalischen Throne glich und den aus Holz geschnitzte Löwen trugen, auf welchem Seine Heiligkeit, ein Kind von 8 Jahren safs, war mit seidenen Schärpen von hohem Werte bedeckt. Ein gelbes Kinkob (Mitra) deckte das Haupt des Grofs-Lama und ein gelber Mantel hing von seinen Schultern herab; er safs mit gekreuzten Beinen und hatte die Handflächen gegeneinander gelegt, um uns zu segnen. Ich konnte genau das Gesicht betrachten. Das fürstliche Kind hatte einen durchaus hellen Teint und rosige Backen; die Augen waren grofs und durchdringend; der Gesichtsschnitt war ganz arisch, indessen durch die schiefstehenden Augen beschränkt. Dafs der Körper sehr schmächtig erschien, ist wohl den Anstrengungen der vielen Hofceremonien und den asketischen Mönchsübungen zuzuschreiben, denen er unterworfen ist."

Sarat Tschandra Das schildert in seinem Werke das tägliche Leben der Tibetaner, verschiedene Festlichkeiten und Revuen, denen er beiwohnte, und wendet sich dann in einem Schlufskapitel der Regierungsweise in Tibet zu. Der Grofs-Lama ist das Haupt des Staates, doch die weltlichen Angelegenheiten werden hauptsächlich von dem Regenten besorgt, der zuweilen „König" genannt wird und dem vier Kahlons oder Räte zur Seite stehen. Ausführlich werden die Pflichten dieser Beamten, die Rechtspflege und das Steuersystem geschildert. Die Post wird sehr sicher durch besondere Reiter besorgt, welche die besten Ponies reiten, sie legen täglich 50 bis 60 km zurück, während die Fufsboten täglich etwa 35 km machen. Von Lhasa bis Peking sind 120 Poststationen eingerichtet, die von den Staatscourieren in 72 Tagen zurückgelegt werden. Die Couriere sind hellblau gekleidet und haben das Recht, täglich auf der Reise von passierten Ortschaften zu fordern: fünf Eier, fünf Tassen Thee, ein Pfund Mehl, ein halbes Pfund Reis und ein viertel Pfund mageres Fleisch. Dabei ist ihnen streng untersagt, Zwiebeln, roten Pfeffer, Butter und Milch zu geniefsen. Um Mitternacht darf der Courier drei Stunden lang in sitzender Stellung schlafen. Die Briefe befinden sich in einem gelben Sack, den der Courier auf dem Rücken trägt. Überall sind genügende Ponies zum Wechseln für ihn eingestellt.

Die Bevölkerungszahl des eigentlichen Tibet, über welches sich die Regierung des Dalai Lama erstreckt, wird von Sarat Tschandra Das auf $3^1/_2$ bis 4 Millionen geschätzt. Die ständige Armee besteht aus 6000 geübten Soldaten, neben denen jedes Haus oder jede Familie noch einen Yul-Mag (Landsoldaten) zu stellen hat, wenn nötig, kann Tibet so 60000 Mann zusammenbringen. Die Bewaffnung besteht aus Bogen und Pfeilen, Säbeln, Schleudern, langen Messern und Lunten flinten. Die Hälfte des ständigen Heeres ist beim Landbau beschäftigt und empfängt nur Halbsold. Der monatliche Sold eines tibetanischen Soldaten beträgt 5, der eines chinesischen 6 Rupies. An der Spitze des Heeres steht der chinesische Amba, durch den der chinesische Kaiser mit Tibet verkehrt. Er ist in politischen Dingen der eigentliche Herr des Landes, hat aber in der inneren Verwaltung Tibets und der Rechtspflege nichts zu sagen.

Physische Geographie Alaskas.

Israel C. Russel ist durch drei Reisen in Alaska in den Stand gesetzt, in grofsen Zügen ein Bild der physischen Geographie der hisher noch so wenig bekannten Halbinsel Alaska zu entwerfen, deren gewaltiges Gebiet ungefähr dem fünften Teile des übrigen Areales der Vereinigten Staaten gleichkommt. Die erste Reise im Jahre 1889 bestimmte die Stellen, wo der 141. Meridian, der als Grenze zwischen Alaska und Britisch-Nordamerika festgesetzt ist, den Porcupine und den Yukon schneidet, während die zweite und dritte in den Jahren 1890 und 1891 der Erforschung der geographischen und geologischen Verhältnisse der Umgegend des St. Elias galt. Russels Darstellung ist jüngst in Scottish Geographical Magazine (1894, p. 393 bis 413) erschienen, und im folgenden sind die hauptsächlichsten Ergebnisse der Arbeit wiedergegeben.

Die Umrisse Alaskas, westlich vom St. Elias bis zur Halbinsel Alaska und den Aleuten, weisen zwar durch ihren Inselreichtum auf ältere positive Niveauveränderungen hin, allein Strandterrassen in einer Höhe von etwa 100 m machen wahrscheinlich, dafs diese Bewegung in neuerer Zeit bereits in ihr Gegenteil umgeschlagen ist. Nördlich von den Aleuten weist die Inselarmut der Küstenebene, wie gewisse andere Anzeichen, auf eine längere Periode verhältnismäfsiger Ruhe hin; doch bedarf es hier noch eingehender Untersuchungen, ebenso wie hinsichtlich der genaueren Bodengestalt der Beringsee, deren Erforschung vielleicht einst den Beweis für einen jüngeren Zusammenhang zwischen Asien und Amerika erbringen wird.

Vulkanischer Thätigkeit begegnen wir im Alexander Archipel, nördlich vom St. Elias, auf der Halbinsel Alaska und den Aleuten. In dem erstgenannten Archipel ruht diese Thätigkeit gegenwärtig, ist aber noch in geschichtlicher Zeit beobachtet worden. Auf den Aleuten und der Halbinsel Alaska haben dagegen

Digitized by Google

noch in jüngster Zeit Ausbrüche stattgefunden. Das grofsartigste aber hat ein unbekannter Krater, etwa 120 km nördlich vom St. Elias, geleistet, indem seine Asche ein Gebiet von rund 50000 qkm stellenweise bis zur Höhe von 15 m bedeckt hat. Auch heifse Quellen und Erdbeben weisen darauf hin, dafs in dem ganzen genannten Gebiete die Erdkruste noch nicht zur Ruhe gekommen ist.

Die orographischen Verhältnisse Alaskas sind nur länge der Südküste einigermafsen bekannt. Die höchste Erhebung ist aber hier nach Russels Messungen nicht der St. Elias (5517 m), sondern der benachbarte Mt. Logan (5943 m). Wie alle hohen Berge, ist auch der Elias von jugendlichem Alter, wofür schon die Thatsache spricht, dafs an der Küste eine Erhebung von mindestens 1500 m während der Existenz noch heute dort lebender Seemollusken festgestellt ist. Die Modellierung der Formen fällt hier weniger dem Wasser als den Gletschern zu, deren Höhengrenze von 75° nördl. Breite nordwärts bis über den Elias hinaus mit dem Meeresniveau zusammenfällt, während sie weiter westwärts wieder steigt infolge der verminderten Niederschlagsmenge. Diese nimmt auch nach dem Innern und nach Norden zu ab, so dafs in der Nähe und selbst nördlich vom Polarkreise die Berge noch in einer Höhe von 1200 bis 1500 m eisfrei sind. Der Typus der Gletscher ist vorwiegend der alpine, gelegentlich mit deltaförmiger Gabelung nach Art des Rhônegletschers. Eine Ausnahme davon macht der grofse Malaspinagletscher an der Küste südlich vom St. Elias; eine Anzahl von den Höhen herabfliefsender einzelner Gletscherströme vereinigen sich hier in einer Höhe von 450 m zu einem etwa 4500 qkm grofsen Eissee, dessen Mitte von Moränen frei und völlig eben ist, während sein Rand eine 16 bis 24 km breite Moränenmasse trägt, die mit dichter Vegetation, besonders mit Coniferen besetzt ist. Dies wunderbare Schauspiel, bisher nirgends gesehen, ist auch auf den benachbarter Gletschern nichts Unerhörtes. Von grofser Bedeutung sind die Beobachtungen über die Bewegungen dieser Gletscher. Sie sind seit 100 oder 150 Jahren im Rückzuge begriffen, und zwar in einer Ausdehnung, wie sie in der gemäfsigten Zone nirgends bekannt ist. Russel hat für sie Werte von 6 bis 8, in einem Falle sogar von 24 km gefunden.

Das Klima Alaskas ist aufser durch die erwähnte Abnahme der Niederschläge nach Norden, auch durch den Gegensatz des milden Seeklimas an der südlichen Küste und des excessiven Landklimas im Innern ausgezeichnet. Bei Juneau und Sitka an der Küste ist die mittlere Temperatur noch 10° C. und sinkt selten unter — 18° C.; im Innern beobachtet man statt dessen Schwankungen zwischen — 40° und + 30° C. Dieser Unterschied spricht sich auch in den Wäldern aus, die an der ganzen südlichen Küste in dichten Beständen auftreten, während sie sich im Innern auf die Flufsränder beschränken und viel ärmlicher und lichter sind. Ihre Nordgrenze verläuft zwischen dem Polarkreise und dem 70. Parallel; weiter nördlich, ebenso an der Westküste, sowie auf der Halbinsel Alaska und den Aleuten, finden wir sie durch Tundren ersetzt, deren Vegetation nach unten, durch den gefrorenen Boden am Verwesen verhindert, in Torflager übergeht.

Das Forstwesen in Japan.

Das Reich der aufgehenden Sonne gehört zu den wenigen Ländern, welche noch einen fast unberührten Schatz an jungfräulichen Wäldern enthalten. Während sonst überall, Deutschland und Skandinavien ausgenommen, der Wald verwüstet worden ist, bedeckt dank einer weisen Gesetzgebung, religiöser Vorurteile und nicht zum geringsten dank dem Mangel an Abfahrtstrafsen und Zugvieh ein wertvoller Hochwald über ein Drittel Japans, über 12 Millionen Hektar, und von diesen ist über die Hälfte seit der grofsen Umwälzung von 1868 wieder Staatseigentum. Die japanische Regierung kennt den Wert dieses Schatzes in einem Lande, wo der häufigen Erdbeben wegen Steinbauten nicht am Platze sind und wo sich eine eigentümliche nationale Holzarchitektur entwickelt hat, sehr wohl; sie hat eine Forstakademie unter in Deutschland gebildeten Lehrern errichtet und ist eben daran, ein neues Forstgesetz zu geben. Sie hat dazu Forstmänner verschiedener Nationalitäten berufen, und wir entnehmen dem hübsch ausgestatteten Berichte des französischen Experten, des Garde général Ussele[1]), die folgenden Details über die japanischen Forsten.

Die japanischen Forstleute unterscheiden fünf verschiedene Waldregionen in mehr ausgestreckten Inselreiche, welche ausschliefslich von Klima und Höhenlage, viel weniger von der Bodenbeschaffenheit abzuhängen scheinen. Es sind: 1. die Region des Aka (Ficus Wnghtianus), auf die tropischen Gebiete, den Süden von Kiushiu und Shikoku beschränkt, die Meereshöhe von 550 m nicht übersteigend. Livistonia sinensis, Cycas, Podocarpus, Eugenia jambos sind für diese Region charakteristisch. — 2. Region des Kuromatsu (Pinus Thunbergii), fast die Hälfte des japanischen Waldes ausmachend, namentlich auf den Inseln Kiushiu, Shikoku und der Südhälfte von Hondo, subtropisch im Süden bis 1100 m, im Nordeu in der Provinz Kago nur bis 250 m Meereshöhe emporsteigend. Aufser dem Kuromatsu werden hier Lorbeeren, Eichen mit immergrünem und sommergrünem Laub, der heilige Segui (Cryptomeria), Kamelien und andere wertvolle Hölzer. Diese Region ist auch ihrer leichten Zugänglichkeit wegen die wichtigste der japanischen Waldregionen. — 3. Die Region der Buna (Fagus sylvatica, unsere Buche), charakteristisch für das nördliche Japan, im Süden fehlend oder auf die höchsten Berge beschränkt, in den mittleren Inseln bis 1500 m emporsteigend. Hier wachsen die ihres feinen Holzes wegen geschätzten Thuyaarten, besonders der wertvolle Hinoki und zahlreiche sommergrüne Laubhölzer, Eichen, Ahorne, verschiedene Tannen und Fichten. Da diese Region besonders den Gebirgswald bildet, ist sie schwerer auszubeuten und mufs durch besondere Wegebauten aufgeschlossen werden. In ihrer sorgfältigen Pflege liegt die forstliche Zukunft Japans. — 4. Die Region des Sirabé (Abies Veitchii), Nadelholzwald, hauptsächlich aus dem genannten Baume und Abies brachyphylla zusammengesetzt. Er findet sich in Kinshiu und Shikoko nur auf den höheren Bergkuppen, auch in Nippon nur über 1500 bis 1700 m, und hat der beschwerlichen Ausbeutung wegen eine forstliche Wichtigkeit bis jetzt nicht erlangt. Noch mehr gilt das von der fünften Region, der des Haimatsu (Pinus koraiensis), welche die höchsten Berge bis zur Baumgrenze bekleidet.

Unter den sämtlichen Nadelholzarten schätzt der Japaner am höchsten den Hinoki (Thuya obtusa). Von unbegrenzter Dauer, leicht, elastisch, perlmutterglänzend auch ohne Politur wird sein Holz mit Vorliebe im Innern der Häuser verwandt. Die Shintotempel werden nur aus ihm erbaut. Aus ihm schneidet man auch die reizenden Fenstergitter der japanischen Häuser.

[1]) A travers le Japon. Climat. Géologie. Hydrographie. Forêts domaniales et particulières — Essences etc. — Mission du Ministère d'Agriculture. Paris, Rothschild, 1884.

Digitized by Google

Holz aus hohen Bergen ist äußerst feinfaserig, aber auch häufig schwarzfleckig; reinfarbiges wird darum sehr hoch geschätzt. Der Baum verlangt guten Boden und wird in circa 80 Jahren 15 bis 20 m hoch. Die japanische Forstbehörde läßt sich die Kultur dieses Baumes sehr angelegen sein, aber schon das alte Gesetz schätzte ihn und er durfte nur nach besonderer Regierungserlaubnis gefällt werden. Dagegen haben manche Dörfer das Recht, die Stämme in den Wäldern zu schälen, um aus der Rinde Körbe und Hüte zu flechten; der Baum soll darunter nicht leiden.

Kaum weniger geschätzt ist das Holz verschiedener anderer Nadelhölzer (Thuya, Juniperus, Thuiopsis, Podocarpus), doch hat der Hinoki den Vorrang.

Viel weniger geschätzt wird das Holz des verbreitetsten japanischen Nadelholzes, der Schwarzfichte (Kuromatsu, Pinus Thunbergii). Der Baum wächst sehr rasch, erreicht aber ein hohes Alter und sehr beträchtliche Dimensionen. Der heilige Baum von Karasaki am Biwasee, an welchem schon im Jahre 675 unserer Zeitrechnung die Barke des Kaisers Teutschi-Tenno angebunden wurde, hat bei 30 m Höhe in Manneshöhe einen Umfang von 11 m und seine mit 580 Pfosten gestützte Krone hat einen Durchmesser von 80 bis 90 m. Das Holz der Schwarzfichte dient als billiges Bauholz überall, ebenso das der Rotfichte (Akamatou, Pinus densiflora); die häufigen Feuersbrünste geben beiden eine große Wichtigkeit. Beide haben übrigens ein sehr flaches Wurzelwerk und leiden häufig von Windbrüchen.

Ganz besonders hochgeschätzt wird der Sugi (Cryptomeria japonica), der heilige Tempelbaum par excellence, den man durch ganz Japan in kleinen Hainen, oft auch in langen Alleen angepflanzt findet. Er ist ein prachtvoller, rasch wachsender Baum, der ein sehr hohes Alter erreichen kann. Hundertjährige Bäume sind 40 m hoch und haben 3 m im Durchmesser. Manche Autoren bestreiten, daß der Baum in Japan einheimisch sei; jedenfalls wird er schon seit Jahrhunderten kultiviert. Das Holz wird allerdings weniger geschätzt als der Baum, aber es wird zu unendlich vielen Zwecken verwendet und hat, richtig behandelt, auch lange Dauer. Die Thüren des Tempels von Horinji sind über 1200 Jahre alt.

Die Laubhölzer dienen vorzugsweise zur Produktion von Brennholz, mit Ausnahme des Keaki (Planera japonica s. Zelkowa Keaki), des wertvollsten Baumes der japanischen Wälder. Sein Holz ist fest, elastisch und von fast unbegrenzter Dauer. Man verwendet ihn mit Vorliebe zu Tempelsäulen. Der Prachttempel von Nishi-Hon-Gwanji bei Kioto wird von 140 solcher Säulen getragen, von denen jede 3,60 m im Umfange hat; manche davon sind aus Formosa herbeigeschafft worden und jede kostet im Durchschnitt 3300 Franken. Der Baum ist in den heutigen Wäldern Japans seltener geworden, wird aber jetzt in großem Maßstabe angepflanzt und bald wieder häufig genug sein; 60 Jahre genügen für den Umtrieb.

Die Hauptbrennholzlieferanten sind die verschiedenen Eichenarten, von denen einige schon von alters her in regelmäßigem Niederwaldbetriebe kultiviert werden. — Forstliche Bedeutung hat noch der Kampherbaum (Kusu, Laurus camphora), dessen Ausbeutung Regierungsmonopol ist. Er gehört dem unteren Teile der zweiten Region an und findet sich nur im Süden; das wertvolle Harz gewinnt man nur aus den Wurzelstöcken und dem unteren Teile des Stammes, bis jetzt noch in sehr einfachen Öfen, doch stellt die Regierung jetzt besseren Apparate auf.

Fahrbare Waldwege fehlen in Japan noch fast ganz; dagegen hat man die meisten Bäche und Flüsse zum Flößen eingerichtet; an das Wasser werden die Stämme teils auf den Schultern von Trägern gebracht, teils auch in hölzernen Gleitrinnen, wie in den Alpen und im Schwarzwalde. Auf dem Toukiji werden jährlich 130000 Stämme aus dem gleichnamigen Forste nach dem Hafen von Kuwana geflößt. Die neue Forstverwaltung ist übrigens eben damit beschäftigt, ein vollständiges Straßennetz zu entwerfen und nach dessen Ausführung wird Japan wahrscheinlich die Holzversorgung für einen guten Teil des Stillen Oceans übernehmen, um so mehr, als bis dahin die Wälder der amerikanischen Weststaaten durch die unsinnige Ausbeutung verwüstet sein werden.

W. Kobelt.

Aus allen Erdteilen.

— Der vollständige Untergang der slavischen Sprache im hannoverschen Wendlande bei Lüchow, läßt sich mit Sicherheit auf den Schluß des vorigen Jahrhunderts festsetzen. Jede Nachricht über dieselbe ist bei der spärlichen Litteratur willkommen und so möge denn folgende Notiz hier einen Platz finden, die Johann Georg Keyßler in seinen Neuesten Reisen durch Deutschland, Böhmen etc. u. s. w. (1729 bis 1731), zuerst gedruckt 1741, dann 1751 (Bd. II, S. 1276) giebt: „In solcher Gegend wohnen noch viele Wenden, welche eifrig an ihren alten Gewohnheiten hangen, sich besser als die Deutschen dünken und auch ihre eigene Sprache behalten haben, bis denn vor ungefähr 50 Jahren von dem damaligen Oberhauptmann Schenk von Winterstadt solche untersagt worden, da sie denn nach und nach aufgefangen, dieselbe zu vergessen und da die Jugend nicht dazu angewöhnet worden, so ist endlich erfolget, daß, da man hernach auf den Gedanken gerathen, es gereiche zu der Ehre eines Landesherrn, wenn vielerley an Sitten und Sprachen unterschiedene Völker seine Oberherrschaft ankennen, und daher diesen Wenden befohlen worden, ihrer ehemaligen Muttersprache sich wieder zu gebrauchen, solches nicht mehr ins Werk zu richten ist, weil wenige Einwohner die wendische Sprache genugsam inne haben."

Dr. G. Schutheifs.

— Zwei neue Fälle vom Vorkommen „wilder" Kinder, die mutmaßlich von Tieren gesäugt wurden, werden neuerdings im Journal of the Anthropological Society of Bombay (III, p. 107, 1893) berichtet. Sie reihen sich den schon früher bekannt gewordenen und gut beglaubigten Fällen an. Alle diese in Indien bisher beobachteten Fälle betrafen Knaben und Idioten, doch die beiden neuen Fälle in Bengalen und Behar beziehen sich auf ein Mädchen und einen geistig gesunden Knaben. — Im November 1892 besuchte ein Missionar der Brahmo-Somadj-Sekte Jalpaiguri, wo er ein etwa achtjähriges Mädchen unbeherrseihen fand, das von den ihm zugeworfenen Abfällen lebte und nachts im Freien unter Bäumen schlief. Es zeigte die Gesichtszüge der Hilltribes und war von Arbeitern aus den Theegärten in einer Bärenhöhle aufgefunden worden. Als man es herauszog, war es etwa drei Jahre alt, biß um sich, kratzte, grunzte und hatte tierische Bewegungen. Die Behörden brachten das Kind im Jalpaiguri-hospital unter, wo einige seiner Manieren schwanden; sie lernte gehen, während sie bisher auf allen Vieren gekrochen war, menschlich essen und trinken. Aber die Sprache stellte sich nicht ein und als unheilbar wurde das Kind auf die Strafse gesetzt, wo der erwähnte Missionar es sich herumtreiben auffand. Er brachte es in Kalkutta, Patuatolla Lane 20, in einem Hause seiner Sekte unter, wo es gut behandelt wurde. Das aufrechte Gehen wurde dem Kinde (einer Idiotin?) schwer; sie konnte nicht sprechen, lachte aber gerne, wenn man ihr Nahrung reichte, und ist jetzt im „Das Asram" einer philanthropischen Anstalt untergebracht, wo sie von Ärzten behandelt wird. Sie wird nach deren Ausspruch, heißt es in dem Berichte, allmählich ihre Menschlichkeit wieder erhalten.

Der andere verbürgte Fall ist folgender: der Semindar Babu Bhagelu Singh ging im Februar 1893 im Dschungel bei Batzipur an der Station Dalsingsarai der Tirhut und

Digitized by Google

Bengal nordwestlichen Eisenbahn auf die Jagd, wobei er ein vor ihm flüchtendes menschliches Wesen sich im Gebüsche verstecken sah. Seine Leute ergriffen daselbe und brachten es nach Batzipur, wo es heute noch zu sehen ist. Es war ein etwa 14 Jahre alter, nackter und sprachloser Knabe, der in seinem Gewahrsam alle gekochte Nahrung verschmähte, nur rohe Fische und lebende Frösche aß und gramzende Laute ausstieß. Wenn er Frösche oder andere kleine Tiere fing, schlich er auf allen Vieren und machte zuletzt einen Sprung, wie eine Katze, worauf er die Beute sofort verschlang. Allmählich lernte er gekochten Reis essen, wollte aber keine Kleider an sich leiden. Er wurde von der Cholera befallen, entlief aber den Wärtern und eilte zum Flusse hin, wo er nach Art der Tiere trank. Sprechen kann er nicht und wie er ins Dschungel geriet, ist unbekannt. Nach dem Volksglauben ist er ein „Yogi" (?).

— Die Sprachen der Eingeborenen von Englisch Neu-Guinea. Zu der Erforschung der anthropologischen Verhältnisse der Südsee, liefern die Sprachen der Eingeborenen von Neu-Guinea ein wertvolles Mittel. Treffen doch in der Nähe dieser Insel die Hauptypen der oceanischen Rassen — Maiaien, Papuas, Melanesier, Australier — aufeinander. Sydney H. Ray, der bekannte ungliche Sprachforscher, hat auf Grund der bis jetzt bekannt gewordenen Sprachen des englischen Neu-Guinea-Gebietes es unternommen, die Beziehungen der einzelnen Rassen zueinander zu studieren. Er ist der Überzeugung, daß die südlichste von Neu-Guinea der Platz war, wo zwei Völkerschaften mit ganz verschiedenem Sprachtypus aufeinander stießen. Die einen waren Eingeborene, die andern fremde Eindringlinge. Die Sprachen benennt er mit dem gebräuchlichen Ausdrücken „melanesisch" und „papuanisch". Den ersten Ausdruck will er aber beschränkt wissen auf die Einwohner und Sprachen der Inseln die von der Ostspitze von Neu-Guinea bis Neu-Caledonien reichen; „Papuanisch" will er nur auf die dunkleren und kraushaarigen Eingeborenen des Festlandes von Neu-Guinea bezogen wissen. Melano-papuanisch nennt Ray endlich die Mischsprachen, die sich auf papuanischer Grundlage unter Hinzutreten melanesischer Worte gebildet haben.

Die melanesische Sprache reicht nicht weiter nach Westen als bis Kap Possession; die Tradition der sie benutzenden Völker berichtet von einer Wanderung über See nach dieser Gegend hin. Einer von ihren Stämmen nennt sich jetzt „Motu", ein Wort, das in melanesischen und polynesischen Dialekten „Insel" bedeutet. Sprache dieser Eroberer ist in allen wesentlichen Teilen ein Zweig desselben Sprachstammes, der auf den südlichen Salomonsinseln, den Banksinseln, Fidji und den Neu-Hebriden gefunden wird. Die papuanischen Sprachen zeigen in fast jeder Hinsicht den größten Unterschied gegenüber den melanesischen. Sie werden nur in wenigen Distrikten der Südostküste gesprochen, dagegen überall westlich vom Kap Possession und landeinwärts, soweit die Stämme bis jetzt bekannt sind. Die auf den Inseln der Torrestraße gesprochenen Sprachen (Miriam, Saibai und Daudai) können wegen ihrer mannigfachen Beziehungen zu den australischen auch bestimmter als papuo-australische Sprachen bezeichnet werden. — Ray konnte elf papuanische, sechs melanesische und sechs melano-papuanische Sprachen, die von Englisch-Neu-Guinea bekannt geworden sind, bei seinen noch keineswegs abgeschlossenen Untersuchungen benutzen. — (Journal of the Anthr. Institute of Gr.-Britain and Ireland, Vol. XXIV, Nr. 1, August 1894, p. 15 bis 39 und Karte.) Gy.

— Der russische Pamir-Posten. Am 6. März 1894 traf der schwedische Forscher Sven Hedin nach einer schwierigen Wintereise über den Alai und Transalai, den See Karakul und den Paß Ak-baital in dem russischen Pamir-Posten ein. Letzterer liegt im Thale des Murghab oder Ak-su, des nördlichen Quellflusses des Amu-darja, da, wo der Pfad vom Ak-baital her die Thalsohle erreicht. Bekanntlich beansprucht Rußland den mittleren und südöstlichen Pamir, d. h. insbesondere das obere Thal des Ak-su, in welchem wichtige Verbindungswege aus Badakschen und Darwaz nach dem chinesischen Ostturkestan, sowie aus dem russischen Ferghana nach den britischen Besitzungen am Südfuße des östlichen Hindukusch sich vereinigen. Um seine Ansprüche auf diese Gebiete durch die That zu bekräftigen, und um den Ansprüchen Chinas und Afghanistans wirksam entgegenzutreten, hat Rußland seit 1891 in jedem Sommer größere Truppenabteilungen aus Ferghana nach den Pamir entsendet. Um auch während des Winters, welcher im Ak-su-Thale meistens Kältegrade von —30 bis —40° C. zeigt, Streitkräfte auf den Pamir zu belassen, wurde im August 1893 der erwähnte befestigte Posten angelegt. Nach Sven Hedins Bericht enthält derselbe fünf Gebäude: ein Offizierhaus, zwei Erdhütten für je eine halbe Kompagnie, ein Lazareth, eine Küche. Die Umwallung ist mit einigen Schnellfeuergeschützen neuester Probe besetzt. Im Hofe befinden sich Räume für Lebensmittel und Munition, sowie eine meteorologische Station. Der Posten liegt 11740 russische Fuß (3580 m) über dem Meeresspiegel, eine Werst vom Murghab entfernt. Die Beschaffung von Trinkwasser und Brennholz ist schwierig; Lebensmittel müssen mit Ausnahme des Schlachtviehes, welches von den Nomaden erworben werden kann, unter großen Mühen aus Ferghana eingeführt werden. Die Verpflegung der Truppen ist reichlich; die Mannschaften erhalten täglich ein Pfund frisches Fleisch, Gemüsekonserven und frisches Brot. Die Besatzung besteht aus 8 Offizieren, 160 Mann Infanterie, 40 Kosaken unter Befehl des Generalstabskapitäns Sajew. Die Verbindung mit Ferghana wird von Margelan bis zur Paßhöhe des Transalai durch eine in den Sommern 1892 und 1893 angelegte Telegraphenlinie bewerkstelligt; weiterhin findet der Verkehr mittels Heliographen statt, doch ist die Fortsetzung der Telegraphenlinie beabsichtigt. In der Nähe des Postens befindet sich auch während des Winters eine Kolonie von Kirgisen. Die gesamte kirgisische Bevölkerung des von Rußland beherrschten Pamirgebietes wird auf 200 Familien veranschlagt. Hiervon treten für die wenigen Sommermonate einige Tausend Nomaden, welche aus Wachan, Darwaz, Ferghana ihre Herden mit Vorliebe in den grasreichen Hochthälern des Ak-su und des Alitschurdarja, sowie an die Ufer des Rangkul und Jaschil-kul treiben. Interessant sind die Versuche der Russen, auf den rauhen, kahlen, der höheren Vegetation gänzlich entbehrenden Pamir Kultur- und Nutzpflanzen anzubauen. Am östlichen Ufer des Kara-kul, welcher auf 4087 m Höhe unter dem Breitengrad von Lissabon liegt, wurde Gerste angesäet. Die Aussaat ging ganz gut auf, doch erwiesen sich die Ähren körnerleer. Hiermit wäre also bewiesen erbracht sein, daß Gerste auf den Pamir nur in den westlichen Teilen der Thäler des Pändj, Gund und Wartang gesäeihen kann. Der höchste Punkt der Pamir, wo mit Erfolg Getreidebau getrieben werden kann, ist Kalai-Pändj im Wachanthal (2770 m); doch wird auch bei Saares, dem höchstgelegenen ständigen Wohnplatz der Landschaft Roschan im Thale des Wartang, in guten Sommern Gerste zuweilen reif (3620 m). Sven Hedin schließt seinen Bericht mit dem Ausdruck der Bewunderung für die Umsicht und die Zähigkeit der russischen Truppen, welche auf den öden Hochsteppen der Pamir bis harten Kämpfe mit einem fanatischen Feinde an dem äußersten Grenzpunkte des Reiches die Wache halten. Anderseits ist zu bemerken, daß die Kosten der Unterhaltung der kleinen Pamir-Garnison sich bis 1894 bereits auf eine Million Rubel belaufen. Immanuel.

— Niedergang des Weinbaues in Südrußland. Der ehemals blühende und lohnende Weinbau in Bessarabien sinkt von Jahr zu Jahr. Nicht nur die Verheerungen der Reblaus, sondern auch die in hohem Grade ungünstigen klimatischen Verhältnisse der letzten Jahre sind mehr als wenigstens eine höchst unzweckmäßige, verwitzte Art der Bewirtschaftung der Weinberge haben zu einem förmlichen Verfall der Rebenkultur geführt. Zahlreiche kleine Besitzer haben letztere überhaupt aufgegeben, während die größeren Eigentümer den Betrieb meist sehr beträchtlich eingeschränkt haben. Wo noch zu Anfang der achtziger Jahre eine nicht unwesentliche Steigerung des mit Wein bebauten Flächenraumes stattgefunden hatte, ist in den letzten Jahren ein Niedergang in solchem Umfange eingetreten, daß z. B. im Kreise Bjelez die Verminderung 60Proz. beträgt. Es ist deshalb die Frage erörtert worden, den Weinbaubetrieb durch Anregung Seitens der Regierung die Anpflanzung geeigneterer und lohnenderer Kulturen an Stelle der Reben nahe zu legen. Anderseits wurde die Unterstützung der nothleidenden Weinbauern und die Einrichtung einer Versicherung gegen Reblausschaden ins Auge gefaßt. Der Verfall des Weinbaues in Bessarabien äußert sich auch dahin, daß der Handel mit qualitätlichen Kunstweine in den südrussischen Stapelplätzen den einheimischen Naturweinen empfindliche Konkurrenz bereitet, um so mehr als letztere infolge mangelhafter Pflege und geringer Sorgfalt in Bereitung und Aufbewahrung minderwertig sind. Immanuel.

— Über das Entstehen einer modernen indischen Gottheit giebt uns Herr Kedarnath Basu Auskunft im Journ. Anthropol. Soc. of Bombay, vol. III, p. 104 (1893). Als er die Sundarbans (Gangesdelta) durchstreifte, fand er bei Baruipur häufig roh aus Thon dargestellte

Digitized by Google

menschliche Köpfe an einsamen Stellen des Dschungels, sie waren weiß, rot und schwarz bemalt. Von den Bewohnern, welche meist Ackerbauer sind, erfuhr er, daß diese Köpfe Dakikhina Raya oder Dakikhina Thakur darstellen sollten, eine Lokalgottheit, welche die Umgegend vor den Verheerungen der Tiger mit Erfolg schützt; denn seit diese Bildnisse aufgestellt sind, haben die Verheerungen der Tiger unter Vieh und Menschen sich ganz wesentlich verringert. Weiter wußten die Bauern nichts mitzuteilen, aber ein Brahmine gab die nötige Aufklärung und berichtete, daß die Bildnisse Dakikhina erst neuerdings seit 50 oder 60 Jahren, aufgestellt und verehrt werden. Es lebte dort in der Gegend ein berühmter Tigerbanner, Dakikhina Raya mit Namen, vor dessen Blicken diese Bestien sich zurückzogen, da er übermenschliche Gewalt ausübte. Die Bauern und Holzfäller, die in der Bestie ihren schlimmsten Feind sahen, verehrten ihn deshalb hoch und behaupteten, daß nach dem Tode Dakikhinas es gänzlich stille, seinen Namen aussprechen, damit die Tiger sich zurückzögen. Das wurde geglaubt und der Tigerbanner erschien allmählich als übernatürliches Wesen, zu dem man, als einem Wohlthäter, betete und dessen Bildnisse man im Dschungel, wo die Tiger hausen, aufstellte.

Thatsache ist es, daß die Tiger in den Sundarbans viel seltener und die durch sie verursachten Unglücksfälle somit weniger geworden sind. Der Landmann schreibt das seinem neuen Götzen zu, in der That haben aber der zunehmende Verkehr, die Anlage von Eisenbahnen und die rege Jagdlust unglücher Sportsmen die Verminderung der Tiger bewirkt. Der neue Gott aber bleibt und wird weiter verehrt.

— Einen Beitrag zur Erforschung der Ursachen der Bergkrankheit liefert Herr Paul Regnard durch den nachfolgenden Versuch, dessen Beschreibung die Bemerkung vorausgeschickt sei, daß bisher vorzugsweise zwei Ansichten über die Ursachen des Leidens aufgestellt waren: Die eine führt dasselbe auf den Sauerstoffmangel zurück, welcher durch die verminderte Sauerstoffspannung in der verdünnten Luft veranlaßt wird; die zweite betrachtet die Krankheit als eine besondere Form der Ermüdung. Weder die eine noch die andere Erklärung entspricht den thatsächlichen Verhältnissen, da einerseits die Luftschiffer in viel stärkeren Luftverdünnungen, als in der Regel beim Bergsteigen in Frage kommen, gesund bleiben, andererseits in der Ebene trotz heftigster Ermüdung niemals eine Bergkrankheit beobachtet worden. Herr Regnard vermutete, daß neben der verminderten Sauerstoffspannung eine gleichzeitige übermäßige Körperanstrengung einwirken müsse, um das Leiden hervorzurufen, weil man sonst nicht begreifen würde, daß geübte Bergsteiger und Führer, welche ökonomisch mit ihren Bewegungen umgehen, gesund bleiben, während unerfahrene Neulinge beim Bergsteigen stets krank werden. Seine Vermutung prüfte er in der Weise, daß er unter eine Glasglocke zwei Meerschweinchen brachte, von denen das eine vollkommen frei war, das andere in ein Tretrad eingeschlossen und durch die dem letzteren gegebenen Drehungen zu stetigen lebhaften Bewegungen genötigt wurde; die Luft unter der Glocke wurde allmählich verdünnt. Bei einer Verdünnung, die einer Höhe von 3000 m entsprach, sah man beide Tiere sich gleichmäßig ruhig verhalten. Wurde die Verdünnung weiter fortgesetzt, so fiel das Meerschweinchen im Rade öfters vorn über, ließ sich passiv rollen, wurde kurzathmig und offenbar behindert, während das freie Tier ruhig blieb. Bei einem Drucke, entsprechend 4600 m Höhe (etwa die Höhe des Montblanc), ließ sich das Meerschweinchen im Rade auf den Rücken fallen, bewegte die Beine gar nicht mehr und wurde passiv vom Rade herumgeführt; man würde es für tot halten, sähe man nicht die jagende Atmung; das freie Tier hingegen war ruhig. Erst bei einem Druck, entsprechend 8000 m (Himalaja), wurde auch dieses Tier unruhig, rollte sich auf dem Rücken und war dem Sterben nahe. Der Versuch wurde nun unterbrochen und beide Tiere erholten sich wieder. Die Vermutung des Herrn Regnard, daß die Muskelanstrengung im Vereine mit dem Sauerstoffmangel die Ursache der Bergkrankheit sei, hat in diesem Versuche eine wesentliche Stütze erhalten. (Compt. rend. de la Société de Biologie 1894, Sér. 10, T. I, p. 365.)

Zu einem ähnlichen Schlusse bezüglich der Bergkrankheit ist auch Herr Löwy in einem in der physiologischen Gesellschaft zu Berlin gehaltenen Vortrage gekommen, in welchem er Bericht erstattete über Versuche, welche den Einfluß der Luftverdünnung auf Menschen und Tiere ermitteln sollten (Naturwissenschaftliche Rundschau 1894, Nr. 34).

— Das Erdbeben von Katschan (Persien). Am 5. November 1893 ist die Stadt Katschan im gebirgigen Norden der persischen Provinz Chorassan — 75 km südlich von Asskabad, dem Hauptorte des russischen Transkaspiens — durch ein heftiges Erdbeben gänzlich zerstört worden. Über 1500 Menschen wurden unter den Trümmern der Stadt begraben; auch zahlreiche kleinere Orte des von vulkanischen Bergen umralmten oberen Atrekthales erlitten schweren Schaden. Zur Linderung des furchtbaren Elends und zur Beruhigung der erschreckten Einwohner, welche in die Berge geflohen sind, wurden mehrere russische Hilfskolonnen von Askabad aus entsandt. Übrigens dauerten die Erdbeben in jener Gegend bis zum April 1894 hin fort. Im genannten Monat fand eine starke Erderschütterung in Sudschgir statt, dem russisch-persischen Grenzpunkte an der Karawanenstraße Askabad-Mesched, 45 km südlich von ersterer Stadt. Die unter den Trümmern von Katschan liegenden Leichen verbreiten einen entsetzlichen Geruch, so daß, insbesondere nach Eintritt der Regenzeit im Sommer 1894, der Ausbruch ansteckender Krankheiten befürchtet werden mußte. Die persische Regierung hat sich um die vom Erdbeben heimgesuchten Gegenden so gut wie gar nicht gekümmert, obwohl das Land um Mesched von jeher als ein gefährlicher Herd der Pest und Cholera gilt. Neuerdings hat sich der persische Gouverneur von Mesched entschlossen, die Stadt Katschan 21 km weiter östlich von der jetzigen Trümmerstätte wieder aufzubauen. Der gewählte Platz liegt in den Bergen außerhalb der Bezirkes, welcher seit Jahrhunderten als Mittelpunkt zahlreicher Erdbeben gilt. Hinsichtlich des lebhaften Karawanenhandels zwischen Mesched und Nischapur einer- und Askabad andererseits, bietet die beabsichtigte Neuanlage den Vorteil, daß sich hierdurch die Verbindung zwischen den genannten Orten nicht unwesentlich verkürzt. Seit der Eröffnung der russischen Militärbahn Usun-ada—Samarkand ist der gesamte Handel Nordostpersiens in russische Hände übergegangen. Askabad entwickelt sich mehr und mehr als Hauptstapelplatz dieses nicht unbeträchtlichen Verkehrs. Katschan zählte vor seiner Zerstörung 32000 Bewohner.

Immanuel.

— Ausbau der sibirischen Eisenbahn. Die Arbeiten an der westsibirischen Bahn schreiten schnell vorwärts. Die 125 Werst lange Anfangsstrecke Slastoust—Tscheljabinsk, welche die sibirischen Bahnen mit dem europäischen Netze in Verbindung setzen wird, ist bereits seit 1892 im Betriebe. Die Linie Tscheljabinsk—Kurgan (250 Werst) wurde im Sommer 1894 für Arbeitszüge eröffnet. Ende 1894 soll die Bahn bis 150 Werst östlich Omsk fertiggestellt werden, was für die Jahre 1893 und 1894 eine Arbeitsleistung von insgesamt 1156 Werst ergeben würde. Bis Ende 1895 hofft man die noch fehlenden 344 Werst zu vollenden und somit die Bahn bis zum Ob in Betrieb nehmen zu können. Voraussichtlich dürfte sich jedoch die Einrichtung des durchgehenden Verkehrs bis zum Jahre 1896 verzögern, da die großen Brückenbauten über die mächtigen Ströme Tobol, Irtysch und Ob sehr bedeutende Arbeitszeit erfordern werden. Die Brückenbauten werden durchgängig in Eisenkonstruktion mit steinernen Pfeilern ausgeführt. Die eisernen Brückenteile stammen ausschließlich aus russischen Werken, namentlich aus dem uralischen Hüttenbezirk. Gleichzeitig mit dem Bau der westsibirischen Bahn wird die Ansiedelung von Kolonisten gefördert, denn nur durch umfangreiche Kolonisation des bis jetzt dünn bevölkerten Landes können der Bahn diejenigen Absatzgebiete und Märkte erschlossen werden, deren sie unabweisbar bedürfen wird, um wenigstens einige Erträgnisse abzuwerfen. Durch die kaiserliche Ansiedelungskommission im Bereiche der westsibirischen Bahn, wurden 1893 und 1894 angesiedelt: im Gouvernement Tomsk 13500 Seelen auf 217000 Dessjätinen, im Gouvernement Akmolinsk 1902 Seelen auf 29100 Dessjätinen, im Gouvernement Tobolsk 1762 Seelen auf 26800 Dessjätinen. Diese Ländereien sind ausschließlich Kronsgüter und eignen sich hervorragend zum Ackerbau. — Am fernen östlichen Ende der sibirischen Bahn, im Usurigebiete, ist die Anfangsstrecke Wladiwostok—Grafskaja (392 Werst) seit Herbst 1893 im Betriebe, während die zweite Teilstrecke Grafskaja—Chabarowsk am Amur (347 Werst) Ende 1894, spätestens Sommer 1895 dem Verkehr übergeben werden sollte. Mitte August 1894 ist der Dampfer „Jaroslawl“ der „Freiwilligen Flotte“ von Odessa nach Wladiwostok in See gegangen, um für die Usuribahn 40 Lokomotiven, 100 Waggons, 50000 Pud Stahlschienen nach dem Osten zu bringen. Das erwähnte Material ist in den Werken von Brjansk (Gouvernement Orel) angefertigt.

Immanuel.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. Druck von Friedr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DER ZEITSCHRIFT „DAS AUSLAND".

HERAUSGEBER: Dr. RICHARD ANDREE. VERLAG von FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXVI. Nr. 15. BRAUNSCHWEIG. September 1894.

Der Ausbruch des Schwemser-Ferners (Ötzthaler Alpen) am 9. Juli 1891.

Von Dr. G. Greim.

In aller Gedächtnis sind wohl noch die Ausbrüche des Gletschersees im Martellthale (Ortler Alpen), die in dreimal sich erneuernder Wut den fruchtbaren Teil des Thales verwüsteten und die Bewohner desselben fast an den Bettelstab brachten. Auch der wissenschaftlichen Diskussion über die Ursachen der Katastrophe wird man sich noch erinnern, der Berichte der Herren Prof. Richter und Finsterwalder[1]), der von gegnerischer Seite aufgestellten resp. verfochtenen Wasserstubentheorie, sowie der glänzenden Bestätigung der Untersuchungsergebnisse der erstgenannten Herren durch die bei der neuen schrecklichen Katastrophe am 17. Juni 1891 beobachteten Vorgänge[2]).

Es ist leicht erklärlich, daſs neben diesem groſsartigen Ausbruche ein anderer, der kurz nachher stattfand, fast unbeachtet blieb, weil er, ohne gröſseren Schaden anzurichten, vorüberging. Nur durch eine kleine Notiz[3]) wurde mitgeteilt, „daſs nach der „Neuen Freien Presse" am 9. Juli 1891 ein ähnliches Naturereignis, wie im Martellthale, sich im Schnalserthale ereignet habe. Es sei an diesem Tage bei warmem Sommerwetter und wolkenlosem Himmel am „Schwemser-Ferner" ein mittelgroſser Staussee ausgebrochen, und die tosenden Wassermassen stürzten sich in das Schnalserthal. Besonders die „lange Grube" und der Unterbergbach seien in bransende Wildbäche verwandelt worden und hätten Wiesen- und Weidegründe, sowie Felder teils übermuhrt, teils fortgerissen."

Durch den neuerlichen Ausbruch bei St. Gervais (Montblanc-Gruppe)[4]) wurde die Aufmerksamkeit wieder auf derartige Phänomene gelenkt, und auf Anregung der Herren Prof. Richter und Finsterwalder, denen ich für ihre freundliche Unterstützung zu groſsem Danke verpflichtet bin, begab ich mich im Sommer 1893 in das Schnalserthal, um der Ursache des Ausbruches nachzugehen. Als bequemes Standquartier war das oberste Haus im Schnalserthale, das Wirtshaus Kurzhof, auserschen, um so mehr, da man hoffen konnte, dort noch nebenher nähere Nachrichten über die begleitenden Umstände zu erhalten. Bei dem ungünstigen Wetter, wie es im Juli 1893 in den Ötzthaler Alpen leider Regel war, konnte ich denn auch am Tage meines Eintreffens nichts weiter thun, als derartige Erkundigungen einzuziehen. Eine Anzahl Führer, die des schlechten Wetters wegen ebenfalls im Wirtshause zurückgehalten wurden, konnten mir denn auch im ganzen die oben wiedergegebene Darstellung bestätigen. Am ausführlichsten wuſste der Wirt und Führer Gurschler in Kurzhof Bescheid. Er erzählte, daſs nach seiner Erinnerung der Ausbruch am 3. Juli stattgefunden habe. Wenn auch diese Zurückrechnung nach den im Volk fest eingelebten Festtagen gemacht ist, glaube ich doch dem in der citierten Notiz erwähnten Datum des 9. Juli den Vorzug geben zu sollen, da dieselbe nicht so lang nach dem Ausbruche aufgezeichnet ist. Im übrigen ist dieser nebensächliche Punkt auch ohne Bedeutung. An dem betreffenden Tage habe der Bach um 3 Uhr nachmittags ungefähr angefangen zu steigen, und bereits in einer halben Stunde einen etwa $1^1/_2$ m höheren Stand gehabt. Bald trat jedoch ein allmähliches Fallen des Wasserspiegels wieder ein und abends, etwa um 7 oder $^1/_2 8$ Uhr, habe er wieder den normalen Stand erreicht. Der ganze Ausbruch sei bei schönem, warmem Sonnenschein vor sich gegangen und auch an den vorhergehenden Tagen habe es nicht geregnet. Das Wasser hatte eine Anzahl groſser Eisblöcke vom Gletscher ab- und mitgerissen, und diese führten denn auch zur unzweifelhaften Feststellung des Ausbruchsortes. Als nämlich acht Tage nach dem Ausbruche der Bergführer Gurschler, genannt Kurzenhansl, einen Touristen über das Bildstöckl Joch ins Matscher Thal führte, fand er auf der rechtsseitigen Moräne des Schwemser-Ferners, gerade unterhalb des Jochs, diese losgerissenen Eisblöcke und überzeugte sich durch Pickelschläge davon, daſs es Eis und keine Steine waren, wofür man sie nach ihrer schmutzigen Oberfläche auf den ersten Blick hätte halten können. Sie sollen nach den Beschreibungen ein Volumen von etwa 50 cbm gehabt haben. Auch Veränderungen in dem Aussehen des Gletscherendes zeigten, daſs das Wasser aus dem rechtsseitigen, westlichen Ende des Gletschers hervorgekommen war. Durch die mitgerissenen Steinmassen wurde das Langgrubthal vollständig vermuhrt und am Ausgange desselben, wo sein Bach nach dem Steinschlagfernerbach abstürzt, tiefe Löcher in den Boden gerissen. Auch bis kurz unterhalb Kurzras riſs der Bach noch Stücke von den Ufern los, dagegen mäſsigte sich im weiteren Laufe bald sein Ungestüm, so daſs in Unser Frau im Schnalserthale, wie Nachfragen ergaben, auch nicht der geringste Schaden mehr angerichtet wurde und nur am erhöhten Wasserstande bemerkt werden konnte, daſs weiter oben etwas vor sich ging.

Trotz der zwei Jahre, die schon seit dem Ereignis vorübergegangen waren, konnte man bei dem Aufstieg

[1]) Siehe insbesondere Finsterwalder, Die Gletscherausbrüche des Martellthales. Zeitschrift des deutschen und österreich. Alpenvereins 1890, S. 21 ff.

[2]) Mitteilungen des deutschen und österreich. Alpenvereins 1891, S. 159, 176.

[3]) Mitteilungen etc., 1891, S. 197.

[4]) Richter, Die Katastrophe von St. Gervais, Globus, Bd. 63, 1893, Nr. 12 (dort auch übrige Litteratur angeführt).

Digitized by Google

nach dem Ferner die Spuren der Verwüstung noch überall bemerken. Der Weg führt hinter dem Kurzhof zuerst über Wiesen, durch die sich der Bach schlängelt. Früher hatte er dort ein enges Bett, gerade für ihn passend, jetzt ist es im Schutt der beiden Ufer breit eingerissen. Auch eine neue Brücke erinnert den Wanderer nach dem Lagauntbal etc. an die damaligen Verwüstungen. An der linken Seite des Baches, dem Thaleingange zu ansteigend, gelangt man bald in eine Enge, in die sich der Bach ein tiefes Bett eingerissen hat. Die Ufer bestehen hier zum Teil aus Felsen, zum Teil aus glacialem Schutt. Der letztere wurde, wie noch zu sehen ist, an manchen Stellen so ausgerissen, dafs Zäune gemacht werden mufsten, um das Vieh vor dem Hineinfallen zu schützen, und an manchen Stellen eine Verlegung des Weges notwendig war. Auch die tiefen Einrisse an dem Ausgange des Langgrubthales nach dem Bache des Steinschlagferners, westlich vom Stanerhättl, sind noch vorhanden.

Das Langgrubthal selbst war mit grofsen und kleinen Steinen und eckigen Felsblöcken wie übersäet, durch die an manchen Stellen kaum noch ein Weg gebahnt war. In der Nähe des unteren Endes fanden sich mehrere lange, etwas über metertiefe Einrisse, die ebenfalls dem Wasser ihre Entstehung zu verdanken scheinen. Steht man dann endlich am oberen Ende des Langgrubthales, so ist man vor dem Ende des Seitenthales angelangt, das von dem Schwemserspitz herabziehend, den Schwemser-Ferner birgt. Es ist ein grofser Kessel, von drei Seiten von steilen, mindestens 3200 m hohen Felswänden eingeschlossen, die in dem 3457 m hohen Schwemserspitz gipfeln, wie geschaffen für das Firnfeld eines Gletschers. Nach unten hat es drei in etwa 2900 m Höhe liegende Ausgänge, von denen aber nur die zwei westlichen von dem Gletscher benutzt werden. Der östliche Ausgang ist auf der einen Seite von dem Grat begleitet, der Rofsmurt und Schwemser-Ferner trennt. An seinem unteren Ende befindet sich eine mächtige Seitenmoräne, die noch Zeugnis davon ablegt, dafs der Gletscher nicht immer diesen Weg mied. Grofse, scharfeckige Blöcke sind mit feinem Grus unregelmäfsig durcheinander gehäuft und bilden nach Westen, nach der Thalsohle zu, einen steilen Abhang. Der Kamm der Moräne senkt sich nach unten nur wenig und schliefst sich nach oben an den Felsgrat an, während er unten durch einen kleinen Zwischenraum davon getrennt war, der grabenartig zwischen Moräne und Felsgrat nach unten zog, und durch die von letzterem fortwährend abbröckelnden Felsblöcke und Gesteinsschutt mehr oder weniger bis beinahe an den oberen Rand ausgefüllt war.

Die Sohle dieses Thälchens lag im oberen Teile voll Schnee, aus dem an mehreren Stellen der den Boden bedeckende Schutt hervorsah. Ob in dem oberen Ende Eis liegt, wurde nicht untersucht, doch scheint mir die geringe Wassermenge des aus dem Schneefelde unten austretenden, kaum einen Schritt breiten Bächleins nicht gerade darauf hinzudeuten. Von seinem Austrittspunkte unter dem Schnee flofs das schmale Wässerchen noch eine kurze Strecke ziemlich eben bis zum vorderen, südlichen, Rande des Thälchens, um von da in steilem Absturz in das Langgrubthal zu gelangen.

Zwischen diesem Thälchen und dem eigentlichen Gletscherbecken dürfte vielleicht ein niedriger Rücken vom Schwemserspitz in der Richtung nach dem Langgrubthal ziehen, was auf die einfachste Weise erklären würde, warum kein Abflufs des Gletschers diesen Ausgang benutzt. Der Rücken endigt nach vorn in einer flach gerundeten, länglichen Hügelgruppe, die unten nach beiden Seiten in schroffe Felsen übergeht, oben aber mit Schutt bedeckt ist und sich auch nach Süden zu in einen kurzen, schuttbedeckten, scharfen Grat fortsetzt. Hinter ihr befindet sich eine flache, sattelartige Einsenkung, bedeckt mit grofsen, eckigen Felsblöcken und feinem Sande, der etwas unterhalb Spuren der Aufbereitung durch fliefendes Wasser zeigte. Wenige Schritte von der Einsattelung, in der Richtung nach dem Schwemserspitz zu, liegt die heutige linke Seitenmoräne des Schwemser-Ferners, nicht besonders hoch und sich nach dem Schwemserspitz aufwärts bald verlierend. Einige Steine liegen bis auf das Eis hinauf, nach vorn (Süden) zu bricht sie aber plötzlich ab, wohl infolge des dort sich anschliefsenden, das Gletscherterrain bildenden steilen Abhanges.

Das eigentliche Gletscherbecken wird nach vorn durch einen breiten, anfragenden Felsrücken in zwei Teile geschieden, so dafs der Gletscher zwei Zungen östlich und westlich davon besitzt. Nach den Oberflächenkontouren des Gletschers zu schliefsen, scheinen die zwei Thälchen, deren Ausläufer die Zungen sind, genau dieselbe orographische Beschaffenheit zu haben, wie das vom Gletscher nicht benutzte östliche Thälchen, d. h. eine ziemlich ebene Thalsohle mit plötzlichem Übergang in einen steilen Absturz nach vorn. Über ihn hängen die beiden Gletscherzungen herunter, in einem System von Querspalten, wie es ja immer bei derartigen Gletscherbrüchen sich findet, staffelförmig abbrechend. Auch über den zwischen Mittelfelsen, der an Südseite von der Witterung stark zerfressen und durchfurcht ist, schiebt sich das Eis vor und zeigt von vorn eine etwa 20 m hohe Eiswand, die sich nicht an den Felsen anschmiegt, sondern nur hier und da an einzelnen Punkten daranf aufliegt und von Zeit zu Zeit mit starkem Getöse grofse Eisblöcke ein Stück weit den davor liegenden Abhang hinabsendet.

Die eigentliche Eis- und Firnmasse des Gletschers besteht aus zwei in die Zungen auslanfenden muldenförmigen Teilen, die durch einen flachen Eisrücken getrennt werden, der nach vorn nur wenig ansteigt und wohl einen von dem Mittelfelsen nach dem Schwemserspitz zu ziehenden Felsrücken bedeckt. Diesen Verhältnissen entsprieht die Anordnung der Spalten auf dem Gletscher. Abgesehen von der auf dem vordersten Teile des Mittelfelsens liegenden Eispartie, die infolge der nach den verschiedenen Seiten wirkenden Druck- und Zugkräfte wie zerhackt ist, finden sich aufser einigen kleineren und den gewöhnlichen Randspalten, grofsere Systeme von Querspalten an den beiden Zungen und direkt darüber, sowie da, wo das Eis von dem trennenden Mittelrücken nach den beiden Thälchen absitzt. Dort können sich dann aus den Spalten unter günstigen Umständen grofse, langgestreckte, angefähr nordwestl. bis Südost verlaufende Löcher bilden, wie deren zur Zeit meines Besuches noch drei vorhanden waren. Dieselben befanden sich schon ziemlich weit vorn, nahe über dem Absturz des Felsens, und werden demgemäfs wohl in einiger Zeit wieder verschwunden sein. Der Boden derselben war mit Schnee bedeckt, das eine zeigte sogar Schneefüllung bis zum oberen Rande, so dafs man, neben diesem auf festem Eise stehend, den Bergstock tief in den Schnee stofsen konnte. Die Rifslöchern zeigten sehr schön und deutlich die Schichtung des Eises, die Wände hingen auf der (höheren) Westseite zum Teil etwas über. Der obere Rand war fast überall durch die Abschmelzung gerundet, doch dürfte die starke Rundung und das flache Einfallen in die Mitte des Baches auf der niedrigeren Ostseite ihr nicht allein zuzuschreiben sein. In der Westwand befand sich nahe dem Boden eine Höhle, nicht ganz so grofs, dafs ein Mann hätte hineinschlüpfen können, in deren Innerem man die blaue Farbe des Eises bewundern konnte. Leider war aber ein Weiterverfolgen nach innen nicht möglich. Das offene Loch (s. Abbild.)

Digitized by Google

Digitized by Google

besafs eine Länge von 25 bis 30 m, eine Breite von 8 bis 10 m und bis zur Schneeoberfläche eine Tiefe von 3 bis 6 m, die Sohle an der westlichen Spitze lag etwa 8 m unter dem oberen Rande. Noch bedeutender waren die Dimensionen des schneeerfüllten Loches, bei 35 bis 40 m Länge besafs es eine Maximalbreite von etwa 20 m, die Tiefe liefs sich natürlich nicht ermitteln.

Von dem Mittelfelsen und den Gletscherenden zieht sich als Vorterrain eine sehr steil geneigte Fläche zum Langgrubthale abwärts, von Gletscherschutt vollständig überschüttet. Über sie rieseln die Abflüsse der beiden Zungen des Ferners in zusammen etwa 10 kleinen, sehr wenig in den Untergrund eingeschnittenen Wasserfäden, die ohne eigentliches Gletscherthor unter dem Eise her-

Fragt man sich nun, woher der Gletscherausbruch gekommen ist, so kann man nach der gegebenen Beschreibung wohl kaum mehr zweifelhaft sein. Schon das Studium der neuen Originalaufnahme liefs erkennen, dafs man bezüglich der Lage eines Stausees, ähnlich wie sie im Martelthale oder bei Rofen oder Gurgl bestanden und bestehen, sehr in Verlegenheit sein würde, und die Besichtigung an Ort und Stelle konnte dieses Ergebnis nur bestätigen. Jedoch wird man nicht lange zu suchen haben, denn als einziger Ort, als Höhlung, in der sich Wasser im Gebiete des Ferners ansammeln könnte, erscheinen die oben beschriebenen, aus den Spalten entstandenen Löcher auf dem Mittelrücken des Gletschers. Es würde dies eine Bestätigung der schon von Prof.

Eisloch auf dem Schwemser-Ferner. Blick gegen Süden. Gezeichnet von Dr. G. Greim.

Im Vordergrunde das Loch, zum gröfsten Teil mit Schnee bedeckt. Auf der linken abschliefsenden Eiswand steht ein Mann, als Mafsstab für die Dimensionen. An der rechten abschliefsenden höheren Eiswand deutlich die Schichtung des Eises, besonders an dem vorspringenden Bucket, zu sehen. Das Eis hängt im Vordergrund über, darunter eine Öffnung in der Wand, z. T. mit Schnee erfüllt. In der Mitte erscheinen, da das Bild in der Richtung nach Süden zu aufgenommen ist, über dem Eisrand des Loches die Zacken des Gletschersturzes, weiter im Hintergrund Bergzüge auf der Westseite des Schmelzerthals. Ganz im Vordergrunde die schmutzige Eisoberfläche des Gletschers.

vorkommen. An manchen Stellen, besonders oben in der Nähe des Gletschers, ist der feinere Schutt durch sie vollständig von Wasser durchtränkt, so dafs er eine förmlich schlammige Masse bildet, die öfters unter den Füfsen nachgiebt. Durch die Mitte dieses Abhanges zieht sich eine Moräne, mit einer Steigung des Kammes von über 20° abwärts, oben in zwei Arme gespalten, die sich mit ihren Enden an die beiden Seiten des Mittelfelsens anlehnen. In schwach S-förmig gewundenem Zuge verläuft sie nach unten allmählich in der dürftig mit Gräsern bewachsenen Fläche hinter dem kleinen Köpfle, auf dem sich der durch einen Steinmann gekennzeichnete Punkt 2647 m befindet. Auch an der westlichen Seite dieses Abhanges lehnt sich unten an den Felsen eine Moräne an.

Finsterwalder [5]) geäufserten Ansicht sein, dafs „in Bergschründen und Firnklüften grofse, aber dann stets oben offene Hohlräume vorkommen können", welche die Reservoirs für das den Ausbruch verursachende Wasser abgeben. Es möge auch hier nochmals ausdrücklich betont werden, dafs dieser ganze Satz für unseren Ferner paſst, da sich in den thatsächlichen Verhältnissen auch nicht der geringste Anhaltspunkt dafür fand, dafs die Löcher mit einer Eisdecke nach oben geschlossen waren resp. eine Eishöhle oder „Wasserstube" vorstellten. Insbesondere, nachdem die Katastrophe von St. Gervais schon einen ersten Beleg für das Vorkommen solcher Wasserbehälter auf dem Gletscher selbst erbracht hat, wird

[5]) Zeitschrift etc., 1890, S. 34.

Digitized by Google

man dieser Erklärung wohl keine all zu grofsen Bedenken mehr entgegen bringen. Ein Unterschied besteht nur zwischen St. Gervais und dem vorliegenden Fall darin, dafs nach Prof. Richters Beschreibung dort das Eisloch durch Einsturz eines Teiles der über dem Gletscherbach befindlichen Eisdecke entstanden ist, wogegen beim vorliegenden Falle wohl Lage und Aussehen der Löcher (siehe Abbild.) sprechen dürften.

Es fragt sich nun noch, ob die übrigen Verhältnisse mit dieser Erklärung übereinstimmen. Zur Zeit meiner Anwesenheit lagen allerdings die Löcher etwas unterhalb des den Ferner in zwei Teile scheidenden Eisrückens auf der Ostseite, so dafs das Wasser wohl nicht hätte nach der Westseite des Gletschers, der Stelle, wo nach den sicheren, oben erwähnten Anzeichen der Ausbruch stattfand, gelangen können. Jedoch der viel höher vorragende Westrand, sowie die relativ hohe Lage des ganzen Loches lassen vermuten, dafs dasselbe, als es sich noch weiter im Hintergrunde des Gletscherbeckens befand, auf dem Rücken oder doch wenigstens so hoch lag, dafs das Wasser über die Felsunterlage des Eisrückens nach Westen abfliefsen konnte. Ob die Öffnung, die in der Westwand in der Nähe des Bodens zu sehen ist, mit der identisch ist, durch die seinerzeit das Wasser einen Ausweg fand, scheint mir bei der Kleinheit derselben zweifelhaft, da sie wohl eine hinreichend schnelle Entleerung des Wassers nicht zugelassen haben würde. Die Abschliefsung und das dadurch bewirkte Ansammeln des Wassers läfst sich dagegen leicht erklären, da nach Beobachtungen an andern Gletschern (vgl. Martellthal etc.) sich im Winter mit Leichtigkeit Spalten und Öffnungen im Eise, die vorher vorhanden waren, verschliefsen können. Schmilzt dann der Schnee, der in den Löchern liegt, und vermehrt sich dies Schmelzwasser noch durch Angreifen der Wände und den täglichen Ablauf von den angrenzenden Gletscherpartieen, der, wie man sich auf jedem Gletscher überzeugen kann, nicht gering ist, so mufs sich dieses Wasser in den Löchern ansammeln. Dafs im vorliegenden Falle auf diese Weise das Ausbruchswasser entstanden ist, scheint mir aus der hohen Lage der Löcher auf dem Eisrücken hervorzugehen, weil dort eine Füllung durch Wasser des Gletscherbaches, wie sie bei den Stauseen und in St. Gervais stattfand, nicht möglich ist. Eine der schwierigsten Fragen ist aber die, ob die Gröfse der Löcher genügt, um ein dem Ausbruche entsprechendes Wasserquantum fassen zu können. In ihrem jetzigen Zustande fassen die Löcher nach den oben mitgeteilten Dimensionen, die günstigsten Verhältnisse angenommen, ein paar tausend Kubikmeter Wasser. Dazu sollte man doch annehmen, dafs die Löcher im Laufe der Zeit sich durch Abschmelzung und Zug noch erweitert hätten und demnach noch nicht so grofs waren wie heute, als sie noch weiter oben im Gletscher lagen. Einerseits scheinen mir aber die Verhältnisse des östlichen Randes, wie auch aus der Photographie ersichtlich, auf Tieferlegung und Deformation desselben hinzuweisen, so dafs früher, als derselbe noch annähernd die gleiche Höhe hatte wie der Westrand, auch die Tiefe und demnach das Fassungsvermögen des Loches gröfser gewesen sein mag. Anderseits sprechen aber die Berichte der Augenzeugen der Flut in Kurzras nur von einer kleineren Wassermasse, die mehr durch ihre Kraft als durch ihre Masse wirksam war. Ob diese Kraft dazu genügt, die beschriebenen Zerstörungen anzurichten, wage ich nicht zu beurteilen, doch dürfte darauf hinzuweisen sein, dafs der Weg, den das Wasser unter dem Gletscher zurückzulegen hatte, nur gering war, so dafs hier eine Verzögerung nicht wohl erfolgt ist, und dafs die fortwährenden steilen Abhänge — die Höhendifferenz beträgt auf dem etwa $3^{1}/_{2}$ km langen Wege, den das Wasser bis zur Schlucht oberhalb Kurzras zurücklegte, beinahe 1000 m — nicht dazu angethan waren, seine Kraft aufzuzehren. Beim Eintritte in den flacheren Teil des Thales bei Kurzras hörten dann natürlich bald die zerstörenden Wirkungen auf.

Was nun noch zuletzt die praktischen Fragen angeht, nämlich ob eine Wiederholung der Ausbrüche zu befürchten ist, ob dieselben verhütet oder durch geeignete Vorrichtungen der Schaden beschränkt werden kann, so beantworten sich dieselben nach dem Mitgeteilten eigentlich von selbst. Wiederholungen werden immer wieder vorkommen können, da ja die Grundursache, die Spaltenbildung auf dem Mittelrücken des Ferners, keine vorübergehende ist, so oft die übrigen Faktoren. Verschliefsung der Spalten, geeignete Gröfse, Füllung mit Wasser, in begünstigendem Sinne wirken. Dies wird natürlich nicht jedes Jahr geschehen, um so mehr, da der hindernden Momente beim Ausbleiben auch nur eines dieser Faktoren so viele sind. Dafs übrigens der diesmalige Ausbruch nicht der erste ist, bestätigte mir Führer Siegmund Gufler von Birgstein, der von seinem Vater gehört hatte, dafs zu dessen Lebzeiten genau an derselben Stelle, wo die eine Gletscherzunge nach der Langgrub herunterhängt, am Schwemser Ferner, schon einmal ein kleiner Ausbruch vorgekommen ist. Wenn auch die Gefahr des Ausbruches jedes Jahr wiederkehren kann, braucht dies noch kein Grund zur Beunruhigung für die Bewohner des oberen Schnalserthales zu sein. Denn aus den thatsächlichen Verhältnissen geht hervor, dafs wohl sehr selten gröfsere Wassermassen sich auf dem Ferner ansammeln können, die dem ganzen Thal resp. dessen Bewohnern Gefahr bringen. Deshalb würde es sich auch kaum empfehlen, irgend welche Schutzmafsregeln zu treffen oder gar besondere Bauten, wie sie im Martellthale so notwendig sind, zur Regulierung des Wasserabflusses aufzuführen. Dieselben würden nämlich mehr Geld verschlingen, als die paar bedrohten Weideplätze in dem schon fast ganz vermurrten Langgrubthale und die paar Grasflecken bei Kurzras, die weggerissen werden können, wert sind. Aufserdem besitzen die Bewohner von Kurzras in der schon beschriebenen Enge am Eingange in das nach der Langgrub führende Thal eine vorzügliche natürliche Klause, die wohl gerade wie 1891 auch in Zukunft die Regulierung übernehmen wird.

Es ist aber im wissenschaftlichen Interesse entschieden wünschenswert, von Zeit zu Zeit über den Zustand des Schwemser-Ferners und die oben berührten Verhältnisse etwas zu erfahren, da sich dadurch vielleicht auch die Gelegenheit ergeben würde, aufzuklären, warum gerade an dem Schwemser-Ferner und nicht auch an andern Orten, die von voruherein die geeigneten Verhältnisse darzuhieten scheinen, solche Ausbrüche vorkommen. Ich möchte daher nicht unterlassen, die etwa bei Kurzras vorüberkommenden Touristen, insbesondere wenn sie über das Bildstöckljoch nach dem Matscher Thale weitergehen, zu veranlassen, sich dieser Sache anzunehmen. Sie werden sich auch vom touristischen Standpunkte aus durch hübsche Aussicht, insbesondere nach der Ortler-Gruppe, auf den Rosengarten etc., belohnt finden.

Die beigefügte Karte basiert hauptsächlich auf der neuen österreichischen Originalaufnahme. Mit Hilfe eines von Herrn Prof. Finsterwalder gütigst zur Verfügung gestellten Bussoleninstrumentes konnte dieselbe in den Details etwas erweitert und ergänzt werden. Dies erstreckt sich hauptsächlich auf den vorderen (südlichen) Teil des Gletschers und das anschliefsende Vorterrain.

Digitized by Google

Über Eau de Cologne-Trinken.

Von Prof. Dr. W. Joest. Berlin [1]).

Ebenso unbekannt wie der allgemeine Brauch des Läusessens [2]) dürfte die Thatsache sein, daſs in allen Ländern und Inseln der Welt, in denen Kölnisches Wasser als Wohlgeruch beliebt ist, dasselbe auch als Getränk benutzt wird. Es giebt mehrere Länder, in denen eine viel bedeutendere Menge Eau de Cologne vertrunken statt verrochen wird. Fände alles Kölnische Wasser, echtes und unechtes, das hergestellt und ausgeführt wird, seinen Weg in die betreffenden Nasen statt in die Kehlen, dann würde es besser riechen an manchen Punkten der Erde.

Es ist nun viel leichter, sich von dem Wohl- oder Übelgeschmack des Kölnischen Wassers zu überzeugen, als von dem melanesischer Kopfläuse oder australischer Hundeflöhe.

Bevor ich meine Versuche begann, wandte ich mich an die hervorragendsten Eau de Cologne-Fabriken Kölns mit der Bitte, mir gütigst mitzuteilen, was ihnen über den Verbrauch ihres Erzeugnisses als Getränk bekannt sei. Sämtliche Anfragen wurden mit der größten Bereitwilligkeit beantwortet, wofür ich den Herren hier nochmals meinen ergebensten Dank aussprechen möchte.

„Jülichsplatz Nr. 4“ schrieb: „Es ist unmöglich, echtes Kölnisches Wasser zu trinken, da solches einen Spiritusgehalt von 90 Proz. hat“; ebenso „Gegenüber dem Jülichsplatz“: „Ich fabriziere nur eine einzige Qualität, die einen Alkoholgehalt von 88 bis 89 Proz. neben einem sehr hohen Zusatze ätherischer Öle besitzt; darum dürfte mein Fabrikat, abgesehen von dem Preise, wohl wenig Anklang als Getränk finden.“

Probieren geht über Studieren. Ich habe im vergangenen Winter, teils allein, teils in gröſserem Herren- und Damenkreise, Kostproben von den Kölnischen Gewässern der verschiedensten Firmen — selbst „Junius Marius Familibus, gegenüber dem Judenplatz“ oder „Justus Marius Favinia, gegenüber dem Fabrikplatz“ [3]) nicht ausgeschlossen — veranstaltet. Das Ergebnis war so, wie ich erwartete: je besser Kölnisches Wasser roch, desto schlechter schmeckte es, und je weniger es duftete oder je billiger es war, desto weniger unangenehm schmeckte es. Hervorragende Kenner dessen, was gut zu essen und zu trinken ist, nahmen einen Schluck, zuweilen auch zwei, weltberühmte Forschungsreisende ebenso, und das Urteil lautete immer: „Na ja, trinken läſst sich das Zeug schon, aber ein Cognac ist mir lieber. Wir haben aber in unserem Leben schon viel schlechtere Schnäpse getrunken, als diese Eau de Cologne.“

Ich kann dem Urteil nur beistimmen; ich habe in Centralamerika oder im Malaiischen Archipel Hamburger „Gin“ und „Kümmel“ getrunken, mit denen verglichen Eau de Cologne der reine Nektar ist.

Die Wirkung eines Schlucks Kölnischen Wassers ist eine merkwürdige: infolge des hohen Alkohol- oder gelegentlichen Fuselgehaltes, steigt das Zeug sofort zu Kopf; in wenigen Minuten bekommt man einen „Knallkopf“. Sucht man den widerlichen ölig-ätherischen oder ätherisch-öligen Nachgeschmack durch einen kräftigen Cognac zu verwischen, so scheint dieser mild wie Muttermilch. Einen Eau de Cologne-Katzenjammer denke ich mir fürchterlich.

Grade wie ich diese Zeilen schreibe, erhalte ich von meinem Freunde Karl v. d. Steinen eine Karte folgenden Inhaltes: „Ich hörte gestern von mehreren bestimmten Fällen von Eau de Cologne-Trinken unserer Damen. Ein Herr hatte demselben besondere Aufmerksamkeit geschenkt, da seine Schwester starkes darin geleistet habe. So ein Fläschchen sei eine Kleinigkeit gewesen. Ich habe nun eben auch einmal einen Schluck „Gegenüber“ genommen — vorläufig möchte ich mich noch nicht daran gewöhnen. Das Parfüm macht duselig. — In diesem Sinne Ihr K. v. d. St.“

Ehe ich auf das Laster oder die Sitte des Eau de Cologne-Trinkens näher eingehe, möchte ich noch einmal auf die Briefe der Herren „Farina“ zurückkommen. „Jülichsplatz Nr. 4“ schreibt: „Wollte man Eau de Cologne durch Wasserzusatz auf den Gehalt des gewöhnlichen Genuſsbranntweines verdünnen, so würde das Getränk milchig, mit Absonderung der gelösten ätherischen Öle auf der Oberfläche, und wenig einladend aussehen, abgesehen davon, daſs der Geschmack kein angenehmer ist.“

Ob die Herren wohl jemals Eau de Cologne mit Wasser gekostet haben? Ich glaube nicht; denn die Mischung schmeckt beim ersten Schluck vielleicht überraschend, aber jedenfalls nicht schlechter als Mastica oder Absinth in demselben Falle. Die Herren wissen entschieden nicht, daſs der mittelafrikanische Mohammedaner sein Eau de Cologne und Wasser mit demselben Behagen schlürft, wie der Franzose seinen verdünnten Absinth oder der Engländer seinen Whisky und Wasser [4]).

So schreibt Dr. Stuhlmann in seinem letzten Werke: „Jeden Nachmittag machten wir mit Emin Pascha Spaziergänge, um uns Tabora anzusehen und einzelne Araber, bei denen wir Einkäufe zu machen hatten, zu besuchen. Meist wurden wir dabei mit einem Getränk, das aus Zuckerwasser und Eau de Cologne bestand, oder mit Kaffee, den man mit Nelken, Kardamomen oder Safran versetzt, bewirtet.“

Dieser Brauch ist übrigens ein moderner, aus dem einfachen Grunde, daſs früher kein oder nur sehr wenig Kölnisches Wasser von der Küste nach dem Innern Afrikas gelangte. Deshalb konnte mir P. Reichard schreiben: „Auf meiner ganzen Reise habe ich nie davon gehört, daſs Eau de Cologne als Getränk benutzt wurde. Dagegen schenkte mir eines Tages ein Araber in Tabora ein solches Fläschchen als Parfüm allerneuester Erfindung, wie er mir wichtig mitteilte, und zwar als echt

[1]) Auf meinen ausdrücklichen Wunsch hat der Herausgeber sich bereit erklärt, nachstehenden Aufsatz, der in der „Kölnischen Zeitung“ erschien, nochmals abzudrucken. Artikel, die in der Tagespresse erscheinen, werden rasch gelesen und ebenso rasch vergessen, binnen wenigen Tagen sind die betreffenden Exemplare verschwunden und vergeblich sucht der Verfasser selbst noch eines Abdruckes habhaft zu werden. Da ich glaube und hoffe, daſs meine kleine Abhandlung das Interesse der Ethnographen erregen wird, so bin ich Herrn Dr. Andree doppelt dankbar, weil durch den Abdruck im „Globus“ die Möglichkeit gegeben ist, meinen Aufsatz auch in späterer Zeit nachzulesen und der Kritik zu unterwerfen. An alle Leser des „Globus“ erlaube ich mir hierbei die Bitte zu richten, mir gütiger Weise alles mitteilen zu wollen, was ihnen über die so weit verbreitete Sitte des Eau de Cologne-Trinkens bekannt ist. W. J.

[2]) Vergl. Globus „Über den Brauch des Läusessens“, Bd. 62, S. 195 u. Bd. 63, S. 180.

[3]) Dasselbe war in Pretoria (Transvaal) gebraut.

[4]) „Whisky und Wasser“ ist im Grunde ein Pleonasmus, weil „Wasser“ auf Gaelisch „uisge“ heiſst.

Digitized by Google

englisches Fabrikat mit dem Zusatze: „Ihr Deutschen könnt so etwas nicht herstellen."

Wie außerordentlich schnell sich der Gebrauch inzwischen in Mittelafrika verbreitet hat, beweist eine freundliche Mitteilung von Dr. Baumann, der nach Entdeckung der Nilquellen kürzlich nach Europa zurückgekehrt ist: „Ich habe mich für diese Frage nicht speziell interessiert. Doch weiß ich, daß die Araber Kölnisches Wasser ihren Bäckereien beimischen, auch als Scherbet mit Trinkwasser mengen. Von den Sudanesen der Schutztruppe und auch von andern Leuten wurden Eau de Cologne und andere alkoholische Parfüms geradezu massenhaft getrunken. Ob das erst seit dem Verbot der Branntweineinfuhr oder schon früher der Fall war, weiß ich nicht."

Wir ersehen hieraus, daß von einem Schlechtschmecken der Eau de Cologne nirgends die Rede ist; wir Europäer lieben kein verdünntes Kölnisches Wasser, weil uns bessere und billigere Getränke zur Verfügung stehen; Leute, die mit dem ursprünglichen Zweck des Stoffes nicht vertraut sind, würden dagegen zweifellos mit derselben Harmlosigkeit und demselben Genusse auch milchige Emulsionen von Eau de Pierre oder Toilettenessig und Wasser trinken, wenn — letztere aus Alkohol hergestellt würden.

So schreibt mein Freund Konsul Siemsen aus Makassar: „Wenn auch Eau de Cologne zur Zeit Ihrer Anwesenheit in Makassar billiger war als in Köln, so ist dieser Artikel zum Trinken doch zu teuer für unsere Malaien. Ich glaube aber sicher, daß man Eau de Cologne lieber als den durch den Koran verbotenen Genever trinken würde, wenn solches zu erschwingen wäre. Ich selbst verabreichte einmal einem Radja in Ermangelung von Genever einen „Bittern" von Eau de Cologne mit Pomeranzenspiritus, der ihm herrlich schmeckte. Einem Europäer sandte ich vor einigen Jahren aus Hamburg ein paar Flaschen Bay-Rum nach Makassar, um damit seinen Haarwuchs zu fördern. Derselbe verstand aber die Sache verkehrt und braute sich davon eine Bowle."

Baron Tott schreibt in seinen „Mémoires sur les Turcs et les Tartares" (Maestricht 1786):

„Nous aperçûmes avant d'arriver aux Dardanelles une caravelle du grand Seigneur mouillée vis à vis de Ténédos, et la felouque cinglant vers nous, nous joignit par le travers de la côte de Troyes; elle était envoyée pour nous reconnaître; mais la crainte de la peste nous fit desirer d'éviter toute communication. Feu mon père, que le roi envoyait à Constantinople où il avait déjà fait plusieurs voyages, et qui parlait la langue, obtint que les Turcs ne montassent point à bord, et jugea convenable de récompenser par quelques bouteilles de liqueur, l'Officier qui commandait cette felouque. Le mousse, chargé d'aller chercher ce présent, apporta six phioles d'eau de lavande et l'on voulait réparer cette erreur, lorsque mon père assura que cela était égal; on livre l'eau de lavande et nous nous séparons; mais l'impatience du Turc attira bientôt notre attention: il saisit une phiole, en fait sauter le goulot, la vide d'un seul trait, se retourne et nous fait un signe d'approbation. Excepté mon père, nous craignions tous de voire bientôt ce malheureux tomber à la renverse; cependant nous ne tendâmes à nous rassurer; une seconde phiole ouverte, vidée et approuvée de même, nous tranquillisa sur son compte."

Unverdünntes Kölnisches Wasser kratzt etwas im Halse, aber das ist kein Fehler, im Gegenteil.

Ein Herr Farina schreibt mir: „Eau de Cologne wird in Britisch-Indien von den Mohamuedanern und deren Damen in großartigem Maße getrunken. Schon der Umstand, daß Eingeborene die Ware nicht mit der Nase, sondern mit dem Munde prüfen, weist darauf hin. Über die Güte der Eau de Cologne bilden sich die Ländler drüben in der Art ein Urteil, daß ein noch nicht aus Trinken gewöhntes Individuum von den verschiedenen Proben einen Schluck in den Mund nehmen muß; diejenige gilt als die beste, welche die schrecklichsten Grimassen hervorruft."

Als ich Indien zum ersten Male besuchte, hatte eine (leider) Kölner Firma den Markt von Bombay mit einer stark mit Zucker und Kümmel versetzten Eau de Cologne beglückt. Die Spekulation mißlang, weil der Liqueur zu mild war. Über die Geschmäcker ist bekanntlich non disputandum. Jedenfalls schmeckt Eau de Cologne besser als Petroleum. Dennoch findet auch dieses als Getränk, sogar als Trinkwasser verbesserndes Getränke, Verwendung. Ein heute in Sofia als Vertreter von Krupp lebender engerer Landsmann erzählte mir, daß die Truppen während des letzten russisch-türkischen Krieges in und bei Baku das schlechte Wasser durch Zusatz einiger Tropfen Petroleums trinkbar machten. Ebenso schreibt Prof. Brugsch-Pascha: „Ich kann Sie versichern, daß zwei Araber vor meinen schenden Augen Petrolem als Likör in den Magen beförderten."

Ich kannte einen Mann in Sibirien, allerdings einen Alkoholisten, der Petroleum-Quartalsäufer war.

Jeder Sibirier trinkt übrigens, ohne eine Miene zu verziehen, jegliche ihm gebotene Menge reinen bezw. nicht verdünnten Alkohols. Kölnisches Wasser wurde in Sibirien im allgemeinen nicht getrunken, weil es viel teurer war als Spiritus, dagegen wurde es als Trank auch von jungen Damen stets gern entgegengenommen, wenn ich es ihnen bot.

Als ich vor nunmehr beinahe zwanzig Jahren von Assuncion durch Paraguay und die Missionen nach Brasilien ritt, versah ich mich auf den dringenden Rat landeskundiger Freunde mit einem Bündel Raketen und einigen Flaschen Kölnischen Wassers (Nr. 4711). Erst als wir den Parana glücklich hinter uns hatten, lernte ich den Wert dieser auf Maultieren schlecht zu verpackenden Artikel kennen. Kamen wir bei Sonnenuntergang in die Nähe irgend einer menschlichen Ansiedelung, so ließen wir ein paar Raketen los, deren Schein und Knall uns bald die Bewohnerinnen der nahen oder auch ferneren Umgebung zuführte.

Auf einen männlichen Einwohner kamen damals nach dem Kriege deren zwölf weibliche. Die nur mit einem langen, weißen Hemde bekleideten Frauen und Mädchen brachten zuweilen Hühner oder Maiskolben zum Verkauf, beinahe alle aber erschienen mit einer leeren Eau de Cologneflasche in der Hand. Diese füllten wir aus unseren reichen Vorräten mit Cañs (Zuckerrohrschnaps) oder Anisado (derselbe mit einem Zusatz von Anis), dann wurde die ganze Nacht hindurch getanzt und gesungen. Zeichnete sich eine dieser christlichen Indianerinnen durch besonderen Liebreiz aus — hübsch waren die Vertreterinnen dieser heute rasch aussterbenden Rasse fast alle —, so sah ich mich bisweilen veranlaßt, ihr eine Flasche Kölnischen Wassers zu verehren. Statt deren Inhalt aber zur Eindufung ihres schönen Körpers zu verwenden, führte die betreffende stets die Flasche zum Munde, nahm einen kräftigen Schluck und reichte die Nr. 4711 dann ihren Freundinnen.

Viele dieser Mädchen benutzten, wie ich nebenbei bemerken möchte, Leuchtkäfer, lebende Brillanten, zum Schmuck ihres wunderbar schönen Haares.

Digitized by Google

Als ich viele Jahre später die Molukken bereiste, fand ich wiederum Kölnischwasserflaschen als Trinkgefäße in den Händen junger Mädchen. Es war bei den christlichen Alfuren auf Seram, über deren Tänze und Gesänge ich an anderer Stelle berichtet habe. Ich hatte in Makassar, wie schon oben angedeutet, bei einer Versteigerung zwölf Dutzend havarierter Flaschen Kölnischen Wassers, wenn ich nicht irre, für acht Gulden gekauft, und diesen verdanke ich zum großen Teile die wissenschaftlichen Ergebnisse meiner damaligen Reise. Die Eingeborenen, die sich Haare und Körper mit mittelranzigem Kokosöl einreiben, waren auf Kölnisches Wasser („ayer wangi“ oder „ayer minyak“, „Riechwasser“ bezw. „Ölwasser“) geradezu versessen. Manche schöne Waffe, manchen hochinteressanten ethnographischen Gegenstand verdankt das königliche Museum für Völkerkunde nur den Herren J. M. Farina. Während bei den meisten Wilden der Weg zum Herzen durch deren Magen gesucht werden muß, so fand man ihn hier leicht durch die Nase. Eau de Cologne-Trinken habe ich allerdings auf Seram nicht beobachtet, wohl aber trunken alle Mädchen den ihnen bei den nächtlichen Tänzen verabreichten Genever aus den langen, dünnen, in Niederländisch-Indien überall beliebten Eau de Colognefläschen der Firma F. Mülhens. —

Ich habe mich bisher nur auf solche Eau de Cologne-Trinker und -Trinkerinnen beschränkt, die das Kölnische Wasser mit derselben Unschuld und Freude genießen, wie irgend ein anderes gebranntes Wasser. Die Sache wird viel ernster, wenn man diese Sitte als heimliches Laster, als verbotenen Genuß ins Auge faßt. Hierin sündigen nun die Frauen und Mädchen der ganzen Welt viel mehr, als das männliche Geschlecht. Das ist leicht erklärlich. Der Mann kann, wann und wo er will, ein Glas Bier, Wein oder einen stärkeren Trank genehmigen, ohne dadurch seinen guten Ruf irgendwie zu gefährden; die Frau, Schwester oder Tochter aber, die ebenfalls den durchaus berechtigten Wunsch hegt, gelegentlich einmal die Wohlthat der alkoholischen Anregung zu genießen, schämt sich vor ihrer Umgebung, sie darf (ganz abgesehen von mohammedanischen Ländern) ohne männliche Begleitung kein Wirtshaus, keine Bodega, keine Bar betreten; sie schämt sich, den Wunsch auszusprechen, ihr eine Flasche Portwein oder Cognac zum privaten Gebrauch zu stiften; sie greift aus Bedürfnis, Ärger und falscher Scham zur Eau de Colognefläsche.

Es ist ein Brauch von Alters her,
Wer Sorgen hat, hat auch Likör.

Aus der einmaligen entschuldbaren Sünde entwickelt sich dann rasch das unheilbare Laster. Dieses Laster ist heute in der ganzen Welt, vielleicht mit Ausnahme von Asien, aber in Europa, Amerika, Afrika und Australien bei den Damen (ich sage absichtlich Damen, denn es handelt sich nur um die höheren Stände) mindestens ebenso verbreitet, wie der gewöhnliche Alkoholismus, wie die Cocain-, Morphium- und Chloralsucht, wie das übermäßige Opium- und Cigarettenrauchen, wie die wahnwitzige Übertreibung von Kaffee- und Theetrinken.

Den Abschluß dieser Verirrungen, entsprechend dem aller geheimen Laster, bildet mit grausamer Sicherheit der rasche Tod oder das Irrenhaus.

Glücklicherweise brauchen nun nicht gleich alle Damen, die gelegentlich einen Schluck Kölnisch Wasser nehmen, als Säuferinnen betrachtet zu werden. Man muß die Sache nicht allzu tragisch nehmen, sondern kann sie auch, wenn der Genuß nicht übertrieben wird, von der heitern Seite auffassen, wie der Dichter, der vor einigen Jahren in einem Witzblatte folgenden Vers losließ:

„Eau de Cologne“ — so heißt der Titel
Des Trunks, den manche Dame wählt.
Es ist ein ganz probates Mittel.
Wenn Gilka oder Hoffbräu fehlt;
Man springt zum Toilettenschrank
Mit einem kühnen Satze
Und holt daraus den Labetrank
Gebraut am Jülichsplatze.

Ein der höchsten Aristokratie angehörender Freund schrieb mir: „Ich kenne eine junge Dame, die sich „glänzende Augen“ auf den Bällen durch vorherigen Genuß von Eau de Cologne verschafft.“ Das erinnerte an die Damen in Britisch- und Niederländisch-Indien, die zur Erhöhung der Röte der Lippen und der Weiße ihrer Zähne gelegentlich Betel kauen, was ich ihnen durchaus nicht verüble, weil das Mittel wirklich hilft. Die junge Dame aber, die zur Erhöhung des Glanzes ihrer Augen Eau de Cologne trinkt, könnte ihren Zweck auf einem viel angenehmeren Wege erreichen, wenn sie vor dem Ball ein oder einige Gläser Cognac oder Sekt genösse. Mit dem Glanze der Augen hat Kölnisches Wasser als solches gar nichts zu thun.

Über das Kölnischwassertrinken der englischen Damen brachte das „Journal of Inebriety“ schon vor fünf Jahren interessante Mitteilungen, denen ich folgendes entnehme: „Die rasche Zunahme des Verbrauches von Eau de Cologne, besonders in den Großstädten Europas und der Vereinigten Staaten, hat in neuester Zeit die Aufmerksamkeit der Mäßigkeitsfreunde auf sich gezogen. Es sind namentlich Damen besserer Stände, die jenes alkoholreiche Parfüm, das aus rektifiziertem Spiritus mit mannigfachen Zusätzen ätherischer Öle besteht und überall, ohne irgend welches Aufsehen zu erregen, gekauft werden kann, als Anregungsmittel benutzen. Sie fangen meistens mit einigen Tropfen an, die sie bei „Anwandlung von Schwäche, Schnupfen, Zahnschmerzen“ zu nehmen pflegen, und steigen allmählich mit der Dosis, bis sie als zweifellose Säuferinnen zu betrachten sind. Derartige Personen werden übrigens durch unvorsichtige Verordnung von Morphium, Cocain, Chloral, Brom, sehr leicht dem andern Gift in die Arme getrieben, wie anderseits Morphinisten nicht selten nebenbei Kölnisches Wasser trinken, um sich ohne gleichzeitige Steigerung der Morphiumdosis in höherem Maße zu stimulieren. Nimmt man bei einem Morphinisten oder Alkoholisten in der Abgewöhnungszeit oder später auffälligen Gebrauch von Kölnischem Wasser wahr, so kann man sicher sein, daß dieses Parfüm seines Alkoholgehaltes wegen getrunken wird. Der Eau de Cologne-Alkoholismus gleicht dem gewöhnlichen Krankheitsbilde, doch sollen die Ernährungsstörungen schwerer, Schlaflosigkeit und Delirium tremens noch häufiger als bei letzterem sein, besonders wenn, wie in den Vereinigten Staaten, unreiner Alkohol zur Fabrikation verwendet wird.“

Die bekannte englische Zeitung „Tit-bits“ brachte kürzlich (21. Juli 1894) einen langen, über die Kniffe der englischen aristokratischen Säuferinnen handelnden Bericht. Eine Lady, „well known in society“, pflegte im Theater oder in Konzerten stets Weintrauben zu essen. Die Beeren dieser Trauben bestanden aus mit Schnaps gefüllten Kautschuksäckchen. Eine andere trank sich zu Tode, weil sie die Gewohnheit hatte, große, mit Cognac gefüllte Gummi-Bonbons bei sich zu führen und zu lutschen. Den verräterischen Geruch zerstörte sie durch würzige Zeltlein.

Eine andere Dame hatte den Stock ihres Schirmes, eine andere oder vielmehr viele andere ihre Fächer, ihre

Digitized by Google

Bouquets, sogar ihre schweren Armbänder zu Schnapspullen eingerichtet.

„Eau de Cologne is evidently especially pleasing to the feminine palate and a lady who entertains much, declares that her bottles of perfume are quite frequeutly drained of their contents by her lady guests."

Köstlich ist die Geschichte von einer amerikanischen Dame, die bei irgend einem Unfall zwei Finger verloren hatte. Sie liefs dieselben in ihren Handschuhen durch zwei mit Schnaps gefüllte Kautschukfinger ersetzen und konnte sich so jeder Zeit dem harmlosen Vergnügen des Daumenlutschens hingeben.

Zum Schlufs noch eine Anekdote über eine Pariser Eau de Cologne-Trinkerin. Sie trug das wohlriechende Gift in einem Gummiballon im Korset; ein dünner Schlauch leitete den Trank durch eine Guirlande von künstlichen Blumen nach ihrer Schulter. Jedesmal nun, wenn die Dame den Duft ihrer Blumen einzunehmen schien, legte sie die Hand aufs Herz und ein erquickender Sprühregen ergofs sich in ihren Mund. —

Wie rasch sich unsere modernen Laster über den Erdkreis verbreiten, bekundet ein Schreiben eines seit vielen Jahren in China lebenden Freundes: „Das neueste in China sind Morphiumeinspritzungen; in Hongkong hat man bereits ein Gesetz erlassen, nach welchem jeder, der einen andern oder sich selbst Morphium einspritzt, mit 25 Dollar bestraft wird." Charakteristisch für seine Weltanschauung fährt mein alter „Chinese" fort: „Auch fängt John Chinaman jetzt an, seinen Thee mit condensed milk und Zucker zu verbessern. Das ist auch wieder so ein Segen der Civilisation." Was mein Freund an dieser harmlosen Liebhaberei auszusetzen hat, ist mir nicht recht verständlich.

Um aber wieder auf unsere Kölnisches Wasser trinkenden Damen zurückzukommen, so dürfen diese sich nicht darüber täuschen, dafs sie sich auf einer glatten und abschüssigen Bahn bewegen. Die Unterscheidungslinie zwischen einer Eau de Cologne-Freundin oder Gewohnheitstrinkerin ist schwer zu ziehen. Die Eau de Cologne-„Potatorin" mufs durchaus nicht glauben, dafs sie auf irgend einer höheren Stufe stehe, als jeder gewöhnliche Schnapstrunkenbold, oder als die übrigen Chloroform-, Naphta-, Äther- und Opiumsüchtigen. Entzieht man ihr das gewohnte Reizmittel, so wird sie Essig mit Pfeffer gemischt trinken oder — ich spreche von einem mir genau bekannten Falle — selbst den Spiritus von anatomischen Präparaten nicht verschmähen.

Den „kräftigsten" Schnaps brauen meines Wissens die Guajira-Indianer in Kolumbien. Ihr Hauptgetränk ist Rum. Kratzen mufs er und im Halse brennen, zugleich aber müssen die Quantitäten grofs sein: eine halbe Flasche, wenn möglich auf einmal genossen, ist die gewöhnliche Dosis. Stirbt aber der Indianer infolge des übermäfsigen Saufens, so machen die Verwandten den spanischen (kolumbischen) Händler für den Tod verantwortlich. Darum haben die Händler ein Mittel gefunden, den Rum zu verdünnen und dennoch kratzend zu machen, indem sie ihn zur Hälfte mit Wasser mischen und ihn dann eine zeitlang über spanischen Pfefferschoten stehen lassen (nach Polko).

Mit den Säufern wollen wir uns aber weiter nicht befassen, sondern unsern Blick rasch über die ganze Erde schweifen lassen, um dort Tausende und aber Tausende von Liebhabern und Liebhaberinnen des balsamischen Kölnischen Trunkes zu finden. Ist doch Cologne nach einem auf dem Pariser Eiffelturm verkauften Büchlein, eine „ville d'eaux, célèbre par ses sources balsamiques!"

Merkwürdigerweise wird auch aufserhalb Europas dieses Erzeugnis der Kölner Farinaquelle beinahe stets im geheimen getrunken, und ist auch hierbei wiederum Scham der Grund, Scham des oder der dem Koran untreuen Moslim, Scham des Zollbeträgers oder des Schmugglers.

In Ländern, wohin kein Kölnisches Wasser gelangt, wird auch keins getrunken. Dieser Satz klingt zwar wenig geistreich; er erklärt uns aber, warum so scharf beobachtende Forschungsreisende, wie Nachtigal, Rohlfs, Schweinfurth, Aschersou, Exc. Busch, Brugsch, Fritsch, v. d. Steinen (allen, mit Ausnahme des leider hingeschiedenen Nachtigal, bin ich für ihre Mitteilungen über diese Frage persönlich verbunden), nie und nimmer etwas von Kölnischwassertrinken beobachtet oder darüber berichtet haben.

Auch ist keiner dieser Herren jemals in einem Harem gewesen.

Obigem Grundsatz möchte ich einen zweiten, beinahe ebenso geistreichen anfügen: In Ländern, in denen alkoholische Getränke nicht, weder durch die Religion noch infolge von Zollmafsregeln verboten sind, fällt es keinem Menschen ein, zu seinem Vergnügen Kölnisches Wasser statt des unter gewöhnlichen Verhältnissen viel billigeren Branntweins zu trinken.

„Im oberen Nilgebiete gab es von jeher billige Spirituosen in Masse; es konnte nie jemand auf solche Idee verfallen (Schweinfurth)."

„I have never seen Eau de Cologne in the hands of any native, and therefore, I have not seen either that is had been used for drinking" schreibt Dr. Boas von den reichlich mit Whisky versehenen Eingeborenen von Alaska und Britisch-Kolumbien.

„Die Nigger der afrikanischen Westküste trinken Trade-Gin oder Rum, Palmwein und Bier. Können sie diese nicht bekommen, so trinken sie auch die teure Eau de Cologne oder andere alkoholische Parfüms" [Agua Florida, Agua de las Indias] (Staudinger).

„Warum sollen die Javanen Eau de Cologne trinken? Genever ist ja viel billiger. Wohl habe ich von Holländerinnen gehört, die, weil sie sich vor ihrer Umgebung schämen, Eau de Cologne-Pahita (Bittern) lieben" (Dürfer-Batavia).

In demselben Sinne schreibt Dr. O. Finsch, der erfahrenste und bedeutendste der heutigen Südseereisenden: „Ich lernte nur einen Eau de Cologne-Trinker kennen, einen Maschinisten, der Unmassen dieses Feuerwassers, das uns als Liebesgabe mitgegeben war, heimlicher Weise während der Fahrt aushustchte. Da, wo die Eingeborenen bereits Schnaps kannten, hatten sie keine Veranlassung, Eau de Cologne zu trinken, weil das unter dem Namen „Gin" verkaufte Hamburger Gift kaum einen Dollar die Literflasche kostete."

Prof. v. d. Steinen schreibt kurz und bündig: „Habe auf Reisen überhaupt keine Eau de Cologne bemerkt."

Anders der Sybarit O. Ehlers: „Welches Raubbein ist ihr Kilimandscharo-Gewährsmann, der überhaupt die Frage stellt, wer jemals zum Kilimandscharo Eau de Cologne geschleppt hat? Nun z. B. ich oder Graf Teleki. Der erste Mensch, den ich am Kilimandscharo Eau de Cologne trinken sah, war der Premierminister Mareale, der zweite der König Mandara selbst. Als ich das später in Sansibar erzählte, erfuhr ich, dafs grofse Mengen Eau de Cologne eingeführt würden und namentlich von den Damen des Sultansharems innerlich angewendet würden. Gleiches hörte ich später in Nepal (Hinterindien)."

Digitized by Google

Den einzigen Beleg dafür, daſs Menschen lieber Kölnisches Wasser als den viel billigeren Branntwein trinken, fand ich bei Kappler, der aus Surinam (Guayana) berichtet, daſs die holländischen Soldaten für unnötige Kleinigkeiten ihren Sold ausgaben oder für Kölnisches Wasser, das einige nur deswegen kauften, um es als Schnaps zu trinken. Wahrscheinlich schmeckte das Kölnische Wasser wirklich besser als der Surinamer Rum oder Genever.

Daſs Eau de Cologne in Britisch-Guayana von den dortigen Negern zu einer Art von Gottesgericht verwendet wird, darüber berichtet Bell in seinem Buche „Obeah“ (London 1889). Er entdeckt eines Tages das Verschwinden einer Flasche Whisky; Diener und Köchin beschwören zuerst ihre Unschuld: „Me Barbadian, me neber take nor tief noting in me life“, dann beschuldigen sie sich gegenseitig, bis endlich der zufällig gewissenseine Boy vorschlägt, ihre Schuld oder Unschuld durch Eau de Cologne festzustellen. Der Dieb würde zweifellos gestehen oder aber „swell up and bust“, aufschwellen und platzen. Bell geht auf den Vorschlag ein, füllt zwei Gläschen mit J. M. Farina und läſst beide Verdächtigen trinken. Der boy verzog keine Miene, die Köchin zitterte an allen Gliedern. Der Schwarze kreuzte dann seine beiden Zeigefinger und begann laut zu rufen: „By St. Peter and St. Paul, who stole the whisky?“ Beim zweitenmale stürzte die Köchin auf die Knie und gestand unter einem Thränenstrom ihre Schuld.

Bevor wir uns zum Schluſs den hauptsächlichsten Verehrern und Verzehrern dieses Trankes, den Mohammedanern oder vielmehr den Mohammedanerinnen, zuwenden, möchte ich aus meinem reichen Materiale noch einige Beispiele herausgreifen, um den Beweis für die Thatsache zu liefern, daſs Kölnisches Wasser einfach überall in der Welt als Getränk gebraucht wird.

Graf Joachim Pfeil schreibt mir aus Deutsch-Südwestafrika: „Den von Ihnen erwähnten Fall habe ich wiederholt beobachtet. Im Griqualand-East lernte ich ihn schon in den 70er Jahren kennen. In Südwestafrika werden heute unglaubliche Massen eines höchst minderwertigen Stinkfabrikates unter dem Namen Eau de Cologne als Genuſsmittel verbraucht. Der echte Artikel würde natürlich zu teuer sein. Das durchaus nicht nach Eau de Cologne duftende Produkt wird besonders als Getränk geschätzt, weil es, wie die Hottentotten und Bastards sagen, wirklich betrunken mache.“

Um an der afrikanischen Westküste zu bleiben, so möge folgende gütige Mitteilung von Konsul Vohsen hier Platz finden: „Anno 1879 regierte am Rio Nuñez der König Jaru. Als Beherrscher aller Bagas und Salus und Herr des Grundes und Bodens, war er auch Mietsherr unserer Faktoreien und empfing vierteljährlichen Zins. Diesen erhob der einäugigige aber doppelkehlige Monarch meist schon zwei Quartale im voraus, bei welcher Gelegenheit Spirituosen jeder Art beiseite geschafft wurden, da man den Durst der Majestät kannte. Eines Tages, als Jaru wieder in der Faktorei erschienen war, um seine Miete zu erheben, war er plötzlich verschwunden, und ich überraschte den alten Herrn in meinem Zimmer mit meiner Eau de Cologneflasche am Halse, die er vollständig austrank. Er grinste mich an, wischte sich die Schnauze und sagte schnalzend: „he very good for true!“ — In Sierra Leone wird Eau de Cologne auch dazu verwendet, die Kuchen zu parfümieren, in Sansibar auch zum Parfümieren von Gebäck.“

Die Länder, in denen vorwiegend von den Frauen in den Harems, aber auch von den Mohammedanern im allgemeinen ungeheure Mengen Kölnisches Wasser getrunken werden, sind Britisch-Indien und Ostafrika mit Sansibar. Da mir das Beweismaterial hierfür meist vertraulich geliefert wurde, so darf ich keine Zahlen noch Namen nennen. Ein Herr, der lange Jahre Chef einer der ersten Firmen Sansibars war, schrieb: „Das Kölnische Wasser wird sowohl von Arabern, als von den mohammedanischen Indern getrunken. Der Gebrauch ist vermutlich von den letzteren eingeführt, da, wie mir bestimmt bekannt ist, drüben (in Indien) ungemein viel Kölnisches Wasser getrunken wird. Nach meinen Erfahrungen möchte ich annehmen, daſs nach Sansibar jährlich durchschnittlich 150 Kisten von je 25 Dutzend Flaschen, also 45 000 der bekannten Flaschen eingeführt werden. Der Verbrauch erfolgt als „Arznei“ oder einfach als reines Genuſs- und Anregungsmittel. Mir sind Leute bekannt, die täglich ihre Eau de Cologne nehmen. Dabei dürfte der Gebrauch manchmal ganz gutgläubig und ohne eine Absicht der Umgehung der Koranvorschriften erfolgen. Daſs übrigens bei dem Genuſs der Spiritus und nicht der Wohlgeruch gesucht wird, dafür ist beweisend, daſs der höhere Spritgehalt die Beliebtheit gewisser Sorten bestimmt. In Sansibar wird jetzt Eau de Cologne als „starke Spirituosen“ verzollt; ebenso seit einigen Jahren in Indien. Früher ging der Artikel unberechtigter Weise zollfrei ein. Durch diesen Umstand soll die Verbreitung besonders gefördert sein.“

Letztere Bemerkung ist sehr richtig. Warum sollen die Leute nicht Kölnisches Wasser trinken, wenn es billiger ist als sonstige Liquenre, abgesehen davon, daſs der Genuſs von Branntwein durch den Koran verboten ist, während sich über Kölnisches Wasser (ebenso wie über Champagner) kein Wort darin findet. Niemals hat der Prophet den Genuſs des Kölnischen Wassers verboten — ergo bibamus!

Daſs Mohammedaner es nicht wissen sollten, daſs sie sich durch das Trinken von Eau de Cologne einer Verletzung des Koranverbotes schuldig machen, möchte ich mir aber erlauben zu bezweifeln. Strenggläubige Moslemin, wie z. B. die schiitischen Perser, trinken kein Kölnisches Wasser. Auch geschieht das Trinken, ganz abgesehen von den Harems, beinahe stets im geheimen. Ein Moslim, der öffentlich oder in Gesellschaft von Europäern Kölnisches Wasser genieſst, würde mit derselben Gewissensruhe auch Cognac trinken.

Der engen Wechselbeziehung zwischen Kölnischwassergenuſs und Branntweinsteuer ist schon gedacht worden. Als die Verwaltung von Deutsch-Ostafrika übermäſsig streng gegen die Schnapseinfuhr vorging, wurden ganz bedeutende Mengen Kölnisches Wasser an der Küste als Getränk eingeführt. Mit dem erhöhten Zolle nahm dann bezw. nimmt auch heute noch die verbotene Einfuhr, der Schmuggel von Kölnischem Wasser zu. Ich bin über diese Verhältnisse sehr gut unterrichtet. Den deutsch-ostafrikanischen Zollbehörden wird allerdings über das Kölnischwassertrinken wenig bekannt sein.

Um irgend welchem Mifsverständnis vorzubeugen, möchte ich bemerken, daſs diese Export-Eau de Cologne weder mit Cologne, noch mit Farina noch mit dem Jülichsplatz irgendwie das geringste zu thun hat. Die Herren Afrikaner oder Indier werden sich hüten, einen echten J. M. F. zu trinken; der kostet ja in Köln oder Berlin das drei- oder vierfache des besten Nordhäusers oder Gilka.

Die Quelle dieser Schundware, mit welcher der Moslim Leib und Seele labt bezw. vergiftet, liegt der Elbe oder dem Main viel näher als dem Rhein. In Köln kostet ein Dutzend der bekannten Flaschen 15 Mk.;

Digitized by Google

in Hamburg das Zeug, von welchem mit jedem Dampfer Hunderte von Dutzenden nach Indien verschifft werden — zwei, zuweilen auch drei Mark das Dutzend. Der Preis hängt von der Anfmachung ab. In Indien oder Sausibar wird dieser Stoff zu zwei bis drei Rupien, also mit kaum 50 Proz. Nutzen verkauft.

Auch in Grönland wird Eau de Cologne getrunken, aber ich will den Leser nicht weiter ermüden. Als Beleg dafür, daß Kölnischwassertrinken durchaus kein modernes Laster ist, sondern daß dieses berühmte Wässerlein schon vor 50 Jahren von den biederen Kanaken auf Hawaii gekneipt wurde, benutze ich ein Schreiben eines Landsmannes, der sein Leben als Walfischfänger und Kaufmann in Kamtschatka, den Saudwich- und übrigen Südsee-Inseln zugebracht hat; zwar von Herz und Seele Deutscher, hat er seine Muttersprache während der 50 Jahre verlernt und vergessen.

Ich übersetze sein auch nicht gerade musterhaftes Englisch: „Als ich im Jahre 1852 in Honolulu anlangte, tranken alle Eingeborenen im geheimen Kölnisches Wasser. Darum wurde es mit hohem Zolle belegt. Dieser verhinderte aber das Trinken nicht (die Einfuhr von Branntwein war verboten bezw. mit unerschwinglichem Zoll belastet); auch fanden die Kaufleute bald ein Mauseloch, um dem Zollamte zu entschlüpfen. Statt Kölnisches Wasser importierten sie „eingemachte Früchte" in Blechbüchsen. Darin schwamm in allergemeinstem Spiritus irgend eine Birne oder ein Pfirsich. Das Zeug ging anstandslos durch das Zollamt, schmeckte aber noch viel schlimmer als Kölnisches Wasser."

Sollte der Leser zum Schlusse dieser Skizze die Moral hören, die ich aus derselben ziehe, so möge diese lauten: Jedermann, gleichviel ob Männlein oder Weiblein, soll, wenn er einmal den Wunsch hegt, eine Herzstärkung zu sich zu nehmen, diesen nicht im geheimen erfüllen. Lieber drei Cognacs vor aller Welt als ein Schluck Kölnischen Wassers im geheimen. Im übrigen kann ich mich, auch als Warnung, nur den Worten des schon genannten Dichters anschließen:

J. M. Farina — so heißt die Marke,
Es bahnt der neueste Liqueur
Durch seine Wirkung, seine starke,
Sich Eingang immer mehr und mehr;
Von diesem Kölner Feuerwein
Heißt's schon nach ein'gen Wochen:
Die Trunksucht rächt sich nicht allein,
Sie wird sogar gerochen!

Spiele und Feste der Koreaner.

Von H. G. Arnous. Fusan.

Das Schachspiel ist sehr beliebt unter den Koreanern. Es giebt viele derselben, die es mit den gewiegtesten chinesischen Schachspielern aufnehmen. Sie haben auch ein Damespiel, welches bedeutend schwieriger, als das bei uns übliche ist; ferner eine Art Brettspiel, ähnlich wie unser Tricktrack, endlich das Gänsespiel und dann noch manche andere derartige Spiele, welche teils von der Geschicklichkeit der Spieler, teils vom Glücksfall abhängen.

Am beliebtesten bleibt jedoch das Kartenspiel, welches aber gesetzlich verboten ist. Trotzdem wird den Soldaten gegenüber, wenn sie auf Wache sind, eine Ausnahme gemacht, da man ganz richtig annimmt, daß sie nicht einschlafen, wenn sie spielen dürfen und daß sie im Kriegsfalle nicht so leicht überrumpelt werden, wenn sie beim Kartenspiel sind, als wenn sie vor Langeweile nicht wissen, was sie mit sich anfangen sollen. Die Edelleute spielen überhaupt nicht Karten, da sie es unter ihrer Würde halten; das Volk aber kehrt sich wenig an das Gesetz und fröhnt mit großer Leidenschaft dem Kartenspiel. Trotz hoher Geld- oder Gefängnisstrafen, welche das Gericht fast täglich über abgefaßte Kartenspieler verhängt, kommen diese nachts bei verschlossenen Thüren zusammen, und es giebt ganze Banden berufsmäßiger Spieler, die gar keine andere Beschäftigung kennen, als das Kartenspiel. Diese Gewohnheitsspieler sind meistenteils abgefeimte Betrüger, welche von denjenigen, die sie zum Spiele verleiten, große Summen zu gewinnen wissen. Um solche Falschspieler kümmern sich die Polizeibeamten nur wenig, weil sie teils ihre Rache fürchten, teils auch von ihnen Geldgeschenke annehmen und dann ein Auge zudrücken.

Ein großes Vergnügen finden die Koreaner aller Klassen daran, Papierdrachen steigen zu lassen, einen Sport, den die Nichtstuhner besonders während der beiden Wintermonate betreiben, wenn starker Nordwind bläst und ihr Spiel begünstigt. Unmengen von Zuschauern finden sich dann zusammen, welche, die Bewegungen des Drachens auf das genaueste beobachtend, sich aus denselben gute oder schlechte Vorzeichen für ein zu unternehmendes Geschäft berechnen. Selbst Wetten werden eingegangen, indem man mehrere Drachen mit einander kämpfen läßt und die Gegner versuchen es, die Drachen selbst zu zerstören oder wenigstens die Schnüre derselben zu zerreißen.

Ebenso wird von den Edelleuten so gut als vom Volke das Bogenschießen viel und gern betrieben. Diese Übung wird von der Regierung sogar begünstigt, da sie sich dadurch gute Bogenschützen heranbildet. In der dazu geeignetsten Jahreszeit, wenn die Felder bestellt sind und die Ernte eingebracht ist, halten Städte und Dörfer Preisschießen ab, bei welchen der beste Schütze nicht nur den von der Stadt oder dem Dorfe ausgesetzten Preis, sondern auch noch ein namhaftes Geschenk von dem höchsten Lokalbeamten erhält.

Auch Ring- und Faustkämpfe zwischen Städtern und Dörflern finden statt. Mit Faustschlägen beginnt diese Spielerei, die bald mit Knütteln fortgesetzt wird und meistens damit endigt, daß man sich mit Steinen wirft, — ein Vergnügen, welches nicht selten unangenehm und nicht ungefährlich für die Zuschauer ist. Wenn das Spiel zu Ende ist, liegen gewöhnlich vier bis fünf Todte auf dem Platze und die Verwundeten sind zahllos; die Regierung greift aber niemals strafend ein — da man ja nur spielt.

Musikbanden und Sängerinnen sind überall, meistens aber in der Hauptstadt zu finden. Diese Sängerinnen, welche stets gleich gekleidet sind, singen und tanzen bei Gastmählern oder sonstigen Festlichkeiten und Vergnügungen, die vom Adel oder hochgestellten Beamten veranstaltet werden. Sie sind meistens Sklavinnen der Statthaltereien, oder auch junge Mädchen und Frauen, die durch ihren liederlichen Lebenswandel dazu getrieben sind, sich auf diese Weise durch die Welt zu schlagen. Bei öffentlichen Tänzen geht es im großen und ganzen stets anständig zu und die Tänze selbst lassen nichts an Wohlanstand zu wünschen übrig. Es gehört auch nicht zu den Seltenheiten, herumziehende Seiltänzer oder Schauspieler anzutreffen, welche sich bandenweise zusammenhalten, um in Privathäusern gegen Bezahlung ihre

Digitized by Google

Künste zu zeigen; oftmals werden sie auch zu Hochzeiten, Geburtstagsfeierlichkeiten oder ähnlichen Festlichkeiten bestellt. Man findet nicht selten Seiltänzer, Taschenspieler, Musiker und Marionettenspieler unter ihnen, welche vortreffliches leisten. Können sie auf freundliches Anerbieten ihrerseits in Güte nichts verdienen, so setzen sie sich einfach in dem Dorfe, wo sie ihre Vorstellungen geben wollen, fest. Die Einwohner, welche diese Art Leute fürchten, weil sie meistenteils sehr zweifelhafte Charaktere sind, müssen sich das ruhig gefallen lassen, und um sie wieder los zu werden, bezahlt man sie aus der Gemeindekasse.

Theatervorstellungen, im wahren Sinne des Wortes, giebt es in Korea nicht. Schauspiele, die sich am nächsten mit unsern Dramen gleichen, sind meistens Darstellungen aus dem gewöhnlichen Leben, Pantomimen oder von Recitationen begleitetes Gebärdenspiel; in allen Rollen von einer Person ausgeführt. Hat der betreffende Mimiker einen Beamten darzustellen, der jemand zur Bastonnade verurteilt, oder einen Mann, welcher sich mit seiner Frau zankt, so wird er ebenso täuschend den strengen, ernsten Ton des Richters, wie das Klage- und Schmerzensgeschrei des Verurteilten nachahmen; er giebt ebenso treffend das Gezeter der Frau, wie die Wutausbrüche des Ehehern, als auch das Gelächter der dazu gedachten Zuschauer wieder. Man hat viele Bücher, die zu dieser Kunst als Leitfäden dienen, aber meistens verläßt sich der Darsteller auf sein Talent und die eignen Einfälle, die ihm stets zur rechten Zeit zu Hilfe kommen. Nur Männer betreiben dies Gewerbe. Man findet sie überall und zu allen Veranlassungen. Sie werden es nie versäumen, neuernannte Beamte zu besuchen, oder die Glücklichen, welche die öffentlichen Prüfungen mit Erfolg bestanden haben, aufzusuchen. In den Familien, zu Geselligkeiten und häuslichen Familienfestlichkeiten sind sie gern gesehen und werden reichlich mit Geld beschenkt.

Der Neujahrstag ist einer der größten koreanischen Festtage, und die Art und Weise, wie er gefeiert wird, der unserigen analog. Fast alle Arbeiten werden schon drei Tage vor Jahresschluß unterbrochen, damit jedermann Zeit hat, sich in sein Vaterhaus oder zu seiner Familie zu begeben. Jeder Koreaner wird sein Möglichstes thun, um das Neujahrsfest im eigenen Heim zu verbringen; ist aber ein Lastträger oder ein Briefbote zu dieser Zeit unterwegs und kann seine Heimat nicht mehr erreichen, so wird er in den Herbergen, wo er am Neujahrstage einkehrt, unentgeltlich verpflegt. Die Beamten lassen an diesem Tage keine Verhaftungen vornehmen und die Gerichtshöfe bleiben geschlossen. Selbst diejenigen Gefangenen, welche für geringere Vergehen in Haft sind, erhalten auf kurze Zeit Urlaub, um das Neujahrsfest zu Hause zu feiern. Sind die Feiertage vorbei, so haben sich die Gefangenen wieder im Gefängnis zu stellen.

Die Sitte und Gewohnheit verlangt, daß man sich zu Neujahr zweimal beglückwünscht, und zwar am Abende des letzten Jahrestages, was man den Gruß des beendeten Jahres nennt und am Neujahrstage selbst, an dem man sich den Gruß des beginnenden Jahres bringt. Besonders streng ist das Innehalten dieses letzteren Glückwunsches zur Regel genommen, der sich niemand zu entziehen hat. Man hat alle seine Verwandten, Freunde und Bekannten, alle höher stehende Persönlichkeiten, mit denen man im laufenden Jahre zu thun hatte, zu begrüßen. Würde man dies unterlassen, so nähme es der Nichtbegrüßte als große Beleidigung auf und es würde eine gewisse Kälte bei späterem Umgang, oder gar ein Bruch des freundschaftlichen Verkehrs entstehen.

Die höchste Festfeier bildet das Opfer, welches den Ahnen dargebracht wird. Jeder entwickelt den größtmöglichen Pomp dabei und nach allgemein angenommener Meinung ist dies Opfer das Notwendigste im ganzen Jahre. Befindet sich das Grab der Eltern in der Nähe des Wohnhauses, so begiebt man sich ohne Verzug zu demselben, um die üblichen Ehrenbezeugungen darzubringen; anderweitig ist man verpflichtet, während der ersten Monatsfrist die Grabstätte aufzusuchen.

Nach der Opferung teilt man Geschenke aus, die aber meistens nicht großen Wert haben. Kleidungsstücke werden an die Kinder und Diener gegeben; Gebäck und allerlei Leckerbissen schickt man an seine Vorgesetzten, Freunde und Bekannten. In der Hauptstadt erhalten auch öfter die Kinder von ihren Eltern Schmucksachen, die aber niemals besonders wertvoll sind. Die ersten Jahrestage werden mit Höflichkeitsbesuchen, Gesellschaften und Gelagen ausgefüllt. Geschäftliche oder amtliche Handlungen können vor dem achten Tage des ersten Monats nicht vorgenommen werden. Acht Tage sind gesetzlich vorgeschrieben, aber man dehnt die Neujahrsfeier sehr oft auch bis auf den zwanzigsten Tag aus.

Reiche Familien feiern auch den Geburtstag eines jeden Mitgliedes durch eine Schmauserei, während in minder vermögenden Haushaltungen nur der Geburtstag des Familienoberhauptes festlich begangen wird. Die wichtigste und berühmteste Feier findet aber am sechzigsten Geburtstage statt. Die Koreaner befolgen dabei die chinesische Sitte, die einen Cyklus von sechzig Jahren feststellt. Ein jedes der sechziger Jahre hat seinen besondern Namen, wie z. B. bei uns eine Woche ihren Tagen besondere Namen giebt. Ist nun dieser Zeitraum abgelaufen, so beginnen die gleichnamigen Jahre in derselben Reihenfolge und das Geburtsjahr kehrt nach einer ganzen Umwälzung wieder. Dieser Geburtstag heißt Hoan-Kap und ist der wichtigste Abschnitt im Leben eines Koreaners. Der Arme wie der Reiche, der Edelmann sowohl als der Bürgerliche, wird diesen Tag auf das würdigste feiern, denn mit ihm tritt er aus dem reifen Alter in das Greisenalter ein. Derjenige, welcher seinen einundsechzigsten Geburtstag erreicht, wird für jemand angesehen, der seine Lebensaufgabe erfüllt und sein Lebensziel erreicht hat. Er hat in vollen Zügen den Kelch des Lebens getrunken, und nunmehr bleibt ihm die Erinnerung und Ruhe noch übrig. Lange vor diesem wichtigen Tage werden die Vorbereitungen dazu getroffen. Gabe es denn eine bessere Gelegenheit, um die Kindesliebe zu beweisen und öffentlich zu zeigen, wie glücklich man ist, seine Eltern bis zum sechzigsten Jahre am Leben gehabt zu haben! Die Reichen lassen aus den entlegensten Provinzen alles das kommen, was zur Verherrlichung des Festes dienen kann, und auch die Armen thun ihr bestes, um diesen Tag würdig zu feiern. Die Gelehrten verfassen Hymnen, um diesen Glückstag zu besingen. Das Gericht verbreitet die Kunde einer so seltenen Feier, die nicht nur für die Stadt oder das Dorf, wo sie stattfindet, ein freudiges Ereignis ist, sondern an der sich der ganze Distrikt beteiligt. Die Kleider müssen weiß wie der Schnee sein, und die blauen Jacken müssen die Farbe des Himmels haben, welche die Angehörigen tragen, während neue seidene Gewänder den Festschmuck für den Sechzigjährigen bilden. Man muß Fleisch und Wein in Überfluß anschaffen, um alle Verwandten, gute Freunde und Gratulanten bewirten zu können, welche alle mit dem Mund voller Glückwünsche, aber leeren Händen und leerem Magen kommen. Den Frauen des Hauses fällt die Last des ganzen Festtrubels zu; aber die Nachbar-

Digitized by Google

frauen eilen alle herbei, um bei den Vorbereitungen zu helfen, und wenn es nötig erscheint, geben die Nachbarn auch Geld und liefern Lebensmittel, um das Fest zu verherrlichen. Jedermann ist eingeladen, nach dem Grundsatze, was wir heute für andere thun, können diese morgen für uns thun. Ist der Festtag endlich angebrochen, so wird das Geburtstagskind zum Ehrenplatz geleitet. Der festlich Geschmückte läfst sich nieder und nimmt die Glückwünsche der Familienmitglieder entgegen; dann wird ein Tischchen mit den besten Gerichten, die man aufreiben konnte, vor ihm niedergesetzt. Dann erst folgen die Glückwünsche der Freunde, Bekannten und Fernstehenden, Jeder, welcher seinen Glückwunsch bringt, darf am Festmahle teilnehmen; keiner geht ungespeist fort. Reisende oder auch solche Menschen, die sich gerade auf der Durchreise im Orte der Festfeier befinden, laden sich selbst ohne weitere Förmlichkeit ein, sollte man vergessen haben, sie zur Teilnahme aufzufordern. Wenn die Familie es sich irgend leisten kann, so schickt sie an alle Nachbarn Tischchen voll köstlicher Gerichte, alle von der nämlichen Art, wie sie im Festhause genossen werden. Eine ohrenbetäubende Musik erfreut die Versammelten, und man hat aufserdem Komödianten, Tänzerinnen und Sängerinnen kommen lassen, um das Fest so prächtig als möglich zu veranstalten.

Für vermögende Kinder ist es die strengste Ehrenpflicht, den Festtag Hoan-Kap ihres Vaters so verschwenderisch wie möglich herzurichten, sollte selbst die ganze Familie das nächste Jahr lang darben müssen. Diese Beschränkung erdulden sie weit lieber, als dafs ihr Name in den schlechten Ruf käme, sie hätten durch ihren Geiz den sechzigsten Geburtstag ihres Vaters oder ihrer Mutter nicht würdig genug gefeiert.

Kann man sich nun wohl vorstellen, mit welchem Kostenaufwand dieser Festtag bei den Edelleuten oder hohen Würdenträgern begangen wird, so ist dies fast unmöglich, wenn der König, die Königin oder die Mutter des Königspaares den einundsechzigsten Geburtstag feiern. Es ist dies ein Festtag für das ganze Reich. Alle Eingefangenen werden ihrer Haft entlassen und eine aufserordentliche öffentliche Staatsprüfung für die Studierenden findet statt. Alle Würdenträger der ganzen Hauptstadt bringen ihre Glückwünsche persönlich dar. Jeder Provinzial- oder Lokalmandarin hat sich, von der Einwohnerschaft begleitet und unter Vorantritt eines Musikkorps, nach dem Hauptort seines Bezirkes zu begeben, woselbst eine Tafel errichtet ist, welche den König darstellt, um ihm persönlich die Glückwünsche darbringen zu können. Dieser Tag ist der feierlichste Festtag, den ein Koreaner erleben kann. Jeder Soldat, der in der Hauptstadt stationiert ist, erhält einen Beweis der Freigebigkeit seines königlichen Herrn. Besonders schmackhaft hergerichtete Schüsseln mit Leckerbissen aller Art und die wertvollsten Geschenke werden an die Minister und an alle diejenigen Personen geschickt, welche einen guten Ruf oder mächtigen Einfluls bei Hofe haben, und keine der reichen und vornehmen Beamtenfamilien wird vergessen.

Für das Volk freilich ist es unangenehm, dafs es die Kosten dieser verschwenderischen und freigebigen Festlichkeit zu tragen hat! Man greift zu den äussersten Zwangsmitteln, um die Steuern dafür einzutreiben. Namentlich war es der sechzigste Geburtstag des Schwiegervaters des jetzigen Königs, Kim-moun-keun-i, welcher zu Ende des Jahres 1861 gefeiert wurde, der durch die schmachvollen Erpressungen, welche das Volk förmlich aussaugten, arg berüchtigt wurde. Die seltensten Produkte der verschiedensten Provinzen wurden schon vom Herbstanfang an nach seinem Palast gesandt. Hunderte von Ochsen, Tausende von Fasanen und eine Unmenge aller Feldfrüchte fanden denselben Weg. Die Beamten, teils der Sitte gemäfs, teils auch um sich einen guten Namen bei Hofe zu machen, wetteiferten bei den Erpressungen, um die gröfsten Geldsummen an den Hof zu schicken. Der Gouverneur der Provinz Tsiong-tsieng wurde abgesetzt, weil er nur ungefähr 1500 Mark (nach unserm Gelde) an den König schickte, während andere sechs- bis sechzehntausend Mark eingeliefert hatten.

Das einundsechzigste Jahr der Ehe bietet auch wieder Anlafs zu aufserordentlichen Festlichkeiten, ähnlich denen des Hoan-Kap, aber begreiflicherweise sind diese noch seltener.

Die alten Äcker bei Bornhöved [1]).

In den gegenwärtig verheideten und bewaldeten Gebieten Schleswig-Holsteins begegnet man oft den Spuren einer uralten Bodenkultur. Bereits im Jahre 1821 lenkte Professor Olufsen-Kopenhagen in seinem „Beitrag zur Aufklärung von Dänemarks innerer Verfassung in den älteren Zeiten" die Aufmerksamkeit auf diese alten Ackerfluren und warnt davor, die Verödung ausschliefslich von einer Ursache und von einer Zeit herzuleiten. Er bezeichnet als mögliche Ursachen der Verödung die Einfälle der Wenden, den schwarzen Tod (1349) und die Auswanderung der Sachsen, Angeln und Jüten nach England.

Georg Hanssen betrachtet in seiner Abhandlung „Zur Geschichte der Feldsysteme" den Übergang aus der wilden Feldgraswirtschaft in die Dreifelderwirtschaft als Ursache der Verödung. Das Gebiet der vorgeschichtlichen Ackerfluren bei Bornhöved wird im Westen durch moorerdiges, sumpfiges Land begrenzt, während sich die nördliche Grenze schwer feststellen läfst, da die meisten Ländereien in dieser Gegend schon früh den adeligen Gütern angehörten und länget urbar sind. Die Fluren finden sich in den Gemarkungen der Ortschaften Bornhöved, Tarbek, Daldorf, Gönnebek, Neuerfrade, Schmalensee und Damsdorf. Im allgemeinen liegt die Acker so, dafs sie mit einem Ende nach dem Orte zeigen, dem sie gegenwärtig angehören. Mitunter stöfst das vordere Ende an Wege, auf denen die Balken und Stücke sich von dem zugehörigen Dorfe aus am leichtesten erreichen lassen. Die Erhebung der Balken über die Stücke ist sehr verschieden (0,14 bis 0,70 m), so dafs selbst eine 40 bis 60jährige Bearbeitung in neuerer Zeit die höheren Balken nicht hat verschwinden lassen. Die Balken erinnern an die oft mit Krattbusch bestandenen „Rehnen", welche für die von den Ackerbeeten abgesammelten Steine als Lagerplätze dienten. Diese „Rehnen", auch „Reep" (Mefsschnur, mit der eine gleiche Ackerbreite zugemessen wurde) genannt, bildeten vor der Einkoppelung an vielen Stellen Holsteins, wo dieselben nicht Überbleibsel von Holz- und Bruchland waren, die Ackergrenze. Da nun besonders einige der höchsten Balken die Ansichten früherer Ackerscheiden haben, so ist es wahrscheinlich, dafs nun einer Anzahl von Balken die Bedeutung von Ackergrenzen nicht abgesprochen darf. Die gröfsere Anzahl hat jedoch wahrscheinlich als Beetrücken der alten Stücke gedient. Bei dem Zusammenpflügen des für Roggensaat bestimmten Ackerlandes fielen nämlich zwei Erdbalken des liefgehenden Pfluges an- und übereinander, so dafs in der Mitte des Stückes eine Erhöhung entstand. Bei dem Abstoppeln der Roggenkoppel wurde zwar die Erde auseinander gepflügt; da aber bei diesem Pflügen der Pflug wenig tief geht, konnte die Erhöhung in der Mitte des Stückes nicht ganz entfernt werden. Die auf die Roggensaat folgende Hafersaat erforderte wieder Tiefgang des Pfluges, und da jetzt die Balken wieder zusammengepflügt wurden, entstand die Erhöhung in der Mitte abermals zunehmen. In Krafts Landwirtschafts-Lexikon (Berlin, 1884) wird es S. 111 als unvermeidlich bezeichnet, „dafs auf dem Beetrücken die fruchtbare Erde zusammengehäuft wird, während die Beetfurche bei seichtem Boden von der Ackerkrume entblöfst wird". Da nun die Balken gewöhnlich mehr gute Erde haben, als die angrenzenden Stücke, so ist anzunehmen, dafs die meisten Balken als Beetrücken der alten Stücke gedient haben.

Die alten Äcker sind nicht auf die Römer zurückzuführen, denn zwar fehlt es nicht an Zeugnissen von römischem Einflusse in einigen Gegenden Schleswig-Holsteins; aber den

[1]) Siebke, Alte Äcker in dem Kirchspiele Bornhöved Kreis Segeberg. Ein Beitrag zur Hochäckerfrage. Kiel Schmidt u. Klaunig, 1883. 21 S. gr. 8° (nicht im Buchhandel).

Digitized by Google

alten Ackerstücken fehlen die „regelmäßige Abmessung der Ackerfluren und ihre durchgängige Orientierung nach einer bestimmten Richtung“ (Oberbayr. Archiv, Bd. 35, S. 122); diejenigen Getreidearten, welche die Römer anbauten (Weizen, Gerste und Einkorn), gedeihen nicht auf der weiten Ebene bei Bornhöved, und die Feldfrüchte, die hier notdürftig gezogen werden konnten, waren den Römern unbekannt (Roggen, Kartoffeln), oder wurden von ihnen nicht des Anbaues gewürdigt (Hafer). Außerdem deutet die Wölbung der Ackerstücke auf einen Pflug mit einem ausgebildeten Streichbrette; ein solcher aber war der römische Pflug nicht; dagegen hat der alte Pflug in Bornhöved ein festliegendes, langes Streichbrett und eine einschneidige Schar, ist also germanischer Herkunft. Ebenso wenig lassen sich die alten Äcker auf wendischen Ursprung (vergl. Globus, Bd. 64, S. 178 bis 179) zurückführen; denn man hat auf diesem Lande nicht Kamm- und Dreifurchen, bei denen mannelloch der Haken, der Häufel- und Wechselpflug in Anwendung kommen, sondern den Beetbau betrieben. Außer der Beschaffenheit des Pfluges und der Art der Bodenbearbeitung spricht auch der Umstand für die germanische Herkunft der Äcker, daß die Namen der letzteren auf deutschen Ursprung hinweisen.

Die Verödung der alten Äcker ist nicht durch Pest, Feuer oder bekannte Kriege des späteren Mittelalters, noch durch die Einführung der Reformation hervorgerufen; denn die Chronik des Kirchspieles Bornhöved berichtet für diese Fälle von geringerer Bedeutung, die aber keineswegs eine Verödung bewirkt haben können. Die meisten Dörfer in der Gegend der alten Ackerfluren waren Klosterbesitzungen und wurden nach der Reformation, als die Klöster an Bedeutung verloren, den königlichen Ämtern zugelegt. In den landesherrlichen Domänen und Ämtern, den Besitzungen der Klöster, der geistlichen Stifter blieb aber der landwirtschaftliche Betrieb nach alter Weise unverändert. Auch ist die Ursache der Verödung nicht in dem Übergange von der wilden Feldgraswirtschaft zur Dreifeldwirtschaft zu suchen. Zwar ist eine der wilden Feldgraswirtschaft ähnliche Bewirtschaftung auf den weniger fruchtbaren Feldern des Kirchspieles Bornhöved früher vorgekommen, indem man hier und da in den Heiden einzelne zwischen den Balken liegende Stücke ein Jahr oder einige Jahre beackerte und dieselben darauf dem Heidewuchse überließ; aber eine Dreifelderwirtschaft mit ihrem Flurzwang ist nicht nachzuweisen. Von einer „Beschränkung der Freiheit in der Saatbestellung“ ist nie die Rede gewesen.

Dagegen lag eine Hauptveranlassung in der Sachsen gegen die Wenden bei dem Dorfe Tarbek, also in der Gegend des Schwentinefeldes, wo die alten Äcker zu finden sind. Die ursprüngliche Grenze zwischen den Slaven und den Bewohnern des Schwentinefeldes wurde später nicht innegehalten, die Slaven drangen weiter vor. Die langwierigen blutigen Kämpfe veranlaßten die Bewohner zur Auswanderung, bewirkten mithin eine Verminderung der Einwohnerzahl, die die Verödung mancher Äcker zur Folge haben mußte.

Kiel. A. P. Lorenzen.

Bücherschau.

Dr. Ernst Tittel, Die natürlichen Veränderungen Helgolands und die Quellen über dieselben. Leipzig, Gustav Fock, 1894.

Die vorliegende Arbeit gilt in erster Linie der natürlichen Geschichte Helgolands, für die der Verf. mit großem Fleiße alles Material aus der einschlägigen Litteratur, von Aleuins Lebensbeschreibung des Willibrord an bis auf die neueste Zeit zusammengetragen hat. Eingehend ist dabei die Entstehung und Entwickelung der Sage von der einstigen Größe Helgolands behandelt, die etwa um 1400 zum Teil aus politischen Nebenrücksichten absichtlich in die Welt gesetzt und noch 1790 um ein neues Glied in Gestalt der Behauptung, Helgoland habe noch 1444 mit dem Festlande zusammengehangen, bereichert, erst in unserm Jahrhundert als irrefährende Sage entlarvt ist. Noch von v. Hoff anfangs für richtig gehalten, und selbst in der ersten Auflage des Lehrbuches von Hann, Hochstetter und Pokorny (1881) herangezogen, hat sie in einzelnen Darstellungen bis in die Gegenwart fortgefahren, die richtige Auffassung zu trüben — wieder ein Beweis für den Satz, daß der Naturforscher oft zu wenig Sorgfalt auf die historische Kritik verwendet.

Der letzte Abschnitt der Arbeit beschäftigt sich nach einem Blick auf die klimatischen Verhältnisse mit den Veränderungen, welche die verschiedenen Gebiete der Insel in den letzten beiden Jahrhunderten im einzelnen erlitten haben.

Von der Regel der fortgesetzten allmählichen Abnahme macht nur die Düne eine Ausnahme, sofern sie zeitweilig, z. B. auch in der Gegenwart, eine Zunahme zeigt. Ihr Zusammenhang mit der Insel wurde, beiläufig bemerkt, nach den Quellen im Jahre 1721 zerstört. Ein Versuch des Verfassers, auf Grund einer Karte Wiebels aus dem Jahre 1845 den Landverlust zahlenmäßig mit Hilfe des Planimeters festzustellen — danach hätte das Oberland gegen 453 000 qm Jahre 1889, im Jahre 1845 26 930 qm mehr besessen —, kann, da sich dabei leider mehrere Ungenauigkeiten des benutzten Kartenmaterials herausstellten, nur auf ungefähre Richtigkeit Anspruch erheben.

A. Vierkandt.

A. Bastian, Indonesien, oder die Inseln des Malaischen Archipels. V. Lieferung, Java und Schluß. Mit 15 Tafeln. Berlin, Ferd. Dümmler, 1894.

Der unermüdete Altmeister hat wiederum einen Teil der Resultate seiner Reisen dem Publikum übergeben, und damit die Ergebnisse seiner Wanderungen durch Indonesien vollständig veröffentlicht. Vieles hat sein sachkundiges Auge enthüllt und derjenige, der seine Augaben mit der nötigen Kritik zu benutzen weiß, wird auch in diesem letzten Teile der bekannten Serie manches finden, was er zur Ausfüllung seiner eigenen Kenntnis bedarf. Gebraucht er das Buch auf diese Weise, dann erfüllt es des Verfassers in der Einleitung ausgesprochenen Wunsch, und kann auch dieser Teil, obwohl die Hauptmasse des Inhalts schon vor zehn Jahren gesammelt wurde, seinen Nutzen leisten. Schade nur ist, daß man in der Indonesischen Litteratur schon ziemlich zu Hause sein muß, um die Quellen des Verfassers, worauf speciell bei diesem Buche sehr viel ankommt, benutzen zu können.

Höchst wichtig ist die Erklärung der „Buddhistic Physical Geography“, die einen besonderen Abschnitt bildet. Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß eine Reihe von 15 Tafeln, mustergültig wiedergegebene Balinesische Wandgemälde, dem Werke beigefügt sind. Es wäre erwünscht, hierüber das Urteil des Herrn v. Rick in Bremen zu hören, der längere Zeit auf Bali lebte, der Landessprache mächtig ist und dem höchst wahrscheinlich ähnliche Darstellungen bekannt sind.

Amsterdam. C. M. Pleyte.

Dr. Siegmund Günther, Adam v. Bremen, der erste deutsche Geograph. (Sitzungsberichte der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften 1894.) Prag, Fr. Rivnáč, 1894.

Je geringer die Zahl jener Gelehrten in Deutschland ist, die sich mit der Geschichte der Erdkunde befassen, desto erfreulicher ist es, Prof. Günther in München immer erfolgreicher auf diesem Gebiete eingreifen zu sehen. Günther, dem wir schon verschiedene Werke zur Geschichte der Mathematik und eine Arbeit über Martin Behaim verdanken, hat sich hier die sympathische Hamburgische Kirchengeschichte des Adam v. Bremen gewählt, um ihren erdkundlichen Teil näher zu untersuchen. Mit Recht nennt er ihn den „ersten deutschen Geographen“, der nicht nur schon vorhandene Werke ausnutzte und selbst gesehenes gab, sondern auch aus den mündlichen Berichten jener schöpfte, die in dem Missionscentrum Bremen namentlich aus dem Norden und Osten im elften Jahrhundert zusammenströmten. Das Ergebnis der mit großer Gelehrsamkeit durchgeführten Arbeit Günthers ist folgendes:

„Adams rein geschichtliche Darstellung schon ist durchflochten mit geographischen Bemerkungen, die weit über das unumgänglich Notwendige, über die Skizzierung der Örtlichkeit, auf welcher sich ein gegebenes geschichtliches Ereignis abspielte, hinausgehen. Vollends jedoch die „Beschreibung der nördlichen Inseln“ ist ein rein geographisches Werk, dem diese Eigenschaft auch durch das von Stand und Gesinnung des Autors bedingte Beiwerk nicht genommen werden kann. Die Charakteristik der slavischen und nordgermanischen Völker ist eine einheitliche, relativ korrekte und von lebhaftestem Sachinteresse getragene; die von der Zeitsitte und von der traditionellen Vorliebe zum Altertum getragenen Entlehnungen bei der Ethnographie des Wunderbaren halten sich, mit litterarischen Versuchen aus weit späterer Zeit verglichen, in bescheidenen Grenzen und lassen kritischen Blick keineswegs ganz vermissen. Adam kennt ziemlich viel von der Geographie des hohen Nordens, wie er

Digitized by Google

auch der erste Bewohner des Kontinents ist, der uns Nachricht von den normannischen Entdeckungen in Amerika überbringt. Wohl beschlagen beweist er sich auf dem damals noch so wenig gepflegten Felde der mathematisch-physikalischen Geographie, deren Specialgeschichte ihm wegen seiner Bemerkungen über Ebbe und Flut, sowie über die Folgen der Erdrundung mit Ehren zu nennen hat. Und vor allem andern: Liebe zur Sache, Fremde an der Aufgabe, die Gebrechnisse der Erdoberfläche zu entschleiern, hat ihm sichtlich durchweg die Feder geführt."

Entgangen ist dem Verfasser bei der Identifizierung der von Adam an der sächsischen Grenzmark gegen die Slaven genannten Örtenamen die Arbeit von Bangert, „Die Sachsengrenze im Gebiete der Trave" (Oldesloe 1893), welche, auf landeskundliche Forschung gestützt, manche Orte anders, und wie wir glauben, richtiger bestimmt, als bisher angenommen wurde.

R. Andree.

Ardouin-Dumazet, Voyage en France. 2. série. Nancy et Paris, Berger-Levrault & Cie., 1894.

In der im vorigen Jahre erschienenen ersten Serie behandelt der Verfasser die seit einiger Zeit von den Parisern häufiger an Ausflügen und zum Sommeraufenthalte bereiste Gegend um Orléans, in der für das nächste Jahr angekündigten dritten Serie sollen die Reize und Eigentümlichkeiten der Inseln im Ocean und im Canal la Manche mitgeteilt werden, und in der vorliegenden zweiten Serie wird auf einen von den Touristen noch etwas vernachlässigten Teil, die Gegend zwischen Alençon und Nantes, aufmerksam gemacht. Um sie zu einem unwiderstehlichen Magnet für den die Sommerfrische der Weltstadt Paris aufsuchenden Touristen zu er in der Wahl der Worte nicht wählerisch. So begnügt er sich nicht, die gebirgige Gegend um Alençon, die „Alpes mancelles", etwa bloß „une petite Suisse" zu nennen, sondern sagt vielmehr: „C'est la Suisse elle-même". Er weiß seine topographischen Mitteilungen so zu geben, daß die Gegend für jeden erholungsbedürftigen Pariser zu einer Fundgrube von Genüssen wird und schließlich recht anschaulich wird, in welcher Weise und wieviel ihre Bevölkerung für die Pariser arbeitet. Die Herstellung des Pariser Pflasters in St. Denis-de-Gastines, die Aufzucht von Gänsen, Poularden und Kapaunen um Sillé-le-Guillaume, die Marmorbrüche von Jaigné und Bonère, die Spinnerei und Weberei von Laval und von Flers-de-l'Orne, der Viehhandel von Ernée und Cholet, die Pferdezucht um Fin, die Hanfindustrie von profanem Schmuck in Tinchebraï, von religiösem Schmuck in dem auch durch guten Wein bekannten Saumur, die Käsefabrikation von Camembert, die Schieferbrüche, Baumschulen und die Frühzucht von Gemüsen um Trélazé, die Obstindustrie um Pont-de-Cé, die Fischzucht in den Seen der Erdre und die Konservefabrikation in Nantes werden mit ziemlicher Breite beschrieben in einer auch für Deutsche anregenden Weise. Die Daten und Zahlen stammen von Handelskammerberichten, mündlichen und schriftlichen Auskünften. Dabei erscheinen auch Irrtümer, so z. B. sagt er in einem mit dem Untertitel La géographie économique versehenden Absatze: „Isernhn, près d'Aix-la-Chapelle ne compte pas moins de 10000 ouvriers aiguilleurs". Für die Reisenden wird er aber auf der Eisenbahn ein guter Führer für das wichtigste sein, was sich in den beschriebenen Orten an Bekanntenswertem findet.

H. F.

J. D. E. Schmeltz, Schnecken und Muscheln im Leben der Völker Indonesiens und Oceaniens. Ein Beitrag zur Ethnoconchyliologie. Leiden, J. E. Brill, 1894.

Nach des Verfassers berechtigter Anschauung ist von demselben Gewicht, wie die Erforschung des Verhältnisses des Menschen zu den Haustieren, auch die bisher verhältnissmäßig wenig beachtete Erforschung desjenigen Verhältnisses, in welchem der Naturmensch zu der in der freien Natur ihn umgebenden Tierwelt steht, welchen Gebrauch er von den einzelnen Tieren macht, auf welche Weise er sich durch denselben den Kampf ums Dasein erleichtert oder dieselben für Zwecke, die zur Erheiterung des Lebensganges gereichen, verwendet.

Auch die Rolle, welche die Conchylien im Leben der Völker der malayo-polynesischen Rasse spielen, ist keine geringe, wie dies klar aus der unserer Arbeit beigegebenen sehr übersichtlichen „Tabelle der geographischen Verbreitung der Verwendung von Conchylien in Indonesien und Neuguinea" zu Tage tritt. In zwölf Hauptgruppen geordnet, umfaßt diese Tabelle die Art des Gebrauches aus 46 örtlichkeiten Indonesiens und Oceaniens, und bildet neben dem Hauptstücke „Systematische Übersicht der bei den Völkern Indonesiens und Oceaniens zur Verwendung kommenden Conchylien, sowie der Art der Verwendung", den eigentlichen Kern der Arbeit, die der Verfasser mit gewohnter Sorgfalt und Genauigkeit zusammengetragen hat, während die als Vortrag gehaltenen Erläuterungen, zwar nur skizzenhaft gehalten, dennoch manche Anregung bieten. Die systematische Übersicht umfaßt 160 Arten von Conchylien, und zwar: 1. Cephalopoda (Nr. 1 bis 2), 2. Gasteropoda (Nr. 3 bis 117), 3. Conchifera (Nr. 118 bis 160).

Eine Übersicht der ausgiebig benutzten Litteratur leitet die dem Andenken Johann Cäsar Godeffroys geweihte Arbeit ein, die jedenfalls zur weiteren Verfolgung dieses Zweiges der ethnologischen Forschung anregen wird.

F. Grabowsky.

Aus allen Erdteilen.

— Die neue Grenze zwischen Birma und dem Yünnan. Die Verhältnisse auf der hinterindischen Halbinsel haben durch das jüngste englisch-chinesische Grenzabkommen eine unerwartete und in mancher Hinsicht einschneidende Änderung erfahren. Diese Änderung besteht erstens in der Grenzbestimmung selber, zweitens in der durch die neue Grenze bewirkten Verschiebung des englisch-französischen Interessenstreites um den oberen Mekong und die Zugänge zum Yünnan. Der Abschluß des Grenzvertrages geht bis zum 1. März dieses Jahres zurück; der Austausch der ratifizierten Urkunden erfolgte jedoch nicht vor dem 23. August, und die Publikation der Schriftstücke geschah erst zu Anfang September in Nr. 19 der laufenden Treaty Series.

In dem Vertrage wird zunächst festgesetzt, daß in dem mehr westlichen und nördlichen Grenzabschnitte die Scheidelinie mit geringen Abweichungen den bisher in den Karten üblichen Angaben folgen soll, etliche Zugeständnisse abgerechnet, die im oberen Theinni zu Gunsten Chinas gemacht werden. Vom 23° 41' nördl. Br. bis dahauf zum Kreise Kuniong fällt die Grenze in den Salwin; doch wird der genannte Kreis nebst der dortigen Fähre bei England belassen, wohingegen der Schan-Staat Kokan zu China kommt. Überhaupt handelt es sich bei den weiteren Festsetzungen hauptsächlich um eine Aufteilung der Schan-Staaten zwischen den vertragschließenden Mächten. Von Kokan soll nämlich die Grenze „in a downward direction" zum Mekong gezogen werden, wobei alles, was nördlich von 25° 35' liegt, durch eine gemischte Kommission binnen drei Jahren an Ort und Stelle untersucht und abgeteilt werden soll. Als Gegengabe für die Überlassung von Kokan, nebst Stücken der chinesischen Präfektur Ying-Tschang und der Unterpräfektur Teng-Yüeh, tritt England an das Himmlische Reich die beiden östlichen Schan-Staaten Meung-Lem und Kiang-Hung ab, die schon zur Zeit der Könige von Awa (Alt-Birma) ein Streitobjekt für China und Birma waren. Der Kaiser von China darf allerdings — laut Artikel 5 des Vertrages — die beiden Staaten weder ganz noch stückweise ohne Englands Zustimmung an irgend eine andere Macht ausliefern. Die Spitze dieses Artikels ist direkt gegen Frankreich gekehrt; denn, wie französische Kenner des oberen Mekong-Gebietes sofort nachwiesen, liegen zwei Drittel von Klang-Hung am linken Ufer des Mekong zwischen diesem Flusse und dem kleineren Nam-Hu! Damit erwachsen den Franzosen, trotz ihrer vorjährigen Erfolge in Siam, gerade dort, wo ihnen zum Zweck eines direkten Verkehrs mit China alles daran lag, freie Zugänge zu gewinnen, plötzlich recht empfindliche Hemmnisse. Die Zukunft ihres hinterindischen Kolonialreiches verlangt es, daß sie den britischen Löwen vom östlichen Mekongufer fernhalten. Um dies zu bewirken, müssen sie jetzt wohl oder übel in der Siamfrage milder auftreten, sonst läßt sich China-England zu keiner Gefälligkeit herbei.

Auch sonst hat Großbritannien bei diesem Geschäft nicht den kürzeren gezogen. Die alte Starrheit der chinesischen Diplomaten in rein äußerlichen Dingen hat man in London gescheckt auszubeuten gewußt; denn in den Vertragsurkunden steht die Unterschrift des Reiches von China und seines Bevollmächtigten vor dem Namenszug der Königin Viktoria und ihres auswärtigen Ministers! Das ist ein Vorzug, um

Digitized by Google

deswillen China gern mit sich handeln liefs. So ist denn — vorderhand auf sechs Jahre — für Birma und Yünnan vollkommene Zollfreiheit im Grenzverkehr zugesichert worden; nur chinesisches Salz und birmanischer Reis machen eine Ausnahme. Desgleichen dürfen Opium und geistige Getränke nur soweit, als sie zum eigenen Gebrauch des Reisenden dienen, zollfrei die Grenze überschreiten. Der Handel mit Waffen und Munition ist verboten; nur auf besonderes Ansuchen einer der beiden Regierungen darf Ausgenommenheit über die Grenze geführt werden. Des weiteren giebt England den Irawaddy für chinesische Schiffe frei, da die Ausfuhr der Yünnanerze in britisches Gebiet den beteiligten Kreisen sehr wünschenswert erscheint. Zu Gunsten des Handelsbeziehungen sollen ferner in Yünnau, wie in Birma Konsulate der beiden Mächte eingerichtet werden; auch eine Telegraphenlinie für die neu eröffneten Gebiete ist in Aussicht genommen. Die Unterthanen beider Reiche genießen hüben und drüben denselben Schutz wie daheim; nur Verbrecher werden ausgeliefert.

Das Ziel der Brugsch-Pascha'schen, die handelspolitisch wichtigen Zugänge nach Südchina zu ihrem Nutz und Frommen zu erschließen und den Transitverkehr daselbst zu ihrer Domäne zu machen, ist durch dies Abkommen zum großen Teile erreicht; die Konkurrenz Frankreichs ist bedeutend gelähmt, und der dritten Republik obendrein, in betreff der Ausdehnung ihres indochinesischen Besitzes am oberen Mekoug, ein störender Riegel vorgeschoben worden.

Berlin. H. Seidel.

— H. Brugsch-Pascha †. Am 9. September dieses Jahres ist Prof. Dr. Heinrich Brugsch, einer der namhaftesten Forscher auf dem Gebiete der ägyptischen Altertumskunde, nach einem längeren Herzleiden im 68. Lebensjahre zu Berlin gestorben. Ein reiches Leben, wie es nur wenigen Sterblichen beschieden sind, ist mit ihm ins Grab gesunken. Geboren am 18. Februar 1827 in Berlin als Sohn des Wachtmeisters der Leibgendarmerie, wandte er sich schon früh ägyptologischen Studien zu und fand in Alex. v. Humboldt einen einflußreichen Förderer. Nach Vollendung seiner philologischen und archäologischen Studien durchforschte er die Museen von Paris, London, Turin und Leiden und besuchte dann 1853 auf Königliche Kosten Ägypten, wo er die Ausgrabung der Apisgräber durch den französischen Archäologen Mariette reiche Gelegenheit zu hieroglyphischen und historischen Studien bot. Nach Berlin zurückgekehrt, habilitierte er sich 1854 daselbst als Privatdozent und wurde bald darauf zum Konservator des Ägyptischen Museums ernannt. 1857 bis 1858 machte er eine zweite Reise nach den Nilländern; im Jahre 1860 begleitete er in amtlicher Beziehung die preußische Gesandtschaft nach Persien, machte mit deren Chef, Freiherrn von Minutoli, eine größere Rundreise durch Persien und übernahm nach dessen Tode die Leitung der gesandtschaftlichen Geschäfte. Seit 1861 war er wieder in Berlin, bis er 1864 zum Konsul in Kairo ernannt wurde. 1868 nach Deutschland zurückgekehrt, erhielt er in Göttingen eine Professur für Ägyptologie, folgte aber schon 1870 einem Ruf des Vicekönigs von Ägypten, um die Leitung der in Kairo errichteten „École d'Égyptologie" zu übernehmen. Im Jahre 1873 war Brugsch als Generalkommissar Ägyptens bei der Weltausstellung in Wien thätig und 1876 organisierte er die ägyptische Abteilung auf der Weltausstellung in Philadelphia. Nach dem Sturze des Khedive Ismael Pascha kehrte er nach Deutschland zurück. Ismaels Nachfolger erteilte ihm den Rang eines Pascha. 1884 unternahm Brugsch mit dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen eine Reise nach Ägypten, Syrien (Palmyra), Griechenland und Italien; 1885 bis 1886 ging er zum zweitenmal nach Persien, und zwar als Legationsrat der deutschen Gesandtschaft am Hofe des Schahs, seit 1886 lebte Brugsch in Berlin, wo er auch an der Universität Vorlesungen hielt. Im Frühjahr 1891 unternahm er im Auftrage der preußischen Regierung wieder eine Reise nach Ägypten, von wo er 3000 Papyrusrollen mitbrachte. Seit dieser Zeit wurden die Anfälle seines Herzleidens häufiger und heftiger; vor wenig Monaten brach er zusammen, doch langsam nur und oft unter erschütternden Qualen ließ seine starke Natur ihn erliegen. Durch seine zahlreichen Werke hat der Verstorbene die Kenntnis der hieroglyphischen Denkmäler bereichert, die Geographie des alten Ägyptens festgelegt und das Wissen über Chronologie, Astronomie und Geschichte des alten Ägyptens in dem Maße wie kaum ein anderer erweitert. Es ist hier nicht der Ort, hierauf näher einzugehen, nur von seinen Schriften, welche die Geographie direkt berühren, seien hier noch folgende angeführt: „Reiseberichte aus Ägypten" (Leipzig 1855); „Reise der königl. preuss. Gesandtschaft nach Persien" (2 Bände, Leipzig 1862 bis 1863); „Prinz Friedrich Karl im Morgenlande" (ein Prachtwerk mit Garnier gemeinschaftlich herausgegeben, Frankfurt a. d. Oder, 1884); „Im Lande der Sonne" (1. u. 2. Aufl., Berlin 1886); „Geographische Inschriften altägyptischer Denkmäler" (1857); „Dictionnaire géographique de l'ancien Égypte" (1877 bis 1880). Seine letzte größere Arbeit war „Mein Leben und sein Wandern", die er zuerst in der „Vossischen Zeitung" veröffentlichte und die in den weitesten Kreisen das lebhafteste Interesse hervorrief. W. Wolkenhauer.

— Die Jacksonsche Nordpolarexpedition (oben S. 115) hatte am 5. August mit dem Fahrzeuge „Windward" Archangel verlassen. Sie ist von norwegischen Fangschiffen Mitte August unter 78° nördl. Br. angetroffen worden, hatte aber große Schwierigkeit, wegen der in diesem Jahre sehr ungünstigen Eisverhältnisse nach Franz-Josefs-Land vorzudringen.

— Sir Edw. Inglefield †. Am 5. September dieses Jahres starb zu Queens-Gate bei London der britische Admiral Sir Edward Augustus Inglefield im 75. Lebensjahre, ein Nestor der Polarforschung. Geboren 1820 zu Cheltenham, trat er bereits 1834 in die englische Marine ein und hat in derselben während eines halben Jahrhunderts hervorragende Dienste, seit 1875 in der Stellung eines Vicеadmirals und seit 1880 eines Admirals, geleistet. In dem Zeitraume 1852 bis 1854 unternahm der Verstorbene drei Fahrten ins Arktische Meer. Im Jahre 1852 begab er sich im Auftrage der Lady Franklin nach der Barrowstraße, um den dort befindlichen Überresten der Aufsuchung Franklins Provisionen zurückzuführen und die nördlichen Küsten der Baffinbai zu untersuchen. Er drang in den Smithsund bis 78° 28' 21" nördl. Br. ein und fand die Straße nicht, wie John Ross behauptet hatte, durch Berge zugeschlossen, sondern offen; er wies damit allen folgenden Expeditionen, die nach dem Nordpol strebten, die richtige Bahn. Auch den Jonessund nahm er bis 84° 10' westl. v. Gr. auf. Inglefield erhielt für seine Leistungen und zuverlässigen Aufnahmen von der Londoner Geographischen Gesellschaft die Goldene und von der Pariser Geographischen Gesellschaft die Silberne Medaille. 1853 fuhr er mit dem Dampfer „Pioneer" nach der Beecheyinsel, um mit den Franklinsuchern unter Belcher in Verbindung zu treten, bei welcher Gelegenheit der französische Marineoffizier Bellot, der ihn mit einem Transportschiff begleitete, seinen Tod fand, während Inglefield den Leutnant Creswell von Mac Clures Schiff Investigator nach Europa heimführte. Bei der dritten Fahrt 1854 mit demselben Schiff errichtete er Belot zu Ehren die Beecheyinsel ein Denkmal und brachte der der Mannschaften Beichers, der von seinen fünf Schiffen vier im Eis zurückgelassen hatte, nach England zurück. Er schrieb: „Report on the return of the isabel from the arctic regions" (im „Journ. of the Royal Geogr. Soc." 1853) und „A summer search for Sir John Franklin" (London 1853).

W. W.

— Begrenzung des Fjordbegriffes. Schon im Jahre 1866 hat Oscar Peschel die Verbreitung der Fjorde in einer Weise zu begrenzen versucht, die gegenüber manchen späteren Erweiterungsversuchen dieses Begriffes in neuen oben erschienenen Aufsatze von P. Dinse wieder zu Ehren gebracht wird (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1894, S. 189 bis 206). Er trennt dabei von den eigentlichen Fjorden die Fjärden, Schären und Fjärdenähnlichen gefiederartige Bildungen ab; noch weiter entfernen sich von ihnen die von v. Richthofen sogenannten Riaa- und dalmatinischen Küstenformen. Für die eigentlichen Fjorde stellt der Verfasser elf Merkmale auf, deren wichtigste außer den oft betonten Eigenschaften der Schmalheit, Steilheit, Geselligkeit und dem völlig oder nahezu rechtwinkligen Einschneiden in die Küstenlinie, in dem zuerst von Ratzel betonten Parallelismus der Uferlinien und endlich in der eigentümlichen Bodenform bestehen; diese erweist sich bei genauerer Untersuchung nicht als einfache Trogform, sondern der Fjord wird durch quer verlaufende Bodenschwellen in eine Anzahl hintereinander liegen zerschnitten; dabei setzt sich diese Form sowohl landwärts in den Fjordthälern wie seewärts in den Fjordrinnen, die sich häufig durch größere Tiefe vor den benachbarten Meeresteilen auszeichnen, fort.

Bei dieser Definition kennt auch die heutige Erdkunde keine Fjordküste, die nicht bereits von Peschel in dem oben erwähnten Aufsatz angeführt wäre. Auf der Grenze zwischen den eigentlichen Fjorden und den fjordartigen Bildungen stehen nach dem Verfasser die Küsten von Maine und die Küsten der nordamerikanischen Seen.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. Druck von Friedr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DER ZEITSCHRIFT „DAS AUSLAND".

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXVI. Nr. 16. BRAUNSCHWEIG. Oktober 1894.

Die Vertretung der anthropologisch-ethnologischen Wissenschaften an unseren Universitäten.

Von Prof. Friedrich Müller. Wien.

Selten hat eine Wissenschaft in kurzer Zeit so riesige Fortschritte gemacht und sich in mehrere besondere Zweige geteilt, deren jeder von dem in demselben thätigen Arbeiter eine besondere fachliche Vorbildung fordert, als die Wissenschaft vom Menschen, die Anthropologie im weitesten Umfange. Gleich den anthropologischen Gesellschaften, den freien Akademien dieser Wissenschaft, gliedert sich dieselbe zu drei grofsen Abteilungen, nämlich 1. die Anthropologie im engeren Sinne (auch physische Anthropologie oder Somatologie genannt), 2. Ethnographie und Ethnologie, und 3. die Urgeschichte (Prähistorik). Der Vertreter der ersten Disciplin, der Somatologie, mufs Anatom, also von Haus aus Mediziner sein, und in der That haben bisher ausschliefslich Mediziner in diesem Fache mit Erfolg gearbeitet; der Vertreter der zweiten Richtung, der Ethnologie, bedarf vor allem einer linguistisch-historischen Vorbildung, und in der That sind die Fortschritte in dieser Richtung von den Linguisten ausgegangen; der Vertreter endlich der dritten Richtung, der Prähistorik, soll vorwiegend mit der Geologie und Paläontologie einerseits, und der vergleichenden Kultur- und Kunstgeschichte anderseits sich beschäftigt haben, und in der That haben die Männer dieser beiden Richtungen auf diesem Gebiete jene Resultate zu Tage gefördert, auf welche die Wissenschaft stolz sein kann.

Bei dem grofsen Umfange der bereits gewonnenen sicheren Resultate und dem immer mehr und mehr steigenden Interesse, welches von allen gebildeten und gelehrten Schichten der Wissenschaft vom Menschen entgegengebracht wird, ist es ganz natürlich, dafs man an mehreren deutschen Universitäten die Frage wegen Errichtung einer Lehrkanzel der Anthropologie — dieses Wort im weitesten Umfange verstanden — zu erörtern beginnt, und wegen eventueller Vertretung des Faches unter den dazu geeigneten Männern Umschau hält.

Die Erörterung dieser Frage wird für uns einigermafsen dadurch erleichtert, dafs vor nicht langer Zeit (1892) aus der Feder des bekannten Ethnologen Prof. Daniel Brinton in Philadelphia eine Schrift, betitelt „Anthropology as a science and a branch of University education in the United States", erschienen ist, welche das uns beschäftigende Problem mit Nüchternheit erörtert und die zur Realisierung desselben dienenden Vorschläge macht. Brinton teilt das ganze Gebiet der Anthropologie in vier Teile: 1. Somatology (Physical Anthropology), 2. Ethnology (Historic Anthropology), 3. Ethnography (Geographic Anthropology), 4. Archaeology (Praehistoric Anthropology), stimmt also mit der von uns am Anfange dieses Aufsatzes gegebenen Einteilung überein, nur dafs er Ethnologie und Ethnographie voneinander trennt, welche Trennung wir schon wegen der Beziehung auf ein und dasselbe Objekt (Ethnos) und des innigen Zusammenhanges des historischen und geographischen Momentes nicht befürworten möchten.

Von diesen Wissensgebieten giebt Brinton die nachfolgende Übersicht:

I. Somatologie.

A. Innere Somatologie. a. Osteologie, speciell Kraniologie. b. Mycologie und Splanchnologie. Die Steatopygie.
B. Aufsere Somatologie. Anthropometrie. Farbe der Haut, der Haare, der Augen.
C. Experimentelle Psychologie.
D. Vergleichende Somatologie. a. Embryologie. b. Biologie. Die Menschenrassen.

II. Ethnologie.

A. Methodologie (Rasse, Volk, Kultur, Völkerpsychologie).
B. Sociologie (Stammverfassung, Ehe, Gesetz).
C. Technologie (Mannfaktur, Kunst).
D. Religion (Mythologie, Geschichte der Religionen).
E. Sprache, Schrift, Litteratur.
F. Folklore.

III. Ethnographie.

Ursprung und Einteilung der Rassen und Völker.

IV. Archäologie.

A. Geologie der menschlichen Epochen. Die verschiedenen Phasen der prähistorischen Archäologie.
B. Historische Archäologie (alte und neue Welt).

Dabei bemerkt Brinton: „Die Anthropologie ist keine rein theoretische Wissenschaft. Sie ist wesentlich eine experimentelle und praktische Wissenschaft, eine Wissenschaft, die auf der Beobachtung und Arbeit basiert. Sie kann nicht durch das blofse Lesen von Büchern und Anhören von Vorlesungen gelernt werden; der Studierende mufs im eigentlichen Sinne des Wortes selbst die Hand ans Werk legen. — Deswegen mufs jede anthropologische Lehrstelle ein mit ihr verbundenes Laboratorium haben und in diesem

Digitized by Google

Laboratorium muſs der gröfste Teil der Arbeit ausgeführt werden." Diese Bemerkung gilt vor allem dem Fache der physischen Anthropologie, welche, soll sie mit Erfolg betrieben werden, eines ebenso gut eingerichteten Laboratoriums wie das Fach der menschlichen Anatomie bedarf, weniger den anderen Fächern (der Ethnologie, Ethnographie, Prähistorik), welche nicht so sehr Laboratorien als Sammlungen benötigen.

Indem wir voraussetzen, daſs jedermann von der besonderen Wichtigkeit des Faches und der Notwendigkeit, daſs endlich einmal von seiten der Unterrichtsverwaltungen für daſselbe etwas geschehen müsse, überzeugt ist, bleibt nur die eine Frage offen, in welcher Weise die Errichtung der Lehrkanzeln stattfinden und wie sie der bisherigen Organisation unserer Universitäten angegliedert werden soll.

Das eine einzelne Lehrkraft das ganze Gebiet der Anthropologie (das Wort im weitesten Sinne genommen) an einer Hochschule zu vertreten im stande sei, das wird gegenwärtig kaum jemand behaupten können. Ein Forscher, der eines gründlichen Wissens in der Anatomie, Physiologie und Geologie und zugleich in der Sprachwissenschaft, Geschichte und Archäologie sich rühmen könnte, gehört heutzutage zu den Unmöglichkeiten; selbst ein Alexander v. Humboldt könnte dies von sich nicht behaupten. Es ist also notwendig, eine Teilung des Faches vorzunehmen und danach die Wirkungskreise der Lehrkräfte zu bestimmen.

Wenn man nicht konform der Dreiteilung der betreffenden wissenschaftlichen Disciplin (Somatologie, Ethnologie, Prähistorik) eine Vertretung durch drei Lehrkräfte (Anatom, Ethnolog und Linguist, Geolog und Archäolog) anstrebt, so dürfte es wohl am geratensten sein, wenn die Ausgestaltung des anthropologischen Lehrfaches im Sinne Brintons stattfinden soll, wenigstens an der Trennung der naturwissenschaftlichen Fächer (Anatomie und Geologie) von den linguistisch-historischen (Ethnologie und Linguistik) festzuhalten, und eine durch die verschiedene wissenschaftliche Vorbildung begründete specielle Vertretung der beiden Fächer anzustreben.

Was nun die Frage anbelangt, welcher der vier betreffenden Universitäts-Fakultäten das neue Fach einzuverleiben sei, so werden wohl die meisten meinen, diese Frage sei eine ganz überflüssige, da das Fach als ein eminent wissenschaftliches der Fakultät der Wissenschaften, nämlich der philosophischen, zufallen müsse. Diese Anschauung ist jedoch in Bausch und Bogen nicht ganz richtig.

Nehmen wir gleich das erste Fach her, die Somatologie, und sehen uns die Disciplinen genauer an, welche es nach Brinton umfassen soll, so sehen wir auf den ersten Blick, daſs dies Disciplinen sind (Anatomie und Physiologie), welche an der medizinischen Fakultät unserer Universitäten bereits gelehrt werden und die für den erfolgreichen Unterricht notwendigen Laboratorien besitzen. Es handelt sich dabei nicht um neue Fächer, sondern nur um die specielle Anwendung der betreffenden Fächer auf ein bestimmtes Wissensgebiet. Diese Richtung der Anthropologie, die Somatologie oder physische Anthropologie, hat daher in der medizinischen Fakultät ihre Wurzel, in der philosophischen Fakultät würde sie ganz isoliert dastehen und auch keine Zuhörer finden, wenn man nämlich darunter Studierende versteht, welche an der wissenschaftlichen Arbeit sich beteiligen und nicht blofs allgemein populäre Deklamationen anzuhören für genügend finden.

Ganz anders verhält es sich mit den beiden anderen Fächern, der Ethnologie und der Prähistorik. Diese Fächer sind ganz neu, d. h. sie haben bisher im Kreise der an der Universität gelehrten Fächer absolut keine Vertretung gefunden. Dagegen herrscht ein tiefes Bedürfnis nach der Vertretung derselben an der philosophischen Fakultät. Während das Fach der physischen Anthropologie mit der Vorbildung und den Studien der Hörer dieser Fakultät aufser allem Zusammenhange steht, finden die Ethnologie und Prähistorik hier einerseits bereits tüchtig vorgebildete Hörer, wie auch anderseits diese Hörer aus den erwähnten Fächern bedeutende Anregungen für ihre Studien schöpfen können. — Für den Philosophen, speciell den Psychologen und Religionsforscher, ist das Fach der Ethnologie eine unerschöpfliche Fundgrube. Der Historiker, speciell der Kulturhistoriker, der National-Ökonom, der Sociologe, der Statistiker, der Geograph sind auf die Ethnologie als Hilfswissenschaft förmlich angewiesen, und der Archäolog kann heutzutage die Prachistorik nicht mehr umgehen. Vorlesungen über Ethnologie werden stets ein zahlreiches Auditorium von Studierenden der philosophisch-historisch-staatswissenschaftlichen Fächer finden und es dauernd zu fesseln vermögen.

Daraus ergiebt sich, daſs die Wissenschaft vom Menschen, die Anthropologie im vollen Umfange, nach der jetzigen Verfassung unserer Universitäten zwei Fakultäten angehört, nämlich mit der Somatologie oder physischen Anthropologie der medizinischen, mit der Ethnologie und Prähistorik der philosophischen Fakultät.

Wir wollen uns nun der Frage zuwenden, in welcher Weise wir uns die Besetzung der einzelnen Lehrstellen der Wissenschaft vom Menschen vorstellen.

Die Besetzung der Stelle für die physische Anthropologie durch eine eigene Lehrkraft an der medizinischen Fakultät würden wir nur dann für empfehlenswert halten, wenn unter den Docenten für Anatomie einer sich findet, welcher die betreffende Disciplin zu seinem Specialfach gemacht hat, oder aber, wenn unter den Vertretern der anatomischen Wissenschaft keiner da ist, welcher der physischen Anthropologie seine Aufmerksamkeit zugewendet hat. Wo jedoch das letztere der Fall ist, wäre die Bestallung eines Professors für die physische Anthropologie ein reiner Luxus, um so mehr, als die Errichtung eines Laboratoriums nur unnötige, ganz überflüssige Kosten verursachen würde. Dies wäre speciell an der Wiener Universität der Fall. An einer Fakultät, wo die Anatomen Toldt und Zuckerkandl und der Nerven-Patholog M. Benedikt wirken, Männer, welche durch anthropologische Arbeiten einen bedeutenden Ruf sich erworben haben, noch extra einen Professor für die physische Anthropologie anzustellen, hieſse Eulen nach Athen tragen. Man braucht jedem dieser Herren nur mit der Abhaltung eines zweistündigen Kolleginms zu betrauen, — diese Stundenzahl ist für das ziemlich eng begrenzte Fach vollkommen hinreichend — und man hat vor der Hand für die Vertretung dieses Faches hinlänglich gesorgt.

Dagegen ist die Vertretung des Faches der Ethnologie an der philosophischen Fakultät durch Errichtung einer eigenen Professur absolut notwendig. Gemäfs der Richtung und dem Umfange des Faches, mufs der Vertreter desselben unbedingt eine tüchtige philosophische und historisch-linguistische Vorbildung mitbringen. Die beste Eignung für die Vertretung dieses Faches kann der betreffende Gelehrte durch Arbeiten über eines der sogenannten „Naturvölker" erbringen. Mein Ideal in dieser Richtung war der selige Prof. G. A. Wilken in Leiden. Gegenwärtig möchte ich unter den Deutschen K. v. d. Steinen und O. Stoll für die besten Vertreter dieser Richtung halten. Beide sind von Haus aus Mediziner,

Digitized by Google

aber ihrer wissenschaftlichen Neigung nach Sprachforscher und feine beobachtende Ethnologen. Wir haben bei uns in Österreich auch einige jüngere Kräfte, welche Bedeutendes auf diesem Gebiete geleistet haben, so z. B. Dr. Ph. Paulitschke, der von Haus aus die nötige philologisch-historische Bildung mitgebracht, eine an Resultaten reiche Reise nach Harrar gemacht und die Resultate derselben in drei umfangreichen, von der Kritik mit Beifall aufgenommenen Werken niedergelegt hat.

Was die dritte der Abteilungen des anthropologischen Faches, die Prähistorik, anbelangt, so ist bei der massenhaft zuströmenden Menge neuen Materials und der Wichtigkeit derselben selbst für die beiden bereits erörterten Richtungen eine baldige selbständige Vertretung derselben an der philosophischen Fakultät notwendig. In dieser Richtung ist eine Reihe tüchtiger, mit der dazu nötigen Vorbildung ausgestatteter Kräfte unermüdet thätig, und beinahe jede Universität wäre im stande, aus der Reihe der Privatdozenten einen Vorschlag zur Schaffung einer außerordentlichen Professur dieses Faches zu realisieren. So hat die Wiener Universität das Glück, in Dr. Moritz Hörnes, dem Verfasser der „Urgeschichte des Menschen“ (Leipzig 1891), einen tüchtigen Vertreter dieses Faches zu besitzen, welcher der Beförderung zum außerordentlichen Professor seines Faches würdig wäre und im Verein mit einem Ethnologen den der philosophischen Fakultät angehörenden Anteil an der Wissenschaft vom Menschen mächtig fördern und dieses Fach unter den zahlreichen Fächern dieser Fakultät einbürgern könnte.

Travertin- und Sinterbildung im Yellowstone Park.

Von Dr. E. Goebeler.

Das Interesse, welches die Geisergebiete von jeher beanspruchten, hat sich in neuerer Zeit vornehmlich dem Yellowstone National Park zugewendet. Auf einem Areal von etwa 3500 engl. Quadratmeilen besitzt dieses größte und wunderbarste Geisergebiet der Welt nicht weniger als 3600 heiße Quellen und 100 Geiser. Wohl nirgends bietet sich dem Geologen ein ähnliches Arbeitsfeld, um hydrothermale Prozesse und die damit verbundenen Phänomene der Gesteinszersetzung und Mineralbildung in solcher Mannigfaltigkeit und Großartigkeit zu studieren. Zumal die Frage nach dem Ursprung der merkwürdigen Tuff- und Sinterbildungen spielte in der Erforschung des Parkes eine wichtige Rolle; in neuerer Zeit ist diese Frage von einem amerikanischen Geologen, Weed [1]), in übereraschender Weise gelöst worden.

Der Yellowstone-Park besitzt sowohl kalkführende wie kieselhaltige Thermalwässer. Die ersteren sind geringer an Zahl; sie beschränken sich auf die Mammoth Hot Springs, welche allerdings an Großartigkeit ihrer Bildungen mit den heißen Quellen von Hierapolis in Kleinasien und von Hammon Meschontin in Algier wetteifern. Aus mesozoischen Kalksteinen hervorbrechend, besitzen die Mammoth Springs einen bedeutenden Kalkgehalt; ihr Absatz ist daher poröser Travertin. In einer Ausdehnung von etwa zwei engl. Quadratmeilen erfüllt derselbe eine zum Gardiuerflusse sich senkende Bergschlucht und baut sich in acht großen Terrassen bis 1400 Fuß Höhe über dem Flußniveau auf. Die Thermen haben auf den oberen Terrassen ihren Ursprung. Aus etwa 75 Öffnungen quellen mächtige Wassermassen, dem Siedepunkte nahe, in Form niedriger Sprudel hervor; um jede Öffnung haben sie ein schalenförmiges Becken aufgebaut, dessen Durchmesser bis 100 Fuß erreichen kann. Über die erhöhten Ränder der Becken rieselt das Wasser hinweg. Auch weiter abwärts sind die Terrassenflächen durch fortgesetzte Gesteinsbildung in zahlreiche Stufen zerlegt, deren Form, Ausdehnung und Höhendifferenz überaus miteinander wechseln (Fig. 1). Jede Stufe wird von einem entsprechenden, flachen Sammelbecken bedeckt; gewundene Kanäle, steile Abfälle am Rande der Stufen und anderwärts breite, flache Tuffkegel stellen zwischen den Becken der einzelnen Stufensysteme eine Verbindung her. Endlich der äußere Rand jeder Terrasse endigt mit hoher Steilwand, deren gewundener Abfall mit säulenförmigen, kannellierten oder stalaktitenartigen Gebilden bedeckt ist (Fig. 2). Das Ganze strahlt dem Beschauer in blendender Weiße entgegen, einem gefrorenen Wasserfalle vergleichbar; die tiefblauen bis hellgrünen Tinten der tiefen und flachen Wasserbecken, die aufsteigenden Dampfwolken, das dunkle Grün der tannenbedeckten Thalwände erhöhen den eigentümlichen landschaftlichen Effekt.

Zur Erklärung derartiger Tuffablagerungen hat man bisher verschiedene Faktoren herangezogen. Die Lösungsfähigkeit des Wassers für Kalk steigt bekanntlich mit dem Gehalte an Kohlensäure, indem bei Gegenwart dieses Gases sich ein lösliches Calciumbikarbonat bildet. Bei Verminderung des Kohlensäuregehaltes zersetzt sich dasselbe wiederum und es scheidet sich gewöhnlicher kohlensaurer Kalk aus. Verminderung des Druckes, Diffusion der Kohlensäure in die umgebende Luft und Verdunstung können die Ursachen dieses Vorganges sein. Daß dieselben auch im vorliegenden Falle gewirkt haben, ist außer Zweifel. Kalkausscheidungen infolge Verminderung des Druckes haben die Ausführungsgänge der Thermen mit einer krystallinischen, marmorartigen Schicht von einigen Zoll Dicke bekleidet. Ähnliche Schichten von rein krystallinem Gefüge, welche vielfach die Abhänge nahe den Quellöffnungen überziehen, sind auf Verdunstung und Diffusion der Kohlensäure zurückzuführen. Das Gleiche gilt von den Kalkhäuten, welche die Wasserfläche der Sammelbecken häufig überziehen und zuletzt als Krusten zu Boden sinken. Jedoch sind diese Bildungen der Quantität nach gegenüber den großen Massen des anders gearteten Travertin verschwindend gering. Weitaus überwiegend ist derselbe auf anderem Wege entstanden, nämlich durch Vermittelung gewisser Algen. Die meisten Thermen der Welt haben ihre Algenfloren. Aber so zahlreich die diesbezüglichen Beobachtungen sind, so haben sich doch die Untersuchungen über thermales Algenleben bisher im wesentlichen darauf beschränkt, die Lebensbedingungen und die botanischen Eigentümlichkeiten der gefundenen Organismen festzustellen. Als Maximaltemperatur, welche das Algenleben noch zuläßt, ergaben sich 93° C., und zwar in den Geisern von Pinton Creek, Col. Über den Einfluß der in den Thermen gelösten Salze wurde wenig ermittelt; derselbe scheint unerheblich: saure und alkalische, Eisen-, Schwefel- und Kalkquellen werden von vielfach identischen Formen bewohnt. Allgemein ergab sich die dem Pflanzengeographen interessante Thatsache, daß alle untersuchten Algenfloren,

[1]) Weed, Formation of travertine and siliceous sinter by the vegetation of hot springs. IX. Ann. Report, U. S. Geol. Surv., Washington.

Digitized by Google

mögen sie von Island, Neuseeland, Japan, den Azoren oder aus Nordamerika herstammen, einen sehr gleichartigen Charakter zeigen, zum Teil sogar aus kosmopolitischen Arten bestehen. Auch die Mammoth Springs besitzen eine solche Flora. Auf dem blendenden Weiss der Travertinterrassen heben sich gelbe und rote, grüne und braune Streifen und Flecken in Menge ab und markieren den Lauf des herabrinnenden Wassers. Es sind die Anzeigen einer üppigen Algenvegetation, deren verschieden gefärbte Vertreter bei 74 bis 26,5° C. die zusagenden Lebensbedingungen finden. Bei über 65,5° C. erscheinen nur weisse Algen, die in der Regel mit seidenglänzendem, gelbem Schwefel bedeckt sind; bei etwas geringerer Temperatur stellen sich grüne Formen ein; noch geringerer Wärme bedürfen die roten und orangefarbigen Arten; die Bewohner der kühlsten Becken sind olivenbraun.

Auch die Form der Algenkolonieen variiert je nach den äußeren Bedingungen: in den heißesten Quellbecken spannen sich nur feine, fadenförmige Gewebe am Boden aus; in schneller Strömung sind langgestreckte Fadenstränge und sammetartige Überzüge zu finden; an ruhigeren Stellen erscheinen pilzartige Wucherungen, lederartige Häute und Gallertklumpen ohne erkennbare vegetabilische Struktur. Die Schnelligkeit der Travertinbildung übertrifft vielfach ihr Wachstum, und es schauen dann nur die Vegetationsspitzen frei aus dem Gestein hervor. Was derartige Lebensformen in kalkreichen Wässern zu bedeuten haben, hat zuerst (1862) der Breslauer Botaniker Cohn an den Algen des Karlsbader Sprudels erwiesen. Durch Aufnahme von Kohlensäure verringern sie die Lösungsfähigkeit für Calciumkarbonat und schlagen dasselbe in ihren Gallertumhüllungen nieder, zuerst in vereinzelten Kryställchen, die sich aber allmählich zu kompakten Massen vereinigen. Algenleben und Kalkbildung sind nach Cohn untrennbar verbunden; in Karlsbad finden beide bei 55,5° C. ihre obere Grenze. Die Mammoth Springs lassen dieselben Vorgänge erkennen. In den gelatinösen Algenklumpen sind blätterige und flockige Kalkteilchen zerstreut; allmählich wachsen sie zu rundlichen Körnern an, und diese cementieren zu festem Gestein. So lange dasselbe noch frisch ist, stellt es eine lockere, fibröse und leicht zerbrechliche Masse dar, deren fadenförmige Fasern parallel laufen. Jede Faser ist aus oolithisch verbundenen Elementen zusammengesetzt; im Innern verrät ein längslaufender Algenfaden noch deutlich den organischen Ursprung. Veränderungen in der Art des Wasserzuflusses, des Niederschlages und des Algenlebens

Fig. 1. Terrassenbecken der Blue Springs (Mammoth Springs). Nach einer Photographie.

haben eine schichtenförmige Struktur zur Folge. Mit dem Alter verschwinden jedoch diese Strukturdifferenzen; die Zwischenräume werden durch sekundäre Infiltration mit knopf-, haut- und traubenförmigen Kalkabsätzen angefüllt. In den tieferen Schichten findet sich deshalb ein dichtes, hartes Gestein von gleichmäßigem Gefüge, welches die organische Entstehung nicht mehr erkennen läßt.

Die Mammoth Springs sind so ziemlich die einzigen Kalk absetzenden Thermen des Yellowstone Parkes; fast alle übrigen sind, wie auch sonst die Regel in vulkanischen Gebieten, durch einen starken Gehalt an gelöster Kieselsäure charakterisiert. Soweit diese Kieselquellen freie Salzsäure und Schwefelsäure enthalten, d. h. sauer sind, liefern sie nur Schwefelausscheidungen und Alaunefflorescenzen, z. B. die Highland Springs und Krater Hills Springs. Weitaus größer jedoch ist die Zahl derjenigen Springs, in denen die Kieselsäure von

Digitized by Google

Alkalien begleitet wird. Dahin gehören alle Geiser und sonstigen Ausflüsse der Geiserbecken. Allen ist die Ausscheidung amorpher Kieselsäure gemeinsam; in Form eines porösen Kieselsinters hat dieselbe die Mündungskegel der Sprudel, die Umrandungen der Quellbecken, große Lagunen, Kanalsysteme und ausgedehnte, kahle Sinterfelder aufgebaut. So wiederholen sich die Hauptzüge der isländischen und neuseeländischen Geisterscenerieen; auch dort finden sich die weißen Becken der ruhigeren Quellen und die Eruptionskegel der Geiser, und viele Morgen Land sind von kahlen Sinterflächen eingenommen. Aber seit Zerstörung der berühmten Rotomahanterrasse (1886) übertreffen die Schöpfungen des Yellowstone Parkes alle andern an Schönheit und Ausdehnung.

Teil getötet worden und ragen dann als gebleichte Stümpfe aus dem weißen Gesteine hervor.

Wie die Travertinbildungen, so lassen auch die Kieselabsätze des Yellowstone Parkes sich nicht mit Hilfe der bisher herangezogenen Ursachen erklären. Druckverminderung und Abkühlung haben nur im Wasser des Norris Geiserbassins eine Ausscheidung zur Folge; bei den übrigen Kiesselthermen des Gebietes sind sie wirkungslos, weil viel zu wenig Kieselsäure gelöst vorhanden ist. Auch chemische Reaktionen vermögen dieselbe nicht auszufällen; der Erklärungsversuch von Damour und Descloiseaux, welche im isländischen Geiser die Zersetzung eines Alkalisilikates durch aufsteigende saure Dämpfe annahmen, ist deshalb in unserem Falle nicht zutreffend. Endlich verdanken auch der Ver-

Fig. 2. Marble Basins, Mammoth Springs. Nach einer Photographie.

Als specielles Feld seiner Untersuchungen wählte Weed das Upper Geiser Basin des Firehole River. Der rhyolitische Thalboden ist hier auf etwa zwei engl. Quadratmeilen Flächenraum von einer weißen Sinterebene bedeckt, deren Schichten eine Mächtigkeit bis gegen 40 Fuß erreichen. 48 Geiser und Hunderte von heißen Quellen sind über diese Fläche zerstreut. Sie haben runde, schalenförmige Becken von wechselnder Größe (Fig. 3) gebildet, deren krystallhelles Wasser in den verschiedensten Nuancen des Blau und Grün schimmert. Durch flache Kanäle und lange Tümpelreihen rieselt das Wasser ab und verliert sich zuletzt in halbflüssigen Schlammsümpfen, die oft mit spärlichen Salzpflanzen oder trügerischen Rasendecken bedeckt sind. Ringsum erheben sich steile Rhyolitgehänge mit dunklen Tannenwäldern; auch zwischen die Quellen und Sümpfe haben sich einzelne Bäume herausgewagt, sind aber durch die langsame Ausbreitung des Kieselsinters zum

dunstung, welche nach Bunsen den Wässern des isländischen Geisers die Kieselsäure völlig entziehen soll, nur unbedeutende Sintermassen ihre Entstehung. So bedecken sich die Wasserflächen eintrocknender Pfuhle oft mit zarten Verdunstungshäuten aus Kieselsäure; auch an den Dampfschloten und Geisern kommen sehr häufig prächtige Sintergebilde von Trauben- und Korallenform vor, deren Struktur die Entstehung aus verdunstendem Spritzwasser verrät, aber eben diese glasige und perlartige Struktur macht sie leicht unterscheidbar von der grofsen Masse der übrigen Sinterablagerungen, die in anderer Weise entstanden sind.

Auch hier müssen wir auf vegetative Prozesse zurückgreifen, um eine allgemein gültige Erklärung geben zu können. Wie die Mammoth Springs, so sind auch die Kieselwässer überall von einer üppigen Algenflora bewohnt, welche wie dort die größte Mannigfaltigkeit in Gestaltung und Farbe zeigt. Die Abhänge der Quell-

Digitized by Google

kegel sind mit bunten, schlüpfrigen Polstern bedeckt, welche oft für gelatinöse, durch Eisen gefärbte Kieselsäure gehalten worden sind. Vom Grunde der ruhigeren Becken wachsen korallen- oder becherartige Formen zur Oberfläche empor; zugleich können vom Rande her schirmartige Wucherungen einen Teil des Beckens überdachen. Wiederum andere Formen gedeihen in den Abflußkanälen, nämlich Stränge, Zotten und lederartige Überzüge, den Meerestangen vergleichbar. Mit 60° C. ist der Höhepunkt der Entwickelung gegeben, aber noch bis 85°C. spannen sich weiße oder gelbliche Gewebe von sammetartigem Glanze am Boden aus. Unzählige Abstufungen brillanter Farben tragen zur weiteren Differenzierung bei: vom Weiß geht die Färbung der Algen mit sinkender Temperatur durch Fleischrot, Orange, Grün bis ins Braun über. In flachen Quellbecken, deren Temperatur nach der Peripherie hin abnimmt, sind deshalb die Farben in seltsamen, konzentrischen Ringen geordnet.

Fig. 3. Übersicht über einen Teil des Upper Geiser Basin. Nach einer Photographie.

Daß diese Algen nun die Abscheidung der anorganischen Kieselsubstanz vermitteln, ist deutlich erweisbar, wenngleich die Art des Vorganges in Dunkel gehüllt bleibt. Häufig sind die Algenfäden so dick mit Kieselsäure inkrustiert, daß die organische Struktur nur an der Farbe oder mit dem Mikroskop erkannt wird. Beim Eintrocknen der gallertigen Massen bleibt ein zartes Kieselgewebe zurück. Am Rande der Quellbecken erscheinen ganze Kanten von solcher schwammigen, steif gallertigen Konsistenz, die zu dünnen Kieselbezügen zusammentrocknen; etwas tiefer wird die Konsistenz käseartig, darunter findet sich harter, fibröser Sinter.

Fig. 4. Algenkanäle in den Smaragd Springs. Nach einer Photographie.

Digitized by Google

Die Details dieses Entwickelung-ganges sind am besten an den Stellen des reichsten Wasserzuflusses zu verfolgen, wo die Algen im Höhepunkte ihrer Entwickelung ganze Systeme von kleinen Kanälen und Wasserbecken aufgebaut haben (vergl. Fig. 4, 5). Auf den Sammetpolstern, welche in ruhigem Wasser den Grund bekleiden, wachsen säulen-, finger- und klumpenförmige Gebilde in die Höhe, welche anfangs weich gelatinös sind, aber bald einen festeren, kieselhaltigen Kern bekommen. Das Wachstum findet rings in der Peripherie statt, während im Innern das Leben langsam erlischt. Nachdem die Oberfläche des Wassers erreicht worden, geht das Wachstum mehr in die Breite; es entstehen dadurch pilz- und becherförmige Körper und diese können durch rundliche Verschmelzung gewölbeartige Strukturen bilden. Das Wasser wird dadurch teilweise aufgestaut, neue Kanäle, neue Becken entstehen, und so

Außer den Algen sind aber auch Moose und Diatomeen an der Gesteinbildung beteiligt. Grüne Hypnumrasen bedecken die unteren Terrassen der Hillside Springs und haben einen porösen, gelben Kieselsinter entstehen lassen, der zum Teil noch mit Moosstämmchen erfüllt ist und die pflanzliche Struktur deutlich zeigt. Diatomeen finden ihre Ansprüche in hohem Grade befriedigt in den Warmwassersümpfen, welche große Flächen in der Umgebung der Geiser und Thermen einnehmen. Die zu Boden sinkenden Kieselschalen häufen sich zu Schlammschichten von bedeutender Ausdehnung an, welche zwar nicht zu festem Sinter verhärten, aber meterstarke Schichten von Diatomeenerde liefern.

Der Yellowstone Park steht mit seinen sinter- und travertinbildenden Organismen nicht vereinzelt da. Auf Neuseeland überwiegen allerdings die sauren Thermalwässer, welche also keine Kieselsäure absetzen, aber

Fig. 5. Algenbecken der Jelly Springs. Nach einer Photographie.

geht die allgemeine Tendenz darauf hin, den anfangs stetigen Wasserlauf in ganze Reihen von Kanälen und staffelförmig angeordneten Sammelbecken zu zerlegen. Durch fortgesetztes Wachstum wird der Wasserzufluß zuletzt ganz abgedämmt, und an anderer Stelle wiederholt sich derselbe Vorgang. Aus den absterbenden Algenmassen wird dann durch Eintrocknen eine Art Pflaster von festen, pilzartigen Kieselgebilden, und wo dieselben dachartig miteinander verwachsen sind, bleibt eine kahle, weiße Fläche zurück. Unter Umständen breiten sich später darüber neue Algentümpel oder auch Schlammsümpfe aus. Das Wesen der Sinterbildung läßt sich somit dahin zusammenfassen, daß die Pflanzen dem Wasser die Kieselsäure durch vegetative Prozesse entziehen und in Form einer Gallerte absondern, welche beim Tode der Organismen erhärtet. Sekundär wird der entstandene Sinter bei Verwesung der organischen Substanz noch mit neuen Kieselniederschlägen inkrustiert.

z. B. von den Rotoruaquellen sind ähnliche Algen, dieselben Sinterbildungen und analoge Diatomeenerden bekannt geworden. Die isländischen Geiser bilden entsprechende Sedimente und beherbergen gleichfalls eine buntfarbige Algenvegetation. Auch die Sinter von Steamboat Springs in Kalifornien und von den Azoren sind nach den vorhandenen Angaben mit Algen vergesellschaftet und wahrscheinlich organischen Ursprungs. Die weite Verbreitung organischer Travertinbildung ist schon erwähnt worden. Die bisher nur dem Botaniker interessante Lebewelt der kleinsten pflanzlichen Organismen gewinnt also mit einem Mal ein allgemeines geologisches Interesse. Mehr und mehr kommt man zu der Erkenntnis, daß die geologische Bedeutung des vegetativen Lebens gegenüber dem animalen zu sehr unterschätzt worden ist. Nicht nur die bloße Anhäufung pflanzlicher Reste hat wichtiges Material zur Gesteinsbildung geliefert, wie bei Kohle, Torf und Moor, sondern

Digitized by Google

auch die chemische Reaktion des lebenden Pflanzenkörpers. Die Sedimentbildung durch Diatomeen, durch Charen und planktonische Calcocyteen ist schon länger bekannt. Durch Walthers Untersuchungen erfuhr man dann, daß die marinen Kalkalgen durch ihre Lebensthätigkeit ein Bedeutendes zum Wachstum der Korallenriffe beitragen, daß sie sogar massive Kalkmassen aufbauen können. Die Algen der Thermalwässer schließen sich dieser Reihe als Urheber einer ausgiebigen Travertin- und Kieselsinterbildung an.

Die neuesten Expeditionen im Innern des afrikanischen Osthorns.

Von Prof. Dr. C. Keller. Zürich.

Afrika hat nachgerade aufgehört, den Namen des dunkeln Erdteiles zu verdienen, denn mit seltener Energie und entsprechendem Erfolge sind in den letzten Decennien nach und nach die unzugänglichsten Gebiete für die geographische Wissenschaft erschlossen worden.

Zu denjenigen Ländermassen, welche der Forschung am längsten getrotzt haben, gehört unstreitig das gewaltige, kühn in den Indischen Ocean vorspringende Osthorn, das von den hamosemitischen Horden der Gallastämme und Somalivölker bewohnt wird, ein im Innern weidereiches Steppenland, dessen Bewohner noch auf primitiver Kulturstufe verharren, entweder nomadisierende Viehzüchter oder stellenweise auch sefshaft gewordene Ackerbauer geworden sind.

Die politischen Zustände jener Gebiete boten dem Vordringen ins Innere die allergrößten Hindernisse. Das Volk ist in zahlreiche und volkreiche Stämme gespalten, diese leben unter sich in beständiger Fehde; das gastfreie Wesen vieler Orientalen ist ihnen unbekannt, die Habgier über alle Begriffe groß, der Durchzug durch ihre Territorien nur durch Waffengewalt oder durch unsinnig hohe Abgaben zu erzielen. Dazu kommen noch örtliche Schwierigkeiten, vorab der auf weite Strecken vorhandene Wassermangel.

Unter solchen Umständen kann es nicht überraschen, daß bis in die neueste Zeit eigentlich nur das Küstengebiet erforscht war, das Innere seit langer Zeit in Europa des allerbösesten Rufes genoß; bis vor wenigen Jahren scheiterten fast alle Versuche, ins Osthorn einzudringen oder nahmen einen tragischen Verlauf, so daß Ravenstein noch 1884 es mit vollem Rechte vor der königlichen geographischen Gesellschaft in London aussprechen konnte, „daß getötet zu werden das Verhängnis fast aller Weißen war, welche sich in jene Gegenden wagten".

Selbst die Küste stand noch vor wenigen Decennien, da sich noch keine europäische Macht festgesetzt hatte, um die Eingeborenen im Zaume zu halten, bei den Seeleuten nicht im besten Andenken; anlaufende und gestrandete Schiffe wurden von den Somali einfach geplündert und die Bemannung niedergemacht. Wenn die Portugiesen einst das Kap, in welchem das Osthorn endigt, mit dem ominösen Namen „Guardafui" belegten, so hatten sie vielleicht neben den gefahrvollen Felsenklippeu nicht minder die berüchtigten Strandpiraten im Auge.

Im Jahre 1825 wurde die englische Brigg „Mary Ann" an der Somalikküste geplündert, was zur Blockade und zur Beschießung von Berbera führte, nichts destoweniger wiederholten sich die Überfälle der Eingebornen.

Das Innere des Landes soll schon im 17. Jahrhundert von Antonio Fernandez durchzogen worden sein, doch hat die Welt nie etwas Näheres darüber erfahren. Um die Mitte dieses Jahrhunderts herrschte noch so völliges Dunkel über diese afrikanische Region, daß 1849 die englische geographische Gesellschaft in Unterhandlung mit dem „Court of Directors" der ostindischen Kompagnie trat, um das Somaliland auf seine Hilfsquellen im Innern zu untersuchen. Der bekannte Geolog und Zoolog Carter war für eine Expedition in Aussicht genommen. Als das Unternehmen 1851 durchgeführt werden sollte, ging es wieder in die Brüche.

Nachdem Cruttenden ins Küstengebirge vorgedrungen war, vermochte bald darauf der Engländer Burton von Bulhar aus im Norden bis Harrar, der heutigen Grenzstadt von Südabessinien, zu gelangen; Speke unternahm es, östlich von Berbera das Osthorn zu durchqueren, kam aber nicht weit. Noch befand er sich im Bereiche der Küstenzone, als er überfallen und gefangen wurde; sein Begleiter Leutnant Stroyan wurde niedergemacht, er selbst konnte, mit elf Wunden bedeckt, nach der Küste entfliehen. Der kühne Engländer, der nachher mit Burton zum Tanganyika-See zog und von dort aus im Norden desselben den Victoria Nyanza entdeckte, mußte im Somalilande vor einem ungelösten Problem Halt machen.

Mit reichen Hilfsmitteln und einer vortrefflichen Ausrüstung ging 1865 der deutsche Baron Claus von der Decken im Südosten des Landes den Djubaflufs hinauf und erreichte im Innern die etwa 170 km von der Küste entfernte Somalistadt Bardera, die gerade im gegenwärtigen Moment ein erhöhtes haudelspolitisches Interesse erlangt hat. Das tragische Ende der Deckenschen Expedition ist bekannt und wurde einst in der Presse vielfach besprochen. Er und sein Begleiter Dr. Link fielen oberhalb Bardera dem Verrat der Eingeborenen zum Opfer. Kinzelbach, der 1866 im Auftrage von Deckens Mutter Näheres über das Schicksal des Barons erforschen sollte, sah die Heimat nie wieder; er starb in der Nähe von Brawa, und man behauptet, er sei vergiftet worden.

Henglin, der treffliche Kenner Ostafrikas, kam an der Nordsomalikiiste nicht über die Umgebung von Berbera hinaus.

Die siebenziger Jahre weisen erneute, aber fruchtlose Versuche auf. Von Berbera aus versuchte 1874 Heggenmacher ins Ogadeen zu reisen und den Webifufs zu erreichen. Damit sollte das Land, in welchem sich die Ägypter eben festgesetzt hatten, für Handelszwecke erschlossen werden. Mit einer Karawane von 15 Kamelen und 32 Eingeborenen brach er von der Küste auf, überschritt das Küstengebirge, gelangte aber nur bis zu den hinter ihm gelegenen Prärieen von Thuju. Seine Karte ist in den Höhenangaben nicht genau, aber heute noch recht brauchbar. Sein Reisebericht ist eine fortlaufende Klage über Drohungen, Revolten und Plünderungen, denen er ausgesetzt war. Wo er hiukam, war Raub und Krieg unter den Eingeborenen an der Tagesordnung. Noch war er in geringer Entfernung der Küstenberge, als ihm seine Proviantvorräte gestohlen wurden und er mit Mühe nach Berbera entkam.

Ein Jahr später begleitete er Munzinger an der Nordgrenze der Somalistämme auf einer Expedition nach Südabessinien. Munzinger hatte erkannt, daß hier der Schlüssel zu den reichen Hinterländern gesucht werden mußte und wollte dem Innern durch das Somaliland eine Handelsstraße nach dem Meere öffnen. Das Problem ist heute glücklich gelöst, aber Munzinger fiel als Opfer

Digitized by Google

dieser Idee. Von den Aufsaleuten verräterischer Weise überfallen, erlag er den Wunden; Haggeumacher suchte nach der Küste zu entfliehen, wurde aber von den Strapazen hingerafft.

In den achtziger Jahren machte die Kenntnis des Landes erhebliche Fortschritte, aber nicht ohne Opfer an Menschenleben. In der Nähe des Kap Guardufui und im Lande der Medjurtin war der französische Reisende Revoil von 1882 bis 1886 mit Erfolg thätig, entfernte sich indessen nicht allzuweit von der Küste. Mengen besuchte die Berge südlich von Berbera und teilte Beobachtungen über die topographischen Verhältnisse und über die vorhandene Tierwelt mit.

Der Italiener Sacconi versuchte 1883 von Harrar aus den Weg nach dem Ogadeen, wurde aber im Schlaf überfallen und ermordet, dagegen konnten die beiden österreichischen Forscher Paulitschke und Dr. Hardegger das Land der Eissa-Somali zwischen Zeila und Harrar ohne nennenswerte Schwierigkeiten erforschen. Zwei Jahre später ist das gleiche Gebiet Schauplatz eines grofsen Unglücks, indem am 9. April 1886 die vom Grafen Porro geleitete Expedition total vernichtet wurde und acht Weifse ihr Leben einbüfsten; ihr Zweck, bis ins Ogadeen und ins Gebiet des Webi Schabeli vorzudringen, war damit vereitelt. Seither scheint die Strafse zwischen Zeila und Harrar vollkommen sicher geworden zu sein, da sowohl europäische Handelskarawanen als abessinische Postboten dieselbe regelmäfsig begehen.

Im Jahre 1885 kam die überraschende Kunde, dafs zwei englische Jagdliebhaber, die Gebrüder James, das Ogadeen und das Webithal zu erreichen vermochten. Nach langen und sorgfältigen Vorbereitungen in Berbera schlugen dieselben eine von den Eingebornen oft benutzte Karawanenstrafse nach dem Süden ein, gelangten bis zur fruchtbaren Ebene von Faf und von hieraus nach Bari am Webistrom.

Es ist sehr charakteristisch für den bösen Ruf, in welchem die Somaliländer standen, dafs Lord Granville, sobald er aus der Tagespresse Kenntnis von der Absicht der Brüder James erhielt, sofort an den Residenten der Somaliküste, wo England eben das Erbe Ägyptens übernommen hatte, die offizielle Aufforderung ergehen liefs, die beabsichtigte Expedition festzuhalten und zur Umkehr zu nötigen.

Motiviert wird dies Vorgehen damit, dafs in dem sehr wahrscheinlichen Falle eines Unglücks die Regierung angeklagt werde, diese aber von vornherein sich jeder Verantwortlichkeit entschlagen müsse.

Aber die Reisenden waren schon nach dem Innern aufgebrochen, als ihnen die Aufforderung zur Umkehr zukam, und sie bezeugten keine Lust, derselben Folge zu leisten. Sie gelangten ohne allzu grofse Schwierigkeiten nach dem Webi und kehrten später über die Steppen von Thuju zurück.

Ihre Erlebnisse erzählten sie in dem kleinen, recht anziehend geschriebenen Buche: „The unknown horn of Africa". Die beigegebenen Illustrationen lassen zu wünschen übrig, die entworfene Karte ist nicht viel mehr als eine Skizze, aber dennoch werden recht zutreffende Schilderungen charakteristischer Scenen, Angaben über die Sitten der Eingeborenen, sowie über die jagdbare Fauna mitgeteilt. Eine methodische, wissenschaftliche Erschliefsung des Innern lag nicht in der Absicht des Jamesschen Unternehmens, dasselbe hat aber den Beweis geliefert, dafs das Innere erreichbar ist.

Mit den neunziger Jahren beginnt nun eine Wendung der Dinge, das Osthorn wird von allen Seiten energisch in Angriff genommen und das Innere ist heute nicht mehr so geheimnisvoll wie früher.

Die Veranlassung hierzu bot hauptsächlich die europäische Kolonialpolitik, vorab der kräftige Vorstofs, den Italien in Ostafrika unternommen hatte. Durch das mit England getroffene Abkommen fallen ihm seit 1891 weite Gebiete im Osthorn zu, indem England eigentlich nur den Nordrand mit Rücksicht auf seine wichtige Position in Aden beanspruchte.

In der jüngsten Zeit sind daher ganz vorwiegend italienische Expeditionen thätig gewesen, um die Einflufssphäre zu erschliessen, sie gipfeln fast alle in dem letzten Ziel, endlich einmal Klarheit in das immer noch ungelöste Djubaproblem zu bringen, das seit Deckens Tode im Jahre 1865 eigentlich um kein Jota vorwärts gekommen ist, denn die sogenannten „Erkundigungen" sind doch keine Forschungen und haben nur einen problematischen Wert.

Im Jahre 1891 sehen wir nicht weniger als drei italienische Expeditionen unterwegs, welche die Somaliländer im Norden, im Centrum und im Süden in Angriff nehmen.

Zunächst operierten die beiden Italiener Baudi und Candeo im Norden, um den Oberlauf des Webi zu erreichen. Sie nahmen Berbera am Golf von Aden zum Ausgangspunkt, wo sie im Februar eintrafen. Mit etwa 40 Soldaten und Kameltreibern, die allerdings sich nicht durchweg als die besten Elemente erwiesen, brachen sie von der Küste auf und schlugen die Karawanenstrafse nach Milmil ein, welche den grofsen Vorzug hat, dafs die wasserlose Steppe hier am wenigsten ausgedehnt ist; nachher überschritten die Reisenden den Tug Fafan und gelangten unter Mühseligkeiten und Leiden aller Art nach Ime am oberen Webi. Ein weiteres Vordringen war unmöglich, da hier das Gebiet der Galla beginnt und eine Somalikarawane nicht auf dasselbe übertreten will. Auf dieser Route erfuhren die beiden Italiener Näheres über den Tod ihres Landsmanns Pietro Sacconi und lernten sogar dessen Mörder kennen. Der Rückweg von Ime aus wurde durch das Thal des Tug Sulul gewählt und schon im Mai trafen Baudi und Candeo in der abessinischen Grenzstadt Harrar ein. Hier erwartete sie allerdings bittere Enttäuschung; sie glaubten bei dem Vertreter Italiens gastliche Unterkunft zu finden, statt dessen gerieten sie nach ihrer Ankunft in der Gallastadt in Gefangenschaft, die abessinische Polizei nahm ihnen Waffen und Gepäck ab.

Sie waren also die ersten Opfer jenes unglücklichen Bruches, der kurz vorher zwischen Abessinien und Italien eingetreten war und im Grunde nur der diplomatischen Ungeschicklichkeit des ehrgeizigen Grafen Antonelli zugeschrieben werden mufste. König Menelek liefs den scheidenden Unterhändler Italiens demonstrativ mit gröfster Sorgfalt an die Grenze geleiten, gab dann aber Befehl, jeden Italiener, der ins Land kam, festzuhalten. Durch Intervention der wenigen ansässigen Europäer wurden die Reisenden übrigens bald wieder freigegeben und diese trafen nach wenigen Tagereisen an der Küste ein, wo der Schreiber dieser Zeilen in Zeila mit ihnen zusammentraf und nur zu deutlich die Spuren der ausgestandenen Leiden auf ihren Physiognomieen wahrnehmen konnte.

Die Resultate dieser Expedition im Nordsomaliland mufsten naturgemäfs durch die zahlreichen Hemmnisse beeinträchtigt werden, indessen haben Baudi und Candeo Itinerarien geliefert, welche Dalla Vedova in einer übersichtlichen Karte ausgearbeitet hat; von Interesse sind die Erhebungen über die Volksstämme, welche von der Küste bis zu den Karawanenlagern am oberen Webi vorkommen, auch Angaben über Produktionsverhältnisse des Landes finden sich vielfach in die Reiseberichte eingestreut.

Digitized by Google

Dagegen scheinen einzelne naturhistorische Angaben nicht über jeden Zweifel erhaben. So soll das Nilpferd im Webi leben, Giraffen sollen dort massenhaft an den Ufern vorkommen und unschwer gezähmt werden. Ich bemerke, daß ich während eines längeren Aufenthaltes im Webithale weder das eine noch das andere Geschöpf zu Gesicht bekam, obschon ich mich nur wenige Tagereisen südlich von Ime befunden habe.

Ebenfalls zu Anfang des Jahres 1891 war der italienische Ingenieur Brichetti-Robecchi unterwegs, um eine völlige Durchquerung der Somalihalbinsel zu versuchen, was ihm auch ohne allzu große Schwierigkeiten gelungen ist. Dies ist wohl wesentlich dem äußeren Umstande zu verdanken, daß er mit seinen Somalisoldaten niemals die Gallagebiete betreten hat. Er reiste im Auftrage der Geographischen Gesellschaft in Rom, und da die Italiener an der Benadirküste Handelsunternehmungen angebahnt haben, betrachtete er es als die wesentlichste Aufgabe, die Verkehrsverhältnisse und die Produktionsbedingungen im Webithale bis nach Harrar an der abessinischen Grenze zu ermitteln.

Er rüstete seine Karawane in Aden aus, fuhr zunächst nach Sansibar, um nach Mogoduschu zurückzukehren, brach hier im April auf und schlug den Landweg längs der Küste nach Obbia ein. Mehrfach gab es Kollisionen mit den Eingeborenen, welche sogar in ernste Feindseligkeiten ausarteten, im Innern dagegen blieb er ziemlich unbehelligt.

Von Obbia an den Ufern des Indischen Oceans führte ihn der Weg durch ein ödes und wenig bevölkertes Steppengebiet, im Lande der Schabelli erreichte er die mit üppiger Tropenvegetation geschmückten Ufer des Webiflusses, wo ihn der dortige Fürst, Nah Warfa, mit ausgesuchter Höflichkeit und Freundlichkeit aufnahm. Der Reisende entwirft ein allzu günstiges Bild von dem durch sein äußeres Auftreten allerdings sehr einnehmenden Herrscher, wir lernten bald den geschmeidigen Sultan von einer ganz andern Seite kennen. Statt flußaufwärts zu ziehen, überschritt Bricchetti-Robecchi die Uferberge und wandte sich nach den reichbevölkerten Ebenen von Faf und Warandah, wo er zufällig mit dem Fürsten Ruspoli und mir zusammentraf und eingehende Nachrichten über den Umschwung der Dinge in Abessinien erhielt. Auch über die Gefangennahme von Baudi und Candeo wurde er unterrichtet; um daher nicht Gefahr zu laufen, seine Papiere und Sammlungen der abessinischen Polizei ausliefern zu müssen und Alles zu verlieren, gab er den Plan auf, direkt nach Harrar zu gehen, setzte seinen Weg im nördlichen Ogadeen bis Ilen fort, kehrte dann über Milmil und Herer es Segir nach Berbera an den Golf von Aden zurück. Damit war die erste größere Durchquerung des Osthorns glücklich ausgeführt. Über die Einzelheiten ist im „Bollettino della Società geografica italiana“ ein längerer Bericht erschienen, die mitgebrachten botanischen Sammlungen geben wertvolle Einblicke in die Flora der durchzogenen Gebiete.

Gleichzeitig begab sich der römische Fürst Eugenio Ruspoli ins Innere der Somaliländer, um womöglich bis zum Oberlauf des Djuba vorzudringen. Zweck des Unternehmens, das der Leiter aus eigenen Mitteln ins Leben rief, war vorwiegend die naturwissenschaftliche Erschliessung des noch so gut wie unerforschten Gebietes und zu diesem Behufe wünschte derselbe meine Mitwirkung, was ich denn auch annahm.

Die Ruspolische Expedition, welche ursprünglich den Weg über Schoa zu nehmen gedachte, um über Kaffa nach dem Quellgebiet des Djuba vorzudringen, wählte infolge der italienischen Zerwürfnisse mit Abessinien Berbera als Ausgangspunkt, wo sie Mitte Juni eintraf, mit 50 Mann Bedeckung und eingebornen Dienern das Küstengebirge beim Gan Libach überschritt und ohne Unfall über Hahe und Oduin die wasserlosen Steppen von Baskul passierte, also im wesentlichen die Jamessche Route einschlug, dagegen nach Warandah im Centrum des Ogadeen abbog. Sie zog von hier südlich über Faf nach dem Leopardenfluß oder Webi Schabelli; in der Nähe von Bari, in der Residenz des vorhin genannten Naih Worfa, wurde ein längerer Halt gemacht und ein Lager am linken Ufer des Webi inmitten der großartigen tropischen Vegetation bezogen. Der ealglatte Sultan bereitete uns zunächst den besten Empfang, kam täglich für einige Stunden ins Lager, um seine Habsucht zu nähren, wie wir bald erfuhren. Schon beim Übersetzen über den breiten nud tiefen Strom machte er allerhand Schwierigkeiten und inscenirte bald darauf einen nächtlichen Angriff, der allerdings den übelbeleumdeten Schabelli-Leuten nicht gut bekam, hinterher unsere Mannschaft jedoch derart ängstigte, daß ein baldiger Abzug ratsam erschien.

Nach einigen Tagemärschen in den Steppen zwischen Webi und Djuba mußte eine nördliche Richtung eingeschlagen werden, um die Leute am Entwichen nach der Küste zu verhindern, so daß später der Webi wieder erreicht wurde. Die Gegend stromaufwärts ist sehr stark bevölkert, so daß sich oft Dorf an Dorf reiht. Die Eingeborenen sind verhältnismäßig wohlhabend, da Durrah und Mais stark angebaut werden, die Baumwollkultur ergiebig ist und die stets grünen Uferwiesen und Wälder einen starken Viehstand unterhalten. In faunistischer Hinsicht trat ein geradezu großartiger Reichtum zu Tage, namentlich ist die Vogelwelt durch eine Masse der glänzendsten Gestalten vertreten.

Vom Thale Habir, einige Tagereisen südlich von Ime, führt eine Karawanenstraße nach dem nahen Djubagebiet, da aber hier das Land der Galla beginnt, zeigte die ausschließlich aus Somali bestehende Begleitmannschaft eine unüberwindliche Scheu vor dem weiteren Vordringen, da Galla und Somali in beständiger Feindschaft leben. Starke Desertionen machten den Weitermarsch unmöglich, so daß der Rückzug nach der Küste angetreten werden mußte. Durch das Bergland der armen, aber gutartigen Abdallah-Somali zog sich die Expedition nach Warandah zurück, um über die grasreichen Steppen von Thuju Berbera zu erreichen, wo die Karawane nach fünfmonatlicher Abwesenheit am 1. Dezember wohlbehalten eintraf.

Die Ruspolische Expedition, wenn sie auch in das Djubathal äußerer Hindernisse wegen nicht ganz vorzudringen vermochte, brachte wenigstens aus den innern Somaliländern reiche Sammlungen mit, welche zum großen Teil bearbeitet sind und viele neue bemerkenswerte Thatsachen feststellen konnten.

Von großem biologischen Interesse ist z. B. die Entdeckung myrmecophiler Akazien, welche ihren Haushalt in seltsamer Weise an Ameisen angepaßt haben, in der Alten Welt aber bisher nicht mit Sicherheit nachgewiesen waren.

Der Fall betrifft die von Schweinfurth am oberen Nil entdeckte Flötenakazie (Acacia fistula), welche für die Uferlandschaften vielerorts physiognomisch herrschend wird und für die Gummigewinnung von größter Bedeutung ist.

In geologischer Hinsicht erwies sich die Steppe zwischen dem Küstengebirge und dem Becken des Tug Fafan als ein ungeheures Übergußtafelland, dessen steingutähnliche Porphyrmassen horizontal geschichtet und reich an Eisenerz (Hämatit) sind. Große Überraschung

Digitized by Google

bot die Auffindung von ausgedehnten Neocomschichten an den Ufern des mittlern Webi und in den Djuba-steppen. Es sind ausgesprochene Seichtwasserbildungen des Kreidemeeres, welche stellenweise einen geradezu fabelhaften Reichtum an Ammoniten (Hoplites somalicus, H. Ruspolii) enthalten; auch fossile Seeigel sind nicht gerade selten.

Die Tierwelt, in der Nähe der Wasserplätze von seltenem Reichtum, ergab viel Neues. Die ornithologische Sammlung, 183 Stück mit 77 Arten, worunter vier bisher unbekannte, wurde von Prof. Salvadori bearbeitet; die Reptilien und Amphibien, früher noch sehr mangelhaft bekannt, sind von Böttger bereits veröffentlicht worden, verschiedene Fadgelehrte bestimmten die niederen Tiere. Manche zoologische und botanische Beobachtungen sollen erst später zur Veröffentlichung gelangen.

Über Produktions- und Verkehrsverhältnisse des Landes hat E. Ruspoli in einem vorläufigen Reisebericht (Nel paese della Mirra) eine Reihe von bemerkenswerten Daten geliefert.

Inzwischen leukte die rührige geographische Gesellschaft in Rom ihr Augenmerk auf das afrikanische Osthorn, welches ja vorwiegend der italienischen Interessensphäre angehört und beschloss, eine grofse Expedition zur Lösung des Djuba-Problems auszurüsten. Als Leiter derselben bezeichnete sie den Kapitän Bottego, einen tüchtigen Artillerieoffizier, der in der erythräischen Kolonie gedient hatte und sich dort bereits durch wertvolle geographische Leistungen bemerkbar machte. Energisch und nüchtern zugleich, voll Enthusiasmus für die ihm anvertrante Aufgabe, gebührt ihm heute neben dem nicht minder kühnen Eugenio Ruspoli das Verdienst, den Verlauf des Djuba aufgeklärt zu haben. Sein Begleiter war Kapitän Grixoni. Die Expedition wählte wiederum als Ausgangspunkt die Küstenstadt Berbera, 126 Mann stark zog sie über Milmil nach dem nördlichen Ogadeen, setzte bei Imé über den Webifluss und drang von dort aus nicht ohne Schwierigkeiten ins Gebiet der Gurra Galla, vor deren Lanzen und Pfeilen sie sich durch das reichliche Akaziengebüsch decken konnte. Das hier vorhandene Bergland bildet die Wasserscheide zwischen Webi und Djuba. Letzterer entsteht bekanntlich durch Zusammenfluís zweier grofser Quellflüsse, dem östlichen Arm, Ganana oder Ganale genannt, und einem westlichen Arm, dem Daua, welcher am bedeutendsten zu sein scheint. Bottego gelangte nach Überschreitung mehrerer Nebenflüsse zum Ganale Diggo, dem er anfänglich für den östlichen Hauptarm hielt, erfuhr aber, dafs dieser noch weiter westlich liege und den Namen Ganale Gudda oder grofses Ganale führe. Er erreichte in seinem obersten Stücke bei Cormoso, einer Gallaniederlassung, welche etwa unter dem 6. Breitegrade in einer Höhe von 1200 Meter liegt. Bis hierher scheint der landschaftliche Charakter überall derselbe zu sein wie in den Somaliländern, Steppenländer mit Akaziengebüsch und Weideflächen, vielfach arm an Wasser. Von einem auf den früheren Karten angemerkten See (Wamo oder Gamo) war nichts zu sehen, derselbe existiert auch nicht.

Um im Falle eines Unterganges der Expedition nähere Kunde vom oberen Djuba nach Europa gelangen zu lassen, trennte sich hier Grixoni mit einem Teile der Mannschaft von der Karawane und zog flufsabwärts über Logh und Bardera nach der Küste.

Bottego dagegen ging dem Hauptarm (Ganale Gudda) entlang flufsaufwärts bis ins Gebirgsland der Sidama Galla, also bis nahe an die Grenze von Südabessinien. Der landschaftliche Charakter wechselt und beginnt hier die grandiose Schönheit anzunehmen, welche dem unvergleichlichen Bergland von Schoa und Kaffa nachgerühmt wird. Der Flufs verengt nach und nach sein Bett bis auf 10 m Breite, entspringt also augenscheinlich in den Bergen der Sidama.

Wir dürfen dem Reisenden wohl glauben, dafs ihm ein weiteres Vordringen absolut unmöglich war, werden doch die hier ansässigen Galla von den kriegsgewandten Abessiniern gefürchtet. Die imposantesten Krieger mit ihren breiten Schilden und mächtigen Lanzen rotteten sich in immer bedrohlicher werdender Zahl zusammen und nötigten Bottego, dem bereits die Kamele und Esel gestohlen worden waren, zur schleunigen Umkehr nach Cormoso. Es fehlte ihm überdies an Lebensmitteln und von den ungastlichen Eingeborenen war eben nichts erhältlich. Sich nach Westen wendend, erreichte er in sechs Tagen den vermeintlichen Oberlauf des Daua und machte hier eine Leidensgeschichte durch, die selbst für afrikanische Verhältnisse eine ungewöhnlich harte war.

Lebensmittel waren nicht erhältlich, da die Eingeborenen selbst vom Wichtigsten entblöfst waren; wohl besafsen diese vordem einen grofsen Reichtum an Rindern, alleiu kurz vorher hatten die Seuchen gewütet und den Viehstand ruiniert. Die Lastkamele, soweit sie nicht zu Grunde gingen, waren längst aufgezehrt. Die Jagd auf Geier und Affen vermochte noch ein kümmerliches Dasein zu fristen; viele Soldaten starben vor Ermattung und Hunger. Schliefslich mufste die Jagd auf Nilpferde aushelfen, das getrocknete Fleisch ermöglichte den Weitermarsch, welcher dem Daua entlang vollzogen wurde.

Der Sultan von Logh erwies sich als Freund, und um die Mitte August 1893 traf der Reisende in Bardera ein, nm bald nachher an der Küste bei Brawa zu erscheinen.

Oberhalb Bardera fand Bottego noch das Wrack des Schiffes, welches die Expedition des verunglückten Baron Decken den Djuba aufwärts bringen sollte und dann scheiterte; eine heilige Scheu hält die Eingeborenen davon ab, diese Trümmer zu entfernen; eine sorgfältige photographische Aufnahme des gestrandeten Schiffes wurde daselbst angefertigt und der hochbetagten Mutter des Barons inzwischen eingehändigt.

Wer die schwierigen Verhältnisse im Osthorn kennt, wird die Leistung von Bottego als eine sehr bedeutende bezeichnen müssen; sie erforderte den höchsten Aufwand von physischer und moralischer Kraft. Sie hatte Licht in das vorher noch dunkle Djubaproblem gebracht und besonders über das östliche Quellgebiet des gewaltigen Stromes ausreichende Aufschlüsse erzielt.

Der kühne Forscher ist der Meinung, dafs der westlichste von ihm untersuchte Flufs den ganzen Verlauf des Dana darstelle. Ohne seinen grofsen Verdiensten irgendwie nahezutreten, glaube ich doch, dafs dies bezweifelt werden mufs; ich vermnte vielmehr, dafs es sich um einen Nebenflufs handelt, welcher dem untern Teile des Dana zuströmt, da ich kaum annehmen kann, dafs das Quellgebiet des letzteren nur etwa sechs Tagereisen vom Ganale, dem östlichen Djubaarm, entfernt ist.

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist der westliche Arm länger als der östliche und dürfte seinen Ursprung im Süden von Kaffa haben.

Wir kommen auf diesen Punkt zurück.

Während Bottego mit Erfolg am oberen Ganana thätig war, erschien gleichzeitig der Fürst Ruspoli im Gebiet des mittleren Djuba. Er hatte Europa im Herbst 1892 wieder verlassen und rüstete eine zweite grofse Expedition auf seine Kosten aus, nm quer durch die Somali- und Gallaländer nach dem von Teleki entdeckten Rudolfsee vorzudringen und sein Verhältnis zum Djuba festzustellen. Das Unternehmen war ein aufserordent-

Digitized by Google

lich kühnes, galt es doch, unter grofsen Entbehrungen sich zwischen den räuberischen Horden der Galla durchzuschlagen; der Enthusiasmus des jungen Mannes liefs jedoch die Lösung dieser Aufgabe erwarten.

Als europäische Begleiter hatte Eugenio Ruspoli die beiden Italiener Riva und Lucca, den deutschen Ingenieur Borchardt und den Triestiner Dal Seno mit sich; er wählte wiederum Berbera als Ausgangspunkt und schlug anfangs Dezember 1892 die Karawanenstrafse über Milmil nach dem nördlichen Ogadeen ein. Schon im folgenden Januar hatte er am oberen Webi ungefähr die gleiche Gegend erreicht, welche wir zusammen im Jahre 1891 besucht hatten. Da seine Mannschaft neben Somali auch Abessinier und Sudanesen aufwies, war ein Übertritt auf das Gallagebiet möglich, er überschritt das Bergland des Gurra tialla, welches die Wasserscheide zwischen Webi und Djuba bildet, kam bis zum Web, einem westlichen Zufluls des Djuba, folgte demselben in südwestlicher Richtung und hatte Mitte März 1893 oberhalb Logh den Djubastrom bei Magala erreicht, der hier die ansehnliche Breite von 170 m besitzt. Der Web durchfliefst ein Thal mit echt tropischer Vegetation und ist, wie alle ostafrikanischen Flüsse, von mächtigen Dschungelmassen umrahmt, seine fischreichen Gewässer enthalten schon zahlreiche Nilpferde, die Ufer werden von Elefanten und Antilopenherden belebt.

Die Expedition bedurfte einer längeren Ruhe und richtete sich in einem verlassenen Dorfe am mittlern Djuba wohnlich ein, während Ruspoli als erster Europäer sich nach Logh begab, von dessen Sultan er zuvorkommend empfangen wurde. Der Ort scheint kommerziell von gröfster Bedeutung zu sein, da die Karawanen mit ihren Elfenbeinvorräten aus den Gallaländern hier zusammentreffen. Mit wenigen Leuten eilte er unter nicht geringen Gefahren nach Bardera, um dem daselbst herrschenden Scheich Abdio Briefe nach Europa zu übergeben, und dieser hat denn auch gewissenhaft die Sendung nach der Küste befördert.

Während seiner Abwesenheit gelangte die zurückgebliebene Karawane in die elendeste Verfassung und mufste schliefslich nach einem gesunderen Orte übersiedeln. Die Regenzeit war eingetreten und hatte Fieber im Gefolge; die Karawane glich mehr einem Lazareth als einer sich neu kräftigenden Gesellschaft. Ingenieur Borchardt war so leidend geworden, dafs er an die Küste zurückkehren mufste, ihm schlofs sich auch der Triestiner Dal Seno an.

Die bereits stark reduzierte Karawane zog nach Westen durchs Land der Borana-Galla dem Daua entlang in der Richtung des Rudolfsees. Die letzten direkten Nachrichten des Fürsten Ruspoli datieren von der Mündung des Dana.

Unter den Borana hatte er ernste Kämpfe zu bestehen.

Oberhalb Aloi teilt sich der Dana in einen nördlichen und nordwestlichen Arm. Ersterer heifst Uata und ist offenbar identisch mit dem vermeintlichen Oberlauf des Daua, den Bottego besucht hat. Ruspoli folgte dem nordwestlichen Arme bis in die Berge von Amhara Burgi, der dort den Namen Omo oder Omi führt und die immerhin noch bedeutende Breite von 100 m besitzt. Es ist also anzunehmen, was sich aus den Itinerarien ergeben mufs, dafs der bisher rätselhafte Omo im Süden von Kaffa zum Daua gehört und in das System des Djuba hineinbezogen werden mufs.

Die Tierwelt und Pflanzenwelt dieser Regionen scheint eine ganz phänomenale zu sein. Antilopen, Giraffen und Elefantenherden erfreuen sich hier eines paradiesischen Daseins. Bambuse treten als Charakterelemente in der Vegetation auf; Bananen und Kaffee sind in Menge vorhanden; gröfsere Seen beleben die Berglandschaft.

Von dem befreundeten Sultan Gujo begleitet, überschritt Ruspoli die Bergketten von Amhara Burgi und entdeckte den ungefähr 30 km langen See Abbai, der aber nicht mit dem Omo in Verbindung steht. In der Nähe bezog er ein Lager bei Gublegenda und fand leider am 4. Dezember 1893 einen traurigen Untergang. Nach den Angaben seiner Begleiter soll er allein auf die Elefantenjagd gegangen sein und wurde von einem verwundeten Elefanten getötet.

So fand der thatendurstige und kühne junge Reisende am Ziel seiner Wünsche ein vorzeitiges Ende.

Der Sultan Gojo gewährte dem Fürsten ein ehrenvolles Begräbnis neben dem Grabe des Vaters in seinem Familienfriedhof.

Die Trümmer der Expedition zogen den Daua abwärts und trafen auf dem Rückwege über Logh und Bardera am 11. März 1894 in Brawa an der Somaliküste ein. Ruspoli mufs nicht sehr weit vom Rudolfsee gewesen sein, die vorliegenden Nachrichten scheinen es auszuschliefsen, dafs zwischen diesem und dem Daua eine Verbindung besteht. Er dürfte sich in der Nähe der Grenze von Kaffa befunden haben, jedenfalls war diese Expedition eine der kühnsten Unternehmungen, die in Ostafrika ausgeführt worden sind.

Somit bezeichnet das Jahr 1894 die endliche Lösung des Djubaproblems und die beiden Namen Bottego und Ruspoli werden stets damit verknüpft bleiben, beide haben gleichzeitig und sich ergänzend an der Erschliefsung des Djubagebietes gearbeitet. Einen näheren Einblick werden die in nicht allzu ferner Zeit zu erwartenden Publikationen gewähren.

Die tirolisch-rheinische Kolonie Pozuzo in Peru.

Von Lehramtsassessor Adam Klassert. Bensheim.

Die vielgenannte Kolonie liegt unter 10° 2′ südl. Br., und 75° 3′ westl. L. v. Gr. auf dem Ostabhange der Anden im pernauischen Departement Huánuco, in der Provinz Huánnco am Zusammenflusse der dem Stromgebiete des Pachitea-Ucayali angehörenden Flüsse Pozuzo und Huancahamba. Ueber ihre Anfänge hat im Jahre 1862 im ersten Bande des Globus, S. 189, Friedrich Gerstäcker kurz berichtet, der die Kolonie im Dezember und Januar 1860/61 besucht hat, und, wie er selbst in seinem Werke: „Achtzehn Monate in Südamerika und dessen deutschen Kolonieen" erzählt, bei dem damaligen Präsidenten Castilla mit Erfolg für die Interessen der Kolonie eingetreten ist. Der 5. Band des Globus brachte dann im Jahre 1864, S. 158, den Bericht des Staatsingenieurs v. Falkenstein an den Direktor der öffentlichen Arbeiten in Peru. Der Bericht hebt das gute, durch die stets wehenden Kordillerenwinde abgekühlte Klima und den trefflichen Gesundheitszustand der Kolonie hervor, in der damals nur 163 Deutsche (2/3 Tiroler, 1/3 Rheinländer) wohnten. Diese lebten als kleine Bauern mit 1 oder 2 Milchkühen zufrieden von dem Ertrage ihrer Pflanzungen, die unter anderm im Jahre 1865 bereits eine Kaffeeernte von 250 Ctr. in Aussicht stellten, wie im Globus, 7. Band, S. 222, mitgeteilt wird.

Digitized by Google

Ebenda ist von dem Baue eines Weges zur Wairo-mündung, wo der Palcazu schiffbar wird, durch den Ingenieur v. Falkenstein und von der beabsichtigten Befahrung des Palcazu-Pachitea mit Dampfschiffen die Rede. Die ersten Dampfschiffe langten zu Neujahr 1867 an der Mündung des Wairo, 50 km von der Kolonie, an, doch hat sich infolge der stets wechselnden Pläne der Regierung und wegen des später eingetretenen Geldmangels eine regelmäßige Schiffahrt auf dem Palcazu-Pachitea bisher nicht zu entwickeln vermocht. Zwei ausführliche Schilderungen der Kolonie erschienen im Jahre 1870, die eine von ihrem Begründer, dem Freiherrn Damian v. Schütz-Holzhausen [1]), die andere von Dr. Robert Abendroth [2]), der im Auftrage des Dresdener Vereins für Erdkunde während eines vierzehnmonatlichen Aufenthaltes die Verhältnisse der Kolonie untersucht hatte. Neuere Nachrichten brachten einige Aufsätze, die der Seelsorger der deutschen Kolonie Jos. Egg [3]) und Dr. A. Weckwarth [4]) veröffentlichten, sowie das nachgelassene Werk des Freiherrn v. Schütz, „Der Amazonas“ [5]). Seit dem Erscheinen des „Amazonas“ sind nur wenige Nachrichten über Pozuzo in die Öffentlichkeit gedrungen [6]), bis im Jahre 1892 wieder einmal ausführlichere Berichte erschienen, die eine günstige Entwickelung für Pozuzo erhoffen ließen [7]). Um so größeres Befremden mußte es hervorrufen, als im verigen Jahre Richard Payer, der seit zehn Jahren das Gebiet der Nebenflüsse des oberen Amazonas bereist, meldete, die Kolonie Pozuzo werde nach der günstiger gelegenen Hochebene von Oxapampa verlegt, deren Gebiet den Deutschen bisher infolge der Umtriebe der katholischen Mission von San Luis de Shuaro vorenthalten werden sei [8]). Diese Nachrichten, die ich im „Ausland“ [9]) in gutem Glauben wiedergegeben habe, erweisen sich nach mehreren mir seitdem aus Peru und Pozuzo selbst zugegangenen Briefen als unhaltbar: wie mir Payer unterm 28. Juni 1894 aus Iquitos schreibt, hatte er 1892 bei seiner letzten Reise durch die Kolonie aus der Thatsache, daß damals einige Ansiedlerfamilien nach dem etwas südlicher, aber höher gelegenen Oxapampa übersiedelten, den Schluß auf eine künftige Entvölkerung des Pozuzo gezogen — ein Schluß, der sich in der Folge durchaus nicht bewahrheitet hat.

Zwei Erklärungen, die erste von Pfarrer Egg aus Pozuzo, vom 15. Dezember 1893, unterzeichnet von den Behörden der Kolonie und mit deren Amtssiegeln versehen, die zweite von Lehrer August Herz aus Lima, vom 30. April 1894, legen im 8. Hefte von Petermanns Mitteilungen [10]) die neueste Entwickelung der Kolonie dar. Der Verf. der ersten Erklärung, Jos. Egg, der sein halbes Leben im Dienste der Kolonisten zugebracht und im verigen Jahre unter dem Jubel seiner Gemeinde am Pozuzo sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum gefeiert hat, wurde am 13. März 1820 in Innsbruck geboren, machte seine gymnasialen und philosophischen Studien in Innsbruck und studierte dann in Brixen Theologie. Nach seiner Weihe wirkte Egg von 1843 an längere Zeit segensreich als Kooperator in Silz im Oberinnthale und zuletzt als Kapellan in Wald bei Imst; im Jahre 1857 begleitete Egg, vom Freiherrn Damian v. Schütz gewonnen, die ersten Ansiedler aus den Tiroler Bergen, von Rhein und Mosel nach Peru, und hat seitdem mit unerschütterlicher Treue als ihr Seelsorger, leiblicher Arzt, Lehrer und Berater bei ihnen ausgeharrt und stets jede ihm angebotene Beförderung, so vor einigen Jahren die Bewerbung um den bischöflichen Stuhl von Huanuco im Interesse der Kolonie ausgeschlagen. Stets ist er auf die Hebung der Kolonie bedacht gewesen; seit Jahren hat er sich für die Herstellung besserer Wege und Drahtseilbrücken bemüht; im Jahre 1863 hat er mit dem Subpräfekten San Miguel und dem Staatsingenieur v. Falkenstein den Palcazu bis zur Mündung des Pichis befahren, um die Beschiffung des Palcazu-Pachitea durch Flußdampfer anzubahnen [11]).

In seiner Erklärung stellt Pfarrer Egg zunächst fest, daß nur eine beschränkte Anzahl Familien, durch einige Feinde der Kolonie beredet, nach Oxapampa gezogen sind. Ihre Erfahrungen sind so übel, daß sie zum Teil schon von dort nach Pozuzo zurückgekommen sind [12]). Coca und Reis gedeihen in dem kühleren Klima von Oxapampa gar nicht, während Kaffee und Zuckerrohr etwa dreimal soviel Zeit brauchen wie am Pozuzo. Die Franziskanermission (San Luis de Shuare) besteht erst seit einigen Jahren, und sie erst hat es möglich gemacht, daß auch andere unter den neubekehrten Kampas sich ansiedeln können. Die größte Einnahmequelle für die Ansiedler von Pozuzo besteht seit 1890 in der Coca, die noch immer mehr geplanzt wird; seitdem Arnold Kitz, ein Oldenburger, der seit 21 Jahren in Peru lebt und seit 17 Jahren Chef eines Engroshauses in Lima ist, in der Kolonie eine Cocainfabrik angelegt hat, an die der Ansiedler auch das letzte Blatt seiner Coca gegen bares Geld abliefern kann, ohne wie früher befürchten zu müssen, daß diese empfindliche Ware auf dem Wege nach Huanuco durch Regen oder sonstwie verdorben gehe. „Aber auch in anderer Beziehung“, schließt Eggs Bericht, „schwingt sich die Kolonie immer mehr empor. Wir haben, wie auch Payer bekennt, drei gutgebaute Drahtbrücken, eine über den Pozuzo und zwei über den Huancabamba. Die erste, die bedeutende Arbeit kostete, heißt „Kaiser Wilhelm-Brücke“, weil der deutsche Klub von Lima die sieben Drahtseile spendete, damit diese Brücke als Monument zur Erinnerung an Kaiser Wilhelm I. dastünde [13]). Auch ein Weg wird nen durch das Gebirge hierher auf Kosten der Municipalität angelegt, und da bis zu seiner Vollendung noch einige Zeit vergehen wird, so hat der Besitzer der Cocainfabrik zur

[1]) Die deutsche Kolonie in Peru, Weinheim.
[2]) Die Kolonie Pozuzo. Nachtrag zum VI. und VII. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Dresden.
[3]) Aus allen Weltteilen, VI. Jahrgang 1875, S. 321 bis 23; Deutsche geographische Blätter, Bremen, III, 1880, S. 24 bis 31.
[4]) Kölnische Zeitung, 1878, Nr. 108.
[5]) Der Amazonas, Wanderbilder aus Peru, Bolivia und Nordbrasilien, Freiburg 1881.
[6]) Zusammengestellt im Ausland 1893, S. 310 bis 312.
[7]) Kölnische Volkszeitung 1892, Nr. 74 und 334. Österreichisches Jahrbuch 1892, S. 59 bis 67: Die Tiroler Kolonie am Pozuzo in Peru, von Dr. J. A. Schöpf, emer. k. k. Universitätsprofessor und Konsistorialrat; der Verfasser, der selbst viele Verwandte in Pozuzo hat, berichtet hier nach eigenen Erinnerungen und nach Mitteilungen seines Schulfreundes Egg und seiner Verwandten über die Geschichte der Kolonie und deren Zustand (der Aufsatz ist auch separat erschienen bei Oberer in Salzburg); einen interessantes, auf die Hebung der Umgegend von Pozuzo abzielenden Briefwechsel mit Pfarrer Egg hat 1892 C. J. Römer veröffentlicht in seinem Schriftchen: „Der obere Amazonenstrom, ein Kolonieengebiet für Deutsche“ (Harzburg, Selbstverlag).
[8]) Petermanns Mitteilungen, 1893, S. 150 f.
[9]) Ausland 1893, S. 528.
[10]) 1894, S. 188 bis 190.
[11]) Nach einer brieflichen Mitteilung aus Pozuze vom 21. Juni 1894.
[12]) Nach den Erfahrungen dieser Reise und nach Erkundigungen bei den gewöhnlich über Pozuzo an den Ucayali reisenden Barfüßermissionären hat Pfarrer Egg die Indianer des Pachitea geschildert in „Aus allen Weltteilen“, VII, S. 237 f.
[13]) Die 2. Auflage des v. Schütz'schen „Amazonas“ wird ausser anderen Ansichten aus der Kolonie auch ein Bild der „Kaiser Wilhelm-Brücke“, ferner das Bildnis des Begründers der Kolonie und ihres braven Pfarrers bringen.

Digitized by Google

Ausbesserung der gefährlichen Stellen des alten Weges 500 Soles gegeben. Auch wird auf seine Anregung und mit seiner Unterstützung ein neues Schulhaus mit Internat gebaut". Ein Internat erweist sich nämlich als notwendig, da die Ansiedelungen der Kolonie auf eine Strecke von 17 km verteilt sind. Auch die Sicherung der Seelsorge läfst sich der Fabrikbesitzer angelegen sein; mit seiner Unterstützung hat sich am 18. August Kooperator Franz Schafferer aus Gschnitz (Tirol) in Hamburg eingeschifft, um sich an den Pozuzo zu begeben und dem greisen Pfarrer beizustehen und ihm dereinst im Pfarramte nachzufolgen [14]).

In der zweiten Erklärung entnimmt A. Herz dem amtlichen Bericht einer vom Präfekten von Huanuco am 30. Mai 1892 ernannten Kommission, die die Aufgabe hatte, die allgemeine Lage der Kolonie zu studieren, folgende Angaben. Die Kolonie zählt 85 deutsche Familien mit 488 Köpfen und 13 peruanische (Indianer) mit 60 Köpfen in 101 Ansiedelungen. Der Viehstand der Kolonie besteht aus 238 Stück Rindvieh, 29 Reittieren, 275 Schweinen und ungefähr 5000 Hühnern. Die Gemeindeverwaltung liegt ganz in den Händen der Deutschen. Der Pfarrer, der Gobernador (Amtmann), die beiden Friedensrichter, der Gemeinderat sind Deutsche. Der Schulunterricht wird in deutscher Sprache erteilt, doch auch Spanisch gelehrt. So kommt es, dafs auch die dortigen Indianer Deutsch verstehen, einige es auch sprechen. Der jährliche Ertrag an Kaffee beträgt 1500 bis 2000 Arrobas (1 Arroba = $12^1/_2$ kg) und an Tabak ungefähr 5000 Arrobas [15]). Alle Lebensmittel sind in Überfluſse vorhanden. — Aufser der Cocainfabrik giebt es in Pozuzo zwei Zuckerrohrdestillationen und zwei Webstühle, auf denen aus der in den Pflanzungen gezogenen Baumwolle vorzügliche Stoffe gewebt werden.

Seit der Veröffentlichung des erwähnten Berichtes, also seit Mitte 1892, hat die Kolonie immer gröfseren Aufschwung genommen. Heute stehen am Pozuzo und Huancabamba allein an Coca 700000 Bäumchen auf den Pflanzungen von A. Kitz und etwa 200000 Bäumchen in den Ansiedelungen der Kolonisten. „Es hat nicht nur jeder Kolonist reichlichen Lebensunterhalt, sondern sich auch schon eine kleinere oder gröfsere Summe baren Geldes erworben. Durch deutsche Intelligenz, Thatkraft und Ausdauer sind alle Hindernisse, die die Natur selbst dem Unternehmen entgegengestellt, beseitigt, und der Pozuzo hat sich zu einer wahrhaften deutschen Musterkolonie emporgearbeitet. Es wäre jedoch nicht möglich gewesen, einen solchen Erfolg zu erzielen, wenn nicht die ganze Kolonie zu treuem Beistande bereit gewesen, und zwar Leute, arbeitsam, ehrlich und gottesfürchtig, — Eigenschaften, deren Pflege dem alten, ehrwürdigen Seelsorger der Gemeinde zu danken ist. Dafs dort tief im Urwalde die Kolonisten nicht verwildert sind, sondern ein wohlgeordnetes Gemeindewesen besitzen, dafs deutsche Gottesfurcht, Treue und Redlichkeit Charakterzug der Kolonisten geblieben ist, das ist sein Werk. Wohl kann er sich an seinem Lebensabend desselben freuen und mit Stolz auf sein Leben zurückblicken."

Der neue Aufschwung, den die Kolonie Pozuzo seit der Errichtung der Cocainfabrik nimmt, mufs den österreichisch-ungarischen Generalkonsul, Ministerialrat Dr. Ritter Karl v. Scherzer in Genua mit besonderer Freude erfüllen. Derselbe hat schon 1860 in Petermanns Mitteilungen [16]) und in der Beschreibung der Weltumseglung der österreichischen Fregatte „Novara" (1857 bis 1859) [17]) die günstige Lage der Kolonie für den Cocabau betont. Nach seiner Rückkehr von der Weltreise hat v. Scherzer der deutschen Wissenschaft die ersten gröfseren Mengen von Coca zur Verfügung gestellt und dadurch Veranlassung gegeben, dafs das Cocain — zuerst von Dr. A. Niemann im chemischen Laboratorium von Medizinalrat Dr. Wöhler in Göttingen — hergestellt, und dafs infolge der Einführung des Cocains in die Heilkunde die Coca, die in ihren Wirkungen bis dahin nur von den Indianern erprobt worden war, ein wichtiger Gegenstand des Welthandels wurde.

Besteigung des Vulkans Calbuco.

Von Oswald Heinrich. Osorno (Süd-Chile).

Die ganze Zeit der diesjährigen grofsen Ferien habe ich mit zwei Reisegefährten am See Llanquihue und an dessen Nachbarsee, dem Todos los Santos, verlebt. Zweck unseres Aufenthaltes war, den Vulkan Osorno zu besteigen. Doch trotz guter Ausrüstung mit Eisbeil, Bergschuhen, Bergseil etc. war es uns unmöglich, den Gipfel zu erreichen. Dreimal versuchten wir den Aufstieg von verschiedenen Seiten, aber immer wieder zwangen uns die grofsen Spalten im Eise zur Umkehr, das dritte Mal in einer Höhe von etwa 2000 m. Mifsmutig und des ewigen Schnees, der langweiligen Arenale und des schmutzigen Gletscherwassers überdrüssig, suchten wir wieder die gastlichen Wohnungen der deutschen Kolonisten am See Llanquihue auf. Die liebenswürdige Aufnahme, die wir dort fanden, veranlafste uns, noch einige Tage zu verweilen. Auf der andern Seite des Sees qualmte der Vulkan Calbuco, und es erwachte in mir der Wunsch, diesen zu besteigen. Mit drei deutschen Kolonisten fuhr ich am 19. Februar 1894 in einem Boote von der Nordseite über den See nach dem Fufse des Calbuco.

Den Abends konnten wir einen Feuerschein am Krater beobachten; die dem letzteren entsteigenden Dampfwolken erschienen zeitweise magisch beleuchtet. In kurzen Zwischenräumen hörte man ein Getöse wie das Donnern eines heranziehenden Gewitters. Am nächsten Morgen brachen wir drei Mann früh um 5 Uhr auf, mit einem Barometer, einem Thermometer, photographischen Apparat und den nötigsten Nahrungsmitteln ausgerüstet. Nach einem Marsch von etwa 40 Minuten befanden wir uns auf der Hauptstrafse des Arenals. Hatten sich unsere Geruchsnerven am Rande des Arenals an die aus Rissen aufsteigenden Kohlendämpfe gewöhnt, so konnten sie sich nun, je näher wir dem Vulkan kamen, desto mehr mit Schwefeldämpfen vertraut machen. Hier und da sahen wir kleine muldenförmige Vertiefungen, welche mit einer Schwefelkruste bedeckt waren. In der Mitte waren 1 bis 4 kleine Löcher, etwa $^1/_2$ bis 1 cm im Durchmesser, aus denen heifse Dämpfe hervorgezischt kamen. Der Boden unter unsern Füfsen fing an heifs zu werden und hatte hier eine Temperatur von etwa 42°. An einer Stelle brach einer meiner Begleiter ein, es war dort heifser Schlamm vorhanden. Um 7 Uhr 30 Min. standen wir am Eingange der Schlucht, aus welcher jener Schlammstrom sich ergossen hatte. Wir beabsichtigten, uns stets auf den Höhen zu halten, um bei einem etwaigen Ausbruche uns eher retten zu können, doch war es unmöglich, die zur Seite aufragenden Höhen zu erklimmen. Die kräftigsten Bäume waren dort oben umgeknickt worden wie Streichhölzer; nur angekohlte und halbverbrannte Stümpfe ragten düster zum Himmel empor. Auf

[14]) A. Herz in Petermanns Mitteilungen 1894, S. 190; Kölnische Volkszeitung 1894, Nr. 490.

[15]) Diese Zahl scheint aus Versehen eine Null zu viel erhalten zu haben.

[16]) S. 47.

[17]) Band III, 1862, S. 360 ff (mit Kartenskizze).

Digitized by Google

den Abhängen waren die Bäume wie abgefegt, nur einige aus der Asche hervorragende verkohlte Wurzeln erinnerten an den ehemaligen Baumwuchs. Wir traten frischen Mutes in die Schlucht ein; doch ein ziemlich reißender Bach mit schwefelgelbem Wasser versperrte uns mehrmals den Weg. Die aus dem Boden aufsteigenden Wasserdämpfe nahmen an Menge zu und umgaben uns manchmal mit einer so dichten Hülle, daß wir kaum einen Schritt weit sehen konnten. Doch da kommt ein Windstoß und zerreißt auf einen Augenblick den Schleier, und dieser Moment genügt uns, einen Weg zu suchen. Wir sind etwa eine Viertelstunde vorwärts gedrungen: da teilt sich vor uns die Quebrada in drei nach verschiedenen Seiten führende Schluchten. Aus jeder derselben kommt uns ein Bächlein entgegen; aber eine gar eigentümliche Farbe haben sie: das linke ist schwefelgelb, das mittlere rostrot und das rechte olivengrün. Alle drei haben eine ziemlich hohe Temperatur (45 bis 47° C.). Wir nahmen den Weg durch die mittlere Schlucht und gelangten endlich nach mühseligen Klettereien auf einen ziemlich breiten Höhenzug, wo es sich sehr gut marschieren ließ. Keine Schwefeldämpfe belästigten uns mehr, keine Wasserdämpfe verhüllten uns den Blick auf die Umgebung.

Nur da oben krachte und donnerte es ohne Aufhören. Um 9 Uhr machten wir Halt; wir waren dem Höhenrücken, hinter welchem die Dampfwolken aufstiegen, wo also der Krater sein mußte, schon nahe gerückt. Wir gönnten uns zum erstenmal eine kleine Rast, entwarfen dann einen weiteren Plan und ließen auch unsere Blicke rückwärts schweifen.

Da liegt vor uns der mächtige Arenal, handförmig dehnt er sich aus; am Fuße des Vulkans ist er noch durch zwei Höhenzüge eingeengt, weiter unten breitet er sich über ein weites Gebiet aus und streckt zuletzt seine Finger nach dem See Llanquihue, nach dem Nachbarvulkan Osorno und nach dem Petrohue hin aus. Allenthalben sieht man am oberen Teile des Arenals jene Wasserdampfsäulen emporsteigen, die uns zeitweise die Übersicht gehindert hatten. — Nach kurzer Rast gings wieder vorwärts. Wir hielten uns jetzt auf einem Höhenrücken, der sich, je weiter wir hinaufkamen, desto mehr verschmälerte. Die Passage war zwar gefährlich, doch sie wurde glücklich überstanden. Während wir uns emporarbeiteten, war von Dampfmassen nichts zu sehen, nur das Donnern verkündete uns die Nähe des Kraters. Da auf einmal öffnet sich letzterer vor uns. Eine tiefe, aber schmale Quebrada trennte uns von dem Krater; die gegenüberliegende Wand der Schlucht ist größtenteils niedriger als die, auf der wir stehen. Nur an einer Stelle halb zur Seite überragt uns ein kleiner Gipfel in der Form eines abgestumpften Kegels; oben aus dem Stumpf stieg eine breite, aber nicht sehr dichte Rauchsäule empor. Hier ist vielleicht die Öffnung zu suchen, aus der der Vulkan seine Asche ausgeworfen hat. Der Kegel hatte oben einen Durchmesser von vielleicht 250 bis 300 m und war noch etwa 25 m höher als unser Standpunkt. Dicht unter uns zur Seite des Kegels quollen aus Spalten zwei mächtige Dampfsäulen empor und andere unbedeutendere an allen Ecken. Die Thätigkeit war keine gleichmäßige. Von Zeit zu Zeit kam ein kräftigeres Emporwirbeln der Dampfballen, bald bei der einen, bald bei der andern Dampfsäule. Fortwährend lösten sich von jenem Kegel wohl infolge innerer Hitze Felsstücke los, welche mit Gekrach in die vor uns befindliche Schlucht oder in andere den Kegel begrenzende Abgründe, vielleicht auch in die Auswurfsöffnung stürzten. Von diesen abstürzenden Felsstücken rührte das Getöse her, das sich anhörte wie das Donnern eines starken Gewitters und von dem wir geglaubt hatten, es sei unterirdisch. Das Ganze war im Hintergrunde, sowie rechts und links durch überragende Höhenzüge abgeschlossen.

Wenn man den ganzen, von den Höhenzügen abgegrenzten Raum als Krater ansehen will, so hat man allerdings recht, wenn man von einem Krater redet, der mehrere Kilometer im Durchmesser hat. Doch kann ich mich mit dieser Auffassung nicht sehr befreunden. Das Ganze ist nur ein Gehirgskessel mit hügeligem Terrain im östlichen Teile und mit jenem oben erwähnten Kegelstumpf auf der Westseite. Um diesen Kegel konzentriert sich die vulkanische Thätigkeit, während im tieferen östlichen Teile wenig davon zu spüren ist.

Nachdem wir oben ein halbes Ständchen gerastet hatten, traten wir den Heimweg an, kamen gegen Abend an das Ufer des Sees und begaben uns sofort ins Boot, um noch in der Nacht über den See zu fahren. Nach einer stürmischen siebenstündigen Fahrt winkte uns endlich das gastliche Heim des Herrn Trautmann und ein gemütliches Bett.

Stuart Jenkins Vorschlag zur Erreichung des Nordpols.

Der Nordamerikaner Stuart Jenkins, der als Teilnehmer bei der kanadischen Landeserforschung Erfahrungen auf dem einschlägigen Gebiete gesammelt, veröffentlicht soeben im Science Monthly (1894, p. 653—663) einen neuen Vorschlag zur Erreichung des Nordpols, der sich auf den andererseitig aufgegebenen Smith-Sund stützt. Zwei Punkte kommen nach seiner Meinung für die Ausrüstung vorzüglich in Betracht. Die erste Forderung: eine geringe Mannschaft mitzunehmen, findet heute bereits durchweg Beachtung; entspringt sie doch für den Fall, daß der Proviant ausgeht, unmittelbar den wirtschaftlichen Verhältnissen des Landes, die selbst die Eingeborenen veranlassen, ihre geringen Scharen in möglichst großer Auflockerung weithin zu zerstreuen. Die zweite Forderung verlangt **geübte und erprobte** Leute für das Unternehmen, die nicht, wie bisher so oft wenig geübte Teilnehmer, in der Einsamkeit des hohen Nordens jener seelischen Niedergeschlagenheit zum Opfer fallen, die für sie ebenso verhängnisvoll wird, wie ihr Mangel an körperlicher Widerstandsfähigkeit gegen hohe Kältegrade. In letzterer Beziehung teilt Jenkins einige Beispiele mit, die die **Bedeutung der Anpassung** und Übung in ein überraschendes Licht setzen. Als Teilnehmer bei der kanadischen Landeserforschung erlebte er im Winter 1882/83 eine Kälte von —50° bis —52° C.; dabei war die Mannschaft wohlauf, und Jenkins konnte einen mehrstündigen Ausflug auf Schneeschuhen unternehmen; der Leiter der Expedition holte seine Gemahlin zu einem Besuch ab, und beide übernachteten ohne Zelt und Feuer. Die Gebrüder Tyrrell durchquerten im vorigen Jahre mit sechs Indianern in der ungünstigsten Jahreszeit Kanada vom Athabaskasee bis zur Hudsonsbai, von der ein Teil mit Kanus befahren wurde; außer der Kälte bedrohte sie der Hunger (Globus, LXV, 216): „nur Kanadier konnten eine solche Fahrt im Kanu unternehmen, nur Indianer sie durchführen."[8]

Aus solchem Menschenmaterial schlägt Jenkins vor, eine Expedition zu bilden, die in einigen Jahren die Aufgabe lösen würde, den Nordpol zu erreichen. Von den dazu vorgeschlagenen Wegen empfiehlt er den durch den Smith-Sund. An seinem Eingange bei 78° n. B. solle auf dem Lande eine dauernde Station zu meteorologischen Zwecken errichtet werden, die zugleich alles für Polarexpeditionen erforderliche Material ent-

Digitized by Google

halten müßte. Von da solle eine Anzahl Depots von Nahrungsmitteln bis zum Nordende Grönlands errichtet werden, bis wohin die Expedition im ersten Jahre in Booten vordringen müßte, um die Frage des offenen Polarmeeres zu entscheiden. Je nach dem Ergebnis müßte das weitere Vordringen in den folgenden Jahren ein zerlegbarer Dampfer oder wieder Boote gewählt werden. Die Expedition würde jedes Jahr nach der Station zurückkehren, von der sich stets mittels Dampfer Upernivik an der Westküste Grönlands oder Neufundland erreichen ließe; in dieser fortwährenden Möglichkeit, mit der gesitteten Welt wieder in Verbindung zu treten, würde ein erheblicher moralischer Vorzug des Unternehmens bestehen.

Beiläufig würden die nächsten fünf Jahre besonders geeignet sein, weil wir uns wieder einem Minimum der Sonnenflecken nähern, wo wieder stets mit einer milderen mittleren Jahrestemperatur verknüpft ist.

Aus allen Erdteilen.

— Die Pearysche Nordpolarexpedition kann in der Hauptsache als gescheitert angesehen werden. Auch sie hat, wie jene Wellmanns (8. 1:2), unter der Ungunst der Eisverhältnisse zu leiden gehabt und ihr Ziel nicht erreicht. Während Peary auf seiner früheren Expedition 1891 in einer kurzen Frist über das Inlandeis gelangen und den nördlichsten Teil Grönlands erforschen konnte, hat er diesmal der arktischen Natur sich beugen müssen.

Der Verlauf der ganzen Expedition war folgender. Peary segelte, begleitet von seiner mutigen Frau, am 14. Juli 1893 im „Falcon" von St. Johns auf Neufundland nach der Bowdoin-Bucht am Inglefield Golf, Westgrönland, wo die Behausung errichtet und für zwei Jahre Vorräte aufgestapelt wurden. Am 6. März 1894 trat Peary mit 8 Mann, 12 Schlitten und 92 Hunden seine Nordreise an. In 31 Tagen legte er nur 215 km zurück und erreichte eine Höhe von 1780 m. Aber dieser kleine Erfolg mußte mit ungeheuren Anstrengungen unter Erduldung der schwersten arktischen Leiden erkauft werden. Vom 19. März ab wütete ein viertägiger Sturm, bei dem die Temperatur zwischen — 45° und — 50° C. schwankte. Viele Hunde erfroren, und da die Mittel zum Weiterkommen durch den Verlust der Hunde zu fehlen begannen, entschloß sich Peary mit drei Gefährten zu einem Vorstoß, auf dem in 14 Tagen nur 50 km mehr gewonnen wurden. Als einer der Teilnehmer schwer erkrankte, mußte der Rückweg angetreten werden, trotzdem nur ein Viertel des Weges zu der 1892 so leicht erreichten Independence-Bai zurückgelegt war. Die Schlitten wurden verlassen und von den 92 Hunden kamen nur 20 lebend in das Quartier in der Bowdoin-Bucht zurück, das man am 18. April dieses Jahres erreichte.

Als ein Gewinn der Expedition müssen die Forschungen des Norwegers Astrup angesehen werden, der durch Krankheit verhindert war, die Expedition in das Innere zu begleiten, nach seiner Genesung aber auf einer Schlittenreise die nur sehr oberflächlich bekannten Küsten der Melville-Bai auf 300 km Ausdehnung aufnahm und dabei zahlreiche Gletscher entdeckte.

Die Expedition wurde vom „Falcon" nach Neufundland zurückgeholt. Peary blieb jedoch mit zwei Begleitern zu Winterquartier, während Frau Peary mit ihrem in Bowdoin-Bai geborenen Kinde in die Heimat zurückkehrte.

Die großen Hoffnungen, welche man nach den ersten Erfolgen auf Pearys zweite Expedition setzte, sind also getäuscht und sein Zweck, die nördlich von Grönland gelegenen Länder zu erforschen, ist durch die Ungunst des arktischen Klimas vereitelt worden.

— Portugiesischer Wappenpfeiler von Kap Croß. Im Sommer 1484 unternahm der portugiesische Ritter Diego Cão mit zwei Karavelen eine Entdeckungsfahrt an der afrikanischen Westküste, bei der ihn unser Landsmann Martin Behaim aus Nürnberg begleitete. Er errichtete dabei die Kongomündung und gab dem Strome den Namen Rio do Padrao. Ein „Padram" ist eine Steinsäule mit dem portugiesischen Wappen und eine solche errichtete der Seefahrer dort als Zeichen der Besitzergreifung. Eine zweite Wappensäule stellte er beim Kap St. Agostinho auf und die dritte beim heutigen Kap Croß, nördlich von der Walfischbai, an der Küste von Deutsch-Südwestafrika. Letztere wurde im verflossenen Jahre durch den Kreuzer „Falke" nach Kiel gebracht, wo sie in der geschichtlichen Sammlung der Marineakademie aufgestellt wurde. Die Säule ist mit einem Kapitäl versehen und das Ganze aus einem Stück Marmor gehauen. Die eine Breitseite des Kapitäls zeigt das portugiesische Wappen, die drei andern Seiten tragen eine lateinische Inschrift; auf dem Schaft ist eine portugiesische angebracht. Danach ist die Säule auf Befehl des Königs Joao II durch Diego Cão errichtet worden. Auf Befehl des Kaisers wird an Stelle dieser alten Säule eine neue steinerne Säule auf Kap Croß aufgestellt werden. Die neue Säule ist aus polierstem schwarzgrauen Granit genau nach den Größenverhältnissen der alten Säule angefertigt und unter möglichst getreuer Nachahmung mit dem Wappen und den Inschriften des Originals versehen worden. Außerdem trägt die neue Säule auf ihrem Schaft das deutsche Reichswappen mit der Unterschrift: „Auf Befehl Sr. Majestät des deutschen Kaisers und Königs von Preußen Wilhelm II. im Jahre 1894 an Stelle der ursprünglichen, im Laufe der Jahre verwitterten Säule errichtet."

— Die Wälschredenden in Wales. In England herrscht gegenwärtig ein Streit darüber, ob der Census von 1891 die Anzahl der nur wälsch Redenden — „monoglota", wie die Engländer sagen — richtig angegeben hat. Die national gesinnten Walliser behaupten nämlich, der Census sei nicht richtig durchgeführt, und die Zahl der bloß wälsch Redenden sei größer als dort angegeben, ja einige eifrige Geistliche haben sogar auf privatem Wege Nachzählungen ausgeführt, welche natürlich andere und dem Wälschtum günstigere Ergebnisse lieferten, als der amtliche Census. Letzterer giebt für 1891 folgende Zahlen: Gesamtbevölkerung in Wales und Monmouthshire 1 776 405, von der 759 416 Personen kein wälsch sprechen konnten; 402 253 redeten wälsch und englisch und nur 504 636 gaben an, daß sie bloß wälsch reden könnten. Das letztere kein Vorteil für die Betreffenden ist, liegt auf der Hand, da sie mit ihrem keltischen Idiom nicht weit kommen. Das Wälsche ist der mächtigen englischen Weltsprache gegenüber in einem ebenso ungünstigen Verhältnisse, wie etwa das Bretonische oder Baskische gegenüber dem Französischen, das Wendische oder Tschechische gegenüber dem Deutschen.

Die einschlägigen Verhältnisse sind schon vor längerer Zeit von E. G. Ravenstein (Journ. of the Statist. Soc., Vol. 42, 1879 mit Karten, danach Globus Bd. 37) eingehend dargestellt worden; damals zählte Wales unter 1 312 583 Bewohnern noch 934 530 wälsch Redende.

— Eine Rundreise in Togo, von Bismarckburg durch die Ostniederung nach Kete in der Nähe von Kratje am Volta, und von da weiter südlich durch die Landschaft Kebu zurück, hat Leutnant v. Doering im April und Mai 1894 ausgeführt. Den Oti fand v. Doering 100 m breit und knietief, während der Volta bei Kete, selbst in der trockenen Jahreszeit, bei einer Breite von 400 bis 500 m noch ein paar Meter hohe Ufer aufwies. Die Vegetationsform war durchweg Savanne mit einem stellenweise etwas verdichteten Baumbestande; die Wasserarmut steigerte sich gelegentlich zu einem störenden Mangel.

Die Volksdichte ist wechselnd, und zwar vorwiegend gering. Das Tribuland westlich von Bismarckburg, früher von Ashanti unterworfen und zum Kriege gegen die südlicher wohnenden Bimm gezwungen, hat jetzt unter denen Rachezügen zu leiden und ist daher äußerst spärlich bevölkert. v. Doering fand hier einmal über zwei Tage lang kein Dorf. In der Nähe des Volta wird die Landschaft belebter: Kete ist ein Ort von etwa 2000 Hütten, mit täglichem großen Markt und viel Verkehr. Östlich davon gab es wieder ein dünn besiedeltes Gebiet, während das Kebuland abermals, seiner reichen Bewässerung entsprechend, dicht bevölkert und mit ziemlich großen Dörfern besetzt war (Deutsches Kolonialblatt 1894, S. 448 bis 454).

Herausgeber: Dr. R. Andree in Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. Druck von Friedr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DER ZEITSCHRIFT „DAS AUSLAND".

HERAUSGEBER: Dr. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXVI. Nr. 17. BRAUNSCHWEIG. Oktober 1894.

Der Anadyrbezirk Sibiriens und seine Bevölkerung.

Von Hauptmann Cremat. Grofs-Lichterfelde[1]).

I. Das Land.

Die erste Kunde von dem Vorhandensein eines grofsen Flusses in dem äufsersten Nordosten des asiatischen Festlandes erhielt die Welt durch die 1644 ausgeführte Reise des Kosaken Michael Staduchin, welcher den Kolymafluſs entdeckte, an dessen Mündung Nischnij-Kolymsk anlegte und die ersten Nachrichten von einem grofsen Flusse Anadyr und dem zwischen Kolyma und Beringsmeer wohnenden Volke der Tschuktschen zurückbrachte. Aus Nordenskiölds „Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega" ist diese russische Entdeckungsreise, sowie die folgenden, welche alle die Unterwerfung des kriegerischen Volkes der Tschuktschen zum Ziele hatten, in weiteren Kreisen bekannt geworden. Es gelang den Russen trotz einiger glücklicher Erfolge damals nicht, sich diese streitbaren Stämme botmäfsig zu machen, und mit dem Tode des Kosakenoberst Schestakow im Jahre 1730 hören weitere Versuche der Russen und fremder Forscher, in diesen Gegenden dauernd Fufs zu fassen, gänzlich auf. Erst Nordenskiölds berühmte Reise durch das Eismeer und die Beringsstrafse lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit von neuem auf diesen entlegenen Winkel der sibirischen Welt. Aber von dem Anadyr berichtet er nichts, und von den Tschuktschen, welche er eingehend und fesselnd in seinem Werke geschildert hat, sah er nur die Küstenbewohner des Eismeeres zwischen Kolyma und Beringsstrafse, die sich in ihren Lebensgewohnheiten und Gebräuchen nicht unwesentlich von den Bewohnern des Anadyr und seines Beckens unterscheiden.

Erst 166 Jahre nachdem die russischen Kriegszüge am Anadyr ihr Ende gefunden hatten, und nachdem der kaiserliche Ukas vom 6. Juni 1888 aus dem Anadyrgebiet, das bisher dem Amurgouvernement unterstellt war, einen besonderen Bezirk geschaffen hatte, konnte die russische Kulturarbeit in diesem entlegensten Winkel Sibiriens von neuem und energischer einsetzen. Man fand das Gebiet der slavischen Welt zunächst völlig entfremdet. Die nach Amerika gerichtete Lage, die Verwandtschaft der Bewohner mit den nordamerikanischen Eskimos, und die grofse Entfernung vom Amurbezirke hatten diese Entfremdung wesentlich gefördert; war doch der in Gishiga residierende Bezirksvoigt nur im stande gewesen, kaum einmal in jedem Jahre bis Markowa zu gelangen, nur um den schuldigen Tribut einzusammeln, so dafs die russische Verwaltung immer nur eine nominelle war und das Volk der Tschuktschen so fremd und unbekannt blieb als zuvor.

Erst nachdem infolge des Ukasses vom 6. Juni 1888 der Gouverneur gezwungen war, mitten unter der Bevölkerung selbst in Markowa seinen Wohnsitz aufzuschlagen, konnte eine eingehendere Erforschung dieses bisher wenig gekannten Landes und seiner Bewohner angebahnt werden. Am 3. Juni 1889 ging der erste Gouverneur, Dr. Grinewez, in Wladiwostok in See und begann von einem festen Blockhause, das er an der Anadyrmündung erbaute, die Reihe seiner lehrreichen Forschungen. Aber er, der wegen seiner umfassenden Kenntnisse der Lebensgewohnheiten der nordischen Völker und seines leidenschaftlichen Forschungseifers wie keiner geeignet für diesen vorgeschobenen Posten war, sollte das Ziel seiner Wünsche nicht mehr erreichen. Nach kurzer Zeit erlosch sein der Wissenschaft geweihtes Leben; aber andere folgten ihm, welche das von ihm begonnene Werk erfolgreich fortsetzten und die Erschliefsung des Landes wesentlich förderten.

Der russische Anadyrbezirk, so grofs wie Spanien und Italien zusammengenommen, trägt im allgemeinen einen gebirgigen Charakter. Die ihn durchziehende Stanowoikette, welche sich in der Linie des Polarkreises hinzieht, bildet die Wasserscheide zwischen der Kolyma und dem Anadyr. Sie ist der Stamm der zahlreichen unregelmäfsigen Gebirgszweige, welche von ihm ausgehen und mit den dazwischen liegenden Hochebenen fast den ganzen Bezirk ausfüllen.

Die Vegetation an den Küsten ist sehr dürftig entwickelt. Nur Moos und Flechten bedecken den Boden mit einem dichten Teppich. Von Zeit zu Zeit unterbrechen einzelne mit frischem Grün bewachsene Inseln oder Gruppen niedrigen Erlengebüsches in den Mulden und Schluchten längs der Bäche die drückende Einförmigkeit, und bringen etwas Belebung in dieses düstere Reich der Unbeweglichkeit und des Todes. In den tiefer gelegenen Stellen sammelt sich das Wasser an, erweicht den Boden und bildet weit ausgedehnte, bodenlose Sümpfe, die niemand zu betreten im stande ist. Das ist der Charakter der Tundra des Anadyrbeckens, welche die ganze Beringshalbinsel ausfüllt und im Süden längs des Anadyrgolfes bis zur Kamtschatkahalbinsel hinabreicht.

Im Innern des Bezirks wird der Pflanzenwuchs üppiger. 400 km von der Mündung, an der Stelle, an welcher der Bjälajafluſs (weifse Fluſs) sich in den Anadyr ergiefst,

[1]) Bearbeitet nach der Abhandlung von Oberst Ragosa „Anadyrskaja Okruga" im August- und Septemberhefte des Wajénnyi Ssbornik 1894, und Oberst A. A. Ressin „Ottscherk inarodnew russkawo pabjerežja tichawo okeana".

Digitized by Google

trifft man bereits auf niedrige Cedernwaldungen, und in der Umgebung von Markowa treten kleine niedrige Haine der verschiedensten Baumgattungen auf. Noch weiter hinauf, etwa 150 m oberhalb Anadyrsk, wachsen dichte Wälder mit 25 m hohen Bäumen, von denen einzelne einen Umfang von 2 bis 3 m erreichen. Diese Wälder enthalten sämtliche Holzarten Sibiriens; man findet dort die Ceder, die Lärche, die Espe, Pappel, Birke, Erle, Esche, Ebereesche und Korbweide. Von den Sträuchern ist die rote Johannisbeere am meisten verbreitet, und von den zahlreichen Beeren wachsen die Preißelbeere und eine Brombeerart nicht nur in diesen ausgedehnten Waldungen, sondern auch zwischen dem Moose und den Flechten der Tundra.

In diesem bewaldeten Winkel des neu gebildeten Bezirkes, aus dem Bergsee Iwaschka, entspringt der einzige Fluß des nordöstlichen Sibiriens, der Anadyr, welcher in der Größe seines Beckens und der Länge seines Laufes dem Rhein und der Rhone nicht nachsteht. Anfangs ein schmaler, wilder Bergstrom mit zahlreichen Stromschnellen, erreicht er bei Markowa bereits eine Breite von 1000 m. Dann tritt er ein in die unabsehbare, endlose Tundra, in welcher ihm zahlreiche Nebenflüsse zuströmen und in der sein mit zahlreichen Inseln durchsetztes Bett schließlich eine Breite von 2000 m erreicht. Nach einem Laufe von 75 Meilen ergießt er sich in den Meerbusen gleichen Namens, der bei einer Länge von 75 Meilen zwischen Alexandra und Obserwatoria eine Breite von 54 Meilen mißt. Der Eintritt in den Fluß selbst ist durch eine Felsbarre versperrt, so daß der Anadyr zur Schiffahrt ungeeignet erscheint, zumal derselbe während langer acht Monate, von Anfang Oktober bis in die ersten Tage des Juni, unter einer dichten Eisdecke vergraben ist. Doch können von der Mündung bis Markowa in der eisfreien Zeit große Flußschiffe verkehren, welche diesen Weg in etwa 20 Tagen zurücklegen vermögen.

Der Anadyr ist, wie die große Zahl der andern ostsibirischen Flüsse, überaus reich an Fischen der verschiedensten Art; namentlich zur Laichzeit erscheint das Wasser wie lebend und wimmelt buchstäblich von Fischen, unter denen die Tschawitscha, eine Art Lachsforelle, sich besonders durch Wohlgeschmack auszeichnet.

Von den zahlreichen Seen ist der bemerkenswerteste der „rote See“, etwa 150 km südlich des Anadyrbusens, an dessen Ufern sich alljährlich im Frühling (Anfang Mai) und im Herbst (Mitte September), Millionen von Zugvögeln sammeln, um hier nach langem, ermüdendem Fluge Rast zu halten.

Die Fauna dieser änfserstens Nordostecke ist reicher, als die irgend einer andern Stelle des arktischen Sibiriens. Der Grund davon liegt in der eigentümlichen Form dieser äußersten Ecke des asiatischen Festlandes, welche nach der Beringsstraße zu immer schmaler wird, und die aus dem Süden, gen Norden wandernden Tiere zusammendrängt, während die aus umgekehrter Richtung im Winter selbst über die Entdecke der Beringstraße aus dem Norden Amerikas ziehenden Tiere sich mit jener asiatischen Fauna der Tschuktschen-Halbinsel vereinigen.

Von den Säugetieren nimmt, was Zahl und Bedeutung für die Bevölkerung anbetrifft, das Renntier die erste Stelle ein, das in Rudeln von einigen Tausend Stück in dem bergigen Gelände des oberen Anadyr herumstreift und nach Aussage der Eingeborenen in solchen Mengen im Herbste durch den Fluß schwimmt, daß die Jungen auf dem Rücken der Alten wie auf einer Brücke über das Wasser gelangen. Nicht umsonst heißt daher ein Sprichwort bei den Bewohnern Markowas: „Gott hat so viel Mücken, wie er Renntiere hat“.

Von andern Vierfüßlern lebt hier der Alpenhase, der Bär und der Wolf, dieser namentlich am Bjälajafluß, woselbst er zur Zeit, wenn die Renntiere den Fluß im Herbste überschreiten, in Rudeln von mehreren Hundert Stück angetroffen wird. Ferner der rote Fuchs, der weiße Polarfuchs, der schwarze und der jetzt schon ziemlich seltene blaue Fuchs, der Vielfraß, der sich namentlich in den Wäldern von Markowa viel herumtreibt, der Eisbär, das Hermelin, der Fischotter und die Bisamratte.

In der Vogelwelt nehmen Rebhühner und Gänse die erste Stelle ein, welche sich in der Umgebung von Markowa in solchen Mengen vorfinden, daß einzelne Jäger mit Vogelnetzen nicht selten 150 Stück und mehr erbeuten. Von Tieren des Meeres sind noch zu erwähnen der Seelöwe, der Seehund oder die Robbe, der Walfisch und das Walroß, das man ausschließlich seiner Zähne wegen fängt, welche nach Amerika und China gehen und von dort meist als Elfenbein in den Handel kommen.

An natürlichen Reichtümern, welche im Innern des Landes verborgen sind, nimmt die Steinkohle, welche an der Meeresküste nahe der Mündung des Anadyr gefunden wird, die erste Stelle ein; ferner Bleistiftgraphit von großer Weichheit und Güte, der sich in großen Schichten in der Nähe des Ostkaps vorfindet, woselbst auch Ocker und Schwefelkies angetroffen wird. Auch die Zähne des Mammuts, welche im Stromgebiete des Anadyr und seiner Zuflüsse vielfach aus der Erde herausragen, müssen hierher gerechnet werden.

Klima. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt etwa — 8°C. Im Verlaufe der acht Wintermonate, d. h. vom Oktober bis zum Mai, hält sich die Temperatur beständig unter Null, und nur vom Juni bis Ende September erhebt sie sich über den Gefrierpunkt. Die vorherrschende Jahreszeit ist hiernach der Winter. Schon Mitte August ist der Boden des Morgens mit Reif bedeckt und Anfang September stellen sich bereits die ersten Schneefälle ein. Ende Oktober ist der Fortzug der Vögel beendet, als die letzten fliegen die Taucher gen Süden, und bald sind die Flüsse und die Meeresbuchten mit einer dicken Eisschicht bedeckt. Vom November bis zum April herrscht oft eine eisige Kälte, wobei das Thermometer nicht selten bis 40° unter Null zu sinken pflegt. Ende April beginnt dann wieder der Zuzug der Vögel, von denen sich die Gänse als die ersten einstellen. Ende Mai fangen die Flüsse an aufzugehen, und der Schnee schmilzt unter den Strahlen der allmählich mehr und mehr Wärme entwickelnden Sonne. Aber erst im Juli sind auch die Buchten des Meeres vom Eise völlig frei, und jetzt tritt auch erst das Eis von den Küsten des Eismeeres zurück. Aber schon Ende August oder Anfang September dringt neues Eis aus dem Eismeere, von nördlichen Stürmen getrieben, zu den Küsten der Tschuktschen-Halbinsel vor. Am Petritage erblickt man die ersten Vogelmeter und Anfang Juli erscheinen die Mücken, welche die Sommersaison einleiten, die eine Dauer von zwei bis drei Monaten erreicht und im Juli Temperaturen bis + 20°C. hervorbringt.

Der Haupthandelsartikel der Renntier-Tschuktschen sind Renntierfelle und Felle der jungen aus dem Mutterleibe geschnittenen Kälber. Daneben werden Felle des Fuchses und Blaufuchses und bei den Anwohnern des Meeres Zähne des Walrosses und Felle des Seehundes lebhaft gehandelt.

Die hauptsächlichsten Einfuhrartikel sind Majorkatabak, den die Männer aus langen, zwei Pfund schweren und nach Art eines Hornes gebogenen Holzröhren leidenschaftlich rauchen; ferner amerikanischer Tabak,

Digitized by Google

welcher von den Frauen gekauft wird, Ziegelthee, Zucker, Messer, Kessel, Theekannen. Vor allem jedoch bildet der Branntwein und ein Winchestergewehr mit Patronen den sehnlichsten Wunsch eines jeden Tschuktschen, den er mit den größten Opfern zu erlangen sich nicht scheut.

Der Handel ist lediglich Tauschhandel, und Münzen sind, mit Ausnahme des allmächtigen Dollars, der sich an den Küsten hin und wieder vorfindet, unbekannt. Das Centrum des Handels ist Markowa, weniger Gischiga, und zum Teil auch Nischnij-Kolymsk.

Markowa, das jetzt auch der Mittelpunkt der russischen Verwaltung des Anadyrbezirkes ist, liegt 710 km vom Meere am oberen Laufe dieses Stromes und gleicht an Größe und Aussehen einem abgelegenen Dörfchen des mittleren Rußland. Die Bevölkerung besteht aus 470 Seelen, welche sich folgendermaßen zusammensetzen:

	Männer	Frauen
Beamte (Isprawnik und Gehilfe)	2	—
Geistlichkeit	7	9
Bürger	38	41
Bauern	7	6
Tschuranzen	124	126
Jukagiren	32	30
Lamuten (Tunguesen)	25	14
Kosaken (Kamschadalkasche)	10	—
	242	226

Sie leben fast alle in Hütten russischer Bauart, und nur ein Teil der Eingeborenen in Jurten. Im Dorfe befindet sich außerdem eine neue Kirche, ein Haus für den Geistlichen der Gemeinde und eine Schule für 30 Schüler.

Alljährlich im Januar oder Februar findet großer Jahrmarkt statt, zu welchem die russischen Kaufleute aus Gishiga und die Tschuktschen der ganzen Umgegend erscheinen. Die Preise hängen von der Güte und Menge der beigebrachten Pelzwaren ab und bewegen sich etwa in folgenden Grenzen: Für einen kupfernen Kessel oder eine Theekanne von 10 Pfund Gewicht bezahlt man 5 bis 6 rote Fuchsfelle oder 1 Zobelfell, für $1^1/_2$ bis 2 Pfund Tabak 1 Fuchsfell, für 2 Ziegel Thee 2 bis 3 rote Fuchsfelle oder 3 bis 5 Felle vom Blaufuchs u. s. w.

Seit dem Beginn der Handelsbeziehungen zwischen den Amerikanern und den an der Küste wohnenden „sefshaften Tschuktschen“ geht dieser Jahrmarkt jedoch mehr und mehr zurück, weil die „sefshaften“ Tschuktschen jetzt die Vermittelung des Handels fast ganz übernommen haben. Sie fahren mit den von den Amerikanern im Juli und August eingetauschten Waren den Anadyr bis zur Einmündung des Bjäläjaflusses hinauf, woselbst sie mit den aus Markowa ihnen entgegenkommenden Kaufleuten zusammentreffen, und tauschen ihre Ware daselbst um. Der Handel mit den Amerikanern und diesen „sefshaften Tschuktschen“ besteht ebenfalls hauptsächlich in Gewehren und Branntwein oder dem sogenannten amerikanischen Rum, den die Amerikaner, welche alljährlich im Juli und August an den Küsten erscheinen, bei großer Nachfrage mit Wasser, oft sogar mit Seewasser, verdünnen und, damit er von seiner Schärfe und betäubenden Wirkung nichts einbüßt, ihn mit amerikanischem Tabak oder Cayennepfeffer abziehen.

Lebensgewohnheiten und Sitten dieser an der Küste des Stillen Oceans und des nördlichen Eismeeres wohnenden „sefshaften Tschuktschen“ sind von Nordenskiöld eingehend geschildert. Zu erwähnen bliebe noch, daß bei der an der Ostküste wohnenden Bevölkerung bereits die ersten Spuren der Kehrseite europäischer Kultur zu bemerken sind. So hat hier der Diebstahl schon einen erheblicheren Umfang angenommen, die Trunksucht ist in erschreckendem Maße verbreitet und die Moral der Frauen steht auf einer äußerst geringen Stufe. In den Jahren, in welchen die Frauen der Rentüer-Tschuktschen nach der Mitteilung des Missionars Schipizyn noch völlig keusch sind, pflegen die Mädchen der sefshaften Tschuktschen auf die Schiffe der Amerikaner zu gehen, um sich dort preiszugeben, und es ist keine Seltenheit, daß sie von ihren eigenen Männern für eine Flasche Branntwein den amerikanischen Schiffern überlassen werden.

Die amerikanischen Kaufleute, deren wir schon mehrfach gedacht haben, üben auf die ganze Bevölkerung der Ostküste einen sehr verderblichen Einfluß aus, der zur Vernichtung des ganzen Volkes der „sefshaften Tschuktschen“ führen würde, wenn nicht die russische Regierung neuerdings den Räubereien der Amerikaner in energischer Weise entgegenzutreten begänne.

Wenn im Frühling das Eis an den Küsten der Tschuktschen-Halbinsel aufgeht und die Walfische aus dem Eismeere in solchen Mengen kommen, daß man der Mühe des langen Suchens enthoben ist, erscheint nach dem Mitteilungen des Oberstleutnant Bessin, der diese Frage an Ort und Stelle studiert hat, jährlich eine ganze Flottille von 30 bis 35 Schiffen, darunter 5 bis 6 Dampfer mit 300 bis 500 Tons Inhalt, welche nach genauen Berechnungen in jedem Jahre 150 000 Pfund Fischbein, 3 Millionen Pfund Thran und 120 000 Pfund Walrofszähne, welche meist nach Japan und China gehen, von den Küsten dieses äußersten russischen Bezirkes entführen. Der Wert dieser von den Amerikanern geraubten Waren wird von den Russen auf mindestens 4 Millionen Mark berechnet. Da der Fang der Walfische und Walrosse in der räuberischsten Weise vor sich geht, so haben diese Tiere, namentlich das Walrofs, bereits derartig abgenommen, daß die Küstentschuktschen von Jahr zu Jahr größere Schwierigkeiten haben, den für den Winter notwendigen Bedarf zu erlegen und sind, wie dies schon Nordenskiöld gefunden hat, oft der entsetzlichsten Hungersnot preisgegeben.

Mit diesen Räubereien an der Küste ist aber die Thätigkeit der Amerikaner noch nicht erschöpft. Wir haben schon oben gesehen, wie sie es verstehen, durch wertlose Sachen, namentlich den verfluchten und die Gesundheit der Eingeborenen vernichtenden Rum, die einzigen Schätze dieser Unglücklichen an sich zu reißen. Ja durch die Lieferung von Schnellfeuergewehren halten sie sie zur völligen Ausrottung des pelztragendeu Wildes an. Die Tschuktschen sagen es selbst, daß sie über kurz oder lang hierdurch dem Hungertode preisgegeben sein werden.

Diesem Übelstande soll die Neuschaffung des russischen „Anadyrbezirkes“ unter einem besonderen Gouverneur nunmehr energisch abhelfen. Auch haben sich in neuester Zeit, namentlich aus früheren russischen Seeoffizieren, Gesellschaften gebildet, welche in ökonomischer und vernünftiger Weise die Ausnutzung der Erzeugnisse dieses fernsten Ostens anstreben. Unterstützt werden diese Bestrebungen durch die in Wladiwostok stationierte Kreuzerflotte, so daß die russische Regierung hofft, den amerikanischen Raubzügen binnen kurzem ein definitives Ende bereiten zu können.

Digitized by Google

Dahomé nach den neuen französischen Forschungen.

I.

Das Königreich Dahomé war bis vor kurzem ein Land, das sich gegen die europäische Kultur in richtiger Würdigung des schädigenden und zersetzenden Einflusses, den sie auf tieferstehende Völker durchweg ausübt, ebenso eifrig wie erfolgreich abschloß. Der König durfte z. B. das Meer nicht sehen, wie die einheimischen Fetischpriester in kluger Berechnung bestimmt hatten. Europäer durften selbst an der Küste nicht ohne vorher eingeholte Genehmigung, im Innern aber nur in Begleitung und unter Überwachung Eingeborener reisen, keine Erkundigungen einziehen und die Sprache der Eingeborenen nicht lernen. Unter solchen Umständen vermochten europäische Mächte hier bisher nur wenig Fuß zu fassen. Die Spuren der Franzosen reichen allerdings bis ins vierzehnte Jahrhundert zurück, und noch etwas älter als diese sollen die der Portugiesen sein; aber die Thätigkeit der ersteren ging nicht über die Errichtung einer Handelsniederlage hinaus, die durch eine im Jahre 1797 wiederzurückgezogene Besatzung geschützt wurde. Erst zwei Verträge aus den Jahren 1868 und 1878 gaben den Franzosen den Küstenstrich in der Nähe von Cotonou (siehe die Karte, Fig. 1) zu eigen. Unter Behanzin (Fig. 2.), dem Sohne und Nachfolger des damaligen Königs Glé-Lé, kam es 1890 zu einem kurzen Kriege, den aber Frankreich aus allgemeinen politischen Erwägungen vorläufig bald wieder beilegte. Auf beiden Seiten wurde jedoch in der Stille weiter gerüstet zum Entscheidungskampfe, der im März 1892 ausbrach und am 25. Januar des folgenden Jahres nach tapferer, bis aufs äußerste getriebener Gegenwehr mit der Gefangennahme Behanzins endigte, dem die Insel Martinique als Aufenthaltsort angewiesen wurde.

Zwei Feldzüge hatten dieses Ergebnis herbeigeführt. Der erste war von Porto Novo aus am Wheme (Ouémé) aufwärts bis zur Einmündung des Zou, von da nordwestlich nach Abomé unternommen worden (Fig. 3). Von da wurde ein Streifzug nach Südwesten ausgeführt, der auch geographisch wichtig war, weil er durch bisher unbekanntes Gebiet führte und die Franzosen unter anderm mit der 15 km langen und 4 km breiten Lagune von Abomé bekannt machte (Fig. 4). Behanzin hatte indessen im Norden von Abomé seine Streitkräfte zusammengezogen und die begonnenen Friedensunterhandlungen wieder abgebrochen, so daß die Entsendung einer zweiten Heeres notwendig wurde. Dieses zog am Wheme aufwärts, den es etwas südlich von Zagnanado verließ. Nördlich von diesem Orte spielte sich dann das Schlußdrama ab. Zagnanado selbst ist ein interessanter Ort wegen des königlichen Palastes, der sich hier befindet (Abbild. 5) und in seinem Innern viele Basreliefverzierungen enthält, welche die Geschichte Dahomés darstellen.

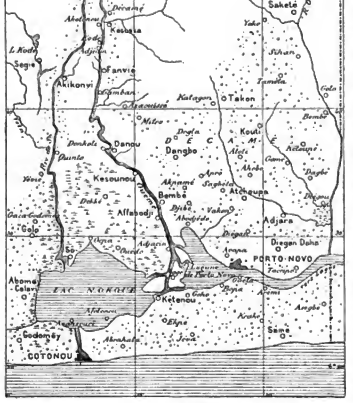


Fig. 1. Karte des Reiches Porto Novo.

Mit diesem Kriege ist der Zauber gebrochen, der bisher auf diesem Lande lag, und der politischen ist die geographische Eroberung auf dem Fuße gefolgt: bis 8° 30′ nördl. Br. existieren heute Karten in den Maßstäben 1:500000, 1:200000, selbst 1:100000. Die Aufnahmen für sie, verbunden mit einer allgemeinen Erforschung des Landes und seiner Bewohner, werden seit 1892 durch ein größeres, von der Regierung über die verschiedenen Gebiete verteiltes Personal betrieben. Die gesamten Ergebnisse sollen freilich erst demnächst in einem größeren Werke veröffentlicht werden, eine vorläufige auszugsweise Mitteilung ist aber bereits in den Comptes rendus de la Soc. Géogr. 1894, p. 305—310, aus der Feder d'Albécas erschienen, und ebenso hat der Tour du Monde jüngst (1894, Vol. 68, p. 65—128) aus derselben Feder eine Schilderung der letzten französischen Expedition mit darangeknüpften geo- und ethnographischen Bemerkungen gebracht. Diese Mitteilungen gestatten, mit den älteren Reisebeschreibungen[1]

[1]) Aus der älteren Litteratur sind besonders erwähnenswert die Reisen von Burton (A Mission to Gelele, King of Dahomé. II Vol. London 1862), und von Chaudoin (Trois Mois de captivité en Dahomé. Paris 1891), der während des Krieges 1890 in Weidah von den Eingeborenen gefangen gehalten wurde.

Digitized by Google

verbunden, bereits jetzt ein vorläufiges Bild von Dahomé und seiner Bevölkerung zu zeichnen. Dabei ist begreiflich, da fast alle Reisenden denselben Weg, nämlich von der Küste nach Abomé, genommen haben, und auch die französische Expedition demselben Ziele zustrebte, dafs der geographische Teil dürftiger als der ethnographische ausfällt.

In orographischer Hinsicht bildet Dahomé, von Süden nach Norden betrachtet, ein terrassenförmig ansteigendes Land. Die Umgegend von Porto Novo im Westen zusammen, so dafs man damals auf der Lagunenstrafse von Lagos im Osten bis Porto Seguro im Westen fahren konnte. Der Zusammenhang ist heute durch frische Landbildung unterbrochen, könnte aber, was für den Handel von Wichtigkeit wäre, durch wenig Arbeit wiederhergestellt werden.

Als zweite und dritte Zone folgen auf die Küste die Gebiete zwischen 6° 30′ und 7° und zwischen 7° und 7° 30′, das letztere auch Hochebene von Dahomé genannt. Beide sind, abgesehen von den tiefer liegenden Thälern

Fig. 2. König Behanzin. Nach einer Photographie.

ist z. B. im Mittel etwa 40 m hoch, während bei 9° nördl. Br. Kuppen mit einer durchschnittlichen Höhe von 300 m auftreten. Die einzelnen Stufen fallen im allgemeinen nicht sehr steil, sondern nur unter Winkeln bis 15° ab. Genauer betrachtet, lassen sich im ganzen vier Stufen unterscheiden. Zuerst das Küstengebiet mit seinen Lagunenbildungen, die, wie alle derartigen Gebilde, einem raschen Wechsel unterworfen sind. Die grofse Denham-Lagune z. B. — so genannt nach dem englischen Seeman Denham, der 1845 die erste Karte von ihr entwarf — scheint sich erst vor einigen Jahrhunderten aus einem Wald- und Gestrüppgebiet gebildet zu haben. Sie hing später mit der langen Lagune weiter ziemlich eben. Die letzte Zone dagegen, die von 7° 30′ bis mindestens 9° ins Innere reicht, besitzt eine grofse Zahl einzelner Gipfel, zum Teil kahle, von der Sonne schwarz gebrannte Felskegel, die sich zu vier nordsüd streichenden Höhenzügen vereinigen, welche die das Gebiet entwässernden Flufsläufe voneinander trennen.

Unter diesen Flufsläufen ist der wichtigste der Wheme, der bei 8° 30′ entspringend, bis 8° 20′ nach Südost, dann nach Süden fliefst. Bei 7° nimmt er rechts den Zou auf; etwas weiter südlich, bei Dogba, findet eine Stromteilung statt, indem nach rechts der So sich abzweigt; endlich tritt er in die Denham-Lagune ein. Etwas weiter westlich ist noch der Couffo erwähnens-

Digitized by Google

wert, der dicht vor seiner Mündung in die schmale, westliche Lagune eine kleine anmpfartige Lagune bildet. Während der Hauptregenzeit, die im September ihren Gipfelpunkt erreicht, treten die Flüsse durchweg aus und erzeugen oft kilometerbreite Sümpfe, an denen der tiefere Teil Dahomés, von 7° südlich an, reich ist. Für den Verkehr ist es von Wichtigkeit, daſs die Denham-Lagune für Fahrzeuge bis etwa 90 cm Tiefgang befahrbar ist. Auch der Wheme ist bis Dogba stets schiffbar, während weiter oberhalb oft Baumstämme, vom unterwaschenen Ufer herabgestürzt, den Verkehr hemmen. Derartige Hemmnisse werden sich aber wohl heben lassen, und der Wheme, schon bisher die Hauptstrafse von der Küste nach Abomé, auf der auch die französischen Truppen im letzten Kriege dorthin vorrückten,

mit Zwergstämmen vermutet, so ist das freilich eine Annahme, die durch keinerlei Thatsachen bekräftigt werden kann, um so weniger, als Zwergstämme bis jetzt an der Westküste nach Norden nicht über die Urwälder des südlichen Kamerun hinaus nachgewiesen sind.

Übrigens läfst die heutige Bevölkerung Dahomés zwei Schichten erkennen: einst bewohnten die Yornba das ganze Land nördlich von der Sklavenküste bis etwa 9° nördl. Br.; sie wurden aber später vorwiegend nach Osten zurückgedrängt durch die Ewe, die seit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts Dahomé im engeren Sinne, Togo, Weidah und Porto Novo, besetzt haben, während die nördlich von Dahomé zwischen 7° 30′ und 8° 30′ wohnenden Nagots noch heute zum Stamm der Yoruba gehören.

Fig. 3. Das Land zwischen dem Wheme (Ouémé) und Abomé.

wird in Zukunft berufen sein, das Hinterland dem Handel zu erschliessen.

Die Bewohner dieses Gebietes (vergl. Fig. 7) gehören zur Familie der Sudanvölker, bilden aber bereits eine Art Übergang zu den Bantustämmen. In anthropologischer Hinsicht ist besonders ihre verhältnismäfsig geringe Körpergröfse hemerkenswert: nach einer Reihe von Messungen Denikers finden wir von allen Völkern in der Nähe der Küste vom Senegal bis Angola hier und bei den Aduma am Ogowe die geringste mittlere Körpergröfse. So haben im Mittel die Wolofsen eine Höhe von 1720 mm, die Bewohner Angolas von 1667, die Ewe-Dahoméneger aber nur von 1637 und die Aduma von 1594 mm. Wenn Deniker[2]), dem wir hier folgen, als Grund dafür eine ehemalige Vermischung

In politischer Hinsicht gehört das betrachtete Gebiet nur bis etwa 7° 30′ im Norden zu dem eigentlichen Königreich Dahomé. Die genauere Abgrenzung des letzteren ist, wie bei allen afrikanischen Staaten, schwierig, weil an den Grenzen das Unterthänigkeitsverhältnis allmählich in ein mehr oder weniger ausgeprägtes Tributverhältnis übergeht. Zumal ein so ausgesprochener Kriegs- und Raubstaat wie Dahomé hat zu seiner Voraussetzung die Existenz einer Anzahl schwächerer Stämme an seinen Grenzen, die die unglücklichen Opfer seiner Brandschatzungen und Menschenräubereien bilden, und die man ebenso gut als widerwillig Unterworfene, wie als wehrlose Feinde betrachten kann. Derartige Stämme finden wir nördlich von 7° 30′ in Gestalt der Mahis, der Dassa und der Nagots, von denen die letzteren, mehr im Osten wohnenden, übrigens kulturell etwas höher als die ersteren stehen, weil sie in stärkerem Mafse der fördernden Berührung mit dem auch hier nach

[2]) Revue gén. d. sciences pures et appliquées. Paris 1891. p. 373—374.

Digitized by Google

der Küste vordringenden Islam teilhaftig werden. Die ganze Gegend dieser Stämme fand die französische Expedition, die bis hierher vordrang, ebenso arm an Menschen, wie reich an Wild, eine Folge der ewigen Verheerungen durch die Dahoméneger, auf die übrigens auch

Fig. 4. Die Lagune Ahémé-Kufo bei Bopa.

die Lage der Siedelungen hinwies, sofern sie vorwiegend vom Schutzbedürfnis bestimmt war. Die Dassa z. B. hausten in vierzig Dörfern auf ebenso viel einzelnen Berg-

rungsmenge wird unter den neuen friedlicheren Verhältnissen wieder anwachsen, und überhaupt wird auch hier jener Umschwung vor sich gehen, den seit einigen Jahren das Auftreten der Franzosen im westlichen Sudan hervorgebracht hat, wo ebenfalls die Bewohner einst vor den ewigen Kämpfen aus den Ebenen in die Berge geflüchtet, jetzt wieder die fruchtbaren Niederungen zu bevorzugen begonnen haben.

Fig. 5. Vor dem Palaste in Zagnanado. Nach einer Photographie.

gipfeln. Andere Stämme wohnten in den fruchtbareren Ebenen, waren aber stets bereit, sich vor einem Einfall auf die Höhen zu retten. Das Eingreifen der Franzosen, die auch diese Gegend ihrer Schutzherrschaft unterstellt haben, bedeutet in diesen Dingen einen Wendepunkt. Die Nagots haben z. B. ihre früheren Wohnsitze wieder aufzubauen begonnen. Die bisher so geringe Bevölke-

Die Raubzüge der Könige von Dahomé hatten vor allem die Gewinnung von Sklaven zum Ziel, zumal zur Zeit des ehemaligen Sklavenhandels von der afrikanischen Küste nach Amerika, zu welcher das Reich auch seine höchste Blüte erlebte. Damals wurden z. B. die Nagots massenweise nach Brasilien verschifft. Als bei Beginn unseres Jahrhunderts dieser gewinnreiche Handel all-

Digitized by Google

mählich unterdrückt wurde, waren die Raubzüge, die der König teils nach Norden, teils nach Osten in die Yorubaländer unternahm, eigentlich gegenstandslos geworden; sie blieben aber, weil der kriegerische und räuberische Geist des Staates nicht ebenso schnell wie die äußeren Bedingungen schwand, weiter bestehen und erhielten zum Teil neue Zwecke: sogenannte freiwillige Arbeiteranwerbungen haben noch vor kurzem an der Küste stattgefunden, und nach dem Innern wurde ein schwungvoller Sklavenhandel noch betrieben, lange nachdem er an der Küste erloschen war. Manche Züge unternahm der Herrscher auch gegen kleine und schwache Stämme, um eine erlittene Niederlage durch einen wohlfeilen Sieg wieder wett zu machen.

Daſs Dahomé ein Kriegs- und Raubstaat ist — wir gebrauchen der Einfachheit halber das Präsens, obwohl diese Dinge bereits der Vergangenheit angehören —, prägt sich in seinen ganzen Einrichtungen, besonders in der Stellung des Königs aus, die sich als ein unbeschränkter Despotismus kennzeichnet. Der König ist unbedingter Herr von allem, von Land und Leuten. Alles Eigentum seiner Unterthanen ist nur ein bedingtes, gleichsam auf Widerruf von ihm verstattetes. Selbst die Faktoreien der Weißen heißen Häuser des Königs. Der König giebt oft vornehmen Leuten Ländereien zur Nutznießung und Sklaven zur Bedienung, aber nur als eine Art jeder Zeit widerrufliches Lehen. Als Strafe für einzelne oder ganze Teile seines Gebietes untersagt er oft für eine Zeit die Bebauung gewisser Ländereien, oder zieht sie ganz wieder ein. Namentlich im Innern sind diese Zustände stark ausgebildet, während sie an der Küste durch die Anwesenheit und den Einfluſs der Europäer einige Milderung erfahren haben. Bei der Ausübung seiner Macht wird der König wirksam unterstützt durch eine überall im Lande verbreitete geheime Polizei, auch an den Fürsten und den Häuptlingen der einzelnen Gebiete, die von seiner Freigebigkeit abhängig waren, besaſs er gefügige Werkzeuge seines Willens. Die unbedingte Herrschaft, die er so ausübte, besaſs wenigstens ein Gutes: dem Lande wird eine unbedingte Sicherheit des Eigentums und Lebens im Verkehr nachgerühmt, derart, daſs Europäer überall mit Kostbarkeiten in der Hängematte ohne Waffen sein konnten, und die Sicherheit gröſser als an manchen Stellen des gesitteten Europa war.

Die eben erwähnten Häuptlinge sind aus zwei Gründen vom König so abhängig: sie beziehen erstens für ihre Stellung oder aus ihr keinerlei feste Einnahme, und sind zweitens nur durch die Gnade des Herrschers an ihre Stelle gesetzt, sofern sie keinem besonderen bevorzugten Stande angehören, vielmehr aus allen Volksklassen, ja sogar aus den Reihen der Sklaven und Kriegsgefangenen gewählt werden. Dem Mangel einer festen Einnahme helfen sie freilich durch häufige Unterschlagungen und Bestechungen ab. Als Richter pflegen sie nach langer und lebhafter Verhandlung demjenigen Recht zu geben, der ihnen vorher das gröſste Geschenk gemacht hat. Läſst der König durch sie, wie er öfter thut, Leute und Tiere ausheben, die ersteren, um sie als Soldaten oder Träger zu verwenden, die letzteren, um sie seinen Herden einzuverleiben, so bleibt ein groſser Teil von beiden bei ihnen zurück. Umgekehrt pflegen sie, wenn sie Sklaven für den König verkaufen, mehr einzunehmen als abzuliefern.

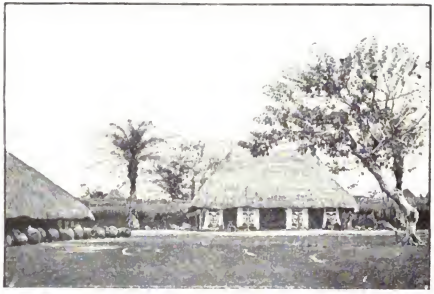


Fig. 6. Der Palast von Zagnanado. Nach einer Photographie.

Für seine Kriege verfügt der König über ein Heer, das nach afrikanischen Begriffen groſs, nach europäischen gering ist: im Frieden besteht es aus 2000 Amazonen und 4000 bis 5000 Männern, während es im Kriege auf etwa 12 000 Menschen erhöht wird. Die hinzugezogene Reserve erweist sich dabei aber oft noch wegen ihrer Feigheit als wenig brauchbar, während der Stamm des Heeres von fanatischer Kriegslust beseelt ist. Die Kriegszüge wurden mit groſser Regelmäſsigkeit je zweimal im Jahre unternommen, nämlich während der beiden Trockenzeiten, und zwar während der ersteren kleinere, während der zweiten gröſsere Züge. Die Erfolge beruhten nicht immer auf Tapferkeit, oft auch auf List und Verrat. So wird ein Fall erzählt, wo eine Stadt, die der Belagerung widerstand, durch das Versprechen des Friedens sich zum Öffnen ihrer Thore bewegen lieſs, wofür sie durch ein allgemeines Blutbad belohnt wurde.

Die männlichen Krieger bestehen, ebenso wie die eben erwähnten Häuptlinge, nur zum Teil aus Eingeborenen, was bei dem fortwährenden starken Verbrauch an Menschenleben begreiflich erscheint. Zur Ergänzung

Digitized by Google

werden oft Sklaven und Kriegsgefangene herangezogen, auch Eingeborene werden von ihren Feldern fort unter allen möglichen Drohungen zum Kriegsdienst gepresst. Der erstere Umstand ist anthropologisch von Bedeutung, da dadurch die einheimische Rasse einer fortwährenden Vermischung mit fremdem Blut unterzogen wird. Die Krieger müssen im Frieden sich ihren Lebensunterhalt durch Ackerbau, Waldroden u. s. w. selbst erwerben, daneben auch noch teilweise an der Küste und bei den Zollstellen, vorwiegend aber in der Hauptstadt Dienst thun, indem sie z. B. Vornehme auf ihren Ausflügen begleiten u. a. m.

Die berühmten Amazonen gelten als Frauen des Königs, bleiben aber nichtsdestoweniger in der größten Zahl — in Afrika ein seltener Fall! — lebenslänglich Jungfrauen. Bei Mangel an männlichen Kriegern entbindet sie jedoch der König ihres Keuschheitsgelübdes und sendet sie im Lande umher, wo sie sich heimlich jungen Leuten ergeben; werden sie dabei ertappt, so müssen sie den Namen ihres Geliebten nennen, der sich dann vor dem Tode nur durch den Eintritt in das Heer schützen kann. Es soll dabei vorkommen, dafs die Amazonen, ihrerseits von Liebe ergriffen, um ihren Geliebten zu schonen, einen fremden Namen nennen, dessen Träger dann trotz seiner Unschuldsbeteuerungen dem nämlichen Lose verfällt. So spielt hier der Liebesrausch in einer poetischeren Form die nämliche Rolle, die einst bei dem alten Werbesystem in Europa der Alkoholrausch spielte, wenn es galt, Widerstrebende für den Kriegsdienst zu pressen.

Fig. 7. Händlerin in Kotonu.

Digitized by Google

Die volkstümlichen Rechtsanschauungen der Rutenen und Huzulen.

Von Dr. Raimund Friedrich Kaindl. Czernowitz, Bukowina.

Noch immer kann man hier und da lesen, dafs unter den Huzulen, welche einen Teil der österreichischen Karpaten bewohnen, völlig rechtlose Verhältnisse herrschen; sie könnten nach Belieben ein Räuberleben führen, denn kein Soldat und kein Richter könnte sie in ihren Bergen finden. Diese Schilderungen sind völlig unwahr. Insofern es sich um staatliche Ausübung der Gerichtsbarkeit und Rechtspflege handelt, unterscheidet sich das Huzulengebiet durchaus nicht von dem andern Europa. Auch hier giebt es ordentliche Gerichte und Gendarmerieposten, welche die beste Ordnung erhalten. Bis in die einsamsten Gebirgsthäler kann der Reisende gegenwärtig vordringen, ohne dafs ihm Übles zustofse; vielmehr wird ihm die beste Gastfreundschaft zu teil. Das hat der Schreiber dieser Zeilen, als er ihr Gebiet zu wiederholten Malen durchstreifte, oftmals zu erproben Gelegenheit gehabt [1]).

Anders stand es freilich um die Sicherheit des Lebens und Eigentums im Karpatenlande vor 50 bis 150 Jahren. Trotzdem damals in diesen Gebieten viel weniger zu rauben war, blühte dennoch daselbst ein üppiges Räuberwesen. Die unerträglichen socialen Verhältnisse der vorösterreichischen Zeit hatten im Ostkarpatenlande das berüchtigte Heidamachentum hervorgerufen; noch vor hundert Jahren bezeichneten sich die Huzulen als zusammengelaufenes Rauhvolk; ihr Name bedeutet geradezu „Räuber"; vor etwa sechzig Jahren diente derselbe als ein Schreckwort für Kinder, wie denn der Huzule auch noch gegenwärtig auf seine Nachbarn mit einer gewissen Geringschätzung herabsieht. Erst gegen die Mitte dieses Jahrhunderts ist es nach vielfachen Anstrengungen gelungen, diesem Unwesen zu steuern. Nicht „der eigene Wille" und „die Natur" allein hat die Huzulen mildere Sitten gelehrt. Noch heute erzählen sie vielmehr mit einem gewissen Schrecken und Abscheu vom Mandatar Herlicka, der vor fünfzig Jahren seines strengen Amtes waltete, und zeigen in Uscieryki im Zusammenflufs des weifsen und schwarzen Czeremosz ein Kellergewölbe, das sie als sein Gefängnis bezeichnen. Der Ort gilt ihnen als unrein.

Von ihren Heidamachen oder Opryschken, den „edlen Räubern", welche sie gegen die Bedrückung der Reichen in Schutz nahmen, erzählen sowohl die Huzulen als auch die Rutenen stets mit einer gewissen Hochachtung und preisen sie in Lied und Sage. Sie unterscheiden dieselben wohl von den gemeinen Dieben und Wegelagerern, und den bedeutendsten dieser „Volkshelden", Doubusch, stellen sie geradezu als einen Gottbegnadeten hin. Trotzdem geht es aus der Überlieferung über denselben hervor, dafs die Wiederkehr jener Verhältnisse niemand mehr herbeiwünscht. Die Erzählungen von Doubusch sind überhaupt für die Rechtsanschauungen der Huzulen so interessant, dafs sie hier in aller Kürze wiedergegeben werden sollen.

Doubusch hatte einst einige Schafe seiner Herrschaft im Walde verloren. Man drohte ihm mit dem Tode und er ging, die Tiere zu suchen. Bei dieser Gelegenheit tötete er den Teufel, welcher in der Gestalt eines „Tieres" den Donnergott Elias verspottet hatte. Dafür erschien ihm ein Engel und gewährte ihm drei Bitten: nie sollte Doubusch eine Flintenkugel töten, ebenso sollte er niemals einem Axthieb erliegen, und drittens auch unverletzt dem Feuer trotzen können; auch die Schafe erhielt Doubusch von dem Gottesboten wieder, trotzdem wollte der Verwalter ihn schlagen lassen. Da tötete dieser seinen Peiniger und floh. Nachdem er mehrere Proben bestanden hatte, ward er ein mächtiger Bandenführer und beherrschte weithin die Gegend durch viele Jahren. Aber einst lockte seine Geliebte Axenia, das eheliche Weib des Stephan Dzwinka, ihm das Geheimnis seiner Unverletzbarkeit in schlauer Weise ab und verriet es ihrem Manne, um denselben zu verderben. Dieser weihte nun eine silberne Kugel durch zwölf Messen und bestrich sie mit dem Safte eines Zauberkrautes. Als Doubusch in einer Nacht nach glücklich vollendetem Raubzug zum Hause Dzwinkas kam, traf ihn die verräterische Kugel [2]). Vor seinem Tode hat aber Doubusch noch sein Beil mit gewaltiger Kraft in einen Felsen eingekeilt. Dort soll es noch heute sich befinden. Wer aber die Stärke haben wird, das Beil aus dem Felsen zu reifsen, der wird sein Nachfolger werden. Einst hatte auch schon ein Kind, das erst drei oder vier Jahre zählte, an dem Beile gerüttelt; das Volk hat es aber getötet, damit kein zweiter Doubusch auftrete.

Doch genug über diesen Gegenstand! Der Leser dürfte aus dem bisher Gesagten bereits entnommen haben, dafs insbesondere die Huzulen in ihren rechtlichen und sittlichen Anschauungen nicht besonders streng seien; aber auch bei den Rutenen macht sich in manchen Beziehungen eine laxe Auffassung des Rechtes geltend. Einzelne gerichtliche Bestimmungen leugnen sowohl die Huzulen als auch die Rutenen [3]) offen als bindende ab, so insbesondere den Wild-, Wald- und Feldschutz, den Fischereivorbehalt und die Verordnungen gegen den Schmuggel. Vor allem ist der Tabakschmuggel nach der Meinung der Rutenen nichts Böses, denn nicht der Kaiser, sondern die Beamten haben das Tabakmonopol erfunden, um Steuern zu erpressen. Überhaupt mufs bemerkt werden, dafs die Landleute im Ostkarpatengebiete noch keine richtige Vorstellung von der richtigen konstitutionellen Regierungsform besitzen. Die gesetzlichen Bestimmungen werden im allgemeinen als absolut kaiserliche Befehle betrachtet, die daher befolgt werden müssen. Doch erhofft das Volk vom Kaiser, dem es mit unbedingter Hochachtung ergeben ist, stets auch nur nach seinen Begriffen Gutes und Mildes. Daher erzengen Anordnungen, welche dem Volksgeiste widerstreben, in der Regel den Glauben, dafs sie ohne den Willen des Kaisers erlassen worden wären. Das Volk sagt deshalb oft: „Der Kaiser ist gut, aber seine Kommissäre sind schlecht", oder „Gott ist hoch, der Kaiser weit, und das Recht kann man nicht erlangen"; am weitesten geht der Pessimismus in der huzulischen Redensart, dafs nur die Toten dort sind, wo Recht herrscht, unter den Lebendigen waltet aber stets Unbill. Insbesondere scheinen den Leuten die Steuern

[1]) Man vergl. des Verfassers Werk „Die Huzulen" (Wien, Hölder, 1894). Hier findet man auch über die Grenzen derjenigen Huzulen, deren Anschauungen ich mitteile, das Nähere.

[2]) Doubusch wurde thatsächlich im Jahre 1745 von dem Manne seiner Geliebten getötet.

[3]) Vergl. des Verfassers „Die Rutenen in der Bukowina" (Czernowitz, Pardini, 1899 f.). Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, dafs ich in der vorliegenden Arbeit vorzüglich die Verhältnisse bei den bukowiner Rutenen in Betracht gezogen habe.

Digitized by Google

zu hoch, sie zahlen dieselben widerwillig, weil sie nach ihrer Ansicht zumeist für die Gehälter der unbeliebten Beamten verwendet würden. Das Sprichwort des Huzulen: „Zahle deine Steuern und liebe dein Weib", bleibt bei ihnen überhaupt ein nur selten erreichtes Lebensideal.

Und wie auf die Beamten, so sind die Ruthenen und Huzulen auch auf ihre Dorfvorsteher (Richter) und auf die Advokaten übel zu sprechen. Von jenem sagt der Ruthene: „Der Dorfrichter zehrt am ganzen Dorf", und ist der Dorfvorsteher nicht geschickt zu seinem Geschäfte, so heißt es von ihm: „Er will alle lenken, und kann keine Ahle schärfen." Der Huzule erzählt aber, daß ungerechte Richter nach ihrem Tode vom Teufel an große Bäume geschmiedet würden, die sie auf die Czorna Hora, die höchste Karpatenerhebung im Huzulenland, so lange zerren müßten, bis ihre Sünden gebüßt seien. Von den „Advokanten" sagt aber das Volk: „Der Advokat schreibt und schreibt, aber stets an deiner Haut", oder auch geradheraus: „Die Advokanten schinden die Haut." Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß das Volk in vielen Fällen seine Streitigkeiten, ohne die Gerichte in Anspruch zu nehmen, durch Schiedsrichter schlichten läßt. Immerhin scheinen insbesondere die Huzulen ziemlich prozeßsüchtig zu sein, wenn man bei ihnen oft auch die Redensart hört: „Besser ein strohterner (magerer) Vergleich, als ein goldener Prozeß." Es kommt daher auch vor, daß ein Dieb nach Rückgabe des gestohlenen Gegenstandes nicht weiter gerichtlich belangt wird. Im eigenen Interesse zu bestechen, gilt übrigens gewissermaßen als gebotene Pflicht, und die Redensart „wer schmiert, der fährt" ist auch hier üblich. Auch ein Mittel, straflos einen falschen Schwur zu leisten, giebt der Volksglaube an die Hand. Wer nämlich bei der Leistung eines Meineides einen Stein unter dem Arme versteckt hält, dem schadet sein falscher Schwur nichts; denn die Strafe für die Sünde trifft nicht ihn, sondern den Stein. Doch ist andererseits auch der Glaube verbreitet, daß der Meineidige oft unmittelbar nach Ablegung des falschen Schwures, oder doch nach längerer Zeit mit dem Verluste des Augenlichtes oder dem Verdorren der rechten Hand gestraft wird. Letztere Strafe trifft übrigens nur jene, welche ihre Eltern schlagen oder an gebotenen Feiertagen arbeiten.

Von hohem Interesse wird es sein, die Fälle genauer kennen zu lernen, in denen das Volk milder oder strenger urteilt als das Strafgesetzbuch.

Aus Bemerkungen, die früher bereits gemacht wurden, wird man es leicht erklärlich finden, daß die Ruthenen und Huzulen zunächst den Wald-, Wild- und Felddiebstahl, dann den Diebstahl von Lebensmitteln infolge großer Armut völlig entschuldigen oder doch nur sehr gering anschlagen. Der Huzule soll besonders die Schädigung des Nichthuzulen für erlaubt halten; und nun Reisende, besonders jüdische Kaufleute zu plündern, soll selbst die Gastfreundschaft verletzt worden sein. Schon erwähnt wurde, daß man sich oft mit der Rückgabe des gestohlenen Gegenstandes begnügt; höchstens, daß an den Beschädigten noch ein Schweigegeld gezahlt wird, damit der Übelthäter nicht in Verruf komme. Streng verurteilt wird nur der Kirchenraub, ferner die Beraubung einer Leiche, der Diebstahl im Hause einer armen Witwe, und — was ausdrücklich sowohl von den Ruthenen als den Huzulen gilt — der Diebstahl von Bienen. Der Ruthene sagt, daß der Dieb für jede gestohlene Biene im andern Leben gemartert werde, und die Huzulen erzählen, daß dem Bienendiebe im Jenseits die gestohlenen Bienen durch den Nabel herausfliegen werden, oder daß er schon auf dem Wege dahin von den Bienen aufgezehrt würde. Überaus gering schlagen die Huzulen Ehrenbeleidigungen und Trunkenheit an. In letzter Beziehung ist es auch sehr bezeichnend, daß die Ruthenen den Totschlag, welchen ein Betrunkener ausführt, für kein schweres Verbrechen halten. Unabsichtlicher Totschlag soll nach ihrer Meinung gar nicht gestraft werden. Auch die Tötung eines zänkischen Weibes oder eines Juden wird sehr milde beurteilt. Diese Anschauung deutet in schärfster Weise auf die niedrige sociale Stellung, die das Weib und die Juden einnehmen. Sagt der Ruthene, wie übrigens auch der Huzule, schon vom Weibe: „Es ist umgestanden", so wird vom Juden geradezu gesagt: „er ist krepiert". Nach dem ruthenischen Volksglauben ist es übrigens keine Sünde, den Juden zu töten, weil er keine Seele habe. Daß aber der Ruthene sowohl als der Huzule das Weib als sein Eigentum im strengsten Sinne betrachtet, das bringen die Schläge, welche er ihm sofort nach der Trauung verabreicht, klar genug zum Ausdruck. Auch bei andern Gelegenheiten tritt aber diese Anschauung insbesondere bei den Huzulen zu Tage. Gehen der Mann und das Weib desselben Weges, so bleibt letzteres in der Regel wenigstens einen halben Schritt zurück. Ist eine Last zu tragen, so wird sie gewöhnlich dem Weibe aufgebürdet. Das Reitpferd benutzt zumeist der Mann, während das Weib zu Fuß daneben hergeht. Beim Eintreten in das Haus geht stets der Mann voraus. Mit Schlägen geht der Mann nicht eben sparsam um. Sein Grundsatz ist: „Wenn du ein gutes Weib haben willst, mußt du wie in ein Holzstück dreinschlagen." Auch die Redensart: „Das Weib schlägt mit dem Munde und du wirst es nicht mit den Fäusten bezwingen", zeugt von einer ähnlichen Anschauung. Unter den Ruthenen ist das Sprichwort weit verbreitet: „Ein nicht geprügeltes Weib gleicht einer ungedängelten Sense." — Sehr lässig sind vor allem noch die Anschauungen, welche die Ruthenen und Huzulen betreffs des Geschlechtslebens an den Tag legen. Bei den Ruthenen ist dies wenigstens von der Moral der ledigen Leute. So lange keine leibliche Frucht des verbotenen Umganges zu erwarten ist, wird geradezu kein Aufheben von demselben gemacht; doch setzt sich das Mädchen hierbei immerhin der Gefahr aus, wenn es einst heiratet und nicht jungfräulich befunden wurde, argen Verhöhnungen ausgesetzt zu werden. Ist aber ein Mädchen schwanger geworden, so begiebt sich sofort der Dorfrichter mit der Hebamme oder einem Weibe in die Wohnung des Mädchens und „wickelt sie ein", d. h. der Kopf des Mädchens wird mit dem Tuche, dem Abzeichen der Weiber, bedeckt. Ein solches Mädchen heißt „Bedeckte" oder „Verführte". In der Kirche stehen dieselben abgesondert. Überdies zahlen sie nach der Geburt des Kindes eine Geldstrafe, die in die Kirchen- oder Gemeindekasse fließt. Der Verführer muß das Mädchen heiraten, wenn er ihm die Ehe versprach, oder ihm doch für den Kranz einen Ersatz leisten. In der Ehe halten die Ruthenen streng auf gute Sitte. Treulose Frauen werden gewöhnlich, sobald sie ertappt werden, arg gezüchtigt; ihr Verführer vom beleidigten Manne und dessen Freunden bei passender Gelegenheit gebührend gestraft. Dem beleidigten Ehemann zur Rache zu verhelfen, rechnen sich viele als ein besonderes Verdienst an. Notzucht wird vom Volke milder beurteilt als vom Gesetze. Weit schlimmer steht es um die Sittlichkeit bei den Huzulen. Bei denselben gestaltet sich der Verkehr der kaum dem Kindesalter entwachsenen Jugend gar bald zufolge des bösen Beispieles der Eltern und der sich im Gebirge

Digitized by Google

überall darbietenden Gelegenheit zu einem denkbar nahen, und mit dem fortschreitenden Alter nimmt die Freiheit des Lebenswandels nur zu und beschränkt sich auch in der Ehe nicht besonders. Zu Anfang dieses Jahrhunderts soll unter den Huzulen noch geradezu eine Art von Weibergemeinschaft bestanden haben, und Fremden scheinen damals nicht selten Weiber zugeführt worden zu sein. Ebenso arg stand es damals um die Gesundheit dieser Gebirgsbewohner; ganze Ortschaften waren verseucht. Und noch gegenwärtig ist die Lustseuche im Huzulengebiete ziemlich stark verbreitet; so ist vor einigen Jahren in Stebnyem Czeremosz ein ganzes Sanatorium für Syphiliskranke, das ein heilkundiges Weib leitete, gerichtlich aufgehoben worden. Wie weit mitunter übrigens noch heute die sittliche Verirrung gehen kann, ergiebt sich beispielsweise aus einem im Jahre 1891 vor dem Geschworenengerichte in Czernowitz verhandelten Prozesse, aus dem hervorging, dafs ein Huzulenweib aus Koniatyn im Bunde mit seinem Geliebten den Mann ermordete und, während noch der Leichnam im Hause lag, sich auf dem Ofen dem Sinnengenusse hingab. Übrigens sollen noch Fälle vorkommen, dafs sich Huzulenweiber — wenn vielleicht auch nur in betrunkenem Zustande — geradezu selbst anbieten. In Selctyn ist in den letzten Jahren ein Fall bekannt geworden, dafs ein Mann mit seiner Tochter ein Kind zeugte, und in Zabie lebt ein Huzule, der mit seinem Weibe aufserehelich eine Tochter zeugte, mit dieser wieder Beischlaf hielt und mit der aus dieser geborenen Enkelin sich ebenfalls geschlechtlich vermischte. Bezeichnend ist es auch, dafs eine Mutter keinen Anstand nahm, fremden Reisenden mitzuteilen, ihre Tochter sei an Syphilis gestorben. Ein Bericht geht dahin, dafs die Huzulenweiber vorgeben, es sei Sünde, sich einem Manne zu versagen. Andere huldigen der Meinung, dafs jedes Weib die Kinder, welche es, wenn auch aufserehelich, zur Welt bringen konnte und nicht geboren hat, auf der andern Welt werde essen müssen. Infolge dieser Anschauungen ist das Procent der unehelichen Kinder nicht unbedeutend. In Selctyn soll dasselbe etwa 40 Prozent betragen; doch scheint diese Angabe zu hoch gegriffen zu sein, oder es bestehen zwischen den einzelnen Thälern und Gemeinden bedeutende Unterschiede, denn in Sergie sind nur 17, und in vier Gemeinden am weifsen Czeremosz nur 4 Prozent der geborenen Kinder unehelich. Zum Vergleiche mag bemerkt werden, dafs für die ganze Bukowina als Prozent der unehelichen Kinder etwa 12, für die Hauptstadt derselben 29, für Kärnten 45 ermittelt wurden, welche letztere Zahl selbst die Angaben für Selctyn übersteigt. Die unehelichen Kinder führen den Namen der Mutter, welche in den seltensten Fällen den Erzeuger verraten will. Das „Einwickeln" der gefallenen Mädchen ist auch bei den Huzulen üblich. Zu diesem Zwecke mufs sich das aufserehelich zum erstenmale schwanger gewordene Mädchen in Begleitung ihrer Mutter oder älteren Schwester zum Priester begeben. Dieser liest sodann ein Gebet und bedeckt den Kopf der Gefallenen mit einem Tuche, welches dann von der Begleiterin kunstgerecht um den Kopf geschlagen wird. Das Mädchen darf niemals mehr das Kopftuch, ein Abzeichen des Weibes, ablegen. Den unehelichen Kindern haftet allenfalls ein Makel ihrer Abkunft an; doch scheint der Huzule in dieser Beziehung ziemlich milde zu urteilen. Ein interessanter Fall ist mir aus Uscieryki bekannt. Ein reicher Mann hatte mit seinem ehelichen Weibe nur eine Tochter erzeugt, die überdies sich dem Trunke ergab. Da verband er sich mit einer andern, und einen Knaben aus dieser Verbindung jüngst und hegt sein ehelichen Weib, als ob es ihm selbst das Leben gegeben hätte. Bezeichnend ist auch folgender Volksglaube der Huzulen. So gern nämlich sonst der Huzule ein ihm zugerufenes „Helfgott!" hört, so zornig wird die Huzulin, sobald man ihr diesen Gruls entbietet, wenn sie Hemden wäscht; denn dann wird ihr verbotener Umgang mit fremden Männern bekannt werden. Interessant ist auch folgende Begebenheit aus Selctyn. Der Bursche S. D. war zur Frau des D. H. in heifser Liebe entbrannt. Sie gewährt seine Bitten und nährt seine Flammen. Bald darauf erfährt aber S. D., dafs das Weib nicht nur ihm zuliebe die Treue gegen ihren Mann gebrochen habe, sondern auch noch einem Dritten willig sei. Um sich zu rächen, prügelt er die untreue Geliebte tüchtig durch, und diese vertraut dies schliefslich ihrem eigenen Manne an, als sie keinen andern Weg der Rache an S. D. findet. Der betrogene Ehegatte strengt nun gegen S. D. die gerichtliche Klage wegen Ehebruchs und Mifshandlung seines Weibes an. Dem Angeklagten gelingt es aber durch einen Vermittler, seinen Kläger versöhnlich zu stimmen, und dieser zeigt sich geneigt, gegen ein Bufsgeld von fünf (!) Gulden die Klage zurückzuziehen. Darüber wird eine Vertragsurkunde ausgefertigt und diese dem Vermittler übergeben. S. D. versuchte übrigens den Schreiber zu bewegen, den wahren Sachverhalt in der Urkunde zu fälschen, und teilt ihm schliefslich mit, dafs es ihm wohl gelingen werde, seine Geliebte wieder zu gewinnen, so dafs er die fünf Gulden nicht „umsonst" bezahlt haben werde. Hinzugefügt mufs werden, dafs der Huzule überhaupt ein Auge zudrückt, sobald der Verführer ein reicher Mann ist; er sieht dann die Liebschaft seiner Frau als Quelle guter Einkünfte an. Schliefslich mag noch bemerkt werden, dafs die lose sittliche Anschauung der Huzulen sich auch in ihren Sagen und Liedern abspiegelt. Schon das oben Mitgeteilte über das Verhältnis des Doubusch zu Axenia bringt dies zum Ausdruck. Hier mag noch die Erzählung eines Huzulen mitgeteilt werden, welche auch für den Geisterglauben derselben interessant ist[4]). „Einst befand ich mich" — so berichtete der Mann — „auf dem Kirchhofe, weil ich dort die Wache hatte. Es mochte schon zwölf Uhr nachts sein, und der Mond stand hoch am Himmel, als ich aus dem Schlummer, in den ich gesunken war, aufgeschreckt wurde. Als ich mich nun umsah, erblickte ich an der Umzäunung des Friedhofes eine weifse Gestalt, die bald zwerghaft zusammenschrumpfte, bald riesengrofs anwuchs. Wiewohl ich nicht furchtsam bin, fühlte ich doch einige Beklemmung, und es verging eine Weile, bis ich die Gestalt zu fragen wagte, wer sie sei und woher sie käme. Diese gebot mir aber Stillschweigen und nahte sich mir, indem sie zu wiederholten Malen die Gestalt wechselte. Schliefslich bemerkte ich, dafs sie nicht aus Fleisch und Blut bestehe, sondern der Geisterwelt angehöre und eine Nixe sei. Bald darauf fühlte ich mich umfafst und in unendliche Höhe von dem gespenstischen Wesen emporgetragen. Hier liefs sie sich mit mir nieder und zwang mich, dafs ich ihr beiliege. Nachdem dies geschehen war und sie sich erhoben hatte, fühlte ich eine sonderbare Veränderung in meinem Körper. Auch ich wuchs nun wie die Nixe bald zur Riesengröfse, um bald wieder zur zwerghaften Gestalt zusammenzuschrumpfen. Die Nixe schritt mir aber zur Seite und führte mich. Am folgenden Tage erwachte ich erst zur Mittagszeit. Ich fühlte heftige Schmerzen in meinen Hüften und in der Brust; mein ganzer Körper war wie zerschlagen. Hätte

[4]) Anderes findet man in meinem citierten Werke über die Huzulen (Wien, Hölder, 1894).

Digitized by Google

ich aber der Nixe den Beischlaf versagt, so wäre ich sicher nicht mit dem Leben davongekommen." — Abtreibung, Tötung und Aussetzung von Kindern kommt insbesondere bei den Huzulen selten vor, weil sittliche Verirrungen hier weniger Nachteil nach sich ziehen als anderwärts. Ähnliches gilt von den Rutenen. Übrigens ist nach der Volksansicht Kinderabtreibung, von einer ledigen Person bewirkt, nicht so strafbar, als wenn sie von einer verheirateten herbeigeführt wurde; ebenso urteilt man über den Kindesmord; doch ist der Glaube allgemein verbreitet, und zwar sowohl bei den Huzulen, als den Ruteneu, dafs Kindesmörderinnen ihre Kinder im Jenseits zur Strafe essen müfsteu, und zwar würde das Kind nach dem Volksglauben der Rutenen an jedem Samstag wieder ganz sein, so dafs die unnatürliche Mutter mit ihrem schrecklichen Frafs nie fertig werden könnte. Auch Kindesaussetzungen zufolge grofser Not werden entschuldigt, und man nimmt ein ausgesetztes Kind gern an. — Es erübrigt nun noch einige Fälle zu nennen, in denen das Volk zu einem überaus harten Urteil geneigt ist. Aufser andern früher angeführten gelten als überaus grofse Verbrechen Priester- und Elternmord, die Tötung eines schwangeren Weibes, ferner Gotteslästerung; bei den Huzulen auch noch Muttermord — doch wird der Totschlag einer unmündigen bösen Menschen gebilligt —, ferner Brandlegung, das Nichteinhalten der grofsen Feste, Verräterei und schadenbringende Zauberei. So haben amtlichen Berichten zufolge die Bewohner des oberen Czeremoszthales, als am 17. und 18. April und am 1. und 2. Mai 1785 der Hagel in ihren Gegenden argen Schaden verursachte, alle alten Weiber zusammengetrieben und sich angeschickt, dieselben auf einem Scheiterhaufen zu verbrennen. Nur mit Mühe gelang es einigen Vernünftigen, die Frauen zu retten. Etwas Ähnliches hätteu wohl gern die ruteuischen Bauern von Majdan-Lukawetz noch im Sommer des Jahres 1889 versucht, als sie nach anhaltender Dürre im Walde vier Weiber fingen, die sie für Hexen hielten. Auch das Hexenbaden, um Regen hervorzurufen, kam vor. Angeführt mag ferner werden, dafs, ähnlich wie die Rutenen, bei denen beispielsweise der von einem Trunkenen ausgeführte Totschlag sehr gering angeschlagen wird, auch die Huzulen in Leidenschaft und Jähzorn verübte Verbrechen, dann aber auch Diebstahl und Mord damit entschuldigen, dafs sie dieselben den Einflüsterungen des Teufels zuschreiben. Diese Entschuldigung bringt oft der Thäter selbst vor, und die Anwesenden stimmen ihm bei und sagen: „Judas (der Teufel) hat ihn beredet; der Arme ist unschuldig." Auch den Selbstmördern flüstert der Teufel den bösen Plan ein, und deshalb verfällt auch die Seele desjenigen, der sich selbst das Leben nimmt, dem Teufel. Das Volk legt gegenüber dem Selbstmorde eine besondere Abscheu an den Tag. Es hält darauf, dafs der Selbstmörder abseits an einer besonderen Stelle des Friedhofes beerdigt werde. Insbesondere bei den Huzulen gilt auch die Stätte, wo der Selbstmord vollführt wurde, als unrein, und mufs daher wiedergeweiht werden. Ein schweres Verbrechen ist auch das Verrücken der Grenzen. Nach dem Volksglauben der Rutenen wird Gott alle diejenigen Nachbarn, welche wegen Grenzstreitigkeiten im Unfrieden leben, damit strafen, dafs sie sich im andern Leben stets an den Haaren über der Grenze umherzerren würden.

Manches Interessante ist auch bezüglich des Familien- und Erbrechtes, des Dienstbotenverhältnisses, ferner über die Rechte der Hauskommunion und über die Gastfreundschaft zu sagen.

Eine Zeit lang wohnt das junge Ehepaar gewöhnlich im Hause der Eltern des Mannes. Dies gilt sowohl von den Rutenen, als den Huzulen, und ist offenbar ein Rest der alten slavischen Hauskommunion, über welche weiter unten noch Einiges angeführt werden wird. Nur selten kommt es vor, dafs der junge Mann sein Weib gleich in ihr eigenes Heim führt; gewöhnlich baut er erst das Haus später; auch kommt es vor, dafs die jungen Leute dauernd bei den Eltern bleiben. Ihr Vermögen verwalten beide Ehegatten gemeinsam, doch hat der Mann zumeist das Verfügungsrecht; blofs der Grundbesitz der Frau ist im Grundbuche wohl auch unter ihrem Namen eingetragen. Stirbt die Frau kinderlos, so fällt ihr Besitz in der Regel an ihre Eltern zurück; hat jedoch die Ehe lange gedauert, so behält, wenigstens der Rutene, auch wenn keine Leibeserben vorhanden sind, die Mitgift der Frau, wobei er die Unfruchtbarkeit des Weibes vorschützt. Bei den Huzulen gelten noch folgende Anschauungen. Verstöfst der Mann das Weib, so giebt er ihm ebenfalls seine Ausstattung zurück. Stirbt eine Ehehälfte ohne testamentarische Verfügung, so beerbt sie der zweite Teil. Sterben beide ohne Erben und letztwillige Verfügung, so fällt ihr Vermögen den beiderseitigen Anverwandten zu. Die Errichtung schriftlicher Testamente ist übrigens sehr selten, und noch seltener entsprechen dieselben den gesetzlichen Bestimmungen. Nach der volkstümlichen Anschauung haben insbesondere die Töchter kein Anrecht auf das elterliche Erbgut, zumal wenn sie schon früher standesgemäfs ausgestattet wurden. Oft werden im Testamente auch Legate für die Kirche bestimmt. Noch sei erwähnt, dafs förmliche Ehescheidungen sehr selten vorkommen. Der Mann schafft sich selbst „Recht" und jagt das Weib, wenn ihm dasselbe unnütz erscheint, davon. Bei den Huzulen verläfst übrigens auch das Weib zuweilen den Mann und geht dann zu ihren Verwandten oder zu einem Geliebten, wie denn auch der Mann sich oft eine Geliebte nimmt und mit ihr in wilder Ehe lebt; solche Leute schwören einander Treue und Gehorsam bei einem Stück Salz und zwei brennenden Wachslichtern. Für berechtigt hält man die Ehescheidung nur dann, wenn ein Teil dem andern nach dem Leben trachtet, oder ein Zwitterding ist. Auch wenn ein Weib zänkisch und unwirtschaftlich war, wird die Verstofsung desselben entschuldigt. Die Kinder behält gewöhnlich derjenige Teil, der im Hause bleibt, also in der Regel der Mann. Übrigens kommt es auch vor, dafs der Mann neben seinem ehelichen Weibe sich noch andere hält. Auch betreffs des Verhältnisses der Kinder ist noch Einiges zu bemerken. Über die unehelichen Kinder ist bereits oben bemerkt worden, dafs die Huzulen geneigt sind, denselben ihren Makel weniger nachzutragen, als es sonst wohl üblich ist. Stiefgeschwister werden nicht als gleichberechtigt mit den leiblichen gehalten, was oft Veranlassung zu heftigen Streitigkeiten giebt. Vor allem ist noch Interessantes über die Adoption und Adrogation zu berichten. Die erstere kommt sowohl bei den Rutenen, als auch bei den Huzulen vor, und zwar bei den letzteren sehr häufig. Die Landleute sind stets geneigt, Adoptionen vorzunehmen, weil ihnen der Zuwachs an Familienmitgliedern billige Arbeitskraft gewährt. Es gelingt, insbesondere bei den Rutenen, aber zumeist nur Waisen für die Adoption zu gewinnen, einerseits weil die Eltern selbst in der bittersten Not sich nur schwer von ihrem Kinde trennen, und anderseits weil das Abtreten des Kindes eben einen Verlust an Arbeitskraft bedeutet. Entschliefsen sich aber irgend welche Eltern, ihre Kinder anderu abzutreten, so kommt es vor, dafs dieselben dann völlig den Umgang mit diesem Kinde

Digitized by Google

abbrechen. Im übrigen findet die Adoption nie gerichtlich statt. Manchmal geschieht es bei den Rutenen, dafs diejenigen, welche ein Kind den Adoptiveltern übergeben, mit denselben über die Kleidung und Ausstattung Vereinbarungen treffen. Angerufen werden die Adoptiveltern wie die leiblichen, und diese sprechen wieder die Adoptivkinder ebenfalls mit „Sohn" und „Tochter" an. Trotzdem wird das Adoptivverhältnis als keine Blutsverwandtschaft angesehen, und die Ehe zwischen leiblichen und Adoptivkindern derselben Eltern ist nach der Ansicht des Volkes erlaubt. In Wirklichkeit finden jedoch derartige Heiraten sehr selten statt, denn der tägliche Umgang, die daraus entspringende Gewohnheit der jungen Leute sich Bruder und Schwester zu nennen, läfst nur selten das Begehren nach einer solchen Verbindung aufkommen. Im grofsen und ganzen ist die Adoption ein zum Vorteil der Pflegeeltern abgeschlossenes Geschäft, denn für die langjährige Arbeit, die das Adoptivkind als Knecht oder Magd leistet, wird ihm erst bei seiner Verheiratung einiges Vermögen zu teil. Noch mehr Geschäftssache ist die zweite Art der Adoption, die Adrogation, welche nur bei den Huzulen, nicht aber bei den Rutenen vorkommt[5]). In diesem Falle sind die Adoptierten nämlich nicht jugendliche oder arme Personen, sondern zumeist selbständige und wohlhabende Wirte. Dieselben werden von alten, meist familienlosen Huzulen unter der Bedingung adoptiert, dafs sie die Adoptiveltern bis zum Tode pflegen und schliefslich standesgemäfs beerdigen, wofür ihnen das Vermögen derselben zufällt. Zu solchen „Adoptivkindern" wählt man nicht selten Juden, weil vorausgesetzt wird, dafs diese die übernommenen Verpflichtungen im eigenen Interesse einhalten werden; mit Verwandten tritt man dagegen höchst selten in ein derartiges Verhältnis, weil von diesen, die ohnedies erberechtigt zu sein glauben, die Einhaltung der Vertragspunkte am allerwenigsten zu erwarten ist. Es ist übrigens klar, dafs das Verhältnis zwischen dieser Art von Adoptiveltern und Adoptivkindern im Vergleiche mit unserm gewöhnlichen Anschauungen geradezu ein verkehrtes ist. Der Adoptierte ist eigentlich der Ernährer, und die Adoptierenden sind Pfleglinge. Trotzdem sprechen die Adoptierten die sie Adoptierenden mit giedyku oder diedyku, nen'ko oder neniko, also: Väterchen, Mütterchen, an und werden von diesen mit syuku, d. i. Söhnchen, angeredet. Zuweilen werden übrigens zwei Pflegesöhne angenommen, und zwar mitunter ein Huzule und ein Jude. Auch geschieht es in einzelnen Fällen, dafs die Pflegeeltern dem Adoptivkinde die Nutzniefsung der Wirtschaft schon bei Lebzeiten übertragen. Die Verträge, welche diesen Adoptionen stets zu Grunde liegen, werden in der Regel schriftlich, seltener mündlich vor Zeugen abgeschlossen. Hält der Pflegesohn seine Verpflichtungen nicht ein, so kann der Vertrag aufgehoben werden. Die Entwickelung dieser eigentümlichen Adoption erklärt sich übrigens leicht aus den schwierigen Lebensverhältnissen im Gebirge, die insbesondere alten, vereinsamten Leuten unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten. Mit dem Schwinden dieser mifslichen Verhältnisse infolge der fortschreitenden Kultivierung und dem gleichzeitig wachsenden Werte des liegenden Grundbesitzes beginnt in manchen Gegenden diese Institution bereits abzukommen.

Die Dienstverhältnisse werden nie auf Monate, sondern auf ein Jahr, bei den Huzulen wohl auch auf ein halbes geschlossen; und zwar werden bei diesen die halbjährigen vom Tage des heil. Georg (5. Mai) bis zum Feste des heil. Demeter (7. Nov.), oder von diesem zu jenem geschlossen, die ganzjährigen aber von einem der genannten Termine bis zur Wiederkehr desselben. Sowohl bei den Rutenen als auch den Huzulen wird den Dienstboten der Lohn in Geld, oder in Kleidungs- und Viehstücken verabreicht. Die diesbezüglichen Verträge werden mündlich vor Zeugen abgeschlossen. Bei den Rutenen ist hier und da auch eine Probezeit üblich. Sowohl bei diesen als auch bei den Huzulen ist ferner nach Ablauf der vertragsmäfsigen Zeit noch ein unentgeltliches Nachdienen üblich. Bei den Rutenen währt dasselbe eine Woche, bei den Huzulen zwei, und zwar, wie es im Volksmund heifst, eine Woche für die Hunde und eine für die Katzen. Zu merken wäre noch, dafs die Dienstboten von den Dienstgebern gewissermafsen wie die eigenen Kinder behandelt werden; sie erhalten dieselbe Kost und nehmen an allen Familienfeierlichkeiten Anteil. Heiratet ein Diener, so wird er mitunter reich beschenkt. Alt gewordene treue Diener bleiben gewöhnlich bei freiem Brot in der Familie des Arbeitgebers. Nach dem Tode eines solchen Dieners fällt insbesondere bei den Huzulen sein Vermögen oft dem Herrn zu, vorzüglich die Viehstücke, die er sich in dessen Dienste erworben hatte.

Eine der schönsten Erscheinungen im Huzulengebiete ist das Gastrecht, das jeder ohne Unterschied im Hause des echten Huzulen geniefst. Derselbe kennt in seiner Gastfreundschaft fast keine Grenzen, er teilt alles mit seinem Gaste, in früherer Zeit allem Anscheine nach selbst sein Weib, hervorragende Gäste begrüfst er mit Brot und Salz zum Zeichen besonderer Hochachtung. Die Bewirtung währt oft mehrere Tage lang; auch Gastgeschenke werden gespendet und angenommen; doch darf man nie den Huzulen für die Bewirtung mit Geld entlohnen wollen. Der Gast wird gewöhnlich, wenn er das Haus verläfst, von den Hausleuten freundlich hinausbegleitet[6]). Bezeichnend für die huzulische Gastfreundschaft ist auch die Sitte, dafs der Huzule, welcher sich etwa neben dem Wege niedergesetzt hat, um zu essen, jeden Vorübergehenden zum Gaste einladet. Weniger gastfreundlich als der Gebirgsbewohner ist der Rutene im Hügellande.

Spuren der Hausgemeinschaft haben sich sowohl bei den Rutenen als den Huzulen erhalten. Erwähnt wurde schon das Wohnen der jungen Eheleute im Hause der Eltern des Mannes. Die Sitte, am Weihnachtsabend seinen Nachbarn eine Schüssel, gefüllt mit einer Weihnachtsspeise, Getreide u. dgl., zu überbringen und von diesen in ähnlicher Weise beschenkt zu werden, ferner die allgemein übliche gegenseitige Hilfeleistung bei grofsen Arbeiten ohne Anspruch auf eine Entlohnung, mögen ebenfalls auf die altslavische Hausgemeinschaft zurückdeuten. Diese nachbarliche Hilfeleistung führt den Namen toloka oder klaka, und kann an kleinen Feiertagen, an denen für sich selbst zu arbeiten Sünde wäre, geleistet werden. Nach vollbrachter Arbeit drückt der Wirt seinen Gehilfen durch ein festliches Mahl, bei dem nicht selten auch einige Musikanten zum Tanze aufspielen, seinen Dank aus. Zuweilen spielt man wohl schon auch während der Arbeit ein Instrument. Deutliche Reste der Hauskommunion haben sich aber nur hier und da unter den Huzulen erhalten. Ein Bericht aus Sergin teilt darüber folgendes mit: „Von der Haus-

[5]) Reste der Adrogation findet man auch bei den Südslaven. Vergl. Krauís, Sitte und Brauch der Südslaven. S. 603 ff.

[6]) Eine Schilderung des Empfanges in einem Huzulenhause wolle man in des Verfassers Werke „Die Huzulen" (Wien, Hölder, 1894) nachlesen.

Digitized by Google

gemeinschaft sind jetzt nur selten Spuren zu finden, da die jüngere Generation dieselbe nicht beachten will. In einigen Familien besteht die Hausgemeinschaft darin, daß der Vater und die Mutter mit den verheirateten Söhnen, Töchtern und den Enkeln einen gemeinschaftlichen Haushalt führen, und dieses in der Art, daß der Vater in jeder Beziehung das erste und letzte Wort hat, alles allein oder durch die Söhne und Enkel Erworbene sein nennt, die Bedürfnisse der Mitglieder seiner Genossenschaft aus gemeinsamen Mitteln bestreitet; mit allen Hausgenossen verfährt er wie mit seinen unmündigen Kindern, und diese wieder sind ihm zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet. Stirbt aber der Hausälteste, so übernimmt sein ältester Sohn oder Schwiegersohn, wenn er hierzu befähigt ist, das Regiment."

Als gemeinsames Eigentum betrachten die Dorfbewohner die Strafsen und Wege samt dem Obst der Bäume längs derselben, die öffentlichen Brunnen, die umherliegenden Steine und den Schotter u. s. w., dann aber auch die einzelnen Ähren auf dem Felde, das dürre Holz im Walde, die Pilze und Beeren, die Fische und das Wild, ferner auch gefundene Bienenschwärme, doch diese nur dann, wenn der Eigentümer sie nicht zurückfordert. Bei den Rutenen mufs derselbe übrigens bei der Übernahme seines Gutes einen Finderlohn zahlen, dessen Höhe von seinem Gutdünken abhängt. Auch die Huzulen lassen sich für gefundene Gegenstände eine Belohnung leisten, die sie überdies oft nach eigenem Ermessen bestimmen. Der Baum, welcher an der Grenze zweier Grundstücke steht, gehört in der Regel samt seinen Früchten beiden Nachbarn. Auch Zäune werden zumeist gemeinschaftlich errichtet und erhalten. Ferner ist noch das Gewohnheitsrecht bei den Rutenen bemerkenswert, dafs das Ei stets dem Besitzer des Bodens gehört, auf welchem es gefunden wurde, auch dann, wenn es von einer fremden Henne gelegt wurde.

Über den Finderlohn ist soeben eine Bemerkung gemacht worden. Gegen das Ausleihen, besonders wertvoller Gegenstände, besteht auf beiden Seiten eine gewisse Scheu. Zum Ausdruck gelangt dieselbe in den huzulischen Sprichwörtern: „Für ein fremdes Bastseil wirst du deinen Lederriemen geben", und anderseits: „Gieb mit den Händen und du wirst es mit den Füfsen nicht wiedererlangen." Wetten kommen selten vor, etwa zwischen Bekannten bei Gelegenheit von Meinungsverschiedenheiten. Der Preis der gewonnenen Wette ist gewöhnlich eine Quantität Branntwein, die vom Verlierenden bezahlt und dann gemeinsam verzecht wird. Schenkungen kommen häufig vor, z. B. bei Hochzeiten, Taufen u. dgl.; sie bestehen zumeist in Kleidern und Viehstücken. Bei den Huzulen finden Tauschgeschäfte insbesondere in Viehstücken zu Zwecken der Zucht statt; hierbei kommen auch „Daraufgaben" in Geld vor. Das Vorkaufsrecht beobachten die Rutenen insofern, als ein friedlicher Nachbar einem Fremden vorgezogen wird; dem Nachbar mufs das Kaufobjekt zugesprochen werden, wenn er auch nur denselben Preis bietet wie der Fremde. Mündliche Käufe schliefst man symbolisch mittels Handschlages ab; Verkäufer und Käufer reichen einander die rechte Hand, welche dann ein Dritter gleichsam als Zeuge mittels eines leichten Schlages trennt. In dem Kaufpreis eines Viehstückes ist übrigens stets der Halfter miteinbegriffen. Ein gekauftes Tier übergieht und übernimmt aber der Huzule nie mit der bloßen Hand, vielmehr wird dieselbe in Heu, Stroh oder, wenn solches nicht vorhanden ist, in ein Kleidungsstück gehüllt. Auch pflegt man bei der Übergabe einander gegenseitig Glück zu wünschen. Hierbei ist es üblich, dafs der Verkäufer ein Geldstück „auf Glück" zu Boden wirft, welches der Käufer aufhebt. Ist das Geld auf die Adlerseite gefallen, so schliefst der Rutene daraus, dafs der Käufer mit dem erstandenen Tiere sein Glück machen werde. Anderseits pflegt wenigstens der Huzule einige Haare vom Tiere, das er zum Verkaufe führt, in dem Stalle aufzubewahren, damit das Glück nicht vom Verkäufer zum Käufer entweiche. Nach einem Geschäftsabschlusse darf übrigens der Kauftrunk nicht fehlen, der gewöhnlich von beiden Teilen bestritten wird, zuweilen auch allein vom Käufer. Dabei pflegt man das erste Gläschen Branntwein in die Luft zu schleudern, und wenn der Verkaufsgegenstand etwa ein Pferd war, sagt der Verkäufer: „Möge das Pferd mit Dir so fliegen, wie dieser Branntwein durch die Luft." Sehr merkwürdige Bräuche bestehen auch bezüglich der Auslieferung von verkauften Viehstücken. Es giebt nämlich Tage, die übrigens mit der Gegend wechseln, an denen überhaupt keine Viehstücke ausgefolgt, ferner auch Käse und Butter nicht aus dem Hause gegeben werden. In Sergin herrscht diesbezüglich folgender Brauch: Versäumt der Wirt es nicht, am Feste Mariä Verkündigung (6. März) einen Armen mit Brindza[7]) oder Milch zu beschenken, so kann er an jedem beliebigen Tage ohne allen Nachteil das verkaufte Vieh ausfolgen; versäumt er aber jenes Geschenk, so darf er an demjenigen Wochentage, auf den im laufenden Jahre das genannte Fest fiel, die Viehstücke nicht aus dem Hause geben. Schliefslich mag noch mitgeteilt werden, dafs die Termine für Zahlungen von Raten, Zinsen u. dgl. stets auf gröfsere Feiertage festgesetzt werden, und zwar im Frühjahr auf St. Georg (5. Mai) und im Herbst auf St. Demeter (7. Nov.) oder Kozma (13. Nov.); auch die Zeit grofser Jahrmärkte dient für Terminbestimmungen.

Aus vorstehenden Betrachtungen geht hervor, dafs die rechtlichen Anschauungen der Rutenen und Huzulen in allen wesentlichen Punkten verwandt sind; es ist dies ein Beweis, dafs sie ihrer Abstammung nach einander sehr nahe stehen. Die einzelnen Unterschiede wird man zumeist aus dem freieren Leben des Gebirgsbewohners gegenüber dem der Ebene und des Hügellandes erklären können.

[7]) „Brindza" ist gesalzener Schafkäse.

Aus allen Erdteilen.

— Die Borneo-Expedition. Weitere Nachrichten der Borneoforscher (vergl. oben S. 132) teilen uns folgendes mit. Professor Molengraaff brach am 9. April auf, um das Seengebiet zu besuchen, und erreichte am nächsten Tage das Fort Nanga Badau. Hier wurden geologische Forschungen angestellt und einige Gipfel des Grenzgebirges gegen Serawak bestiegen. Am Thale der Batang Lupar, einem der schönsten Flüsse Serawaks, ist dieses Gebirge niedrig und nichts weiter als eine Reihe mehr oder weniger hoher Hügel; es ist ein altes, stark abgetragenes Kettengebirge. Am 15. April nach Pulau Madjang zurückgekehrt, bestiegt Molengraaff am 16. den Batang Limpai, welcher im Westen des Suryangsees liegt und von wo aus man einen herrlichen Überblick über das Seengebiet hat. An diesem Tage stieg das Thermometer nachmittags um 1 Uhr im Schatten bis auf + 35° C. und stand des Abends um 7 Uhr noch auf 29,8° C., während die Maximumtemperatur des Wassers im eben genannten See + 28° C. betrug. Am 20. wurde der 800 m hohe Batang Seberuang bestiegen, der höchste Gipfel des östlichen Grenzgebirges der Seenregion. Auf einem Ausfluge von Pulau

Digitized by Google

Madjang nach Ganting Durgan führte der Weg einige Stunden lang über spiegelglatte Bannstämme. Er beeing den Batang Beruwi, ruderte dann nach Smitau zurück, wo er am 29. April anlangte.

Nachdem die Sammlungen eingepackt waren, fuhr der unermüdliche Forscher am 2. Mai die Kapuas hinab und besuchte das Sungei Tunggulgebirge, um dann nach Sintang zu schiffen. Von hier aus wurde der Batang Kelam bestiegen und derselbe nicht nur geologisch untersucht, sondern auch auf dem Gipfel eine Reihe Barometerbeobachtungen gemacht. Nachdem noch ein Ausflug die Melawi stromaufwärts stattgefunden hatte, fuhr er über Smitau nach Putus Sibau, dem Ausgangspunkte der Reise nach Penanei. Motengraaff fuhr am 19. wiederum die Kapuas hinab bis Nanga Embalau, ruderte drei Tage lang die Embalau hinauf bis Benuwas Udjong, die am höchsten gelegene malaische Kampong, und setzte von hier aus die Reise mit zwei Booten fort. Nicht weit oberhalb Benuwas Udjong liegen noch einige Dörfer, worauf das Gebirgsland bald seinen Anfang nimmt und man keinen festen Niederlassungen in größerer Höhe begegnet. Die einzigen Bewohner sind unberührende Dajaker. „Schönes Wetter und niedriger Wasserstand machten meine Arbeit äußerst dankbar", sagt Molengraaff, „so daß ich schon am Abend des 26. Mai den Gunung Nark, eine Reihe von Wasserfällen in der Sungei Kelau, einem rechten Zufluß der oberen Embalau, erreichen konnte. Die dahin mußte ich an 92 größeren und kleineren Stromschnellen vorbei, bei verschiedenen mußten die Boote gänzlich entladen werden und bei manchen war das Heraufziehen gefährlich. Die Embalau bildet vom Anfang des Gebirges oberhalb Belimbis an, bis an die Kelauvereinigung, in tiefen, in alte Gesteine eingeschnittenes Querthal in einem Kettengebirge; die Landschaft ist sehr malerisch und ihrem geologischen Habitus nach am besten mit dem Rheinufer zwischen Bingen und Koblenz zu vergleichen. Die Sungei Kelau in einem wilder Gebirgsthal mit einem tiefen, schmalen Thale und einem sehr starken Gefälle. Bei dem Gunung Nark fangen die ersten Beschwerden an; hier nahm nämliche Strecke 1/4 Stunde weit über Land getragen und die leeren Boote über die glatten, steilen Felsen dem Wasser entlang mit Hilfe von sehr rohen hölzernen Gerüsten geschleppt werden." Oberhalb der Wasserfälle schiffte er sich wieder ein und erreichte dann Na Pait, von wo aus der Batang Tjordang (1242 m), der höchste Gipfel dieses Teiles des Grenzgebirges mit Serawak, erstiegen wurde. Absdann fuhr er nach Putus Sibau zurück und traf dort mit Büttikofer und Dr. Nieuwenhuis zusammen. Seine Embalaureise lieferte ihm ein schönes geologisches Profil der Kapuas bis an die Nordgrenze der Provinz, in einer noch niemals von Europäern betretenen Gegend. „Mein Dajakerführer", sagt Molengraaff, „trug einen einfachen Anzug, nämlich bleierne Ohrringe und oben in den Ohren Knöpfe von durchgesägten Zähnen von dem wilden Schweine, welcher einen Durchmesser, an demselben eine kleine Matte zum Sitzen, ein Blasrohr und einen Köcher mit kleinen vergifteten Pfeilen, eine Zahl nicht präparierte Pfeilchen, Pfeilgift, ein Messer zur Herstellung dieser Pfeile, endlich einen Bambusköcher mit Rauchgeräten und Tabak. Ich kaufte ihm seine ganze Garderobe ab, welche er ohne Scheu ablegte." Die Bewohner machten auf Molengraaff in ihrer Nationaltracht einen anderen Eindruck, „viel besser als die Malaien in ihren schmutzigen Lappen. Es ist schade, daß an der Embalau und noch mehr an der Kapuas verschiedene Dajaker zum Islam übertreten und sich alsdann mit schmutzigen Lappen kleiden."

Aus dem gleichzeitig eingelangten Schreiben Büttikofers erfahren wir, daß er, da die Jagd in der zweiten Hälfte des April nicht mehr lohnend war, am 5. Mai nach Nanga Baun zurückkehrte. Der Aufenthalt am Lang Kubunggebirge war insofern eine Enttäuschung, als die Höhe nicht, wie auf der provisorischen Karte angegeben war, 1832, sondern 1352 m betrug, eine an geringe Erhebung, um daselbst neue, an weniger hohen Stellen nicht anzutreffende Tierarten erwarten zu dürfen. Dessenungeachtet wurde nicht allein viel gesammelt, sondern das Ergebnis war auch deshalb von Bedeutung, weil das durchforschte Gebiet bis jetzt zoologisch durchaus unbekannt war. Während Dr. Hallier einige Tage später die Rückreise nach Buitenzorg antrat, setzte Büttikofer die Arbeit bis zum 22. fort. Dann brach er auf, um Ende Mai in Putus Sibau eintreffen zu können, wohin Dr. Nieuwenhuis schon abgereist war, dem von hier aus wollte man die Reise nach Penanei antreten. Dies konnte aber erst Mitte Juni stattfinden. Büttikofer wählte dann zur Station Pulau, ein Dorf von 6 Dajakerhäusern mit 30 Familien an der Sibaumündung, welcher Fluß einen halben Tag Bootfahrt von Putus Sibau entfernt in die Kapuas fällt.

Mein Aufenthalt an dem Sibauflusse von 10. Juni bis zum 10. Juli, sowie ein vierzehntägiger Ausflug stromaufwärts bis in das Quellengebiet an der Grenze des Inlandes von Serawak haben mich gelehrt", schreibt Büttikofer, „daß dasselbst nichts Anderes als die Flora des großen Gebietes der oberen Kapuas zu finden ist." Die Sibau beschreibt er als einen wilden, reifenden Fluß, und die Fahrt, sowohl stromauf- als stromabwärts, als ermüdend und reich an kritischen und spannenden Momenten. Am 16. Juli war er nach Putus Sibau zurückgekehrt und trat von hier aus die Rückreise an. Stromabwärts ging es über Sintang nach Pontianak, das am 30. Juli erreicht wurde. Da er Mitte September in Leiden zurück zu sein hoffte, schließen wir hiermit seine Berichterstattungen. Molengraaff, Nieuwenhuis und van Velthuysen sind unterdessen glücklich in Penanei angelangt.

H. Zondervan.

— Die Expedition nach den Mac Donellbergen im Mittelpunkte des australischen Festlandes (oben S. 164), welche Anfang Mai 1894 von Adelaide aufgebrochen war, ist nach Abwesenheit von drei Monaten wieder dorthin zurückgekehrt und von Erfolg begleitet gewesen. Auf der gegen 3000 km umfassenden Reise sind namentlich neue geologische Ergebnisse erzielt worden, aber auch die Ethnographie und Botanik wurden bereichert. Die Expedition verfolgte den Finkeriver bis zur Einmündung des Palmer in denselben (131° 26' östl. L. u. 24° 33' südl. Br.), worauf andere Nebenflüsse des Finke, wie der Goyder und Lilla, erforscht, aber wasserlos befunden wurden, trotzdem ihre Betten sehr breit waren. Die Vegetation bestand namentlich aus dem weitverbreiteten Spinifex und Bäumen, am Palmer ward auch üppiger Graswuchs gefunden und verhältnismäßig viel Eingeborene und Wild. Ferner besuchte die Expedition Petermanns Creek, Gilla Range, Lauries und Deerings Creek, alle ungefähr unter 131° bis 132° östl. L. und zwischen 23° und 24° südl. Br., worauf man nach dem Mac Donnellgebirge gelangte, das bis 1460 m ansteigt und aus silurischen Sandsteinen und Kalken mit Versteinerungen, aus Granite Gneis und Glimmerschiefer besteht. Über die deutsche Missionsstation Hermannsburg kehrte die Expedition zurück.

— Internationaler Verein für Höhlenforschung. Der bekannte französische Höhlenforscher E. A. Martel in Paris erläßt das folgende Rundschreiben:

„Während der unterirdischen Forschungen, welche ich seit 1888 in Frankreich, Belgien, Österreich und Griechenland angestellt habe, bin ich zur Überzeugung gelangt, daß der vereinzelte Forscher nicht im stande ist, trotz aller Mühe und der angewendeten Mittel die zahlreichen unterirdischen Räume so gründlich zu durchforschen, als es diese interessanten Studienobjekte verdienen. Auch die aufopferungsvollen Mitarbeiter waren gleich mir der Ansicht, daß die Höhlenkunde (spéléologie), welche auf jenem Punkte angelangt ist, auf den wir sie Dank der Fortschritte der modernen industriellen Hilfsmittel bringen konnten, einen Reiz der Neuheit und der Specialität besäße, der es wünschenswert machte, daß sie durch eine Gesellschaft gepflegt werde. Eine solche Gesellschaft hätte den Zweck, methodische Erforschungen von unterirdischen Räumen vorzubereiten, und sie zu unterstützen, deren Ergebnisse zu veröffentlichen, in der Zukunft alle Nachrichten einschlägiger Natur zu sammeln, die derzeit arg verzettelt sind, und diese in einem einzigen Rahmen zusammenzufassen, wodurch auch andern Disciplinen gedient werden kann, mit denen die Höhlenforschung in Berührung tritt.

„Meine Denkschrift über die Höhlenkunde, welche ich im Jahre 1893 der „Association Française pour l'avancement des sciences" vorgetragen habe, und mein Werk „Les Abîmes", haben bereits hervorgehoben, wie sehr die Geographie, Geologie, Mineralogie, Zoologie, Botanik, Meteorologie, physikalische Erdkunde, Anthropologie, Paläontologie, Agrikultur, Gesundheitspflege und die Meliorationstechnik an der Höhlenkunde beteiligt sind, und welche Dienste eine Gesellschaft von Fachleuten der Höhlenkunde allen diesen Disciplinen leisten könnte.

„Aber als ich erwarten konnte, hat dieser Gedanke den Beifall von Männern gefunden, deren munuter gesicherte Mitwirkung an einem Erfolge nicht zweifeln läßt, und es gestattet, ohne Aufschub an die Gründung zu schreiten. Ehe wir daran gegangen werden dürfen, müssen die Statuten derjenigen gebrüft und gezählt werden, welche als erste Teilnehmer beiztreten beabsichtigen."

Herr Martel (Paris, rue Mesnrs Nr. 8) ersucht daher alle, die geneigt sind, dem neuen internationalen Verein für Höhlenforschung beizutreten, ihm ihre Zustimmung auszudrücken. Es soll alsdann zur Gründung der Gesellschaft geschritten werden.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. Druck von Friedr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DER ZEITSCHRIFT „DAS AUSLAND".

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXVI. Nr. 18. BRAUNSCHWEIG. Oktober 1894.

Der gegenwärtige Stand der Meereskunde.

In der geographischen Sektion der British Association hat im August dieses Jahres Kapitän Wharton, der Chef des hydrographischen Amtes in London, als Präsident der Sektion die Eröffnungsrede gehalten, welche einen guten Überblick über den heutigen Standpunkt unserer oceanographischen Kenntnisse giebt. Die Rede ist, offenbar in extenso, in der „Nature" vom 16. August abgedruckt; wenngleich für den speciellen Fachmann kaum etwas Neues in ihr zu finden ist, auserdem auch in manchen Punkten der speciell englische Gesichtskreis dadurch sich sehr bemerklich macht, dafs manche Studien und Studienergebnisse nicht ganz mit Recht lediglich englischer Thätigkeit zugeschrieben werden, so ist doch die Rede, als Ganzes betrachtet, vorzüglich geeignet, einem gröfseren geographischen Publikum einen Einblick in die vielseitigen Bestrebungen und Fortschritte auf diesem Gebiete zu vermitteln. Darum sollen hier im Auszuge die bemerkenswertesten Stellen mit gelegentlichen, ganz kurzen Notizen des Referenten wiedergegeben werden. Nach einigen einleitenden allgemeinen Bemerkungen bespricht Wharton

I. Die Meeresströmungen.

Zu den auffallendsten Phänomenen des Oceans gehört die konstante horizontale Bewegung des Oberflächenwassers, welche in manchen Meeresteilen sehr gut ausgeprägte Richtungen einschlägt. Man kann jetzt mit Zuversicht behaupten, dafs die Grundursache für die Oberflächenströmungen allgemein in dem Winde erblickt wird, d. h. nicht in dem Winde, der in einem Augenblick der Beobachtung gerade weht, sondern in den grofsen Luftströmungen, die über weite Flächen und jahraus jahrein aus ziemlich derselben Richtung wehen, in den Passaten. Diese Winde sind die ersten Motoren; die weitere Ausbildung der Stromsysteme erfolgt unter dem Einflusse der Verteilung von Wasser und Land und auch unter der Wirkung anderer vorherrschender Winde, im besonderen derjenigen aus Westen in den höheren Breiten.

Obschon sich sehr wohl allgemeine und im grofsen Durchschnitt thatsächlich auch vorhandene Strombilder entwerfen lassen, so mufs doch nachdrücklich auf die Unzuverlässigkeit aller dieser Darstellungen in dem Sinne aufmerksam gemacht werden, dafs irgend eine Voraussage der Richtung und der Geschwindigkeit der Strömung, die in einem bestimmten Meeresteile zu erwarten wäre, mit nur einiger Sicherheit nicht gegeben werden kann. Die Strömungsverhältnisse sind eben, wie man dies besonders in den Monsungegenden beobachtet, zu sehr von den Windverhältnissen abhängig.

Verglichen mit der grofsen Cirkulation, welche von den Luftströmungen hervorgebracht wird, ist die Wirkung der Verschiedenheiten der Temperatur oder des specifischen Gewichtes auf Wasserbewegungen unbedeutend, obwohl dieselben ohne Zweifel auch berücksichtigt sein wollen, besonders bei der Entstehung einer langsamen unteren Strömung und bei vertikalen Bewegungen. Kein Tropfen des Oceans ist, selbst in den gröfsten Tiefen, je auch nur für einen Augenblick in Ruhe.

Die von der amerikanischen Küstenvermessung auf dem Dampfer „Blake" im Laufe einer ganzen Reihe von Jahren in der Karaibischen See und ihren Zugängen, im Golf von Mexiko und in den angrenzenden Teilen des offenen Atlantischen Oceans angestellten Untersuchungen sind für die Frage nach der Entstehung des sogenannten Golfstromes von allererster Bedeutung geworden; es giebt kein anderes Meeresgebiet, in dem die oceanographische Untersuchung einen ähnlichen Grad von Genauigkeit und detailliertem Charakter erreicht hätte. Zunächst hat sich dabei sehr deutlich der Umstand bemerklich gemacht, dafs in der Geschwindigkeit und Richtung der Strömungen fortwährende Änderungen eintreten, desgleichen auch in der Tiefe, bis zu welcher die Oberflächenströmung sich erstreckt.

Östlich von der Kette der kleinen Antillen (der „windwärts gelegenen" Inseln) kann die mittlere Tiefe der Oberflächenströmung (d. h. der Nordäquatorialströmung, welche nach Westen setzt) auf etwa 100 Faden (= rund 200 m) angegeben werden; unterhalb dieses Niveaus ist der Einfluls der Gezeiten sehr deutlich. Es besteht daselbst aufserdem in verschiedenen Tiefen eine gut ausgeprägte Rückströmung, die durch die submarinen Erhebungen, welche die einzelnen Inseln verbinden, verursacht wird. Für den Golfstrom, der aus der Äquatorialströmung entsteht, sind zwei Punkte von gröfster Wichtigkeit: erstens einmal wird seine Ausbreitung nach dem Verlassen der Enge zwischen den Bemini-Inseln und Florida verhindert durch den Druck desjenigen Teiles der Äquatorialströmung, welcher nicht durch die engen Passagen der kleinen Antillen hat hindurchgelangen können und darum nach dem nördlich der Bahamas gelegenen Meeresgebiet strömt. So wird der eigentliche Golfstrom daselbst zusammengehalten auf seiner Ostseite durch dieses von Osten herankommende Wasser, auf seiner Westseite durch die an der amerikanischen Küste südwärts setzende Strömung; das Resultat ist, dafs der Golfstrom noch für eine beträchtliche Strecke seines weiteren nordöstlichen Laufes seine Energie und hohe Temperatur ziemlich ungeschwächt zu bewahren vermag. In der Gegend der Neufundlandbänke hat die Strömung

Digitized by Google

an Geschwindigkeit bedeutend eingebüßt, doch wird ihr Wasser jetzt — und das ist der zweite wichtige Punkt — von den westlichen Winden dieser höheren Breiten vorwärts getrieben, und so setzt sich die Wasserbewegung weiter fort, bis zu den britischen Inseln, zur norwegischen Küste u. s. w.

Waren über dem Nordatlantischen Ocean, etwa in den Breiten, auf welchen sich der große Dampferverkehr zwischen New York und Europa bewegt, keine westlichen Winde vorherrschend, sondern vielleicht östliche, so würde das warme Wasser des Golfstromes nie unsere Küsten erreichen, und Westeuropa würde einer thermischen Begünstigung verlustig gehen, deren Einfluß kaum groß genug veranschlagt werden kann: man denke nur zum Vergleich an die klimatischen Verhältnisse Kanadas im Winter[1]).

Die Tiefen, bis zu welchen die großen Oberflächenströmungen, welche man in jedem Atlas verzeichnet findet, sich bemerklich machen, sind in den andern Meeresgegenden sehr wenig bekannt, da darauf bezügliche Beobachtungen trotz verschiedener geistreich erdachter Apparate großen praktischen Schwierigkeiten unterliegen. Orientiert sind wir aber z. B. über den merkwürdigen Wasseraustausch, der zwischen dem Schwarzen- und dem Mittelmeer in dem Bosporus und der Straße der Dardanellen vor sich geht, sowie über denjenigen in der Straße von Bab el Mandeb, dem Südausgange des Roten Meeres. Was die erstgenannte Gegend anlangt, so liegen hierüber englische Untersuchungen aus dem Jahre 1872 vor, die unter der Leitung des Kapitän Wharton, des Vortragenden selbst, ausgeführt worden sind, sowie auch sehr sorgfältige russische Beobachtungen des Admirals Makaroff aus den Jahren 1881 und 1882. „Es war", sagt Wharton, „ein überraschender Anblick, wenn man bei den Untersuchungen sah, wie die großen hölzernen Bojen (Schwimmkörper von 36 Quadratfuß) nach Versenkung auf 100 bis 240 Fuß Tiefe gegen eine harte südliche Oberflächenströmung von drei bis vier Seemeilen[2]) stündlicher Geschwindigkeit fortgerissen wurden nach Norden. Der Beweis, daß von einer gewissen Tiefe ab das schwere Mittelmeerwasser in das Schwarze Meer hineindringt, während an der Oberfläche das sehr angesüßte Wasser des letzteren zum Mittelmeere fließt, war damit in erwünschtester Deutlichkeit erbracht; die Türken, welche die englischen Beobachtungen mit großem Argwohn verfolgten, waren durchaus der Meinung, daß der Teufel seine Hand im Spiele habe, und nur der Ferman des Sultan verhütete eine Unterbrechung." Auch bei diesen Strömungen ist nach Whartons Meinung der Wind der vorzüglichste Motor, indem über dem Schwarzen Meere Nordostwinde vorherrschen, welche das Oberflächenwasser an der Südwestküste aufhäufen und durch den Bosporus pressen. In der unteren Gegenströmung erblickt Wharton, wie es scheint, nur eine Art Kompensationsstrom, dem also die Aufgabe zufiele, Ersatz für das oben abgeflossene Wasser zu leisten. Wenigstens ist Wharton von der Unzulänglichkeit der Differenzen in der specifischen Schwere des Wassers für irgend welche horizontalen Bewegungen überzeugt. Doch zeigen Makaroffs Beobachtungen, daß genau mit dem Punkte, an welchem in der Vertikalen eine beträchtliche Zunahme des Salzgehaltes konstatiert wurde, auch die Stromrichtung wechselte, und man wird deshalb und im Hinblick auf die Ergebnisse anderer Forscher (Witte, Poggend. Ann. Bd. 141, S. 317; Zöppritz, Handbuch d. Oceanogr. II, S. 299; Mohn, Peterm. Mitteil. Ergänz.-Heft Nr. 79, S. 5) gut thun, die Dichtigkeitsunterschiede des Seewassers in solchen Meerengen nicht außer acht zu lassen.

In der Bab el Mandebstraße sind von dem englischen Kriegsschiff „Penguin" 1890 Untersuchungen zu gleichem Zwecke angestellt worden, allerdings gerade zur Zeit des Monsunwechsels. Es wehen im südlichen Roten Meere während unseres Sommers Nordwest- und Nordwinde, welche das Wasser in den Golf von Aden hinaustreiben und eine allgemeine Erniedrigung des Wasserspiegels verursachen, während im Winter der Wind stark aus Südost bläst, wodurch eine Oberflächenströmung zum Roten Meere hin entsteht. Das Resultat, welches durch die Arbeiten des „Penguin" zu Tage gefördert wurde, war eigentümlich. Es zeigte sich, daß in einer Tiefe von etwa 120 m die Bewegung des Wassers eine Gezeitenbewegung war, während an der Oberfläche das Wasser langsam nur in einer Richtung (je nach dem Monsun) lief, ein Resultat also, welches denjenigen ähnlich ist, das die Amerikaner in Westindien erhielten. Dabei ging die Gezeitenbewegung in der Bab el Mandebstraße derart vor sich, daß das Wasser in das Rote Meer noch hineinsetzte in der Zeit, während der Wasserspiegel sank, und hinaussetzte mit steigendem Wasser! Bevor definitive Angaben über diese merkwürdigen Strömungsverhältnisse gemacht werden können, sind noch weitere Beobachtungen nötig; jedenfalls sind die Vorgänge hier etwas verwickelter als im Bosporus und in den Dardanellen.

II. Die Meerestiefen.

Unsere Kenntnisse über diese Verhältnisse wachsen stetig, aber langsam, sie sind fast alle lediglich in den letzten 50 Jahren gewonnen. Der Beginn der Hochseelotungen kann auf James Rofs zurückgeführt werden; die größten Fortschritte sind durch die Notwendigkeit verursacht worden, vor der Legung von transoceanischen Kabeln die Tiefenverhältnisse zu erforschen. Es sind Expeditionen ausgesandt worden, deren ausschließliche oder doch hauptsächliche Bestimmung war, Lotungen zu machen; in dieser Hinsicht nehmen „Großbritannien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika die erste Stelle ein" (nach des Ref. Meinung stehen die Leistungen der Amerikaner weitaus und allein an erster Stelle). Über die Tiefengestaltung des Atlantischen Oceans haben wir eine recht befriedigende Kenntnis, um so fragmentarischer ist dieselbe von dem Indischen und Stillen Ocean. Sie genügt zwar, um eine allgemeine Anschauung zu vermitteln, doch wachsen unsere Bedürfnisse in dieser Frage aus verschiedenen praktischen Gründen, besonders wegen der schon erwähnten Kabellegungen, von Jahr zu Jahr, und man kann behaupten, daß erst dann diese Arbeiten zu einem befriedigenden Abschluß gekommen sein werden, wenn unsere Kenntnisse der Bodengestaltungen der Oceane ungefähr so weit gediehen sind, wie diejenigen von der vertikalen Gliederung der Festländer.

Was die größten Tiefen anlangt, so ist von einem geologischen Standpunkte aus bezeichnend, daß die

[1]) Es ist dabei aber nicht zu vergessen, daß das bloße Vorhandensein von warmem Wasser an der englischen und norwegischen Küste durchaus nicht genügen würde, diesen Gegenden jene milde winterliche Witterung zu sichern, in welcher die thermische Anomalie hauptsächlich zum Ausdruck kommt. Wesentlich ist dabei noch, daß der Wärmevorrat dieses Golfstromwassers und die über demselben lagernden warmen Luftmassen durch die vom Ocean her wehenden Winde der Küste zugeführt werden; hätte Norwegens Westküste im Winter vorwiegend ablandige Winde, so würde ihm die Existenz des warmen Wassers an sich wenig nützen. Man sieht, wir kommen immer mehr dazu, die ganz ungeheure Wichtigkeit der großen Luftströmungen zu erkennen.

[2]) 1 Seemeile = 1/60 Äquatorgrad = 1/4 geogr. Meile = 1,855 km.

Digitized by Google

tiefsten Stellen sich bisher stets nicht im Centrum der Oceane, sondern in sehr grofser Landnähe gefunden haben[3]). 110 Seemeilen seewärts von den Kurilen, welche von Yezo aus nach Nordosten ziehen, ist die bisher gröfste Tiefe von dem V. St. Schiff „Tuscarora" gelotet worden mit 4655 Faden oder 8513 m. 70 Seemeilen nördlich von Porto Rico in Westindien ist die zweittiefste Stelle, welche wir kennen, nämlich 4561 Faden oder 8341 m; während im Pacifischen Ocean die Kurilentiefe einer sehr ausgedehnten Depression angehören dürfte, ist die eben genannte Tiefe im Nordatlantischen Ocean offenbar nur eine lokale beckenförmige Einsenkung.

Aufserordentliche Tiefen sind neuerdings auch an mehreren Stellen nahe der Westküste Südamerikas erlotet worden, so dafs der Steilabfall der Anden zum Meere sich unterseeisch fortsetzt; 50 Seemeilen westlich von der peruanischen Küste hat man eine gröfste Tiefe von 4175 Faden oder 7635 m gefunden. Hier sind es nur schmale Rinnen längs der Küste, in denen der Meeresboden am tiefsten versenkt ist, denn weiter seewärts steigt derselbe durchweg wieder an, wenn auch nur äufserst langsam. Überraschend grofs waren auch verschiedene neuerdings im westlichen Teile des Südpacifischen Oceane ermittelte Tiefen; zwischen den daselbst gelegenen Inselgruppen scheinen überall ganz gewaltige Einsenkungen vorhanden zu sein, doch ist die Ausdehnung derselben meist noch gar nicht festgelegt. Eben östlich der Tonga-Inseln hat man 4500 Faden = 8229 m gelotet, also wiederum Tiefen von über 8000 m; und so an mehreren andern Stellen dieser Gewässer.

Um eine Anschauung zu geben von dem, was noch zu thun bleibt, sei erwähnt, dafs im östlichen Teile des centralen Pacifischen Oceans eine Fläche von etwa $^1/_2$ Million geogr. Quadratmeilen (d. h. fast der Gröfse Afrikas) sich befindet, in welchem nur sieben Lotungen bisher gemacht sind. Wenn auch die Angaben für die mittlere Tiefe des Oceans mit fortschreitender Kenntnis noch beträchtlich sich ändern mögen, so kann nichtsdestoweniger schon jetzt behauptet werden, dafs der Stille Ocean im Durchschnitt tiefer ist, als die übrigen Oceane. Es ist schwierig, sich die wahrhaft ungeheuerlichen Wassermassen dieses Oceans sowohl nach Areal wie Inhalt sinnlich vorzustellen; es kann vielleicht die Anschauung unterstützen, wenn wir bedenken, dafs das gesamte Festland aller Kontinente, soweit es über dem Meeresspiegel sich befindet, in den Stillen Ocean versenkt werden kann und dann doch nur zu $^1/_7$ denselben ausfüllen würde!

III. Die Temperaturen des Seewassers.

Am wichtigsten sind die Temperaturen des Oberflächenwassers, da die Klimate verschiedener Gegenden in erster Linie von denselben abhängen. Diese Temperaturen sind es, welche bewirken, dafs auf gleicher Breite gelegene Ländergebiete in ihren respektiven mittleren Temperaturen sehr beträchtliche Unterschiede zeigen, dafs Nebel und Stürme über manchen Gebieten viel häufiger sind als über andern. Was den letztgenannten Punkt anlangt, so haben die neueren Arbeiten mit gröfster Deutlichkeit gezeigt, dafs die Meeresflächen, auf welchen grofse Differenzen der Temperatur des Oberflächenwassers auftreten, zugleich die Ursprungsstellen von Stürmen sind.

Es wurde beobachtet, dafs in der Gegend südlich von Neuschottland und Neufundland viele Stürme entstehen, welche über den Atlantischen Ocean au die Küsten Westeuropas ziehen. Eine Prüfung der horizontalen Verteilung der Wassertemperaturen daselbst zeigte nun, dafs die Änderungen der letzteren aufserordentliche sind, man beobachtet dort äufserst starke „Sprünge" derselben, was nicht allein eine Folge der Nebeneinanderlagerung von Golfstrom und Labradorstrom, sondern auch eine Begleiterscheinung des Golfstromes selbst ist, da derselbe in sich wieder aus Streifen warmen und kühlen Wassers zusammengesetzt ist, so dafs schon dadurch Differenzen von 10° C. und mehr entstehen.

Dieselben Verhältnisse liegen südlich vom Kap der Guten Hoffnung vor, einer andern wohlbekannten Geburtsstätte von Unwettern. Hier drängt der Agulhasstrom, durch die Agulhasbank und die Westwinde nach Süden abgelenkt, sein etwa 20° warmes Wasser in die einige 12° bis 14° kälteren Gewässer jener südlichen Breiten hinein, und diese Begegnungsstelle ist berüchtigt als eine der stürmischsten in der Welt. Südöstlich von der La Platamündung ist ein weiteres, stürmisches Meeresgebiet, auch hier finden wir dieselben abnormen Sprünge der Oberflächentemperatur auf beschränktem Areal. Nordöstlich von Nippon ist die Sache ebenso.

Ein anderer bemerkenswerter Punkt, über den schon früher, besonders aber in den letzten Jahren von verschiedener Seite gearbeitet worden ist, betrifft die in Deutschland mit dem Namen „Auftrieb" belegten hydrographischen Erscheinungen. Es handelt sich dabei um die Einwirkung des Windes auf die Oberflächentemperatur grofser Wasserflächen. Der Wind, der von einer Küste hinweg nach der See zu weht, treibt die obersten Schichten des Wassers vor sich her; fehlt eine ausgesprochene horizontale Strömung von irgend einer andern Richtung, so mufs jenes Oberflächenwasser durch Wasser ersetzt werden, das aus den Schichten unterhalb der Oberfläche entnommen wird. Nun sind in ungefähr allen Fällen die tiefer gelegenen Wassermassen ganz erheblich niedriger temperiert als die Oberfläche (so besonders in den tropischen Meeren); das Resultat ist dann, dafs wir an solchen Küsten, von denen der Wind wegweht, die also im Windschutz liegen, das Meereswasser kälter finden als weiter seewärts. Je näher an Land, desto kälter ist in solchen Fällen im allgemeinen das Wasser, weil daselbst die Möglichkeit, das wegtreibende Wasser seitlich an der Oberfläche zu aspirieren, immer mehr schwindet, so dafs das Aufquellen aus der Tiefe hier am kräftigsten stattfindet.

Dies Phänomen ist in solch grofsem Umfange nachweisbar, dafs wir mit seiner Hilfe wesentliche Züge der Korallenverbreitung erklären können: an den Westküsten der Kontinente, welche so zu sagen im Rücken der Passate liegen, finden wir meist einen vollkommenen Mangel an Korallen, da dieselben kaltes Wasser nicht vertragen, während an den Ostküsten, auf welche die Passate hinaufwehen und an welche zugleich die warmen Äquatorialströme drängen, Korallenbauten in höchster Fülle vorkommen.

Auch die Grundzüge der vertikalen Temperaturverteilung dürfen jetzt als erforscht angesehen werden. Es ist in dieser Beziehung zunächst beachtenswert, dafs das warme Oberflächenwasser, welches ja Temperaturen von über 30° an manchen Stellen bei bestimmter Witterungslage annimmt, immer nur eine vergleichsweise sehr wenig mächtige Schicht darstellt: in der Äquatorialströmung zwischen Afrika und Südamerika hat das Oberflächenwasser eine Temperatur von 26°, in rund 200 m Tiefe ist die Wasserwärme nur mehr 12,5°, in 700 m knapp 5°. Es ist allerdings gerade in dieser Gegend, soweit wir bis jetzt dies beurteilen können, der

[3]) Siehe z. B. auch über die tiefsten Einsenkungen des Mittelmeeres den „Globus", Bd. 63, S. 245 u. Bd. 65, S. 165.

Digitized by Google

Temperatursturz zur Tiefe hin am allergrößten; doch überall finden wir im wesentlichen dieselbe Erscheinung, nämlich eine äußerst starke Temperaturabnahme in den ersten 1000 m. Nur sehr langsam erfolgt dann ein weiteres Fallen der Wassertemperatur in den größeren Tiefen. Es ist aber noch folgendes zu beachten: da, wo eine freie Verbindung in der Tiefe mit arktischen und besonders antarktischen Gewässern besteht, ist die Temperatur am Grunde des Meeres überall sehr niedrig, und eine Abnahme der Temperatur von oben nach unten nachweisbar, wenn sie auch, wie schon erwähnt, äußerst gering unterhalb von etwa 1000 m ist. Da aber, wo ringsum von flacherem Wasser oder Land eingeschlossene tiefe Becken oder Kessel vorhanden sind, findet sich eine vertikale Temperaturabnahme nicht mehr unterhalb derjenigen Tiefe, bis zu welcher das betreffende Meeresgebiet mit dem offenen Ocean in Verbindung steht. Für die Bodentemperaturen solcher Gegenden ist also die „Zugangstiefe" maßgebend, so bei dem Mittelmeere [4]), so bei den Becken der Sulu-, Arafura-, Bandasee u. s. w. Wir finden in diesen Fällen von einer bestimmten Tiefe an eine sehr mächtige Schicht durchaus gleichmäßig temperierten Wassers, und damit naturgemäß höhere Bodentemperaturen, als wir sie in gleicher Tiefe in den offenen Oceangebieten finden.

Seit man dies erkannt, ist man im stande, umgekehrt auf das Vorhandensein irgend welcher submariner Erhebungen mit Bestimmtheit zu schließen, wenn man irgendwo findet, daß die Temperatur in großer Tiefe höher ist als sonst in ähnlicher Tiefe. Dies gilt auch von ganzen Oceanen. Der Nordatlantische Ocean erreicht zwar sehr große Tiefen, aber die Bodentemperatur geht nirgends unter 1,7° herab, dagegen ist im Südatlantischen Ocean schon in einer Tiefe von 5000 m die Bodentemperatur nur ein wenig über 0°: wir gelangen dadurch zu dem Schluß, daß irgendwo zwischen Afrika und Südamerika ein Rücken von höchstens 4000 m Einsenkung unter der Oberfläche existieren muß, obschon die Lotungen ihn bisher noch nicht erkennen ließen. Denn es würde sonst das kältere südatlantische Bodenwasser schon vermöge seiner größeren specifischen Schwere in die nordatlantischen Tiefen eindringen.

Wenn es sich um die Frage handelt, welches Wasser am schwersten und daher im stande ist, anders beschaffenes Wasser zu verdrängen, so muß man bedenken, daß die zwei dabei in Betracht kommenden Faktoren, Salzgehalt und Temperatur, in entgegengesetztem Sinne wirken, indem durch einen hohen Salzgehalt eine relativ große, durch eine hohe Temperatur aber eine relativ geringe Dichtigkeit bewirkt wird. Wasser, welches salzreich ist und allmählich abgekühlt wird, dürfte im allgemeinen am schwersten sein, und so kann man vielleicht die hohen Bodentemperaturen des Nordatlantischen und Nordpacifischen Oceans nicht blos durch Besonderheiten der untermeerischen Bodengestaltung, sondern auch damit erklären, daß in diesen Meeren das Wasser des Golfstromes und Japanischen Stromes zum Sinken kommt.

Jedenfalls ist in den südhemisphärischen Meeren ein Einfluß ähnlicher Art kaum anzunehmen, höchstens käme das Wasser der Agulhasströmung für den Indischen Ocean in Betracht.

—1,7° hat man neuerdings ganz lokal, östlich der Fär Öer und nördlich der Bodenschwelle, welche die tieferen Teile des arktischen Oceans von denjenigen des Atlantischen Oceans trennt, am Meeresgrunde beobachtet, aber im allgemeinen hat der Südatlantische Ocean von allen Meeren der Erde die niedrigsten Bodentemperaturen, mit +0,1°. Nun ist der Südatlantische Ocean zugleich auch derjenige, in welchem die Eisverbreitung, besonders in Gestalt von weit äquatorwärts vordringenden Eisbergen, weitaus am stärksten ist, doch darf man nicht an einen Zusammenhang dieser beiden Thatsachen denken, da das Wasser in der Nähe des Eises zwar kälter, aber auch weniger salzig ist und daher nicht sinken wird; es findet sich daselbst auch in der That eine seit den Untersuchungsfahrten des „Challenger" und der „Gazelle" bekannte, auffallende Temperaturschichtung, dergestalt, daß man oben das kalte Schmelzwasser hat, dann eine verschieden mächtige Schicht wärmeren Wassers, und darunter erst die kalten Bodenschichten.

Kapitän Wharton giebt dann einige durchaus aphoristische Bemerkungen über Tiefseesedimente und über den Salzgehalt der Meere; die hierauf bezüglichen Sätze sind zu kurz gehalten, um irgend welche der in Betracht kommenden Verhältnisse des näheren klar zu legen.

IV. Die Wellenbewegungen des Meeres.

In diesem Abschnitte bespricht der Vortragende zuerst die Gezeiten, welche er als Wellen auffaßt, die zu Sonne und Mond in bestimmten Funktionen stehen. Auch hier konnten begreiflicherweise nur einige Gesamtresultate gegeben werden, dabei wird besonders der „meteorologische Teil" des Gezeitenphänomens hervorgehoben, d. h. der Einfluß in Sonderheit der wechselnden Richtung und Stärke des Windes auf die an einem bestimmten Orte faktisch zu stande kommenden Amplituden der Gezeitenbewegungen, welche auf diese Weise von den theoretischen unter Umständen vollkommen abweichen.

Die harmonische Gezeitenanalyse [5]), in England von Prof. Darwin, in Deutschland von Prof. Börgen vertreten, hat soviel geleistet, daß mit ihrer Hilfe überall da, wo längere Reihen von Beobachtungen vorliegen, von diesen aus mit großer Genauigkeit für den betreffenden Platz die Ebbe- und Flutzeiten und Größen vorausberechnet werden können. Da aber, wo eine empirische Grundlage fehlt, ist es unmöglich, etwa allein aus astronomischen Daten eine in der Praxis genügende Gezeit zu berechnen. Die Gezeitenverhältnisse sind eben selbst an nahe gelegenen Orten oft zu wesentlich verschieden, als daß man je der Beobachtungen entbehren könnte. Verursacht werden diese Verschiedenheiten wohl hauptsächlich durch Interferenzen sich kreuzender Gezeitenwellen und durch Reflektion einer solchen von einer Küste hinweg zu einer andern Küste hin. Bekannt ist, daß die großen Niveauunterschiede, welche an vielen Küsten im Gefolge von Ebbe und Flut auftreten, fast ganz durch die Konfiguration der Küste selbst und durch die geringere Wassertiefe verursacht werden; auf hoher See giebt man der Gezeitenwelle nur eine Höhe von 2 bis 3 Fuß; dies Maß ist aber Beobachtungen entlehnt, die auf kleinen, mitten im Ocean gelegenen Inseln gemacht worden sind, und wenn auch anzunehmen ist, daß die Wirksamkeit der Faktoren, welche das Anwachsen der Gezeitenwelle an den Festlandsküsten bewirken, daselbst auf ein Minimum beschränkt ist, so braucht sie doch auch dort nicht ganz aufgehoben zu sein und wir wissen darum heute noch nicht mit Zuverlässigkeit, wie sich auf offenem Ocean Ebbe und

[4]) Siehe „Globus", Bd. 65, S. 165.

[5]) D. h. die Anwendung trigonometrischer Reihen zur Auflösung einer periodischen Erscheinung in ihre einzelnen Komponenten, ein Princip, das noch kürzlich von J. Hann in vollendeter Weise auf die rätselhafte tägliche doppelte Periode des Luftdruckes angewandt worden ist.

Digitized by Google

Flut äufsert. Es fehlt bislang jegliches Mittel, den Gegenstand über tiefem Wasser zu studieren.

Den Reisenden, welche ein Weltmeer kreuzen, fallen die vom Winde erregten Wellen in allererster Linie auf. Die hohe See bietet in einem schweren Sturm vielleicht die eindrücklichste Bethätigung der Naturgewalten dar, die man je schauen kann, und derjenige, der schon soweit mit dem Meere vertraut geworden ist, dafs er über das Ungemütliche der Situation sich hinwegzusetzen vermag, wird eine Sturmsee mit dem Gefühle schauernder Bewunderung betrachten.

Die Höhe, bis zu welcher Sturmwellen sich erheben, ist noch nie durchaus zuverlässig bestimmt worden. Abgesehen davon, dafs nur wenige Leute diesem Gegenstande sich widmen können, wenn sie selbst dazu Gelegenheit haben, ist es auch sehr selten, dafs jemand wirklich abnorm hohe Wellen sieht, selbst wenn er sein ganzes Leben auf See zubringt.

Darum schwanken die Angaben für die Maximalhöhen der Wellen so beträchtlich, nämlich zwischen 12 und 25 m; die wahrscheinlichste Zahl dürfte 15 bis 18 m sein*). Ist die Sturmsee, welcher eine sehr grofse Fortpflanzungsgeschwindigkeit innewohnt, aus dem Bereiche des Sturmes gelangt, so vermindert sich zunächst und äufserst stark die Höhe oder die Steilheit der Wellen, und wir erhalten eine schwingende Bewegung, die auf dem tiefen Ocean in Gestalt einer sogenannten „Dünung" nur noch wenig sich dem Auge bemerklich macht. Sobald aber diese Dünung bei weiterem Fortschreiten auf flaches Wasser gelangt, beginnt die Wellenbewegung wiederum zu branden, die Wellen richten sich steil auf und brechen über (was man schon sehr gut bei Hochwasser über unserem norddeutschen Wattenmeer beobachten kann), und es entsteht dann unter Umständen an Orten, die nie von Stürmen heimgesucht werden, eine ungeheure Brandung. Der Art sind die berüchtigten „Roller" von St. Helena und Ascension.

Kapitän Wharton geht dann noch mit einigen Worten auf die durch Erd- oder Seebeben erregten Wellen ein, sowie auf die Frage, bis zu welcher Tiefe die Wellenbewegung mechanisch wirken dürfte, endlich auf verschiedene Angaben über oceanische Niveauschwankungen von langer Periode: Gegenstände, die schon mehr der Geophysik zuzurechnen sind und hier übergangen sein mögen.

G. Schott.

*) Dies stimmt zu den Angaben des Referenten in der „F. v. Richthofen-Festschrift", S. 249, an welcher Stelle die Windwellen näher behandelt sind. Siehe auch den Auszug hieraus im „Globus", Bd. 64, S. 151.

Dahomé nach den neuen französischen Forschungen.

II.

Ebenso, und vielleicht noch einflussreicher als die Bezirkshäuptlinge, sind die Fetischpriesterin Dahomé. Ihre Macht entspringt erstens ihrem zähen und geheimen Zusammenhalten untereinander und zweitens dem Gifte, in dem sie eine ebenso unsichtbare wie fürchterliche Waffe besitzen. Pflanzenkundig, wie sie sind, verfügen sie über eine Menge tödlicher Gifte von teils plötzlicher, teils schleichender Wirksamkeit, die sie gegen jeden anwenden, der ihre Pläne durchkreuzt. Auch mancher europäische Missionar ist dieser Waffe zum Opfer gefallen. Selbst dem Könige gegenüber nehmen sie eine Machtstellung ein. Das oben erwähnte Verbot, dafs der König das Meer nicht erblicken darf, haben sie z. B. erlassen, damit er nicht infolge europäischer Einflüsse ihrer Herrschaft sich entzöge. Bisweilen freilich kommt es doch vor, dafs der König seine Macht gegen sie wendet. Chaudoin erzählt z. B. von einem Fall hartnäckiger Dürre, die trotz aller Gebete und Opfer nicht weichen wollte. Als auch ein allgemeines blutiges Strafgericht, das die Priester über das unglückliche Volk abhielten, nichts fruchtete, murrte die Menge, und der König brachte ihr ein Opfer, indem er eine Anzahl freilich untergeordneter Fetischpriester nach vorhergegangener Androhung, als es nach abermals drei Tagen nicht geregnet hatte, durchpeitschen liefs.

Fig. 8. Fetische in Zagnanado. Nach einer Photographie.

Des Giftes bedienen sich die Priester auch bei den von ihnen geleiteten Gottesgerichten, die besonders dann stattfinden, wenn sie einen ihrer Feinde der Königs- oder Gotteslästerung beschuldigen. Der Beschuldigte mufs dann einen Trank geniefsen, der dem Unschuldigen nichts thut, den Schuldigen unter schrecklichen Qualen tötet. Natürlich wird die letztere Wirkung durch beigemengtes Gift erreicht.

Das Gift bildet in Dahomé, da dort Blutvergiefsen mit dem Tode bestraft wird, ein allgemein verbreitetes Mittel, um sich an andern zu rächen oder sie aus dem Wege zu räumen. Für solche Fälle verkaufen die Priester das nötige Gift — ein einträgliches Nebengewerbe für sie. Ihre Kenntnis erstreckt sich übrigens auch auf heilsame Kräuter, die sie sogar gegen manche Krankheiten, besonders bei Verwundungen, mit Erfolg anzuwenden verstehen.

Neben den männlichen giebt es auch weibliche Fetischpriester, die im Gegensatz zu dem sonst in Dahomé wenig angesehenen weiblichen Geschlecht eine bedeutende Stellung einnehmen. Von früher Jugend an werden sie in der Einsamkeit von alten Priesterinnen erzogen und in den religiösen Gebräuchen und einer dem Volk unverständlichen Geheimsprache unterrichtet. Sie üben die Wahrsagekunst ebenso wie die Heilkunst aus, letztere besonders bei Frauenkrankheiten; auch gegen Unfruchtbarkeit wenden die Frauen sich an sie. Sie leiten auch die Menschenopfer, die dem Meeresgott dar-

Digitized by Google

gebracht werden, damit er dem Lande viel Strandgut bescheere, das dem Könige und ein Anteil davon den Priestern anheimfällt. Bei diesen Opfern werden junge Mädchen getötet, deren Leichname in Säcken aufs Meer

Fig. 9. Die Leichenkammer der Geopferten in Abomé. Nach einer Photographie.

gefahren und dort versenkt werden. Auch mißgestaltete neugeborene Kinder pflegen diese blutdürstigen Geschöpfe ihren Müttern gern fortzunehmen, um sie zu opfern. Im

storbenen Königen Gefolge ins Jenseits mitzugeben. Im ersteren Falle werden die Opfer auf Körben festgeschnürt auf den Richtplatz geschleppt, um dort enthauptet zu werden. Als Henker ist anfangs ein hochstehender

Fig. 10. Der Schädeltempel in Cana.

Priester thätig, später lösen ihn tiefer stehende ab, und endlich beteiligt sich das ganze, vom Blute wie vom reichlich gespendeten Alkohol berauschte Volk an dem Verkauf tödlicher Gifte endlich wetteifern sie mit den Männern.

Die berüchtigten Menschenopfer, von denen eben schon ein Beispiel erwähnt wurde, finden vornehmlich und in größerem Umfange zu zwei Zwecken statt: erstens dem bösen Geist Ekba zu Ehren, damit er die Hauptstadt von Übeln verschone; zweitens, um verGemetzel. Die zweite Art Opfer findet in erster Linie beim Tode eines Königs, in geringerem Maße aber alljährlich statt, um den Verstorbenen immer mit frischen Dienern zu versehen. Die Zahl der unglücklichen Opfer ist nicht gering: gelegentlich sollen am Grabe eines Königs an fünfhundert Menschen geschlachtet sein. Alle diese Menschenschlächtereien stehen zu dem kriege-

Digitized by Google

rischen Charakter des ganzen Staates offenbar ebenso sehr im Verhältnis der Folge wie der Ursache; unter dem letzteren Gesichtspunkte erscheinen sie als eine von der Regierung klug berechnete Maßregel, um den kriegerischen Geist nicht einschlummern zu lassen.

Dazu tragen auch die Schaustellungen der Gebeine der Geopferten bei, die, ein Zeguis der blutigen Phantasie der Bevölkerung, an mehreren Orten gefunden sind. In Abomé fanden die Franzosen ein Beinhaus (Fig. 9), wo die Knochen und Schädel Geopferter zu Hunderten lagern. Dicht dabei, in Cana, giebt es einen Schädeltempel (Fig. 10), der mit den Schädeln von zur Ehre der Vorfahren Hingeschlachteten ausgestattet ist.

Aus dem sonstigen religiösen Leben der Dahoméer verdient besonders der Schlangenkultus Erwähnung. In Weidah giebt es einen besonderen Schlangentempel, voll von Schlangen, mit Fetischpriestern, durch deren Vermittelung sich die Eingeborenen hier Orakel holen. Als eigentlicher Sitz des Schlangenfetisches gilt eine harmlose, ungiftige Riesenschlange, die sich nur von kleinen Tieren nährt. Sie wird regelmäßig von einer Schar aus dem Tempel geholt zur Abhaltung eines großen Schlangenfestes in Weidah, das eins der wichtigsten Feste im ganzen Lande ist.

Was das Familienleben der Dahoméneger anlangt, so nimmt die Frau eine untergeordnete Stellung ein. Ohne sie zu fragen, verheiraten die Eltern ihre Tochter, die, so lange sie jung und schön ist, die bevorzugte Frau ihres Mannes ist, während sie später durch andre aus dieser Stellung verdrängt wird. Alle häusliche Arbeit fällt ihr zu, und ihrer diennaben Stellung entspricht ihr sanfter, fügsamer Charakter. Ihre höchste Freude bilden ihre Kinder, denen sie in zärtlicher Liebe zugethan ist.

Über die künstlerischen Leistungen der Dahoméneger sind wir besonders durch einige neuere Funde unterrichtet. Einige wertvolle Skulpturen aus Abomé sind nämlich vor kurzem nach Frankreich gewandert und befinden sich jetzt im ethnographischen Museum des Trocadero. Das hohe Maß von Kunstfertigkeit, das trotz der Unvollkommenheit der Hilfsmittel aus ihnen spricht, ist wieder ein neuer Beweis für die weite Verbreitung derartiger Fähigkeiten bei Naturvölkern. Das Museum hat im ganzen acht Gegenstände erhalten: die Statuen der drei letzten Könige von Dahomé, die in symbolischer Form unter der Gestalt eines Haifisches, eines stehenden Löwen und einer eisengepanzerten menschlichen Figur dargestellt sind; ferner den Thron des jetzigen Königs, der, aus einem großen Holzblock hergestellt, als Verzierung zwei Reihen von Figuren enthält, von denen die obere den König mit seinem Hofe, die untere gefangene Krieger darstellt; und endlich vier mit reichen Reliefverzierungen geschmückte hölzerne Thürflügel aus dem königlichen Palast zu Abomé, von denen einer hier abgebildet ist (Fig. 11). Abgesehen von einer Anzahl einheimischer Waffen, finden wir auf unserem Bilde drei Tiere modelliert: zu unterst einen Löwen, der das Symbol des vorletzten Königs bildete, darüber eine Schlange, die als Verkörperung eines überirdischen Geistes gedacht ist, und endlich oben ein Chamäleon, das als Verkörperung des Regenbogens und als Bote der Sonne und des Mondes gilt. Ein zweites Bild (Fig. 12) zeigt uns eine Basreliefgruppe an einem andern Palaste in Dahomé, die an Ort und Stelle aufgenommen ist. Wir haben es hier mit einer Darstellung aus der Geschichte Dahomés in einer nur einer bestimmten Priesterklasse bekannten Schrift zu thun, die, wie die ägyptische Hieroglyphenschrift, aus Bildern und symbolischen Zeichen gemischt ist. Kapitän Fonssagrives, der eine Anzahl solcher Darstellungen aufgenommen hat, ist unter Beihilfe einheimischer Priester noch mit ihrer Entzifferung beschäftigt[1]). Endlich bringen wir (Fig. 13) noch die Figur eines Kriegers mit Feuersteingewehr, welche als der Sockel einer hölzernen Schale dient.

Fig. 11. Holzschnitzerei einer Thür des Palastes von Abomé.

Mit einer ähnlichen Schrift, die aber von rein symbolischem Charakter gewesen zu sein scheint, machte die letzte französische Expedition in Weidah Bekanntschaft. Nächtlicher Weise wurden dort auf den offenen Plätzen durch heimliche Boten, die sich durch die Vorposten durchzuschleichen wußten, Kalebassen mit Manioc und andern Nahrungsmitteln hingestellt, die auf dem Boden gewisse Zeichen eingegraben enthielten (Fig. 14). Sie bedeuteten gewisse, hauptsächlich sprichwörtliche Wendungen, die durch die Namen ihrer Erfinder dargestellt wurden und nur für Eingeweihte, besonders Fetischpriester, lesbar waren. Von diesen wurden sie dem Volke mitgeteilt und bildeten so, indem sie dessen Mut und Zuversicht erhöhten, ein starkes moralisches Hilfsmittel im Kampfe des Königs gegen die Franzosen. Als eine andre Art Symbol tritt uns der Stock in Dahomé entgegen (Fig. 15). Er wird von angesehenen Leuten, insbesondere auch vom König selbst, als Vertreter ihrer Person benutzt, indem er durch einen Boten oder Diener umhergetragen wird. So schickte der König seine Befehle an die Küste stets durch einen Häuptling, der seinen Stock trug; und der letztere wurde mit ähnlichen Ehren wie die Person des Königs selbst behandelt. Umgekehrt heißt dem Stocke die Ehre verweigern soviel, wie seinen Eigentümer beleidigen. Kommt jemand in eine Stadt, in der er viele zu besuchen hat und fehlt ihm dazu die Zeit, so schickt er einfach statt dessen seinen Stock durch einen Diener herum. Kurz, der Stock spielt in Dahomé eine ähnliche Rolle, wie bei uns im Mittelalter der Ring oder der Hut Gefslers.

Fig. 12. Holzschnitzerei vom Palaste von Abomé.

[1]) La Nature, 24. März und 21. April 1894.

Digitized by Google

Was die wirtschaftlichen Verhältnisse anlangt, so wird der Ackerbau, wie durchweg bei den Negern, nur nachlässig betrieben, woran offenbar nicht blofs das Naturell des Negers, sondern auch die ewigen Kriege und die daraus hervorgehende Unsicherheit der Lage schuld ist. Die Viehzucht ist noch weniger entwickelt; allerdings finden sich Rinder und in geringer Anzahl auch Pferde, beide kleinen Rassen angehörend; allein die Eingeborenen wenden ihnen wenig Sorgfalt zu, überlassen sie vielmehr den ganzen Tag auf der Weide sich

Fig. 13.

Fig. 14.

Fig. 13. Krieger. Holzschnitzerei aus Dahomé. Fig. 14. Königlicher Botenstock von Porto Novo.

selbst. Als tierische Nahrungsmittel begegnen uns Hühner, Ziegen und Hammel, auch viele wohlschmeckende Fische, aus dem Pflanzenreiche treten uns in erster Linie der Mais, der die Rolle des Brotes spielt, und die Ölpalme entgegen. Die letztere ist von der Küste bis etwa 7° 30′ nördl. Br. verbreitet, und wird in einem zukünftigen lebhafteren Handel eine Hauptrolle spielen. Bisher war der Handel nur wenig entwickelt, sowohl wegen der Unsicherheit der Verhältnisse als wegen des Mangels an Verkehrsmitteln, die nur in Gestalt menschlicher Träger vorhanden sind. Der Hauptverkehr zieht sich von Abomé am Wheme entlang nach Porto Novo, von wo seine Gegenstände über Lagos oder Cotonou nach Europa verschifft werden. In Porto Novo giebt es demgemäfs eine Anzahl französischer und deutscher Faktoreien, und die Eingeborenen halten dort einen täglichen Markt ab. Weiter ins Innere führt eine Verkehrsstrafse von Abomé nördlich über Savalou, von wo nach allen vier Windrichtungen Strafsen auslaufen, nach Nordosten, um sich mit der von Salaga am Volta über den mittleren Niger nach Sokoto führenden zu vereinigen. Wegen ihrer Unsicherheit, die durch Räuber-

Fig. 16.

Fig. 15.

Geheime Zeichen aus Dahomé (Fetischmänner-Botschaften). Fig. 16. König Toffa. Nach einer Photographie.

banden hervorgerufen wird, sind aber diese Pfade wenig benutzt.

Über die Bevölkerungsmenge und -dichte Dahomés sind wir leider auf Vermutungen beschränkt, da die vorliegenden Schätzungen meist das Areal, auf das sie sich beziehen sollen, nicht angeben, auch keine zuverlässige Grundlage besitzen, da das Land im Innern zu wenig betreten ist. Statt sie hier anzuführen, sei lieber darauf hingewiesen, dafs wir von der Küste ins Innere drei Zonen mit abnehmender Volksdichte unterscheiden können. Das Küstengebiet mufs schon wegen des lebhafteren Handels, der hier herrscht, als dichter

Digitized by Google

bevölkert vorgestellt werden, denn das Gebiet von Dahomé im engeren Sinne; nördlich von diesem aber, die Grenze etwa bei 7° 30′ angenommen, finden wir das schon oben geschilderte Gebiet der von den Raubzügen der Dahoméneger heimgesuchten Mahis, Nagote u. a. Ihre Beschreibung erinnert etwa an die Galienis vom westlichen Sudan vor der französischen Schutzherrschaft, für den er eine Dichte von zwei Menschen pro Quadratkilometer annahm. Die Siedelungen sollen im Innern durchweg klein sein; an der Küste dagegen finden wir eine Anzahl Orte mit über 1000 Einwohnern. An Orten über 10000 Menschen, freilich für Afrika eine sehr hohe Zahl, giebt es nur zwei oder drei, nämlich Weidah (10000 bis 15000 Einw.), Abomé (20000 bis 25000 Einw.) und vielleicht Porto Novo.

Hinsichtlich der Bevölkerungsdichte darf man von der französischen Herrschaft, die Befreiung von den ewigen Kriegen mit ihrer Unsicherheit, wie von dem Druck des despotischen Regiments mit seinen Schlächtereien und Brandschatzungen der eigenen Unterthanen bringt, wohl eine Besserung für die Zukunft erwarten. Wie im übrigen die Berührung mit der europäischen Kultur auf die Eingeborenen wirken wird, muß die Zukunft lehren. Was sich bis jetzt in dieser Beziehung gezeigt hat, klingt freilich wenig erfreulich. In Porto Novo sahen die Franzosen die Neger, Männer und Frauen, auf einer Art Promenade in europäischen Kleidern stolzieren; ihre Bewegungen verrieten aber hinlänglich, wie lästig ihnen im Grunde dieser ungewohnte Schmuck war. Weniger schwer scheint es den Eingeborenen zu werden, den Europäern im Alkoholgenuß nachzueifern, der nach d'Albéca Meinung in Porto Novo im Zunehmen begriffen ist und lähmend auf die Lente einwirkt. Ein trauriges Zerrbild europäischer Gesittung endlich treibt König Toffa von Porto Novo (Fig. 16), dessen Hof und Persönlichkeit d'Albéca stellenweise an eine komische Oper erinnerten. Er besitzt z. B. in seinem Palais eine Sammlung von Gewehren, Uhren, Kürassen u. s. w., die an eine Theatergarderobe gemahnt. In Nachahmung europäischer Herrscher hat er auch 1890 gelegentlich des französischen Feldzuges einen Orden gestiftet, und erfreut sich auch eines Wappens und einer Krone.

Einen günstigeren Einfluß dürfte der dem Geistesniveau der Neger mehr angepasste Islam auf die Bevölkerung ausüben. Wie vorteilhaft sich die von ihm stärker durchdrungenen Nagots von ihren Nachbarn unterscheiden, wurde schon oben erwähnt. An die Küste ist er seit zehn Jahren vorgedrungen und ist in Porto Novo bis in die Kreise der ersten Kanflente weit verbreitet. Er verdankt diesen Erfolg vor allem der Nachgiebigkeit seiner Priester, die, ohne Fanatismus auftretend, keine religiösen Kämpfe hervorrufen und den Eingeborenen im Alkoholgenuß nicht stören, vielmehr mit ihrem Beispiel vorangehen.

Der Anadyrbezirk Sibiriens und seine Bevölkerung.

Von Hauptmann Cremat. Gros-Lichterfelde.

II. Die Bevölkerung.

Die im vorigen Artikel geschilderten klimatischen Verhältnisse des Anadyrbezirkes, welche eine nicht minder eigenartige Natur zur Folge haben, müssen sich natürlich auf die Lebensgewohnheit und die Beschäftigung der einheimischen Bevölkerung der Tschuktschen, Korjaken und Tschukmaren in hohem Maße geltend machen.

Den Haupteinfluß auf die Lebensgewohnheiten dieser Völker übt das Renntier aus. Diejenigen, welche im Besitze dieser Tiere sind, und daher Renntiertschuktschen genannt werden, führen ein ganz anderes Leben, wie die „sefshaften", welche keine Renntiere besitzen.

Man hat bei der Beschreibung dieser Eingeborenen zwischen beiden Stämmen scharf zu unterscheiden, weil dieselben in ethnographischer Beziehung sehr wesentlich voneinander abweichen. Wir wenden uns zunächst den Renntiertschuktschen zu. Eine scharfe Grenze zwischen dem Gebiete dieser Tschuktschen und den Renntierkorjaken giebt es streng genommen nicht. Allenfalls kann der Anadyr als solche gelten. Die Korjaken streifen im Süden dieses Stromes umher, die Tschuktschen im Norden.

Äußerlich erinnern beide an den mongolischen Typus mit rundem Schädel und breitem, flachem Gesicht mit hervorstehenden Backenknochen. Die Nase liegt bei vielen so tief zwischen den breiten Backen, daß ein auf das Gesicht gelegtes Lineal die Nasenspitze nicht berühren würde. Die Lippen sind dick, das Haar ist schwarz und glatt und fällt bis auf die Stirn herab, welche, schon an und für sich niedrig, hierdurch noch schmaler erscheint. Das Haar der Männer ist kreisförmig abgeschnitten und gescheitelt; die Frauen flechten es in zwei Zöpfe, ziehen in diese Perlenketten und stutzen sie vorn nach Art einer Mähne zu. Schnurr- und Backenbart ist bei den Männern nur schwach entwickelt. Der Hals ist dick, die Muskulatur bemerkenswert entwickelt, die Hautfarbe schmutziggelb. Bei mittlerem Wuchse ist ihr Körperbau ausgesprochen kräftig.

Zwischen diesen Eingeborenen und den nordamerikanischen Eskimos ist eine große ethnographische Ähnlichkeit zu erkennen, auch sind Gewohnheiten und Lebensart, Anwendung der Waffen und Ausrüstung so übereinstimmend, daß einige Anthropologen hieraus schlossen, daß man es bei beiden Nationen mit Repräsentanten eines einzigen verschwundenen Stammes zu thun habe, welche unter dem Drucke unaufhörlich nach Norden sich vorschiebender Völker eine Zufluchtsstätte an den Küsten des Eismeeres gefunden hätten. Nach der Meinung dieser Gelehrten bat man die Vorfahren dieser Korjaken, Tschuktschen und Eskimos nicht auf der Tundra zu suchen, in der sie jetzt ihr Leben fristen, sondern erheblich südlicher in jenen Gegenden, in welchen man noch Waffen ausgräbt, welche mit den jetzt von ihnen benutzten eine auffallende Übereinstimmung haben.

Ihr Anzug besteht aus der Kuchljanka, einem Hemde aus Renntierfellen, welches bis unterhalb der Knie herunterreicht. Dasselbe wird teils mit dem Haar nach innen, teils nach außen getragen. Im Winter benutzt man gewöhnlich eine doppelte Kuchljanka, welche ane zwei übereinander gezogenen und zusammengenähten Hemden besteht, wobei das Haar nach außen gewendet ist. Im Sommer ersetzt man diese Kleidung durch eine „Komleika", ein Hemd aus Leder, das in Rauch getrocknet und gegerbt ist, also keine Haare hat.

Die Hosen werden aus Fellstreifen zusammengenäht, die von den Beinen der Renntiere herrühren, worans auch die Stiefel gefertigt werden. Diese werden im Winter über Fellsocken getragen, kurze Strümpfe aus Renntierfell, welche im Innern mit Pelzwerk ausgenäht

Digitized by Google

sind. Die Stiefel werden entweder schwarz oder mit dem Safte der Erlenweide rot gefärbt und haben Sohlen aus Rohhenfell. Die Pelzmütze, welche fast wie eine Haube aussieht, wird aus Fellen gemacht, die von den Beinen der Renntierkälber herstammen und ist innen öfters mit dem Fell der Fischotter gefüttert. Wäsche kennt man überhaupt nicht. Die Kleidung der Frauen unterscheidet sich nur unwesentlich von derjenigen der Männer; se wird die Kuchljanka mit breiteren Ärmeln angefertigt und die Hosen gleichen fast den russischen Pluderhosen und werden an einer Jacke aus demselben Fell zusammenhängend getragen.

Die Kinder tragen vollkommen dieselbe Kleidung wie die Erwachsenen. Dieselbe wird ebenfalls aus Renntierfellen mit dem Haar nach innen verfertigt und besteht aus einer Jacke mit Baschlik und Ärmeln, Hosen und Stiefeln; alle diese Teile bilden ein Stück, das zugleich an- und ausgezogen wird. Für die Exkremente wird in der Hose ein Einschnitt gelassen und bei kleinen Kindern zwischen den Beinen eine Art Sack aus Renntierhaut befestigt, wodurch das Kind nur mit gespreizten Beinen zu gehen, und, einmal hingefallen, sich von selbst nicht vom Erdboden zu erheben vermag.

Ihre aus Renntierfellen bestehenden Zelte, Jurten genannt, unterscheiden sich nur wenig von den Wohnungen der an der Eismeerküste wohnenden „seßhaften Tschuktschen", wie wir sie aus den eingehenden Beschreibungen Nordenskiölds kennen.

Ihr ganzes Hausgerät besteht aus Kessel und Theekanne, sowie aus einem in der Mitte vertieften hölzernen Brett, welches als Schüssel dient. Ein Krug aus Holz, ein Eimer aus dem Stamm einer Birke und ein Lederschlauch zur Aufbewahrung des Wassers vervollständigen die primitive Einrichtung.

Zu dem wichtigsten Gerät gehören jedoch die Renntierschlitten, welche in regelmäßiger Ordnung neben der Jurte aufgestellt werden und bei den Wanderungen und Umzügen das ganze Vermögen aufzunehmen bestimmt sind; häufig sieht man auch die leeren Schlitten rings um die Jurte und an diese gelehnt aufgestellt.

Die Renntiere, unter der Leitung eines alten Leittieres, mit großem, weitverzweigten Geweihe, gehorchen der Stimme ihres Herrn und streifen unmittelbar neben den Jurten in großen Herden umher.

Die Nahrung der Renntierbevölkerung besteht ausschließlich aus Renntierfleisch, manchmal auch vom Walrofs, Seehund oder Fisch; anserdem gilt als größter Leckerbissen der Mageninhalt eines frisch geschlachteten Renntieres, welchen sie mit Milch vermischt genießen. Das Fleisch kecheu sie in Kesseln und essen es einfach mit den Händen von dem Brette, dessen wir oben Erwähnung gethan haben. Ihre Hauptmahlzeit findet regelmäßig des Abends statt, nach welcher sie sich sofort schlafen legen; außerdem nehmen sie noch zweimal am Tage zu unbestimmten Zeiten Nahrung zu sich. Thee trinken sie zweimal, morgens und abends, und zwar ohne Zucker, den sie daneben als Leckerbissen zu essen pflegen.

Wir gehen nunmehr zu den Sitten und Gebräuchen dieses Volkes über, über welche in den Berichten des Oberst Ragosa mancherlei Zweifel beseitigt werden, die, wie die Gebräuche der Tötung lebender Greise, von Nordenskiöld offen gelassen worden sind. Das einst kriegerische Volk, welches vor Jahren dem Verdringen der Russen den energischsten Widerstand entgegenstellte, gehört jetzt wohl zu den friedfertigsten der Erde.

Diese äußerst friedfertige Stimmung prägt sich namentlich in ihrem inneren Familienleben aus, obgleich bei ihnen die Vielweiberei stark entwickelt ist. Selten begnügt sich der wohlhabendere Tschuktsche mit einer Frau, meist hat er deren zwei, drei und mehr. Eine dieser Frauen, und zwar diejenige, welche die ersten Kinder geboren hat, gilt als die älteste, welcher alle Ehrfurcht entgegenbringen und welche oft mehr Bedeutung im Familienkreise gewinnt, als der Mann.

Im allgemeinen gehorchen die Frauen ihren Männern und wenn der Fall verkommt, daſs sich eine Frau in einen andern Mann verliebt, se macht sie ihrem Ehemanu umgehend Mitteilung davon, welcher sie sofort verstößt, während die Frau die Gattin des andern wird. Wenn aber der Mann aufhört, seine Frau zu lieben, so verstößt er sie ohne Weiteres. In solchem Falle bemüht sie sich, einen andern Mann zu gewinnen, oder geht auf Arbeit oder sucht sich eine Zufluchtsstätte bei einem der reichen Herdenbesitzer. Sehr häufig findet man neben der Jurte solcher reichen Tschuktschen einige Hütten, in welchen die von ihren Männern verstoßenen Frauen eine neue Heimat gefunden haben. Die Ehen werden im allgemeinen sehr früh geschlossen; die Männer heiraten meist mit 16 Jahren, die Mädchen schon mit 10, worans sich erklärt, daſs die Ehen lange Jahre kinderlos zu bleiben pflegen. Vor der Eingehung der Ehe verdingt sich der Bräutigam gewöhnlich bei seinem zukünftigen Schwiegervater als Arbeiter und lebt zwei bis drei Jahre bei ihm, das heißt so lange, bis er sich genügende Mittel zur Begründung eines eigenen Hausstandes erwerben hat; dann erhält er die Einwilligung zur Hochzeit oder kehrt, wenn ihm diese versagt wird, nach Hause zurück. Die Mitgift besteht meist in einigen Renntieren.

Zum Unterschiede von den Mädchen tättowieren sich alle verheirateten Frauen nach tunguasischer Art mit zwei Strichen einer dunkelblauen Farbe, welche von den Augen nach dem Kinn gehen und sich nach der Nase und dem Munde verästeln.

An den Kindern hängen die Eltern mit der allergrößten Liebe. Die Mutter nährt dieselben bis zum dritten und manchmal auch bis zum fünften Jahre, so daſs man nicht selten Kinder trifft, welche sprechen und gehen können und noch immer von der Muttermilch ernährt werden.

Bei der Geburt eines jeden Knaben bestimmt ihm der Vater zwei bis drei junge Renntierkälber und versieht diese mit einem blauen Stempel auf dem Ohre; diese Tiere wachsen mit dem Knaben heran und vermehren sich, so daſs schon der Knabe eine beträchtliche Herde besitzt, welche ihm jedoch als alleiniges Eigentum erst bei seiner Verheiratung übergeben wird. Bei dem Tode des Vaters werden alle Tiere unter den Söhnen gleichmäßig verteilt.

Zu den genannten Vorzügen, welche namentlich in ihrem Familienleben so scharf ausgeprägt sind, darf man noch die anfsergewöhnliche Gntmütigkeit und die heitere Sinnesart, welche sie selbst im Unglück und Elend nicht verläßt, die grenzenlose Gastfreundschaft, Dienstfertigkeit, Ehrlichkeit, die herzliche Bereitwilligkeit, den im Unglück befindlichen Genossen beizustehen, eine Bereitwilligkeit, die segar se weit geht, daſs in Stunden der Not der Beleidigte seinen letzten Bissen sogar mit seinem Feinde teilt, nicht vergessen.

Die Entwickelung se hoher sittlicher Eigenschaften inmitten dieses wilden Volkes vermochte aber nicht, gewisse grausame Eigenschaften zurückzuhalten, welche, wie die Blutrache, der Kindesmord und die Tötung der Greise und Kranken, in ihrer Glaubenslehre begründet sind.

Die Veranlassung der Blutrache ist gewöhnlich ein Streit zwischen Mitgliedern zweier Stämme, welcher

Digitized by Google

unter dem Einfluss des Branntweines in eine Schlägerei übergeht, welche nicht selten mit einem Morde endet. Ist dieser Fall eingetreten, dann halten es die Verwandten des Ermordeten für ihre heilige Pflicht, Rache zu üben, und auf diese Weise erhebt sich der ganze Stamm gegen den andern. Es wird dann teils mit Gewehren, teils mit Speeren eine förmliche Schlacht geliefert, doch pflegt sehr bald der Friede wieder hergestellt zu sein. Der Kampf mit Speeren erfordert eine besondere Geschicklichkeit und bildet daher eine ihrer beliebtesten Übungen. Bei jeder Gelegenheit werden Zweikämpfe arrangiert, welche so lange dauern, bis der eine Speer zerbricht, oder vom Gegner aus der Hand geschlagen wird. Überhaupt legen die Tschuktschen des Anadyrbezirkes auf die Entwickelung der Kraft und Geschicklichkeit einen ganz besonderen Wert; alle ihre Spiele zielen hierauf ab, so ringen sie unaufhörlich mit einander, springen über die Schnur und laufen um die Wette, wobei sie oft 20 bis 30 km mit Leichtigkeit überwinden.

Wie hoch die Geschicklichkeit von ihnen geschätzt wird, geht daraus hervor, dass die Tschuktschen einen Dieb nur dann bestrafen, wenn sie ihn auf frischer That ertappen; sie pflegen ihm dann durch energische Stockschläge einen nachhaltigen Denkzettel zu geben. — Im anderen Falle bleibt der Diebstahl unbestraft und die gestohlene Sache braucht von dem Diebe nicht einmal zurückgegeben zu werden.

Der Kindesmord hat bei ihnen einen streng religiösen Charakter; von Zwillingen wird das eine Kind regelmäßig der Gottheit zum Opfer gebracht.

Einer der eigentümlichsten Gebräuche, der zum zweitenmal in dieser Grausamkeit kaum bei einem andern Volke der Erde vorkommen dürfte, ist die seit undenklicher Zeit bei ihnen herrschende Gewohnheit des Tötens der Greise und Kranken, welche den Zweck hat, dem Siechen und Hinfälligen die Leiden eines langen Todeskampfes zu ersparen. Ein solcher Tod gilt dem Tschuktschen als das natürliche Ende des Daseins, und wenn jemand seine letzte Stunde herannahen fühlt, so ordnet er selbst die Art und Weise an, durch welche er in das Jenseits befördert zu werden wünscht und die ihm als das letzte Zeichen der Anhänglichkeit erscheint, die ihm seine Angehörigen noch zu erzeigen vermögen. Die einen verlangen mit Steinen erschlagen zu werden, andere ziehen den Tod durch das Beil oder Messer vor, noch andere lassen ihrem Leben durch Erwürgen ein Ende bereiten.

Bevor sich der Kranke entschliefst, aus dem Leben zu scheiden, pflegt er noch als letztes Mittel einen Zauberer zu Rate zu ziehen, welcher allerhand Beschwörungen mit ihm anstellt. Sind auch diese wirkungslos geblieben, so schreitet der Kranke nach zwei bis drei Tagen mit vollstem Bewufstsein und gröfster Ruhe an die seine eigene Tötung bezweckenden Entschlüsse.

Ein Augenzeuge, welcher bei dem Tode eines alten und kranken Tschuktschen Zeuge war, schildert uns nach den Mitteilungen des Obersten Ragosa den Vorgang des Tötens folgendermafsen:

Als der Beobachter in die Jurte eintrat, in welcher die Ceremonie des Tötens vor sich gehen sollte, erblickte er hinter einem Vorhange einen halb liegenden und augenscheinlich schwer kranken, ziemlich alten Tschuktschen. Neben ihm stand eine kleine Schale mit Thran, in welcher ein Docht aus Moos glimmte und eine trübe Dämmerung in dem Raume verbreitete. Der Kranke, welcher sich dem Tode geweiht hatte, unterhielt sich mit den Umstehenden mit einer solchen Ruhe, dafs in dem Beobachter Zweifel entstanden, ob er wirklich denjenigen vor sich habe, an welchem die schreckliche Ceremonie des Tötens vor sich gehen sollte. Dieselbe gleichgültige Ruhe und Kaltblütigkeit zeigte sich auf den Gesichtern aller Anwesenden, unter denen sich vier Weiber, darunter die Frau des Kranken, zwei Greise und sechs bis sieben junge Burschen mit den beiden Söhnen des alten Tschuktschen befanden. Fünf Minuten nach dem Eintritt des Berichterstatters zog man dem Greise neue Hosen und eine neue Kuchljanka mit einer Kapuze an, welche aber noch nicht über dem Kopf gezogen wurde. Dann schlug man zur Seite des Vorhanges hinter dem Kranken einen Pfahl von etwa 7 Fufs Länge, in welchem sich ein Loch befand, durch welches sofort zwei Riemen gezogen wurden, die man zu einer Schlinge zusammenknüpfte. Nach diesen Vorbereitungen, welche unter Scherzen und Lachen vor sich gingen, zogen fünf junge Leute, darunter ein Sohn des Kranken, ihre Kuchljanka aus, traten hinter den Vorhang und legten den Kranken mit dem Rücken an den Pfahl, und, nachdem sie ihm die Schlinge in die Hand gegeben hatten, nahmen sie hinter ihm Aufstellung. Jetzt trat Totenstille in dem Gemache ein. Nachdem der Kranke den Riemen der Schlinge sorgfältig mit einem Stück Renntierfell umwickelt hatte, um ihn weicher zu machen, sprach er standhaft und feierlich das letzte „Tolam“ (Lebt wohl!) aus, legte sich die Schlinge um den Hals, brachte sie in Ordnung und wurde nun durch die von den jungen Leuten fest angezogenen Riemen in sitzender Stellung an dem Pfahle erwürgt, wobei er von seiner Frau an den Beinen unterstützt wurde, damit er nicht zur Erde sinken könne, wenn ihn Schwäche in diesen letzten Augenblicken überwältigen sollte.

In diesem Moment wurde der Vorhang zugezogen und man vernahm nur ein leises Gurgeln, das nach drei bis vier Sekunden erstarb. Nach fünf Minuten wurde der Vorhang wieder zur Seite geschoben, und man sah den Toten, dem man die Schlinge abgenommen und die Kapuze über Kopf und Gesicht gezogen hatte. Dann nahm man den Vorhang gänzlich ab, drehte den Toten mit dem Kopfe nach dem Ausgange und legte ihm der ganzen Länge nach denselben Pfahl unter, an dem man ihn erwürgt hatte. Dann band man den Leichnam ganz straff mit dünnen Riemen an den Pfahl und befestigte Schlingen an Schultern, Gürtel und Beinen, um ihn an denselben forttragen zu können. Hierbei zog man ihm auch neue Stiefel und Handschuhe an.

Nach diesen Vorbereitungen trat abermals Stille ein. Die Anwesenden kamen ohne jede Erregung näher und stellten sich über den Leichnam mit auseinandergespreizten Beinen, hoben ihn hierauf an den an den Schultern befestigten Schlingen in die Höhe, und legten ihn dann wieder nieder, wobei sie sorgfältig lauschten, ob nicht in dem Verstorbenen noch etwa Leben sei. Die Frau und die beiden Söhne zeigten hierbei einen wunderbar gleichgültigen Gesichtsausdruck, nicht das geringste Zeichen des Kummers war auf den ausdruckslosen Gesichtern zu entdecken. Von den übrigen liefs nur eine nicht mehr junge Frau, wie es schien die Schwester des Verstorbenen, einige Klagelaute hören. Hierauf wurde ein Tisch an die Jurte gestellt, auf welchem man den Toten alsbald mit Riemen festband. Dann legte man zu ihm ein Messer, einen Eßlöffel, einen Suppenlöffel, einige Stücke Renntierfleisch, einen Hundekopf und die Pfoten eines Hundes. Währenddessen hatte die Frau des Verstorbenen einige kleine Steine herbeigebracht, mit denen sie über den Söhnen eine gewisse Ceremonie ausführte, wobei sie ihnen

Digitized by Google

die Steinchen der Reihe nach auf Kopf und Schultern legte.

Nach dieser Procedur hoben die Söhne mit den andern jungen Leuten den Tisch mit dem Leichnam auf die Schultern und begaben sich, nur von der Frau des Verstorbenen begleitet, zur Tundra hinauter. Auf dem Wege blieben sie zwei- bis dreimal halten und vergruben die Steinchen, mit welchen die Witwe ihre Söhne, wie es schien, gesegnet hatte, ebenso auch den Hundekopf und die Pfoten. Endlich gelangten sie zu der Stelle, an welcher man den Verstorbenen zu bestatten beabsichtigte, hoben ihn von dem Tische, zogen ihn bis auf den bloßen Leib aus und zerschnitten seine Kleider in kleine Stücke, welche sie auf der Tundra verstreuten. Dann schritt die Ehefrau mit einem Messer in der Hand an den entkleideten Leichnam heran, schnitt ihm den Leib auf und stieß ihm das Messer ins Herz. Nachdem sie es wieder herausgezogen hatte, scrbrach sie es und warf es zur Seite.

Hiermit war die Ceremonie der Bestattung beendigt, denn alle kehrten nun wieder in ihre Hütten zurück, während der Leichnam mitten in der Tundra den Raubvögeln und wilden Tieren zum Frafse verblieb.

Nach dem Zeugnis anderer Augenzeugen wird der Körper des Getöteten auch öfters auf einem Scheiterhaufen verbrannt und zugleich mit ihm, in Übereinstimmung mit ihren Vorstellungen von dem Leben nach dem Tode, Bogen, Pfeile, Speer nnd Schlitten, während die Reuntiere, mit denen der Tote zu fahren pflegte, geschlachtet werden.

Durch diesen Gebrauch der Tötung von Greisen und Kranken läfst sich auch die Thatsache erklären, dafs man unter dem Volke der Tschuktschen niemals sieche Greise antrifft, und die Menschen dort selten ein Lebensalter über 50 Jahre erreichen.

Was ihre religiöse Auffassung anbetrifft, so glauben sie an einen Gott, als das Oberhaupt der Natur, nnd an ein Leben nach dem Tode, welches nach ihrer Ansicht eine Fortsetzung des irdischen, jedoch mit materiellen Gütern reich gesegneten Lebens ist. Am meisten ehren sie den Ort, an welchem der Körper eines verstorbenen Verwandten bestattet ist, und nm dessen Asche anzubeten, scheuen sie Reisen von einigen Hundert Kilometern nicht. Auch das Opfer spielt bei ihnen eine grofse Rolle, und wie in ihrem ganzen Leben, so nimmt auch hier das Reuntier eine hervorragende Stelle ein.

Gleichwie bei andern halbwilden Völkern, nimmt der Aberglaube bei ihnen eine nicht geringe Bedeutung ein nnd ist von entscheidender Bedeutung für mancherlei Entschliefsungen ihres Lebens. Wenn z. B. ein Tschuktsche einen andern Wohnsitz aufzuschlagen gedenkt, so stöfst er, an dem Orte seiner Wahl angekommen, einem Reuntiere sein Messer in das Herz. Stürzt das Tier auf die rechte Seite, so gilt das als üble Vorbedeutung und der Tschuktsche zieht weiter, so lange, bis sein Orakel ihm günstig ist. Gähnt das Renntier unterwegs, so gilt das als Zeichen, die gewählte Richtung sofort zu verändern. Auch die Kunst des Wahrsagens und die Auslegung der Träume steht bei ihnen in hohem Ansehen, nnd kein Morgen vergeht, an dem sich die Insassen einer Hütte nicht ihre Träume erzählen und auslegeu. Die officiellen Traumdeuter sind die Zauberer oder Schamanen, die bei der Bevölkerung besonders geehrt werden und denen auch die Ausübung der Heilkunde obliegt. Diese ist, wie wir oben gesehen haben, äufserst einfach und besteht aus Tänzen und Sprüngen unter Trommelschlag, welche vor dem Kranken angeführt werden.

Das Christentum findet nur sehr langsam Eingang; zwar lassen sich die Tschuktschen ziemlich gern taufen, aber wegen ihres herumschweifenden Lebens und dem Mangel an Kirchen vergessen sie bald die christlichen Lehren und kehren zu ihren lieb gewordenen Gebräuchen zurück, von denen sie, wie von der Vielweiberei, doch schwer lassen mögen. Nach den Mitteilungen des russischen Missionars Schipizyn, welcher seit 1864 in Markowo am oberen Laufe des Anadyrs ausässig ist, und vordem fünf Jahre in Nishnij-Kolymsk wohnte, haben sich in diesem 35jährigen Zeitraume von der etwa 12000 Seelen zählenden Bevölkerung nur 700 dem Christentume zugewendet, also im Jahr etwa 20.

Die Beschäftigung der Renntier-Tschuktschen besteht hauptsächlich in dem Hüten ihrer Herden und in der Ausübung der Jagd, welcher aber nur die Ärmeren und die jungen Leute der Reichen huldigeu. Die Häupter der Familien führen ein gänzlich müssiges Leben; ihre ganze Arbeit besteht in dem Bau von Schlitten, sonst thun sie absolut nichts und liegen sich in ihren Hütten förmlich die Seiten wund oder fahren zu Gast von einem Nachbar zum andern.

Die ganze Hausarbeit liegt ausschliefslich in den Händen der Frauen. Am Morgen, nach Sonnenaufgang, heun alle aufstehen, besteht ihre erste Arbeit in dem Herausschleppen der Vorhänge und Decken, welche sie ausschütteln und säuberu; dann gehen sie an die Zubereitung des Thees und der Speisen und verwenden die übrige Zeit zur Ausbesserung alter Kleider, zur Anfertigung neuer Kleider nnd Deckeu und anderer Gegenstände der Haushaltung. Unter diesen Beschäftigungen vergeht der ganze Tag und bei Sonnenuntergang gehen alle schlafen, ziehen sich bis auf den bloßen Leib aus und verkriechen sich in ihren Reuntierdecken.

Nur selten wird dieses einförmige Leben durch eine Feierlichkeit unterbrochen, deren gröfste an demjenigen Tage stattfindet, an welchem die Renntierherde kalbt. Dann werden Renntiere geopfert und verspeist, es werden Wettrenneu und Tänze arrangiert und unter den monotonen Schlägeu auf die Trommel singen sie „Lieder ohne Worte", welche nur aus einer Reihe unartikulierter Laute, uamentlich Kehllaute, bestehen.

Die sanitären Verhältnisse sind im allgemeinen nicht ungünstig, obgleich man aus dem geringen Stande der Heilkuude und dem ungesnnden, zusammengepferchten Leben in den Hütten das Gegenteil annehmen sollte. Hauptsächlich grassieren Haut- und Augenkrankheiten. Äufserdem kommen aber auch hin und wieder heftige Blntungen aus Nase und Rachen und verschiedene Formen der Erkältungskrankheiten vor.

Zur Kennzeichnung der Japaner, gelegentlich des Krieges gegen China.

(Aus einem Briefe aus Nagasaki vom 14. August.)

Die Kriegestimmung der Japaner steht in nichts zurück gegenüber jener, die Deutschland im Jahre 1870 ergriffen hatte, und die Japaner, wiewohl sie seit 300 Jahren keinen ernsthaften auswärtigen Krieg geführt haben, sind plötzlich von einer wahren Kriegswut wie besessen. Vom Kuli, Bootführer und Stallburschen an bis zum wohlhabenden Kaufmanne und dem Gelehrten binauf folgt alles mit dem lebhaftesten Interesse dem Kriege. Alle lesen ihre Zeitung und stürzen sich auf die bei jedem wichtigen Ereignisse erscheinenden Extrablätter — die aber alle, unter Censur stehend, nur bringen dürfen, was die Regierung erlaubt.

Das militärische Gefühl, das heute alle Japaner durchzieht, kann nur mit demjenigen eines europäischen Volkes verglichen werden, bei dem die allgemeine Wehrpflicht herrscht. Die Soldaten, gleichviel ob tot oder

Digitized by Google

lebendig, werden wie Helden verehrt und die Gräber der Gefallenen — z. B. jener, die infolge der formosanischen Expedition von 1874 an Krankheiten starben — werden regelmäßig besucht und mit Blumen geschmückt. Kommt aus Korea eine Siegesnachricht, so gerät das ganze Kaiserreich in Siegestaumel und die Städte werden festlich geschmückt. Dabei gedenkt man in Pietät der Helden aus alter Zeit. Besonders wird heute die Stätte bei Fusan in Korea verehrt, wo im Jahre 1597 die letzten japanischen Eindringlinge standhielten, und beim Grabe eines Generals von Hidejoschi, der dort fiel, halten die in Fusan angesessenen Japaner Festlichkeiten und Ringkämpfe ab. Besondere Ehre aber genießt heute das Mimidzuka genannte Denkmal in Kioto, wo Tausende von Ohren beigesetzt sind, welche in jenem Kriege den Koreanern abgeschnitten und als Trophäen nach Japan gebracht worden waren.

Die Japaner sind wohl bewandert in der Geschichte ihres Landes und verehren die Krieger, die in alter Zeit sich ausgezeichnet, noch heute. Ihr Geist ist kriegerisch und da sie alles daran gesetzt haben, die europäischen Erfahrungen in den Kriegswissenschaften und der Kriegstechnik sich zu eigen zu machen, so sind sie für die Chinesen, deren schwache Seite die militärische Organisation ist, ein gewaltiger und überlegener Gegner. Der Gegensatz zwischen den beiden mongolischen Völkern in Bezug auf kriegerische Eigenschaften, Ausrüstung und Geschick kann nicht grofs genug gedacht werden: er ist etwa so, als ob ein schneidiger Falke sich auf einen plumpen Vogel Strauß stürzt.

Wohl haben auch die Chinesen in ihrer Geschichte tüchtige Heerführer aufzuweisen — aber das ganze System des Landes unterstützt keine Generale. Die Litteraten verachten die Träger des Schwertes, die eine untergeordnete Stellung einnehmen und eine Armee, die nicht vom kriegerischen Geiste des Volkes getragen wird, wie in China, die anfserdem in der Bewaffnung und Ausbildung (trotz einzelner Ausnahmen und Versuche) zurückgeblieben ist, vermag sich natürlich mit der japanischen nicht zu vergleichen. Aber auch Japan ist unter der Einwirkung der europäischen Kultur nicht mehr in dem Grade kriegerisch, wie es in alter Zeit war. Die kleinen Territorialfürsten waren nur Soldaten, für die ihr Volk nichts weiter galt, als was es für sie in den zahlreichen Fehden militärisch leistete.

Nun ist aber in den letzten dreifsig Jahren ein wohlhabender Kaufmannsstand emporgewachsen, es giebt Handels- und Aktiengesellschaften aller Art, und das Land hat Interesse an seinen gut rentierenden Eisenbahnen. Nicht weniger als 700000 Baumwollspindeln sind im Gange, um den europäischen Konkurrenz zu machen, und Fabriken verschiedenster Art erheben sich selbst auf dem platten Lande. Die Dampfer unter japanischer Flagge, die in den heimischen Gewässern und an den asiatischen Festlandsküsten fahren, bilden schon eine stattliche, von Jahr zu Jahr anwachsende Flotte. Die meisten sind auf japanischen Werften gebaut und finden Schutz in den Häfen, welche nach den neuesten europäischen Erfahrungen von heimischen Ingenieuren gebaut sind.

Mit all diesen Fortschritten ist aber ein neues Element in Japan zur Geltung gelangt: eine japanische Bourgeoisie, die im politischen Leben sich zur Geltung durchringt, und deren Richtung nicht mehr die alte kriegerische, sondern eine entschieden friedfertige ist. Die Kaufleute, Fabrikanten, Bankiers, Kunsthandwerker und Krämer sind im Grunde keine Kriegsenthusiasten und können es auch nicht sein, denn ihr Geschäft wird durch den Krieg unterbunden; sie rechnen bereits wie viel sie verlieren, dafs ihr so überaus lebhafter Handel mit China aufgehört hat.

Hauptträger der Kriegslust sind die Nachkommen der Militärkaste der Samurai, welche allerdings durch die grofse Staatsumwälzung von 1869 um ihre Stellung kamen. Aber ruhige Bürger konnte man aus den alten zweischwertigen Raufbolden nicht auf einmal machen; sie und ihre Nachkommen bilden nun den Hauptstock der Land- und Seeoffiziere. Natürlich wird die Truppe, wie überall, so auch in Japan, aus den breiten Schichten der Bevölkerung rekrutiert, die wohl den unternehmenden Geist wie das ganze Volk besitzt, aber von ihrer gewöhnlichen Beschäftigung und ihren Hütten fortgerissen den Krieg doch mit andern Augen, wie die Offiziere ansehen. Die Rüstungen, die Japan gemacht hat, sind ganz grofsartige und der Transport der riesigen Truppenmassen auf den Bahnen und Schiffen hat sich in einer mustergültigen, ruhigen und schnellen Weise vollzogen, ganz im Gegensatze zu China, wo trotz mancher nach europäischer Art eingeführten Verbesserungen die Verhältnisse in Heer und Flotte faul sind.

Bildliche Darstellungen ureuropäischer Menschenrassen.

Von Dr. Ludwig Wilser. Karlsruhe.

Die Leser des „Globus“ sind in Nr. 1 dieses Bandes mit der merkwürdigen „bildnerischen Kunst der Ureuropäer“ bekannt gemacht worden, wobei weitere Mitteilungen über ähnliche, den Menschen selbst darstellende Bildwerke aus gleich früher Zeit in Aussicht gestellt wurden. Unser Gewährsmann, der französische Forscher Ed. Piette, glaubt, nach „zwanzig Jahren unverdrossener Arbeit“ und nach manchen überraschenden Funden ein Bild des Menschen entwerfen zu können, der gleichzeitig mit dem Mammut, Urpferd und Renntier im westlichen Europa gelebt hat. Da Knochenfunde aus der allerältesten Zeit fast ganz fehlen und auch die bis jetzt entdeckten Bildwerke von Menschen, meist Weibern, doch recht spärlich sind, so bleibt, wie Herr Piette selbst zugesteht, „in der Geschichte jener Zeiten noch vieles dunkel“, und er selbst bildet sich nicht ein, alles aufklären zu können, hofft aber, dafs es „mehr und mehr Licht werden“ möge. Einstweilen bieten aber seine mit Abbildungen versehenen Veröffentlichungen (L'époque éburnéenne et les races humaines de la période glyptique, Saint-Quentin 1894, Supplément à la 4. livraison de l'Anthropologie 1894 und Races humaines de la période glyptique in den Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris, Juni 1894) des Merkwürdigen genug, um unsere Aufmerksamkeit zu wecken und zu fesseln.

Der Boden von Frankreich ist derartigen Forschungen ganz besonders günstig, weil in der Eiszeit, die so ungeheure Umwälzungen hervorbrachte und die Mitte unseres Weltteiles jahrtausendelang unter einer zusammenhängenden Eisdecke begrub, die westlichen und südlichen Teile dieses Landes frei blieben, so dafs das tierische und pflanzliche Leben zwar allmählich eine völlige Umgestaltung, aber keine plötzliche Unterbrechung erfuhr. Infolge der durch die benachbarten Eismassen hervorgerufenen Kälte verschwanden die südlichen Tiere, Elefanten, Nashörner, von denen die wollhaarigen Arten noch am längsten ausbielten, Flufspferde, Löwen, Hyänen, Affen, Antilopen, und an ihre Stelle trat während der kältesten Zeit eine ganz nördliche Fauna, in der das Renntier in ungeheuren Herden vorherrschte; als dann das Eis geschmolzen und das Klima wieder milder geworden war, fand die im wesentlichen noch heute bestehende Flora und Fauna der gemäfsigten Zone ihre

Digitized by Google

Lebensbedingungen. Selbstverständlich erforderten diese Übergänge ganz ungeheure Zeiträume und war die Entwickelung durch mancherlei Schwankungen und Rückschläge unterbrochen. Stetig sich mehrende Funde, wie der kürzlich von Maschka bei Předmost in Mähren gemachte, verschenchen jeden Zweifel an der Gleichzeitigkeit der untergegangenen diluvialen Tierwelt mit dem Menschen, der schon damals nicht ohne Werkzeuge und Waffen war und Riesentiere, wie das Mammut, zu erlegen verstand. Das Elfenbein war auch ein ausgezeichneter Stoff zur Erprobung bildnerischer Kunstfertigkeit, wie die in Mähren und Frankreich gefundenen Figürchen beweisen. Nach dieser Kunst, die sich auch noch in der Rentierzeit zeigt, benennt Piette die ganze, jedenfalls einen sehr grofsen Zeitraum umfassende Periode die „glyptische". Aus der ältesten, der „Elfenbeinzeit", sind nur Darstellungen der menschlichen, meist weiblichen Gestalt bekannt, während später Tierbilder vorherrschen. Da die Tiere durchweg mit grofser Naturtreue nachgebildet sind, dürfen wir dies auch von der Menschengestalt voraussetzen, was uns so wichtiger ist, als ja aus Knochenfunden auf die Gestaltung der Weichteile nur ganz allgemeine Schlüsse gezogen werden können. Nach Piettes Ansicht haben in Frankreich zur Mammutszeit zwei Menschenrassen nebeneinander gelebt, von denen die eine durch gewisse Eigenschaften, Fettsteifs und Hottentottenschürze, den Buschmännern gleicht. Da in der Urzeit Europa mit Afrika jedenfalls durch Landbrücken verbunden war, da ferner die diluviale Fauna unseres Weltteiles sehr vieles mit der afrikanischen gemein hatte und heute noch in Afrika zwei solche Menschenrassen mit vielen durch Rassenmischung entstandenen Übergängen nebeneinander leben, so läfst sich von vornherein Piettes Ansicht nicht ganz von der Hand weisen. Manches deutet darauf hin, dafs auch in Europa, wie jetzt noch in Afrika, einst neben einer hochgewachsenen auch eine Zwergrasse gelebt hat — so die von Kollmann in Oxford kürzlich besprochenen Skelette von Schweizersbild[1]) —, und die Hottentottenschürzen scheinen einst auch in Afrika viel weiter verbreitet gewesen zu sein als heute, sonst wäre die Bemerkung von Plinius „nymphae aliquando enormes sunt, quare Coptae et Mauri circumcidunt" nicht wohl verständlich. Leider sind die veröffentlichten Abbildungen — zwei in je zwei verschiedenen Ansichten — nicht genügend, um beurteilen zu können, inwieweit Piette seine Phantasie walten läfst, wenn er die ureuropäische Buschmannrasse in folgender Weise beschreibt: „Rautenförmiges Gesicht, vorspringende Backenknochen, fast gerade, ungefähr ein Drittel des Gesichts einnehmende, Stirn, Nase grofs, aber nicht platt, Lippen dick, die Oberlippe oft vorspringend, fliehendes Kinn, wie bei dem Unterkiefer von La Naulette,

Weiblicher Torso. Elfenbeinschnitzerei von der Station du Pape, Brassempouy (Landes). Nach l'Anthropologie. Supplément à la 4. livraison 1894.

Pferdezahn mit Schnitzerei einer weiblichen Büste natürl. Gr. von Mas d'Azil. Nach Bull. de la société d'Anthropologie 1894. Nr. 6.

Ohren dick, mit einem langen, schmalen und angewachsenen Läppchen, Haare kurz und kraus. Die Brüste sind lang, schmal, hängend und mit sehr grofsen Zitzen. Der Durchmesser der Brust von vorn nach hinten ist grofs im Verhältnis zum Querdurchmesser. Die unteren Teile des Rumpfes zeichnen sich durch grofse Fettentwickelung aus. Der Bauch ist grofs, hängend, vorspringend, aber schmal; bandförmige Behaarung auf Brust und Bauch. Gesäfs und Oberschenkel zeigen bedeutende Fettablagerungen, während die Unterschenkel dürr sind. Die grofsen Schamlippen sind wenig entwickelt, um so mehr die kleinen, die bisweilen nach Art der Hottentottenschürzen auf die Schenkel herabhängen".

Herr Piette macht den Eindruck eines gewissenhaften Forschers, und seine Ansichten sind jedenfalls beachtenswert, wenn wir sie auch, wegen der geringen Anzahl der gefundenen und besonders auch der abgebildeten Beweisstücke mit Vorsicht und Vorbehalt behandeln müssen.

[1]) Globus Bd. 66, S. 180.

Bücherschau.

Prof. Dr. Fritz Frech, Die Karnischen Alpen. Ein Beitrag zur vergleichenden Gebirgstektonik. Mit einem petrographischen Anhange von Dr. L. Milch. Mit einer geologischen Karte in 1 : 75000, zwei kleinen Kärtchen, Abbildungen in Lichtkupferdruck und Zinkdruck. Halle, M. Niemeyer, 1894. Ohne Karte Ladenpreis 20 M.

In einem stattlichen Bande, der mit Unterstützung des preufsischen Kultusministeriums herausgegeben ist, bietet der Verfasser die Frucht seiner Arbeiten in den Jahren 1887 bis 1891, die, frühere Darstellungen ergänzend und berichtigend, eine Übersicht über die Zusammensetzung der Karnischen Alpen und ihre Stellung in dem ganzen Systeme der Alpen geben sollen. Die Karnischen Alpen sind nämlich in doppelter Hinsicht gerade von besonderer Bedeutung, weil sie die vollständigste und versteinerungsreichste Vertretung der paläozoischen Schichtenfolge in den Alpen darstellen, und infolge

Digitized by Google

ihrer Tektonik das Vorhandensein eines karbonischen Hochgebirges in diesem Teile Europas zu erweisen gestatten.

Aus geologischen Gründen wird man den östlichen Teil der Karnischen Alpen mit den Westkarawanken zusammenfassen, wenn sie auch durch das erst in postglacialer Zeit entstandene Querthal des Gailflusschen getrennt sind. Das maßgebende Element in diesem Teile (Kapitel I) ist ein Längsbruch, der Hochwipfelbruch, der parallel der Kette streicht und das nördlich liegende, steil aufgerichtete Silur von flach gelagerten südlichen Triasschollen trennt. Interessant sind insbesondere hierbei auch die mitgeteilten, durch Bilder und Profile erläuterten Einklemmungen von Grödener Sandstein in der Bruchspalte und andere an ihr auftretende Unregelmäßigkeiten. Die Triasplatte selbst kann als ein der Hauptrichtung des Gebirges folgender Längsgraben aufgefaßt werden, denn im Süden wird sie von der flachgelagerten Scholle der Julischen Alpen begrenzt, gegen die sie ebenfalls abgesunken ist, wenn auch nicht in dem Maße, wie gegen ihre nördliche Begrenzung. Man muß freilich, nach des Verfassers Ansicht, annehmen, daß die nördliche Dislokation nicht nur durch das Absinken der Triasplatte, sondern auch durch erneute Aufwölbung der paläozoischen Schichten entstanden ist.

In orographischer und landschaftlicher Beziehung diesem ähnlich, ist der zweite Abschnitt (Kapitel II) der Hauptkette, doch tritt hier eine Anzahl neuer stratigraphischer und tektonischer Momente hinzu, von denen insbesondere letztere durch Auftreten zahlreicher Querbrüche wichtig werden. Ein Teil derselben ist nachweisbar konkordant mit Erdbebenlinien, so daß bei ihnen die Gebirgsbildung noch bis in die heutige Zeit nicht abgeschlossen erscheint. In mancher dieser Hinsicht anders, aber von nicht geringerem Interesse ist der folgende Teil der Gebirgsgruppe (Kapitel III), das Hochland der devonischen Riffe. Hier finden sowohl der Bergsteiger „Probleme" jeder Art, wie auch der Geologe Verhältnisse, die zu eingehender Besichtigung auffordern. Denn nicht nur, daß hier durch die verschiedenen Akte der Gebirgsbildung eine Zersplitterung der einzelnen Verwerfungen eintritt, auch die mechanischen Kontakte und Verquetschungen von Kalken mitten in Schiefer, wie sie am Kollinkofel etc. auftreten, werden das Interesse erregen.

Von viel regelmäßigerem Bau ist der Westabschnitt der Karnischen Alpen (Kapitel IV), der ein den Rheinischen oder noch mehr den Thüringer Bergen ähnliches Faltengebirge darstellt. Wenig gestört erscheint dieser Abschnitt im Westen, der eine Synklinale bildet, aber auch im östlichen monoklinal gebauten Teile fehlen Drehungen im Streichen, sowie größere Brüche vollständig. Der Einförmigkeit im Aufbau entspricht die Einförmigkeit in der Ausbildung der Bergketten, sowie der Thäler.

Zwei folgende Kapitel sind dem nördlich und südlich liegenden Vorlande gewidmet, während in den Kapiteln VII bis XII die stratigraphischen Verhältnisse der vorkommenden Sedimente (kambrischer Quarzphyllit bis Hauptdolomit und Rhaet) besprochen werden. Überall ist dabei Bezug genommen auf die anderwärts vorhandenen äquivalenten Schichten und die Darstellung der betreffenden Zone diskutiert. Es bot dies Gelegenheit, auch auf die Frage der devonischen und triasischen Faciesbildungen, sowie insbesondere auf die immer noch einen Gegenstand der lebhaften Kontroverse bildenden, in den beiden Etagen vorkommenden Riffbildungen näher einzugehen. Auch die Entstehungsgeschichte der Alpen wird bei Gelegenheit der Entstehung der Gesteine schon hier und da gestreift und über die Verbreitung der Meere in den verschiedenen Zeiträumen, sowie das Eintreten der Transgressionen und ihre Ursachen wichtige Schlüsse gezogen. Den Gebirgsbau der Karnischen Alpen in seiner Bedeutung für die Tektonik behandeln die drei letzten Kapitel, die gewissermaßen die Quintessenz der Ausführungen in allgemein tektonischer Beziehung enthalten. Sie befassen sich mit tektonischen hinzutretenden Inhalts, von denen vorzüglich die Aufpressungen von ältereu plastischen Gesteinen in starren jüngeren Massen interessieren dürften, sowie mit den verschiedenen Phasen der Gebirgsbildung in den Karnischen Alpen. Für letztere war das Untersuchungsgebiet ganz besonders geeignet, da nicht nur aus der Komplikation von Störungen und aus dem Nebeneinander gefalteter und ungefalteter Schollen sich die Annahme einer Wiederholung der gebirgsbildenden Prozesse ergab, sondern dadurch, daß die permische Transgression ältere Bruchlinien überdeckt, sich der bestimmte Nachweis dieser Wiederholung führen ließ. Wie aus der Tektonik des Gebirges hervorgeht, fiel die hauptsächliche Aufwölbung der Karnischen Alpen in die Mitte der Karbonzeit und war durch einen nach SSOen gerichteten Druck bedingt. Ersteres bedingt einen sehr wesentlichen Unterschied gegenüber den westlichen Alpen, denn alles, was voh dorther bekannt geworden ist, weist auf ein spätkarbonisches oder unterpermisches Alter der Gebirgsbildung. Eben solche Verschiedenheiten weist die Entwicklung der Gebirge und Meere im Osten und Westen des Alpengebietes zur mesozoischen Zeit auf, so daß erst durch die tertiäre Faltungsphase die verschiedenen Teile zu einem einheitlichen Kettengebirge zusammengeschweißt werden.

Das letzte Kapitel umfaßt den Zusammenhang der Tektonik der Karnischen Alpen mit dem der Ostalpen überhaupt. Hier wird vor allem der Zusammenhang der Bruchnetzes besprochen, als dessen bedeutendster Vertreter die 330 km lange Gail-Judikarienlinie genannt sein möge, und dann kurz des Einflusses der Brüche auf die Thalbildung gedacht, ein Thema, zu dem gerade das behandelte Gebiet entschieden einlud. Eine vollständige Tektonik der Ostalpen anzuhängen, war freilich bei der geologischen Unbekanntheit noch großer Gegenden nicht gut möglich, es konnten aber doch durch Zusammenstellung der bis jetzt bekannten Thatsachen wenigstens die Verschiedenheiten der nördlichen und südlichen Kalkzone der Ostalpen von neuem festgestellt und verschiedene Einzelheiten über den tektonischen Zusammenhang der Alpen mit dem dinarischen Gebirge und dem Senkungsfelde der Adria aufgeklärt werden. Den Beschluß bildet eine außerordentliche Fülle von Anregungen betenden Buches bildet die Benutzwortung der Frage, ob an Bruchlinien „Hebungen" vorkommen, die Verfasser nach den vorliegenden Beobachtungen bejahen zu müssen glaubt.

Darmstadt. Dr. G. Greim.

Lieutenant Masui, „D'Anvers à Banzyville, lettres illustrées". Bruxelles 1894.

Nachdem vor einigen Jahren der Buchhändlermarkt mit Afrikawerken überschwemmt wurde, ist, wie das vorher zu sehen war, eine Ebbe eingetreten, die jetzt wieder das Bedürfnis nach neuem Material weckt. Die belgischen und französischen Staatsreisenden haben in den letzten Jahren wichtige Gebiete des Kongo-, Tsad- und Nigerbeckens erschlossen, aber nur Dybowski hat einen Reisebericht veröffentlicht. Dies ist zu bedauern, da die Berichte in den belgischen und französischen Blättern doch immer mehr oder weniger den Charakter des „Feuilletons" tragen.

Leider — im Sinne des nach wissenschaftlichem Material fahndenden Gelehrten — dient auch das vorliegende Werk ausschließlich dem Zwecke, zu unterhalten, zu gefallen. Bezeichnend ist es, daß der Bericht da, wo man glaubt, den Anfang der wissenschaftlichen Mitteilungen zu finden, stets von dieser Bahn wieder in die humoristisch erzählende einlenkt. So ist der größte Teil des Buches der flüchtigen Reise von Antwerpen bis Banzyville (oberhalb des Ubelbogens) gewidmet, und da, wo der Berichterstatter sicherlich viel Belangreiches hätte erzählen können — da hat das Buch ein Ende.

Aus dem treffiehen, hübsche Zeichnungen darstellenden Abbildungsmateriale — eigentlich außer wenigen kurzen Notizen das einzig wissenschaftlich verwendbare — erwächst dem Leenden der dringende Wunsch nach „mehr", denn hier finden sich echte Sande- und vor allem Mangbattuverwandte. „Le nez aquilin donne, aux enfants surtout, l'aspect des esclaves nubiens qui représentent les dessins de l'ancienne Égypte." Die Stellung der Bewohner des nördlichen Kongobeckens tritt nach diesem neuen Berichte noch klarer in ihren engen Anschluase an die Sudanvölker, von denen Dybowski berichtete, hervor. Jetzt können wir eine Völkerreihe erkennen, die sich von den Musgu, Margbai etc. und den Fan zu den Bongo, Sandeh und Mangbattu und zu den Mpeua-Loika, Ba-Nojala, Ba-Bangi etc. erstreckte, eine Völkergruppe, welche allerdings wenig Gemeinsames in der Sprache hat.

Daß Masui zu dieser Erkenntnis mit seinen sehr guten Bildern und spärlichen ethnographischen und geographischen Notizen beigetragen hat, das ist sein Verdienst, vom wissenschaftlichen Standpunkte aber auch das einzige.

Leo V. Frobenius.

Dr. Christian Gruber, Die landeskundliche Erforschung Altbayerns im 16., 17. und 18. Jahrhundert. Mit einer Karte (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. 8. Bd., 4. Heft). Stuttgart, Engelhorn, 1894.

Der Verfasser ist seit einer Reihe von Jahren als Specialist auf dem Gebiete der geographischen Behandlung der oberbayerischen Hochebene thätig, und so erweckt sein Versuch einer „Geschichte der geographischen Erforschung Bayerns", genauer Altbayerns, ein günstiges Vorurteil. Nach dem Vorwort wäre man berechtigt, in dem Schriftchen das „Nachgelen geographischer Gedanken bis hinab zu ihren

Digitized by Google

Anfängen, das Verwanken in die allmähliche Entwickelung des erdkundlichen Wissens von einem auch hinsichtlich der historischen Schicksale seines Volkes bedeutsamen Gebiete zu erwarten, und thatsächlich ist auch in der einleitenden Übersicht übergenug angeführt, daß die Gründung der bayerischen Akademie der Wissenschaften 1759 in dem geographischen Schriftentum eine neue Epoche bedeutet habe. Der Hauptteil der Ausführungen ist jedoch nach andern Gesichtspunkten geordnet; die Kapitelüberschriften lauten: Die Pflege der Kartographie; Geognostische Arbeiten und Beiträge zur physikalischen Erdkunde; Studien über die Bodenform Altbayerns; Erweiterung der Kenntnis von den Gewässern des Landes; Pflege der Ortskunde; Beobachtungen über das altbayerische Volk und seine Eigenart. Der Verfasser hat ohne Zweifel triftige Gründe zu dieser Einteilung gehabt, und auch die sachkundige Kritik der geologischen und geographischen Hypothesen zeigt, daß es ihm in erster Reihe um die Sammlung der einzelnen Züge zu thun ist, aus denen sich allmählich ein richtigeres Bild von Altbayern zusammengesetzt hat, aber für den Leser ergiebt sich daraus der Nachteil, daß die wissenschaftliche Leistung hervorragender Gelehrter, wie z. B. Franz v. P. Schrank, ihm nicht als Ganzes entgegentritt, um so weniger, als auch kein Register diese Zerrissenheit des Stoffes gutmacht. Die Gruppierung des Stoffes unter historisch-biographischen Schlagworten wäre also für einen Beitrag zur Geschichte der geographischen Wissenschaft wohl vorteilhafter gewesen; es hätte sich dann auch ungezwungen ergeben, wie viel von der landeskundlichen Forschung aus rein wissenschaftlichen, aus rein praktischen und aus lokalpatriotischen Motiven hervorgegangen ist.

München. Dr. Schultheiß.

Aus allen Erdteilen.

— Von den Zoologen Oskar Neumann, welcher auf teilweise neuem Wegen durch Deutsch-Ostafrika (s. Heft 3 dieser Zeitschrift, vorgedrungen war (oben S. 180), sind neue Nachrichten angelangt. Anfang Mai 1894 befand er sich in Usoga, im Norden des Viktoria-Nyanza, das er als einen riesigen Bananenhain schildert. Am 22. Mai traf er in Mengo, der Hauptstadt Ugandas, ein, wo der englische, in Fort Kampala stationierte Leutnant Arthur ihn freundlich aufnahm. Auch in Niebhi, jetzt Port Alice genannt, wurde Neumann von dem Gouverneur Colonel Colville gut aufgenommen, und der Reisende erhielt die Erlaubnis, im englischen Gebiete nach Gefallen zu sammeln. Port Alice ist auf einem ungefähr 120 m über dem Spiegel des Nyanza ziemlich steil aufragenden Hügel an der Spitze einer Landzunge sehr malerisch gelegen, und im Hintergrunde von düsteren Wäldern begrenzt. Von hier aus sahr Neumann mit drei Kähnen nach Bukoba, der deutschen Station am Westufer des Sees, von dort nach Muansa am Südufer. Hier konnte er Lichte, Kokeo, Thee, Jamswurzeln, Biskuits erhalten, auch zwei Paar Stiefel kaufen, die ihm gestatteten, nach mehrmonatlicher Wanderung auf Strümpfen weiter Schuhzeug zu tragen. Gegen die Mitte des Juli wollte Neumann nach Uganda zurückkehren, um von dort nach dem Schneeberge Runsoro (Stanleys Ruwensori) am Albertsee aufzubrechen. Die wissenschaftliche Ausbeute der Expedition in Usoga und Uganda scheint nach den Briefen des Belsenden außerordentlich groß zu sein.

— J. Wild und H. Mühlhaupt †. Die schweizerische Kartographie hat in den letzten Tagen des August d. J. zwei ihrer verdienstvollsten Veteranen verloren. In Richterswyl am Zürichersee starb am 22. August Dr. Johannes Wild, ehemaliger Professor für Topographie und Geodäsie am eidgenössischen Polytechnikum, und zwei Tage darauf, am 24. August, schloß in Bern die Augen Heinrich Mühlhaupt, ein Kartograph und besonders ein Kupferstecher von seltener Range. Ingenieur Dr. Johannes Wild, geboren im Jahre 1814, war Direktor der züricherischen Kantonsvermessung und von 1855 bis 1890 Lehrer der Topographie und Geodäsie am eidgen. Polytechnikum. Die unter seiner Leitung und Mitwirkung hergestellte „Topographische Karte des Kantons Zürich" (32 Blätter im Maßst. 1:25 000, 1843 bis 1851 aufgenommen und von 1852 bis 1865 in Steindruck in vier Farben ausgeführt) ist nach des ausgezeichneten Kartographen F. Beckers Urteil eine bahnbrechende und epochemachende Arbeit, die „vollendetste Leistung auf dem Gebiete der Topographie und Kartenproduktion, die heute noch nicht zum zweitenmal erreicht, geschweige denn übertroffen worden ist". Wilds Ideal war, mit dem geometrisch-wissenschaftlichen Kurvenbilde zugleich das künstlerisch-plastische zu verbinden. Professor F. Becker in Zürich, ein Schüler des Verstorbenen, schuf nach diesen Principien u. a. die vorzügliche Reliefkarte des Kantons Glarus. — Hans Heinrich Mühlhaupt, geboren 1820 in Zürich, wurde im Jahre 1841, als der Stich der großen, jetzt als Dufourtalas bekannten Karte der Schweiz (in 25 Blatt im Maßst. 1:100 000) beginnen sollte, von General Dufour für denselben gewonnen und hat seit dieser Zeit, also volle 53 Jahre, im Dienste des eidgenössischen topographischen Bureaus gestanden. Er besorgte, zuerst gemeinsam mit dem Welschtiroler Rinaldo Bressanini, den Stich von Blatt 2 bis 5, 8, 11, 15 bis 17 und 20, und der Blätter 8, 10, 12 bis 14, 18, 19, 22 bis 24, mit Ausnahme der Schrift bei einigen, allein. Ferner stach er fast ganz allein die vierblättrige Generalkarte der Schweiz (1:250 000), und war seit dieser Zeit stets beim Neustich oder der Revision der Blätter beschäftigt. Als Privatarbeit führte er den Stich der Karte des Waadtlandes (12 Blatt, 1:50 000) und von Graubünden und Tessin aus, wie er denn auch viele Arbeiten für das von seinen Söhnen Fritz und Markus Mühlhaupt im Jahre 1850 gegründete kartographische Institut in Bern übernahm. 1891 feierte er unter großer Anszeichnung sein 50jähriges Dienstjubiläum, war aber noch bis kurz vor seinem Tode in seinem Dienste thätig. Napoleon III. verlieh seiner Zeit die goldene Künstlermedaille. Beide Verstorbene, sich gleichend in genialer Veranlagung und Arbeitsfreudigkeit, waren durch Freundschaft und regen Verkehr verbunden. W. Wolkenhauer.

— Der als verschollen ausgegebene Afrikareisende G. A. Krause (oben S. 148) befindet sich nach neuen Nachrichten doch am Leben. Nach zweijähriger Abwesenheit ist er auf der der Firma Chevalier u. Co. gehörigen Faktorei im Innern der Goldküste wieder eingetroffen.

— Neue Untersuchungen über das Alter der Niagarafälle. Die meisten früheren Mutmaßungen hierüber gründeten sich einfach auf das angenommene gleichmäßige Zurückweichen der Fälle. Auf diese Weise bestimmte schon im Jahre 1790 Andrew Ellicott das Alter auf 25 000 Jahre. Sir Charles Lyell erkannte ihnen im Jahre 1841 ein Alter von 35 000 Jahren zu, während Professor R. S. Woodward im Jahre 1886 auf Grund von drei inzwischen gemachten Aufnahmen ihnen nur ein Alter von 12 000 Jahren zugestand, ja G. K. Pilbert später dasselbe bis auf 6000 Jahre zurückführte. In neuester Zeit hat J. W. Spencer diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit gewidmet, wobei er die verschiedensten, früher unberücksichtigten Faktoren bei seinen Berechnungen in Betracht zog. In einer der Royal Society in London am 16. März 1894 zugegangenen Arbeit behandelt Spencer zunächst die gegenwärtige Topographie der Fälle, die Geologie des Distriktes, in dem sie liegen, bespricht die alte Topographie, sowie das Flußbett und die darin abgelagerten Wassermengen. Er leitet dann die über diesen Zeitraum von 48 Jahren sich erstreckenden neueren Beobachtungen über das Zurückweichen der Fälle in Betracht, welche ergeben haben, daß dasselbe jährlich 4,175 Fuß beträgt. Nach einer Skizze der Geschichte der Seen und der Entstehung des Niagarafalles, kommt er unter Berücksichtigung der Gesetze der Erosion zur Annahme von vier verschiedenen Perioden in der Entstehung des Niagara, deren Dauer er berechnete, wobei als Gesamtalter für die Fälle sich überraschender Weise die der Mutmasung des berühmten Geologen Lyell nahekommende Zahl von 31 000 Jahren ergiebt. Weitere 1000 Jahre nimmt Spencer für das Alter des Flusses vor dem Entstehen der Fälle in Anspruch. Der Zufluß des Huronsees in den Niagara liegt nach ihm etwa 8000 Jahre zurück. Nachdem er dann die Beziehungen erörtert hat zwischen terrestrischen Erhebungen und den Fällen besprochen, sowie die Entstehungen der Seen (die er 64 000 bis 80 000 Jahre zurückdatiert) und die darüber herrschende Meinung erörtert hat, kommt er zum Schluß seiner Arbeit auch auf das wahrscheinliche Ende der berühmten Fälle zu sprechen und meint, wenn die terrestrischen Erhebungen und das Zurückweichen der Fälle in gleicher Weise wie bisher vor sich gehen, würden doch noch 7000 bis 8000 Jahre vergehen, ehe dieselben den Eriesee erreicht haben.

(Proceedings of the Royal Society, Vol. LVI, Nr. 337, p. 145—148.)

Herausgeber: Dr. R. Andree in Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. Druck von Friedr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung Zuckschwerdt u. Möschke in Leipzig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FOR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DER ZEITSCHRIFT „DAS AUSLAND".

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXVI. Nr. 19. BRAUNSCHWEIG. November 1894.

Die Trockenlegung des Poljesje.

Von F. Immanuel. Wittenberg.

Die Nachrichten aus dem Altertum über die Natur der Länder östlich des Rheins und nordwärts der Alpen erzählen, dafs der gröfste Teil unseres Vaterlandes von nnermefslichen Waldungen, von Moor und Sumpf bedeckt gewesen ist. Schon die Kultur des frühen Mittelalters hat die Waldwildnisse gelichtet und die Moräste soweit ausgetrocknet, dafs der Boden fast überall ausgenntzt, der Ackerbau gepflegt werden konnte. Axt und Pflug haben im Laufe der Jahrhunderte Urwald und Heide in nntzbringenden Forst oder in Getreideland nngeschaffen, Spaten und Hacke die Sümpfe entwässert. Der zähen Arbeit von Staat und Gemeinden ist es gelungen, heute fast jeden Fufs dentscher Erde ertragsfähig zu machen.

Zur Zeit, als dentsche Ritter und Kolonisten über die Weichsel nach Polen und Litauen vordrangen, lagen die Länder zwischen Weichsel und Dnjepr noch in demjenigen Zustande, in welchem die Römer nnser Vaterland gefunden hatten. Zwar ist, meistens durch die Hände dentscher Einwanderer, auf altpolnischem und litanischem Boden viel zur Ausrodnng des Urwaldes, zur Pflege des Bodens, zur Entwässerung der Moräste geschehen, allein noch in nnseren Tagen weisen die Niederungen des Narjew, die Odländer der russischen Ostseeprovinzen, insbesondere aber die ungeheuren Sumpfstrecken im Gebiete des Pripjet auf einen Kulturzustand zurück, der für das westliche Enropa glücklicherweise nm mehrere Jahrhunderte zurückliegt. Das vormalige Königreich Polen im weiteren Sinne einschliefslich Litauens und Wolyniens, überhaupt Rufsland westlich des Dnjeprs, haben im wesentlichen das Gepräge einer für Deutschland lange entschwundenen Zeit bis zur Gegenwart bewahrt: ein wenig erfreulicher Beweis dafür, dafs weder Intelligenz nnd Schaffenskraft eines thätigen Volkes, noch die sorgende Hand einer einsichtsvollen Regierung es verstanden haben, durch Energie und Umsicht auch einem gering begünstigten Boden Erträgnisse abzuringen.

Abgesehen von den Tundren am Küstensaum Nordrufslands, Sibiriens und Nordamerikas, wo ein heifser, knrzer Sommer die Moossteppen in nngangbare Sümpfe verwandelt, wo klimatische Verhältnisse Bewohnbarkeit und Kultur für alle Zeit ausschliefsen, finden wir nirgenda ein zusammenhängendes Sumpfgebiet von gleicher Ausdehnnng und gleicher Verwahrlosnng wie dasjenige des sogenannten Poljesje. Diese Erscheinnng ist um so wunderbarer, als das Poljesje seit langem rings von wohlbestellten, znm Teil sogar hervorragend guten Ackerbauländern umgeben wird. Östlich des Dnjepra dehnt sich das „Land der schwarzen Erde", Rufslands Kornkammer, aus; im Westen umschliefsen die fruchtbaren polnischen Gouvernements Siedlce und Lnblin, im Süden die reichen Gefilde Ostgaliziens und Südwolyniens das Sumpfgebiet, während in den nordwärts angrenzenden trockenen Teilen der Gouvernements Grodno und Minsk seit Jahrzehnten nicht ohne Erfolg der Versuch gemacht worden ist, der Kulturarbeit des benachbarten Ostpreufsens nachzueifern.

An der Hand der geographischen und geologischen Eigentümlichkeiten des Poljesje wird in folgendem nachgewiesen werden, wie ein Sumpfgebiet von solcher Ausdehnnng entstehen und sich erhalten konnte. Hieran anknüpfend wird die Thätigkeit der russischen Regierung zur Trockenlegung desselben besprochen werden, um auf die bis jetzt erzielten und für die Zukunft zu erwartenden Erfolge hinzuweisen.

Der Name „Poljesje" ist treffend gewählt. Er besteht aus der Zusammenziehung der russischen Worte polje = Land und ljes = Wald, so dafs Poljesje „Waldland" bedeutet. Die auf deutschen Karten gebräuchliche Bezeichnung Polesie entspricht nicht der russischen Aussprache, welche lautet: Poljésje. Anderweitige Benennungen sind: Sümpfe von Pinsk oder Rakitno-Sümpfe. Der erste Name ist der Stadt Pinsk, dem bedeutendsten Orte innerhalb des Sumpfgebietes, der letztere dem Dorfe Rakitno, südöstlich des Fleckens Tomaschgorod in den Sümpfen zwischen den Flüssen Slutsch und Uhort, entnommen.

Der geographische Begriff des Poljesje ist nicht scharf begrenzt. Man versteht im allgemeinen unter demselben das Flufsgebiet des Pripjet, obwohl die oberen Läufe seiner grofsen südlichen Nebenflüsse (Styr und Goryn mit Slutsch) dem wolynischen Hügelland angehören und somit ganz aufserhalb des sumpfigen Waldgeländes des Poljesje fallen. Anderseits greift letzteres im Norden über das Gebiet des Pripjet weit hinaus, denn sowohl der obere Njeman als auch die Bjerjesina mit ihren rechten Zuflüssen tragen durchaus den Charakter des Poljesje und stehen mit diesem in unmittelbarem Zusammenhange. Im Westen, wo die Sümpfe des oberen Pripjet, der Pina und der Jasjolda in diejenigen des mittleren Bugs übergehen, läfst sich ebenfalls eine genaue Grenze nicht bestimmen. Die amtlichen russischen Veröffentlichungen fassen das Poljesje in das Dreieck Brest-Litowsk—Mogilew—Kiew zusammen und geben hiermit annährend die richtige Umgrenznng eines Gebietes, welches geographisch, kulturell und wirtschaftlich den gleichen Charakter trägt.

Digitized by Google

Geographisch genau bildet nach Süden hin der Höhenrand des wolynischen Granitplateaus, etwa die Linie Nowogrod-Wolynsk—Rowno—Kowel, den natürlichen Abschluß der Sümpfe, aber nicht der Wälder des von uns zu betrachtenden Gebietes. Das wolynische Hügelland kann entweder als ein Glied des sogenannten ural-karpatischen Landrückens oder, wenn man diese Bezeichnung verwirft, als eine Vorstufe der Nordost-Karpaten angesehen werden. Die bedeutendsten Erhebungen der podolisch-wolynischen Hochfläche betragen bei Krjemjenjez etwa 400 m, nm sich gegen Norden so abzusenken, daß die Höhenlage der Linie Ostrog-Dubno durchschnittlich 300, der Linie Rowno-Luzk 230 m zeigt. Im Gegensatz zu dem reich mit Getreide bebauten südlichen Streifen Wolyniens ist die nördliche Abdachung des erwähnten Hügellandes vorwiegend mit Waldungen bedeckt. Die Höhen selbst sind steinig und tragen zahlreiche Landseen, die Thäler weisen nur an vereinzelten Stellen sumpfige Strecken auf und besitzen meist steile Ränder und erheblichen Fall in Richtung nach den Niederungen des Poljesje. Die Bezeichnung der Gegend zwischen den Städten Wladimir-Wolynsk, Dubno und Nowogrod-Wolynsk mit dem Namen des „Kleinen Poljesje" bezieht sich nur auf die starke Bewaldung, weniger auf die Versumpfung dieses Gebietes.

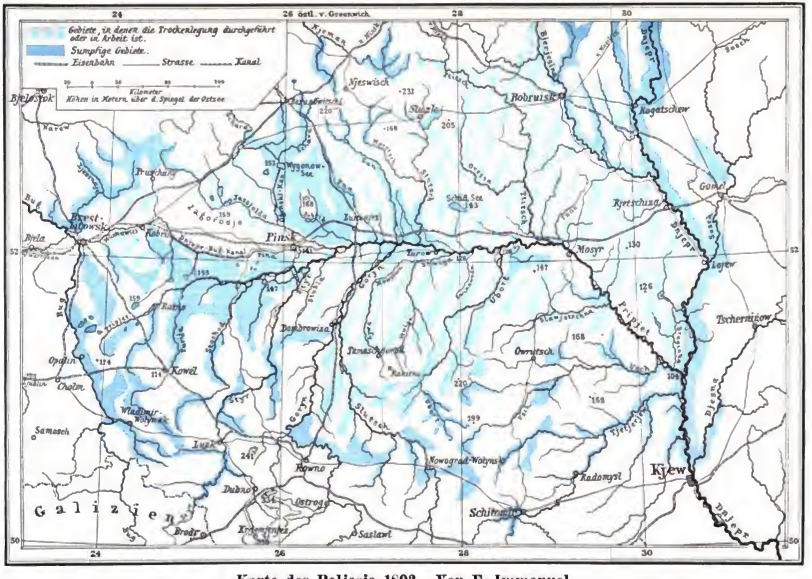
Von Norden her strömen dem Poljesje die Gewässer des flachgewölbten Hügellandes zu, welches von der Dwina unterhalb Witebsk zum Njeman oberhalb Grodno zieht und in der Umgegend von Minsk und Nowogradok mit 350 bis 400 m seine höchsten Erhebungen erreicht. Dieses aus gutem Lehmboden bestehende, sorgsam bebaute Gebiet flacht sich allmählich nach Süden ab, so daß die Gegend zwischen Sluzk und Slomin etwa 215 m hoch liegt.

Um das, was die russische Verwaltung in einem Zeitraume von zwanzig Jahren für die Entsumpfung des Poljesje gethan hat, würdigen zu können, müssen wir zunächst von der Ausdehnung und der Beschaffenheit des Poljesje im Anfange der siebenziger Jahre ausgehen. Damals erfüllte das Poljesje nahezu die ganze Senke zwischen der südlichen und nördlichen Bodenwelle Westrußlands. Da die beiden Landrücken sich gegen den mittleren Bug hin erheblich nähern, nimmt das Poljesje die Gestalt eines Dreiecks an, dessen Länge, ungefähr mit dem 52. Grade nördl. Breite zusammenfallend, von Brest-Litowsk am Bug bis Rjetschiza am Dnjepr 480 km beträgt. Die Breitenausdehnung längs des rechten Ufers des Dnjepr von der Mündung der Djesna bis nach Mogilew belief sich auf 400 km; zwischen Nowogrod-Wolynsk und Sluzk verengte sie sich auf 280, zwischen Kowel und Kobrin auf 100 km, um nach Westen hin mehr und mehr abzunehmen. 1874 wurde die gesamte Oberfläche des Poljesje auf 87200 qkm berechnet, was annähernd dem Flächenraume der Königreiche Bayern und Württemberg zusammen entspricht. Dieses Gebiet verteilt sich ungefähr mit $^3/_6$ auf das Gouvernement Minsk, $^2/_6$ auf Wolynien, $^1/_6$ auf Grodno. Im genannten Jahre waren von diesem ungeheuren Gebiete nur 11800 qkm trockenes, für Ackerbau und Forstwirtschaft geeignetes Land. Dieses bildete indessen kein zusammenhängendes Ganze, sondern war teils landzungenartig, teils als förmliche Inseln zwischen die Sumpfstrecken eingeschoben. Alles andere war zur Hälfte reiner Sumpf ohne alle Produktion, zur Hälfte feuchter Wald. In letzterem war der Boden so von Wasser durchdrungen, daß der Wald einem ungangbaren Moraste glich und ein eigentlicher Baumwuchs nirgends zu finden war. Im Laufe der Jahrhunderte hatte sich ein wirres undurchdringliches Dickicht von niedrigem Gesträpp und faulenden Stämmen, durchsetzt von vielen Wassertümpeln und tiefen Morästen, gebildet. Die Baumflora der feuchten Waldungen zeigt die Laubholzarten der nordgemäßigten Zone, vornehmlich Erle, Weide, Ulme, auch Eiche; Nadelwaldungen finden sich nur auf den höher gelegenen, der beständigen Feuchtigkeit entzogenen Teilen des Poljesje.

Verbindung und Verkehr innerhalb eines Raumes, der mit mehr als 65000 qkm die Größe der Niederlande und Belgiens zusammen übertraf, waren überaus mangelhaft. Selbst diejenigen Waldungen, welche annähernd trocken lagen und einige Erträgnisse hätten abwerfen können, waren wertlos, weil sie nicht erreicht werden konnten, und die Abfuhr des Holzes auf den stagnierenden Gewässern der Sumpfflüsse sich als undurchführbar erwies. Straßen in unserem Sinne kannte das Poljesje nicht, selbst die Verbindungen zwischen den größeren Orten waren auf meilenlange Knüppel- oder Faschinendämme beschränkt, mittels deren der Verkehr notdürftig unterhalten werden konnte. Die Ortsverbindungswege oder, wie es im Russischen heißt, die „Grundwege", waren teils überflutet, teils bis zur Ungangbarkeit aufgeweicht. Zahlreiche Ortschaften und Gehöfte waren monatelang von jedem Verkehr abgeschnitten, da in der warmen Jahreszeit nach Ablauf der Frühjahrshochwasser auf den sumpfigen, stagnierenden Gewässern selbst der Verkehr mit Kähnen erschwert war. Nur während des strengen Winters, wenn Eis und Schnee Flüsse und Sümpfe bedeckte, war es möglich, ohne besondere Schwierigkeiten überallhin mit Schlitten zu gelangen.

1882 wurde die Einwohnerzahl des Poljesje auf 500000 Köpfe veranschlagt, so daß nur 5,8 Köpfe auf 1 qkm entfielen. Vergleichsweise sei erwähnt, daß in den dem Poljesje benachbarten polnischen Gouvernements 63, in altrussischen Gouvernements 17,4 Köpfe auf 1 qkm kommen. Die geringe Bevölkerungszahl des Poljesje ist sehr ungleich verteilt. Große, oft hunderte von Quadratkilometern umfassende Gebiete sind gänzlich von Ansiedelungen und Wohnplätzen entblößt. Dagegen hat das Zagorodje — das „Hinterland", d. i. die plateauartig erhöhte Gegend zwischen Pinsk, Kobrin und Pruschany — trockenen, fruchtbaren Weizenboden, zahlreiche Wohnplätze, geordnete Verbindungen. Ebenso sind die Höhen nördlich und südlich Mosyr, namentlich aber der südöstliche Rand des Poljesje gut behaut und ziemlich dicht bevölkert; insbesondere stehen die deutschen, aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Kolonieen zwischen Owrutsch und Nowogrod-Wolynsk in leidlichem Wohlstande. Der Grundbesitz ist hauptsächlich in Händen polnischer Eigentümer, die vor Jahrhunderten als Eroberer bis in dieses altrussische Land eingedrungen sind. In den wenigen Städten — eigentlich sind nur Pinsk mit 25000 und Mosyr mit 11000 Einwohnern als solche zu nennen — liegen Verkehr, Gewerbe und Handel vorwiegend in den Händen der sehr zahlreichen Juden. Die Masse der Bevölkerung, namentlich in den ärmlichen Dorfschaften der von der Welt abgeschlossenen Sumpfinseln, besteht aus Weißrussen; am Südrande des Poljesje schließen sich diesen Kleinrussen an. Der weißrussische Stamm ist von dem specifisch russischen Typus der Großrussen in Bezug auf Körperbau und geistige Entwicklung nicht unwesentlich verschieden. Die jahrhundertlange Abhängigkeit der Weißrussen von Litauen und Polen, die starke Vermischung mit polnischen Elementen haben zu einer auffälligen Entfremdung von dem angestammten russischen Wesen beigetragen, so daß hier die „Polonisierung" eines altrussischen Stammes unverkennbar ist und eine wenig ansprechende Verwengung der beiden großen slavischen Völker stattgefunden hat, bei welcher die

Digitized by Google



Karte des Poljesje 1893. Von F. Immanuel.

Maßstab 1 : 2750000.

Digitized by Google

natürlichen Vorzüge jedes einzelnen derselben ziemlich verschwunden sind. Während durch die Einwirkung geschichtlicher Verhältnisse der weifsrussische Stamm in nationaler und selbst in moralischer Hinsicht gewissermafsen entartet ist, haben die ungünstigen Lebensbedingungen, die schlechte Ernährung auf dem kärglichen Boden, das höchst ungesunde Klima zu einer hochgradigen physischen Verkommenheit geführt. Die überaus arme Bevölkerung vermochte sich nicht selbst zu ernähren, sondern bedurfte alljährlich beträchtlicher Zufuhr von Getreide und Kartoffeln seitens der Verwaltung. Thatsächlich steht die weifsrussische Bauernschaft des Sumpfgebietes des Poljesje geistig wie körperlich auf niedrigster Stufe unter allen Stämmen des europäischen Rufsland. Die russischen Rekrutierungsberichte wissen Erstaunliches hierüber zu melden. Die Ausdünstungen der Sümpfe haben gewisse Krankheiten hervorgerufen, die in dem Poljesje epidemisch geworden sind und vor allem zum Verfall der Bevölkerung beigetragen haben. Es sind dies das Sumpffieber und der als häfsliche Krankheit berüchtigte und gefürchtete Koltun (Weichselzopf).

Die Absicht, dem unglücklichen Lande aufzuhelfen und der um sich greifenden Versumpfung Einhalt zu thun, hat bei der russischen Regierung seit langem bestanden. Sie trat der Verwirklichung näher, als 1873 der jetzige Generalleutnant Schilinski den Auftrag erhielt, Studien, Vorarbeiten und Kostenberechnungen darüber anzustellen, wie das Poljesje entwässert und der Kultur gewonnen werden könne. Neben dem Wunsche, das von der Natur so ungünstig behandelte Land zu heben, mögen der Regierung bei diesem Entwurfe zwei Gesichtspunkte vorgeschwebt haben, welche für das Poljesje mit Bezug auf das russische Reich überhaupt von Bedeutung sind. Das Poljesje umfafst, wie wir gesehen, sehr ausgedehnte Waldungen, deren Erträgnisse, sobald nach Entwässerung des Bodens ein regelrechter Forstbetrieb hergestellt sein wird, für Rufsland von unschätzbarem Werte sein werden. Mittelrufsland und der ganze Süden des Reiches sind waldarm, während der Westen durch eine förmliche Raubwirtschaft bereits bedenklich entwaldet ist, und die Forsten im Norden schwer erreichbar sind. Die Hebung der Forstkultur, für welche das Poljesje günstige Bedingungen bietet, ist für Rufsland von Jahr zu Jahr in wirtschaftlicher wie in klimatischer Beziehung eine immer dringendere Frage geworden. Seitdem die ungeheuren Grassteppen Südrufslands unter dem Pflluge verschwunden sind und das mittlere Rufsland ein reines Ackerbauland geworden ist, hat die Viehzucht mangels genügender Weideflächen nicht unbeträchtliche Einbufse erlitten. Das Poljesje aber gewährt nach Entwässerung der Sümpfe und Trockenlegung der waldfreien Stellen begründete Aussicht auf grofsartige Wiesenkultur und auf Hebung der Viehzucht.

Die Wahl Schilinskis zu dem wichtigen Werke war als eine durchaus glückliche zu begrüfsen. Seit Jahren hatte sich der General mit geodätischen Arbeiten unter dem 52. Grade nördl. Breite in Westrufsland beschäftigt und galt bereits als ein gründlicher Kenner des Poljesje, als ihm die schwierige Aufgabe zu teil wurde. Insbesondere sind die Vorstudien Schilinskis in geographischer Beziehung interessant, da sie die Bildung und die Eigenart des merkwürdigen Sumpfgebietes deutlich erkennen lassen.

Die Vorarbeiten Schilinskis zerfallen in einen topographischen, hydrographischen und geologischen Teil.

Eine genaue, auf sorgsamem Nivellement beruhende Aufnahme ergab, dafs das Poljesje, wie wir gesehen, als Ebene zwischen die beiden westrussischen Bodenerhebungen eingebettet ist. „Es gleicht dem Boden eines flachen Tellers mit leicht aufgebogenen Rändern," sagt Schilinski. Das Poljesje stellt eine sanft geneigte, von Süd und von Nord nach dem Pripjet hin abfallende Fläche dar, deren Umrandung alle Gewässer nach der tiefsten Stelle, dem Pripjet, sendet. Die Neigung der beiderseitigen Ebene beträgt durchschnittlich nicht mehr als 3 m auf 10 km.

Die Entstehung des Sumpfgebietes beruht auf der hydrographischen Anlage des Beckens des Pripjet[1]). Letzterer gehört durchaus zu den Strömen des russischen Tieflandes und besitzt hinsichtlich Schiffbarkeit, Wasserfülle, Verzweigung seines Gebietes alle Vorzüge derselben. Von der grofsen Wasserstrafse Westrufslands, dem Dnjepr, auf bedeutende Entfernung gegen Westen hin sich erstreckend, reicht er bis auf wenige Meilen an die schiffbaren Flufsläufe des Njemen und des mittleren Bug herau, mit denen er in Kanalverbindung steht und somit einen nicht unwichtigen Verkehrsweg aus dem inneren Rufsland nach Polen und Litauen bildet. Die älteste, dem Güterverkehr dienende Kanalverbindung, der Dnjepr-Bugkanal, geht von der Pina, einem linken Nebenflusse des Pripjet, durch einige Seen des oberen Pripjetgebietes nach dem Flusse Muchawiez, welcher bei Brest-Litowsk in den Bug mündet. Diese Verbindung besteht bereits seit 1775. Der zweite künstliche Wasserweg erstreckt sich von der Jafsjolda, dem Nebenflusse des Pripjet, nach dem Wygonowsee, aus dem die Schara zum Njeman fliefst. Dieser Kanal, der sogenannte Oginski'sche, wurde um Mitte des vorigen Jahrhunderts von dem Magnaten Kasimir Oginski begonnen und, nachdem er in den Wirren der polnischen Teilungskämpfe unvollendet liegen geblieben war, seitens der russischen Verwaltung zu Anfang dieses Jahrhunderts fertig gestellt. Dank seines bedeutenden Wasserreichtums ist der Pripjet fast bis zu seiner Quelle aufwärts für Flöfse und grofse Kähne schiffbar. Zwischen dem Dnjepr und Pinsk besteht regelmäfsiger Dampferverkehr, früher, bevor in den letzten Jahren das Sumpfgebiet durch Eisenbahnen und Strafsen erschlossen wurde, der einzige Verkehrsweg zur Verbindung desselben mit der Aufsenwelt.

Der Pripjet hat, kleine Verästelungen und tote Arme nicht gerechnet, eine Länge von etwa 600 km, ist also annähernd gleich lang wie die Mosel oder die Garonne, während er z. B. den Main um 180 km übertrifft. Er entspringt 20 km ostwärts des Städtchens Opalin am Bug am Fufse einer niedrigen, dicht bewaldeten Hügelkette, welche zwischen Wladimir-Wolynsk und Brest-Litowsk die Gebiete des Bug und Pripjet, der Ostsee und des Schwarzen Meeres scheidet. Die Höhenlage des Ursprungs des Pripjet liegt 174, der Wasserspiegel bei Pinsk 141, die Mündung in den Dnjepr 104 m über der Meeresfläche der Ostsee[2]), so dafs der gesamte Fall 70 m, d. i. etwa 0,117 m auf einen Kilometer, bei einer Stromgeschwindigkeit von 0,91 m in einer Sekunde beträgt.

Das Gebiet des Pripjet ist sehr ausgedehnt und enthält eine stattliche Zahl beträchtlicher, wasserreicher

[1]) Der Flufs heifst polnisch Przypec, russisch Pripjet. Wir gebrauchen die letztere Bezeichnung, die wir so schreiben, wie sie russisch gesprochen wird. Deutsche Karten führen meist den Namen Prypet oder Pripet.

[2]) Die russischen Mafse sind wie folgt umgerechnet:

1 Werst = 1066 m,	1 Zoll = 0,025 m
1 Seschen = 2,133 m,	1 Quadratwerst = 11380 Ar,
1 Arschin = 0,711 m,	1 Dessjatine = 109 Ar.
1 Fufs = 0,305 m,	

Digitized by Google

Flüsse. Die bedeutendsten derselben fliefsen dem Prijpet von Süden her zu. Die südlichen Nebenflüsse des Prijpet, von Westen nach Osten aufgezählt, sind: Turija, Stochod, Styr, Stubla, Goryn, Stwiga, Swinowoda, Ubort, Slawjetschna, Usch. Von diesen Flüssen verdienen Styr und Goryn Beachtung. Der Styr entspringt auf galizischem Boden aus den Seen südöstlich Brody, ist fast von seiner Quelle an schiffbar, berührt die Städte Dubno und Luzk und mündet knrz unterhalb Pinsk nach einem 350 km langen Laufe. Noch bedeutender ist der 475 km lange Goryn mit seinem grofsen rechten Zufluss Slutsch, welcher eine Länge von 370 km hat. Beide Flüsse bilden sich aus den kleinen Seen der Höhenplatte Südwolyniens, durchfliefsen das wolynische Ackerbaniand und nehmen nach Betreten der Prijpet-Niederung den ausgesprochenen Charakter der Sumpfflüsse an. Die vielfach verzweigte Stwiga und der Ubort durchfliefsen ein ehedem beinahe unzugängliches Morastgebiet, während der Usch dem trockenen, ziemlich gut bebauten und fruchtbaren südöstlichen Teile des Poljesje angehört. Von Norden her, ebenfalls in der Reihenfolge von Westen nach Osten, münden in den Prijpet: Pina, Jafajolda, Bohrik, Zna, Lau, die nördliche Slutsch, Ptitsch, Trjemlja, Inna, Wit und Braginka. Von diesen entspringen die sumpfige Jafajolda, Lan, Slutsch und Ptitsch auf den Höhen der Bodenwelle westlich Minsk, während die übrigen in den Morästen des Poljesje selbst ihren Ursprung nehmen. Der bedeutendste ist der 315 km lange Ptitsch, dessen Gebiet sich bis in die nächste Umgebung von Minsk verzweigt.

Eigentümlich sind allen Nebenflüssen des Prijpet grofse Wasserfülle, niedrige Ufer, langsamer Lauf und Neigung zur Versumpfung. Mit wenigen Ausnahmen münden die Nebenflüsse auf der kurzen Strecke Pinsk-Mosyr in den Prijpet, und zwar die wasserreichsten — Styr, Goryn, nördliche Slutsch — dicht bei einander. Die Schneeschmelze auf den Vorbergen der Karpaten und in Südwolynien tritt Ende Februar oder Anfang März ein und führt dem Prijpet durch seine südlichen Nebenflüsse sehr bedeutende Wassermassen innerhalb kurzer Zeit zu. Diese Hochwasserflut findet, wenn sie den Prijpet erreicht, diesen Flufs noch völlig mit Eis gesperrt, da ihrer nördlicheren Lage wegen sowohl der Prijpet als auch dessen linke Zuflüsse der Regel nach zwei bis drei Wochen später aufzutauen pflegen. Die Eissperre des Prijpet veranlafst die Stauung der Wassermassen der südlichen Nebenflüsse, so dafs diese über ihre Ufer treten und binnen weniger Tage die Gegend zwischen Pinsk und Mosyr in einen 25 bis 30 km breiten Seespiegel verwandeln, der nicht selten 4 bis 5 m über dem mittleren Wasserstand steht. Bei Mosyr treten, wie wir gesehen, von Süden und Norden her Höhenzüge so nahe an den Prijpet heran, dafs sich die Breite des Thales auf 1500 bis 2000 m verengt. Diese unäberwindliche Thalsperre verhindert den Abflufs des Hochwassers, welches Mitte März bedeutend zu steigen pflegt, da um diese Zeit der Prijpet selbst und die linken Zuflüsse aufgehen und neue Hochwasserfluten heranführen. Meist währt die Frühjahrsüberschwemmung des mittleren Prijpet und seiner Zuflüsse bis Ende Juni oder Anfang Juli. Erst um diese Zeit verläuft sich der gröfsere Teil der Überschwemmungsgewässer, und treten die Flüsse in ihre Betten zurück. Indessen bleiben die tief gelegenen Stellen während des ganzen Sommers mit Wasser gefüllt, welches keinen Abflufs findet, und verwandeln sich, wenn die Sonnenglut die Verdunstung des Wassers herbeigeführt, in förmliche Moräste. Dieser alljährlich sich wiederholende Vorgang hat förmliche Senkungen und Ausspülungen des Bodens auf weite Strecken gebildet und Sumpfflächen von Hunderten von Quadratkilometern Ausdehnung geschaffen. Das Hochwasser führt grofse Mengen erdiger Bestandteile mit sich und setzt diese, sobald sich der Abflufs des Wassers durch Stauung verlangsamt, im Flufsbette oder an den Rändern des Überschwemmungsgebietes ab. Der geringste Widerstand im Bette der träge dahinschleichenden Flüsse, selbst die einfachsten Anlagen der Mühlwerke und die dem Fischfang dienenden Einrichtungen, bewirken meilenweite Stauung. Erdige Teile setzen sich fest, zwischen diesen wuchern in der Atmosphäre des Sumpfgebietes reichliche Wasserpflanzen, so dafs das Wasser zu stagnieren beginnt oder, wo es sich durch die niedrigen Ufer Bahn bricht, die anliegenden Strecken überflutet und in beständige Sümpfe verwandelt. Durch diesen Prozefs sind eine Anzahl von Flüssen zu stagnierenden Gewässern geworden. Die Ufer wurden unzugänglich, kaum erkennbar, während der Flufslauf selbst nichts weiter war als eine Wasserader inmitten eines von Schlingpflanzen und Rohr bedeckten, mit Gestrüpp und faulendem Holz durchsetzten Sumpfes.

Zu diesen aus hydrographischen Ursachen sich ergebenden Gründen der fortschreitenden Versumpfung des Poljesje kommen geologische Einwirkungen. Die geologischen Vorarbeiten Schilinskis beruhen auf 140 Bohrungen von 25, und auf 250 Bohrungen von 7 bis 8 m Tiefe. Diese Bohrungen lagen durchschnittlich 20 bis 25 km voneinander entfernt; das Zwischengelände wurde durch Schürfungen untersucht.

Das gesamte Gebiet trägt hinsichtlich der geologischen Zusammensetzung der Sumpfschicht und des Untergrundes einen gleichmäfsigen Charakter. Die Sumpf- oder Torfschicht hat eine Stärke von 3 bis 7 m und zeigt organische Verwesungs- und Fäulnisstoffe neuer Bildung, überwuchert von moosartigen Gewächsen, untermischt mit den fanlenden Resten abgestorbener Bäume und Wurzeln. An einigen Stellen hat sich unmittelbar unter der Torfschicht Sumpf- oder Raseneisenstein bis zu 0,6 m Stärke gebildet. Die Torflager sind untermischt mit Schichten gelben, feinkörnigen Sandes, den eine dünne Schlammschicht von dem Torf scheidet. Unter der Sumpfdecke stöfst man auf groben, grauen Sand, dann auf Kies, beide untermischt mit zahlreichen erratischen Blöcken von kryställinischem Gefüge, vorwiegend Gneis, Syenit, Porphyr, die in der Bildungsperiode dieser Landschaft durch elementare Gewalten anscheinend von den Karpaten herabgetrieben worden sind. Von der oberen Schicht des lockeren Sandes nach der Tiefe weitergehend, gelangt man auf eine durchschnittlich 20 m starke, feste Lagerung gelbeu oder graublauen Lehms. Stellenweise tritt diese Lehmschicht durch den Sand hindurch bis zur Oberfläche empor, um hier kesselartige, meist mit kleinen Seen oder Teichen angefüllte Einsenkungen zu bilden. Solche Stellen zeigt insbesondere das nördliche Poljesje, wo die Seen der Mittelpunkt gröfserer, schwer zugänglicher Sümpfe sind. Auch die Lehmschicht ist angeschwemmt, der eigentliche Untergrund ist aus Schiefer, Sandstein, Mergel und namentlich Kreide aufgebaut. Diese Urbestandteile treten vornehmlich im südwestlichen Teile des Poljesje zu Tage. Somit ruhen die Sumpfschichten des Poljesje auf fest gefügten Lagerungen von Mergel, Schiefer und Kreide, welche für das Wasser wenig durchlässig sind. Zieht man in Betracht, dafs alljährlich gewaltige Wassermassen ohne hinreichenden Abflufs über diesen Schichten stehen und, den Moorboden durchdringend, monatelang stagnieren, so erklärt es sich, wie die Sümpfe des Prijpetgebietes entstanden sind, und dafs sie an Tiefe wie an Ausdehnung zunehmen mufsten, falls dem

Digitized by Google

überflüssigen Wasser kein Abfluß verschafft, dem Boden die übergrosse Wassermenge nicht entzogen wurde. Die trockenen, fruchtbaren Stellen des Poljesje weisen Sand, vielfach auch Lößboden auf; letzterer, ähnlich dem ergiebigen Boden des mittelrussischen Getreidelandes, findet sich im Zagorodje und in der Umgegend von Owrutsch.

Schilinski gliederte das ihm übertragene Kulturwerk in allgemeine Arbeiten, die im grossen Maßstabe angelegt waren und die der Staat übernahm, und in örtliche Arbeiten, welche den Gemeinden und Grundbesitzern zur Last fielen, da sie diesen vorzugsweise zu Gute kamen. Die Anordnungen Schilinskis gingen im wesentlichen von folgenden Gesichtspunkten aus:

1. Bessere Verteilung und regelmäßige Bewegung der Gewässer im gesamten Pripjetgebiete;

2. Beginn der Arbeiten im Osten, um zuerst den Wasserüberfluß des Beckens des mittleren Pripjet abzuleiten;

3. Entwässerung der abseits der Flüsse gelegenen Sumpfstrecken durch Abzugskanäle.

Der wichtigste Gesichtspunkt ist die an zweiter Stelle erwähnte Herstellung eines geordneten Abflusses der überflüssigen Gewässer, unter Vermeidung der störenden Thalenge bei Mosyr. Zu diesem Zwecke wurde ein grosser Teil der Sumpfländereien im Gebiete des Ptitsch zur Bjerjesina abgeleitet, und die Entwässerung des Beckens des Ubort zur Slawjetschna in Aussicht genommen. Die Flüsse erhielten durchgängig feste Ufer und bestimmte Betten. Besondere Beachtung erforderte die Regelung der Grundwasserverhältnisse. Der Stand des Grundwassers mußte so weit, aber nicht weiter gesenkt werden, daß nach Entwässerung der versumpften Stellen und feuchten Wälder eine trockene, kulturfähige Bodenschicht entstand. Anderseits durfte der Stand des Grundwassers nicht all zu sehr erniedrigt werden, damit unter dem Einfluß der grossen Hitze des Hochsommers der Boden nicht übermäßig austrocknete. Dies hätte einen der wesentlichsten Zwecke der ganzen Anlage, die Erzielung einer ausgiebigen Wiesenkultur, vereitelt. Um einen gleichmäßigen Wasserstand in den Flüssen und in den anzulegenden Kanälen zu erzielen und um das Grundwasser auf zweckmäßiger Höhe zu erhalten, wurden in weitgehender Weise Vorkehrungen getroffen. So entstand, während die Arbeiten von Osten nach Westen vorwärts schritten, ein vielfach verzweigtes Kanalsystem, welches Ende 1892 etwa 3430 km Ausdehnung besaß und mit Ablauf 1894 mindestens 4000 km Länge haben wird. Wenn die in Aussicht genommenen Anlagen zur Entwässerung des gesamten Poljesje vollendet sein werden, so dürften sich die Kanäle auf eine Ausdehnung von 7000 bis 7500 km erstrecken. Die Hauptkanäle haben bei einer Breite von 7,5 bis 14 m einen Wasserstand von 1 bis 4 m. Die Nebenkanäle sind 0,7 bis 1,2 m tief und 2,5 bis 4 m breit. Das Gefälle ist, um Abspülungen der Uferbekleidungen zu vermeiden, gering gehalten und beträgt 1:0,0001 bis 1:0,0003. Die Kanäle sind zur Regulierung des Wasserstandes mit Stauwehren und Schleusen ausgestattet und mit besonderen Sammelbecken in Verbindung gesetzt.

Wie wirkt das Kanalsystem? Auf den Abfluß der alljährlichen Frühjahrsüberschwemmungen soll und kann die Kanalisierung keinen Einfluß unmittelbar ausüben, denn diese Hochwasserperiode, bedingt durch die verschiedenen klimatischen Verhältnisse des Pripjetgebietes, läßt sich nicht beseitigen und setzt, wie wir gesehen, die ganze Niederung, die Kanäle eingeschlossen, wochenlang unter Wasser. Die Thätigkeit der Kanäle tritt erst nach Ablauf der Überschwemmungsgewässer in Wirkung, indem sie das außerhalb der Flüsse in den Senkungen verbleibende Wasser ableiten und namentlich die rechtzeitige Beseitigung derjenigen Wassermassen veranlassen, die sich aus den sommerlichen Niederschlägen ergeben und bisher der Grund dafür gewesen sind, daß weite Strecken des Poljesje überhaupt niemals trocken werden konnten. Aus zehnjährigen Beobachtungen hat sich ergeben, daß sich die jährlichen Niederschläge im Poljesje auf eine Wasserschicht von 586,6 mm Höhe belaufen. Diese Niederschläge verteilen sich auf die Jahreszeiten:

Frühjahr	117,6	mm,
Sommer	260,5	„
Herbst	143,5	„
Winter	65,0	„

so daß die sommerlichen Niederschläge fast die Hälfte des ganzen Jahresquantums ausmachen. Sie rühren von den starken Regengüssen Wolyniens und von der zur Regenbildung neigenden feuchten Atmosphäre des Poljesje selbst her.

Als die Arbeiten in Angriff genommen wurden, kam vielfach die Befürchtung zum Ausdruck, daß die Entwässerung des Poljesje sehr bald zu einer hochgradigen Austrocknung führen und zunächst mindernd auf den Wasserstand des Poljesje, nachteilig auf die Schiffahrt wirken würde. Diese Besorgnis hat sich nicht gerechtfertigt. Die Schiffahrt auf dem Pripjet für Dampfboote und tiefgehende Lastkähne ist von Mitte März, der Zeit des Aufgehens des Eises, meist bis Ende Juli oder Anfang August möglich, da zu diesem Zeitpunkt der Wasserspiegel sich so sehr senkt, daß nur noch flachgehende Fahrzeuge überall verkehren können. Die Kanalisierung hat bisher in keiner Weise störend auf die Schiffbarkeit gewirkt, letztere ist vielmehr nach wie vor von den Niederschlägen im südlichen Wolynien abhängig geblieben. Der Sommer 1889 war im Poljesje besonders trocken und arm an Regen, aber trotz Mangels an Niederschlägen und trotz der damals bereits stark vorgeschrittenen Kanalisierung erhielt sich der Wasserstand des Pripjet auf solcher Höhe, daß der Schiffsverkehr ausnahmsweise bis zum 21. August unterhalten werden konnte. Der Sommer 1891 war bekanntlich in Mittelrußland so trocken, daß allgemeiner Mißwachs entstand und in weiten Gebieten förmliche Hungersnot ausbrach. Zur selben Zeit fielen im Poljesje, in Wolynien und Ostgalizien starke Regengüsse, und der Pripjet stand bei Pinsk

im Mai	2,35	m,
„ Juni	1,07	„
„ Juli	1,47	„
„ August		

über der durchschnittlichen Wasserhöhe der drei vorhergehenden Jahre in den gleichen Monaten.

Ende 1893 war das Poljesje zwischen Dnjepr und der Linie Sluzk — Luninjez — Rowno soweit mit Kanälen durchzogen, daß dieses Gebiet, etwa zwei Drittel des ganzen Poljesje, als hinreichend entwässert angesehen werden konnte, und daß hier einem Netz von Ergänzungskanälen die völlige Trockenlegung vorbehalten blieb. Insbesondere war das Gebiet der westlichen Zuflüsse der Bjerjesina, die stark verwahrloste Gegend des Schidsees, die sumpfige Niederung des Ubort berücksichtigt. Westlich der Linie Sluzk—Luninjez—Rowno waren die Arbeiten teils in Angriff genommen, teils projektiert. Ausgeführt war bis Ende 1893 die ausgedehnte Kanalisierung der Moräste der Jessjolda, eines der ödesten Teile des Poljesje. Bis Ende dieses Jahrzehnts dürften die vorgeschlagenen Arbeiten in vollem

Digitized by Google

Umfange zur Durchführung gelangt sein, so dafs das Poljesje seinen Charakter als unergiebiges, gefürchtetes Sumpfland verlieren und im wesentlichen die gleichen wirtschaftlichen und geographischen Eigenschaften erlangt haben wird, wie die im Norden und Nordwesten angrenzenden Teile Polens und Litauens. Hiermit wird ein ganz hervorragender kultureller Fortschritt errungen sein, dessen Bedeutung sich erst übersehen lassen wird, wenn sich die segensreichen Folgen der Trockenlegung für alle Teile des Poljesje äufsern werden. Vorläufig liegen nur bis zum Jahre 1892 amtliche Berichte über den Umfang und den Wert der bis dahin entwässerten Ländereien vor. Hiernach waren zu diesem Zeitpunkte 25 800 qkm, das ist ungefähr ein Drittel des unproduktiven Geländes des Poljesje, mehr oder weniger der Kultur gewonnen. Die übrigen zwei Drittel werden im Verlauf der nächsten acht bis neun Jahre ebenfalls in gute oder befriedigende wirtschaftliche Lage gebracht werden, so dafs schliefslich nur ein kleiner Raum bleiben wird, auf welchem selbst durch eifrige Arbeit immer nur geringe oder gar keine Erträge erzielt werden können.

Jene 25 800 qkm waren nach der Berechnung Schilinskis [3]) in nachstehender Weise der Kultur gewonnen:

1. 3300 qkm unzugänglichen, wertlosen Sumpfes waren zu Wiesen umgewandelt, deren Wert auf 15 Mill. Rubel geschätzt wird. Schon nach vierjähriger Pflege — Düngung und leichter Bewäserung — ergab sich prächtiger Graswuchs. Der Ertrag des Heuschnittes stellte sich 1892 für eine Dessjatine, das ist etwas mehr als ein Hektar, auf $3^1/_2$ Rubel, in besonders guten Lagen sogar auf 11 Rubel. 1893 hat eine nicht unbeträchtliche Ausfuhr von Heu stattgefunden; erhebliche Mengen sollen auf den Kanälen nach der Weichsel und dem Njeman und von dort nach den preufsischen Ostseehäfen verfrachtet worden sein.
2. 5000 qkm sumpfigen Gestrüpps und feuchter, faulender Wälder wurden zu regelrecht bewirtschafteten Waldungen umgestaltet; jetziger Wert 9 Millionen Rubel.
3. 5200 qkm Waldungen, welche vormals so gut wie gar nicht bewirtschaftet und ausgenutzt werden konnten, weil sie während des gröfsten Teiles des Jahres durch Moräste vom Verkehr abgeschnitten waren, liegen nach Herstellung der Kanäle nicht weiter als höchstens 7 bis 8 km von schiffbaren Wasserstrafsen ab, so dafs die Abfuhr des Holzes ohne gröfse Kosten möglich geworden ist. Die hierdurch erzielte Wertsteigerung wird auf 23 Mill. Rubel veranschlagt.
4. 1000 qkm wurden als Getreide- und Gartenland neu gewonnen, — Wert: 5 Millionen Rubel.
5. 11 800 qkm mooriger Wiesen und nasser Waldungen wurden insoweit in günstigere Verhältnisse gebracht, als sie, ehedem gänzlich wertlos, vorläufig wenigstens einige Erträgnisse gewähren und die Aussicht bieten, bei fortschreitender Arbeit im Laufe weniger Jahre in durchaus nutzbringendes Gelände verwandelt zu werden. Der gegenwärtig bereits erreichte Wert beziffert sich auf 5 200 000 Rubel.

Von den 25 800 qkm des durch die Entwässerung berührten Landes sind annähernd drei Viertel Wiesen, ein Viertel Wald. Die fortschreitende Amelioration wird in kurzer Zeit sich auf die ausgedehnten, sehr wertvollen Staatswaldungen erstrecken, welche nahezu den ganzen westlichen Teil des Poljesje ausfüllen und einen beträchtlichen Gewinn versprechen, wenn sie sachgemäfs bewirtschaftet und schonend ausgenutzt werden. Während die genannten 25 800 qkm im Jahre 1873 auf nur 9 400 000 Rubel abgeschätzt wurden, stellten sie zwanzig Jahre später einen Wert von 57 bis 60 Millionen dar, der sich mindestens um die Hälfte erhöhen wird, wenn die begonnenen und in Aussicht genommenen Arbeiten der Verwirklichung zugeführt sein werden. Die Steigerung des Bodenwertes im ganzen Poljesje, berechnet auf den Zeitpunkt der völlig fertig gestellten Arbeiten, läfst sich vorläufig nicht einmal annähernd überschlagen. Vorläufig ist der Bodenwert durchschnittlich nun mehr als das sechsfache, von 4 Rubel auf 25 Rubel, für den Hektar gestiegen.

Die Gesamtkosten des Unternehmens lassen sich vorläufig noch nicht übersehen. Bis Ende 1892 betrugen die Kosten für die Trockenlegung der von der Kanalisation unmittelbar berührten Sümpfe 3 Rubel auf die Dessjatine. Wird aber der Flächenraum ins Auge gefafst, auf welchen sich der Einfluſs der Entwässerungsanlagen erstreckt, so ermäfsigt sich der Kostenaufwand auf 1,50 Rubel für die Dessjatine.

Lokalberichte haben gemeldet, dafs die Viehzucht, welche ehemals im Poljesje ganz darniederlag, seit Schaffung einer geordneten Wiesenwirtschaft innerhalb zehn Jahren sich sichtlich gehoben hat, doch fehlen gerade über diesen wichtigen Punkt nähere Angaben. Ebenso vollzieht sich mit der Verbesserung der allgemeinen Lebensbedingungen der früher so sehr vernachlässigten und herabgekommenen Bevölkerung eine bemerkenswerte Steigerung des Handels und des Verkehrs. Seit einigen Jahren ist die Verwaltung nicht mehr gezwungen, alljährlich der ständig Not leidenden Einwohnerschaft der abseits gelegenen Sumpfgebiete Unterstützung an Lebensmitteln zu gewähren, um dem hitzigen Hunger und dem physischen und moralischen Untergange vorzubeugen. Diese trüben Zustände sollen sich nicht unwesentlich gebessert haben, und man hofft, auch die Branntweinpest, welche unter der niederen Bevölkerung des Poljesje seit langem bedenkliche Verwüstungen angerichtet hat, mit besserem Erfolge zu bekämpfen. Das traurige, auf das Poljesje im besondern anzuwendende Wort: „Gedeiht das Korn, so giebts keine Fische; giebts Fische, so fehlt das Korn", scheint allmählich seine Schrecken zu verlieren. Schilinski stellt in der erwähnten Broschüre fest, dafs die Entsumpfungsarbeiten sehr wohlthuend auf den Gesundheitszustand gewirkt haben. Das Sumpffieber soll seinen bösartigen epidemischen Charakter verloren haben, der Weichselzopf nahezu völlig verschwunden sein. Die Bevölkerung scheint einer besseren Zeit entgegenzugehen, und wenn auch bis zu einem wirklichen Wohlstand noch sehr viel fehlt, so werden doch die nächsten Generationen in unvergleichlich günstigeren Verhältnissen leben, als ihre Vorfahren, die inmitten eines trostlosen Landes, unter einem verderblichen Klima der körperlichen und moralischen Entartung anheimzufallen drohten. Zweifellos ist jetzt schon ein guter Grund gelegt, um die natürlichen Reichtümer des merkwürdigen Landes, Holz und Heu, zu verwerten.

Im Verein mit der Trockenlegung der Moräste haben sich auch die Verkehrsverhältnisse erheblich gebessert. Unter Schilinskis Leitung wurden bis 1892 nicht weniger als 353 Brücken gebaut und das früher durchaus unzureichende Strafsennetz durch Anlage von guten, fahrbaren Strafsen zwischen den gröfseren Orten vervollständigt. Im allgemeinen kann das Poljesje heute, wenn wir die Kanäle einschliefsen, als ein leidlich gangbares Land gelten. Allerdings ist die Wegbarkeit Rufslands

[3]) Generallentnant Schilinski, „Kurzer Überblick des Poljesje und seiner Kanalisierung." St. Petersburg 1892.

Digitized by Google

nicht mit dem geordneten, zum Teil tadellosen Strafsennetz mitteleuropäischer Staaten zu vergleichen, denn wenige grofse Strafsenzüge ausgenommen, entbehren die russischen Strafsen und Wege der festen Steinunterlage, und bieten zur Zeit des Tauwetters und der grofsen Regengüsse dem Verkehr Schwierigkeiten, die wir z. B. in Deutschland fast nirgends auch nur annähernd kennen. Charakteristisch ist eine Aufserung Napoleons I., der während des Winterfeldzuges 1806/07 bezüglich der Gangbarkeit der Wege in Polen bemerkte: „qu' il avait découvert en Pologne un cinquième élément, qui était la boue." Der Russe hat für die Jahreszeit der aufgeweichten, unpassbaren Wege sogar ein besonderes Wort: Rasputniza. Was hier von Polen gesagt ist, gilt in verstärktem Mafse von dem Polesje; hier ist das Land zur Zeit der Frühjahrshochwasser auf unabsehbare Strecken überhaupt nicht betretbar, während im Sommer und Herbst erst neuerdings durch Trockenlegung der Sümpfe die Gangbarkeit ungefähr die gleiche wie in den umliegenden Gebieten geworden ist.

Von hoher Bedeutung für die Erschliefsung und Nutzbarmachung des Polesje ist der Bau der Eisenbahnen gewesen, die heute das Land durchschneiden. Diese Bahnen wurden etwa gleichzeitig mit dem Beginn der Entwässerungsarbeiten in Angriff genommen. Der Bau verursachte an vielen Stellen wegen des sumpfigen, nicht standfesten Bodens erhebliche Schwierigkeiten, obwohl man sich bemühte, die Linien so zu führen, dafs unter Benutzung der trockenen und hoch gelegenen Teile gefährliche Sumpfstrecken vermieden wurden. Die Anlage der Eisenbahnen des Polesje verfolgte lediglich wichtige militärische Zwecke, doch hat naturgemäfs auch das Land sehr erheblichen Nutzen in wirtschaftlicher Hinsicht daraus gezogen. Der hohe Wert der Bahnverbindung wird sich in vollem Umfange erkennen lassen, sobald die Ausfuhr der Landeserzeugnisse in gesteigertem Mafse zur Geltung kommen wird. Das Polesje ist von zwei strategischen Bahnen durchzogen, nämlich in ostwestlicher Richtung von der Linie Gomel—Pinsk—Brest-Litowsk, in südnördlicher Richtung von der Linie Rowno—Baranowitschi—Wilna. Diese Linien kreuzen sich inmitten des Poljesje bei Luninjez, 53 km östlich Pinsk. Um die Bedeutung dieser Bahnen zu würdigen, ist es notwendig, in Kürze derjenigen Rolle zu gedenken, welche das Poljesje in einem künftigen Kriege zu spielen berufen sein dürfte, denn obwohl eine derartige Betrachtung eigentlich aufserhalb des Rahmens dieser Studie fällt, bietet sie so viele interessante Gesichtspunkte, dafs sich es dennoch lohnt, einen flüchtigen Blick auf die strategische Wichtigkeit des Poljesje und der in demselben vorgenommenen Entsumpfungsarbeiten zu werfen [1]). Keilförmig mitten zwischen das nördliche und südliche Grenzgebiet Westrufslands eingeschoben, bildet das Poljesje einen riesigen, nach jeder Richtung hin schwer zu durchschneidenden Raum. Breite wie Ungangbarkeit des Poljesje nehmen von Westen nach Osten zu, somit auch die Bedeutung desselben als trennendes Hindernis. Setzen wir den Fall, dafs Rufsland mit Deutschland und Österreich-Ungarn im Kampf steht, so trennt das Poljesje die ins Innere Rufslands vorgehenden verbündeten Heere immer weiter, je mehr sich diese dem Dnjepr, der natürlichen Verteidigungslinie des centralen Rufslands, nähern. Dafs aber eine so bedeutende räumliche Trennung grofse Gefahren angesichts einer am Dnjepr vereinigten russischen Streitmacht mit sich bringt, ist unzweifelhaft. Die Eisenbahnen des Poljesje ermöglichen es der russischen Heeresleitung, gedeckt und geschützt gegen feindliche Unternehmungen, erhebliche Truppenmassen von Gomel her, wo vier wichtige Linien zusammenlaufen, bei Brest-Litowsk zu versammeln [2]), aber auch Streitkräfte nach Bedarf von dem nördlichen nach dem südlichen Kriegsschauplatze zu werfen und umgekehrt. In welchem Umfang aber die schwer zugänglichen Schlupfwinkel des Poljesje den Parteigängerkrieg begünstigen, hat der Feldzug 1831 überzeugend bewiesen; heute lassen sich mit Hilfe des vorteilhaft angelegten Bahnnetzes sogar grofse Massen im Poljesje versammeln, um gegen Flanken und Rücken der ins Innere Rufslands operierenden Heere zu wirken. Aus alledem ergiebt sich die wichtige Rolle, welche das Polesje zu Gunsten der russischen Heeresleitung in einem Zukunftskriege einnehmen dürfte, zugleich aber auch die Folgerung, dafs das Polesje seinen Wert als Trennungshindernis um so mehr verlieren wird, je wirksamer die fortschreitenden Entsumpfungsarbeiten die Gangbarkeit steigern und dem unwegsamen Gebiet allmählich den Charakter eines leidlich kultivierten, für Truppenbewegungen geeigneten Landes verleihen werden.

Diese Erkenntnis hat auf russischer Seite die Befürchtung wachgerufen, dafs die Trockenlegung des Polesje die natürlichen Verteidigungsmittel Westrufslands in bedenklicher Weise schwächen und die Widerstandskraft Rufslands lähmen würde. Die öffentliche Meinung hat jedoch diese ungherzige Anschauung nicht geteilt, sondern ist überzeugt, dafs die im Polesje sich vollziehenden Kulturarbeiten ein nationales, grofsartiges Unternehmen in des Wortes bestem Sinne sind. Die Entwässerung wird in wirtschaftlicher und klimatischer Hinsicht voraussichtlich in einer kurzen Spanne von Jahren überaus segensreiche Wirkungen ausüben, so dafs das Unternehmen eines der schönsten und dankenswertesten sein dürfte, welches die russische Regierung zur Hebung der Kultur und des Wohlstandes je ausgeführt hat.

[1]) Genaueres über diese interessante Frage findet sich in folgenden Werken:
Posowski, „Die Entsumpfungsarbeiten des Polesje." Wien 1884.
Sarmaticus, „Von der Weichsel zum Dnjepr." Hannover 1886.
Sarkotić, „Das russische Kriegstheater". Wien 1894.

[2]) Die zur Zeit im Bau befindliche Nebenlinie Dombrowiza—Kowel soll, wie es scheint, lediglich zur Entlastung der Truppenausschiffungspunkte in der Gegend von Brest-Litowsk dienen.

Körpergröfse und Farbe der Haare und Augen in Italien.

Von Emil Schmidt. Leipzig.

Von dem italienischen Militär-Oberarzt Ridolfo Livi, dessen Name bereits wegen seiner früheren anthropometrischen Untersuchungen in der wissenschaftlichen Welt einen guten Klang hat, wurde der XIV. Sektion des um Ostern 1894 in Rom tagenden XI. internationalen medizinischen Congresses ein vorläufiger Bericht [1]) vorgelegt über die sehr umfangreichen und ins einzelne gehenden anthropometrischen Untersuchungen,

[1]) Dott. Ridolfo Livi, Saggio dei risultati antropometrici ottenuti dallo spoglio dei fogli sanitarii delle classi 1855—1863, eseguito all' ispettorato di sanità militare sotto la direzione del Dott. R. Livi, capitano medico Roma 1894.

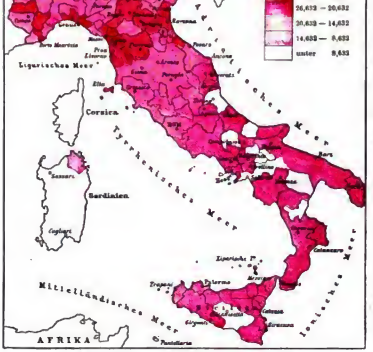
Digitized by Google

die vom Inspektorat des Militär-Sanitätswesens angestellt wurden, und deren Abschlufs man in nicht allzu langer Zeit entgegensehen darf. Dem Generalarzt S. Guido gebührt das Verdienst, einen umfassenden Plan über medizinisch-anthropologische Erhebungen an den Gestellungspflichtigen der Armee ausgearbeitet, der Regierung vorgeschlagen und seine Ausführung durchgesetzt zu haben. Auf seine Anregung bestimmte das Kriegsministerium im Jahre 1879, dafs von allen in den folgenden Jahren zur Musterung kommenden und in die Armee aufgenommenen jungen Männern Aufnahmen gemacht werden sollten, die aufser dem Nationale noch eine grofse Anzahl körperlicher Besonderheiten berücksichtigten. Aufser einigen speciell medizinischen Fragen (Impfung, Krankheiten während des Dienstes, Beurlaubungen während des Dienstes etc.) enthielt das Beobachtungsschema eine Anzahl wichtiger anthropologischer Daten, nämlich:

1. Farbe der Haare (rot, blond, braun, schwarz). 2. Form der Haare (straff, wellig, kraus). 3. Farbe der Augen (blau, grau, braun, schwarz). 4. Farbe der Haut (rosig, braun, gelblichbleich). 5. Zähne (gesund, weifs). 6. Besondere Kennzeichen. 7. Stirn (breit, schmal, hoch, niedrig, mittel). 8. Nase (konkav, konvex, gerade, stumpf, grofs, klein). 9. Mund (grofs, klein, mittel). 10. Kinn (vortretend, zurückliegend, mittel). 11. Gesicht (vortretend, flach, hoch, niedrig, mittel). 12. Gröfster Längsdurchmesser des Kopfes. 13. Gröfster Breitendurchmesser des Kopfes. 14. Körperhöhe. 15. Brustumfang. 16. Gewicht (in Kilogrammen). (Die drei letzten Bestimmungen wurden alljährlich, so lange der Soldat bei der Truppe blieb, wiederholt.) Diese Erhebungen hatten zum Teil praktische Zwecke (Verbesserung des Rekrutierungswesens, Entscheidung über manche Gesichtepunkte für die Überweisung der Rekruten an die einzelnen Truppenteile etc.), zum grofsen Teil sollten sie rein wissenschaftlicher Forschung dienen. Eine solche Untersuchung versprach über manche wichtige Punkte Aufklärung, so über den Zusammenhang von Körperbeschaffenheit und Disposition für gewisse Krankheiten, über die Beziehungen zwischen Brustumfang und Körpergröfse, über den Einfluls der Beschäftigung auf die Körperbeschaffenheit etc., vor allem aber diente sie der statistischen Erkenntnis der Körperverhältnisse bei den Bewohnern der verschiedenen Gegenden Italiens. Der grofse Wert solcher Aufnahmen besteht darin, dafs sie an einem sehr umfangreichen Material durch geschulte Beobachter nach derselben Methode angestellt sind.

Die während der fünf Jahre von 1879 bis 1883 inkl. angestellten Beobachtungen erstreckten sich auf das grofse Material von 300 000 Individuen. Diese Zahl erschien genügend grofs, und das Ministerium verfügte daher, dafs nach der Jahresklasse 1863 (die von 1883 bis 1887 bei dem Heere blieb) die Erhebungen nicht weiter fortgesetzt werden sollten. Das ganze Beobachtungsmaterial wurde 1888 dem Militärarzt Livi zur Bearbeitung übergeben. Die Untersuchungen sind dem Abschlufs nahe.

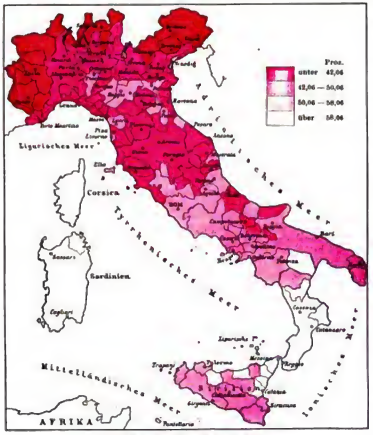
Als geographische Einheit wurde der Aushebungsbezirk, mandamento di leva, von denen immer mehrere auf einen der 284 Kreise (Circondarii) Italiens fallen, angenommen. Für jeden dieser Kreise ist die Körpergröfse berechnet (nach der prozentigen Häufigkeit der vier Gruppen: unter 160 cm, von 160 bis 164 cm, von 165 bis 169 cm, 170 cm und darüber); auch die Bearbeitung der Augen- und Haarfarbe ist ganz, die des Kopfindex fast ganz beendet. Für gröfsere Bezirke, d. h. für Kreise und Provinzen, sind eine Anzahl von Beziehungen zwischen einzelnen Körpermerkmalen berechnet. Livis Abhandlung giebt einen summarischen Bericht über diese Untersuchungen und wir geben in folgendem eine Übersicht über die wichtigsten Resultate derselben.



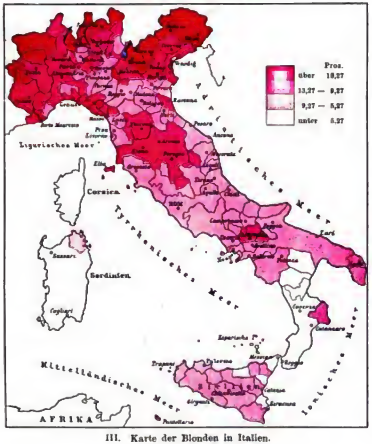
1. Karte der Grofsen in Italien. 170 m und mehr.

Körpergröfse. Die italienische Litteratur besitzt bereits eine ganze Reihe von Arbeiten über diesen Gegenstand (Comissetti, Cortese, Lombroso, Pagliani, Sormani, Zampa, Bodio, Livi); sie sind alle auf der Grundlage älterer Aufnahmen bei Rekrutenaushebungen angestellt worden. Aber so grofses Material sie auch umfassen (mehrere Millionen Individualaufnahmen), so leiden sie doch sämtlich an dem Fehler, dafs die zu Kleinen, d. h. die bei der ersten Musterung aus diesem Grunde Zurückgestellten, bei den späteren Musterungen wieder aufgeführt sind, so dafs dadurch die Durchschnittsgröfse, wenn auch um ein geringes Mafs, herabgedrückt wird. Auch der Umstand, dafs die bisherigen Statistiken der Körpergröfse auch die aus pathologischen Ursachen zu Kleinen (Krüppel, Bucklige, Zwerge, Kretins) mit aufnahmen, mufste die Ergebnisse beeinträchtigen. Es handelt sich doch darum, die normale Gröfse der einzelnen Gruppen der Bevölkerung festzustellen. Durch solche fehlerhafte Benutzung des Materials sind z. B. gewisse Bezirke, deren Bevölkerung entschieden grofs ist, wie Aosta, Sondrio, Susa, Clusone, in den früheren Berech-

Digitized by Google



II. Karte der Braunen in Italien.



III. Karte der Blonden in Italien.

nungen genau auf das Gröfseniveau von Cosenza, Benevento, Grosseto, Foligno, d. h. von Kreisen mit entschieden kleiner Bevölkerung herabgedrückt. In jenen vier erstgenannten Kreisen des nördlichen Italiens ist Kropf und Kretinismus mit Zwergwuchs so häufig, dafs die davon Befallenen 31,7, 26,3, 12,4 und 11,4 Proz. aller Untauglichen bilden. Man begreift, wie die Hinzuziehung solcher pathologisch Kleinen das Ergebnis der mittleren Körpergröfsenberechnung eines Kreises erheblich stören kann. Die eingehende Verarbeitung des statistischen Materials nimmt den Aushebungsbezirk, Livis vorläufige Arbeit nur den Kreis als geographische Einheit an. In übersichtlicher Weise geben die Karten (Tafel II und III) die Darstellung der räumlichen Verteilung der Gröfsenstufen, Tafel II die Kleinen (unter 160 cm), Tafel III die der Grofsen (170 cm und darüber). Beide Karten zeigen eine fast vollkommene Übereinstimmung darin, dafs da, wo die Verhältniszahl der Grofsen zunimmt, die der Kleinen abnimmt und umgekehrt. Unser Kärtchen I zeigt die prozentige Häufigkeit der Grofsen (170 cm und mehr) in fünf Häufigkeitsstufen in der Weise, dafs die Kreise mit den meisten Grofsen (26,63 Proz. aller Gemessenen und darüber) rot, die mit der geringsten Zahl von Grofsen (8,63 Proz. und weniger) durch weifs, und die Zwischenstufen der abnehmenden Häufigkeit entsprechend durch immer hellere Töne dargestellt sind. Der erste Blick auf die Karte zeigt, dafs die Nordhälfte Italiens die gröfsere, die Südhälfte mit den beiden grofsen Inseln die kleinere Bevölkerung hat. Und zwar treten innerhalb des ersteren Gebietes wieder drei Centren gröfsten Wuchses auf: das eine nimmt den gröfsten Teil Venetiens ein, das zweite liegt in Nordtoskana (mit einem Nebencentrum an der ligurischen Küste), das dritte liegt im Nordwesten der Lombardei. Das Maximum der Kleinheit bildet dagegen einen unregelmäfsigen langen Streifen, der in der Südhälfte der Marken zwischen Appennin und Adriatischem Meere beginnt und sich durch Samnium nach der Basilikata und nach Kalabrien hinabzieht. In Sicilien liegt ein Centrum kleinen Wuchses an der Südküste, und in Korsika bildet fast die ganze Insel (mit Ausnahme der Nordspitze) ein solches Centrum.

Beziehungen zwischen Höhenlage und Körpergröfse. Auch hierüber liegen bereits mehrere Arbeiten vor (Lombroso, Zampa), insbesondere ist diese Frage von dem italienischen statistischen Bureau sehr eingehend behandelt worden, das für jede einzelne Gemeinde des Königreiches die Höhenlage sowie die Zahl der Untauglichen zusammenstellte. Es ergiebt sich daraus das in der folgenden Tabelle dargestellte Verhältnis:

Digitized by Google

Tabelle I.

Höhe der Gemeinden über dem Meere	Bevölkerungszahl am 31. Dezember 1881	Untauglich in den Aushebungen von 1880 bis 1884 in Prozenten		
		Wegen Kleinheit	Aus pathologischen Gründen	Insgesamt
Von 0 m bis 50 m	7 394 487	6,0	16,1	22,1
„ 50 „ 100	2 977 546	6,7	15,7	22,4
„ 100 „ 300	7 603 597	8,2	15,0	23,2
„ 300 „ 500	4 985 325	10,3	14,1	24,4
„ 500 „ 700	2 835 297	12,6	13,2	25,8
„ 700 „ 900	1 528 875	12,6	12,8	25,4
„ 900 „ 1100	439 634	12,3	13,4	25,7
„ 1100 „ 1400	156 212	11,6	14,5	26,1
„ 1400 „ 1700	38 833	10,0	17,7	27,7
„ 1700 und mehr	9 510	9,3	15,2	24,5
Unbekannt	490 322	—	—	—
Zusammen	28 450 628	8,7	14,8	23,5

Demnach nimmt bis zu 700 m über dem Meere die Verhältniszahl der wegen zu kleinen Wuchses Untauglichen ganz regelmäfsig zu, darüber hinaus dagegen nimmt sie mit steigender Höhenlage des Heimatsortes wieder regelmäfsig ab. Dafs hier gesetzmäfsige und nicht blofs zufällige Verhältnisse vorliegen, geht daraus hervor, dafs diese Sätze ebenswohl für ganz Italien, wie für die meisten seiner einzelnen Provinzen Gültigkeit haben.

Aber auch diese Statistik leidet an einem Fehler. Die Rubrik der wegen krankhafter Zustände Unbrauchbaren enthielt nur Individuen, die die Minimalgröfse für die Aufnahme erreicht oder überschritten haben, dagegen sind in der Rubrik der „zu Kleinen" die pathologischen nicht besonders von den gesunden zu Kleinen getrennt. Die Folge davon ist, dafs bei Grofswüchsigen verhältnismäfsig mehr Untaugliche wegen Krankheit aufgeführt sind, als bei den Kleinwüchsigen. Um diesen Übelstand zu vermeiden, hat Livi einen andern Weg versucht. Indem er nur die gesunden, dienstfähigen Männer auswählte, untersuchte er, ob sich bei diesen ein Einflufs der Höhenlage des Heimatsortes auf die Körpergröfse feststellen lasse. Da aber eine Berechnung für jedes einzelne Individuum und seinen Heimatsort nicht thunlich war, nahm er als mittlere Höhe jedes Aushebungsdistriktes die Höhe seines Hauptortes über dem Meere an, und er unterschied danach vier Gruppen, nämlich von 0 m bis 50 m, von 51 m bis 200 m, von 201 m bis 400 m und über 400 m. Für jede dieser Gruppen wurde festgestellt, wie viele Individuen auf die einzelnen der vier früher genannten Körpergröfsengruppen fallen. (Die Methode ist auch nicht ganz einwandfrei, da die Voraussetzung, dafs die Lage des Hauptortes eines Aushebungsbezirkes der mittleren Höhe desselben entspreche, in sehr vielen Fällen nicht zutreffen wird.) Die Ergebnisse dieser Betrachtung bestätigten den obigen allgemeinen Satz, dafs mit der zunehmenden Erhebung über das Meer die Kleinen verhältnismäfsig zu-, die Grofsen dagegen abnehmen. Dafs hier die Rasse nicht mit im Spiel ist, geht daraus hervor, dafs sich keinerlei bestimmte Beziehung zwischen der Höhenlage und der Augen- und Haarfarbe nachweisen läfst.

Was ist aber der Grund jener Erscheinung, in welcher Weise mufs man sich den Zusammenhang zwischen zunehmender Höhenlage und abnehmender Körpergröfse vorstellen? Wäre eine direkte Einwirkung der Ortshöhe auf den Wuchs vorhanden, so müfste sich das ganz gleichmäfsig bei allen, auch den verschiedensten äufseren Lebensverhältnissen zeigen, wirkt dagegen die Höhe indirekt durch gröfsere Erschwerung des Lebenserwerbes, gröfsere Körperanstrengung und schlechtere Ernährung, ein, so wird sich dies nur bei den ärmeren, unmittelbar durch jene ungünstigen Verhältnisse Betroffenen zeigen, nicht aber bei den Wohlhabenderen (Kaufleuten, Angestellten, Studenten etc.). Und das ist wirklich der Fall. Ebenso wie in der Tiefebene, haben in den hochgelegenen Orten die Studenten eine beträchtlich gröfsere Körperlänge, als die Landleute, ja der Gröfsenunterschied beider gesellschaftlicher Klassen ist bei Orten mit kleinen Einwohnern gröfser, als in einer hochgewachsenen Bevölkerung. (Wahrscheinlich erklärt sich die konstantere Gröfse der Studenten daraus, dafs sie ein die Gegensätze mehr ausgleichendes Wandervölkchen, gleichsam einen Extrakt aus ganz Italien darstellen.)

Körperhöhe und Brustumfang (Tabelle II).

Tabelle II.

Körpergröfse	Gesamtzahl der Beobachtungen	Absolute Zahlen — Brustumfang				Verhältniszahlen in Prozenten — Brustumfang			
		kleiner als 80 cm	80 cm bis 85 cm	85 cm bis 90 cm	90 cm und darüber	kleiner als 80 cm	80 cm bis 85 cm	85 cm bis 90 cm	90 cm und darüber
Unter 160 cm . .	54 537	381	21 905	26 404	5 847	0,6	40,2	48,5	10,7
160 cm bis 165 cm . .	104 632	427	32 454	52 657	19 094	0,4	31,0	50,3	18,3
165 cm „ 170 cm . .	87 372	230	19 094	43 969	24 079	0,3	21,8	50,3	27,6
170 cm und mehr . .	52 764	94	6 580	22 870	23 220	0,2	12,5	43,3	44,0
Zusammen	299 305	1132	80 033	145 900	72 240	0,4	26,7	48,8	24,1

Aus dieser Tabelle geht der regelmäfsige Parallelismus zwischen Körperhöhe und Brustumfang hervor. Dagegen nimmt der relative Brustumfang, d. h. sein Verhältnis zur Körpergröfse in dem Mafse zu, als die letztere kleiner wird.

Brustumfang und Höhenlage. Die Bezirke, welche mehr als 400 m über dem Meere liegen, weisen einen gröfseren Brustumfang ihrer Bewohner auf, als die niedriger gelegenen. Das hängt wohl mit zwei Umständen zusammen, 1. mit der geringeren Dichtigkeit der Luft, die eine gröfsere Ausweitung des Thorax beim Einatmen bedingt (worauf schon d'Orbigny hingewiesen hat), 2. damit, dafs in hochgelegeneren Bezirken Städte seltener, und dafs hier die Bevölkerung mehr Landbau treibt, Landbauern aber einen gröfseren Brustumfang haben (Ammon, Seggel), als Städter.

Farbe der Haare und Augen. Sowohl für die Haare als für die Augen sind bei den Individualaufnahmen vier Abstufungen der Farbe unterschieden worden, und es sind daher 16 Combinationen möglich. Aber diese haben

Digitized by Google

bei weitem nicht alle gleichen statistischen Wert. Ist z. B. in manchen Bezirken die Zahl der Individuen mit blondem Haar schon recht gering (Sardinien, Kalabrien etc.), so würde in denselben die Combination von blondem Haar mit blauen Augen nur verschwindend kleine Zahlen ergeben. Um die Sache zu vereinfachen und größere Zahlen zu erhalten, hat Livi alle Individuen mit blonden Haaren und alle jene mit blauen Augen zusammen betrachtet, indem er das arithmetische Mittel aller Einzelfälle von blonden Haaren und aller von blauen Augen berechnete $\left(\frac{\text{blonde Haare} + \text{blaue Augen}}{2}\right)$, und ebenso hat er das Mittel für die dunklen Haare und die ganz dunklen Augen aufgesucht. Die erstere Kategorie nennt er den gemischten blonden Typus, die zweite den gemischten braunen Typus.

Die beiden hier beigefügten Kärtchen II und III zeigen die Verteilung beider Typen in Italien; in der Karte der Blonden entsprechen die dunkelsten Töne der größten Häufigkeit, die hellsten der größten Seltenheit der Blonden, in der andren Karte dagegen umgekehrt die dunkelsten Töne der größten Seltenheit der dunkleren Menschen und die hellsten Töne der größten Häufigkeit derselben.

Die blondesten Bezirke (Gruppen von Circondarii, Kreisen) finden sich in den nördlichen Grenzprovinzen Italiens, sie stoßen an die relativ blonden Bevölkerungen von Savoyen, der Schweiz und Österreich an. In der Emilia kommen die Blonden seltener vor, als in den genannten Grenzgegenden, in Toskana und Nordumbrien dagegen sind sie wieder etwas stärker vertreten. Im Süden sind die Blonden in den Provinzen Benevent und Avellino, sowie in den diesen benachbarten Kreisen von Campobasso und Bovino und auch in der Provinz Lecce relativ etwas häufiger. In Kalabrien herrscht der branne Typus in viel stärkerem Maße vor, als in Sicilien, das in der Verteilung der Pigmentierung ziemliche Unregelmäßigkeiten aufweist. Ganz besonders häufig aber sind die stärker Pigmentierten in Sardinien, in dem nur der nördlichste Teil, der Kreis Tempio (der sich auch durch größere Körperhöhe seiner Bewohner auszeichnet), wieder etwas mehr Blonde besitzt.

Zur Frage von der Vertretung der Anthropologie an unsern Universitäten.

Von Dr. Rudolf Martin. Zürich.

In Nr. 16 des Globus (Oktober 1894) hat Herr Prof. Friedrich Müller in Wien öffentlich Stellung genommen zu einer Frage, die in Fachkreisen längst erörtert wird und in der That auch für weitere Kreise Interesse darbietet. Wir sehen seit Jahrzehnten sich Wissenschaften entwickeln, an denen sich in stets wachsender Zahl junge Kräfte beteiligen, ohne daß es bis jetzt möglich wäre, sich an unseren Hochschulen die dazu erforderlichen Grundkenntnisse und praktischen Erfahrungen in systematischer Form anzueignen.

Und doch sind die Ergebnisse der modernen, streng wissenschaftlichen Anthropologie längst aus dem Kreis gelehrter Gesellschaften, aus Laboratorium und Studierstube in die Öffentlichkeit gedrungen und haben ein allgemeines Interesse an den einschlägigen Fragen erzeugt. Auch in akademischen Kreisen fehlt es nicht an der Nachfrage nach anthropologischen Vorlesungen, wie sich diejenigen überzeugen konnten, die es bis jetzt gewagt haben, auf eigene Gefahr hin in dieser Wissenschaft zu unterrichten. Für viele gelehrte Berufsarten und für alle diejenigen Studierenden, die sich später in irgend einer Stellung dem Kolonialdienst zu widmen oder im Ausland thätig zu sein beabsichtigen, sind einzelne anthropologische Disciplinen geradezu unentbehrlich. Es ist daher sehr zu begreifen, daß wenigstens einmal an einer deutschsprachlichen Universität — in Wien — die Frage nach der Gründung specieller Lehrkanzeln zur Entscheidung drängt, denn die bisherige Vertretung der anthropologischen Wissenschaft an unseren Hochschulen ist — Berlin, Leipzig und München ausgenommen — keine officielle. Ich sehe dabei von denjenigen Universitäten ab, an welchen dem Geographen nebenbei noch die Ethnologie zugeteilt ist, da ich weder diese Zusammenstellung für eine glückliche, noch eine derartige Vertretung für eine genügende ansehen kann.

Was nun die Lehranfgabe des Vertreters der Anthropologie an unseren Hochschulen anlangt, so knüpft Prof. Müller an das Brintonsche Schema an, das, wie mich dünkt, sich speciell den Verhältnissen der Vereinigten Staaten anpaßt und sich nicht schlechthin nach Europa verpflanzen läßt. Brinton denkt an „a department by itself, with a competent corps of professors and docents, with well-appointed laboratories and museums, and with fellowships for deserving students“ (Anthropology: as a Science and as a Branch of University Education. Philadelphia 1892, pag. 2), also an eine mehr selbständige Institution, ungefähr in der Art der „Ecole d'Anthropologie de Paris“. Infolgedessen setzt er i. bei seinen Anthropologie Studierenden keine speciellen Kenntnisse voraus und nimmt 2. Gegenstände in seinen Lehrplan auf, die streng genommen nicht hinein gehören. Bei uns liegen die Verhältnisse wesentlich anders. Wir dürfen und können einerseits gewisse Vorkenntnisse von unseren Studierenden verlangen, denn dieselben haben alle einen bestimmten, geregelten Lehrgang durchgemacht, anderseits müssen wir aber das anthropologische Lehrgebiet scharf gegen alle bereits an den Universitäten bestehenden Wissenschaften abgrenzen, um Konflikte zu vermeiden und uns den Vorwurf zu ersparen (der ja schon gemacht wurde), daß wir von fremdem Gut zehrten.

Bei Übertragung des Brintonschen Schemas auf unsere Universitätsverhältnisse hätten wir also unbedingt normale Anatomie, Embryologie, experimentelle Psychologie, historische Archäologie u. s. w. auszuscheiden, weil alle diese Wissenschaften bei uns bereits seit längerer oder kürzerer Zeit ihre akademischen Vertreter haben.

Von der Begrenzung des Lehrgebietes hängt es ferner auch ab, in welche Fakultät die neue Wissenschaft aufzunehmen ist, und hier sollte es meines Erachtens doch unzweifelhaft feststehen, daß die ganze Anthropologie in der naturwissenschaftlichen Abteilung der philosophischen Fakultät ihren natürlichen Platz hat. Sie ist einmal Naturgeschichte des Menschen, sie bedient sich naturwissenschaftlicher Untersuchungsmethoden und gehört daher zu den Naturwissenschaften.

Ich habe dieser Anschauung bereits vor dem Erscheinen der Brintonschen Broschüre in einer akademischen Rede Ausdruck gegeben und stellte damals ein für unsere

Digitized by Google

Verhältnisse besser passendes und inhaltlich begründetes Lehrschema auf, in welchem ich die Anthropologie in weiterem Sinne nur in zwei grofse Gruppen teilte, in:

a) Physische Anthropologie,

b) Psychische Anthropologie sowie Ethnologie.

Auf die Unteralsteilungen, die sich für den Hochschulunterricht von selbst ergeben, will ich an dieser Stelle nicht näher eintreten, sondern nur bemerken, dafs ich unter physischer Anthropologie eine Anatomie und Physiologie (Morphologie) der menschlichen Rassen und die sogenannte zoologische Anthropologie (Broca) verstehe und das ganze einzelne Gebiet systematisch in zwei aufeinanderfolgenden Semestern als „Allgemeine und specielle physische Anthropologie" vortrage.

Zur psychischen Anthropologie wird dagegen alles zu zählen sein, was Brinton und Müller unter Ethnologie und prähistorischer Archäologie aufzählen, das heifst, der Ethnologe müfste sich, wenn nicht als Forscher, so doch als Lehrer mit allen diesen Disciplinen befassen. Wo es möglich ist, für die Prähistorie, die sich in den letzten Jahrzehnten durch die grofse Zahl ihrer Mitarbeiter so rasch entwickelt hat, eine eigene Lehrkanzel zu schaffen, da wird dies nur zum Vorteil der Wissenschaft geschehen; theoretisch scheint mir aber kein Grund vorzuliegen, die Urgeschichte von der psychischen Anthropologie zu trennen. Der Terminus „Ethnographie" fehlt ganz in meinem Lehrschema, denn entweder berücksichtigt die Beschreibung der Völker die physischen Eigenschaften, dann gehört sie in das Gebiet der physischen Anthropologie, oder sie umfafst psychische Leistungen (sociale Einrichtungen, religiöse Vorstellungen, Sprache etc.) derselben, dann fällt die Schilderung dem Ethnologen zu. Unsere Forschungsreisenden sind Ethnographen, der akademische Lehrer aber ist entweder physischer Anthropologe oder Ethnologe.

Beide Disciplinen in einer Hand zu vereinigen, das wird nur ausnahmsweise möglich sein und im Lauf der fortschreitenden Specialisierung immer unmöglicher werden, aber trotzdem gehören beide Anthropologen in ein und dieselbe Fakultät. Über die Stellung des Ethnologen kann kein Streit sein, aber den physischen Anthropologen hat Prof. Müller entgegen der verbreiteteren und wie mir scheint richtigeren Auffassung in die medizinische Fakultät eingereiht. Dazu verführten ihn einerseits unsere stargeordnete Fakultätsordnung, anderseits speciell die Verhältnisse der Wiener Hochschule.

Die normale menschliche Anatomie und die früher mit ihr vereinigte Physiologie ist historisch geworden als Vorschule der praktischen Medizin, weil es nicht gut möglich war, den kranken Menschen zu heilen, ehe man den gesunden kennen gelernt hatte. Einem ausschliefslich praktischen Bedürfnis also verdankt die Anatomie ihre Entwickelung und damit auch zugleich ihren Platz in der medizinischen Fakultät, obwohl sie an sich nichts mit dem kranken Menschen und der Medizin zu thun hat. Die normale menschliche Anatomie ist aber ihrem ganzen Inhalt nach zweifellos eine zoologische Disciplin, und ihre Vereinigung mit der naturwissenschaftlichen Sektion der philosophischen Fukultät kann nur noch eine Frage der Zeit sein. Wie sehr diese wahre Stellung der Anatomie bereits anerkannt ist, beweist die Thatsache, dafs an mehreren Universitäten menschliche und vergleichende Anatomie von ein und demselben Docenten vorgetragen, und dafs an andern die Vereinigung von Zoologie und Anatomie in einem einzigen Gebäude angestrebt wird.

Warum also jetzt die Anthropologie zerreifsen und in zwei getrennte Fakultäten unterbringen, wo man im Begriff steht, der Anatomie ihre naturgemäfse Stellung zuzuweisen? Prof. Müller meint, weil es überflüssig sei, für den physischen Anthropologen noch specielle Laboratorien zu gründen, nachdem bereits anatomische vorhanden sind. Gewifs, aber der Anthropologe kann ja wohl in den meisten Fällen, wie das in Zürich geschieht, die Laboratorien der menschlichen Anatomie benutzen, denn erst unter seinen Händen wird ja das anatomische Material zu einem anthropologischen. Was den physischen Anthropologen mit dem Anatomen verbindet, ist das Objekt, was sie trennt, ist die Betrachtungsweise. Es ergiebt sich daher von selbst, dafs die bereits vorhandenen Laboratorien für die Ausgaben Beider genügen.

Und was dann die Zuhörer der Vorlesungen über physische Anthropologie anlangt, so lehren mich meine Züricher Erfahrungen, dafs dieselben zu ungefähr gleichen Prozentteilen der naturwissenschaftlich-philosophischen und der medizinischen Fakultät angehören, denn die Zahl der sog. Naturwissenschafter, besonders der Zoologen, die auch menschliche Anatomie hören, wird erfreulicher Weise immer gröfser. Aufser diesen Studierenden, die sich auch vermöge ihrer anatomischen Vorbildung an den praktischen Übungen im Laboratorium beteiligen, giebt es immer noch eine Reihe anderer (Botaniker, Geologen u. s. w.), die blofs die theoretischen aber natürlich mit Demonstrationen verbundenen Vorlesungen besuchen, um sich die für künftige Reisen notwendigen grunddegenden Kenntnisse zu erwerben, aber auch diese Zuhörer sind nicht zurückzuweisen, denn sie beschaffen uns vermöge der gewonnenen Anregungen häufig das Material, mit dem wir später zu arbeiten haben.

Prof. Müller hält nur dann die Besetzung einer Stelle für physische Anthropologie für nötig, wenn an der betreffenden Universität ein Docent für Anatomie sich findet, welcher die betreffende Disciplin zu seinem Specialfach gemacht hat, oder aber, wenn unter den Vertretern der anatomischen Wissenschaft keiner da ist, welcher der physischen Anthropologie seine Aufmerksamkeit zugewendet hat. Wo jedoch das letztere der Fall ist (wie z. B. in Wien), wäre die Bestallung eines Professors für die physische Anthropologie ein reiner Luxus (S. 246).

In letzterem Punkte kann ich mit Prof. Müller nicht einig gehen. Auch die physische Anthropologie verlangt einen ganzen Mann, wenn sie als akademisches Lehrfach auftreten und auf der heute eingeschlagenen Bahn erfolgreich fortschreiten soll. Die gelegentlich von Anatomen abgehaltenen Vorlesungen über Specialkapitel der physischen Anthropologie haben diese Bahn geöffnet, aber solche sporadische Kollegien können dem geweckten Interesse auf die Dauer doch nicht genügen und bieten überhaupt keine Möglichkeit, physische Anthropologie systematisch zu studieren. Die Wiener Professoren der medizinischen Fakultät, Toldt, Zuckerkandl und Benedikt, haben als Forscher gewifs Bedeutendes geleistet, besonders auf kraniologischem Gebiet, aber keiner derselben würde es wohl wünschen, noch im stande sein, neben seiner jetzigen Stellung noch das Gesamtgebiet der physischen Anthropologie als Lehrfach in theoretischer und praktischer Hinsicht zu vertreten. Und dies ist an kleineren Universitäten erst recht unmöglich, da hier der einzige Ordinarius der Anatomie gleichzeitig Vorstand des ganzen Instituts ist, und neben mehreren Vorlesungen noch vielstündige praktische präparatorische und histologische Kurse zu leiten hat.

Will man also endlich daran gehen, Lehrkanzeln für die anthropologische Wissenschaft zu gründen, so sehe man von Anfang an davon ab, einen einzigen Mann mit physischer Anthropologie und Ethnologie zugleich zu belasten, sondern man schaffe je nach der momentanen

Digitized by Google

Strömung und den lokalen Bedürfnissen eine von beiden Stellen. In kurzer Zeit wird dann auch die Notwendigkeit der zweiten zu Tage treten, und erst wenn die Unterrichtsverwaltungen sich auch zur Errichtung dieser entschlossen haben, wird die Anthropologie diejenige akademische Vertretung haben, die sie ihrem inneren Wesen und der Wichtigkeit ihres Wissensschatzes nach beanspruchen darf. Beide Lehrkanzeln gehören aber in die naturwissenschaftliche Sektion der philosophischen Fakultät, wo sie ihren naturgemäßen und dauernden Platz haben.

Not thut allerdings, daß sich mehr als bisher junge Leute dem Lehrfache der Anthropologie widmen, damit, wenn es sich um die Besetzung neuer Stellen handelt, eine Anzahl Männer vorhanden sei, die sich nicht nur als Forscher, sondern auch als akademische Lehrer bethätigt haben.

Pearys zweite Expedition nach Nordgrönland.

Von Eivind Astrup[1]).

St. Johns, Neufundland, 15. September 1894. Leutnant Pearys zweite Expedition ist leider ebenso unglücklich gewesen hinsichtlich der Erreichung des gesteckten Zieles, als die erste Fahrt in jeder Beziehung erfolgreich war.

Das Dampfschiff „Falcon“ brachte im vorigen Sommer (1893) die Expedition an ihren Bestimmungsort im Inglefield-Golf und kehrte gegen Ende August wieder heim. Die nächsten Tage wurde eifrig an der Einrichtung unseres Hauses gearbeitet, das Peary „Anniversary Lodge“ taufte, weil er zum zweitenmal seinen Hochzeitstag an dieser Stelle feierte. Ich war damit beschäftigt, 5000 Pfund Proviant auf das Binneneis zu bringen, das an dieser Stelle etwa vier englische Meilen von der Küste entfernt und gegen 3000 Fuſs hoch lag. 20 Eingeborene halfen mir bei dieser Arbeit, die nach Pearys Plan eigentlich von den mitgebrachten Maultieren verrichtet werden sollte. Von den acht in Philadelphia an Bord gebrachten Tieren waren aber nur noch drei am Leben, und diese zeigten sich bald als ungeeignet für das grönländische Gelände und für das strenge Klima; ihre Verwendung war nichts als nutzlose Tierquälerei.

Am 29. August war aller Proviant hinaufgeschafft, und am 2. September begann ich mit Lee, Davidson und Curr und mit über 40 Hunden die mühselige Arbeit, die verschiedenen Artikel über die Schneefläche in nordöstlicher Richtung zu transportieren. Das Wetter war in der ersten Hälfte des September einigermaſsen günstig; die niedrigste Temperatur betrug — 18° C., das Vorrücken ging jedoch langsam; wir hatten jede Weglänge fünfbis siebenmal zurückzulegen; die Hunde machten uns manche Schwierigkeiten, da sie sich aneinander und an die ungeübten Treiber gewöhnen muſsten.

Um Mitte September wurde ich von heftigen Kopfschmerzen befallen; bald folgte ein heftiges Fieber, und ich muſste mich nach dem Hause hinunterschaffen lassen. Dr. Vincent erklärte die Krankheit für einen Typhusanfall, veranlaſst durch verdorbenes Fleisch. Es war leider thatsächlich so, daſs der gröſste Teil des mitgebrachten Pemmicans (Preſsfleisches) wegen seines hohen Alters verdorben war! Es war für die Expedition zur Rettung Greelys zehn Jahre vorher fabriziert, dann nach deren Rückkehr verauktioniert und jetzt an unsere Expedition wieder verkauft worden! Während ich unter Dr. Vincents Behandlung bald wieder hergestellt wurde, setzte Peary den Transport des Proviantes fort bis auf eine Entfernung von etwa 30 Meilen von der Küste. Anhaltende starke Stürme machten der Arbeit ein Ende.

Die übrigen Mitglieder der Expedition beschäftigten sich besonders mit der Rentierjagd, und erlegten im September und Oktober etwa 70 Tiere. Der Herbst war ungewöhnlich mild, aber regnerisch und unbehaglich. Erst in den ersten Tagen des November belegte sich die Bowdoin-Bai mit Eis, fast einen ganzen Monat später als 1891. Am 26. Okt. schien die Sonne zum letztenmal.

Am 1. November trat eine neue Katastrophe ein, die leicht ernste Folgen für die Expedition hätte haben können. Eine mächtige Flutwelle, entstanden durch die Loslösung eines gewaltigen Eisberges von dem Gletscher in der Nähe unseres Hauses, überschwemmte den Strand und die Umgebung des Hauses bis zu einer Höhe von 20 Fuſs über Hochwasser und riſs die 32 Tonnen Paraffinöl mit sich, die für den Winter unumgänglich nötig waren. Glücklicherweise wurden nur vier Tonnen ganz vernichtet; die übrigen wurden zwar wieder aufgefischt, hatten aber fast alle einen Leck bekommen und einen Teil ihres Inhaltes eingebüſst. Wir muſsten daher mit dem Öl ungemein sparsam umgehen, und mit der schönen „elektrischen Beleuchtung“ war es nichts.

Mit dem Beginne des Winters machten die lieben Eskimos uns ihren üblichen Besuch; sie halfen uns unverdrossen bei allen Arbeiten und liefsen sich wiederholt von uns überreden, uns Fleisch für die Hunde zu geben, während ihre eigenen hungerten. Ich stand auf dem freundschaftlichsten Fuſse mit ihnen; wie mir ein Eingeborener im Vertrauen mitteilte, war man mir deswegen besonders zugethan, weil ich niemals, wenn ich sie besuchte, Bemerkungen über die Menge der Läuse machte, wie die Amerikaner.

Während des Winters wurden die Vorbereitungen zur Schlittenreise getroffen, Kleider und Schlafsäcke aus den Fellen gemacht, und vor allem neun Schlitten angefertigt, da die amerikanischen unbrauchbar waren. Ich hatte glücklicherweise aus Norwegen mehrere Skies mitgebracht; diese verarbeitete ich zu acht Schlitten, die selbstverständlich nicht den Anforderungen entsprachen, die man an gute Schlitten stellen muſs. Peary verlor indessen seinen alten guten Mut nicht und hatte keine Befürchtung, daſs es an Erfolg fehlen werde.

Im Anfange des neuen Jahres wurden häufig längere Reisen zu den umliegenden Eskimo-Ansiedlungen unternommen, um Futter für unsere südgrönländischen Hunde zu bekommen, von denen noch etwa 40 am Leben waren. Ebenso wurden Jagden auf Rentiere wiederholt, von denen man in der Regel nicht mit leeren Händen zurückkam. Ende Januar wurde ich nach dem alten Banplatze, wo Redcliff House gestanden hatte, abgeschickt, um nach Kohlen zu s[illegible]chen, da Peary im vorigen Jahre dort einige hundert Pfund Kohlen zurückgelassen hatte; mit Mühe und Not wurde ein Sack voll geborgen, genügend, um uns an einem behaglichen Kamiufeuer zu erfreuen. — Die stärkste Kälte des Winters fiel in den Anfang des Februar; sie betrug nur — 37° C. gegen — 47° im Winter 1891/92. Der Winter war im ganzen etwas milder als der erste, der Frühling dagegen kalt und spät.

[1]) Wir verdanken Herrn Prof. Y. Nielsen in Christiania die Mitteilung dieses in der Übersetzung hier folgenden Briefes.

Digitized by Google

Am 14. Februar begrüfsten wir zuerst die Sonne wieder; bald darauf kauften wir die Schlittenhunde für die bevorstehende Reise.

Die Eingeborenen hatten in diesem Jahre Überfluſs an Hunden; so erhielten wir mit Leichtigkeit etwa 30 gute Tiere. Am 6. März war die Ausrüstung der ganzen Expedition auf den Rand des Binneneises gebracht; nach den Umständen war sie so gut als möglich, aber nichtsdestoweniger sehr mangelhaft.

Sehr zu Herzen ging mir, daſs Peary kein gröſseres Zelt mit ins Innere nehmen wollte, da er glaubte, es sei Luxus bei den warmen doppelten Rentierkleidern. Weit entfernt, diese Ansicht zu teilen, hatte ich mich schon im Herbste vorher nicht nur für Zelte aus Segeltuch, sondern noch nachdrücklicher für Zelte aus Rentierfellen oder Seehundsfellen ausgesprochen zum Gebrauch bei der aufserordentlich niedrigen Wintertemperatur und den gewaltigen Frühlingsstürmen im Binnenlande Grönlands.

Am 9. März war die Expedition in dem Herbstdepot, von wo die Reise beginnen sollte, versammelt. Hier hatte man im Herbste ein kleines Zelt zurückgelassen, das Peary die erste Zeit mitzunehmen beschloſs, das aber lange nicht ausreichte, um die ganze Expedition aufzunehmen. Während des Aufenthaltes spürte ich wieder die Folgen des Genusses unseren Pemmicans in so arger Weise, daſs ich es geraten fand, nicht an der Reise teilzunehmen, und Peary meine Absicht, ins Winterquartier zurückzukehren, mitteilte. Doch blieb ich auf Ersuchen Pearys noch einige Tage oben, um die Expedition in Gang zu bringen; am 14. März ging ich von Peary, der noch einige Sachen haben wollte, begleitet nach dem Winterhause; auch Lee kam mit zurück, weil er einen Fuſs ziemlich schlimm erfroren hatte. Am 15. verliefs mich Peary. Ich hatte keine rechte Hoffnung, daſs die Eiswanderung von Erfolg begleitet sei. Am 26. März kam Dr. Vincent zurück mit Davidson, dem ein Fuſs erfroren war bei dem rasenden Aquinoktialsturme, der am 22. und 23. März tobte. Während des Sturmes herrschte eine Temperatur von fast — 50° F. (= — 45° C.), eine einzig dastehende Erscheinung bei einem so gewaltigen Winde. Alle Teilnehmer der Fahrt waren in das enge Zelt gekrochen, das jeden Augenblick weggerissen werden konnte; alle Begleiter Pearys waren darüber einer Meinung, daſs das ihr aller Untergang gewesen wäre. Mehrere Hunde waren erfroren, alle andern mehr oder minder mitgenommen.

Ich unternahm inzwischen, von einem treuen Eingeborenen begleitet, eine Schlittenreise an die noch unerforschten Küsten von Melville-Bai. Es glückte mir, einige geographische Entdeckungen zu machen, so den gröfsten der jetzt bekannten Gletscher Grönlands aufzufinden; wir hatten auch eine Reihe Jagdabenteuer mit Eisbären, Füchsen, Hasen, Seehunden und Renntieren. Bei meiner Rückkehr — am 1. Mai — fand ich Peary bereits vor; die ganze Expedition hatte aufgegeben werden müssen. Die Zahl der Hunde hatte sich bei den wiederholten Stürmen mit hohen Kältegraden sehr vermindert und Herrn Entriken waren beide Füfse erfroren; die Anderen waren sehr angegriffen.

Der Rest des Frühjahrs verlief rasch, obschon die Harmonie innerhalb der Expedition nicht mehr die beste war. Unsere weiblichen Mitglieder hatten, das darf ich hinzufügen, einen ungünstigen Einfluſs. Dazu kam der beklagenswerte Umstand, daſs unsere Proviantvorräte sich bald als knapp erwiesen, während wir alle angenommen hatten, daſs die Expedition für einen Zeitraum von zwei Jahren versorgt sei. So wurde die Sehnsucht nach der „Falcon" bald sehr groſs. Endlich, an einem sonnigen Abend gegen Ende Juli meldeten zwei Eingeborene die Annäherung des Schiffes. Es wäre schwer, die Freude über diese Botschaft zu schildern; Hurrarufe schollen durch die Abendluft und das Echo hallte sie wieder von den lotrechten Klippen des Mount Bartlett. Die Expedition ist noch nicht zu Ende: Peary ist bekanntlich im Winterhause geblieben, um noch ein Jahr in dieser Gegend zuzubringen, nachdem er Kohlen und Lebensmittel von der „Falcon" bekommen hat. Bei ihm sind noch Lee und der Neger Matt, der immer ein treuer Diener seines Herrn gewesen ist. Die übrigen Mitglieder befinden sich wieder wohlbehalten in der civilisierten Welt.

Aus allen Erdteilen.

— Neue Forschungen in Britisch-Neuguinea. In der geographischen Gesellschaft von Queensland machte am 20. August der Präsident Thomson Mitteilungen über neue Forschungen im britischen Teile von Neuguinea, namentlich über die Untersuchungen ausgedehnter Einflächen durch Sir W. Mac Gregor in den Jahren 1893 und 1894 (Nature, 18. Oktober 1894). Zu den zahlreichen, durch Deltabildungen ausgezeichneten, an der Südküste mündenden Strömen kommt jetzt ein neuer, der Purari, der durch bergiges Land fliefst und dem entlang zahlreiche, von kriegerischen Eingeborenen bewohnte Dörfer liegen. Ihre grofsen Häuser sind mehr als 100 m lang und 30 m hoch. Der Purari wird nur vom Fly-River an Gröfse übertroffen; er tritt durch verschiedene Arme in den Papuagolf, kommt aus einem 500 bis 800 m hohen Berglande und ist durchschnittlich 200 m breit. Bei Aure Junction, etwa 130 km landeinwärts, erhält der Purari seinen ersten bedeutenden Zufluſs; man hat in seinem Sande etwas Gold gefunden und bei der in ihm liegenden Insel Abukiru Kohlen, die näher untersucht werden sollen. Die Bevölkerung am Purari ist heller als an der Küste, bronzefarben, einige Eingeborene sind heller als die Eingeborenen bei Port Moresby. Im Westen des Purarideltas, zwischen den Mündungen des Fly- und Aird-River, liegen drei bedeutende Ströme: Amati, Turama, Bamu, welche grofse Strecken Tieflandes durchströmen. Der Bamu fliefst durch aufserordentlich reiches Land, doch treiben die an ihm wohnenden Eingeborenen keinerlei Anbau, sondern leben einzig von Sago.

Im Februar und März 1894 unternahm Mac Gregor eine Untersuchung der britischen Nordostküste, die sich bis zur Grenze gegen Kaiser-Wilhelms-Land erstreckte, wobei er gleichfalls einige schiffbare Ströme auffand. An der Grenze mündet der Clyde oder Mamiare (auf Langhans Kokonialkarte Nr. 27 „Spree"), der 60 km aufwärts schiffbar ist, wo Stromschnellen die weitere Schiffbarkeit unmöglich machen. Er führt durch gut kultiviertes Alluvialland. In dem Taro, Yams, Bananen, Zuckerrohr gedeihen und dessen Klima Mac Gregor lobt. Die Eingeborenen leben noch völlig in der Steinzeit, verstehen sich aber gut auf Ackerbau und fertigen rohes Töpfergeschirr. In östlicher Richtung an der britischen Küste landfahrend, wurde die Mündung des Flusses Opo oder Opera entdeckt (8° 18' südl. Br., 148° 11' östl. L.), dann weiterhin der in die Hollncotebai mündende Kumusi (8° 28' südl. Br. und 148° 16' östl. L.), den man 70 km aufwärts verfolgte, wo Mac Gregor „das anziehendste Land erkundete, welches er jemals in Neuguinea gesehen". Herrliche Wälder, fruchtbare Ebenen und Berglandschaften mit rauschenden Bächen wechselten miteinander ab; das Land ist dicht bevölkert; nachts war die Luft kühl und rein. Die Eingeborenen in dieser Gegend sind dunkelfarbige Papuas, die Kleider aus Papiermaulbeerbaum tragen; sie gebrauchen Steinkeulen aus Basalt und Speere mit Spitzen aus Palmholz. Tabak kennen sie noch nicht. — Beim Südostkap mündet der Tambokoro, vor dem eine Barre liegt; in die nun folgende Dyke Acklandbai münden die unbedeutenden Kevoto und Umundi Creeks und der Musa River; diesen verfolgt man

Digitized by Google

aufwärts, wobei man am Mount Victory vorbeikam, der drei Gipfel zeigt und vulkanischen Ursprungs, aber augenblicklich ruhend ist. 55 km aufwärts war der Musa River noch 100 m breit und 3 Faden tief. Hier lag die Grenze des bewohnten Gebietes; die Eingeborenen leben in Pfahlhütten und zeigten sich freundlich. Mac Gregor fand bei ihnen Sepiktöpfe und gut verzierte Töpferwaren. — Das hier Mitgeteilte ist nur eine schwache Andeutung der reichen geographischen Ergebnisse der letzten Expeditionen Sir William Mac Gregors, die durch botanische, zoologische, geologische und ethnographische Forschungen ergänzt werden. Es wäre sehr zu wünschen, daß im deutschen Teile von Neuguinea eine ähnliche rege wissenschaftliche Thätigkeit wie im britischen herrschte.

— L. Schwarz †. Den beiden im Januar dieses Jahres verstorbenen deutsch-russischen Gelehrten und Asienforschern, L. v. Schrenck und Ad. v. Middendorf, ist am 29. September dieses Jahres ein dritter namhafter deutsch-russischer Gelehrter, der Astronom und Asienreisende Dr. Ludwig Schwarz, im Tode gefolgt. Geboren am 23. Mai 1822 zu Danzig, erhielt derselbe seine Gymnasialbildung in St. Petersburg, studierte in Dorpat Mathematik und wurde im März 1849 Mädlers Assistent an der Dorpater Sternwarte. Bald nach seiner Anstellung erhielt er den Ruf zur Teilnahme an der großen sibirischen Expedition, welche 1853 bis 1858 die damals zwischen Rußland und China vereinbarten Grenzen in Transbaikalien feststellen sollte. Die Expedition bestand außer ihm aus den Offizieren Raschkow, Ussoljzew und Smirägen, zu denen etwas später G. Radde, Fähnrich Kryschin und der Zeichner Meier hinzukamen. Die Arbeiten nahmen vier Jahre in Anspruch und waren für die Teilnehmer mit außerordentlichen Strapazen und Entbehrungen aller Art in üden unbewohnten Gegenden verknüpft. Schwarz selbst machte 1856 Reisebeobachtungen im südlichen Teile Transbaikalien und ging dann nach Irkutsk, um 1856 an der Lena und 1857 im Witimgebiete seine Forschungen fortzusetzen. Kaum nach Europa zurückgekehrt, wurde er mit der Leitung einer von der kaiserlichen geographischen Gesellschaft in Petersburg ausgerüsteten Expedition zur Erforschung Ostsibiriens vom neuem betraut. Auch diese Expedition nahm wieder einige Jahre in Anspruch und war mit vielen Gefahren, auch mit Kämpfen gegen die Eingeborenen verbunden. Nach seiner Rückkehr lieferte Schwarz die erste zuverlässige „Karte der Flußgebiete des Amur, der südlichen Lena und des Jenissei und Sachalins" (1864), und einen „Ausführlichen Bericht über die Resultate der Untersuchungen der sibirischen Expedition etc." (russ. 1864). Auch die Berliner Zeitschrift 1858 und Petermanns Mitteilungen 1864 enthalten Berichte über diese Reisen. Später hielt sich der Verstorbene zu Studienzwecken noch zwei Jahre in Deutschland auf, dann wurde er Observator an der Dorpater Sternwarte und nach dem Rücktritt von Prof. Clausen wurde er 1873 Professor der Astronomie. Wie als Geograph, so hat Schwarz auch als praktischer Astronom tüchtiges geleistet, vor allem zahlreiche Zonenbeobachtungen angestellt.

W. W.

— Oberkammerherr Friedrich Kurt v. Alten zu Oldenburg, ein hervorragender Altertumskenner und Kunstforscher, starb am 8. Oktober 1894. Er war geboren am 6. Januar 1822 zu Groß Goltern. Frühzeitig beschäftigte er sich mit der planmäßigen Erforschung der Vorgeschichte Oldenburgs, die er durch zahlreiche Ausgrabungen förderte. In den Schriften des durch ihn begründeten oldenburgischen Landesvereins für Altertumskunde veröffentlichte er: Die Kreisgräben in den Watten der Nordsee (1881); Ausgrabungen im Jeverlande bei Haddien, Ausgrabungen in Bulgadingen auf der Wurth. Zur Kenntnis der Römerwege zwischen Ems und Weser diente die Schrift: Die Bohlwege im Herzogtum Oldenburg (zweite Auflage 1880).

— Über seine neueste Reise in Kaukasien schreibt uns Herr Staatsrat N. v. Seidlitz in Tiflis:

„Den August (a. St.) widmete ich einer Reise durch Kachetien über Lagodechi, Sakataly, Nucha nach Wartaschen, im Dorf der Juden und Uden (einer lesghischen Völkerschaft). Aus dem großen Tatarendorfe Chatschmas ging ich zu Pferde über das kaukasische Hochgebirge nach Fij, einem Kurinerdorfe oberhalb Achty, dem Hauptorte des Saamurbezirkes. Sehr interessant und selten besucht von Europäern ist dieser schwierige Paß über die kaukasische Hauptkette — der vierte, den ich in der Osthälfte des Gebirges überschritt, etwa 10000 Fuß über dem Meere. Gleich unter Achty, gleichfalls am Ssamurstrome gelegen, besuchte ich das große Kurinerdorf Miskindshi, bewohnt von den einzigen Schiiten dieser Nationalität und überhaupt unter den Bewohnern des inneren Daghestans, abstammend, wie es heißt, von Soldaten des Eroberers Nadir Schah, dessen Heer bei Iram-Charaba („Ruine Irans") unweit Derbend seinen Untergang fand. Heutztage unterscheiden sich die Bewohner von Miskindshi blos durch die Religion von ihren sunnitischen Nachbarn. Vom Statsquartiere Kusjari bei Kuba ging es über Derbend, Temir-Cham-Schuwä nach Petrowsk — immer nahe der Kaspikküste, durch ein höchst fruchtbares Gelände, das früh oder spät, wenn durch eine Eisenbahn mit Russland und Persien verbunden, zu reicher Entwickelung berufen sein dürfte. Von Petrowsk führen wir auf der kürzlich eröffneten Eisenbahn nach Wladikawkas. Welch ein fruchtbares Land ist doch die weite Kumykensteppe zwischen Sulak und Terek, ebenso wie die benachbarte Ebene der Tschetschnia!

— In dem zu Surabaja auf Java im August 1894 verstorbenen Dr. H. Neubronner van der Tunk haben die Niederlande den größten Kenner der indonesischen Sprachen verloren. Er studierte in Leiden orientalische Sprachen und begab sich 1848 zu den Bataks auf Sumatra, wo er zehn Jahre zubrachte und wie keiner, früher oder später, deren Ethnographie und Sprache kennen lernte, wofür sein batakisches Wörterbuch und die Grammatik der Toba-Sprache rühmliches Zeugnis ablegen. Desgleichen sind seine zahlreichen linguistischen Beiträge zu den malaiischen Sprachen, namentlich der Lampongschen Mundarten von hoher Bedeutung. Nachdem er erst 1873 in den Dienst der holländischen Kolonialverwaltung getreten, begab er sich nach der Insel Bali, wo die meisten Reste der alten Kawisprache sich erhalten haben, die er zu sammeln beschloß. Er hat dort zwanzig Jahre unter den Eingeborenen gelebt, die Insel hat kreuzen und in deren Religion und Lebensgewohnheiten er tief eindringen vermochte. Von dem beabsichtigten Wörterbuche der Kawisprache ist nur ein Bruchstück erschienen, doch liegt reicher Stoff vor. Mit ihm ist einer der ersten Kenner Indonesiens dahingegangen, dessen grundlegende Arbeiten von bleibendem Werte bleiben.

— Dr. Terrien de Lacouperie, der berühmte Orientalist, ist zu Chelsea am 11. Oktober 1894 in höchst bedrängten Umständen an Typhus gestorben. Er stammte aus Nordfrankreich und ging frühzeitig nach Hongkong, wo er in einem Seidengeschäfte thätig war und das Studium der ostasiatischen Sprachen begann, auf deren Gebiete er zu einem anerkannten Autoritäts wurde. Zumal über die Beziehungen des Chinesischen zur Akkadischen Sprache Vorderasiens stellte er Untersuchungen an, die viel Aufsehen erregten. Heimgekehrt, wurde er einige Jahre lang Professor der Indochinesischen Sprachen am Londoner University College; er verfaßte Kataloge im britischen Museum, die ihm die Anerkennung aller Fachgenossen einbrachten, wurde Ehrendoktor der Universität Löwen, war Herausgeber des „Babylonian and Oriental Record", verdiente aber stets so wenig, daß er seine Witwe in den allerdürftigsten Verhältnissen hinterließ. Die Familie Terrien stammt aus Cornwallis; sie wanderte im 17. Jahrhundert nach Frankreich aus, wo sie nach ihrem Besitze den Beinamen de Lacouperie annahm. Der verstorbene Orientalist war, wiewohl naturalisierter Engländer, eifriger französischer Legitimist und focht 1870 mit gegen die Deutschen.

— Infolge der Bedeutung, welche die Kenntnis der Eisverhältnisse der russischen Meere insbesondere für die praktische Schiffahrt besitzt, hat die hydrographische Hauptverwaltung sich 1888 veranlaßt gesehen, die Zahl der Beobachtungspunkte an den Küsten Rußlands erheblich zu vergrößern und von denselben monatliche Berichte über die winterlichen Eisverhältnisse einzufordern, die nach einem bestimmten Schema aufgesetzt sein müssen. Freilich waren eine Anzahl der Beobachtungen so ungenügend, daß sie von der Bearbeitung ausgeschlossen werden mußten, doch gelang es, einen allgemeinen Überblick zu gewinnen, der in den Zapiski pro Gidrografii veröffentlicht, in den Annalen für Hydrographie etc. 1894, S. 283 ff. auszugsweise mitgeteilt ist. Die Daten des Eintretens, sowie der ganzen Eisdecke werden, soweit sie vorhanden sind, für die einzelnen Meere in Worten oder in Tabellenform mitgeteilt. Interessant ist auch besonders der Zusammenhang zwischen der Intensität der Fröste und der Dauer der Eisbedeckung, der sich in den Ergebnissen aus der besser untersuchten Ostsee zeigt. Gr.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. Druck von Friedr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung Georg H. Wigand in Leipzig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FOR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DER ZEITSCHRIFT „DAS AUSLAND".

HERAUSGEBER: Dr. RICHARD ANDREE. VERLAG von FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXVI. Nr. 20. BRAUNSCHWEIG. November 1894.

Pastuchows Besteigung des Ararats.

Von N. v. Seidlitz. Tiflis[1]).

Im Sommer 1883, den Herr Pastuchow mit Vermessungen und Aufnahmen in der Umgegend des Grossen Ararats zubrachte, beschlofs er behufs einer topographischen Aufnahme des Berges, sowie meteorologischer Beobachtungen, endlich um auf der Spitze ein Maximal- und Minimalthermometer niederzulegen, eine Besteigung dieses Berges zu unternehmen, an der der Laborant der Moskauer Universität A. A. Iwanowski, der Beamte des Tifliser Kontrolhofes O. J. Tamm und der Student W. W. Butyrkin nebst neun Kosaken teilnahmen.

Am 2./14. August, um 7 Uhr 30 Min. morgens, bei völlig stillem und heiterem Wetter verliefs diese kleine Schar ein nahe vor Sardar Bulagh („Regenten-Quelle", tatar.) befindliches kurdisches Nomadenlager und wandte sich in südwestlicher Richtung einem der namenlosen Thäler zu, das sich an der Ostseite des Grossen Ararats herabzieht (Fig. 1). Dieses Thal kam Herrn Pastuchow als besonders weit für Reiter zugänglich vor, weshalb man im selben möglichst seine Kräfte zum Besteigen des Berges zu Fuss schonte.

Als die Gefährten Pastuchows, die von Wassermangel an den Gehängen des Ararats gehört hatten, darüber ihre Besorgnis äufserten, beruhigte sie der Leiter des Ausfluges damit, dafs sie wahrscheinlich zu Pferde das ziemlich grofse Schneefeld zu erreichen vermöchten, hinter welchem nach geringen Zwischenräumen unbedeutende Flecken periodischen Schnees von verschiedener Gröfse, die beständig an Ausdehnung mit steigender Höhe zunehmen, sich hinzögen, bis sie auf der Höhe von etwa 3962 m mit dem ewigen Schnee verschmölzen. Doch kaum betraten sie das Thal, als sie einen reifsenden klaren Bach gewahr wurden, umrandet von frischem Smaragdgrün, in dessen Blütenschmucke sich besonders blaue Glockenblumen hervortaten — ein auffallender Gegensatz gegen die tödliche Öde der sonstigen Umgebung!

Am Thalgrunde hin zog sich, von einem Ufer des Baches zum andern hinübergehend, ein kaum bemerkbarer Pfad hin; das Thal ward immer steiler und der Pfad erwies sich immer mehr von Steinblöcken verschiedener Gröfse erfüllt. Zuletzt ward der Anstieg so steil, dafs die Pferde nicht mehr weiterzukommen vermochten und zurückgeschickt werden mufsten. Solcherweise ging es nun in demselben Thale aufwärts, das hier schon aus einer zusammenhängenden Masse in furchtbarer Unordnung aufgehäufter Felsblöcke bestand, die bisweilen eine ungeheure Gröfse erreichten und unter denen der ihnen entgegenströmende Bach verschwand. Bald begannen diese Blöcke, zu beständigen Sprüngen nötigend, den Weg dermafsen zu erschweren, dafs die Reisenden das Thal verliefsen, um sich auf den scharfen, längs der linken Seite des Thales hinziehenden Grat desselben hinaufzubegeben. Nach zweistündigem Gange längs diesem Kamme, wo man statt der Steinblöcke Felsen begegnete, erreichte man den Rand einer ziemlich ausgedehnten Ebene mit unbedeutendem Gefälle, auf welcher ein grofser und klarer Bach dahinflofs, der seinen Anfang aus einem ausgedehnten Schneefelde nimmt und sich unten in zwei Arme zerteilt, welche völlig im porösen Grunde verschwinden. Einer von ihnen giebt, aller Wahrscheinlichkeit nach, dem vorher erwähnten Bache seinen Ursprung. Hier bestiegen sie einen ungeheuren Felsblock, ruhten auf ihm aus, erfreuten sich am entzückenden Bilde des vor ihnen dahinrollenden Baches, am grellen Grün des frühjährigen Grases, das sich hier und da neben dem liegengebliebenen periodischen Schnee zeigte.

Nachdem sie eine unbedeutende Entfernung zurückgelegt, betraten sie ein Schneefeld, unter dessen unterem Rande ein grofser Bach hervorkam, während unter seinem oberen Rande mehrere kleine Bäche hinabrieselten, die ihren Ursprung oberhalb dieses Schneefeldes genommen hatten. Offenbar strömten diese Bächlein unter dem Schnee dahin, um sich unterhalb desselben in einen einzigen Bach zu vereinigen. In diesem Falle mufsten sich, wie das immer geschieht, unter dem Schnee längs den Wasserläufen mehr oder weniger bedeutende Höhlungen bilden. Diese Höhlungen stammen vor allem von der mechanischen Wirkung des Wassers auf den Schnee, dann von der Einwirkung der Temperatur des Wassers auf das Tauen des Schnees, vornehmlich aber von dem Einflusse, den auf das Schmelzen des Schnees die in diesen Höhlungen frei cirkulierende Luft ausübt, welche eine die des Schnees bedeutend übertreffende Temperatur besitzt. Am entgegengetzten Rande des Schneefeldes bemerkten sie eine ziemlich starke rote Färbung des Schnees, die von unten nach oben auf dem Schneefelde an Stärke abnahm, um schon weit unter der Spitze des Berges gänzlich zu schwinden. Dieses Fehlen der Mikroorganismen auf der Spitze des Ararats ist blofs scheinbar, denn der Schöpfer der Transkaukasischen Triangulation, General J. J. Chodzko, führte schon im Jahre 1850 an, dafs, als er bei einem mehrtägigen Aufenthalte auf der Spitze des Berges aus ge-

[1]) Nach einem am 10/22. Mai 1894 in der kaukasischen Sektion der kaiserl. russ. geogr. Gesellschaft gehaltenen Vortrage.

Digitized by Google

schmolzenem Schnee das nötige Wasser gewinnen liefs, sich darin grüne Schnüre von kleinen Algen erkennen liefsen. Eigentümlich ist es, dafs Pastuchow, der bei seinen mehrfachen Bergbesteigungen auf den Spitzen der grofsen Kaukasus-Kette vielfach Gletscherflöhe gesehen hatte, solche bei sorgfältigen Nachforschungen weder auf dem Ararat noch auf dem Alagös auffand.

Hinter dem Schneefelde betraten die Bergbesteiger eine grofse, mit Steinen bedeckte und eine ziemlich bedeutende Steigung besitzende Ebene, an deren Ende sich eine mächtige, in der Mitte von einem trüben Bache durchfurchte Seitenmoräne erhob, auf welcher das Eisfeld ruhte, dem jener Bach seinen Ursprung verdankt. Am Fufse der Moräne selbst, auf der Meereshöhe von etwa 3962 m, bemerkte Pastuchow eine zwischen den Steinen laufende Feldmaus — das letzte lebende Wesen, das dieser Expedition bis auf die Spitze des Grofsen Ararats aufstiefs. Das weitere Fehlen von Tieren, Vögeln und Insekten schreibt Pastuchow einem blofsen Zufalle zu, da Rafalowitsch, der den Ararat im Jahre 1889 bestieg, während seines Aufenthaltes auf der Spitze über sich und seinen Begleitern von ihneu für Krähen gehaltene Vögel fliegen sah, während es General Chodzko gelang, auf der Ostspitze zwei Tiere (Bergziegen) zu beobachten, während er selbst auf der Westspitze weilte.

Die Steilheit des äufseren Abfalles der Moräne betrug etwa 40°, und das Ersteigen derselben war ziemlich schwierig, um so mehr, als der Fufs im beweglichen Schuttterrain und auf den Steinen, aus denen dieser Abfall bestand, kaum festen Halt fand. Um 5 Uhr 20 Min. abends kamen sie auf den Kamm der Moräne hinauf und beschlossen, hier auf der Höhe von 4081 m zu nächtigen. Zwischen dem Kamm der Moräne und dem Gletscher zieht sich eine au 4 m tiefe Schlucht hin und an ihrem Grunde läuft ein Bach, der, nachdem er die Moräne annähernd in der Mitte ihrer Länge durchbrochen hat, in stürmischer Kaskade an ihrer Aufsenseite herabrollt. Hierauf überschritt Pastuchow die Schlucht und bestieg den Gletscher, der sich bedeutend über die Moräne erhob und ganz von tiefen, völligen Spalten durchfurcht war. Die ganze, schmutzig aussehende Oberfläche des Gletschers war von Steinen bedeckt, zwischen denen sich ziemlich grofse erratische Blöcke befanden. Mit Benutzung derselben errichtete Pastuchow verschiedene auf derselben Linie liegende Steinpyramiden in der Absicht, bei einem Besuche dieses Gletschers dessen etwaige vorhandene jährliche Bewegung beobachten zu können. Wie vorhin erwähnt, war die ganze Oberfläche des Gletschers mit Steinen besäet, zwischen denen sich einige Gletschertische von mehr denn sechs Fufs Höhe bemerkbar machten.

Die Zeit erlaubte es Pastuchow nicht, zum unteren Ende des Gletschers hinabzusteigen und dasselbe zu betrachten, doch bemerkte er schon von oben, dafs dieses weit hinter seiner Erdmoräne, hinter welcher ein nach Süden ins türkische Gebiet sich hinabstürzendes unbedeutendes, aber stürmisches Flüfschen sich zeigte, zurückgetreten war. Nach topographischer Skizzierung des Gletschers begab sich Pastuchow auf den Heimweg.

Am folgenden Morgen, am 3./15. August, stand man um 6 Uhr auf. Der Himmel war, wie am vorhergehenden Tage, völlig heiter; das Schleuderthermometer zeigte + 5° C., das für die Nacht ausgestellte Minimalthermometer aber — 2,5° C. Nachdem Pastuchow nochmals mit dem Fernglase den an der Südseite des Ararats geplanten Weg betrachtet hatte, beschlofs er längs dem südöstlichen Kamme zu gehen. Um 9 Uhr verliefsen sie den Ort ihres Nachtlagers, sich in nördlicher Richtung haltend. Unmittelbar von der Moräne aus betraten sie ein grofses Schneefeld und durchschritten dasselbe in einer seinem ziemlich bedeutenden Falle perpendikularen Linie.

Weiter hielten sie sich noch einige Zeit lang in nördlicher Richtung, bis sie ein Firnfeld erreichten, das in breitem Streifen von der Spitze selbst herabreicht. Hier wandten sie sich nach Westen und gingen auf dem Felskamme parallel dem Rande des erwähnten Firnfeldes hin. Hier aber begannen alle, einer nach dem andern, über die mit jedem Schritte zunehmende Übelkeit und über Kopfschmerz zu klagen. Nach 1 Uhr nachmittags ward Halt gemacht, um etwas zu essen; doch, siehe da, keiner der Gefährten vermochte dieses zu thun; die Übelkeit hatte allen den Appetit völlig genommen. Sie erreichten um 5 Uhr steil abfallende Felsen, die ihnen den weiteren geraden Weg versperrten und im gefährlichen Klettern auf Händen und Füfsen genommen werden mufsten. Diese Stelle, ist die einzige bei der ganzen Bergbesteigung, die einige Schwierigkeit darbietet und auf welcher man mit Händen und Füfsen arbeiten und gewissermafsen kriechen mufs; der ganze übrige Weg aber vom Fufse des Berges bis zur Spitze bietet gar keine Gefahr und wäre sogar leicht, wenn er nicht mit rutschenden Steinen bedeckt wäre. Stellenweise ist die Oberfläche auch mit rutschendem Lehm bedeckt, welcher eine schlechte Unterlage bietet.

Gerade um 6 Uhr abends, auf der Höhe von etwa 4877 m, hielt man zum Nachtlager an. Wenngleich bis zur Dämmerung mehr als eine Stunde Zeit blieb, beschlofs Pastuchow dennoch, seinen Weg nicht weiter fortzusetzen.

Der Ort des Nachtlagers bildete an sich zwei kleine freie Plätze, die, von Süden und Westen von Felsen umringt, vor den gerade wehenden, heinahe bis zur Intensität eines Orkans ansteigenden und ein schreckliches Pfeifen und Heulen in den umgebenden Felsklüften hervorrufenden heftigen Südwestwinden Schutz gewährten.

Vom Angenblicke des Haltens an, richteten die Bergbesteiger ihre Aufmerksamkeit unwillkürlich auf den herrlichen Anblick, den der Schatten des Grofsen Ararats darbot; nach einiger Zeit tauchte ein ebensolcher Schatten vom kleinen Ararat auf, mit seiner Basis den Rand des ersteren Schattens berührend. Beide Schatten waren von leibhaft blauer Farbe, mit scharf umgrenzten Rändern, an denen sich Streifen von Regenbogenfarben hinzogen. Nach Mafsgabe dessen, wie die Sonne ihrem Untergange entgegenging, wuchsen die Schatten, immer mehr und mehr miteinander verwachsend, bis ihre Spitzen, den Horizont erreichend, zuletzt in vertikaler Richtung sich zu erheben begannen, scharf in der nebligen Luft sich projektierend. Lauge ergötzten die Reisenden sich an diesem grofsartigen Bilde, bis es im Dunkel der heranziehenden Nacht verschwand.

Nach eingenommenem Thee verlieis die Übelkeit und das Kopfweh alle Bergwanderer, es stellte sich bei ihnen ein trefflicher Appetit ein, der es gestattete, sich für das Fasten des ganzen Tages zu entschädigen. Mehr als einmal gelang es Herrn Pastuchow sich von der wohlthätigen Wirkung dieses Getränkes bei Übelkeit und Kopfschmerz zu überzeugen, wobei es sich erwies, dafs der Thee diese Eigenschaft blofs im heifsen Zustande besitzt.

Um 8 Uhr 15 Min. des Morgens, am 4./16. August, begaben sie sich auf den Weg. Bald kamen die Bergsteiger aus den Felsen heraus und fanden sich am Rande eines ebenen Platzes, der ein unbedeutendes Gefälle in der Richtung des allgemeinen Abfalles des Berges und ein noch geringeres nach Norden, zur Seite des Firnstreifens hin, besitzt. Stellenweise ist diese Strecke von einer dünnen Schicht weifsen Anfluges bedeckt, in welchem kleine

Digitized by Google

Stücke reinen Gipses aufstofsen. Kaum hatten die Wanderer Zeit diese Ebene zu betreten, als sie einen starken Geruch von Schwefelwasserstoff verspürten, der nach Mafsgabe ihres Vorrückens immer stärker wurde, im höchsten Grade unangenehm auf ihren Geruchssinn wirkend und das Atmen selbst erschwerend. Der berühmte Geolog Abich, der zuerst die glatte Böschung beschrieb und auf ihr die Anwesenheit des schwefligen Geruchs feststellte, äufserte sich darüber etwa in folgenden Worten: „Die die Grundlage des Berges bildenden Porphyrgesteine sind in beträchtlicher Menge von kleinen Krystallen Pyrits durchdrungen, die bekanntlich aus Schwefel und Eisen bestehen. Von der Wechselwirkung bleichten und zerstörten Gebirgsarten verbreitet." Vor allem aber ist es wichtig, fährt der berühmte Gelehrte weiter fort, dafs sowohl dieses schwefligе Metall, wie die Feuchtigkeit des Schnees die Keime der Kraft in sich schliefsen, mittels welcher die Natur langsam, aber beständig den inneren Kern des Ararats zerstört.

Hinter der glatten Böschung ward der Aufstieg wieder steil und ungleich; doch von hier war man im Handumdrehen auf der Spitze des Berges; vorwärts gehend, sah sich Pastuchow aufmerksam um, dabei irgend welche von den Vorgängern in der Bergbesteigung nachgelassenen Gegenstände suchend. Besonders lag ihm daran, das von Markow niedergelegte Minimal-

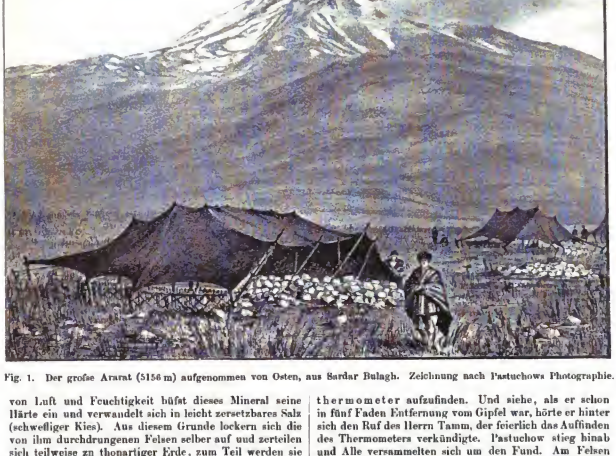


Fig. 1. Der grofse Ararat (5156 m) aufgenommen von Osten, aus Sardar Bulagh. Zeichnung nach Pastuchows Photographie.

von Luft und Feuchtigkeit büfst dieses Mineral seine Härte ein und verwandelt sich in leicht zersetzbares Salz (schwefliger Kies). Aus diesem Grunde lockern sich die von ihm durchdrungenen Felsen selber auf und zerteilen sich teilweise zu thonartiger Erde, zum Teil werden sie porös und verändern ihre ursprüngliche dunkle Färbung in rotgelbe und weifse. Dieser selben Zersetzung mufs man die Bildung der glatten, den Felsgrat unterbrechenden Böschung zuschreiben, sowie auch, dafs sie auf sich keinen Schnee trotz der bedeutenden Erhebung bewahrt, wozu auch die bei der ausgeführten Zersetzung frei werdende Wärme und die Eigenschaft der sich bildenden, leicht unter Mitwirkung des tauenden Schnees zerfliefsenden Salze mithelfen. Der besondere schwefligе Geruch, der gewöhnlich ähnliche Zersetzungen begleitet, war auch hier stark in der Luft, im Gebiete der gethermometer aufzufinden. Und siehe, als er schon in fünf Faden Entfernung vom Gipfel war, hörte er hinter sich den Ruf des Herrn Tamm, der feierlich das Auffinden des Thermometers verkündigte. Pastuchow stieg hinab und Alle versammelten sich um den Fund. Am Felsen stand eine Metallplatte mit einer Aufschrift, die von der Ersteigung des Ararats durch Herrn Markow Zeugnis ablegte; an die Platte war eine Schnur gebunden, an die letztere aber eine kupferne Röhre, in welcher, wie sich nachher erwies, das Thermometer eingeschlofsen war. Vorsichtig nahm Herr Pastuchow die Röhre, ohne sie aus ihrer horizontalen Lage herauszubringen, entfernte leicht den schwach haltenden Deckel und nahm behutsam von dort das Thermometer heraus, dessen Weiser auf — 19,4° C. stand, was offenbar der auf der Spitze des Grofsen Ararats vorkommenden Minimaltemperatur nicht

Digitized by Google

entsprach. Ja, in Wirklichkeit konnte das Thermometer in dem Zustande, in welchem es Pastuchow fand, keine richtige Angabe machen, da der Spiritus im selben zerrissen war und ein bedeutender Teil desselben sich im oberen Teile des Kanals befand — und eben dieser Riss der Spiritussäule war es aller Wahrscheinlichkeit nach, den Herr Rafalowitsch für die Angabe des Minimums ansah, da er bei Beschreibung seiner Araratbesteigung von diesem Thermometer sagt: unten an das Brett war eine gelbe Kupferröhre befestigt, in welcher sich ein Minimalthermometer mit äußerster Teilung von 50° erwies; die rote Spiritussäule aber stand noch niedriger als diese Teilung, annähernd auf fünf Teilstriche, d. h. sie zeigte 55° Kälte (68,7° C.). Und eine solche Beobachtung wurde, nachdem sie in einer der kaukasischen Zeitungen publiziert worden war, in vielen Zeitungen der Residenz wiederabgedruckt und im vorigen Jahre machte dann aber diese Reisenden auch das Thermometer dennoch beobachtet, so wäre es ebenso erfolglos gewesen, wie von Herrn Rafalowitsch; sonst hätten sie die Spiritussäule nicht zerrissen nachgelassen. Übrigens kann dieses Thermometer, auch wenn es in Ordnung ist, keine genauen Angaben machen, da es augenscheinlich nicht mit Korrektion versehen ist (wenigstens findet sich bei ihm keine Tabelle mit solcher), außerdem ist an ihm die Teilung zu fein, obgleich sie bloß Grade anzeigt; auch war es an einen solchen Ort gelegt, wo es leicht von Schnee verweht werden konnte, solcher aber ist bekanntlich ein schlechter Wärmeleiter und konnte, in großer Menge auf das Thermometer gelangt, dieses von der umgebenden freien Luft isolieren und dadurch deren Einwirkung auf das Thermometer bedeutend schwächen. Nachdem Herr Pastuchow das Thermometer in Stand gesetzt hatte, d. h. in ihm die zerrissene Spiritussäule vereinigt und den

Fig. 2. Firnfeld auf der Spitze des großen Ararats (5156 m). Im Hintergrunde der kleine Ararat (3914 m). Pastuchow und seine Brieftauben. Nach einer Photographie v. Pastuchow.

Herr Markow in einem Vortrage, den er in einer schweizer wissenschaftlichen Gesellschaft über seine Araratbesteigung hielt, gleichfalls über diese Beobachtung, richtiger gesagt Selbsttäuschung, des Herrn Rafalowitsch Mitteilung. Das Thermometer war hier am 13./25. August 1888 aufgestellt worden und seitdem beobachtete es, und wie gesagt, mit sehr geringem Erfolge, Herr Rafalowitsch; während doch nach ihm auf der Spitze des Ararats noch andere Reisende waren, und zwar im Jahre 1892 die Herren Gadoux und J. Wontner, Brown und, abgeteilt von ihneu, Herr Merzbacher, der Herrn Pastuchow in Tiflis persönlich sagte, er habe die Röhre, die das Thermometer in sich schließt, nicht öffnen können, da ihr Deckel angefroren war, woher er der Möglichkeit beraubt war, eine Beobachtung zu machen. Die Herren Gadoux und Wontner aber sagen in ihren, in einem Glase eingeschlossenen und von Herrn Pastuchow in der Nähe des Thermometers gefundenen Aufzeichnungen nichts von letzterer; eine Mitteilung aber über Bergbesteigung gelang es Herrn Pastuchow nirgends gedruckt zu finden. Hätten Zeiger an das obere Ende der Spiritussäule gestellt hatte, als welcher hier eine dunkle Glaskugel dient, that er dasselbe an seinen früheren Platz, sich nicht herausnehmend, es an einen passenderen überzuführen, um nicht das Mißfallen des Besitzers zu erregen.

Nachdem das Geschäft mit dem Thermometer abgemacht worden war, begab sich die Gesellschaft auf den Weg und erreichte Punkt 12 Uhr die höchste Spitze des östlichen Gipfels des Ararata, die um einige Fuß (um 5 oder 7) niedriger als die westliche ist, welche 5156 m gleichkommt. Von hier that sich vor ihnen das großartige Bild eines unermeßlichen Horizontes auf. Geradewegs nach Norden, jenseits der nebligen Araxesebene, erhob sich der vierköpfige Alagös, dessen Basis von bläulichem Rauche verdeckt war, während seine weiße, sich scharf abzeichnende Schneespitze gleichsam über der nebligen Luft schwamm. Weiter nach Norden zeigte sich die Bambokkette; noch weiter drängten sich, in der Form von erstarrten Wellen, eine Masse von Bergspitzen zusammen, endlich, am Horizonte selbst, zog

Digitized by Google

sich ein enger und langer Streifen von Haufenwolken hin, der mit der Richtung der kaukasischen Hauptkette zusammenfiel und aller Wahrscheinlichkeit nach auf ihren Spitzen ruhte. Nach Osten und Südosten stand ein sehr dichter Nebel, der es nicht gestattete, weiter als etwa hundert Werst weit zu sehen, und so viel die Reisenden sich auch bemühten, den Sawalan aufzusuchen, gelang es ihnen doch nicht, sich an selbem zu ergötzen. Dafür aber erschlofs sich nach Westen und Südwesten ein in Wirklichkeit grenzenloser Horizont. Hier erhob sich in endloser Kette aus der nchligen Ferne ein Gebirgskamm hinter dem andern, auf welchen gigantische Spitzen als unbedeutende Zähne erschienen.

Der ganze Gipfel des Grofsen Ararats ist bedeckt von einer dicken und starken Schicht feinkörnigen Firns, mit Ausnahme eines ziemlich bedeutenden, im nordöstlichen Winkel befindlichen Platzes. Solchen fanden die Reisenden völlig schneefrei und mit Schutt und unbedeutenden Steinen bedeckt. Der Gipfel des Ararats besteht eigentlich aus zwei abgeteilten Gipfeln, die voneinander durch eine tiefe, in nördlicher Richtung verlaufende Kluft getrennt sind. Wie die Gipfel, ist auch die Schlucht überall von einer dicken Schicht Firns bedeckt, der in der Schlucht in einiger Entfernung nach Norden von der Einsattelung in einen Gletscher überzugehen beginnt, in welchem sich einige Risse erwiesen, von denen einer gegen den Thalsattel hin aufwärts geht, ohne übrigens denselben zu erreichen. Abich sagt von jener Schlucht und dem in ihr gefundenen Risse folgendes: „Ein ziemlich ausgedehntes Thal, das sich von den Ufern des Araxes als unbedeutende Einsattelung darstellt, teilt diese zwei Gipfel, und mir schien es, dafs ihre ganze Länge eine im Bogen gekrümmte Spalte durchschneidet, und da weder Parrot, noch Spasski-Awtonomow, der den Ararat am 5./17. August 1834 erstieg und beide Gipfel besuchte, derselben erwähnen, so vermutete ich, dafs sie durch das Erdbeben von 1840 entstanden ist, das bekanntlich beträchtliche Massen von Schnee von der Spitze des Ararats abteilte und in die kraterähnliche Öffnung hinabstürzte, welche die höchste Stufe des St. Jakob-Thales bildet, wo sich ein sehr bemerkenswerter, in beständigem Zusammenhange mit dem ewigen Schnee befindlicher Gletscher befindet. Unzweifelhaft war keine der von Herrn Pastuchow gesehenen Spalten diejenige, welche Abich im Jahre 1845 beobachtete, auch fanden sicherlich im Laufe von 48 Jahren in der Schneedecke des Ararats bedeutende Veränderungen statt; und wenn die von dem berühmten Gelehrten gesehene Spalte vom Erdbeben herrührte, so bildeten sich die von Pastuchow beobachteten aller Wahrscheinlichkeit nach infolge von Zerreifsungen, welche das gewöhnliche Abrutschen von Firnmassen und die Bewegung der Gletscher begleiteten. Von den zwei erwähnten Gipfeln stellt der östliche seinerseits zwei abgeteilte, fast gleich hohe kleine Gipfel dar. Von einem dieser kleinen Gipfel, namentlich vom höchsten Punkte, photographierte Pastuchow den östlichen Teil

Fig. 3. Kurden aus Sadar Bulagh. Nach einer Photographie von Pastuchow.

des Firnfeldes und gleichzeitig die Aussicht auf den Kleinen Ararat (Fig. 2).

Während der ganzen Zeit der Anwesenheit auf der Spitze wehte ein schrecklich starker Südwind und das Schlenderthermometer zeigte um 12 Uhr — 2° C. Nachdem die Gesellschaft auf dem höchsten Punkte eine Stunde zugebracht hatte, begab sie sich auf den vorhin erwähnten schneefreien Platz, der überhaupt um einige Fufs niedriger als der höchste Punkt des Ostgipfels gelegen ist. Hier war es, wo Herr Pastuchow einen grofsen weifsen Stock als Merkzeichen im festen Firne aufstellte.

Einige der Reisegefährten fühlten, als sie auf dem kleinen ebenen Platze angelangt waren, eine solche Schwäche, dafs sie auf dem trockenen Boden hingestreckt, unbeweglich vier Stunden lang liegen oder sitzen blieben; nur die Herren Butyrkin und Tamm, sowie einen der Kosaken verliefs die Energie keinen Augenblick, wenngleich sie, wie die andern, alle Folgen des Einflusses der verdünnten Luft an sich erfuhren. Während sich Pastuchow mit Psychrometerbeobachtungen beschäftigte,

Digitized by Google

setzten sie aus Steinen eine Pyramide zusammen, auf welcher Pastuchow eine Blechbüchse anbrachte, an deren Boden mit Kupferdrähten die Maximum- und Minimumthermometer befestigt wurden, die vom Leiter der Expedition aus dem physikalischen Hauptobservatorium in St. Petersburg verschrieben waren, wo sie vom Physiker Huhn einer Korrektion unterzogen worden waren. Mit den Thermometern zusammen ward in die Büchse die Korrektionstabelle und die Anweisung, wie mit den Thermometern umzugehen sei, hineingethan, dann die Büchse mit einem Leinenlappen bedeckt, über dem ein Blechdeckel angebracht wurde. Dann ward die Büchse von der Ost-, Süd- und Westseite mit Steinen umgeben und ein Stein auch auf den Deckel gelegt.

Auf die Spitze des Ararats hatte Pastuchow drei Tauben mitgenommen, von denen er zwei in Alexandropol und eine in Etschmiadsin erworben hatte. Den ganzen Weg über wurden sie in einem offenen Käfige geführt und verhielten sich ganz ruhig, fraßen und tranken wie gewöhnlich, und so ging es bis zum ersten Nachtlager auf der Moräne (in 3962 m) bei der eigentlichen Bergbesteigung, wo sie auch noch die ganze Nacht sich ruhig verhielten. Als es aber am nächsten Tage weiter ging, begannen sie im Käfige heftig um sich zu schlagen, um aus demselben zu entkommen, und je weiter man aufstieg, um so stärker ward ihre Unruhe. In der Vermutung, daß der Kosak sie nicht gut trüge, nahm Herr Butyrkin den Käfig und trug den ganzen übrigen Weg die Tauben sehr sorgfältig; trotzdem verminderte sich ihre Unruhe nicht im geringsten, und als man schon nahe bei der Spitze war, erreichte die Unruhe ihre äußersten Grenzen. Herr Pastuchow findet dafür keine Erklärung und fragt, ob die verdünnte Luft auch auf diese Vögel ihre Wirkung übe? Nach Beendigung der topographischen Aufnahme des Berggipfels machte sich Herr Pastuchow an die Abfertigung seiner geflügelten Boten; er schrieb einen kleinen Zettel, nahm eine der alexandropoler Tauben, befestigte den Zettel an ihren Fuß und warf sie, unter gespannter Aufmerksamkeit seiner Gefährten, in die Luft; der geflügelte Briefbote aber fiel wie ein nasser Lappen auf den Firn herunter und lief eilig in seinen Käfig zurück. Als es Pastuchow nicht gelang, die Taube vom Käfig fortzutreiben, nahm er deren Gefährtin, versah auch sie mit einem Zettel und warf beide zugleich in die Höhe; doch setzten sie sich hierselbst auf den Firn und kehrten im Laufe des Tages zum Käfige zurück. Als es aber den Reisenden gelang, die Tauben von letzterem fortzutreiben, setzten sich diese in die Sonne neben einen Steinblock, putzten sich

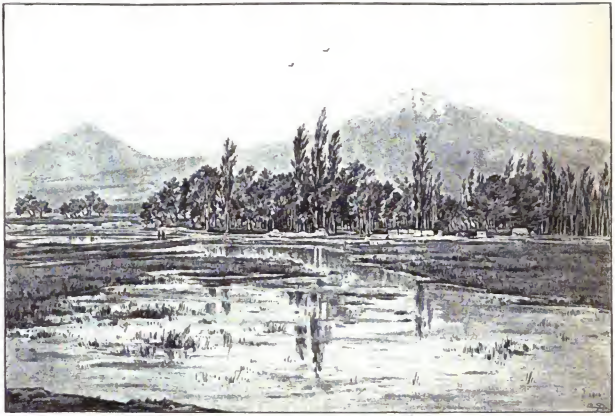


Fig. 4. Der große Ararat (5156 m) und kleine (3914) vom Dorfe Aralych am Flusse Karasu (640 m) nahe vom Araxes. Photographie von Pastuchow.

langes, schlugen mit den Flügeln, fingen dann an zu girren und endlich sich zu schnäbeln. Zuletzt nahm Pastuchow die etschmiadsiner Taube hervor — sie war schneeweiß — band auch ihr einen Zettel an und warf sie hoch hinauf; sie warf sich auf die Seite, tauchte hinunter und flog dann schnell in horizontaler Richtung fort. Ihr im höchsten Grade schöner Flug erregte die Bewunderung der Reisenden. Sie flog geradewegs zu dem Nomadenlager, von wo die Bergbesteigung begonnen hatte, und die Reisenden folgten ihr eine Zeit lang mit dem Fernglase, dann ging die Taube schnell hinab und verschwand aus dem Gesichte. Das schnäbelnde Pärchen sah diesen tüchtigen Flug des Gefährten, folgte aber seinem Beispiele nicht, und erst als die Reisenden sie von neuem hinaufwarfen und sie sich wahrscheinlich davon überzeugten, daß man sie nicht im Käfige heimtragen werde, verließen sie die Reisenden und flogen heimwärts.

Digitized by Google

Genau um 5 Uhr machten sich die Reisenden auf den Rückweg, nachdem sie solcherweise auf der Spitze sechs Stunden zugebracht hatten. Der Wind liefs um diese Zeit fast ganz nach und das Thermometer zeigte — 3,75° C. Am ganzen Horizonte gab es kein einziges Wölkchen, und blofs die dünne Kette perlengleicher Wölkchen ruhte nach wie vor auf der kankasischen Hauptkette, sie hartnäckig den neugierigen Blicken der Reisenden entziehend. Solcherweise gelang es Pastuchow nicht, den Kasbek und Elbrus von hier zu ersehauen, ebenso wenig wie er von dem letzteren den Ararat sah. Zum Abschiede that er einen Schufs aus einer Berdaubüchse und befahl solches auch einem Kosaken auszuführen. Eigenartig waren die Töne, die sie erhielten: sie waren sehr schwach und dabei eigentümlich zischend; dennoch wurden sie in allen Kurdenlagern gehört, wie im Dorfe Achuri (Arguri), nach welchem hin diese Schüsse gerichtet waren. Die Kurdeulager befanden sich von der Araratspitze in 11 Werst Entfernung und um 2896 m niedriger, das Dorf Achuri aber in 12 Werst und um etwa 3353 m niedriger.

Bis zum Rande des Gipfels kommend, erfreute sich Pastuchow nochmals des Anblicks der Ebene, durch die sich der Araxes dahinwindet, warf dann noch einen Abschiedsblick auf den ganzen unfafsbaren Horizont und ging dann seine Gefährten einholen; nach einer halben Stunde waren sie am Platze ihres letzten Nachtlagers, wo sie von neuem zur Nacht blieben. Früh morgens am andern Tage begab man sich auf den weiteren Weg. Um 8 Uhr morgens begann der Gipfel des Grofsen Ararats sich mit Wolken zu bedecken, die anwachsend immer niedriger den Berg zu umhüllen anfingen. Zeitweilig begann die nasse und scharfe Luft bis an die Reisenden heranzureichen, doch gelang es ihnen, der kalten Umarmung des Nebels zu entgehen, der ihnen übrigens auf den Fersen folgte, bis er sie in Meereshöhe von etwa 3048 m in Ruhe liefs. Hier machten sie eine Zeit lang Halt und gingen dann weiter. Jetzt zogen sie einen andern Weg, bedeutend nördlicher vom früheren. Lange mufsten sie über Felsblöcke springen, dann liefsen sie sich in ein Thal herab, durch welches ein grofser Bach hindurchlief, der stellenweise auf bedeutende Entfernung im Erdboden verschwand, um dann wieder mit murmelndem Strahle ans Tageslicht hervorzukommen. Stellenweise traten an ihm malerische Wiesengründe mit jungfräulich frischem Grün und duftenden frischen Blumen auf; offenbar kamen die Herden an diese Stellen entweder gar nicht, oder sehr selten hin. Lange liefen die Reisenden diesem Thale entlang, bis der Bach zuletzt spurlos verschwand und das Thal selbst, so zu sagen, sich auskeilte: es wurde ungemein eng und war gänzlich von Steinblöcken von ungeheuren Dimensionen erfüllt. Hier wurde noch einmal genächtigt. Der Mond zeigte sich hinter einem Hügel und beschien die ärmlichen Wohnstätten der nomadisierenden Kurden, von wo das Geklimper eines Saiteninstrumentes herüberklang und eine melancholische Stimme ein endloses Lied absang.

Am Morgen führte man die Pferde herbei und die Reisenden kehrten reitend in ihr Lager zurück. Der ganze Tag des 6./18. August ward der Ruhe und Gesprächen mit den Kurden (Fig. 3), die durch einen tatarischen Übersetzer geführt wurden, gewidmet. Nomadenlager gab es dort zur Zeit ihrer Anwesenheit 10, was im ganzen mehr als 100 Zelte ergiebt.

Am 7./19. August begaben sich die Reisenden um 9 Uhr morgens zu Pferde nach dem Passe von Sardar Bulagh (Fig. 4). Hier liefsen sie um 10 Uhr die Pferde zurück und begannen die Ersteigung des Kleinen Ararats. Punkt 2 Uhr nachmittags erreichten sie dessen höchsten Punkt, der 3914 m mifst; solcherweise verwandten sie blofs vier Stunden zur Ersteigung. Dieser Gipfel ist aus mehreren einzelnen sekundären Gipfeln zusammengesetzt und von Gruben erfüllt, in deren einer die Reisenden eine mächtige Schneeanhäufung, die aller Wahrscheinlichkeit nach niemals ausgeht, fanden. Am Nordgehänge des Berges, unter dem Gipfel selbst, befindet sich an zwei Stellen eine unbedeutende Anhäufung von Eis. Auf der Nordostspitze ragt ein kleiner Fels empor, der gänzlich von Blitzschlägen durchbohrt ist, in deren Richtung sich Röhren von Fulguriten bildeten. Infolgedessen ist wahrscheinlich der Fels stark magnetisch, wobei, bei der Annäherung der Magnetnadel an verschiedene Teile desselben, dieser bald nördliche, bald südliche Polarität offenbarte.

Nachdem Pastuchow hier meteorologische Beobachtungen angestellt und eine topographische Anfnahme des Gipfels ausgeführt hatte, brachte er in einer aus Steinen erbauten mächtigen Pyramide ein Minimalthermometer an. Ein ganz gleiches Thermometer hatte er auf der Westspitze des Alagös aufgestellt, wo er, beiläufig bemerkt, in den Felsen und einzelnen Steinen, die auch einen starken Magnetismus aufwiesen, gleichfalls sehr viel Fulgurite gefunden hatte. Auf dem Wege zur Spitze des Kleinen Ararats hatten die Reisenden in 3048 m Höhe Erdhasen (Alactaga jaculus) zu sehen bekommen, Herr Tamm aber auf dem Gipfel selbst ein Wiesel (Mustela nivalis) bemerkt.

Zum Abend kehrten die Reiseuden wieder vom Kleinen Ararat in ihr Lager zurück. Nachdem sie hier die Nacht zugebracht hatten, verliefsen sie es am 8./20. August endgültig und waren an demselben Tage etwa um 2 Uhr nachmittags im Dorfe Aralych.

Die mittlere Tiefe der Oceane.

Von Gerhard Schott. Hamburg.

Es ist soeben von Dr. Karl Karsteus eine durch die Kieler philosophische Fakultät preisgekrönte Schrift veröffentlicht worden, welche den Titel trägt: „Eine neue Berechnung der mittleren Tiefen der Oceane, nebst einer vergleicheuden Kritik der verschiedenen Berechnungsmethoden“ (Kiel, Lipsius und Tischer 1894). Man begegnet in der Litteratur der letzten 10 bis 15 Jahre Arbeiteu, welche die Berechnung der mittleren Höhe resp. mittleren Tiefe von Teilen der Erdoberfläche zum Zwecke haben, ziemlich häufig; wenn auch zugegeben werden mufs, dafs die dieser Art abgeleiteten Zahlen mehr oder weniger reine Abstraktionen sind, an welche sich praktische oder spekulativ-wissenschaftliche Folgerungen nicht anknüpfen lassen, besonders dann nicht, wenn die Zahlen auf ganze Kontinente oder Oceane sich beziehen, so kann doch andererseits nicht geleugnet werden, dafs zur Vermittelung mancher zweckdienlichen Anschauungen bei Fragen der vergleichenden Erdkunde sowie im Unterricht solchen Zahlen ein grofser Wert innewohnt.

Ich werde zu dieser Vorbemerkung durch eine Diskussion veranlafst, die, auch in Beziehung auf die eingangs genannte neue Schrift, jüngst im Kreise einiger naturwissenschaftlicher Freunde stattfand und bei welcher von verschiedenen Seiten der Standpunkt vertreten

Digitized by Google

wurde, dafs man sich bei der Behandlung der Erdoberflächengestaltung oberhalb wie unterhalb des Meeresspiegels auf Isohypsen- resp. Isobathenzeichnung und Profile zu beschränken habe, dafs aber die Ableitung mittlerer Höhen- resp. Tiefenzahlen immer eine Arbeit sei, deren verwendbare Ergebnisse nicht in einem richtigen Verhältnis zur aufgewandten Mühe stehen. —

Die Methoden, welche bei der Berechnung der mittleren Tiefe gröfserer Gebiete angewandt worden sind, sind — nach Karstens — im wesentlichen dreierlei Art. Die planimetrische Methode geht unter Benutzung der Isobathenkarte von der Ausmessung der den einzelnen Tiefenstufen zukommenden Areale aus, benutzt letztere und bestimmte Bruchteile der Isobathenabstände zur Bestimmung der Volumina der einzelnen Meeresteile, wobei die Formeln für Prismen oder Kegelstümpfe oder dergl. zu Grunde gelegt werden. Die Division des Gesamtvolumens durch die Gesamtoberfläche giebt dann die mittlere Tiefe.

Eine zweite Methode kann als Profilmethode bezeichnet werden, bei welcher Profile meist in Abständen von 5 zu 5° Br. durch das Gebiet gelegt werden, woraus man wieder das Volumen der zwischenliegenden Wasserzonen berechnet, da man die Flächen der Profile und den Abstand der Profilflächen kennt.

Schliefslich ist die sogenannte „Feldermethode" zu erwähnen (am ausführlichsten beschrieben in der „Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie", 1. Bd., S. 40 bis 46), welche für je nach Bedürfnis verschieden grofs genommene Felder (von 5° Länge und Breite oder 1° Länge und Breite u. s. w.) arithmetisch unter direkter Benutzung der in den einzelnen Feldern eingetragenen Tiefseelotungen Mittelwerte der Tiefe berechnet, und dieselben dann wiederum arithmetisch zur Bildung von Mittelwerten für ganze Meeresbecken verwendet. Dabei ist natürlich vor allem auf die meist sehr ungleichmäfsige geographische Verteilung der Lotungsstellen zu achten; zweckmäfsige Interpolationen, deren Erfolg begreiflicherweise in erster Linie vom richtigen Takt des Untersuchenden abhängt, spielen eine Hauptrolle dabei, da die Bildung der rohen arithmetischen Mittel vollkommen schiefe Werte geben würde.

Ohne irgendwie Vollständigkeit der Autoren zu bezwecken, sei hier als ein Vertreter der ersten Methode Murray genannt, als einer der zweiten Heiderich, und der dritten Krümmel. Eine vorteilhafte Modifikation der Murrayschen Berechnungsart wurde von Penck geliefert. Dr. Karstens, ein Schüler Prof. Krümmels, hat nun im Hinblick auf die in dem letzten Jahrzehnt aufserordentlich starke Vermehrung der Tiefseelotungen eine dankenswerte Neuberechnung der mittleren Tiefe der Oceane nach der Krümmelschen Feldermethode vorgenommen.

Es ist hier nicht der Ort, näher auf die Vorzüge und Nachteile der einzelnen Berechnungsarten einzugehen; um jedoch zu zeigen, um welche Beträge die Ergebnisse derselben von einander abweichen, wollen wir, bevor wir einige Einzelheiten aus Karstens' neuen Zahlen mitteilen, erstens das Gesamtresultat der mittleren Tiefe des gesamten Weltmeeres nach den verschiedenen Autoren, und zweitens die für die westindischen Gewässer aus den verschiedenen Methoden sich ergebenden Zahlen angeben; denn auf das letztgenannte Gebiet hat Karstens alle die einzelnen Methoden angewandt, um ein Beispiel zu haben.

I. Mittlere Tiefe der gesamten Wasserbedeckung der Erde

Nach Krümmel	. . . . .	1886	zu 3320 m.
„ Murray	. . . . .	1888	„ 3797 „
„ Penck und Supan	. .	1889	„ 3650 „
„ Heiderich	. . . . .	1891	„ 3438 „
„ Karstens	. . . . .	1894	„ 3496 „

II. Mittlere Tiefe der westindischen Gewässer

1. des südlichen Karaibischen Meeres

(bis zur Linie Kap Gracias a Dios und Negril Point)

a)	nach der Methode Murrays	. . .	zu 2721 m.
b)	„ „ „ Pencks.	. . . .	„ 2610 „
c)	„ zwei verschiedenen Formeln Heiderichs	. . . . .	„ 2600 „ und 2576 m,
d)	nach der Methode Krümmels	. . .	„ 2514 „

2. des nördlichen Karaibischen Meeres

(bis zur Linie Kap Catoche und Kap San Antonio.)

a)	nach der Methode Murrays	. . .	zu 2739 m.
b)	„ „ „ Pencks.	. . . .	„ 2610 „
c)	„ „ „ Heiderichs	. . .	„ 2623 „ und 2595 m,
d)	„ „ „ Krümmels	. . .	„ 2664 „

3. des Golfes von Mexiko.

a)	nach der Methode Murrays	. . .	zu 1565 m.
b)	„ „ „ Pencks	. . . .	„ 1538 „
c)	„ „ „ Heiderichs	. . .	„ 1469 „ und 1503 m.
d)	„ „ „ Krümmels	. . .	„ 1556 m.

Sehr lesenswert sind die Betrachtungen, die Karstens (auf S. 15 und 16) an diese unregelmäfsigen, aus den verschiedenen Methoden sich ergebenden Differenzen der mittleren Tiefe anknüpft.

Nun sollen also hier noch einige Zahlen folgen, welche der Neuberechnung Karstens' entnommen sind; wir ordnen aber dabei die einzelnen Meeresgebiete nach dem ganz äufserlichen Princip des Betrages der mittleren Tiefe, in absteigender Reihenfolge. Auch die Arealzahlen in Quadratkilometern sind beigefügt.

Nr		Mittlere Tiefe in Metern	Areal in Quadratkilometern
	I. Ueber 5000 m:		
1	Stiller Ocean (mit Ausschluss aller Nebenteile, die unter Nr. 4 bis 18 folgen.)	4083	161 125 673
2	Atlantischer Ocean	3763	79 892 393
3	Indischer Ocean	3654	72 363 443
	II. 3000 bis 2000 m:		
4	Karaibisches Meer, nördl. Teil .	2664	743 477
5	„ „ südl. Teil .	2514	1 875 525
6	Sulu- und Celebes-See	2014	973 954
	III. 2000 bis 1000 m:		
7	Sicilisch-Jonisches Meer	1618	767 658
8	Westliches Mittelmeer	1612	841 593
9	Golf von Mexiko	1556	1 560 497
10	Südliches Eismeer (rohe Schätzung)	1500?	15 630 000
11	Griechisch-Levantisches Meer .	1451	769 652
12	Ochotskisches Meer	1271	1 507 609
13	Bahama Meer (zwischen Haiti und den Bahamas) .	1127	405 068
14	Schwarzes Meer	1116	453 476
15	Beringe Meer	1110	2 264 664
16	Japanischen Meer	1100	1 043 824
17	China See	1068	3 046 267
	IV. 1000 bis 200 m:		
18	Golf von Californien	987	166 788
19	Nördliches Eismeer	818	12 795 850
20	Sunda Archipel (d. h. die Binnengewässer südl. von 1° nördl. B. von Sumatra bis Neu-Guinea)	816	3 241 128
21	Andamanisches Meer (zwischen Andamanen, Nikobaren und Festlandsküste)	794	790 550
22	Rotes Meer, nach Weber . . .	491	448 810
23	Adriatischer Meer	244	130 656
	V. Unter 200 m (Flachsee):		
24	Ostchinesisches Meer (von der Formosastrafse und den Riu-Kiu I bis Korea.)	136	1 242 480
25	Hudsons Bai	128	1 222 609
26	St. Lorenz Golf	128	218 298
27	Nordsee, nach Krümmel . . .	89	547 623
28	Irisch-Schottische See	68	133 396
29	Ostsee, nach Krümmel . . .	67	430 970
30	Englischer Kanal	54	79 985
31	Golf von Siam	45	294 726
32	Golf von Carpentaria	42	525 765
33	Persischer Golf	35	236 785

Digitized by Google

Karstens erhält ferner, wenn er zu jedem Ocean die von ihm abhängigen Nebenmeere — zum Atlantischen Ocean auch das Nördliche Eismeer — hinzurechnet, folgende mittlere Tiefen und Arealzahlen:

Nr.		Mittlere Tiefe in Metern	Areal in Quadratkilometern
1	Stiller Ocean	3929	175 445 118
2	Indischer Ocean	3593	74 039 588
3	Atlantischer Ocean	3161	102 755 679
4	Südliches Eismeer	1500	15 630 000
	Gesamtes Weltmeer	3486	367 868 385

In diesem Falle folgt also auf den Stillen Ocean, der immer die größte mittlere Tiefe zeigt, nicht der Atlantische, sondern der Indische Ocean an zweiter Stelle.

Um zu zeigen, wie groß die Unsicherheit dieser Tiefenzahlen noch sein kann, führt Karstens endlich für verschiedene größere Meeresgebiete, welche bis heute sehr wenig ausgelotet sind, Grenzwerte ein, nämlich je einen Maximal- und einen Minimalwert; wenn er mit diesen rechnet, so erhält er folgende Zahlen für das gesamte Weltmeer:

	Mittlere Tiefe:
Wahrscheinlicher Wert . . .	3486 m s. oben.
Maximum	3632 „
Minimum	3377 „

Hiernach könnte also nur noch um einige 120 bis 140 m das Endergebnis sich je noch ändern, die Fehlergrenze überschreitet jetzt schon nicht 4 Proz. „Man kann also wohl behaupten, daß wir gegenwärtig die mittlere Tiefe des Meeres genauer kennen als die mittlere Höhe der Festlandemassen.“ Daß dieser Satz Berechtigung hat, wird natürlich nur möglich infolge der Grundverschiedenheit der Reliefformen oberhalb und unterhalb des Meeresspiegels.

Ein altmalaiischer Sittenroman.

Von F. Grabowsky[1]).

Während den Holländern und Engländern viele Erzeugnisse der malaiischen Litteratur in Übersetzungen zugänglich sind, besitzen wir im Deutschen recht wenig davon. Um so erfreulicher ist es, daß wir in vorliegender Arbeit mit einem der hervorragendsten Erzeugnisse der malaiischen Litteratur, und zwar der älteren, durch eine vortreffliche Übersetzung eines originalen, volkstümlichen Prosaromans (den der Übersetzer aus innern Gründen in der Zeit bald nach 1600 geschrieben achtet) bekannt gemacht werden. In arabischen Lettern ist der Roman „Hikajat Hang Tuwah“ von Prof. G. K. Niemann, nach den besten Handschriften kritisch hergestellt, in seiner „Bloemlezing mit Maleische Geschriften, I., Haag, Martinus Nijhoff, 1892 (vierte Auflage) herausgegeben. Wir erwähnen dies, weil der Übersetzer mit dieser Übertragung auch ein Hilfsmittel für das Studium der malaiischen Sprache schaffen wollte. Er übersetzte deshalb möglichst wörtlich, gab die idiomatischen und bildlichen Wendungen genau wieder und behielt den Satzbau und die Wortstellung — letztere soweit thunlich — bei. Die Seitenzahlen des erwähnten Originals sind der Übersetzung in Klammern beigefügt. Was von malaiischen Ausdrücken der Kürze halber beibehalten wurde, ist in Fußnoten ausführlich erläutert.

Auch in ethnographischer Beziehung bietet der Roman, wie der Übersetzer schon hervorhebt, wertvolles Material für die materielle Kultur der Malaien früherer Zeit, ihrer Sitten und Gebräuche, besonders aber für das Leben und Treiben am Hofe der Fürsten, die Ritterlichkeit der Adelsgeschlechter, die herrschende Etikette und „feine Bildung“.

In folgendem geben wir kurz den Inhalt „der Geschichte von Hang Tuwah“ wieder.

Hang Tuwah war der Sohn eines armen Arbeiters, der, durch glückverkündende Vorzeichen im Traume veranlaßt, mit seiner Familie aus seiner Heimat Sungei Dujung nach Bintan, der Hauptstadt des malaiischen Königreiches, übersiedelt, wo er sich in der Nähe des Kampong des Bendahara, des höchsten Staatsbeamten, eines im Dienste des Königs ergrauten, weisen und edlen Staatsmannes, niederließ. Er errichtete einen Kramladen, in dem die Frau den Verkauf besorgte, während Vater und Sohn Brennholz zum Verkauf herbeiholten und spalteten. Hang Tuwah stand im zehnten Lebensjahre, hatte in Bintan Unterricht genossen, und mit vier gleichalterigen Knaben, von denen einer Hang Djebat hieß, ein inniges Freundschaftsverhältnis geschlossen, als er mit Bewilligung der Eltern mit seinen Freunden auf einem Boote eine Fahrt längs der Küste antrat, um Verdienst zu suchen. Von feindlichen Schiffen verfolgt, landeten die Knaben auf einer Insel, wo sie den Kampf mit ihren Verfolgern aufnahmen, eine Anzahl töteten und zehn zu Gefangenen machten. Der Rest floh in die Boote, worauf die Knaben mit einer erbeuteten Prau (Boot) in der Richtung nach Singapura weitersegelten. Wiederum von den Feinden verfolgt, trafen die Knaben glücklicherweise den Gouverneur von Singapura, der mit sieben Schiffen auf dem Wege nach Bintan sich befand. Er eilte den Knaben zu Hilfe, worauf die Feinde sich zurückzogen. Hang Tuwah erzählte dem Gouverneur ihre Erlebnisse und ging auf dessen Aufforderung mit seinen Genossen an Bord des Schiffes des Gouverneurs, der die Knaben wegen ihres Mutes sehr lobte. Auch die Gefangenen werden an Bord gebracht und von ihnen erfährt der Gouverneur, daß sie mit zwanzig Schiffen aus Siantan und Djemadja unter Anführung von Aria Negara ausgezogen seien, um einen Raubzug nach Palembang zu unternehmen. Sie seien dazu von einem Minister des Herrschers von Madjapahit aufgefordert (Madjapahit, das große hindujavanische Reich auf Java, ist zur Zeit, wo unser Roman spielt, mit dem malaiischen Reiche, zu dem Palembang und Singapura gehörten und dessen Hauptstadt Bintan war, verfeindet). Sofort segelt nun der Gouverneur nach Bintan, um dem Könige diese wichtige Nachricht mitzuteilen. In Bintan gehen Hang Tuwah und seine Freunde wieder an die gewohnte Arbeit. Nach einigen Tagen gelingt es Hang Tuwah, einen Amokläufer, der schon viele ermordet und nun auf ihn zukam, während er Holz spaltete, mit der Axt niederzuschlagen. An demselben Tage rettete er auch mit seinen Freunden dem greisen Bendahara das Leben, als ein Amokläufer auf diesen einstürmte und seine Begleitung davonlief. Der Bendahara, über den Heldenmut der Knaben erstaunt, nimmt sie an Kindesstatt an und präsentiert sie dem Könige, seinem Herrn, der sie zu seinen Bidu-

[1]) Malaio-polynesische Forschungen von Dr. Renward Brandstetter. III. Die Geschichte von Hang Tuwah. Ein älterer malaiischer Sittenroman ins Deutsche übersetzt, Luzern, Verlag der Buchhandlung Geschw. Doleschal, 1894.

Digitized by Google

wandas oder Leibwächtern macht und ihre Eltern hoch ehrt. Der König gewann die Knaben sehr lieb, Hang Tuwah aber stand seinem Herzen, das er sich durch gewandtes Auftreten und liebenswürdige Manieren erworben hatte, am nächsten. Mit den Jahren gewann er steigenden Einfluſs auf den König, der ihm volles Vertrauen schenkte. Er bante für denselben, unterstützt von Bendahara, die Stadt Malakka, wohin der König mit dem Volke übersiedelte und sie zu seiner Residenz erkor. Der König ernannte Hang Tuwah für seine treuen Dienste zum Laksamana (Admiral) von Malakka, das unter ihm ungestörter Ruhe vor inneren und äuſseren Feinden genofs. Aber die hohe Gunst, die der Laksamana genofs, machte die andern hohen Beamten, die Pegawais und Tuns, neidisch und sie klagten ihn endlich bei dem Könige an, er habe mit dessen Lieblings-Nebenfrauen gescherzt und gekost. Der König glaubte leider den Biswichten und gerieth über den vermeintlichen Treubruch des Laksamana so in Wut, daſs er dem greisen Bendahara befahl, ihn aus dem Wege zu schaffen. Der ihm vom Könige geschenkte Kurzkris, eine ausgezeichnete, zauberkräftige Waffe wurde ihm vorher abverlangt. Der Bendahara aber, von der Unschuld seines Lieblings, des Laksamana, überzeugt, umgeht den Befehl des Königs und läſst ihn in das Binnenland von Malakka entfliehen, während jedermann glaubt, er sei getötet worden. Den Kris und seine Gunst schenkte nun der König dem Hang Djebat. Dieser benahm sich aber bald so dreist, als ob er zum königlichen Hause gehörte; er knüpfte mit den Nebenfrauen Liebeleien an, lieſs die hohen Beamten nicht vor den König und verging sich bald mit den Hofdamen, Nebenfrauen und Sängerinnen des Königs, obwohl ihn sein Freund Hang Tuwah beim Abschied davor gewarnt hatte. „Als der König bemerkte“, heifst es im Roman, „daſs sich Hang Djebat Dinge heraus nahm, als gehörte er zu einem königlichen Hause, daſs von Anstand und Sitte an ihm nichts mehr wahrzunehmen war, selbst dem Könige und dem Bendahara gegenüber, da erschien er nicht mehr in der Öffentlichkeit“. Auf Anraten der Königin Tan Tidja, die das alles vorausgesehen hatte und auch an Hang Tuwahs Unschuld glaubte, flüchtet endlich der König vor dem immer frecher werdenden Hang Djebat in das Haus des greisen Bendahara. Von seinen Hofdamen und Bedienstеten blieben aber die meisten bei Hang Djebat in der Astana (königliches Schloſs), der sich nun ganz wie ein König geberdete und herrlich und in Freuden lebte. Nun versuchten wohl die Treuen des Königs den Hang Djebat aus dem Wege zu schaffen, aber durch den zauberkräftigen Kurzkris gefeit, schlägt er alle Angriffe zurück und tötet viele Menschen. Endlich gesteht der greise Bendahara dem Könige, daſs er den Laksamana Hang Tuwah nicht getötet; er allein könne Rettung schaffen, er solle ihn zurückrufen. Daraufhin ist der König sehr erfreut und läſst den Laksamana aus dem Binnenlande von Malakka, wo er als Schüler bei dem gelehrten Scheich Mansur weilt, zurückrufen. Der Scheich schenkte Laksamana beim Abschied sein abgetragenes Kopftuch, mit der Bitte, es in jedem Kampfe, den er unternehmen würde, zu tragen. Zurückgekehrt und vom Könige mit Freuden begrüſst, gelingt es dem Hang Tuwah endlich nach langen Kämpfen, und erst nachdem er Hang Djebat den zauberkräftigen Kurzkris entrissen, diesen zu ersteehen, worauf er nach Hause ging. Hang Djebat verband aber seine Wunde und mordete drei Tage lang in und um Malakka noch viele hundert Menschen, bis Hang Tuwah ihm wieder begegnet und ihn tötet, nachdem er sich zuvor mit ihm versöhnt. Der Leichnam wurde am Hauptthor von Malakka aufgehängt, damit die geängstigten Einwohner sich von seinem Tode überzeugen und beruhigen konnten. Da der König sein entwürdigtes Schloſs nicht wieder beziehen wollte, lieſs er sich vom Laksamana und Bendahara in vierzig Tagen ein neues bauen. Keinen Tag wollte sich nun der König von seinem Laksamana trennen, der den alten Einfluſs wiedergewann. Alles verehrte ihn. Trotz alledem wurde er nicht hochmütig; er betrug sich wie ein gewöhnlicher Unterthan und respektierte die Rechte aller.

Allah weiſs, was weiter geschehen ist — so schliefst der Roman.

Wenn man diesen Roman nun auch nicht mit dem gleichen Maſsstab messen darf, sagt der Übersetzer, wie ein Produkt europäischer Litteraturen, so ist er doch auch in ästhetischer und litterar-historischer Hinsicht von Wert. Er besitzt eine interessante Verwickelung, die zu einer befriedigenden Lösung gelangt; die Charaktere sind mit festen klaren Zügen und gehöriger Konsequenz gezeichnet; ein warmer Hauch von Freundschaft, Pietät und Treue, zieht sich durch die ganze Dichtung, der höchst wahrscheinlich geschichtliche Thatsachen zu Grunde liegen.

Auch weiteren Kreisen können wir die Lektüre des Romans, als eigenartig, anregend und belehrend empfehlen und hoffen, daſs der Verfasser bald neue Früchte seiner malaio-polynesischen Forschungen bekannt giebt.

Die Stellung der Mifsgeburten in Siam.

Es ist ein durch die ganze Menschheit gehender Zug, daſs Mifsgeburten mit Neugierde und einer Art von Wohlgefallen betrachtet werden. Bei uns kommen gelegentlich Monstra, sei es lebend oder in Spiritus, zur Ausstellung so gut wie das stereotype Kalb mit zwei Köpfen auf den Jahrmärkten. Es lieſse sich eine lange Reihe von Beispielen aufführen, wie die Naturvölker hierin nicht hinter civilisierten Europäern zurückstehen. Grant bildete den Hofzwerg ab, der vor dreifsig Jahren am Hofe Mtesas in Uganda eine Rolle spielte, und im kurpfälzischen Hofzwerge Perkeo sein Seitenstück hat. Cortez fand am Hofe Montezumas unter allerlei Tieren und Volk auch mifsgestaltete Menschen und Albinos, welche dort etwa die Rolle spielten, wie an europäischen Höfen in früherer Zeit die Neger, als diese noch nicht so häufig zu uns kamen, wie heute.

Die Vorliebe für schwarze Diener teilte der grofse Kurfürst mit Ludwig XIV. und manchen andern Potentaten, und bis auf diesen Tag erinnert die Mohrenstrafse in Berlin an die erste brandenburgische Kolonialperiode. Der „Schwarze“ spielt übrigens noch heute seine Rolle in der Grofsstadt; nicht ohne Grund stellt man ihn als Thürhüter und Lockvogel vor Nachtcafés und Singspielhallen, wo die Halbwelt mit ihrem Anhang verkehrt. Der englische Gesandte Crawfurd[1]) erzählt uns 1822 eine hübsche Geschichte von einem siamesischen Prinzen und einem vornehmen Würdenträger in Bangkok, die sich fünf junge, von Calcutta und der Prinz of

[1]) Tagebuch der Gesandtschaft an die Höfe von Siam und Cochin-China, in Bertuchs „Neuer Bibliothek der Reisebeschreibungen“, Weimar 1831, S. 225.

Digitized by Google

Wales-Insel gestohlene Neger als Naturmerkwürdigkeit hielten.

Der Götterhimmel Indiens wimmelt von abenteuerlichen Gestalten. In buddhistischen Tempeln sieht man nach Bastian[2]) vielfach Statuen des Buddha-Schülers Phra-Katschai, der als dickbauchiger Mann in kauernder Stellung wiedergegeben ist. „Nach der Legende war Phra-Katschai einst ebenso schön und herrlich wie Buddha selbst, so dafs das Volk sie häufig verwechselte. Der fromme Schüler, um nicht wieder für seinen Lehrer angesehen zu werden, zwängte seinen Körper in unnatürliche Lagen und blieb tagelang zusammengekrümmt auf einem engen Platze sitzen, bis er schliefslich ganz und gar entstellt und verwachsen geworden war; deshalb wird er jetzt in solcher Gestalt dargestellt. Wegen seines dicken Bauches glaubt das Volk aber, dafs er etwas mit Schwangerschaft zu thun habe und unfruchtbaren Frauen Kinder geben könne, und für solche Zwecke erhält er z. B. in der Höhle bei Patschaburi Opfergaben, wo er als Mifsgeburt dargestellt wird." Die siamesische Mifsgeburt auf unserem Bilde, die bei Gelegenheit eines religiösen Festes in Bangkok gezeigt wurde, ist also wahrscheinlich mit Phra-Katschai in Beziehung zu setzen. Sonst werden körperliche Fehler und Gebrechen in Siam als Wirkungen der bösen Geister angesehen. Als solche Schadenstifter nennt Bischof Pallegoix[3]) die Geister Kaun, Kahang und Xakla; ob sie aber auf die keimende Frucht derartige Einflüsse ausüben können, wie einst Juno[4]) auf den Embryo des Priap, verschweigt uns leider der fromme Bischof. Auch Chevillard[5]) läfst uns darüber im Zweifel, was er unter den „tous les écloppés de la nature" versteht, die er neben Bettlern und Aussätzigen in jener wüsten Ecke bei der königlichen Landungsbrücke unfern des Palais in Bangkok sah. Dafs mit Fehlgeburten ein böser Schadenzauber getrieben wird, dafs man sie aufhebt und ihnen Opfer bringt, um „den Teufel zu ernähren", bestätigen beide; Chevillard (a. a. O. p. 235) und Pallegoix (II, p. 52). Letzterer fügt noch hinzu, dafs nun im andern Falle die tote Frucht durch einen Zauberer unter besonderen Beschwörungen ins Wasser werfen läfst, damit nicht weiteres Unheil geschehe. Über Aufzucht und Behandlung lebender Mifsgeburten sagen aber die zugänglichen Quellen nichts.

Siamesische Mifsgeburt bei grofsen Hoffestlichkeiten gezeigt. Nach einer Photographie.

Was die nach einer in Bangkok aufgenommenen Photographie dargestellte Mifsgeburt betrifft, so sind die Arme jedenfalls Stümpfe, die nur den Oberarmknochen enthalten, wie sie durch Abschnürungen in utero oder durch Hemmungsbildungen entstehen. Auch die Oberschenkel scheinen ganz kurze Stümpfe zu sein, doch ist dieses auf der Abbildung nicht ganz deutlich. Derartige Mifsbildungen kommen vor, und in Pforzheim z. B. hat sich noch die Erinnerung an eine solche erhalten, welche im benachbarten Hagenschiefswalde in einer Hütte hauste. Sie wälzte sich den vorüberfahrenden Reisenden Almosen heischend mit den Worten entgegen:

Ich bin der Hans von Hagenschiefs
Geboren ohne Händ' und Füfs!

H. Seidel.

[2]) Die Völker des östlichen Asiens, Bd. III. Reisen in Siam, S. 123 u. 124.

[3]) Description du Royaume Thai ou Siam, T. II, p. 52.

[4]) Sie betastete böswillig den schwangeren Leib der Venus und machte dadurch die Frucht unförmlich.

[5]) Siam et les Siamois, Paris 1889, p. 192.

Digitized by Google

Die Waldgrenzen in Südrufsland [1].

Von Dr. Ernst H. L. Krause.

Gröfsere Nadelwälder giebt es überall bis Schitomir-Kiew-Krolewez-Karatschew-Kaluga-Rjasau-Spafsk-Tambow-Samara-Busuluk; die Zone der Laubwälder reicht bis Kischinew-Alexandrija-Chachow-Borisoglebsk und Saratow. Indessen trifft man stellenweise auch in dieser Zone noch ansehnliche Nadelholzbestände, namentlich von Kiew, den Dnjepr abwärts bis in die Nähe von Krementschug, am Donetz ober- und unterhalb der Oskolmündung, sowie zwischen Koslow und Woronesch. Anderseits ist Laubholz im südöstlichen Teile der Nadelholzzone bis gegen Nischni Nowgorod recht häufig. Am rechten Wolgaufer erstrecken sich ansehnliche Laubwälder über die angegebene Grenze nach Süden bis Kamyschin. Auwälder in unmittelbarer Nähe der Flüsse gehen abwärts bis dicht vor Akkerman, bis unterhalb Cherson und bis zur Mündung des Donetz in den Don. Kulturwälder trifft man im Steppengebiete einzeln bis in die Nähe von Mariupol. Dagegen haben auch manche Gegenden innerhalb der oben umgrenzten Laubholzzone Mangel an Holz, in dem ganzen Gebiete zwischen Charkow, Kursk, Orel, Tula, Rjasan, Tambow und Saratow sind die Wälder klein und zerstreut.

Die Verteilung der Wälder hängt nicht vom Klima ab. Hier stehen vergleichsweise Temperatur- und Niederschlagsverhältnisse von Kostroma und Poljanki nebeneinander:

Kostroma.

	Winter	Frühling	Sommer	Herbst
Temperatur	—10,3°	2,1°	17,4°	3,3°
Tage mit Niederschlägen .	41	32	38	37
Regenhöhe in Millimetern .	68	115	191	138

Poljanki (Gouv. Saratow).

	Winter	Frühling	Sommer	Herbst
Temperatur	—10,2°	1,6°	17,1°	4,9°
Tage mit Niederschlägen .	35	50	31	31
Regenhöhe in Millimetern .	100	106	182	124

Der Unterschied zwischen diesen beiden Orten, deren ersterer in der Fichtenzone, letzterer im Steppengebiete liegt, ist sichtlich kein wesentlicher. In Anbetracht der Beobachtungen, welche neuerdings Kihlmann [2] über den Einfluſs des Windes auf die Baumvegetation gemacht hat, ist es nicht überflüssig, auf Middendorfs Behauptung zurückzukommen, daſs die heifsen ausdörrenden Sommerwinde die Baumlosigkeit der Steppe begründen. Dieser Erwägung steht die Thatsache entgegen, daſs die Waldinseln in den Steppen (abgesehen von den Flachthälern) nur hochgelegene Punkte, Wasserscheiden und hohe rechte (also westliche, dem Ostwinde ausgesetzte) Flufsufer einnehmen.

Beketow, der Übersetzer von Grisebachs Vegetation der Erde, war der erste, der 1874 den Alkaligehalt des Bodens für die Holzarmut Südrufslands verantwortlich machte, seine Arbeit blieb unbeachtet, bis Dokutschajew 1891 auf Grund chemischer Bodenanalysen behauptete, die Waldlosigkeit der Steppen sei die Folge eines gewissen Salzgehaltes im Boden. In demselben Jahre kam Tanfiljew zu derselben Ansicht und machte zuerst darauf aufmerksam, daſs infolge fortschreitender Auslaugung des Bodens der Wald allmählich an Terrain gewinne. Ohne diese russischen Arbeiten zu kennen, habe ich einige Jahre später [3] auf Grund pflanzengeographischer Studien in Deutschland die Überzeugung gewonnen, daſs die Steppe eine durch Salz bedingte Vegetationsformation sei; von den russischen Steppenlandschaften meinte ich damals, sie seien grofsenteils ausgesüſst und nur durch Kultur bezw. Hallkultur im Zustande der Baumlosigkeit erhalten. Die von Tanfiljew mitgeteilten Analysen von Bodenproben und Brunnenwässern zeigen aber, daſs thatsächlich noch vielerwärts Salz im Steppenboden steckt. Die höchstgelegenen Stellen werden durch den Regen zuerst ausgesüſst, und dort findet sich zuerst Baumwuchs ein, namentlich der wilde Apfel, seltener Ulme und Birne. Bleibt der junge Wald ungestört, so fördert er die fernere Auslaugung des Bodens und breitet sich dementsprechend aus. Eine dem Aufkommen des Waldes hinderliche Bodennutzung (Viehtrift, Brand) hindert also indirekt die Auslaugung und ist nicht nur der Erhaltung der Steppenflora, sondern auch der des Steppenbodens günstig.

Was vorstehend über Klima und Boden der Steppe gesagt wurde, wird bestätigt durch die Resultate der Aufforstungsversuche. Schon im Anfange des Jahrhunderts hatten russische Forstleute die Überzeugung gewonnen, daſs Waldwuchs in der Steppe möglich sei. Eine der ältesten und gröfsten Holzkulturen, welche dieser Ansicht ihre Entstehung verdankt, ist der 1780 ha grofse welikoanadoler Wald im Kreise Mariupol, 70 km vom Asowschen Meere. Sein Bestand wurde ursprünglich hauptsächlich aus den europäischen Ulmenarten, der Esche, der Stieleiche und dem Spitzahorn gebildet. 35 Jahre lang hat dieser Wald sich gut gehalten, Beweis genug, daſs das Klima ihm nicht schädlich war. Dann aber begannen zuerst die Eschen, und bald auch viele andere Bäume zu kränkeln, wurden von Insekten befallen und starben ab. Die Ursache dieses Eingehens wurde darin gefunden, daſs die Wurzeln das Grundwasser erreicht hatten, welches 0,124 Proz. Chlor, entsprechend 0,145 Proz. Chlormagnesium (Natrium ist in der Analyse nicht angegeben) enthält. Dazu kommen noch 1,7 Proz. Schwefel- und kohlensaure Salze des Magnesiums und Calciums, so daſs der Gesamtsalzgehalt dieses Wassers gröfser ist als der der Ostsee. Magnesiumsalze sind dem Baumwuchse ganz besonders nachteilig. Von harten Hölzern hat sich im welikoanadoler Walde am besten die Eiche gehalten. Aufser ihr vertragen noch eine Ulme (Ulmus campestris im engeren Sinne, U. glabra Miller, Bereet der Russen), der wilde Apfel- und Birnbaum und der tatarische Ahorn ziemlich viel Salz im Boden. Ein besonderes Kapitel des Tanfiljewschen Buches handelt von den Lebensbedingungen der Kiefer im Steppengebiet und berührt somit eine in dieser Zeitschrift schon mehrmals gestreifte Frage [4]. Die Kiefer steht in Südrufsland in der Regel auf Sand, nur ausnahmsweise auf Kreide. Sie geht ein, sobald ihre Wurzeln das Grundwasser erreichen. Wo unter dem Sande in einiger Tiefe eine kalkreiche Schicht liegt, stirbt die Kiefer ab, wenn ihre Wurzeln bis zu dieser Schicht vorgedrungen sind. Von den nordischen Kieferwäldern sind die südrussischen — nach den von Tanfiljew gegebenen Pflanzenverzeichnissen — wesentlich verschieden, ihnen fehlt die Heide und der Beerkrautflur, dagegen sind sie reich an ansehnlichen Stauden. Die märkischen Wälder bilden einen Übergang zwischen dem nordischen und dem südlichen Typus.

[1] Die Waldgrenzen in Südrufsland (mit einer Waldkarte) von G. J. Tanfiljew. St. Petersburg 1894. IV + 167 Seiten russischer Text, 6 Seiten deutsche Inhaltsangabe. Karte im Mafsstabe 1 : 2600000.

[2] Vergl. Globus, Bd. 63, S. 150 ff.

[3] Vergl. Globus, LXV, S. 1 ff.

[4] Vergl. Globus, LXI, S. 83 f.; LXIII, S. 198 ff.; LXIV, S. 133 ff.

Digitized by Google

Der Ursprung des Pfeilgiftes der Buschmänner.

Von Missionar a. D. P. H. Brincker. Stellenbosch.

Verschiedene deutsche Zeitschriften brachten vor kurzem Notizen über das Gift, womit die Buschmänner (Saan) der Kalahari ihre Pfeilspitzen bestreichen sollen. Es stamme dieses von der Larve einer gewissen, durch den Entomologen Faurmaire in Paris bestimmten Käferart, die dem Herrn Prof. Dr. Hans Schinz[1]) in Zürich in erheblichen Mengen zugesandt worden sei, u. s. w. Es dürfte für die Wissenschaft nicht unwichtig sein, diesen Bemerkungen folgendes, teils als Berichtigung, teils als Ergänzung zur Seite zu stellen.

Das Gift. Die besagte Larve dürfte doch nicht in solch erheblicher Menge in der Kalahari vorkommen, dafs sie den Bedarf an Gift für die Pfeilspitzen der Buschmänner völlig deckte. Diese bereiten das erforderliche Gift aus Giftpflanzen und vor allem benutzen sie Kadavergift[2]), mögen dann auch, wenn sie es haben können, Schlangengift und das Gift besagter Larve hinzufügen, denn sie sind ja — wie auch die Ovámbo — als arge „venifici" bekannt und gefürchtet. Jedermann, der einen mit Gift versehenen Pfeil oder Wurfspiefs eines Buschmannes oder der Ovámbo u. a. gesehen hat, wird das Gift leicht, als wie gesagt, bereitet erkennen. Das für Pfeile und Wurfspiefse von den Ovámbo, Ovatjimba u. a. benutzte Gift unterscheidet sich in Zusammensetzung und Wirkung wohl kaum von dem der Buschmänner; bei dem einen oder andern Volke mag die eine oder andere, leichter zu habende Ingredienz vorwiegen.

Die Wirkung des Giftes ist für alle Arten von Säugetieren nicht gleich, aber es ist für alle sicher tötend, wenn auch nur die feinsten blutführenden Capillargefäfse etwas davon in homöopathischer Dosis aufgenommen haben. Es bewirkt nicht nur Paralyse, sondern auch sehr starke Konvulsionen und Schaumerzeugung im und vorm Munde. Nach Eintritt des Todes konzentriert sich das inzwischen zu erstaunlicher Kraft und Menge angewachsene Gift wieder an derselben Stelle, wo es inficiert wurde, die dann eine runde, schwarzbraune, etwa eine Handpalme grofse Fläche bildet, und bei dem erlegten Stück Wild ausgeschnitten und vergraben wird. Würde man aber das Gift dieser Stelle wiederum zur Ertötung eines Stück Wildes benutzen, so würde dasselbe ganz und gar durchgiftet werden und jedes Stückchen Fleisch davon giftig sein.

Die giftige Larve. Die in Frage stehende giftige Larve soll also die Larve einer Käferart sein. Ohne dem zu widersprechen, soll hier derselben eine ähnliche — wahrscheinlich dieselbe — zur Seite gestellt werden, die sich im Damara- und Ovámbolande findet, woran die Eingeborenen gräuliche Dinge und Sagen knüpfen, und die sich besonders durch ihren Namen, den die Eingeborenen ihr gegeben, auszeichnet. Die Ovaherero nennen sie okasia Kondára, d. h. kleine Nichte (oder auch kleiner Neffe) des Python (ondára), und die Ovámbo okafuko-pita, d. h. Mägdlein, komm heraus! oder aber Mägdlein einer Schlange, die epita heifst, was sich aus der Form des Wortes nicht genau bestimmen läfst. Sie wird beschrieben als eine kleine, in einem dichten, spinnwebartigen Gehäuse sitzende, etwa 3 bis 4 mm lange Schlangenraupe, deren Bifs sicher tötend sein soll. Was für ein Tieren sich aber aus dieser vermeintlichen Larve entwickelt, ist auch keinem Eingeborenen bekannt. Einige meinen, das Tierchen würde eine kleine Schlange, und der Mensch, welcher huma, d. h. dem Unglück verfallen sei, würde von ihr gebissen. Der Name „Nichte des Python" zeigt an, dafs die Eingeborenen die Gefährlichkeit der Larve (oder Schlange), deren Gehäuse meist an Giftbüschen hängt — daher auch wohl ihre Giftigkeit — nicht unterschätzen. Was aber der Name: „Mägdlein, komm heraus" (da die zweite Deutung doch nur wenig Grund hat) für eine Bedeutung und für einen Sinn haben mag, wird wohl vorläufig dunkel bleiben.

[1]) Vergl. dessen Deutsch-Südwestafrika S. 390 und ausführlicher Fritsch, Die Eingeborenen Südafrikas, Breslau 1872, S. 430 ff.

[2]) Im Damaralande fand ich einmal eine Frau, die aus der Placenta von Wöchnerinnen und Giftpflanzen ein furchtbares Gift zu bereiten verstand, wodurch sie mehrere Männer aus dem Wege geschafft hatte.

Die Quelle der Moskwa.

Von Krahmer, Generalmajor z. D.

Um die bis dahin ungenauen Angaben über den Ursprung der Moskwa richtig zu stellen, hat Anfang Juni 1891 Al. Iwanowski eine Erforschungsreise dorthin ausgeführt. Das Resultat veröffentlicht derselbe in dem zweiten Hefte der „Semlewiedienije" (Erdkunde), herausgegeben von der Geographischen Abteilung der Freunde der Naturkunde, Anthropologie und Ethnographie zu Moskau, redigiert von Anutschin.

Wir entnehmen dem Aufsatz folgeudes:

Die Gegend, in welcher die Moskwa entspringt, der östliche Teil des Kreises Gshatsk, liegt ziemlich hoch. Nach den Höhenbestimmungen mit dem Aneroid wurde hier kein Punkt gefunden, der eine geringere absolute Höhe hatte als 239 m; einige erreichten sogar eine solche von 275 m. Diese Angaben verdienen um so mehr Beachtung, wenn man bedenkt, dafs die absolute Höhe der Wasserscheide zwischen dem Schwarzen Meere und der Ostsee, welche sich nicht weit von dieser Gegend im Kreise Bieloi befindet, nach den barometrischen Messungen des Professors Anutschin 249 bis 356 m beträgt.

Die Gegend ist nicht hügelig, wie vielfach angenommen wurde, hat vielmehr einen ebenen Charakter, da der Unterschied zwischen dem Maximum und Minimum der hypsometrischen Bestimmungen nur 36 m ausmacht. Sie senkt sich ganz allmählich, für das Auge kaum bemerkbar. Wald giebt es hier wenig; der gröfste Teil der Gegend ist fast kahl; nur hier und da trifft man kleine Flächen, die mit Espen und Birkengehölz bewachsen sind, an.

Der Sumpf, aus welchem die Moskwa kommt, liegt $1/_5$ km von dem Dorfe Starykowaja, in dem Mokraoskischen Wolostj, 29 km westlich von Gshatsk. Er hat eine Gröfse von 172 Hektaren nud eine ziemlich regelmäfsige viereckige Form. Die gröfste Ausdehnung von Norden nach Süden beträgt $1^1/_2$ km, die kleinste von Westen nach Osten 1 km. Er liegt 257 m über dem Meere; sein nordöstlicher Teil ist etwas höher gelegen als sein südwestlicher. Aus letzterem kommt die Moskwa. Der Sumpf ist jetzt soweit ausgetrocknet, dafs er für Menschen und Vieh passierbar ist. Den ihm beigelegten Namen „Moskovieckaja lusha" kennen die dortigen Bewohner nicht; sie nennen ihn einfach „Bolotо" (Sumpf), oder fügen den Namen des jeweiligen Besitzers dieser Bezeichnung hinzu.

Nachdem die Moskwa aus der südwestlichen Ecke gekommen ist, bildet sie mit ihrem weiteren Laufe kleine Seen oder tiefe Gräben, die über 2 m tief sind. Abgesehen von diesen Gräben und Seen beträgt aber ihre Tiefe und Breite auf der 6 km langen Strecke von ihrem Ursprunge bis zu ihrem Eintritt in den Michalewskischen See nirgends mehr als 7 dem. Ihre niedrigen

Digitized by Google

Ufer sind größtenteils vollständig kahl, nur hier und da findet man Erlen. Bis zu ihrem Eintritt in den genannten See nimmt sie vier sehr unbedeutende Nebenflüsse auf, welche in trockenen Jahren vollständig austrocknen. Die rechten Nebenflüsse sind die Konoplewka und die Rogatschewka oder Rotoshskaja, die linken die Masslowka und die Biserka oder Jeserka.

Bei dem Eintritt in den Michalewskischen See liegt die Moskwa in einer absoluten Höhe von 239 m. Der See hat eine Länge von Osten nach Westen von 800 m und eine Breite von ungefähr 400 m.

Entdeckung neuer Bildwerke vom Santa-Lucia-Typus in Guatemala.

Von Karl Sapper. Coban.

Coban, 13. September 1894. In Band 66, Heft 6 des Globus fand ich eine Mitteilung über die Steinbildwerke von Santa Lucia Cozumalhuapa, die mir um so interessanter war, als Strebels Originalarbeit mir hier nicht zugänglich ist. Die Skulpturen von St. Lucia sind mir von jeher, seit Berendts, Bastians und Stolls Besprechungen, höchst merkwürdig erschienen und ich bedaure sehr, sie nicht im Original gesehen zu haben, sondern nur in Bastians Abbildungen. Nun sind kürzlich auf der Tinca Pantaleon die auf der genannten und benachbarten Kaffeepflanzungen vorhandenen Skulpturen gesammelt und zusammen in einer Art Grotte eingemauert worden, und da ich hörte, daß dieselben ähnlichen Charakter aufwiesen, als diejenigen von St. Lucia, so hoffte ich gelegentlich einer im Monat August 1894 unternommenen Erholungsreise durch die Skulpturen von Pantaleon einen gewissen Einblick in die Technik und Darstellungsweise der St. Lucia-Bildwerke zu gewinnen. Leider mußte ich aber in Antigua meinen Reiseplan ändern und auf den Ausflug nach Pantaleon verzichten.

Zu meiner großen Überraschung erblickte ich aber auf dem Wege von Retalhuleu nach der Costacuca in der Nähe der Kaffeepflanzung St. Margarerita einen bearbeiteten Stein, welcher eine menschliche Figur fast in Lebensgröße darstellt, welche in ganz ähnlicher Weise wie auf der im Globus, Bd. 66, S. 100 abgebildeten Figur oben eine spiralig gekrümmte Leiste aufweist, während der offenbar scharf zurückgebogene Kopf bei der grellen Sonnenbeleuchtung nicht recht kenntlich war, ebenso wenig als die übrigen Details. In der Nähe sahen mein Bruder Richard und ich noch andere behauene Steine, jedoch ohne Skulpturen. Man versicherte uns aber, daß eine ganze Anzahl solcher Figuren noch abseits vom Wege ständen; eine andere Steinfigur, freilich schlecht erhalten, befindet sich auf dem Gebiete der Kaffeeplantage S. Francisco Miramar.

Da mich die gesamte Technik der Steinfigur von St. Margnerita lebhaft an Bastians Abbildungen der Skulpturen von St. Lucia erinnerte, so glaube ich annehmen zu dürfen, daß sie von demselben Volke stammen wie jene, und daß dieses Volk ehedem die ganze Küste Guatemalas einnahm, nach welcher späterhin verschiedene, der Mayavölkerfamilie angehörige Stämme, die Cakchiqueles, Tzutuhiles, Quichés und Mames, hinuntergewandert sind, und da gerade diese Kolonieen den Zusammenhang der aztekischen Gebiete von Chiapas und Guatemala unterbrechen, so scheint mir auch aus diesem Grunde am wahrscheinlichsten, daß die Skulpturen von St. Lucia sowohl, wie von St. Margnerita von den Azteken, resp. einem älteren Nahuatl-Volk abstammen und gewissermaßen deren chemalige geographische Ausdehnung bekunden.

Aus allen Erdteilen.

— Die Pest in Hongkong. Anfangs Mai 1894 hörte man in Hongkong, daß in Kanton viele Menschen an einer Epidemie starben. Bald ereigneten sich auch im chinesischen Hospitale Tung Wa in Hongkong ähnliche Fälle und die Behörden stellten fest, daß es sich um den „schwarzen Tod", die Pest, handle, welche einst in Europa so große Verheerungen angerichtet hatte. Man traf sofort energische Maßregeln und verankerte das Hospitalschiff „Hygeia" bei dem durchseuchten Distrikt, errichtete ein neues Hospital und versah die Polizei mit besonderer Machtvollkommenheit. Unterdessen starben täglich 100 Menschen an der Seuche. Als diese noch mehr sich ausdehnte, wurde ein Freiwilligenkorps aus den Bürgern gebildet, die in die chinesischen Wohnungen eindrangen und daraus die Kranken in die Krankenhäuser brachten. Hierbei zeigte sich nun so recht, in welch entsetzlichen Zuständen die Chinesen hausten.

Mit Gewalt mußte man ganze Straßen räumen, die dann an ihren Eingängen zugemauert wurden, damit die ehemaligen Bewohner nicht wieder hineindrangen. Für letztere sorgte die Regierung, und als, an einigen Stellen, das Zumauern nicht half, brannte man einige Straßen nieder. Der Boden der Häuser fand sich dort buchstäblich bis 3 Zoll hoch mit Unrat erfüllt, denn der arme Chinese wirft die Speiseabfälle u. s. w. einfach auf den Boden der Wohnung und säubert dieselbe nie. Der Gestank in diesen Höhlen war fürchterlich und dabei waren sie dicht mit Menschen erfüllt. Konnten diese nicht mehr nebeneinander hausen, so zog man in die ohnehin niedrigen Zimmer einen Zwischenboden und so hauste die Masse noch übereinander.

Und doch weigerten sich die Unglücklichen den Soldaten und der Polizei gegenüber, ihre Spelunken zu verlassen. Daran waren die einheimischen Ärzte, deren Eifersucht erregt wurde, und die weitverbreiteten geheimen Gesellschaften schuld. Sie verbreiteten nämlich das Gerücht, die englische Regierung entführe die Kinder, um aus ihren Lebern eine Medizin gegen die Seuche zu kochen; die Regierung wolle die Überbevölkerung dadurch aufheben, daß sie jedem ins Krankenhaus gebrachten Chinesen Eis auf Herz lege, damit er sterbe u. dergl. Trotzdem die Engländer jetzt 41 Jahre in Hongkong herrschen und alles Mögliche für Erziehung und Bildung der Chinesen gethan haben, wurde solches geglaubt; die Chinesen flohen (bis Ende Juli nach dem amtlichen Berichte 61 000) und verbreiteten die Seuche weiter ins Land, überall Haß gegen die Fremden erregend. Das waren aber nicht bloß die ärmeren Leute. Die angesehensten Chinesen, die Blüte der Nation, verlangten vom Gouverneur, er solle die Hausuntersuchungen untersiassen. Dieser gestand ihnen wenigstens die Eröffnung eines eigenen chinesischen Krankenhauses zu, in welchen die ungebildeten chinesischen Ärzte praktizierten. In China kann jeder, wer will, ohne Prüfung sich zum Arzte aufwerfen, und so wurde denn das chinesische, liederliche und schmutzige Hospital bald ein Hauptherd der Seuche und mußte amtlich geschlossen werden. Der Vizekönig von Kanton nahm sich nun seiner Landsleute an und brachte die Insassen des Hospitals in Dschunken nach Kanton, denn die Barbaren verstanden ja nichts von Medizin. Gegenüber von Hongkong wurde außerdem ein chinesisches Krankenhaus eröffnet, nur um die Kranken den Engländern zu entziehen. Natürlich ging alles zu Grunde, was in die Hände der unwissenden heimischen Ärzte geriet und wunderbar zeigte sich die berühmte Pietät der Chinesen für ihre Verstorbenen. In 1 bis 2 Fuß tiefen Gruben wurden die Leichen ohne Särge eingestampft, wobei die Chinesen sich weigerten, Kalk anzuwenden. Wie groß die Sterblichkeit war, mag man daraus ermessen, daß in einem Monat allein 500 Totengräber angestellt waren. (Aus einem Briefe von C. Bennett im Church Miss. Intell. Oktob. 1894.)

— Der Balbali- oder Dalubisee am Meru- oder Märuberge westlich vom Kilimandscharo ist im Juni 1894 vom Kompagnieführer Johannes besucht worden. Er war der erste Europäer, der dorthin gelangte und berichtet im Deutsch. Kolonialblatt vom 15. Oktober 1894 darüber folgendes: Der See liegt ähnlich dem Dschalasee des Kilimandscharo

Digitized by Google

am Westfuße des Mărugebirges, in einem etwa 60 m hohen Hügel, eingeschlossen von steil abfallenden bewaldeten Felsen. An der Südseite sind die Ufer am höchsten, an der Nordseite flach abfallend und bilden dort einen guten Zugang. Der See hat dreieckige Form, die Spitze liegt im Süden. Seine Längserstreckung ist von Nordnordost nach Südsüdwest und beträgt 1150 m, seine größte Breite 800 m. Er ist demnach ungefähr halb so groß wie der Bachalasee. Das Wasser ist sehr gut. In demselben sollen Flußpferde leben. Es existiert die Sage unter den Eingeborenen, daß im Balbalisee früher eine Schlange „Kundo" (Sualenklasse) oder „Mrotowi" (Bantuname) vom Mărugebirge herumtergestiegen sei und alles, Menschen und Thiere, gefressen und ein Jahr in dem See gelebt habe. Dann soll dieselbe zur Küste nach Kipumbue gegangen und im Meer verschwunden sein. Noch jetzt scheuen sich die Wamărus, bis zum See hinabzugehen. Als wir den See zu sehen wünschten, fragten die Eingeborenen, ob wir in demselben schlafen wollten. Es ist hier ein altbekanntes Gerücht, au welchen sogar die Waschenggas glaubten, daß die Europäer im Wasser schliefen, da sonst ihre Haut (usso) nicht so weiß weiß (perpe mno) sein könne. Betreffend die Abstammung der Wamăru habe ich in Erfahrung gebracht, daß dieselben zuerst Massais waren, welche, durch Hungersnot gezwungen, sich am Mărugebirge angesiedelt haben. Eine weitere Eigentümlichkeit des Mărugebirges ist, daß mit Ausnahme von zwei Flüssen sämtliche übrigen Gewässer am Fuße des Gebirges entspringen. Es mag dies von dem steilen Abfall des Mărugebirges, der auch zeitweise mit Schnee bedeckt ist, herrühren.

— Timbuktu und Umgebung. Nr. 15 der Comptes rendus der geographischen Gesellschaft in Paris enthält (S. 337) verschiedene Mitteilungen, welche „die neuesten und gewissenhaftesten" Forschungen des Kapitäns Fortin reklätieren. Hätten die Franzosen an dem von Heinrich Barth und Oscar Lenz gelieferten Material festgehalten, so hätten sie sich diese neuesten Berichtigungen fast alle ersparen können. Zur Ehre der deutschen Forscher sei daher hier angeführt, was diese schon längst richtig beobachtet und mitgeteilt haben, was aber in einer wissenschaftlichen Gesellschaft zu Paris als neueste Entdeckung verkündet wurde.

Wenn gesagt wird, Timbuktu liege nicht auf dem Rande eines Plateaus, sondern in der Ebene, so steht schon bei Barth zu lesen („Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika", S. 411), daß zwischen Kabara und Timbuktu zwei Thalsenkungen sich befinden, und daß (S. 490) die Stadt selbst nur wenige Fuß über dem mittleren Niveau des Nigers liegt, endlich, daß die im Süden ausgebreiteten Teiche gelegentlich mit dem Strom sich vereinigen. Richtig ist, aber nicht neu, wie auch Barth (Bild. S. 491) schon angegeben, daß Kabara entfernt vom eigentlichen Strombette des Nigers liegt; unrichtig aber, daß Koriome und nicht Kabaru als Hafenplatz Timbuktus bezeichnet werden muß. Kabara ist durch ein breites Seitengewässer mit dem Niger verbunden, doch nur zur Schwelzeit; während der Trockenzeit fließt das Wasser ab und Kabara kann nicht mehr mit Böten vom Niger aus erreicht werden. Diese Darstellung Barths hat Lenz in seinem Werke „Timbuktu" (Bd. 2, S. 132) nicht genau reproduziert und daher rührt wohl der geographische Irrtum über die Situation von Kabara (Lenz selbst hat den Ort nicht besucht); er giebt an, „Kabara ist auf einer dicht am Flusse liegenden Anhöhe erbaut", bemerkt jedoch nicht dabei, daß unter diesem Flusse nur ein periodisches Seitengewässer des Nigers zu verstehen sei, nicht der Niger selbst.

Ueber einen linksseitigen Zu- oder Abfluß des Nigers, nahe oberhalb von Korioma, bringen die Compt. rend. die Bemerkung, daß er zur Schwelzeit das Hauptstromes von Ost nach West fließe, und in die beiden Teile und Faguibine, nördlich von Gundam, münde, zur trockenen Zeit aber nach Osten ströme und in den Niger sich ergieße. Das ist auch nur eine Bestätigung und Ergänzung des bereits Bekannten. Denn offenbar ist das der von Lenz erwähnte Betkur; er ist nach ihm entweder ein Zufluß zum Niger, welcher in Rasel-ma entspringt (ibid. S. 175), oder „richtiger ein weit ins Land greifender Arm des großen Stromes" (S. 181).

B. F.

— James Darmesteter †. Zur Zeit des ersten Napoleon wanderte ein Jude aus Darmstadt in Paris ein, der sich von da ab Darmesteter nannte. Sein Enkel J. Darmesteter war der am 19. Oktober 1894 als Prof. am Collège de France verstorbene berühmte Orientalist, welcher im hohen Maße die vergleichende Sprachwissenschaft wie die Kulturgeschichte gefördert hat. Er war 1849 geboren zu Château Salins, das jetzt in Deutsch-Lothringen liegt, und wurde gleich seinem Bruder, dem Romanisten Arsène Darmesteter, auf der Pariser Rabbinerschule erzogen. In die Sprach- und Religionswissenschaft führten ihn Bréal und Bergaigne ein; 1877 wurde er Professor des Zend an der École des Hautes Études; 1885 Professor am Collège de France. Unter seinen auch kulturgeschichtlich und volkskundlich hervorragenden Schriften erwähnen wir: Études Iraniennes (1883), Le Mahdi depuis les Origines de l'Islam (1885), Origine de la Poésie Persane (1888), Lettres sur l'Inde (1890), die Frucht seiner Reise nach der afghanischen Grenze, Chants Populaires des Afghanes (1891); für Max Müllers „Sacred Books of the East" besorgte er die Uebersetzung der Avesta. Darmesteter war ein eifriger Verfechter des Judentums; er veröffentlichte 1892 Les Prophètes d'Israel. Seine „Philosophie der Geschichte des jüdischen Volkes" erschien 1884 zu Wien in deutscher Übersetzung von J. Singer. Er sucht darin nachzuweisen, wie unsere Kultur (alte und neue) im wesentlichen Israels Werk sei.

— Ueber die Temperatur der Flüsse Mitteleuropas hat erst kürzlich Dr. Forster eine Arbeit veröffentlicht, die auch in diesem Bande des Globus, Seite 194 besprochen ist. Unabhängig von ihm hat Guppy sich auch mit diesem Stoffe beschäftigt, hat selbst an der Themse beobachtet und seine Beobachtungen mit solchen an französischen und tropischen Flüssen gemachten verglichen. Vor allen Dingen, sagt Guppy, ist es wichtig zu wissen, ob ein Fluß dieselbe Temperatur in der Mitte wie an seinem Rande hat und ob dieselbe mit der Tiefe sich verändert. Genau fand in dieser Beziehung an der Loire bei Vendôme, daß der Unterschied der mittleren Temperatur nur wenige Hundertstel eines Centigrades betrug. Dasselbmau fand für den Kongo bei Vivi auch nur einige Zehntel Grade (C.) Unterschied an den verschiedenen Stellen, während Dr. Griffith für den Brahmaputra bei Sadiyá kaum eine Temperaturdifferenz nachweisen konnte. Bei schnell strömenden Flüssen findet also kaum eine höhere Erwärmung des Wassers am Rande statt. Bei der Themse dagegen, einem trägen Flusse, fand Guppy, jedoch nur in den äußerhalb der Strömung gelegenen seichten Einbuchtungen (edies oder backwaters), an warmen Sommermittagen Unterschiede von 4 bis 6° F. Erst 2 m vom Ufer entfernt, war die Temperatur annähernd der in der Mitte des Stromes gleich, in der Nacht sogar 1 bis 2° kühler als dieselbe. Wo die Strömung diese Einbuchtungen beherrscht, verschwinden die Unterschiede. Die Randerhitzung eines Flusses, wie der Themse, und die Überhitzung des Wassers der durch einen Tropenfluß überströmten Flächen (Humboldt fand es bei fünf Fuß Tiefe 33 bis 34° C. warm, während er für die normale Temperatur des Orinoko 27 bis 28° C. angiebt), sind wichtige Elemente in der Verbreitung von Wasserpflanzen. In Bezug auf die Annahme der Temperatur mit der Tiefe ist Guppy der Ansicht, daß dieselbe — mit Ausnahme von Flüssen mit fast namerklicher Strömung — sich nur wenig verändert. So fand Prof. Merian während des Sommers 1834 keinen Unterschied zwischen der Temperatur an der Oberfläche des Rheins und bei 5 m Tiefe. Auch im Mississippi war der Unterschied von Oberflächen- und Bodentemperatur mit gewöhnlichen Thermometern nicht merkbar. Ebenso sind im Seegel und im unteren Nil nur geringe oder gar keine Unterschiede mit zunehmender Tiefe beobachtet worden. Tropische, stehende Gewässer haben dagegen oft eine um 20° höhere Temperatur an der Oberfläche als in der Tiefe. So fand Livingstone an einer Stelle an der Oberfläche 100° F., während aus der Tiefe köstlich kühles Wasser geschöpft werden konnte. Morgens, etwa eine Stunde nach Sonnenaufgang, haben in den meisten Gegenden die Flüsse die niedrigste Temperatur (die Lufttemperatur ist dann noch um einige Grade (6 bis 16) niedriger als die Wassertemperatur). Dann entsteht das sogenannte „Dampfen" oder „Rauchen" der Flüsse am frühen Morgen, da die vom Wasser aufsteigende Feuchtigkeit durch Kontakt mit der kälteren Morgenluft kondensiert wird und als weißer Dampf über die Oberfläche des Wassers hinrollt. — Es ist dies Dampfen der Flüsse nicht zu verwechseln mit den kühlen Nebeln, die zuweilen auf größeren Flüssen lagern, da diese ganz entgegengesetzten Bedingungen ihren Ursprung verdanken. Die höchste Temperatur scheinen die meisten Flüsse, nach den wenigen vorliegenden Beobachtungen zu schließen, im Sommer zwischen 3 und 4 Uhr, im Winter zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags zu erreichen. Guppy beobachtete bei der Themse das Maximum zwischen 4 bis 6 Uhr nachmittags; es hielt bis ½ 8 Uhr an, dann erst wurde das Wasser kühler, Im Winter fiel die Temperatur schon um 2 Uhr nachmittags. In tropischen Gegenden erreichen die Temperaturen auch zwischen 3 bis 3 Uhr nachmittags ihr Maximum. — (Proceedings of the Royal Physical Society of Edinburgh, Session 1893 bis 1894, Vol. XII, p. 286 — 312; River Temperatures, Part I. Its daily Changes and Method of Observation. By H. B. Guppy. Plate VIII).

Digitized by Google

— Ein Stück des oberen Kongo ist im März 1893 von dem Amerikaner Mohun, welcher sich der Expedition des Kapt. Dhanis gegen Njangwe und Kassongo angeschlossen hatte und im August d. J. nach Europa zurückkehrte, bereist worden, und zwar die bisher noch unerforschte Strecke zwischen dem Orte Kassongo und der Mündung des Lukuga (4° 30′ bis 5° 30′). Sie zerfällt in zwei wesentlich voneinander verschiedenen Abteilungen; in der ersten Hälfte (etwa 110 km lang), von Lukuna, etwas unterhalb der Mündung des Lulindi, bis Kongola (5° 11′), bildet der Fluß unzählige Stromschnellen, erweitert sich einmal bis auf 2500 m und verengt sich darauf bis zu 180, ja 90 m zwischen Granitmassen von 175 m Höhe (die „Höllenpforte"); in der zweiten kürzeren Hälfte, von Kongola bis zum Einfluß des Lukuga, breitet er sich mächtig zu einer schiffbaren Wasserfläche aus, welche seiner Zeit von den Araberu als der See Landji bezeichnet wurde, nach den Erkundigungen Mohuns aber von den Eingeborenen nirgends so benannt wird. Die ganze Thalstrecke, von 1000 bis 1200 m hohen Hügelketten eingeschlossen, ist ausnahmerlich fruchtbar und dicht bevölkert. Zuflüsse erhält dieser Teil des Kongo nur von Osten, und zwar außer dem schon in den Karten eingetragenen Lulindi und Luama noch vier größere.

Ein kartographische Darstellung, welche Mohnu beifügt, und die in Nr. 21 des Mouv. géogr. (30. September 1893) wiedergegeben ist, erweckt nicht allzu großes Vertrauen; wäre sie richtig, so müßte die Erweiterung des Flusses oberhalb Kongola, im Vergleich zu jener im Unterlauf (2500 m) mindestens 22 km betragen. Auch die Richtung des bei Kongola mündenden Lukuga nach Südsüdost erscheint nach den bekannten Aufzeichnungen Delcommunes höchst zweifelhaft.

B. Förster.

— Der englische Botaniker C. F. Scott Elliot hat im Auftrage der Royal Society eine Reise nach dem hohen Schneeberge Runsoro (Stanleys Ruwenzori) im Norden des Albert Eduard See unternommen. Er ging durch Usambara, Karagwe und Ankobe und traf am 1. April 1894 am Fuße des Berges ein. Von den Arbeiten seiner Vorgänger sind ihm diejenigen Stuhlmanns noch unbekannt geblieben, so daß er in seinem Berichte (Nature 4. October und Geographical Journal Oktober 1894) manches aussagt, was jener schon mitgeteilt hat. Die Flora des ganzen Landes bis zu einer Höhe von 2000 m ist nach Scott Elliot überall die gleiche, das Land sei sehr fruchtbar, und könne hundertmal mehr Menschen ernähren, als jetzt dort leben. Die Sumpfflüsse, die zum Viktorisee fließen, würden eine ausgedehnte Reiskultur begünstigen, Talak und Kaffee finden vortrefflichen Boden. Auch sei der Wildstand noch ein großartiger; er sah große Elefantenherden. Der Viehstand des Landes aber sei durch die Rauhzüge Kabaregas vollständig vernichtet, so daß Löwen und Leoparden nun auf Menschenfleisch angewiesen seien. Scott Elliot beabsichtigte, die Flora des Hochgebirges zu erforschen. Die Verteilung der Wälder am Runsoro, berichtet er, hänge von den Morgennebeln ab. Wolken am Berge ab, welche stets an demselben die gleichen Linien einhalten und erst gegen Abend den Gipfel erreichen.

— Das Vorkommen der Rofskastanie und der Buche in Nordgriechenland ist pflanzengeographisch von Wichtigkeit. Bis vor 15 Jahren war die Heimat der bei uns als Zierbaum angepflanzten Rofskastanie (Aesculus Hippocastanum) unbekannt; sie war im 16. Jahrhundert über Konstantinopel zu uns gekommen und hat wahrscheinlich ihren Namen von den Türken, welche ihren Früchten Heilkraft gegen den Husten der Pferde zuschrieben. Erst in den siebziger Jahren fand der bekannte Athener Botaniker, Herr Th. v. Heldreich, die Roßkastanie thatsächlich in den Gebirgen des westlichen Mittelgriechenlands auf, und zwar in Evrytanien am Chelidonigebirge, an der Kalinkuli, am Veluchi (Thal von Stenoma); ferner am Kukkos (im großen Eichen- und Tannenwalde von Muntzuraki) und bei Mavrolithari am Oeta. An allen diesen Stellen fand sich die Roßkastanie in schattigen feuchten Waldschluchten in einer Meereshöhe von 1000 bis 1300 m, an Örtlichkeiten, die den Gedanken an eine künstliche Anpflanzung nicht aufkommen ließen. Heldreich stellte daher die bald angenommene Ansicht auf, daß die Gebirge des nördlichen Griechenlands die Heimat der Roßkastanie seien. Neue Beweise dafür hat jetzt der um die Erforschung der Geographie und Geologie Griechenlands hochverdiente Dr. A. Philippson in Bonn beigebracht (Naturwissenschaftliche Wochenschrift, 2. September 1894). Er fand im verflossenen Jahre den schönen Baum noch weiter nördlich im Pindos an fünf Stellen, am nördlichsten bei Chalikí im Thale des Aspropotamos. Auch Dr. Philippson fand den Baum in engen und feuchten Schluchten zwischen andern Waldbäumen (Eichen und Platanen), immer nur in einzelnen oder wenigen Exemplaren. Die Meereshöhe betrug 600 bis 1300 m. Jedenfalls zeigen die genannten Fundpunkte, daß die Roßkastanie in dem ganzen Zuge des Pindos häufig verbreitet ist. Die Annahme, daß dort ihre Heimat zu suchen sei, erfährt dadurch eine Bekräftigung.

Was unsere Waldbuche (Fagus sylvatica) betrifft, so erreicht sie auf der Balkanhalbinsel ihre Südgrenze, und auch hierüber konnte Dr. Philippson Beobachtungen anstellen. Schon früher wußte man, daß sie am Olymp, Kissavos und Pindos vorkomme; v. Heldreich fand sie noch südlicher am Oxyagebirge (Sírei, neugriechisch Boche) im 38° 45′ nördl. Br. Philippson wies sie an noch weiteren fünf Stellen nach, wo sie überall ausgedehnte Wälder bildete und riesige Stämme zeigte. Die Buchenforsten liegen sämtlich in der Höhenregion von 1500 bis 1800 m und bilden, wo sie vorhanden sind, die Baumgrenze. Sie liegen also nicht, wie in unseren Gebirgen, unter dem Gürtel der Nadelholzwälder, sondern über oder neben denselben, meist auf Glimmerschiefer, Serpentin, Flysch.

— In den Knochenhöhlen von Nischnei-Udinsk in Ostsibirien, welche 700 Fuß über dem heutigen Spiegel des Flusses Uda liegen und 1525 Fuß tief sind, fand Tschersky eine stellenweise 17 Fuß dicke Schicht von Säugetierresten, welche in dem kühlen Klima teilweise noch anhängende Weichteile zeigen. Es ist eine echt arktische Fauna, anscheinend der Postglacialzeit entstammend, darunter ein mit Canis alpinus zunächst verwandter neuer Hund (C. nischneidinensis), aber auch die Saigaantilope und vor allem ein Hautfetzen, der nach der charakteristischen Behaarung unbedingt einem Rhinoceros angehört hat. Es hat sich also das Nashorn auch nach der Eiszeit noch in den sibirischen Ebenen gehalten. Der Hautfetzen befindet sich in Petersburg und ist dadurch dem Schicksal der übrigen Ausbeute entgangen, welche bei dem großen Brande in Irkutsk zerstört wurde.

Ko.

— Die religiösen Prügeleien in Puna. Trotzdem die Prophezeiung schon sehr alt ist, sieht es doch noch nicht danach aus, daß „eine Herde und ein Hirt sein wird". Die aus Ostindien eingelangten Berichte geben wenigstens jetzt abermals Schilderungen von Streitigkeiten zwischen Hindus und Mohammedanern, welche den Beweis liefern, daß selbst in Puna — nicht allzufern von Bombay, einem Hochsitz des civilisatorischen europäischen Einflusses in Indien — die religiösen Prügeleien noch in voller Blüte stehen.

Mitte September 1894 hielten die Verehrer des Ganpati, des elefantenköpfigen Gottes der Weisheit, eine feierliche Prozession zu dessen Ehren ab, wobei längs der Prozessionsstraße schöne Altäre errichtet waren. Man annektierte sich schon nachts zum feierlichen Umzuge und eine Hindumusikbande zog dabei mit klingendem Spiel vor einer Moschee vorüber, an welcher die Mohammedaner Gottesdienst hielten. Eine Aufforderung an die Hindu, die stürmende Musik einzustellen, blieb unbeachtet, worauf eine große Prügelei entstand, wobei ein Mohammedaner erschlagen und die Moschee im Innern vollständig verwüstet wurde. Die Polizei, welche einschritt, hatte eine regelrechte Schlacht zu bestehen, und der 14. September sah alle Läden, Moscheen, Tempel in Puna geschlossen. Die Einzelheiten sind hier ohne Belang; es mag nur bemerkt werden, wie unter den Augen der britischen Macht derlei aus gegenseitiger religiöser Unduldsamkeit entspringende Scenen sich Jahr für Jahr wiederholen. Dabei dürfen wir Christen freilich nicht hochmütig auf die „Heiden" herabblicken, da ja die Prügeleien zwischen den verschiedenen christlichen Bekenntnissen in Jerusalem am Osterfeste sich fast jährlich wiederholen.

Ko.

— Die von der Australian Society for the Advancement of Science eingesetzte Kommission zur Untersuchung der Gletscherverhältnisse auf Neuseeland hat in der diesjährigen Versammlung ihren Bericht erstattet. Nach demselben tritt, wie zu erwarten stand, die Zunahme der Gletscherlänge von Norden nach Süden deutlich hervor, aber während in der früheren Zeit die größte Entwickelung der Gletscher in Central Otago stattbutte, finden wir heute die ausgedehntesten Gletscher in South Canterbury. Die alten Endmoränen liegen im Norden 2700 Fuß, im Süden nur 600 Fuß über dem Meere; der größte der alten Gletscher war 65 miles lang. Aus biologischen Beobachtungen, deren Veröffentlichung indes noch aussteht, schließt die Kommission, daß die Temperatur des Meerwassers um Neuseeland seit der Miocänperiode nie erheblich niedriger gewesen ist als heute.

Ko.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. Druck von Friedr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DER ZEITSCHRIFT „DAS AUSLAND".

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG von FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXVI. Nr. 21. BRAUNSCHWEIG. November 1894.

Die Entzifferung der Orchon- und Jenissei-Inschriften.

Von Dr. E. Fromm. Aachen.

Schon seit dem Beginne des 18. Jahrhunderts kennt man aus dem Gebiete des oberen Jenissei in Sibirien merkwürdige Inschriften- und Figurensteine, welche sich an den Ufern des Flusses in der Nähe von alten Gräbern fanden. Die Figuren stellen Jagd- und Opferscenen, Tierbilder, menschliche Angesichter und Ornamente dar; die Inschriften verlaufen in runenartigen Zeichen. Der erste dieser Steine ward durch einen Deutschen, den Naturforscher Daniel Gottlieb Messerschmidt aus Danzig, entdeckt, der im Auftrage des Zaren Peter des Grofsen in den Jahren 1719 bis 1727 Sibirien bereiste und über Nertschinsk bis zum Grenzflusse Argun-Kerulun vordrang. Messerschmidt selbst fand, in Gemeinschaft mit dem Kapitän v. Strahlenberg, noch ein zweites Monument; die Kopien von fünf weiteren Steinen kamen durch einen Abgesandten der Kaiserin Katharina II. nach Europa und wurden hernach durch Peter Pallas publiziert. Im Beginne unseres Jahrhunderts mehrte sich die Zahl der Denkmäler noch, und sie begannen, da ihre hervorragende Bedeutung für die Geschichte Centralasiens nicht zweifelhaft bleiben konnte, die Aufmerksamkeit der Gelehrten zu fesseln. Abel Rémusat, Jul. Klaproth und der finnische Archäologe Castrén wandten ihnen ihr besonderes Interesse zu und unternahmen die ersten Versuche, eine Lösung des Schrifträtsels zu finden. Vorerst gelang sie nicht, und man mufste sich mit mehr oder weniger gegründeten Erklärungen und zum Teil recht merkwürdigen Hypothesen begnügen. Die Schrift ward als skythisch oder tschudisch, als verwandt mit den nordischen Runen, ja als keltisch und gotisch hingestellt. Allmählich gerieten die Monumente, da jeder ernstliche Entzifferungsversuch doch als gescheitert angesehen werden mufste, wieder in Vergessenheit, und erst vor etwa zwanzig Jahren wurde die Aufmerksamkeit aufs neue auf sie gelenkt, als die finnländische archäologische Gesellschaft zweimal unter Leitung des Prof. Jul. Aspelin Expeditionen zur Nachforschung und Untersuchung der Inschriften nach Minusinsk entsandte. Auf Anregung Aspelins wurde dann durch die genannte Gesellschaft eine Ausgabe der Inschriften auf 32 Tafeln veranstaltet[1]), welcher der Herausgeber eine ausführlichere Geschichte ihrer Entdeckung vorausschickte, ohne seinerseits eine Entzifferung zu versuchen. Gleichwohl erweckte seine Arbeit die lebhafteste Teilnahme in den Kreisen der Orientalisten und Archäologen, und diese sollte durch neue überraschende Entdeckungen alsbald noch erheblich gesteigert werden.

Auf dem achten russischen Archäologenkongrefs lenkte N. Jadrinzew die Aufmerksamkeit auf den Reichtum der Mongolei an Altertümern aller Art und auf die von ihm, namentlich im Gebiete des Flusses Orchon, gefundenen Inschriften. Durch seine Anführungen angeregt, unternahm zunächst ein finnischer Gelehrter, Dr. A. Heikel, in Begleitung seiner Frau und seines Bruders im Frühjahr 1890 eine Expedition in das Gebiet des genannten Flusses. Er fand drei Monumente, deren Seiten zum Teil mit den merkwürdigen Jenissei-Schriftcharakteren, zum Teil mit chinesischen Inschriften bedeckt waren. Die Resultate seiner Forschungen legte er in einem mit 66 Tafeln und einer Karte ausgestatteten Werke nieder[2]). Gleichzeitig mit Heikel unterbreitete der berühmte Sprachforscher W. Radloff der kaiserlich russischen Akademie der Wissenschaften einen Plan zur Erforschung des interessanten Gebietes. Er konnte, in Begleitung Jadrinzews, des Sibirienforschers D. A. Klemenz u. A., im Juni 1891 von Kiachta aus nach der Mongolei aufbrechen; Zweck der Expedition war, zu ermitteln, welcher Art die in dem ausgedehnten Becken des Orchon und seiner Nebenflüsse vorhandenen Ruinen seien und ob ein Zusammenhang mit denjenigen am Jenissei etwa sich feststellen lasse. Bei Chara-Balgassun, den Resten der einst mächtigen Mongolen-Residenz Karakorum, fand man ein gewaltiges Granitdenkmal, welches Inschriften in chinesischer und in uigurischer Schrift, sowie eine dritte in Jenissei-Schriftzeichen zeigte. Von diesen Inschriften, wie von allen weiterhin gefundenen ähnlichen, wurden Abklatsche genommen, und schon im Jahre 1892 konnte Radloff mit der Publikation der „Arbeiten der Orchon-Expedition" beginnen[3]). Und nun sollte durch eine Kombination

[1]) Inscriptions de l'Jenisséi, recueillies et publiées par la Société finlandaise d'Archéologie, Helsingfors 1889. 17 Seiten in Folio mit 14 Figuren im Text, 32 Tafeln mit Inschriften und 8 Tafeln in Photographie und mehreren Verzeichnissen. Als Supplement hat Prof. O. Donner im Jahre 1892 dem stattlichen Werke ein Wörterverzeichnis hinzugefügt (Mémoires de la société finno-ougrienne IV).

[2]) Inscriptions de l'Orkhon recueillies par l'expédition finnoise 1890 et publiées par la société finno-ougrienne. Helsingfors 1892.

[3]) W. Radloff, Vorläufiger Bericht über die Resultate der Expedition zur archäologischen Erforschung des Orchonbeckens. Aus dem Russischen übersetzt von O. Haller (Mélanges asiatiques, t. X, livr. 2) und Arbeiten der Orchon-Expedition. Atlas der Altertümer der Mongolei, St. Petersburg 1892 (vergl. Mitteilungen der Anthropolog. Gesellschaft in Wien, Bd. 22, 1892, S. 222 ff.); ein Bericht über Radloffs Untersuchungen auch im Globus, Bd. 64, 1893, Nr. 5.

Digitized by Google

der Jenissei- und Orchon-Inschriften gelingen, was mit den ersteren allein doch wohl niemals geglückt wäre. Ein auf dem Gebiete der finnischen Sprachen besonders hervorragender dänischer Forscher, Wilhelm Thomsen, hat neuerdings den Schlüssel zur Entzifferung der rätselhaften Schriftzüge gewonnen, und auf eine wahrhaft geniale Art eine ethnologische und linguistische Frage von hoher Tragweite ihrer Lösung entgegengeführt. Die Resultate seiner Untersuchungen sollen, nach dem von ihm im Bulletin der königlich dänischen Gesellschaft der Wissenschaften niedergelegten vorläufigen Berichte[4]), hier in Kürze vorgeführt werden.

Thomsens Entzifferungsversuche knüpfen sich im wesentlichen an die Inschriften der beiden größten der gefundenen Monumente aus dem Orchongebiete, welche in dem Ikeikelschen Werke als I und II reproduziert sind. Das Monument I ist leidlich erhalten, während II erheblich verstümmelt ist; beide tragen ausser umfangreichen Inschriften in Jenissei-Charakteren solche in chinesischen Zeichen auf einer ihrer vier Seiten. Der chinesische Text des Monumentes I ist durch Georg v. d. Gabelentz entziffert[5]) und durch den holländischen Sinologen G. Schlegel in einer eigenen Abhandlung[6]) eingehender erläutert worden. Die Erläuterung ergiebt, dafs das Denkmal einen Gedenkstein darstellt, welcher zu Ehren des K'iueh-ti(k)-k'iu, d. h. des Prinzen (türk. tigin) Kineh, Sohnes von Kout-tho-louk kho-han, d. h. des Chan Koutloug, und jüngeren Bruders des regierenden Chan Mi-ki-lien, errichtet ward, und zwar am 28. Januar 733. Aus chinesischen Quellen wissen wir, dafs dieser Prinz Kiueh der Tu-kine-(Türken)Dynastie angehörte, die seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts bis zum Jahre 745 den größten Teil der nördlichen Mongolei beherrschte[7]), und dafs er im Jahre 731 gestorben ist. Das Monument II ist dem ersten fast gleichzeitig und in größeren Teilen mit ihm übereinstimmend; es ist eine Stele zur Erinnerung an den schon genannten Chan Mi-ki-lien, der im Jahre 734 gestorben ist.

Keineswegs haben wir es hier mit bilinguen Inschriften zu thun; die Inschrift in dem unbekannten Alphabet stellt sich vielmehr vor bis fünfmal länger dar, als die chinesische, und beide sind in der That völlig unabhängig von einander. In erster Linie galt es nun über die äufsere Anordnung der Zeichen und Linien Klarheit zu gewinnen, und schon hierbei kam Thomsen mehrfach zu andern Resultaten wie seine Vorgänger. Er stellte fest, dafs die Jenissei-Charaktere liegend dargestellt sind, und zwar so, dafs die Spitze nach links, der Fufs nach rechts gekehrt ist, und dafs sie in vertikalen Linien verlaufen. Die Linien sind, wie im Chinesischen und Mongolischen, von oben nach unten zu lesen, d. h. also bei horizontaler Umordnung der Zeichen von rechts nach links; ebenso ist die Anordnung der Reihen von rechts nach links zu verstehen, so dafs also die am rechten Rande verlaufende Vertikale die erste Zeile, die am linken Rande verlaufende die letzte dargestellt[8]). Das Arrangement kann am besten durch das folgende Schema veranschaulicht werden:

Im ganzen ergaben sich 38 verschiedene Zeichen, und dieser Reichtum machte es von vornherein wahrscheinlich, dafs es sich nicht um ein gewöhnliches Alphabet handele, wo für jeden Laut nur ein besonderes Zeichen gesetzt ist, sondern vielmehr entweder um eine Silbenschrift oder wenigstens um eine solche, bei der bis zu einem gewissen Grade die Zeichen für den nämlichen Laut unter verschiedenen Bedingungen wechseln. Vor allem suchte Thomsen nun die Vokale zu gewinnen, und das gelang ihm durch eine im Grunde recht einfache Überlegung. Wenn man eine Zeichen-Kombination x y x vor sich hat, d. h. wenn dasselbe Zeichen vor und nach einem andern sich findet, so wird aller Wahrscheinlichkeit nach x den Konsonanten, y den Vokal oder y den Konsonanten und x den Vokal darstellen. Auf diesem Wege wurden zunächst drei Zeichen gefunden, welche unbedingt als Vokale anzusehen waren, und an der Hand der vokalharmonischen Grundgesetze und weniger anderen Daten, auf welche hier nicht näher eingegangen werden kann, wurde auch ihre Bedeutung erkannt. Zugleich ergab sich aber aus den gleichen Gesetzen mit Sicherheit, dafs die zahlreichen Zeichen für die Konsonanten nur als verschiedene Darstellungen desselben Lautes je nach dessen Verbindung mit den einzelnen Vokalen angesehen werden durften. Und jetzt ging Thomsen daran, seine Aufmerksamkeit auf besonders häufig wiederkehrende oder in anderer Weise, wie durch die Stellung an der Spitze neuer Abschnitte, hervortretende Zeichenverbindungen zu konzentrieren. Die Form fiel als charakteristisch in die Augen, und sie erschien ihm als schmückendes Beiwort des Fürstentitels; er deutete sie dementsprechend als täŋri (tengri), ein dem Mongolischen und allen Türkdialekten gemeinsames Wort, welches Himmel oder Gottheit bedeutet. Eine zweite Form, , war auffällig durch ihr häufiges Vorkommen anf dem Monumente I, während sie auf II gänzlich fehlte. In ihr konnte allein der vollständige Name des Fürsten, zu dessen Ehre das Denkmal errichtet war, sich verbergen. Im chinesischen Text lautete der Name K'iueh-ti(k)-k'in, was nach Schlegels Annahme der türkischen Form Kök-tigin entsprechen sollte. Die Jenissei-Charaktere ergaben für Thomsen die Form Kül- oder Köl-tigin; da das Chinesische ein l am Schlusse einer Silbe nicht kennt, so war dasselbe dort ausgefallen. Die Entzifferung dieser beiden Worte führte nun zugleich die eines ausserordentlich häufig vorkommenden dritten Wortes herbei, der Form = türk, türkisch, und hiermit war die Sprache der Inschriften so gekennzeichnet, wie nach den historischen Voraussetzungen und den Namen des chinesischen Textes zu erwarten stand. Indem die so gefundenen Bedeutungen nun in andere Worte eingesetzt wurden, klärte für Thomsen, den ausgezeichneten Kenner der Türkdialekte, sich eines nach dem andern auf, bis das ganze Alphabet fertig vor seinen Augen stand. Wir lassen die 38 Zeichen des Alphabetes, wie er sie nach und nach ermittelt hat, unten folgen; bei den Konsonanten sind mit [1] die nur in Verbindung mit den Vokalen a, o, u und y, mit [2] die im Verein mit ä, ö, ü und i vorkommenden Formen bezeichnet.

Die uns einzelne gehende Entzifferung ist von Thomsen noch nicht durchgeführt. Die Hauptergebnisse seiner Untersuchungen aber sind unanfechtbar. Nach ihnen gehören die Inschriften dem 6. bis 8. Jahrhundert nach

[4]) Déchiffrement des inscriptions de l'Orkhon et de l'Jénissei. Notice préliminaire (Bulletin de l'Académie Royale des Sciences et des Lettres de Danemark, Copenhague 1893, Nr. 3, p. 285—299).

[5]) Inscriptions de l'Orkhon p. 25 ff.

[6]) La stèle funéraire du Tchin Giogh (Mémoires de la société finno-ougrienne, III, Helsingfors 1892).

[7]) Die Tu-kiue-Dynastie wurde um die Mitte des achten Jahrhunderts durch die verwandte Uiguren-Dynastie gestürzt.

[8]) Radloff hatte in seinem Atlas die umgekehrte Folge vorausgesetzt.

Digitized by Google

Christus an, und sind in einem unverfälscht türkischen Dialekt verfafst, der mit dem bekannten uigurischen nicht identisch, wenn auch nahe verwandt ist. Er stellt sich in mancher Hinsicht als ursprünglicher dar und besitzt namentlich den Vorzug einer feineren Phonographie. Die eingehendere Behandlung des Inhaltes der Jenisseiund Orchon-Inschriften wird nun nicht lange auf sich warten lassen, und es ist nach den kurzen Mitteilungen, welche Radloff auf dem jüngsten Orientalistenkongrefs über die inzwischen fortschreitenden Arbeiten Thomsens gemacht hat, gar nicht abzusehen, zu wie überraschenden und schwerwiegenden Ergebnissen für die gesamte orientalische Geschichte uns die geniale That des dänischen Forschers führen wird.

Die Erschliefsung der Ostalpen.

Von Dr. Greim.

Die Festtage zu München sind verrauscht, in denen der deutsche und österreichische Alpenverein 1894 seine Generalversammlung, eine seiner bedeutendsten Sektionen, die Münchener, ihr fünfundzwanzigjähriges Jubelfest feierten. Die Anteilnahme der gesamten Tagespresse an diesem Feste liefs erkennen, welch mächtiger Faktor der Verein mit seinen 40 000 Mitgliedern geworden ist; und die immer noch sich fortsetzende Zunahme seiner Mitgliederzahl und seiner Sektionen zeigt, dafs der aufsteigende Ast der Entwickelungsbahn wohl noch nicht durchmessen ist. Einer so gewaltigen Ausbreitung, wie sie dieser Verein besitzt, mufs es aber auch möglich sein, bedeutendes zu leisten und wohl niemand wird verkennen, dafs die beiden Ziele, welche er verfolgt, in wesentlicher Weise durch ihn gefördert wurden und gefördert werden. „Die Durchforschung und die erleichterte Bereisung der gesamten deutschen Alpen" — das waren die beiden Aufgaben, die sich der Alpenverein gestellt hatte. Wie er der zweiten gerecht geworden ist, das sieht jeder klar vor Augen, der den einstigen Zustand mit dem jetzigen vergleicht, der die

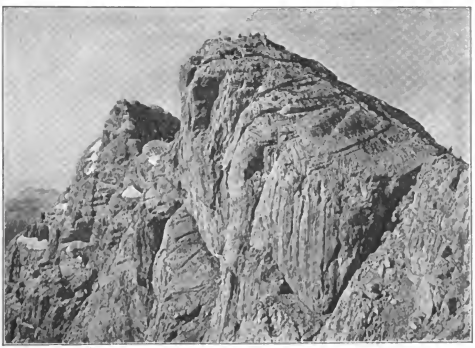


Fig. 1. Die vordere und mittlere Spitze des Watzmanns.

prächtigen Wege durch die Hochgebirgsregionen wandert, oder in einer der stattlichen Schutzhütten einkehrt und da Obdach findet, wohin früher manchmal nur mühsam der Fufs des Bergfreundes vordringen konnte.

In welcher Weise aber die Durchforschung der deutschen Alpen erfolgt ist, das bezeugt, neben der stattlichen Anzahl der seither erschienenen Vereinspublikationen, das Werk „Die Erschliefsung der Ostalpen", dessen Schlufshefte auf der Generalversammlung vorgelegt werden konnten[1]). Von einundzwanzig verschie-

[1]) Die Erschliessung der Ostalpen. Unter Redaktion von Prof. Dr. E. Richter, herausgegeben vom deutschen und österreichischen Alpenverein. Mit vielen Photogravüren, Illustrationen im Text, Karten etc. 24 Lieferungen, je (im Buchhandel) 1.40 Mk.

Digitized by Google

Fig. 2. Die Vogelkarspitze von der Vereinsalpe aus.

Digitized by Google

denen Verfassern, die alle dem Verein angehören und die betreffenden Gruppen aus eigener Erfahrung und Anschauung kennen, wird uns ein Bild entworfen, wie die einzelnen Teile der Ostalpen nach und nach in der Litteratur auftauchen, wie sie bekannter werden, ihr Besuch steigt und zuletzt der jetzige Zustand erreicht ist, der wohl dahin zusammengefasst werden kann, dafs alle bedeutenderen Gipfel erstiegen, die möglichen Übergänge aufgefunden sind und nur entweder unbedeutende, oder besonders waghalsige Leistungen möglich sind, die zum Teil nichts weiter als Varianten früherer Besteigungen darstellen. Zugleich kann man aber auch die auffallende Thatsache feststellen, dafs einige Gruppen in dieser Hinsicht den andern weit voraus waren. Manche sind erst in den letzten Jahrzehnten näher beachtet und häufiger besucht worden, während doch die alpinen Fahrten und die darüber entstandene Litteratur auch in den Ostalpen schon in das vorige Jahrhundert zurückreichen. Neben der leichteren Zugänglichkeit, die ja für gewisse Gruppen besonders in früherer Zeit in Betracht kommt, scheint dabei noch besonders ausschlaggebend gewesen zu sein, ob in der betreffenden Gruppe ein „berühmter" Gipfel vorhanden war. Mögen dessen Vorzüge nun wirkliche oder eingebildete gewesen sein, sie lockten zu stärkerem Besuch, und so sehen wir den Fremdenbesuch schon viel früher in Gruppen auftreten, die Berge, wie Glockner, Ortler oder Watzmann, besafsen, als in andern, denen ein solches Zugmittel fehlte.

Fig. 3. Der Nordwestgrat des Großglockner.

Man sollte danach meinen, dafs die Erschliefsungsgeschichte unserer Ostalpen ganz aller gemeinsamen Züge entbehren müsse, und sich in den einzelnen Gruppen derselben je nach der Zeit, in der sie sich abspielt, wie nach den dabei beteiligten Persönlichkeiten durchaus verschieden gestalte. Dem ist jedoch nicht so, und die einheitlichen Züge in dieser Erschliefsungsgeschichte in vorzüglichster Weise und knapper, zutreffender Form zu einem Gesamtbild zusammengefafst zu haben, ist das Verdienst des Redakteurs des ganzen Werkes, Herrn Prof. Dr. Richter in Graz. Er hat in der Einleitung zu dem Werke eine kurze Schilderung der Entwickelung des Besuches und der Erschliefsung der Ostalpen, sowie der treibenden Beweggründe der Alpenwanderer der verschiedenen Perioden gegeben, „die zu dem Vortrefflichsten gehört, was zur Charakteristik des Alpinismus bisher gesagt wurde". Dieselbe wird dem folgenden kurzen Auszuge hauptsächlich als Grundlage dienen.

Als erster und ältester Schriftsteller tritt in den Ostalpen Hacquet auf. Von Geburt Franzose, war er Militärarzt in österreichischen Diensten und später Professor medizinischer Fächer in Laibach. Wie alle Ärzte damaliger Zeit, interessierte er sich für die naturwissenschaftlichen Fächer, unter denen er besonders die Mineralogie und Geologie betrieb. Wenn auch seine Feder nicht zu den glattesten gehört, ist er doch für die Erschliefsung der Alpenwelt wichtiger als seine Zeitgenossen, die ihn oft genug verspotteten, durch sein ausgesprochenes „alpines" Interesse. Er besuchte die Pasterze, plante eine Glocknerbesteigung, kam bis zur Goldzechscharte und wurde nur durch schlechtes Wetter an einer Besteigung des Hochnarr verhindert. Beweise genug, dafs er über die Thalsohlen und nächsten Hänge hoch hinausstrebte.

Viel bedeutender als er war der Freiherr von Moll (1760 bis 1838), der durch seinen Aufenthalt im Zillerthale während seiner Jugend zum Bergsteiger wurde, ein Naturwissenschaftler von europäischem Ruf, mit Alexander v. Humboldt nahe bekannt. Auch in seinem Alter blieb sein Interesse noch den Bergen zugewandt, obgleich er selbst die Erforschung des liebgewordenen Gebirges nicht mehr betreiben konnte. Durch diese beiden Männer war nun der Anstofs gegeben, und wie in der Schweiz sind es vor allem die Botaniker, die in Scharen sich in das Gebirge werfen. Da sie meist persönlich miteinander bekannt waren, so entstanden so die ersten alpinen Kreise, deren Sitze zu Salzburg und Klagenfurt, deren Häupter Moll und der Fürstbischof Graf Salm waren. Von ihnen ist auch die erste Glocknerersteigung ausgegangen (1799), die in Ausführung und Folgen wohl in den Ostalpen das Gegenstück der Saussureschen Montblancbesteigung bilden kann. Doch schon tritt auch ein Bergsteiger auf, der, gewissermafsen der Vorläufer einer grofsen Zahl heutiger Alpenfreunde, das Vergnügen an der Überwindung der Gefahren empfindet und betont, V. Stanig. Freilich mafs er noch eifrig Winkel, sammelte Pflanzen und Steine und beschäftigte sich auf diese Weise gerade wie seine Zeitgenossen mit der wissenschaftlichen Erforschung der Alpenwelt. Er hatte aber auch die gröfste Lust an gefährlichen Kletlereien, insbesondere war er der erste, welcher die mittlere Spitze des Watzmann (s. Abbild. 1) bestieg. Die vordere Watzmannspitze (2650 m) war schon seit jeher von Gemsjägern und Hirten der Umgegend und namentlich (am Jakobitag) von Wallfahrern erstiegen worden, die dort Bildstöckel und Kreuze aufrichteten. Die mittlere (höchste) Spitze (2714 m) galt dagegen lange als unersteiglich, und die merkwürdigsten Geschichten über sie liefen im Volksmunde um. Da

Digitized by Google

führte Stanig den Übergang von der ersteren zur höchsten Spitze aus (wahrscheinlich im Jahre 1801) und seine Schilderung[2]) dieser Besteigung, sowie der andern des hohen Göll u. s. w. lassen deutlich erkennen, welche Lust am Klettern er empfand, und wie er vor nichts zurückschreckte.

Mit ihm schliefst der erste Abschnitt der ostalpinen Litteratur, denn nun kamen die Unglücksjahre der französischen Kriege, die dadurch bewirkte Vernichtung des Wohlstandes, die öftere Änderung der politischen Verhältnisse und dadurch herbeigeführte fortwährende Überschwemmung der gröfsten Teile des Landes mit Soldaten, Umstände, die alle nicht dazu angethan sind, litterarische und alpinische Bestrebungen zu fördern.

Erst um die zwanziger Jahre in unserm Jahrhundert erwachte wieder hierin neues Leben. Es ist eine Gruppe von Schriftstellern, die sich in Wien um den Erzherzog Johann scharen, der sich schon als junger Mann für die Alpen interessierte und durch eigene Thätigkeit, wie auch insbesondere durch Förderung von Neuersteigungen wirksam war. Bei gar vielen Spitzen, und nicht bei den geringsten (z. B. Ortler) sind die oft geglückten Versuche der Männer verzeichnet, denen er Auftrag und Anregung zur Besteigung gab.

Trotzdem ist die Litteratur zu dieser Zeit recht spärlich im Vergleich zu der ersten Periode. Das wird aber nach dem Jahre 1840 anders. Der Grund dazu war einerseits die aufserordentliche Erleichterung des Reisens, die durch den Ausbau der Strafsen und die Verbesserungen des Postwesens unter Kaiser Franz geschaffen wurde, anderseits aber durch die Herausgabe der notwendigen Grundlage aller Reisen, einer Karte, der sogenannten Generalstabskarte. Wenn dieselbe auch noch die Hochregion vollkommen vernachlässigte, so war sie doch eine willkommene Gabe und ein kräftiger Ansporn zu neuen Thaten.

Fig. 4. Die Vajoletttürme.

So sehen wir denn einen Bergsteiger erstehen, dessen Name gar oft in dem Buche genannt ist, den Professor Peter Karl Thurwieser, der in den Jahren 1820 bis 1850 eine grofse Anzahl von Gipfeln zum erstenmal erstieg. Auch der Fremdenverkehr nimmt zu, in den Widum zu Vent und Gurgl werden Fremdenbücher angelegt und 1842 erscheint die erste Auflage des „Bädeker", in der das Alpengebiet behandelt wird. Diese Zunahme der Reiselust mufste natürlich wieder auf die Litteratur zurückwirken, und eine ganze Reihe neuer Bücher über die Ostalpen erschien. Unter diesen ragt eines besonders hervor, das für die ganze Folgezeit mafsgebend bleibt und in einzelnen Teilen heute noch mit Nutzen gelesen werden kann: Schaubachs Deutsche Alpen 1845. Es war der erste Versuch einer zusammenhängenden Darstellung der Ostalpen, von der Schweizer Grenze bis an ihr östliches Ende. In diese Zeit fällt dann auch Thurwiesers Ortlerfahrt, sowie die erste Ersteigung des Venediger. Mit ihr tritt ein neues Geschlecht auf den Plan, unter dem A. v. Ruthner an Unternehmungsgeist und Wirksamkeit nach aufsen hin der hervorragendste ist.

Doch schon naht sich die letzte Periode in der Erschliefsungsgeschichte, die der Alpenbahnen, durch die 1854 erfolgte Eröffnung der Semmeringbahn eingeleitet. Durch die dadurch erfolgte Erschliefsung und die nunmehr aufserordentlich erleichterte Möglichkeit auch für ferner Wohnende, die Alpen überhaupt zu erreichen und in ihre innersten Teile zu gelangen, sowie nicht zum geringsten durch die damit bewirkte aufserordentliche Verbilligung des Reisens wurde nun ein grofser Strom Fremder angezogen, der sich nach Tirol ergofs. Der aufserordentlichen Zahl von Alpenreisen gegenüber, die schon in diesen Zeiten anfängt und sich bis heute nur noch vermehrt, erscheinen die früheren förmlich als vereinzelte Unternehmungen. Nun treten Männer wie Grohmann, Specht, Weilenmann, Stüdl, Payer, Hermann, v. Barth u. A. auf, die die systematische Erschliefsung

[2]) Auszug s. Erschliefsung der Ostalpen Bd. I, S. 285.

Digitized by Google

Fig. 5. Die Rosengartengruppe vom Schlernhaus gesehen.

Digitized by Google

einzelner Gruppen in Angriff nahmen. Bekannt sind ja insbesondere des letzterwähnten Fahrten in dem damals noch fast unbekannten Karwendel. Eine der von ihm damals erstiegenen Spitzen zeigt Abbild. 2, die Vogelkarspitze, von der aus man einen vorzüglichen Einblick in die Hinterauthaler Kette genießt.

Neben diesen stehen, auch als Touristen den genannten vollständig ebenbürtig, Männer der strengen Wissenschaft, insbesondere Mojsisovics, Sonklar und Simony. Doch nicht nur die Wissenschaft verdankt ihnen neue Anregungen, sondern auch über den Kreis der Fachleute hinaus machten sie durch Wort und Bild Propaganda für die Alpen.

In diese Zeit fällt die Gründung des österreichischen und deutschen Alpenvereine — die sich später vereinigten —, die sofort thatkräftig in die Erschließung eingriffen, durch Erbauung von Schutzhütten, durch Herausgabe ihrer wertvollen Schriften und durch Ausbau der Organisation des von den genannten Bergsteigern herangebildeten Führerwesens. Nicht zu vergessen ist hierbei die wesentliche Unterstützung, welche die neue Specialkarte (1870 bis 1874) des österreichischen Generalstabes den alpinen Unternehmungen angedeihen ließ. Auf diese Weise wurden alle Hauptgipfel erstiegen, manche von mehreren, bezw. von andern Seiten als früher. So erstieg, um unter vielen Beispielen eins zu nennen, 1879 Gröger aus Wien mit Ranggetiner den Großglockner auf neuem Wege über den Nordwest-Grat (s. Abbild. 3). Nicht leicht war die Arbeit, und erst nach vergeblichen Versuchen gelang es, einen Weg ausfindig zu machen, auf dem man — unter anderm mußten 400 bis 500 Stufen ins Eis gehauen werden — nach großen Anstrengungen die Spitze erreichte.

Doch schon Ende der siebziger Jahre war ein neues Geschlecht herangewachsen, das nach etwas Neuem suchend, nunmehr die führerlose Tour auf ihr Programm setzte. Noch leben eine Anzahl aus dieser Zeit und die Namen derselben treten uns in dem Buche Seite für Seite entgegen. Auch die schwierigsten Berggipfel wurden nunmehr in Angriff genommen, selbst solche, die früher unersteiglich schienen und auch wohl heute noch von manchem mit Kopfschütteln betrachtet werden mögen, die Kletterkunst, die in den südlichen Kalkalpen (s. Abbild. 4 und 5) notgedrungen angewandt, ihre größten Triumphe feierte, blühte in großartiger Weise. Währenddessen wurden andere Hauptgipfel soweit zugänglich gemacht, daß sie, an denen sich die Männer der früheren Zeit abmühten, heutigen Tages jährlich von Neulingen und Damen erstiegen werden. Besondere Sportzweige, wie Kammwanderungen und Wintertouren, kommen auf, auch die Nebengruppen erhalten reichlichen Besuch, es entstehen überall Specialführer, und das Resultat ist der außerordentliche Besuch des Gebirges, wie wir ihn jetzt jeden Sommer vor uns sehen können.

Damit sind wir bei der Gegenwart angekommen. Freilich ist dies nur eine Skizzierung der Erschließungsgeschichte, und giebt bei weitem auch nicht einen annähernden Begriff von der Gründlichkeit und Vorzüglichkeit, mit der die einzelnen Abschnitte geschrieben sind. Es ist nicht möglich, auf dem hier zur Verfügung stehenden geringen Raum auch nur ganz oberflächlich darauf einzugehen, und es möge deshalb genügen, anzuführen, daß jede Gruppe von einem Autor bearbeitet wurde, der dieselbe aus eigener Anschauung durch und durch kennt und mit den Einzelheiten in derselben vollkommen vertraut ist. Namen, wie der des leider verstorbenen Spichler für die Allgäuer und Lechthaler Alpen, Schwaiger für Karwendel, Schulz für Adamello, Heß für Oetzthaler Alpen, Richter, des Redakteurs des Gesamtwerkes, für die Hohen Tauern und andere werden das wohl beweisen. Eine große Anzahl Illustrationen, zu denen auch Männer wie Sella beigetragen haben, sowie von Karten sind zur Erläuterung der Anstiegsrouten beigefügt. Von ersteren geben die beigefügten Abbildungen einen Begriff, nicht dagegen von den vielen beiliegenden, wahrhaft meisterhaft ausgeführten Photogravüren.

So ist denn die Anerkennung und das Lob, die das Werk überall gefunden haben, vollkommen berechtigt, und Mitarbeiter wie Redakteur können wohl mit Freude auf die geleistete Arbeit blicken. Aber auch dem Alpenverein, der aus seinen Mitteln das Werk unterstützte und ermöglichte, und aus dessen Reihen Redakteur und Mitarbeiter ausschließlich stammen, wird es ein bleibendes Denkmal und ein Markstein sein. Um so stolzer aber kann er sein, weil jedes Blatt des Werkes zeigt, wie von seinen Mitgliedern im Sinne der Vereinssatzungen alles daran gesetzt worden ist, um die Erschließung der Alpen zu fördern.

Zur Kenntnis der Bevölkerung Bucharas.

Aus dem Nachlasse Oskar Heyfelders' Mitgeteilt von Dr. H. Obst. Leipzig.

I.

1. Lebensabriss Dr. O. Heyfelders von H. Obst.

Zu Trier erblickte Oskar Friedrich Adalbert Heyfelder am 7. April 1826 das Licht der Welt. Auf diesem klassischen Boden verlebte er seine erste Jugend im Anschauen der so eindringlich auf seinen empfänglichen Geist wirkenden römischen Überreste. Unvergängliche Spuren mußten diese Denkmäler mit ihren historischen Erinnerungen in dem jugendlichen Gemüte hinterlassen; frühzeitig wurde hier sein für alles Schöne, Edle und Erhabene empfänglicher Sinn geweckt und nahm in vollen Zügen alle die Eindrücke auf, die sich seiner Seele tief einprägten und die maßgebend für die Entwicklung seines Charakters geworden sind.

In den dreißiger Jahren wurde sein Vater, der aus Küstrin stammte, während die Mutter unter dem rheinischen Himmel geboren war, als Medizinalrat für das Hohenzollersche Ländchen und als Leibarzt des Fürsten nach Sigmaringen berufen. Hier erhielt der jugendliche Heyfelder den ersten klassischen Unterricht; zugleich wurde hier inmitten des sangesfrohen Schwabenlandes seine Liebe zur Musik erweckt, die ihm Zeit seines Lebens nicht untreu wurde. Als sein Vater im Jahre 1841 als Professor der Chirurgie an die Universität Erlangen berufen wurde, folgte ihm der Sohn dahin, um zunächst an dem dortigen Gymnasium seine humanistischen Studien fortzusetzen, das er mit Auszeichnung verließ.

Nachdem er so die akademische Stufe erlangt hatte, bezog er zunächst die Universität Erlangen, auf der er die ersten Semester verbrachte, indem er, dem Laufrieie seines Vaters folgend, sich der Medizin widmete. Darauf begab er sich nach Würzburg und Heidelberg, wo er seine Studien fortsetzte, um dann wieder nach Erlangen zurückzukehren und daselbst im Winter 1851 sein Staats-

Digitized by Google

examen mit der ersten Note abzulegen, worauf er am 3. März desselben Jahres von seinem Vater als Medicinae Doctor promoviert wurde. Durch eine glücklich vollzogene Operation wurde der junge Heyfelder veranlafst, die Chirurgie zum Specialfach zu erwählen, obgleich es bis dahin die Botanik gewesen war, die ihn besonders angezogen hatte. Den Lehrjahren folgten nun die Wanderjahre, die aber nicht dem Genusse, sondern ernsten Studien gewidmet waren. Während zweier Jahre bereiste er Österreich, Frankreich, England und war ein fleifsiger Besucher der Kliniken zu Prag, Wien, Paris und London.

Wieder in die Heimat zurückgekehrt, lebte Heyfelder kurze Zeit als Privatdocent an der Universität Erlangen, als sein Vater während des Krimkrieges einem vom Kaiser Nikolaus an ihn ergangenen ehrenvollen Rufe Folge leistete und nach St. Petersburg übersiedelte. Oskar, der sich durch seine schriftstellerische Thätigkeit auf medizinischem Gebiete bald einen Namen gemacht hatte, folgte vier Jahre darauf dem Vater nach und trat gleichfalls in russische Staatsdienste ein. Vielseitige Verwendung fand er hier und wurde bald da, bald dorthin versetzt. Als 1870 der deutsch-französische Krieg ausbrach, durfte er diese Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehen lassen, praktische Erfahrungen zu sammeln und so seine Kenntnisse auf dem Gebiete des Militärsanitätswesens zu erweitern.

Als dann der letzte russisch-türkische Krieg ausbrach, war die Zeit gekommen, dafs Heyfelder seine reichen Kenntnisse und die im deutsch-französischen Kriege gesammelten Erfahrungen im Dienste seines Adoptivvaterlandes verwerten konnte, zugleich wurde er dadurch in die Bahnen geleitet, auf denen er auch für die Länder- und Völkerkunde so verdienstlich gewirkt hat. Er wurde damals der Kaukasus-Armee zugeteilt, zu der er eilte, um in Alexandropol die Leitung eines Lazarettes zu übernehmen. Mit ganz besonders schwierigen Verhältnissen hatte er hier zu kämpfen; eine schwere Typhus-Epidemie war mit den türkischen Gefangenen von Kars aus über die russischen Truppen und weiter über ganz Transkaukasien, besonders aber über die Städte Alexandropol und Tiflis gekommen und hatte hier furchtbar gewütet. „Woran wir aber in Alexandropol in hohem Grade laborieren" — erzählt er in seinen interessanten Berichten vom Kriegsschauplatze — „das sind die allgemeinen hygienischen Bedingungen. Unsere Sanitätskommission, der intelligente Kommandant, alle Ärzte, die Stadtpolizei, wir Alle kämpfen einen schweren Kampf mit asiatischem Schmutz und mohammedanischer Indifferenz, mit den eingewurzelten Gewohnheiten der Bewohner. Die wenigsten Häuser haben Aborte; jeder Winkel, jede Grube in und aufser den Häusern wird von den Eingeborenen mit Exkrementen verunreinigt. Abfluís existiert nur in der Festung, die überhaupt allein ein geordnetes Gemeinwesen darstellt. Die Einwohner der Stadt schlachten vor ihren Häusern, der Abfall bleibt liegen. Krepiert ein Pferd von den vielen tausend und tausend Fuhren, so läfst man es da liegen, wo es verendete, selbst dicht an der Stadt, an der Festung und den Hospitälern. Besorgten nicht die grofsen, ballwilden Hunde die Skeletierung solcher Tierkadaver in relativ kurzer Zeit, wir könnten trotz des Winters vor Gestank kaum die Chaussee passieren. Hier sterben aber die Hunde infolge des ekeln Frafses oft massenhaft und bleiben dann ihrerseits liegen. Frieren einem Kamele aus einer der zahlreichen Karawanen die Füfse ab, so lassen die tatarischen Treiber es mit einem kleinen Heuvorrate am Platze liegen und ziehen weiter."

Wenn wir hier diese Episode angeführt haben, so ist es nur geschehen, um zu zeigen, wie vorzüglich realistisch Heyfelder aus dem Völkerleben zu schildern verstanden hat. Seit jener Zeit war sein Interesse für den Orient erwacht, dessen Natur und eigenartiges Völkerleben ihn trotz aller Schattenseiten mächtig anzog. Meisterhaft hat er verstanden, das Eigenartige der Scenerien, der Pflanzen- und Tierwelt, wie der Lebensverhältnisse der Menschen zu erfassen und in anziehenden charakteristischen Bildern zur Darstellung zu bringen. Dabei ist es aber nie oberflächliches Verfabren, sondern stets hat er seine Mufsestunden zu eingehenden naturhistorischen, geographischen, ethnographischen und kulturhistorischen Studien benutzt, so dafs seine nachmaligen zahlreichen Schriften über Mittelasien nicht nur durch ihr originelles Gepräge und durch ihre Farbenfrische fesseln, sondern auch durch ihren wertvollen und zuverlässigen Inhalt belehren.

Noch sei aus dem türkischen Feldzuge erwähnt, dafs Heyfelder auch bei der Eroberung von Kars zugegen war und mutig bei der Erstürmung mit seinem Regimente vorwärts ging, keine Gefahr scheuend und öfter sein Leben einsetzend.

Nach beendetem Feldzuge blieb Heyfelder eine Reihe von Jahren im Kaukasus, den er auf diese Weise gründlich kennen lernte, worauf er sich auch, wie schon einigungs erwähnt, an der berühmten Expedition Skobelews gegen die Acbal-Tekke-Turkomanen beteiligte. Über diese Expedition, wie über das Land, dessen Natur und Bewohner hat Heyfelder wertvolle Mitteilungen gemacht, von ganz besonderem Interesse ist die Charakterisierung Skobelews, den er als gründlicher Menschenkenner alsbald durchschaut hatte. Unparteiisch würdigt er den „weifsen General", ohne dessen Fehler zu beschönigen, ja, wo es galt, sie freimütig tadelnd, wird er doch auch den Vorzügen seines Vorgesetzten durchaus gerecht.

Hier vor Geok-Tape war es auch, wo General Annenkow, am Tage der Erstürmung der Festung von einer feindlichen Kugel in die Schulter getroffen, vom Pferde sank. Heyfelder, der glücklicherweise zugegen war, hob ihn unter dem Kugelregen des Feindes auf und brachte ihn in seinen Armen zum Verbandplatze. Nie hat der General seinem Lebensretter diese heldenmütige That vergessen und ist ihm alle Zeit in Freundschaft und Dankbarkeit zugethan geblieben. Heyfelder hat diese Zuneigung auch zu würdigen verstanden und dem verdienten, aber auch viel angefeindeten General ein schönes Denkmal in seinem Buche: „Transkaspien und seine Eisenbahn" gesetzt.

Nach Beendigung des Unternehmens gegen die Achal-Tekke trat Heyfelder die Stelle eines Oberarztes in dem berühmten Badeorte Südkaukasiens, Pjatigorsk an. Nachdem im Jahre 1884 das Militärhospital daselbst geschlossen worden war, verliefs Heyfelder den Krankendienst. Aber er zog sich nicht zurück, sondern ging mit General Annenkow wieder nach Transkaspien, wo er die Oberarztstelle an der Militäreisenbahn antrat. Ein neues reiches Feld der Thätigkeit eröffnete sich ihm hier, auf dem er wiederum aufserordentlich fruchtbringend wirkte. Seine Lieblingsstudien, Land und Leute, vernachlässigte er auch in dem neuen Wirkungskreise nicht, im Gegenteil, mit erneutem und vermehrtem Eifer ging er daran, das Land und seine Verhältnisse kennen zu lernen. Wertvolle Mitteilungen darüber haben wir auch hier ihm zu danken. Weitere wertvolle Beiträge zur Kenntnis namentlich Bucharas, das er gründlich studiert hatte, stellte er in Aussicht; allen diesen Plänen bereitete aber sein früher Tod ein jähes Ende. Er starb am 2. Juni 1890 zu Tschardschui.

Digitized by Google

II. Die Bettler in Buchara.

Wenn in allen andern Beziehungen der Orient und die alte Zeit Buchara vor andern Städten das Gepräge geben, so wird sich niemand wundern, daß hier auch das Bettelwesen noch nach alten Traditionen besteht und die Almosen heischenden Bettler eine Art von Zunft bilden.

Schon als wir vor nun $1^1/_2$ Jahren ins Land kamen, fiel es uns schmerzlich und unangenehm auf, daß an allen Straßen bettelnde Frauen und Männer saßen oder Blinde geführt wurden, die unter lanter, übersprudelnder Rede die Hände dem Reisenden entgegenstreckten. Tiefstes Mitleid und ein gewisser Widerwillen zugleich wurde durch die Geschwätzigkeit, die lebhaften Geberden, die Zudringlichkeit und die theatralischen Fetzen und Lampen der teils sehr verkommenen, teils gar nicht ärmlich aussehenden Bettler hervorgerufen. Wir gaben, was wir von russischem Kleingeld bei uns hatten und begingen unbewußt den von allen Russen hier im Lande begangenen Fehler, die Preise zu erhöhen. Während einige Pul — rohe Kupfermünzen, deren 64 = 1 Tjengu = 25 Kopeken — die landesüblichen Almosen gewesen waren, so gaben wir Stücke von 5, 10, 15 Kopeken und steigerten somit dauernd die Ansprüche der Bettlerzunft, abgesehen davon, daß sie unsere kupfernen Fünfkopekenstücke als unbekannte Münzen gar nicht gern annahmen. Ein Reisender teilte mir das Faktum mit, daß ein Bettler ihm für ein Almosen von nur 5 Kopeken ein Gesicht geschnitten und die Faust gezeigt. Es giebt bestimmte Plätze an besuchten Straßen zwischen Karakul und Buchara oder zwischen Kermine und der Residenz oder an dem Karawanenwege nach Korschi, wo ein und derselbe Bettler ein und denselben Platz Jahr aus Jahr ein, Tag für Tag inne hat. Ein Blinder sitzt so zwischen Eisenbahn und Hauptstadt in einer Lehmgrube, aus der die Vorüberreitenden, Fahrenden und Gehenden anruft, ihnen ein hölzernes Tellerchen hinhaltend. Ein kleiner Knabe holt ihm die hingeworfenen Gelstücke auf und führt ihn, füllt seinen Krug mit Wasser, kauft ihm die Melonenschnitte und das runde Brötchen, welches zu seinem Mittagssessen dient. Übrigens speisen auch Handwerker und Ladenbesitzer nicht viel anders, denn so. Aber, daß der blinde Mann in Sonnenglut, Sandsturm, Novemberregen stets in seiner Grube an der Landstraße sitzt, ist etwas Unmenschliches, Tranriges, Widerwärtiges.

In den engen Straßen der Stadt sitzen an manchen schattigen Stellen, an der Treppe einer Moschee oder unter einem knorrigen, uralten Maulbeerbaume zahllose Bettler. Ein Gäßchen hat ein alter, verkrümmter Bettler mit widerwärtigem Gesicht und kreischender Stimme inne; nur daß er am Morgen auf der östlichen Schattenseite sitzt und am Abend auf der westlichen. Das Gäßchen gehört zu dem Wege von der Gesandtschaft zum Lager und wurde täglich, fast stündlich von uns benutzt. Wie ein struppiges Raubtier reckt der Alte sich auf, wenn Schritte nahen; er reicht sein Näpfchen uns entgegen, kreischt, wackelt mit dem Kopfe, streicht den nur aus wenigen Haaren bestehenden Bart und heischt und heischt. Auch wenn du sechsmal durch die Gasse kommst an einem Tage, wird der Alte mit seiner blauen Mütze und seinem Triefauge dich nicht unbeachtet vorüberlassen. Etwas weiter führt eine Brücke über den Stadtgraben und jenseit derselben liegt eine relativ neue Moschee, aus gelblichen Ziegelsteinen gebaut. Dort lagern in den Nischen der Vorderfront ganze Bettlerfamilien, und ihre Abgesandten fallen den Vorübergehenden an, vorzugweise den Europäer, wenn er zu Pferd oder Wagen des Weges kommt.

Wieder etwas weiter, den fünf Töpferbuden gegenüber, in einem einspringenden Winkel der Straße, sitzt eine Bettlerin; eine Frau in den dreißiger Jahren, kräftig gebaut, von regelmäßigen Zügen, einer Pariser Schneiderin, Madame Alexandrine in Petersburg, frappant ähnlich bis auf das braune Muttermal am Kinn. Sie gehört der Zunft der Bettlerinnen an, geht daher unverschleiert. Ihr graues Kleid, die weiße Stirn- und Kinnbinde, der rückwärts hängende Schleier machen ein nicht unschönes Bild aus; die Tracht gleicht fast genau der einer soeur grise du sacré coeur. Der Ausdruck des Gesichtes ist ruhig und wird nur zur Grimasse, wenn sie einschmeichelnd bitten will. Sie hat einen guten Platz, bekommt viel, sie betreibt aber das Betteln als Grandedame nicht alle Tage und nur zu gewissen Tageszeiten. In der Nähe der Hauptmoschee und des Verbrecherturms sitzen vor einer hohen Mauer sechs bis sieben aussätzige Bettler meist mit traurig zerstörten Gesichtern. In einem fernen Stadtteil begegnet man stets einer Genossenschaft von sechs bis sieben blinden Mädchen oder Frauen, geführt von einer Einäugigen. Diese Ärmsten bevorzuge ich von allen hiesigen Bettlern und habe ihnen schon manchen Reichen, dem ich die Honorrs von Buchara machte, ins Garn gelockt, d. h. in ihre Straße geführt und auf sie aufmerksam gemacht. Von einem vornehmen Russen bekamen sie kürzlich auf diese Weise jede ein Silberstückchen.

Nun ist nach hiesiger Anschauung das Betteln beinahe „ehrenvoll und bringt Gewinn". Wenn man also beim Herausgehen aus einer Medresse oder Moschee den Krüppeln und Alten Almosen verteilt, so findet sich umgehend eine ganze Anzahl von jungen, gesunden, wohlgekleideten Individuen, die auch den Holzteller hinstrecken und die bei einem Umritt durch die Stadt bei jedem Moscheethor dichter werden. Manchmal läuft auch ein Schlingel, so ein Bucharer Gavroche oder Gassenjunge, dem Zug voraus und streckt mit jedem Bettler oder jeder Bettlergruppe die Hand aufs neue aus, die Knaben haben aber noch ein anderes, ein edleres Ziel, wenn sie unsere Kavalkade verfolgen. Wenn wir oft absteigen und einen Teil unserer Begleiter mit in die Moscheen, Schulen, Märkte nehmen, so halten die kleinen Galatenträger die Pferde; gewöhnlich sitzt das etwas schmutzige, sogar nicht ganz ungefährliche junge Gesindel stolz in unsern Sätteln, wenn wir wieder herauskommen. Ein kleines Donceur wird ihnen stets für den ungeforderten und ungern gestatteten Dienst. Sollte man es glauben, daß ich vor einem Jahre einen jungen Millionär darauf aufmerksam machen mußte, er solle seinem bucharischen Groom auch, wie wir andern, eine Silbermünze geben?

Die diplomatischen Vertreter zeigen sich selten in den Straßen und nie zu Fuße. Einer von den ihnen folgenden Kosaken hat die Münze in der Tasche und giebt auf den Wink seines Gebieters den betreffenden Wegelagerern.

Wir folgten anfangs ebenfalls unserem guten Herzen und diesem Beispiel. Es zeigte sich aber bald, daß wer in einer lebhaften Wechselbeziehung mit der Stadt und ihren Bewohnern steht und etwa dreimal am Tage durch die Stadt reitet, noch dazu im Dienste der Menschenliebe, daß der nicht auch zugleich den Bettlern kann Silbermünzen verteilen. So blieben uns nur einige bevorzugte Bettler, uralte Mütterchen und Blinde, denen wir Geld gaben. Kinder aber erhielten, ebenfalls nach Landesbrauch, Zuckerstückchen.

Eine Armenpflege existiert noch nicht, daher man auch keine Antibettelei-Principien aufstellen kann. Des physischen Elendes ist viel und es steht zu hoffen, daß demselben gesteuert werden wird mit der Zeit und der Zunahme europäischen Einflusses. Die Armut wird hier wie in Neapel leichter ertragen, als im Norden. Obdach

Digitized by Google

und Nahrung bedarf man wenig und beides bietet die Natur fast umsonst. Aber wo Alter, Armut, Gebrechen zusammen ein armes Menschenkind befallen, da ergeht wohl an jeden, der davon Zeuge war, der Ruf zu helfen.

III. Die Blinden in Buchara.

Statistik existiert nicht im Emirtum, aber wenn man es viermal durchreist hat, $1^1/_4$ Jahr in der Hauptstadt gewohnt und auf bestimmte Dinge sein Augenmerk gerichtet hat, so kann man sich doch ein approximatives Urteil über solche Dinge erlauben, wie z. B. die Blinden, Einäugigen, Augenleidenden des Gonaba. Nach meiner Beobachtung hat der zehnte Mensch beschädigte Augen. Von diesem Zehntel aller Bucharen ist wieder ein Viertel blind, so daß etwa der vierzigste Mensch auf beiden Augen blind oder fast blind ist. Ein zweites Viertel jenes Fünftels ist einäugig oder auf einem Auge blind, das dritte Viertel ist mehr oder weniger im Sehen beeinträchtigt durch bleibende Veränderungen an den Augen als Hornhautflechten, Trichiasis oder Einwärtsstehen der Wimpern, durch Verkleinerung des Augapfels, Verschließung der Thränenpunkte und Thränenfisteln, das letzte Viertel jenes Zehntteils aller Bewohner ist von entzündlichen Zuständen der Augen heimgesucht; welche letztere Proportion im Hochsommer zunimmt, im Winter abnimmt.

Die Ursachen der vielen Augenleiden und Verluste des Sehvermögens sind: 1. die alle paar Jahre herrschenden natürlichen Pocken; 2. die klimatischen Zustände des Gonaba; 3. der geringe Grad von Civilisation und die daraus folgenden hygienischen Mißstände; 4. die Abwesenheit aller medizinischen Hilfe.

Im Winter 1887/88 herrschte im ganzen Emirtum, ebenso wie alle paar Jahre in Asien, eine Pockenepidemie, infolge deren eine Anzahl Personen, besonders Kinder schwere Erkrankungen und Beschädigungen des Sehorgans erlitten.

Die elementaren Einflüsse, welche den Augen schaden, sind die Hitze, die Trockenheit, das grelle Licht, welche Schädlichkeiten vom April bis Ende Oktober gewöhnlich ununterbrochen fortdauern, indem weder Wolken noch Regen eine Milderung des Sonnenlichtes, der Sonnenglut und der Trockenheit bringen. Infolge dieser klimatischen Zustände löst sich die Oberfläche des salzigen Lehmbodens in feinen Mehlstaub auf, der Gesicht, Körper, Lunge erfüllt und die Augen um so mehr reizt, als er vielfach salzhaltig ist.

Die Menschen wohnen in ihren Häusern, wie in den engen Gassen allzu dicht zusammengedrängt in schlecht ventilierten Räumen, die nur selten gründlich gereinigt werden. Die Ärmeren tragen vielfach zerlumpte, infizierte Wollkleidung, sie waschen sich nicht selten aus stagnierenden Wasserbassins und haben das Vorurteil, daß man kranke Augen überhaupt nicht waschen dürfe. Sie tragen eine Kopfbedeckung (Tarban oder Kala Pusch), welche dem Auge nicht den geringsten Schutz gegen die Sonne, den Wind und den Staub gewährt. Die Frauen aber tragen einen dichten schwarzen Schleier über das Gesicht, der Haut und Augen erhitzt und durch den zu großen Kontrast mit der Sonnenhelle den Augen schädlich wird. Ärmere Weiber hängen irgend einen Fetzen, oft alten, gebrauchten, schmutzigen Gewebes, über das Gesicht. Man kann sich denken, wie zuträglich das für entzündete oder eiternde Augen sein muß.

Bisher war gar keine medizinische Hilfe und auch keine Tradition von Hausmitteln vorhanden. Ein alter, angesehener, bucharischer Heilkünstler, der sein Wissen aus Indien hat, erzählte mir als sein ganzes Wissen von den Augenkrankheiten: „Er habe ein Mittel, welches Blindheit (?) vertreibe, auch wenn sie schon 15 Jahre gedauert habe". Diese sogenannten indischen Tropfen sind die bekannten Augentropfen aus schwefelsaurem Zink. Er hat keinen Begriff von Anatomie und Physiologie, also auch nicht von Pathologie und Therapie. Die Barbiere aber befassen sich nur mit Blutegelstellen, Skarifizieren und Operieren der Nischta (Filaria Medinensis oder Buchariensis), worin sie allerdings äußerst geschickt sind. Die Blinden werden von ihren Angehörigen geführt, einzelne gehen am Stock durch die engen, belebten Straßen. Manche wählen dazu die Nacht, wenn die Straßen volksleer sind. Kommt man aber unversehens geritten oder gefahren, so geraten diese blinden, nächtlichen Wanderer in Gefahr zu verunglücken. Sie haben jedoch neben großer Ortskenntnis sehr viel Ruhe und verstehen es, sich an die Wand zu drücken oder an einen Baum zu lehnen, so daß man doch nur selten von einem Unfall hört. Andere betteln konstant an den Straßen und Ecken. Andere sind im Stande, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, und zwar kenne ich zwei Lebensberufe, welche sie geschickt und ausdauernd ausfüllen. Der eine ist der eines Massagisten. Die Massage ist eine alte asiatische Tradition und wird in Buchara ganz rationell angewandt, nicht nur im Bade, sondern auch außerhalb, gegen Rheumatismus, Gelenksteifigkeit und andere Leiden; aber auch hygienisch als Gegengewicht gegen das schlaffe Herumhocken und Herumliegen. Dieses Amt eines Massagisten füllen einzelne Blinde mit großem Geschick aus. Andere dienen in Drechsler- und Schlosserwerkstätten zum Drehen der Treibriemen, welche ihrerseits Räder drehen, so daß man also in unserem Jahrhundert des Dampfes auch noch die Verwendung des Menschen als Motor eines Bohrers, Rades etc. hat.

Durch die europäischen Ärzte, welche im Gefolge der Eisenbahn ins Land kamen, ist zum erstenmal etwas wie Behandlung der Ophthalmie ins Leben getreten. Jetzt nach einem Jahre bringt man uns die Kinder schon mit den Anfängen der Augenleiden. Ein kleiner Nachbarjunge kommt alle Morgen selbst zu mir gelaufen, bengt den Kopf zurück, läßt sich Tropfen in die Augen tröpfeln, verlangt sein Stückchen Zucker und läuft wieder zur Thür hinaus. Sie haben gehört, daß man kranke Augen waschen darf und waschen muß und bringen mir schon wohl gewaschene kleine Patienten. Ankündpfend an ihre Gewohnheiten und Anschauungen, haben wir sie gelehrt, daß schwacher grüner Thee sich zu Überschlägen kranker Augen eignet und ebenso Milch, mit warmem Wasser gemischt, zu Waschungen und Lösungen. Aus buntem Papier machen wir ihnen Augenschirme; wir lehren sie, die falsch gestellten Wimpern mit Zängelchen ausreißen und sie haben sich von dem Erfolg der Trichiasisoperation überzeugt. Einzelne Hornhautflecken schwanden ganz oder teilweise bei einer fortgesetzten Behandlung, so daß ihre Inhaber wieder arbeitsfähig wurden. An arme Weiber geben wir reine Schleier und an alle Stücke Marly oder alte feine Leinwand zu Verbänden.

So gering diese Anfänge medizinischer Mission, sie sind doch vorhanden; sie beweisen doch die Empfänglichkeit der Bucharen, etwas annehmen. Wenn hier ein Ambulatorium für Augenkranke eingerichtet wird, welches konsequent und in größerem Maßstab fortsetzt, was ich als einzelner ohne Assistenz, ohne ausreichende Hilfsmittel begonnen, so soll in 10 Jahren der Prozentsatz der Augenleiden und der Blinden auf den hundertsten Teil des jetzigen herabgemindert sein. Mich deucht, die europäische Civilisation hat die Verpflichtung, von dieser Seite Segen bringend in die Existenz der Morgenländer einzugreifen, welche ihr Erscheinen in ihren Grundfesten erschüttert, umwirft und zum Teil sogar zerstört.

Digitized by Google

Halliers Botanische Reisen in West-Borneo.

Von H. Zondervan. Bergen-op-Zoom.

Die „Maatschappy ter bevordering van het natuurkundig onderzoek der Nederlandsche koloniën“ hat jetzt die Ergebnisse der botanischen Reisen Dr. H. Halliers veröffentlicht, deren Hauptresultate die folgenden sind:

Am 22. September 1893 schiffte Hallier sich in Batavia ein und langte am 24. in Pontianak an. Schon auf der Reise dorthin, den Deltaarm Kubu stromaufwärts, zeigte sich an den Flufsufern die tropische Vegetation in ihrer grofsartig schönen und wilden Pracht. So weit das Auge reicht, spürt man ein üppiges Kleid von endlosen Wäldern, nur da und dort von inselartig emporragenden Bergen und Hügeln unterbrochen, welche aber ebenfalls bis an die Spitze mit Wäldern bedeckt sind. Grofs ist der Reichtum an Formen und Arten, zahlreich sind die Kletterpflanzen, Farnkräuter und Orchideen, herrlich die Blumen und Blüten. Nicht überall aber zeigt die Natur solch einen verschwenderischen Überflufs, denn grofse Strecken des Urwaldes sind als Opfer der vernichtenden Menschenhand gefallen und an seiner Stelle ist ein junger, artenarmer Wald herangewachsen, dessen weifse Stämme noch nicht unter den Schlingpflanzen und Epiphyten wie begraben sind. Solch ein bedeutender Teil Borneos ist mit diesen Ur- und neuen Wäldern bedeckt, dafs die kleinen Strecken urbar gemachten Bodens dagegen fast ganz verschwinden.

Hallier fing seine Forschungen in der Nachbarschaft Pontianaks an, und zwar mit einem Ausfluge nach Suka Lanting (22. bis 27. September), um die Tieflandflora daselbst kennen zu lernen. „Die vielen Regen und die grofse Luftfeuchtigkeit machen es in Borneo unmöglich, die Pflanzen in grofser Menge in der Sonne zu trocknen, so dafs es anfangs schwer hielt, ein Herbarium anzulegen.“ Am 2. Oktober fuhr er zu der Insel Lombukutan, wo er drei Tage verweilte, um Repräsentanten der Gebirgsflora zu suchen. „Alle Inseln, welche zwischen dem Kapuas und Sambas vor der Westküste Borneos liegen, sind kleine, unmittelbar aus dem Meere emporsteigende Hügel von höchstens 300 m Höhe. Die meisten sind schon zum grofsen Teil mit Kokosnufsbäumen bepflanzt; allein auf Pulau Temadju, wo vor zwanzig Jahren Teysmann sich einige Stunden aufhielt, P. Randajan, dem kleinen P. Selawas und vor allem P. Loubukutan sind noch gröfsere Teile des Urwaldes erhalten geblieben. Schon vom Anfang an hatte ich besonders den Blick auf die Bäume und Kletterpflanzen gerichtet, da ich hoffen durfte, gerade darunter viel Neues und Wichtiges zu finden, weil von ihnen die Blumen und Früchte meistens nur mit vieler Mühe zu erhalten sind, weshalb sie vielfach von den Forschern mehr oder weniger vernachlässigt werden. Und für solch ein Ziel ist Borneo nicht ungeeignet, da die Dajaker die Axt sicher und kräftig hantieren und fast ohne Ausnahme vorzüglich klettern.“ Obwohl er mit grofsen Terrainbeschwerden zu kämpfen hatte, trug der Reisende dennoch eine bedeutende Beute davon. Am 13. Oktober fuhr er in Begleitung des Leutnants Herold, welcher als Photograph die Reise mitmachte, und des Minen-Ingenieurs Wing Easton nach Sambas und von hier aus mit Dr. Nieuwenhuis am 16. in vier kleinen Böten den Sambasflufs aufwärts, um den Berg Niut oder Mint zu besuchen, einen erloschenen Vulkan von etwa 1700 m Höhe, wo man eine charakteristische Gebirgsvegetation erwarten konnte. Die 50 Dajaker, welche sie begleiteten, machten keinen besonders günstigen Eindruck. Hallier beschreibt dieselben als kleine, magere, zerraufte Geschöpfe, von denen überdies ungefähr die Hälfte an einer ansteckenden Hautkrankheit litt. Die meisten trugen als Kleidung nur einen Lendengürtel aus Baumrinde und ein über die Schulter geworfenes Stück dieses Stoffes. Nur einzelne zeigten ihre nähere Berührung mit den Malaien dadurch, dafs sie Hosen und zerfetzte Jacken trugen. Es gab aber unter diesen armen Geschöpfen auch einige charakteristische und sogar schöne Typen. Fast alle besitzen ein gut entwickeltes Muskelsystem, einen elastischen, schwebenden

Digitized by Google

Gang und eine aufgerichtete Haltung, sowie eine fast katzenartige Biegsamkeit und Geschmeidigkeit. Die Kampong Dawar, wo übernachtet wurde, unterscheidet sich von andern Dajakerdörfern dadurch, daß sie nicht ein einziges oder einzelne große Häuser enthält, sondern viele kleine Häuser, alle hoch auf Pfählen gebaut. Durch die fortwährende Thätigkeit der vielen Schweine war das ganze Dorf ein tiefer Schlammpfuhl geworden. An der Tanggi, einem Zufluss des Sambas, fand Hallier viele schöne Blattpflanzen, unter ihnen eine Curculigo mit silberähnlichen, gestreiften und einige andere Monocotyledonen mit silberweißen, gefleckten Blättern.

Am 22. sollte der Nut (Mint?) bestiegen werden. Als am nächsten Tage der Gipfel erreicht war, zeigte es sich, daß die begleitenden Dajaker sie anstatt zum Nint zu dem nur 1325 m hohen Damus geführt hatten. Obwohl das Ziel verfehlt war, war der Ausflug dennoch nicht ohne Erfolg, indem viele schöne Pflanzen gesammelt wurden. So fand Hallier zu seiner großen Überraschung zahlreiche Sträucher eines schönen Rhododendrons. Den bedeutendsten Fund bildeten aber zwei Koniferenarten, welche allenthalben am Bergrücken wachsen und deren Stamm bis 3 m im Umfang hatte. Auf dem Rückwege entdeckte er eine Konifere, welche mit dem eigentümlichen japanischen Gingko verwandt ist und zu dem Geschlechte Phyllocladus gehört, von welchem augenblicklich nur noch drei seltene Arten bekannt sind. Auf der Rückreise nach Sambas wurden auch noch die Ufer des Tanggi- und Sambasflusses botanisch erforscht.

„Nachdem wir am 3. Dezember in unserer Hauptstation angelangt waren, erforschte ich die Umgegend Smitaus, indem ich in einem Sampan die Flüsse Soengeï Smitan, Kenibung, Rikei, Kenaba und Kendara befuhr. Alle diese Flüßchen besitzen in ihrem Äussern, sowie auch botanisch ungefähr denselben Charakter. An ihrer Mündung in den Kapuas sind sie ziemlich schmal, breiten sich aber in nicht großer Entfernung zu einem ausgedehnten System von kleinen Seen aus, in welchen sich eine hauptsächlich aus Myrtaceen zusammengesetzte Vegetation von Bäumen und Sträuchern bis weit in das Wasser ausdehnt und sogar da und dort die ganze Oberfläche der untiefen Lachen bedeckt, nur eine schmale Fahrstraße freilassend, gerade breit genug, einen kleinen Sampan durchzulassen. Wenn man einen der genannten Flüsse hinauffährt, so befindet man sich in kurzer Zeit in einem Labyrinth von solchen, bald zwischen Strauchwerk hindurchführenden, bald zu kleinen Seen ausgebreiteten Kanälen. In diesem Zustande scheint die Vegetation, ein Wald von Myrtaceen im Wasser, Wochen, ja Monate lang zu bleiben, um dann wieder zur Abwechslung bei niedrigem Wasserstande trocken gelegt zu werden. Auch die Vegetation aller dieser Flüsse ist ungefähr dieselbe und nicht besonders reich an Arten."

Am 19. Dezember brach man nach dem Bukit Kenepai auf, einem spitzen, 1125 m hohen Kegel, von welchem nach verschiedenen Seiten lange Ausläufer ausgehen, durch tiefe Schluchten getrennt, in welchen wasserreiche Bäche brausen. Am 30. bestieg Hallier den Gipfel, welcher die Strauchvegetation der Hochgebirge trägt, während der Berg sonst mit Hochwald bewachsen ist. Die Flora des Gipfels wird vor allem gebildet von zwei Rhododendronarten mit herrlichen, glühendroten Blüten, sowie von einem Baumfarn, dessen harte, nur wenige Fuß hohe Stämmchen ein unangenehmes dichtes Gestrüpp bilden.

Nach Smitau zurückgekehrt, besuchte Hallier im Januar nochmals die Sungei Kenepai und machte dann einen Ausflug zum Bukit Kelam, unweit Sintang, einem eigentümlichen Berge von großartiger Schönheit. „Er erhebt sich fast unmittelbar aus einer ausgedehnten, mit jungem Walde bewachsenen Ebene bis etwa 1000 m absoluter Höhe und dehnt sich ungefähr von Osten nach Westen in der Länge aus. Bis etwa zur Hälfte der Höhe sind die steilen Abhänge mit üppigem Hochholz bewachsen; die obere Hälfte aber ist von einer mächtigen, an allen Seiten fast senkrechten, nackten Felsenwand umschlossen, an welcher das Wasser in zahlreichen Gesteinsspalten herunterströmt. Die Vegetation oberhalb dieser Felsenwand ist aus Sträuchern und kleinen Bäumen zusammengesetzt." Nur ein Europäer, Dr. Gürtler, soll bis dahin den Gipfel bestiegen haben. Es ist denn auch eine schwere Arbeit und die Eingeborenen sahen mit Staunen zu, als Hallier mittels einer von den Dajakern angebrachten Leiter die schroffe Felsenwand erkletterte. Großartig soll die Aussicht sein über „das endlose Meer von Wäldern, am Horizont allmählich im Nebel verschwindend, nur da und dort von einzelnen höheren Bergen begrenzt und unterbrochen von den breiten, silbernen Gewässern des Kapuas und Melawi." Sowohl auf den Felsen als im Unterholze begegnet man einem reichen Orchideenschatz, sowie vielen Arten von Becherpflanzen. Die Vegetation besteht im übrigen hauptsächlich aus Koniferen, einer Casuarine, Myrtaceen und Ericaceen, einem Rhododendron, ist also übereinstimmend mit dem Gebiete der Alpenrosen. Die Dajaker begleitwünschten Dr. Hallier zu der Besteigung, welche er innerhalb vierzehn Tagen fünfmal ausführte und glaubten, er verwende eine Arznei, welche ihm Kraft und Ausdauer verleihe, daher sie ihn fortwährend baten, er möchte ihnen dieselbe doch ebenfalls mitteilen.

Von Sintang aus fuhr er in Gesellschaft des Professors Molengraaff nach Smitau zurück, wo sich auch Dr. Nienwenhuis eingefunden hatte. Dr. Hallier, welcher bis jetzt — fünf Monate lang — stets gesund geblieben war, würde hier von einem heftigen Fieber ergriffen. Die Hauptstation wurde jetzt von Smitau nach Putus Sibau, an dem Kapuas weiter aufwärts verlegt, während die Reisenden zwei Monate in Nanga Raun am Zuflusse des Mandei zubringen sollten. Als botanische Station wurde der in der unmittelbaren Nachbarschaft gelegene Liang Gagang gewählt.

Die Besteigung dieses Berges war infolge der schroffen Abhänge ziemlich beschwerlich. „Erst halbwegs fängt der Hochwald an; hier sieht man zahlreiche, ehrwürdige Waldriesen mit einem Stamme von mehr als 6 m Umfang und 30 m Höhe; es sind Harzbäume (damar pakit), und zwar Dipterocarpeen. Außer diesen gedeihen auf dem Bergrücken noch vier oder fünf andere Harzbäume, darunter auch der Baum, welcher das Tengkawangfett liefert. Nachdem man schon früher in einer steilen Querspalte eine kleine Felsenmauer überschritten hat, gelangt man an eine gewaltige, senkrechte Felsenwand, welche die Nordseite des Berges hufeisenartig umschließt. Hier bogen wir rechts ab und erreichten an der Westseite der Felsenwand eine Grotte, welche der von Nanga Raun mitgenommene Führer mir als Wohnung empfahl", und welche nur wenig entfernt war von der Höhle, welche Molengraaff zum Aufenthalt gedient hatte.

Bis weit in die Umgegend zeigt das Gebirge fast denselben Charakter wie der Liang Gagang und bildet ein System zusammenhängender, stark verzweigter Gebirgsketten und sehr langer, von tobenden Gebirgsflüssen durchschnittener Thäler. „Fast über die ganze Länge dieses ausgedehnten Gebirges erheben sich auf einem mehr oder weniger schroffen, mit Hochwald bedeckten Sockel hohe Terrassen, oft verschiedene übereinander. Die obere dieser Terrassen hat oft nur die Größe eines

Digitized by Google

hohen, kubusartigen Felsengipfeln, oder sie hat, wie am Liang Patak, die Form eines hohen Turmes. Fast von allen Seiten sind diese Schichten von mehr oder weniger senkrechten Felsenmauern umschlossen, deren von Wasser befeuchtete Seiten mit einer reichen Vegetation von Begonias, Gesneraceen, Elatostemma, Selaginella, Farnkräutern und andern schönen Blattpflanzen bedeckt sind. An vielen Stellen, wo die Felsenwände infolge der Verwitterung einer weicheren Steinschicht herüberhängen, findet man darunter mehr in die Länge als in die Tiefe ausgedehnte Höhlen und vor denselben fällt das Wasser wie ein Schirm tropfenartig, oft auch als gröfsere Wasserfalle von den Felsen herab."

Nachdem Hallier hier einen Monat verweilt hatte, kehrte er, heftig vom Fieber ergriffen, am 7. April nach Nanga Raun zurück. Am 15. brach er wieder auf und reiste durch den dichten Wald und zwischen Felsen hindurch zu dem Liang Kubung, zu dem 1081 m hohen Amei Ambit, wo Büttikofer schon einen Monat in der „Punangrotte" wohnte. Was den Namen dieses Berges betrifft, stimmt Hallier nicht mit Büttikofer überein und meint der Berg heifse Amei Ambit, während mit Liang Kubung nur die von Büttikofer bewohnte Höhle angedeutet werde.

Hatte Hallier schon auf dem Liang Gagang eine reiche Flora angetroffen, so dafs sein Herbarium innerhalb vier Wochen um 500 Nummern anwuchs, so lieferte noch gröfsere botanische Schätze der Amei Ambit. Die gröfsten Waldriesen sind hier Eichen, daneben giebt es viele Myrtaceen, Rubiaceen, Anonaceen und Rhododendrons.

Um Blumen und vor allem Blätter zu erhalten, welche hoch in den Bäumen wachsen, bediente Hallier sich von jetzt ab seines Gewehrs und sehr oft mit gutem Erfolge. Das heftig zurückkehrende Fieber zwang den Forscher aber bald, dieses „botanische Paradies" zu verlassen und nach Buitenzorg zurückzukehren. Am 5. Mai stieg er mit Büttikofer zu der Hauptstation herunter und trat zwei Tage später die Rückreise an über Putus Sibau, Smitan und Sintang nach Pontianak. Von hier aus begab er sich nach Batavia, zwölf Kisten mit lebenden Pflanzen und eine Bleibüchse mit Wasserpflanzen mitführend. Dieselben kamen in vorzüglichem Zustande in Buitenzorg an. Das Herbarium enthielt 3450 Nummern, die Zahl der gesammelten Arten veranschlagt Hallier auf etwa 3000. „Dafs die wissenschaftliche Bearbeitung eines so viel umfassenden Materials nur langsam voranschreiten kann und, wie sich im voraus sagen läfst, erst nach Ablauf von mehreren Jahren abgeschlossen sein wird, liegt zu sehr in dem Wesen der Sache, als dafs es nötig sein sollte, noch im besonderen darauf hinzuweisen."

Bücherschau.

Dr. J. Zemmrich, Verbreitung und Bewegung der Deutschen in der Französischen Schweiz. Mit einer Karte. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde VIII, 5.) Stuttgart, J. Engelhorn, 1894.

Da in der letzten Zeit wiederholt Mitteilungen laut wurden, welche von einer Verschiebung der Sprachgrenzen zu Ungunsten der Deutschen in der Schweiz redeten, so wird man der vorliegenden statistischen Schrift nur dankbar dafür sein können, dafs sie diese Ansicht als unrichtig zurückweist. Es kann in unserer Zeit des gesteigerten Verkehrs und der Freizügigkeit nur von einer gröfseren Vermischung der verschiedensprachigen Bevölkerung in der Schweiz die Rede sein, aber so, dafs weit mehr Deutschredende in den französischen Teil eindringen, als umgekehrt Französischredende in den deutschen. Vollständig wäre die Arbeit des Verfassers erst geworden, wenn er, ergänzend, neben die Karte der Deutschsprachigen im französischen Anteil der Schweiz, auch die Karte der Französischredenden im deutschen Teile gestellt hätte. Die Arbeit ist statistischer Art und giebt gut und vollständig, was aus den Zahlen allein sich ablesen läfst. Die Ursachen der Verschiebung beider Sprachstämme werden aber nur nebenbei (zumal nach dem, was Zimmerli bietet) beleuchtet, und doch würden gerade hier Studien an Ort und Stelle von Belang gewesen sein. Im ganzen hat das deutsche Element in der Französischen Schweiz Fortschritte gemacht und die geringen Verschiebungen an der Sprachgrenze sind auf Kosten des französischen Elements zu Gunsten des deutschen ausgefallen. Das ganze deutsche Sprachgebiet der Schweiz hat nur 1,1 Proz. Französischredende Einwohner, während umgekehrt die Französische Schweiz gegen 13 Proz. deutschredende Schweizer zählt; allerdings ist es um die Erhaltung dieser Deutsch-Schweizer in der Französischen Schweiz nicht glänzend bestellt.

Richard Andree.

G. Weigand, Die Aromunen. Ethnographisch-philologisch-historische Untersuchungen über das Volk der sogenannten Makedo-Romanen oder Zinzaren. II. Band. Volksliteratur. Leipzig. Joh. Ambr. Barth, 1894.

Den Lesern des Globus ist Herr Dr. Weigand, Privatdocent in Leipzig und Leiter des dortigen rumänischen Seminars, wohlbekannt durch seine inhaltreichen Reiseschilderungen von der Balkanhalbinsel, in denen er sich mit den romanischen Völkersplittern beschäftigt, die im Süden des Balkans zwischen slavischen, griechischen und albanesischen Stämmen wohnen. Er beginnt jetzt ein gröfseres Werk über dieselben zu veröffentlichen, welches allerdings in erster Linie die wichtigen philologischen Ergebnisse seiner Reisen und Forschungen bringen wird, das aber im ersten (bald zu veröffentlichenden) Bande die Reisen des Verfassers und die Ethnographie der Aromunen enthalten soll, dessen zweiter, vorliegender, uns mit den Liedern, Totenklagen, Märchen, Rätseln, Sprichwörtern u. s. w. des zerstreuten Völkchens bekannt macht.

Der Name „Aromunen" ist uns neu; er entspricht der Bezeichnung, welche diese Romänen sich selbst geben und ist daher den bisher gebräuchlichen Benennungen Makedo-Walachen, Kutzo-Walachen, Zinzaren, die sich nur auf einzelne Stämme beziehen oder Spitznamen sind, vorzuziehen, wenn er sich auch nicht so bald einbürgern dürfte.

Was das Volkslied betrifft, so ist es bei den Aromunen im Erlöschen begriffen und griechische oder albanesische Lieder treten an seine Stelle. Um so höher ist das Verdienst Dr. Weigands anzuschlagen, dafs er uns die vorliegende, verhältnismäfsig reiche Sammlung in der Ursprache und Übersetzung bietet, dabei stets reiche Erläuterungen einflechtend, die sich zu ethnographischen Abhandlungen bei Festen und Bräuche, Hochzeiten und Begräbnissen, dem Räuberwesen u. s. w. erweitern. Selbst ferner liegende Dinge, wie die Anfertigung der schönen Silberfiligranarbeiten (Schnallen, Agraffen, Tassen u. s. w.) werden besprochen, wobei die Ansicht ausgesprochen wird, dafs die venetianischen Filigranarbeiten wahrscheinlich auf aromunischen Ursprung zurückzuführen sind. Was den poetischen Gehalt der mitgeteilten Volkslieder betrifft, so erscheint uns derselbe hinter denen anderer Völker der Balkanhalbinsel zurückzustehen. Das Ganze ist ein wertvoller Beitrag zur Volkskunde einer bisher nur ungenügend bekannten Völkerschaft. R. Andree.

R. v. Barry, Zwei Fahrten in das nördliche Eismeer nach Spitzbergen und Nowaja-Semlja, unternommen von Sr. königl. H. Prinz Heinrich v. Bourbon an Bord der österreichischen Jachten Fleur de Lys I und II, 1891 und 1892. Mit Bildnissen, Lichtdrucktafeln und Karten. Pola 1894. Verlag von Karl Geroldis Sohn in Wien.

In den Jahren 1891 und 1892 unternahm ein reicher österreichischer Privatmann, Prinz Heinrich v. Bourbon, auf bequem ausgestatteten Fahrzeugen zwei mehrmonatliche Sommerfahrten, die eine nach dem westlichen Spitzbergen, die zweite ebendorthin und nach der Westküste von Nowaja-Semlja. Einen Bericht über beide Fahrten liefert das vorliegende Werk, verfafst von einem österreichischen Marineleutnant, dem technischen Leiter der Expedition. Das Werk bietet der Kritik zahlreiche Angriffspunkte. Mit gröfsem Nachdrucke wird zwar der wissenschaftliche Charakter und die Bedeutung der Expeditionen immer wieder hervorgehoben; aber weder der Inhalt des Buches, noch die thatsächlichen Erfolge rechtfertigen im mindesten diesen Anspruch.

Digitized by Google

Schon der einleitende Rückblick über die Entdeckungsgeschichte der besuchten Länder ist lücken- und fehlerhaft; namentlich hätte Barry sich leicht überzeugen können, daß auch nach den österreichischen Expeditionen des Jahres 1872, bis wohin sein historischer Rückblick reicht, die Erforschung jener Länder noch eifrig fortgesetzt worden ist. Auch weiterhin ist nicht viel des Wissenschaftlichen zu finden. Die Darstellung beschränkt sich wesentlich auf Reiseerlebnisse, sowie Jagdgeschichten und kleine Abenteuer. Wo sich dann ernstere Bemerkungen einstellen, da zeigt sich, daß der Verfasser von einem Verständnis für naturwissenschaftliche Dinge recht weit entfernt ist; er würde sonst nicht behaupten können, daß das „Grundeis" durch gestrandete und fest am Boden sitzende Eisberge und Blöcke gebildet werde, und daß ein gewisser Gletscher im Bloomenland Harbour bis zum Meeresgrunde reichen und „dort seinen Sitz haben" müsse. Die triassischen Koprolithen am Kap Thordsen werden als Urpolithen zu einem „metallhältigen" Gesteine gemacht u. s. w. So ist es kein Wunder, daß beide Reisen die wissenschaftlichen Probleme des hohen Nordens wenig berühren. Das Ergebnis beschränkt sich fast nur auf Topographisches. Die vielbesuchten Fjorde Westspitzbergens werden abgefahren, in manchen wird längere Zeit verweilt, z. B. im Isfjorden volle 25 Tage, und als nördlichste Punkte werden an der Treibeisgrenze 80° 3' resp. 80° 8,5' nördl. Br. erreicht. Zahlreiche Buchten werden ausgelotet, sowie mit Meßleine und Kompaß vermessen, oder auch nur aus der Vogelperspektive skizziert. Neuentdeckt und mit dem Meßtisch aufgenommen werden einige kleinere Buchten, und die Namen Braganca, Fleur de Lys und Bontemps bei ihrer Benennung wird es ewigt. Ueberdies werden angeblich über 1000 Photographien aufgenommen: um so weniger traut man seinen Augen, auf Tafel 5, 6 und 11 ein und denselben Gletscher in etwas veränderter Position unter drei verschiedenen Namen abgebildet zu finden! Anderseits werden die Geologie des Landes, die geographischen und physikalischen Verhältnisse des Meer- und Gletschereises, sowie die Flora kaum beachtet. Vergeblich sucht man irgend eine charakteristische Bemerkung über die nordische Natur oder über die Gestaltung des Landinnern, der Begriff „Inlandeis" findet sich nirgends. Besser kommt die Fauna weg, namentlich soweit sie dem Jagdsport dient. — Andächtig kann man Kenntnis nehmen von den Schießlisten aller hohen Herrschaften und von einer neuen Methode, Seehunde zu erbeuten, indem man sie nämlich durch einen Schuß vor ins Gesicht erst blendet und dann in Seelenruhe erlegt. Einige interessantere Bemerkungen über ein neueres Vorrücken Spitzbergischer Gletscher erfährt man nur beiläufig und wohl ohne Verschulden des Verfassers. Der Wilczek Gletscher bedeckt gegenwärtig zur Hälfte den 1872 noch freiliegenden Isbjörnhafen, ein Gletscher in der van Mijens Bai nimmt eine Stelle ein, wo sich 1860 noch ein großer Hafen befand, und von 1891 bis 1892 ist der Maria Antonia Gletscher in Bohemde um zwei Kabellängen vorgerückt.

So scheint die Versicherung, die geschilderten Fahrten gehörten zu den bedeutendern der in jüngster Zeit geführten Reisen im arktischen Gebiete", als große Selbsttäuschung. Die Fahrten von 1891 bis 1892 sind ihrem ganzen Charakter nach Sport- und Vergnügungsfahrten, wie sie Prinz Heinrich schon in den Jahren 1885 bis 1886 nach Westindien und 1887 bis 1889 um die Welt unternommen hatte. Gleichwohl, daß ein Mann dieses Ranges die Vorrechte der Gehirt und des Reichtums mit einem Leben in freier Natur, mit den Gefahren und Unbequemlichkeiten der polaren Einsamkeit vertauscht, daß er neben dem Marine-, Reise- und Jagdsport auch wissenschaftliche Interessen nach Kräften zu pflegen bemüht ist, das kann ihn in den Augen denkender Menschen nur höher stellen. Dr. Goehler.

A. Merensky, Deutsche Arbeit am Njassa, Deutsch-Ostafrika. Berlin 1894. Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft.

Als am 1. Juli 1890 durch das deutsch-englische Abkommen das Gebiet im Norden des Njassasees an Deutschland fiel, traf es sich günstig, daß zugleich die Thätigkeit zweier deutscher Missionsgesellschaften, der Brüdergemeinde und der Berliner Missionsgesellschaft, sich diesen Ländern zuwendete — um so günstiger, als die offizielle Besetzung noch auf sich warten ließ: denn erst im Anfange des Jahres 1893 gründete v. Wißmann die Station Langenburg am Ostufer des See. Die eine dieser Expeditionen, die der Berliner Missionsgesellschaft, ist uns in dem vorliegenden Buche von ihrem Leiter Merensky in zusammenhängender Form beschrieben, nachdem eine Reihe einzelner Mitteilungen bereits an verschiedenen Stellen, unter anderm auch ein Artikel mit einer Specialkarte, die man dem vorliegenden Buche gern beigefügt sähe, in Petermanns Mitteilungen (1892) veröffentlicht sind. Das Buch verdient um so mehr Beachtung, als es sich mit einem bisher wenig bekannten, in älterer Zeit nur von Thomson, Elton und Giraud flüchtig durchzogenen Gebiete beschäftigt. Für den Verfasser ruht das Hauptinteresse natürlich auf dem Gedeihen seines Missionswerkes, über dessen Aussichten bei den Negern er sich übrigens mit erfreulicher Mäßigung und Zurückhaltung ausspricht. Den Geographen fesselt vor allem die Schilderung des Kondelandes und -volkes, die auch räumlich den Mittelpunkt des Buches bildet. Die Bakonde stehen nach dieser, in religiöser Beziehung freilich nicht ganz vorurteilsfreien Darstellung geistig wie wirtschaftlich auf derjenigen Höhe, die den seßhaften Völkern überhaupt in diesen Gegenden eigen ist. Wie sehr freilich das Gebahren dieser Stämme unter den bekannten Einbrüchen räuberischer und kriegerischer Stämme zu leiden hat, dafür enthält auch dieses Werk Beispiele.

In äußerer Beziehung verdient die durch das Buch durchgeführte Unterscheidung zwischen Abschnitten mit größerem und kleinerem Satze eine Anmerkung. So lange die Verfasser von Reisebeschreibungen sich nicht entschließen können, alles ausschließlich Persönliche zu gunsten des sachlichen Inhaltes bei der Darstellung zu unterdrücken, erscheint eine derartige Unterscheidung sehr angebracht. Allein hier ist sie teilweise ohne erkennbaren Grundsatz, stellenweise sogar in einer dem eben angedeuteten Gesichtspunkte gerade entgegengesetzten Weise durchgeführt. Mit Erstaunen bemerkt man endlich auf der beigegebenen Übersichtskarte, die übrigens in orographischer Hinsicht recht dürftig ist, den Namen einer schottischen Firma, hätte keine der deutschen kartographischen Anstalten, die früher englische Bücher mit deutschen Karten auszustatten pflegten, zu dem Werke eine bessere Karte liefern können? Dr. A. Vierkandt.

Emil Schmidt (Leipzig), Vorgeschichte Nordamerikas im Gebiete der Vereinigten Staaten. Mit 15 Abbildungen, 4 Tafeln und einer Karte. Braunschweig, Friedr. Vieweg und Sohn, 1894.

Das Studium der amerikanischen Vorgeschichte ist seit langem mit Eifer und Erfolg von dem Leipziger Professor der Anthropologie betrieben worden. Herr Prof. Schmidt hat jenseit des Oceans die großen Museen studiert, was ihn in den Stand setzte, überall die nötigen Vergleiche mit europäischen Verhältnissen anstellen zu können und da er auch eine ungewöhnlich umfassende Kenntnis der anthropologischen amerikanischen Litteratur besitzt, so war er der geeignetste Mann, um ein Werk zu schaffen, welches uns in kritischer Weise den heutigen Stand unseres Wissens von der Vorgeschichte Nordamerikas vermittelt.

Gerade daß Schmidt europäische Methoden und Vergleiche unter Berücksichtigung amerikanischer Verhältnisse zur Anwendung bringt, verleiht dem Buche Wert. Es tritt dieses gleich hervor bei der Bestimmung des Alters der ältesten Menschenspuren im Gebiete der Vereinigten Staaten, wo die oft versuchten absoluten Zahlen ins Gebiet der Fabel verwiesen werden. Die europäische und amerikanische Eiszeit werden mit einander verglichen, die Gleichzeitigkeit der Erscheinungen nachgewiesen und alsdann zu den ältesten Funden übergegangen. Die Höhlenfauna mangelt in Nordamerika trotz zahlreicher Höhlen, aber in den von Abbot aufgefundenen Trentonsteingeräten paläolithischen Charakters und im Calaverasschädel (aus vulkanischen Tuffschichten der Pliocänzeit) u. s. w. erkennt Schmidt, gegenüber manchen Anfechtungen, die ältesten Spuren des amerikanischen Menschen. Es folgt darauf eine Abhandlung über die vorgeschichtlichen Kupfergeräte, die nicht durch Guß hergestellt, sondern aus dem gediegenen Kupfer, das als weicher Stein diente, gehämmert werden. Ausführlich wird an der Hand der Quellen der alte Kupferbergbau der Indianer geschildert und gezeigt, wie es hier sich nicht um eine Metallzeit und um den damit verknüpften Kulturfortschritt handelt, sondern daß eine der „Steinzeit" angehörige Erscheinung vorliegt. Mit besonderer Vorliebe behandelt endlich Schmidt die Vorgeschichte der Indianer zwischen dem Felsengebirge und dem Atlantischen Ocean, wobei er auf die früheste Entdeckungsgeschichte, die spanischen Züge ins Innere u. s. w. zurückgreift und daraus erklärenden Stoff sammelt. Es sind namentlich die alten Pueblobauten und die Mounds, zumal am Ohio, welche mit großer Ausführlichkeit geschildert werden. Daran anknüpfend wird eine ganze Anzahl wichtiger, die amerikanische Urgeschichte behandelnder Fragen besprochen.

Wir haben in deutscher Sprache kein Werk, das besser und sicherer in die Vorgeschichte Nordamerikas einführt, als das vorliegende. Was wir sonst müssen aus amerikanischen Werken uns holen mußten, liegt nun bequem kritisch gesichtet vor. Richard Andree.

Digitized by Google

Aus allen Erdteilen.

— Die Ausbreitung der „russischen Distel“ in den Vereinigten Staaten. Unter russischer Distel versteht man im Westen der Vereinigten Staaten das Sodakraut, Salsola Kali, dessen Samen vor etwa zwanzig Jahren mit russischer Flachssaat zuerst nach Bonhomme County in Süddakota eingeschleppt wurde, von wo aus sich die Pflanze im Laufe der Zeit nach Teilen von Nordakota, Minnesota und Nebraska so gründlich verbreitet hat, daß sie heute eine zusammenhängende Fläche von etwa 35 000 Quadratmiles so zu sagen beherrscht. Außerdem zeigt sie sich in Colorado, Kansas, Wisconsin und Illinois an Orten entlang der Bahnlinien, wohin die Samen offenbar durch Güterwaggons getragen wurden. Ausgewachsen, bildet sie einen ans harten, mit Dornen versehenen Blattzweigen bestehenden Kopf von 20 Zoll bis zwei Fuß Höhe und vier bis fünf Fuß Durchmesser. Das Ganze wiegt, trocken, zwei bis drei Pfund und birgt 20 000 bis 30 000 Samenkörner. Beim Heranhahen des ersten Herbstfrostes stirbt die Pflanze und bricht von der Wurzel ab. Nun wird die runde Masse ein Spielball des Windes, und wehe den Feldern, über die sie im Wirbeltanze getragen wird! Überall siet sie das Unheil, denn fast auf jedem Boden kann der Samen gedeihen. Nur in der freien Prairie schägt er sehr schwer Wurzel: doch wird der Distelkopf dort geiegentlich zum Träger von Gefahr. Bei Prairiefeuern werden die brennenden Kugeln der russischen Distel gar oft vom Winde über die zum Schutze abgesengten Lücken getragen und richten weiteres Unheil an.

Das Unkraut ist zum Schrecken aller Farmer des Westens geworden; es schädigt das Wachstum aller Feldfrüchte im höchsten Grade, verursacht bei der Ernte Schwierigkeiten an den Maschinen und verletzt die Füße der Pferde. Da die Verwüstungen alljährlich größer werden, so verlangen die Farmer nach einem Ausrottungsgesetze (ähnlich wie bei Raupen), damit das Unheil nicht von Nachbar auf Nachbar übertragen werden könne.

New York. Dr. C. Steffens.

— Oberlerchers Glockenrelief. Welche große pädagogische und wissenschaftliche Bedeutung sorgfältigen und genauen Reliefs in großem Maßstabe zukommt, bedarf keiner neuen Hervorhebung. Wer Simons Jugfraurelief zu bewundern Gelegenheit hatte, wer vollends in der Lage war, es mit der Natur unmittelbar zu vergleichen, wie dies beim Berner Kongreß 1891 möglich war, kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß ähnliche Kunstwerke in größerer Anzahl entstehen möge. — er weiß aber auch die ungeheuren Schwierigkeiten solcher Arbeiten richtig zu schätzen. In Österreich war bisher der einzige Versuch dieser Art das bekannte Schnitzersche Gesteinsrelief von Tirol, im Hofe des Innsbrucker Pädagogiums. So wenig ich die Berechtigung der Einwände verkenne, die sich gegen die Art der Ausführung dieses Kunstwerkes erhoben — unter anderm ist bei so großem Maßstabe eine Überhöhung doppelt verwerflich — halte ich es in Plan und Anlage dennoch für ein bedeutendes und nutzbringendes Werk. Um so erfreulicher ist es nunmehr, daß man auch auf österreichischem Boden daran ging, eine größere Gebirgsgruppe in wahrhaft kolossalem Maßstabe und ohne jede Überhöhung zu gewissenhafter plastischer Darstellung zu bringen — und daß man dieses neue Meisterwerk nicht wie das Innsbrucker Relief unter freiem Himmel den Unbilden der Witterung preisgiebt, sondern es in bedecktem Raume zu ungefährdeter Anfstellung bringt. Der Lehrer Paul Oberlercher in Klagenfurt, dessen Reliefs in kleinerem Maßstabe sich wegen ihrer sorgfältigen Grundlage und exakten Ausführung eines wohlbegründeten Rufes erfreuen, hat die Zeit von Anfang 1890 bis Mitte 1893 zur Herstellung eines Reliefs der Glockengruppe in 1:2600 verwendet, dessen Gipsabguß nahezu vollendet ist. Ich entnehme dem von Oberbergrat E. Seeland auf der Wiener Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte hierüber erstatteten Berichte folgende Daten: Als Grundlage dienten eigene Triangulierungen Oberlerchers auf Grund einer Basislinie Glockner-Schwert. Aus 29 Triangulierungspunkten wurden 382 Punkte bestimmt; Höhenmessungen wurden in großer Zahl vorgenommen und eigens zum Zwecke der Arbeit der Glockner fünfmal und 25 andere Gipfel bestiegen. Das Relief bedeckt eine Fläche von 30 Quadratmetern. Es wird in Farben ausgeführt werden und erhält durch das rühmenswerte Entgegenkommen des naturhistorischen Museums in Klagenfurt seine dauernde Aufstellung im dortigen Rudolfinum. Obwohl von diesem wissenschaftlich wie künstlerisch gleich vollendeten Werke in Fachzeitschriften schon mehrmals die Rede war, möchte ich doch nicht unterlassen, hier abermals darauf aufmerksam zu machen. Simons Relief ist bekanntlich auch in dem Exemplare des Züricher Polytechnikums geologischer Farbengebung unterworfen worden — möchte sich doch auch ein österreichischer Heim finden, der die gleiche mühevolle und lohnende Arbeit für Oberlerchers bewundernswertes Werk zu unternehmen wagte!

Sieger.

— Der französische Bergingenieur J. Anbert hat im Auftrage der tunesischen Regierung bei H. Barrère in Paris eine „Carte géologique provisoire de la Regence de Tunis“ in 1:200 000 herausgegeben, welche das Ergebnis seiner von 1884 bis 1889 ausgeführten Aufnahmen ist. Möglich ist diese Arbeit erst durch die französische Besetzung des Landes und die ihr folgende Sicherheit geworden. Sie ist in 14 Farben (übereinstimmend mit der geologischen Karte Algeriens) ausgeführt, die namentlich den vorzugsweise vertretenen jüngeren Formationen (Quaternär und Tertiär) zu gute kommen. Nach einer Anzeige von E. de Margerie in „Nouvelles géographiques“ umfaßt das Quaternär den ganzen Osten von Tunesien bis an die Grenze von Tripolitanien, dehnt sich im Osten des Schott Djerid aus, bildet einen großen Teil der Halbinsel des Kap Bon und erfüllt den Grund aller Depressionen im Innern. Im ganzen bedeckt es die Hälfte der Regentschaft. Das im Süden der Schotts fehlende Pliocän zeigt im Norden eine dem Quaternär analoge Verteilung und ist von letzterem meist bedeckt. Entlang der Küste bei Susa, Hammamet und in der unteren Medjerda ist es marinen Ursprungs, im Innern aber ausschließlich Süßwasser- oder subsenische Bildung. Jüngeres Miocän (Etage sahélien) zeigt sich im Süden von Biserta, älteres fleckenweise im Nordost, namentlich von Sbeitla nach Kap Bon zu. Eocän, aus Sandsteinen, Mergeln und Kalken bestehend, bedeckt im Nordwesten in der Kiroumirie; es kommt auch im Süden zwischen den Kalkketten vor, die sich bis Kairuan erstrecken.

Die Kalke der Kreideformation bilden in großer Mächtigkeit das Gerüst der Hauptgebirge Tunesiens, zumal ostwestlich an den Schotts laufend und zwischen Tebessa und Tunis. An einigen Stellen, wo starke Denudation stattgefunden hat, wie bei Zaghuan, am Bu Gurnin und Djebel Djahar, treten Muschel führende Steine (tithonische Kalke) zu Tage, am Südost von Gabes zeigen die sekundären Gesteine einen andern Charakter, sie bilden eine große gegen West-Süd-West geneigte Ebene, welche an einem Abfalle ausläuft, wo jurassische Schichten zu Tage treten. Es sind dieses die ältesten in der Regentschaft bekannten. Eruptivgesteine sind nur unbedeutend vertreten: Rhyolithe in der Khroumirie und Dolerite am Djebel Ensarnic und Djebel Tahuna. Der Karte ist ein Band Erläuterungen beigegeben, welcher schätzbare Nachrichten über den landwirtschaftlichen Wert des Bodens und Verzeichnisse der aufgefundenen Versteinerungen enthält.

— Über Farbenblindheit bei den Asiaten veröffentlichte neuerdings der amerikanische Arzt F. B. Stephenson seine in den Jahren 1891 bis 1893 gemachten Untersuchungen. Es wurden geprüft (nach Holmgrens Farbenprobe) Leute von Unalwchka (Aleuten und aleuto-russische Kreolen), Bewohner von Hawaii (Honolulu), zahlreiche Japaner (in Tokio, Yokohama, Kioto), viele Chinesen (in Futschau, Amoy, Tschifu und Shanghai). Ferner Annamiten, Siamesen und Malaien, Eurasier, Tamilen, Dajaken, Japaner und Chinesen aus den Straits Settlements (Singapure, Malakka und Penang); endlich 50 Koreaner in Söul und Tschemulpo. Im ganzen wurden 4860 Personen untersucht, davon litten nur 37 oder 0,76 Proz. an Farbenblindheit, und zwar zeigten sich einige rot- und grünblind, andere verwechselten blau und grün. Es sind dies ungefähr die gleichen Prozentverhältnisse von Farbenblindheit, wie sie die Untersuchungen bei europäischen und amerikanischen Völkern ergeben haben. (Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokio. 54. Heft (August 1894), S. 190 bis 194.)

Herausgeber: Dr. R. Andree in Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. Druck von Friedr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FOR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DER ZEITSCHRIFT „DAS AUSLAND".

HERAUSGEBER: Dr. RICHARD ANDREE. VERLAG von FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXVI. Nr. 22. BRAUNSCHWEIG. November 1894.

Die rechteckigen Schrägdachhütten Mittelafrikas.

Verbreitung und Vergleichung.

Von Dr. L. Hösel. Leipzig.

I.

I. Einleitende Bemerkungen. Unterscheidungsmerkmale.

Ist auch die bekannte typische Rundhütte, ohne welche man den Neger kaum jemals darzustellen pflegte, gleichsam zu einem bleibenden Attribut für ihn geworden, so darf doch nicht übersehen werden, dafs die Schrägdachhütte mit rechteckigem Grundrifs in Afrika über ein Gebiet von gewaltiger Gröfse verbreitet ist; und gerade das Auftreten dieser Hüttenform im Innern des Erdteiles ist eine der interessantesten Erscheinungen im Völkerleben überhaupt.

Nicht allein, dafs dieses Gebiet zu den dicht bevölkertsten des Kontinents gehört, es ist auch in sich abgeschlossen und in seiner ganzen Ausdehnung nach dem Lande zu von dem Bereiche der Afrika eigentümlichen Rundhütte umspannt. Nimmt man hinzu, dafs es sich hierbei um Gegenden handelt, welche fast ausnahmslos den Europäern erst in allerneuester Zeit erschlossen worden sind, so ist bei Entstehung dieser Hüttenart an einen Einflufs von außen her nicht zu denken, sie ist als hier erfunden zu betrachten, wenn auch andere Völker in ihrem Entwickelungsgange zu einer ähnlichen oder gar derselben Form gelangten.

Um jedoch einer möglichen Verwechslung vorzubeugen, sei sogleich an dieser Stelle bestimmt, von welchen Hütten die Rede sein soll. Ausgeschlossen bleiben die weitläufigen Lehmbauten der mohammedanischen Bevölkerung Afrikas, die oblongen Steinbauten der Tibbu und die Häuser und Häuschen, welche mittelbar oder unmittelbar von Europäern oder deren Nachkommen herrühren. Auch die aus leichtestem Stoffe gearbeitete wandlose Hütte, welche ohnedies meist nur zu vorübergehendem Aufenthalte dient, soll keine Berücksichtigung finden. Sie gehört, sofern sie nicht blofs Notbehelf ist, einer tieferen Kulturstufe an.

Es handelt sich somit nur um jene Bauten, welche in ihrem Aussehen unseren Holzhäusern oder -Hütten ähneln (Fig. 1). Charakteristisch an ihnen ist 1. das Giebeldach, das nur bei wenigen Völkern dem Spitzdach weicht; 2. das Fehlen der Stockwerke und Treppen; sie bestehen nur aus Erdgeschofs und Dach; 3. das Fehlen der Fenster, so dafs das Licht nur durch die Thüröffnung einströmen kann; 4. werden die Wände fast nirgends aus Lehm oder einem ähnlichen Stoffe hergestellt. Das hauptsächlichste Material liefert die Weinpalme. Zumeist wird das Dach aus den langen Blättern dieses Baumes gefertigt. 5. Das eigenartigste aber ist die strafsenförmige, schnurgerade Anordnung der Häuser, welche fast in allen Teilen des umgrenzten Gebietes die herrschende ist und bei vielen Völkern desselben jede andere Zusammenstellung der Gebäude ausschliefst.

II. Abgrenzung des Gebietes.

Versuchen wir zunächst, das Gebiet dieser Hütten abzugrenzen, bevor wir auf die eben angeführten Merkmale genauer eingehen.

Es kann hier natürlich nur von einer annähernden Richtigkeit die Rede sein, da wir bei derartigen Bestimmungen in Afrika zumeist nur auf Punkte an den Durchgangsrouten angewiesen sind, der Schwierigkeiten, welche sich dem Beobachter im fremden, ungastlichen Lande entgegenstellen, nicht zu gedenken. In denjenigen Strichen, wo zwei durchaus verschieden geartete, aber beiderseits national und konservativ denkende Völker aufeinanderstofsen, ist die Grenze eine scharfe Linie, welche jedes Übergangsstadium ausschliefst, und dieser Fall dürfte keineswegs so selten sein, als man vielleicht anzunehmen beliebt. Vielfach jedoch wird die Grenze einem breiten Gürtel gleichen, in welchem die Mischung der beiden Bauweisen sich vollzieht. Neuerungssucht der Vornehmen, Handel mit andern Stämmen, territoriale Veränderungen, freiwillige und gezwungene Kolonisation, Sklavenansiedlungen und dergl. werden zuweilen zur teilweisen Änderung der Bauweise beitragen. In einigen Ländern ist dadurch ein förmliches Ineinanderfliefsen der beiden Bauweisen entstanden, so dafs es zweifelhaft erscheint, welche von beiden denn eigentlich die vorherrschende ist. Es war deshalb nötig, dieselben als weder der einen noch der andern Gruppe angehörig besonders hervorzuheben. Doch war auch hierin grofse Vorsicht geboten, denn häufig bilden öffentliche Gebäude eine Ausnahme von der Regel. Wo die Wohnhäuser rechteckig gehalten sind, erblickt man oft am Ende des Ortes oder am Hauptplatze ein oder mehrere grofse, kegelförmige Gebäude (Fig. 2), und umgekehrt haben die Versammlungshallen in Gegenden, wo die kreisförmige Anlage herrscht, nicht selten einen rechteckigen Grundrifs. So erzählt Schweinfurth von den Mangbattu, dafs sie zuweilen auch sehr grofse Kegelhütten errichten, welche als Vorratshäuser oder als Ställe dienen. Alle

Digitized by Google

ihre Wohnhäuser jedoch sind rechteckig (II, 127). In der Residenz Muata Jamwos in Majakka sind sämtliche Gebäude mit Ausnahme der beiden königlichen Warenhäuser und des Sklavenviertels von rechteckiger Form [1]). Am Kongo fand Stanley in einer Gegend, wo sonst nur oblonge Hütten zu sehen waren, einen Götzentempel mit konischem Dache, und später am Aruwimi ein Dorf (Bakoba), welches außer den 210 kegelförmigen Hütten vier viereckige Schuppen enthielt, die als Versammlungsräume und Schmiede dienten. Doch genug der Beispiele. Stehen diese Gebäude auch betreffs ihrer Form vereinsamt da unter ihrer Umgebung, so wollen sie dennoch gleichsam als Vorboten betrachtet sein, welche ankündigen, daß in nicht allzu großer Entfernung eine andere Bauweise gepflegt wird.

Fig. 1. Haus in Uregga. Nach Stanley. Dunkler Weltteil II, 148.

Noch mehr Beachtung erfordern die Sklavendörfer; denn Sklaven werden oft absichtlich weit fortgebracht, um ihnen die Rückkehr in ihre Heimat unmöglich zu machen. Werden sie auch nur ausnahmsweise in großer Zahl transportiert, so wiederholen sich doch diese Züge in gewissen Zeiträumen nach derselben Richtung hin. Der Reichtum einzelner Häuptlinge und kriegerische Verwirrungen, welche den Sklaventreibern den Weg verlegen und so den Sklavenabfluß verhindern, Unterjochung und Ausrottung ganzer Völker bedingen eine Anhäufung der Sklaven in gewissen Gegenden, wo sie getrennt von der übrigen Bevölkerung ihre eigen gebauten Dörfer bewohnen. Auf diese Weise erklären sich am einfachsten jene aus Rundhütten bestehenden Orte, welche hier und da ganz unvermittelt im Bereiche der rechteckigen Bauten auftreten.

Fig. 2. Dorf der Muschilange. Nach Wißmann. Unter deutscher Flagge 84.

Verfolgen wir nun auf der Karte die Grenzlinie, und beginnen wir zu diesem Zwecke am Atlantischen Ocean. In Oberguinea war besondere Vorsicht am Platze, da sich hier drei ähnliche Bauweisen berühren: die der Europäer, welche vielfach von Küstenbewohnern nachgeahmt wird, die der nördlichen Bantu, und die mohammedanisch-sudanische, welche über den gesamten Sudan verbreitet ist und hier zumeist in den Städten neben der einheimischen Tokulform angetroffen wird.

Der Einfluß der europäischen Faktoreien auf die Bauweise der Eingeborenen reicht nirgends weit landeinwärts, so daß er kartographisch kaum wiedergegeben werden kann, und nur die Thatsache, daß viele Reisende, welche, fernen Zielen zustrebend, bei der üblichen Unterbrechung ihrer Fahrt in Oberguinea lediglich die Küste zu Gesicht bekamen, dennoch aber, von den neuen Eindrücken gefesselt, diesem Teile Afrikas ein oder mehrere Kapitel ihres Reisewerkes widmeten, diese Thatsache in Verbindung mit der andern, daß die einheimische Hütte Mittelafrikas eine gewisse Ähnlichkeit mit einer europäischen hat, mag manchen veranlaßt haben, diesen Einfluß höher anzuschlagen, als er in Wirklichkeit ist. Da ferner einige Stämme, wie die Eweer, die Rundhütte pflegen, so konnte dies leicht zu der Meinung verführen, als ob die rechteckige Schrägdachhütte Oberguineas nur der europäischen Faktorei nachgeahmt sei, zumal Oberguinea trotz der zahlreichen europäischen Niederlassungen und der vielen Forschungsreisenden, welche hier bauleten, bis vor kurzem noch fast gänzlich unbekannt war. Betreffs der Eweer sei Zündel (Z. XII) [1]) und von François (Mitt. I, 164) [1]) angeführt. Schon die Fetischstadt Be gehört zu diesem Gebiete; Zöller [2]) schreibt über sie: „Sie kann nicht für den Grundtypus einer Togoortschaft gelten, denn die dortigen Hütten sind ganz anders gebaut, als ich sie sonst irgendwo gesehen habe." Mit dieser Verteilung lassen sich alle darauf bezüglichen Bemerkungen [3]) in Einklang bringen. Wenn jedoch Herold [Verh. [1]) 1893, S. 57] schreibt: „Die Hütten der Eweneger bestehen aus einem Gerippe von Bambusstangen —, welches auf einem rechteckigen Grundriß aufgebaut ist, so steht hier entweder das Wort Eweer im weitesten, sonst ungebräuchlichen Sinne, oder der Verfasser denkt an die Buschneger Togos. Freilich erscheint auch in Oberguinea schon das Spitzdach (Kegeldach) auf viereckigem Unterbau (Binder [4]), Kling), was eine Täuschung immerhin nicht ausschließt (s. später).

Die Grenze zwischen dem mohammedanischen Hause und der rechteckigen Schrägdachhütte läßt sich überall da angeben, wo genaue Beschreibungen der Hütten vorliegen; wo diese fehlen, sind wir auf Vermutungen angewiesen. Aber selbst vortreffliche Werke, wie das von Binger [4]), vor dessen Erscheinen die Nordwestgrenze des Gebietes überhaupt nicht hätte bezeichnet werden können, lösen nicht alle Zweifel, da beide Bau-

stile stellenweise ineinander übergehen, und es fragt sich dann, ob die eigenartige Form eine Modifikation des einen oder des andern ist. So lassen sich die von Binger erforschten Bobofing, Tiéfo, Dokhosié und Komono schwer einreihen. Die Hütten der Bobofing, welche Binger I, 432 (s. Fig. 405) beschreibt, sind zwar rechteckig angelegt, doch sind die Ecken abgestumpft, und die Strafsen sind auf ein Minimum zusammengedrängt. Vor allem besitzen sie die charakteristischen ebenen Lehmdächer der mohammedanischen Bauten, auf welchen auch

[1]) Büttner, Reisen durch das Kongogebiet, S. 147.

[1]) Z. = Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. — Mitt. = Dankelmann, Mitteilungen aus deutschen Schutzgebieten. — Verh. = Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.

[2]) Zöller, Das deutsche Togoland.

[3]) Binder, Das Evheland mit dem deutschen Togolande.

[4]) Binger, Du Niger au golfe de Guinée.

Digitized by Google

hauptsächlich der Verkehr stattfindet, so dafs sie jenen zugezählt werden könnten, wenn sie nicht allzusehr an Höhlen erinnerten.

In Bobo-Dioulasou finden sich Hütten, welche vollständig verschieden von jenen sind. In ihrer linearen Anordnung weisen sie auffallend auf die strafsenförmigen Dörfer der nördlichen Bantu hin (I, 402 und Fig. 367); doch sind sie zweistöckig und ermangeln des schrägen Daches, so dafs sie aufserhalb der Grenzlinie gelassen sind.

Die komplizierten Bauten der Tiéfo (I, 360, 361) erinnern zu sehr an die mittelsudanischen, als dafs sie hätten mit einbezogen werden dürfen, zumal die Kreisform bei der Anlage eine grofse Rolle spielt.

Eine seltsame Verteilung findet bei den Ton statt. Während die rechteckigen und quadratischen Hütten von den Angehörigen männlichen Geschlechts (verheirateten und unverheirateten) bewohnt werden, bleiben die runden „im allgemeinen" den Frauen reserviert (Fig.3). Es drängt sich hierbei die Frage auf, ob dies nicht auf siegreich geführte Vernichtungskriege und infolgedessen auf eine starke Zufuhr von Sklavinnen hindeute, zumal bei vielen Völkern Afrikas der Hausbau ausschliefslich Sache der Frauen ist. Jedenfalls sind die Rundhütten bei den Ton so zahlreich, dafs dieses Volk zur Gruppe der Komono und Dokhosié gezählt werden mufs (II, 183). Dasselbe gilt von den Pakhalla, welche in ihrem Hüttenbau fast alle umwohnenden Völker nachahmen (II, 193).

Bei den Dokhosié will es fast scheinen, als ob sie im Begriffe wären, zu einem andern Baustil überzugehen, denn Binger schreibt (I, 348): „Dans les villages de formation récente, les Dokhosié construissent des cases carées en terre" —. Doch darf man jedenfalls aus dem récente nicht zu viel herauslesen. Die eben citierte Stelle aber und jene (II, 120), wo er nochmals auf die Hütten „de quelques villages dokhosiés" zu sprechen kommt, geben diesem Volke seinen Platz unter denen, welche beiden Formen huldigen. Man vergleiche auch Abb., S. 275.

Den Dokhosié sind die benachbarten Komono an die Seite zu stellen. Binger erwähnt sie (II, 120) neben jenen; auch würde schon die Abb. I, 337 dazu auffordern; eine eigentliche Beschreibung fehlt jedoch.

Ligouy (II, 138), Diammou (II, 154), Achanti (II, 138), Gan-né und Anno (II, 230) führen rechteckige Hütten auf (Fig. 4).

Die Westgrenze bedarf noch der genauen Bestimmung, doch ist dies jetzt unmöglich, da die Gegend westlich vom Camoé bis nach Liberia hin unbekanntes Land ist.

Möglicherweise liegt sie sogar jenseits des Krulandes; denn Waitz [1]) giebt an, dafs die Kru aufser den Rundhütten auch dreiteilige Giebeldachhütten bauen. Wilson [2]) freilich, der ihre Rundhütten ausführlich beschreibt, erwähnt nichts von oblongen, doch da er seltsamer Weise überhaupt keine solchen für Oberguinea kennt und dies auch ausdrücklich betont, obgleich sie unstreitig die

[1]) Waitz, Anthropologie der Naturvölker, II, 89.
[2]) Wilson, Westafrika S. 75 und 189.

Digitized by Google

herrschenden sind, so kann seiner Behauptung kein grofser Wert beigemessen werden, wenngleich seine Berichte sonst durchaus den Eindruck der Zuverlässigkeit hervorrufen.

Von den Komono und Gan-né an verläuft die Grenze südostwärts und durchschneidet westlich von Salaga den oberen Volta. Nach Überschreitung dieses Flusses sah Binger zuerst wieder im Dorfe Tourmountiou (östlich von Kintampo) Hütten mit Giebeldächern (II, 120, 121). Nachdem die Linie den Volta zum zweitenmal gekreuzt hat, wendet sie sich in ungefähr östlicher Richtung dem Niger zu und umschliefst hier Ilorin, von dem Rohlfs [1]) sagt, dafs es aus viereckigen Häusern mit hochragenden Dächern besteht.

Ein zweiter Punkt ergiebt sich aus Flegels [2]) Ausflug von Eggan am Niger in die Joruballänder. Das Bergdorf Schelle zwischen Eggan und Kabba und letzteres selbst bestanden im Gegensatze zu den Nupebauten aus oblongen Hütten.

Fig. 3. Amevi. Nach Binger.

Am Niger scheint der Übergang von der einen Bauweise zur andern ein allmählicher zu sein, daher die etwas dehnbare Bemerkung Staudingers [3]): „In den Dörfern des Delta und am unteren Niger findet man im allgemeinen blofs schmale, rechtwinklige Gebäude.“ In gleichem Sinne äufsert sich auch Rohlfs (II, 190). Vielleicht liegt der Grund darin, dafs die Beobachtungen von dem Strome aus gemacht wurden und sich also nur auf die Orte an demselben erstreckten; landeinwärts dürfte die Grenze weniger verwischt sein. Auf Fernando Póo haben alle Hütten der dortigen Bube rechteckigen Grundrifs und steiles Schrägdach mit dachziegelartigen Bananenblättern zugedeckt (Baumann, Fernando Poo 85.)

Im Kamerungebiete ist sie scharf bezeichnet; sie fällt mit der Westgrenze von Adamaua zusammen. Drei Tagereisen südlich von Takum erblickte Zintgraff [4]) zuerst die runden Hütten Adamauas in einem Ringi oder Pflanzdorf, das wesentlich anders gebaut war als die Siedlungen der Bafu. Auf seiner Rückreise, die etwas weiter östlich erfolgte, verliefs er ebenfalls drei Tagereisen südlich von Takum die Rundhütten Adamauas, und erreichte nach dreitägiger Wanderung in der Wildnis am vierten (siebenten) Tage die viereckigen Bauten der Bali (S. 83).

In der Gegend der Nachtigalschnellen bildet der obere Saunaga die Scheide zwischen den heidnischen Bantu und den mohammedanischen Sudannegern. Die Städte Nganudere II und Ngila gehören bereits diesem Gebiete zu [5]).

Die Völkerschaften am Ubangi sind durch die Expeditionen von Crampel und Maistre genauer bekannt geworden. Während die Buserus und Salanga (Sabanga) sich noch der oblongen Form bedienen, bauen die N'dri und Togbo, die Bansiri und Laugwassi bereits rund [2]). Van Gèle erwähnt auf seiner Entdeckungsfahrt erst die Hütten der Banzy unter 21¼° östl. L. als auffällig abweichende Rundbauten, doch ist nicht ausgeschlossen, dafs er schon vorher Rundhütten erblickte [3]) (Fig. 5).

Am Mongala bezeichnet Hodister Popuri als denjenigen Ort, wo er zuerst Rundhütten erblickte. Ob aber in der That hier die Grenze liegt, oder ob weiter nordwärts wieder rechteckige Hütten folgen, ist leider aus seinem Berichte nicht zu ersehen; die zahlreichen Pfahlbaudörfer flufsaufwärts lassen das letztere vermuten [4]). Keinesfalls ist jedoch die Grenze sehr weit im Norden zu suchen; dies beweisen Stanleys Beobachtungen, der bereits bei Jambuja am Aruwimi kegelförmige Hütten vorfand [5]).

Fig. 4. Ganné-Dorf. Nach Binger.

Die Hütten bleiben auch, abgesehen von einigen Modifikationen, kegelförmig bis zu den Pangafällen hinauf. Erst bei Utiri (27¼° östl.) änderte sich die Bauart, und die Schrägdachhütten verdrängten aufs neue die Rundbauten (I, 167).

Schon eine Tagereise nördlich von den Wespenschnellen beginnen (nach Stanleys Erkundigung) die Sitze der Mabode, welche viereckige Häuser bauen, so dafs also bei Utiri die Grenzlinie eine wesentlich andere Richtung einschlägt. Sie greift nordwärts bis zum Uélle aus, und

[1]) Rohlfs, Quer durch Afrika II, 260; vergl. 254 ff.
[2]) Mitteilungen d. afrik. Ges. II, 188, 190.
[3]) Staudinger, Im Herzen der Haussaländer, S. 600.
[4]) Dankelman, Mitteilungen III, 80, 81. — Verhandlungen XVII, 217.
[1]) Dankelman, Mitt. III, 115 ff. — Morgen.
[2]) Globus, Bd. 62, Heft 21 und 24, Annales de Géographie 1893, Nr. 9, S. 76.
[3]) Le Mouvement géographique 1888, Nr. 38.
[4]) Mouv. 1890, S. 2 und 6.
[5]) Stanley, Im dunkelsten Afrika I, 157, 165.

Digitized by Google

zwar so, dafs dieser Flufs auf eine ziemliche Entfernung hin die Grenze bildet, denn nördlich von ihm wohnen die rundbauenden A-Sandeh, südlich von ihm die Manghattu und deren Verwandte. Zu diesen rechnen wir die Mädje (A-Bui, Maliugde und A-Bangba). Von ihnen erzählt Junker [1]), dafs sie ihre Wohnungen nach Manghattuart herstellen (III, 50, 93, 127). Doch errichten die A-Bangba auch Häuser mit konischen Dächern (S. 53). Wahrscheinlich liegt aber der Fall ähnlich wie bei den verwandten Mangbattu, welche zwar auch Rundhütten bauen, diese aber nur für gewisse Zwecke bestimmen.

Nicht dasselbe läfst sich von den Mangbälle, den Madi im Uëllevierеck und den A-Barmbo behaupten. Es scheinen sich bei diesen Völkern beide Formen die Wage zu halten. Der besseren Orientierung wegen sei hier Junkers Notiz (II, 269) über die Mangbälle angeführt: „Ein Teil der Hütten ist hier, wie schon die in nördlichen Gebieten angetroffenen, in der runden Tukuform mit konischem Spitzdach erbaut; daneben aber sieht man hier auch schon zierlich und regelmäfsig gebaute Häuschen mit doppeltem Schrägdach, wie sie von den Mangbattu jenseits des Uëlle in mustergültiger Vollendung und Symmetrie errichtet werden, hauptsächlich dank dem besseren Baumaterial und einem lebhafteren Sinn für Regelmäfsigkeit." In ähnlicher Weise spricht sich Junker über die A-Madi (II, 475) aus. Die Beschreibung von Mambangas Residenz westlich von der Südwestecke des Uëllevierеckes (II, 294 ff.) und die Erzählung auf Seite 496 lassen darauf schliefsen, dafs die Verteilung südlich vom Uëlle etwa bis zum Bomokandi hin ziemlich dieselbe ist.

Fig. 5. Hütten in Ibengo. Nach v. François. Tschuapa und Lulonga 58.

Selbst in Bakangai ist der Einflufs der Mangbattubauart zu verspüren, denn obgleich die Hütten „nach A-Sandeh-Gebrauch" rund sind, so hat der Fürst doch Mangbattuhallen aufführen lassen. Doch sind sie eben nur Nachahmungen: ihre Gröfse ist zwar imponierend, ihre Ausführung jedoch läfst den Sinn für Ebenmafs und die Geduld für zeitraubende Arbeit vermissen (J. III, 6 und 7).

Da Junker (I, 516) in Kaliko Rundhütten verzeichnet, so mufs die Grenze westlich von diesem Lande nach Süden zu führen.

Den nächsten sichern Punkt gewährt uns Stanleys Route nach dem Mwutansee. Am Berge Pisgah treten wiederum kegelförmige Hütten auf, wenn auch die rechteckige noch vorwaltete. Bald darauf ruft er erfreut aus (I, 267): „Wir hatten jetzt zwei charakteristische Kennzeichen des Graslandes, die kegelförmige Hütte und das Grasdach." Der Urwald verschwand und mit ihm die strafsenförmigen Dörfer.

Nachdem wir das weite, noch der Erforschung harrende Gebiet zwischen dem Kongo und den Seen durchquert haben, erreichen wir jene, von Europäern wiederholt begangene Strecke vom Tanganika bis nach Nyangwe. Stanley [1]) nennt uns das Grenzdorf Riba-Riba (nicht mit dem bekannten Orte dieses Namens am Kongo zu verwechseln) als Ausgangspunkt eines neuen Stiles. Dementsprechend erwähnt auch Cameron [2]) am Bambarregebirge zuerst strafsenförmig angelegte Dörfer. Ähnlich berichtet auch Livingstone [3]). Wenn jedoch Stanley schreibt: „An die Stelle der kegelförmigen Bauart tritt hier die viereckige", so ist dies ein Irrtum. Die Dächer der Hütten in Ugubha und Ubudschwa haben allerdings die Kegelform, die Wände dagegen bilden ein Viereck [4]). Da aber die Dächer sehr weit herabreichen und die Wände bedeutend an Länge übertreffen, so ist die Täuschung, als ob die Hütten kegelförmig seien, leicht erklärlich. Auch Hutley sagt ausdrücklich: „Die Häuser der Eingeborenen gleichen von aufsen einem Bienenkorbe."

Mögen auch westlich von diesem Punkte vereinzelt wieder Rundhütten auftauchen, so gehört doch offenbar diese Gegend ins Bereich der eckigen Behausungen.

Fig. 6. Hütte in Mohrya-See. Nach Cameron. „Quer durch Afrika" II, 56.

Südlich von Nyangwe wohnen die Bassonge, bei denen sowohl Cameron (II, 25) als auch Wifsmann [5]) ausschliefslich strafsenförmige Dörfer vorfanden.

Die fernere Grenze kann jedoch nicht gar weit von Mussumba zu suchen sein, denn die Dörfer im Mohrya-see weisen bereits beide Hüttenformen auf (Cam. II, 57). Dafs gerade dieser See in Bezug auf den Baustil ein gröfse Mannigfaltigkeit zeigt, darf uns nicht überraschen, da er den versprengten Gliedern verschiedener Stämme eine letzte und sichere Zuflucht gewährte (Fig. 6).

Vergleicht man die Beobachtungen miteinander, so wird man es der Wirklichkeit entsprechend finden, dafs

[1]) Junker, Reisen in Afrika.

[1]) Stanley, Durch den dunklen Weltteil II, 85.
[2]) Cameron, Quer durch Afrika I, 303.
[3]) Livingstone, Letzte Reise II, 37.
[4]) Hutley, Land und Leute in Ugubha. Mitteilungen der geogr. Gesellschaft zu Jena 1882. Cameron, I, 297, 322, u. a. a. O. II, 27 (Kifuma).
[5]) Wifsmann, Unter deutscher Flagge quer durch Afrika, S. 160 ff.

Digitized by Google

im Süden ein längerer, die gemischte Bauweise bezeichnender Streifen angefügt wurde. Nach Westen zu ist überhaupt die Grenze schwer zu finden. Sie erscheint sehr verwischt, und beide Hüttenformen treten oft nebeneinander auf, was vorzüglich in den gewaltigen Völkerverschiebungen und den grofsen Staatenbildungen, die in diesen Gegenden stattgefunden haben, begründet sein mag.

Die Bassonge und deren Verwandte (zwischen Lubilasch und Kongo) bauen wie die Kongoneger [1]). Ihnen schliefsen sich die östlichen Baluba (zwischen Lubilasch und Lubi), die Witanda und Kalosch an [2]) (Fig. 7).

Fig. 7. Hütten der Bena Witanda. Nach Wifsmann. Zweite Durchquerung 81.

In Lubuku (südlich von Lulaaburg) ist die Gestalt der Hütten nach der Zeit verschieden, aber alle sind rechteckig (U. d. Fl. 93).

Nach Süden hin darf die Grenze nicht gar weit gesucht werden, denn wir nähern uns hier Mussumba, dem Mittelpunkte des Lundareiches; die Lunda aber bauen nur Rundhütten, was von verschiedenen Reisenden übereinstimmend bezeugt wird. Im übrigen sind sie ja ihrer mangelhaften Baukunst wegen berüchtigt [3]).

Westwärts mag die Grenze etwa bis an den Kassai heranreichen. Wifsmann (J. J. 74) bezeichnet Tambo (östlich von diesem Strome) als den Ausgangspunkt eines neuen Stiles, Müller das weiter westlich gelegene Kombo [4]) (nicht mit dem nahen Kambo der Poggeschen Route zu verwechseln). Diese Differenz ist zunächst nicht recht erklärlich, da Müller von Kassanache I an Wifsmanns Spuren folgte. Indes hat Müllers Angabe für das Gebiet westlich vom Kassai mehr für sich, denn bei Kombo betrat er ebenso wie Wifsmann südöstlich von bei Kikeji das Gebiet der Tupende; von den Tupende aber erzählt Wifsmann in seinem früheren Werke [5]), dafs sie quadratische Hütten errichten. Offenbar hat er S. 74 Giebeldachhütten im Sinne, während Müllers Bemerkung sich auf spitzdachige Hütten bezieht. Östlich vom Strome dürfte Wifsmanns Angabe genauer sein (Fig. 8).

[1]) Unter deutscher Flagge, 119 ff; 130 bis 141.

[2]) Wifsmann, Meine zweite Durchquerung Äquatorial-Afrikas, 81, 85.

[3]) So z. B. „Im Innern Afrikas", S. 107 — „die üblichen".

[4]) J. J. 107.

[5]) Unter deutscher Flagge, S. 62. Hierher dürfte auch die Abbildung gehören, welche erst auf S. 82 folgt und dort in gar keiner Beziehung zum Texte steht.

Nach Müller wären hier nur rechteckige Hütten zu vermuten, Wifsmann verzeichnet (S. 71) zwischen dem Kassai und Tambo einmal ausdrücklich Rundhütten; eine andere Stelle (S. 70) deutet solche mehr allgemein für das ganze Gebiet an. Die hier wohnenden Baluba mögen nicht nur vielfach von andern Volkselementen durchsetzt sein, sie mögen auch durch die stete Berührung mit den dominierenden Kalunda und andern benachbarten Völkern von ihrer Eigenart eingebüfst und sich mit diesen vermischt haben, weshalb sie auch einen weit ungünstigeren Eindruck hervorriefen als ihre östlichen Stammesbrüder. Aufserdem ist gerade dieser Landstrich sehr dünn mit Orten besät.

Auch nördlich von der Linie Tambo—Mukenge herrscht zwischen Kassai und Lulua der rechteckige Grundrifs. Pogge sagt ausdrücklich, dafs die Häuser nicht sonderlich von der bisher beobachteten Form differierten und viereckig waren (U. d. Fl. 391).

Nördlich von Lubuku weicht die Grenze auffallender Weise zurück. In allen Ortschaften zeigt sich eine ungewöhnliche Verschiedenheit der Hüttenformen. (J. J. 206. 216.) Es mögen hier mehrere Faktoren mitgewirkt haben: der Einfluſs der Kalunda, bezw. der westlichen Baluba, reger Nachahmungstrieb, Unbeständigkeit und Neuerungssucht seitens der Bewohner oder auch das Beispiel des weitgereisten Häuptlings in Kapuku, dessen Ort ein wahres Sammelsurium von Baustilen darstellte (J. J. 208 bis 209).

Fig. 8. Dorf der westlichen Baluba. Nach Wifsmann, Wolf etc. Im Innern Afrikas 74.

An dieses Gebiet reihen sich ungefähr von 22° östl. ab am Lulua abwärts Dörfer mit ausschliefslich runden Hütten (J. J. 315, 322, 348). Mag es auch bis zu den Siedlungen der Bangodi (356) und Bangula, welche beide wieder rechteckig bauen (369), (Fig. 9) hinabreichen, sehr breit kann es nicht sein, denn von Norden her drängen die von Wolf erforschten Bakuba (251/2. 322) und die Unterthanen Gakokos [1]) bis fast an den Strom heran; nach Süden erstrecken sich die Wohnsitze der Baschilange, und auf das es überdies nicht vollständig abgerundet ist, beweist jenes Dorf mit quadratischen Hütten, welches S. 320 beschrieben wird.

Seltsam und interessant zugleich ist die Thatsache, dafs sich das oben bezeichnete Gebiet an den Flüssen

[1]) Verhandlungen, XIII, 320 ff.

Digitized by Google

hinzieht. Es scheint hier wirklich einmal — was bei den wilden Völkern durchaus nicht immer der Fall ist — der Strom die Rolle einer Straße übernommen zu haben, auf welcher fremde Volkselemente vorwärts strebten, um sich gleich einem Keil zwischen andere hineinzuschieben. Die kreisrunden Hütten am unteren Quaogo sind jedenfalls Sklavendörfer, was übrigens auch Mense [1]) selbst vermutet.

In ihrem weiteren Verlaufe nimmt die Grenzlinie die frühere Richtung wieder auf und zieht südlich von Muene Putos Residenz hin. Wie groß in dieser Stadt bereits der Einfluß des andern Stiles ist, zeigt sich in der Thatsache, daß, wie schon oben bemerkt, das gesamte Sklaveniertel aus Rundhütten besteht. Aus W. Wolffs Bericht [2]), welcher uns erzählt, daß er überall, von der Meeresküste an bis über den Quango hinaus, ungefähr die gleiche Bauart angetroffen habe, geht hervor, daß die Grenze südlich von seiner Route liegen muß. Wenn uns ferner Chavanne [3]) in seinem Werke, nachdem er S. 118 die Bauart der Wohnhütten am untern Kongo geschildert hat, dahin belehrt (S. 262), der Unterschied zwischen den Bakongo- und Muschischließt sich das Land der Minungo und Kioko an, welche sich in der Bauart der Hütten fast nicht voneinander unterscheiden [1]). Nach Schütt [2]) freilich sind die Hütten der Minungo nur kreisförmig. Doch muß diese Bemerkung aus verschiedenen Gründen hinter der ausführlichen Beschreibung Pogges zurückstehen. Eine ähnliche Differenz ergiebt sich betreffs der Bangala, deren Hütten Schütt (S. 382) als rechteckig gebaut und mit Satteldach versehen angiebt. Pogge dagegen sagt (S. 220) ausdrücklich von diesem Volke, daß ihre Hütten so die niedrigen der Kalunda erinnern, daß aber neben diesen primitiven sich auch viele in Form eines Hauses finden. Vielleicht hat Pogge mehr die südlichen Bangala im Sinne, während Schütt von einem nördlichen Zweige dieses Volkes spricht [3]).

Die Songo und die Stämme bis gegen Pungo Adongo hin bequemen sich nur zu armseligen Fuodos. (M. J. 3, 36.) Überhaupt ändert sich der Stil von der Küste her bis Pungo Adongo und Malansche fast gar nicht, wie Pogge, Wissmann, Buchner [4]) und Gierow [5]) übereinstimmend bezeugen. Nur besteht der Unterschied, daß die christlichen Neger meist in Lehmbauten wohnen,

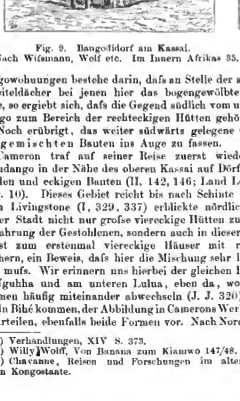


Fig. 9. Bangofidorf am Kassai.
Nach Wißmann, Wolf etc. Im Innern Afrikas 35.

Fig. 10. Dorf in Lowale. Nach Cameron.
Quer durch Afrika II. 145.

kongowohnungen bestehe darin, daß an Stelle der spitzen Scheiteldächer bei jenen hier das bogengewölbte Dach trete, so ergiebt sich, daß die Gegend südlich vom unteren Kongo zum Bereich der rechteckigen Hütten gehört.

Noch erübrigt, das weiter südwärts gelegene Gebiet der gemischten Bauten ins Auge zu fassen.

Cameron traf auf seiner Reise zuerst wieder bei Kafudango in der Nähe des oberen Kassai auf Dörfer mit runden und eckigen Bauten (II. 142, 146; Land Lowalé) (Fig. 10). Dieses Gebiet reicht bis nach Schinte hinab, denn Livingstone (I, 329, 337) erblickte nördlich von dieser Stadt nicht nur große viereckige Hütten zur Aufbewahrung der Gestohlenen, sondern auch in dieser Stadt selbst zum erstenmal viereckige Häuser mit runden Dächern, ein Beweis, daß hier die Mischung sehr lebhaft sein muß. Wir erinnern uns hierbei der gleichen Bauten in Uguhha und am unteren Lulua, eben da, wo beide Formen häufig miteinander abwechseln (J. J. 320).

In Biké kommen, der Abbildung in Camerons Werk nach zu urteilen, ebenfalls beide Formen vor. Nach Norden zu

welche den portugiesischen nachgeahmt sind; doch in dem Maße, wie das Christentum nach dem Innern zu an Bekennern abnimmt, in demselben Maße werden auch die Lehmbauten landeinwärts immer seltener. Wahrscheinlich stößt man auf derartige europäische Einflüsse nur in der Nähe der Karawanenwege. In Gegenden, wohin selten ein Händler kommt, dürfte der Stil auch ein reinerer sein.

Über die Zwergvölker sei noch hinzugefügt, daß sie (wie die Wotschua und Batua) leichte Rundhütten errichten. Da sie jedoch inmitten anderer Völker wohnen und als Jägerstämme nicht seßhaft sind, so ist davon abgesehen worden, ihre Bauweise kartographisch festzulegen. Die aus bienenkorbähnlichen Hütten bestehende, aber verlassene Ortschaft, welche C. v. François [6]) am Lulongo fand, war möglicherweise ein Dorf der Zwerge, das sie auf ihren Wanderungen hier errichtet hatten.

[1]) Verhandlungen, XIV S. 379.
[2]) Willy Wolff, Von Banana zum Kiamwo 147/48.
[3]) Chavanne, Reisen und Forschungen im alten und neuen Kongostaate.

[1]) Pogge, Im Reiche des Muata Jamwo, S. 45, 47.
[2]) Ausland 1881, S. 1026.
[3]) Von den Bangala am Kongo ist selbstverständlich hier nicht die Rede.
[4]) Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft I, 235.
[5]) Desgl. III, 98.
[6]) C. v. François, Die Erforschung des Tschuapa und Lulongo 82.

Digitized by Google

Zur Kenntnis der Bevölkerung Bucharas.

Aus dem Nachlasse Oskar Heyfelders. Mitgeteilt von Dr. H. Obst. Leipzig.

II. (Schluſs.)

4. Krüppel und Kranke.

Asien, ähnlich wie Nordafrika und Südeuropa, lebt auſser dem Hause, wenigstens was die Männer betrifft. Die Werkstätten sind offen, wie im alten Rom. Die Schlosser können über die Straſse hinübersehen, was ihre Gegenüber, die Schreiner, arbeiten; die Kupferschmiede erfüllen mit metallischem Lärm die Straſse, die Garköche mit dem Geruch ihrer Speisen den ganzen Platz. Betteln, Beten, Handeln, Wechseln geschieht alles unter freiem Himmel und an dem frequenten Markt oder der Verkehrsstraſse. So sind auch die Kranken auf der Gasse, auf der Thürschwelle zu sehen, und eine Heilung oder Behandlung auf offenem Markte hat nichts, was der allgemeinen Anschauung zuwider wäre. Als ich einem Wasserschlitzen in meiner Parterrewohnung kürzlich 30 Pfund Wasser abzapfte, fanden sich auf der Terrasse der Vorreiter, der Wasserträger, der Kanzlist, der Übersetzer, der Speisenverwalter, der Samavorsteller, der Hausbesamte des Emir, dessen Gehilfe ein und betrachteten sich wohlgefällig die lebende Fontäne. Ich fragte den Mann, ob es ihm unangenehm, ob man die Thür schlieſsen solle, aber er erwiederte, man solle die Leute nur zusehen lassen und schien sich in seiner Rolle des angestaunten Wunders vollkommen zu gefallen. Die so sehr verbreitete Reschta (Filaria medinensis s. bucharensis) wird meistens in den kleinen offenen Barbierstuben am Ripistan coram publico operiert resp. exstirpiert. Zwei Konkurrenten, Lehrer und Schüler, haben ihre Lehmhütten einander gegenüber, wo sie Köpfe rasieren, Bärte färben, die Adern schlagen, die Reschta herausschneiden. Während der Reschta-Saison (Mai, Juni, Juli) safs ich manchmal zwischen den beiden Künstlern, bald dem einen, bald dem andern zusehend, manchmal von europäischen Gästen aus aller Herren Ländern begleitet, stets durch einen Kosaken und einen bucharischen Dschigiten gegen Andrang des Publikums geschützt. Sie hockten dicht gedrängt um uns herum, sie stiegen auf die Dächer, auf die alten, knorrigen Maulbeerbäume, um uns und die Operation zu sehen. Dobson hat in der Times eine solche Scene verewigt. Wenn ich zu Hause operiere, so sieht man zu allen Fenstern herein und die Bediensteten des Hauses, besonders mein alter Vorreiter, laden sich zu Gaste wie zu einem Konzert oder Leckerbissen. So sehen wir denn auch die Fieberkranken in den Thüren sitzen, die Mifsgeborenen, die Buckligen, die Hinkenden, die Geisteskranken ihre Leiden, wenn nicht affichieren, doch auch nicht verbergen. Und während sonst Gassenjungen Gassenjungen sind, in Buchara wie in Paris, sunt pueri pueri, pueri puerilia tractant; während die hiesigen Marktleute gleich allen Marktleuten laut, schreiig, neugierig, revolutionär sind, so haben wir nie beobachtet, dafs ein Krüppel Gegenstand des Spottes oder der Neckerei gewesen. Es giebt verhältnismäfsig wenig Bucklige, wenig Krumme, wenig Hinkende; doch habe ich alle diese Zustände an Erwachsenen und Kindern beobachtet. Zwergwuchs ohne Rückenverkrümmung an und für sich habe ich selten gesehen; dagegen einen jungen und einen mittelalterigen Kakerlaken. Der letztere scheint seine Pigmentarmut als eine Deformität zu betrachten, denn er bettelt, ohne andern Vorwand, am Hauptbazar sitzend, das ganze Jahr hindurch. Sehr häufig habe ich die Hasenscharte beobachtet. Sie ist vielleicht nicht häufiger als in Europa. Dort aber wird sie noch in den ersten Monaten des Lebens operiert und verschwindet deshalb als ein entstellendes und auffallendes Übel von der Bildfläche. Hier aber gehen nicht wenig Menschen mit gespaltener Oberlippe herum, denen die weifsen Zähne aus der roten Lippenspalte hervorragen. Die Bucharen sind wasserscheu und haben überhaupt Traditionen der alten arabischen Medizin, welche das Messer gering achtete. So habe ich während eines ganzen Jahres keine Hasenscharte zu operieren bekommen. Endlich in diesem Herbst ritten wir mit Fürst G., dem Chodscha M., dem Obersten D. und Anderen nach Hause. In einer entfernten Gasse stand ein junger Bursche mit dem Defekt der Oberlippe. „Komm mit in die Eltschachana (Gesandtschaft), ich operiere dich!“ rief ich ihm zu. Mein Sarte schwingt sich auf einen Fiaker-Esel, schliefst sich unserem Trofs an und erreicht mit uns zugleich den Hof. Dort wird er ohne Chloroform stehenden Fufses operativ genäht, marschiert stolz und still vergnügt nach Haus und zeigt sich nach drei Tagen mit wohl geschlossener Oberlippe seinen Bekannten und dem Gesamtpublikum. Schon nach acht Tagen meldete sich der zweite Kandidat zur Operation. Nach einem ersten Banchitich und Ablassen der Flüssigkeit bei Bauchwassersucht fanden sich in kürzester Zeit noch vier ähnliche Fälle ein, denn so einfach die Operation, so effektvoll erschien sie den Bucharen. Zwei gewaltsame Streckungen des kontrahierten Knies machten ebenfalls Eindruck, weil die Leute nachher gehen konnten, die alle Welt vorher als unfähig zu jeglicher Bewegung gekannt hatte. Im ganzen sind es unwichtige Operationen, zu welchen sie sich bisher entschlossen.

Bei den bucharischen Frauen sind Affektionen der Lungen und geradezu Schwindsucht häufig, weil die Frauen wenig Bewegung im Freien haben und den gröfseren Teil ihres Lebens in den engen, feuchten Parterrewohnungen zubringen. Der Einflufs dieser Wohnräume und das Schlafen auf dem Boden ohne Bettstellen verursacht bei den Männern sehr vielfach Rheumatismus, und besonders ist die Ischias geradezu eine bucharische Krankheit. Ich habe Grund anzunehmen, dafs sehr viele Kinder innerhalb des ersten Lebensjahres an akuten Magenkatarrhen und überhaupt viele Kinder an epidemischen Krankheiten, wie die Pocken, zu Grunde gehen. Im Sommer 1888 hat die Diphtheritis viele Kleine der Eingeborenen wie der eingewanderten Bevölkerung hingerafft. Das Wechselfieber ist endemisch und verschont auch das zarte Alter nicht. Die bucharischen Juden haben mir mitgeteilt, dafs viele junge Frauen infolge mangels ordentlicher Hebammen sterben. Ihre medizinischen Traditionen sind an und für sich gering und mit Aberglauben, Amuletten, eingenähten Koranspruchen kombiniert.

5. Die Gefangenen und die Toten.

Gefangen zu sein, der Freiheit beraubt zu sein, gehört zu den schrecklichsten Vorstellungen der menschlichen Einbildungskraft. Jedoch in Europa ist der seiner Freiheit beraubte in seiner Menschenwürde gewahrt und an mehreren Orten so komfortabel und hygienisch gehalten, dafs der Begriff der Gefangenschaft seiner Schrecken

Digitized by Google

bis auf ein Minimum beraubt ist. Aber in Asien gefangen zu sein, stellt sich unserer Anschauung als Verlust der Freiheit, der Menschenwürde, der Gesundheit, ja fast des Lebens selbst dar. In der Citadelle zu Tschardschui sah ich zuerst mit Ketten belastete Gefangene in der Halle eines Eingangsthores kauern, schlecht gekleidet und genährt, aber der frischen Luft, des Tageslichtes, des Menschenverkehrs teilhaftig. Das erste wirkliche Gefängnis öffnete sich mir in Kermine durch einen Irrtum des Dolmetschers. Ich wünschte die Citadelle, den Wohnplatz des abwesenden Begs, zu sehen. Der Übersetzer übertrug das Wort so, daß die Sarten „Gefängnis" verstanden und obgleich zögernd und offenbar erstaunt, führte man uns hin. Ohne höhere Erlaubnis wird der Eintritt nicht gewährt; aber hier kam die Popularität, welche mir der Timeskorrespondent nachsagt, zur Evidenz. Man geleitete uns durch ärmliche Strafsen in einen engen Hof, wo wir die Pferde liefsen. Ein Polizeioffizier empfing uns freundlich und ehrerbietig und öffnete die Thür zu einem dunklen Stalle, in dessen Hintergrunde, wie an eine Krippe angebunden, etwa 15 Gestalten kauerten, die eine Kette alle zu einander fesselte; einzelne trugen Halseisen, andere Fufsketten. Wir waren von dem unerwarteten und traurigen Bilde überrascht und geradezu erschreckt, fragten, ob wir den Gefangenen etwas Geld verteilen dürften und nachdem dies gestattet worden, flohen wir förmlich den Ort, der mit der blühenden Natur in so grausigem Gegensatze stand. Das Gefängnis, das Sindar, in Buchara der Residenz, wo die Engländer Stoddart und Oconolly gelitten, wo das berühmte Wanzenloch eine ebenso feige als raffinierte Steigerung der Gefangenschaft bildete, dieses besuchte ich mit obrigkeitlicher Bewilligung zugleich mit Dobson und Vicomte Constantin; ein Besuch, den Ersterer in der Times des ausführlicheren beschreibt. Auf einem isolierten Hügel neben der Citadelle, in welcher der Emir residiert, befindet sich ein malerisches Gebäude, zu dessen Eingang wir auf schmalem Pfade hinaufritten. Das Portal bildet ein steinerner Bau, einer gotischen Kapelle nicht unähnlich, in welchem die Wache auf steinernen Bänken sitzt und bei Nacht schläft. Altertümliche Piken von schöner Arbeit, an der Wand aufgestellt, sind das Zeichen des Wächteramtes, aufgehangene Handschellen, Streitkolben, Fufsfesseln die Embleme der Bestimmung des Gebäudes. Von da tritt man links in ein Zimmer des Polizeioffiziers, Korbaschi, gerade aus in einen kleinen Hof mit Blumenbeeten, begrenzt von einem Kuppelbau und einem Grabmal, über dem die Rofschweife an Stangen ragen und die Wichtigkeit des dort ruhenden Heiligen bezeugen. Ein altertümliches, schweres Schlofs hängt vor einer holzgeschnitzten Thür, die direkt in den ersten Gefangenenbehälter führt. Lichtlos und dumpf, aber am Abend wohl geheizt ist diese Halle, in welcher 30 Gefangene an einer langen Kette liegen. Zwei Stufen abwärts geht es zu den 20 schwereren Verbrechern, über welchen eine offene Kuppel Licht und Luft, aber auch die Unbilden des Wetters direkt auf die Häupter der gefesselten Jammergestalten hereindringen läfst. Schon sechsmal habe ich diese Stätte menschlichen Elends besucht, nicht müfsiger Neugierde wegen, sondern in der Hoffnung, das Loos der Gefangenen zu mildern. Indem ich hervorragende Gäste hinführte, bezweckte ich, den traurigen Ort seiner Verborgenheit zu entreifsen, ihn unter die Kontrolle der Öffentlichkeit zu bringen, wobei jedesmal eine reichliche Ernährung für die Gefangenen abfiel. Denn wir liefsen jedesmal Brot kaufen und an alle Gefangenen verteilen, ja sie mufsten in unserer Gegenwart das Brot aufessen oder wenigstens aubeifsen. Wir fragten nach der Nahrung, der Behandlung, dem Nachtlager, der Dauer der Freiheitsstrafe. Ich wagte eine Bemerkung in Bezug auf die Reinlichkeit und fand sie von da an musterhaft. Ich fragte nach dem Warum der hölzernen Handschellen und erreichte, daß sie einem Kranken abgenommen wurden. Ich brachte Karbolsäure dahin und lehrte ihre Anwendung zur Desinfektion der Aborte. Einem Brustkranken brachte ich Arznei und erhielt Einsicht in verschiedene Krankheitszustände, für die ich Mittel versprach. Man öffnete mir zu den verschiedenen Tageszeiten, so oft ich kam, auch ohne eingeholte Specialerlaubnis, und die Wärter schienen sich über die Besuche nicht weniger zu freuen, als die Gefangenen; die Mitbesucher aber interessierten sich für die Angelegenheit. Wir haben die Vermanerung des Wanzenloches konstatiert und erkannt, daß bei so schwachen Lehmbanten und unverschlossenem Dache die vielfachen Fesseln der Detenierten so notwendig erscheinen, wie Kuppelung der Hanstiere in Asien bei Abwesenheit des Stalles. Wir hoffen, daß mit dem Zunehmen europäischer Civilisation ein menschenwürdigeres Gefängnis statt dieses Sindar in Buchara entstehen wird, daß bis dahin unsere teilnehmenden Besuche etwas Linderung und Verbesserung bewirken werden. Damit unser Thun aber nicht Anstofs errege, noch durch ein Verbot plötzlich verhindert werde, haben wir durch die politische Agentur um die Berechtigung gebeten, die Hygiene dieses im Centrum der Stadt liegenden Miasmennestes beanfsichtigen und die Erkrankten unter den Verbrechern behandeln zu dürfen. Die Sache ist zu wichtig erachtet worden, als daß eine Behörde sie entscheiden könnte. Sie soll Seiner Hoheit selbst vorgelegt werden. Bis zu der Entscheidung ist wenigstens der Präcedenzfall geschaffen, und die Bucharen selbst haben sich überzeugt, daß gefangene Verbrecher Gegenstand der Fürsorge sein können und sein sollen.

Von diesen Lebendig-Begrabenen ist nur ein Schritt zu den wirklich Toten. Der Tod ist die Endstation unser Aller Wanderschaft, ob sie nun auf den Höhen des Lebens, in der glücklichen Mitte (aurea mediocritas) oder im Elend und der in Gedrücktheit der Armut verlief; der Tod ist die Ruhe, der Friede, die Versöhnung. Die Asiaten gehen gelassen in den Tod und begraben die Toten ohne viel Gepränge. Aber sie legen die Grabstätten nahe ihren Wohnungen an, näher als die Hygiene es gestattet. Wenn jemand gefährlich erkrankt ist, wenn er stirbt, dann versammeln sich die Nachbarn und die Gefreundeten um ihn, wie die Freunde Hiobs um sein Krankenlager, und die Frauen klagen laut und gleichsam im Chor. Den Gestorbenen tragen sie alsbald hinaus auf einer hölzernen Bahre. Er wird nur oberflächlich in die Erde gebettet; aber über seinem Grabe wird ein Mausoleum aus Ziegelsteinen und Lehm erbaut, so daß die Kirchhöfe ein Konglomerat solcher spitz zugehender Monumente bilden. Der Bau ist leicht gefügt und leicht verbunden, so daß nicht selten die Front einstürzt. Während der Sommermonate verbreiten sich alsdann an den Kirchhöfen sehr üble Emanationen, welche nicht selten die vorüberführenden Karawanenwege infizieren. Buchara hat im Innern der Stadt eine Anzahl grofser Kirchhöfe und einzelne berühmte Gräber von Heiligen oder Helden. Der eine Kirchhof bedeckt einen Hügel zwischen dem Judenviertel und der übrigen Stadt; der zweite liegt flach und breit zwischen dem Bazar resp. der Strafse nach Karakul und der russischen politischen Agentur. Auf diesem soll die Tochter Harun al Raschids begraben sein. Der dritte befindet sich an dem Wege zur Telegraphenstation. Um die Stadt herum liegen aber wenigstens sieben Kirchhöfe, davon zwei dicht vor den Thore von Kurschi, rechts und links vom Wege, zwei

Digitized by Google

ebenso nahe vor dem Thore von Samarkand. In ihrer nächsten Nähe pflegen Gipsmühlen und Steinarbeiter etabliert zu sein, bei denen das Grabmonument sogleich hestellt wird. Meine Hoffnung ist, dafs bald eine Pferdeeisenbahn zwischen Station und Stadt diese Kirchhöfe beschränken und zurückdrängen wird. Ebenso wird es eine der ersten Aufgaben eines europäischen Medizinalwesens in Buchara sein, die Begräbnisorte aus den Mauern der Stadt nach aussen zu verlegen, eine tiefere Anlage der Gräber einzuführen, massive, oder wenigstens dauerhaftere Überbaue der Grabstätten zu lehren und womöglich durch Bepflanzung die Kirchhöfe zu assanieren.

6. Die Frauen und Kinder in Buchara.

Im Gegensatze zu den die Grenzen der Natur und der Ästhetik überschreitenden Bestrebungen der Frauenemanzipationen in einzelnen Gebieten Europas, repräsentiert die Frau in Buchara die äufserste Grenze des Konservativismus. Wir hier lebenden Europäer haben nicht den Eindruck erhalten, als wäre die Bucharin eine Sklavin. Aber sie ist, und zwar mehr denn andere Orientalinnen in den Bannkreis asiatischer Traditionen geschlossen, auf den Verkehr mit ihresgleichen und den allernächsten männlichen Verwandten angewiesen. Wenn man einem bucharischen Hause naht, selbst wenn eingeladen und von einem Mitgliede der Familie abgeholt und begleitet, selbst wenn von einem Vorreiter der Gesandtschaft angekündigt, so wird man in einem der engen Gänge, welche zum Innenraume führen, durch einen Sohn des Hauses aufgehalten, der mit erhobenen Armen den Eingang zu versperren scheint und auf ein leises Geräusch im Centralhofe hinlauscht. Plötzlich tritt er zurück und bittet den Gast mit freundlicher Geberde ein, die Schwelle zu überschreiten. Man tritt in den inneren viereckigen Hof und sieht zu beiden Seiten hölzerne Doppelthüren sich so eilig schliessen, dafs hier und da noch ein Ende des Schleiers oder des Gewandes in die Spalte eingeklemmt wird. Doch meist öffnet sich die Thür sogleich wieder und durch die Ritze blicken dunkle Augen und leuchten helle Gewänder, während auf der Terrasse sich der Hausherr von einem Sitze auf dem Teppich erhebt und den Eintretenden begrüfst. Alsdann rückt auch ein Anverwandter, ein Nachbar, ein Sohn heran und kauert sich in der Nähe des Besuches nieder; dann erscheinen Kinder, kleine Mädchen bis zum zehnten Jahre auf dem Schauplatze.

Die Frauen werden nur in den jüdischen Häusern sichtbar. Auf der Strafse tragen alle Frauen einen schwarzen Rofshaarschleier über das Gesicht und einen vom Kopfe bis zu den Füssen reichenden Mantel oder Paletot, von dem auch die spanische Mantille abstammen wird. Darunter hat sie ein langes buntes Gewand, wie die Heiligen auf alten Heiligenbildern, nur dafs die gleichfarbigen Beinkleider unter hervorsehen. Im Hause geht sie barfufs, auf der Strafse trägt sie grüne Saffianstiefel und pantoffelartige Überschuhe, Strümpfe sind nicht Mode. Die Frauen gehen meist zu mehreren aus oder reiten mit einem Kinde vor sich auf Eseln. Bei Reisen sitzt die Frau hinter dem Manne auf dem Pferde. Man kann derselben auf Wallfahrten, Reisen, selten auf Spaziergängen im Freien, zuweilen bei Einkäufen auf dem Markte begegnen. Letztere verkaufen ihre eigenen Näharbeiten um spottbilligen Preis, denn da hier die Arbeit fast keinen Wert hat, so ist die der Frauenarbeit beinahe null. Grobheit gegen eine Frau ist gänzlich ausgeschlossen, obgleich auch europäische Höflichkeit nicht gegen dieselben geübt wird. Die alte Mutter scheint im Hause mit Ehrerbietung behandelt zu werden. Die verwitwete und verwaiste Anverwandte ist in der Familie gut geborgen und gepflegt. Die unzufriedene Gattin kann zu ihren Eltern zurückkehren und findet an ihnen thatkräftige Unterstützung gegen den verhafsten Gatten, die bis zum Gattenmord gehen kann. Mehrmalige Scheidung und mehrmalige Wiederverheiratung scheint weder dem Rufe noch der Würde einer Frau zu schaden, denn ich weifs von einer, die kürzlich ihren nennten Mann geheiratet hat; dabei gedenkt man unwillkürlich der Samariterin, welcher Christus am Brunnen sagte: „Vier Männer hast du gehabt" etc. Die Frauen feiern Feste und Tänze unter sich, z. B. begehen sie die Geburt eines ersten Sohnes bei Nachbarn oder Hochgestellten, indem sie der Wöchnerin etwas vortanzen. Ihr Tanz ist graziöser als der der Batja's oder Tanzknaben und erinnert einigermafsen an die Lesginka. Der Gang der Bucharinnen ist elastisch, ihre Haltung trotz der häfslichen Vermummung gerade, die Stimme meist nicht unmelodisch. Die Züge sind regelmäfsig, der Teint, welcher Sonne und Luft entbehrt, matt, das Gesicht früh verblüht; die Zähne an Form, Weifse und Dauerhaftigkeit vollkommen. Obgleich sie sich auf der Strafse wie schweigsame Dominos verhalten, war ich doch Zeuge, dafs sie heiter, vergnügt und lebhaft sein können und dafs die meisten den Vorzug einer grofsen Beredsamkeit mit ihren Schwestern in Europa teilen. Sie rauchen fast alle den Tschelim wie die Männer, einzelne sogar leidenschaftlich. Sie leben zu viel in den feuchten, engen Zimmern zu ebener Erde, in den luftlosen Mittelhöfchen der Häuser, die ihren ganzen Bedarf an Vegetation und Schatten durch einen Riesenweinstock und ein paar Basilikumpflanzen decken. An den erhaltlichen oder erheiterndeu Vorlesungen der Männer auf offenen Plätzen oder im Bazar nach der Kaufzeit nehmen sie nicht teil. Ihre Abwesenheit vom socialen und öffentlichen Leben, von Ernte und Markt, von Lustbarkeit und Gottesdienst ist ein Mangel, der dem europäischen Auge wie ein leerer Fleck in dem bunten Bilde des Orients erscheint. Die Europäisierung Bucharas wird die Erlösung der Frau aus ihrer jetzigen Einschränkung mit Notwendigkeit herbeiführen. Sie wird um so eher eintreten, je achtungsvoller die Europäer vor den Augen der Moslim der Frau begegnen, sowohl der europäischen als der bucharischen Frau.

Die Kinder müssen notwendig darunter leiden, dafs die Mütter so vielen Einschränkungen ausgesetzt sind. Ein Domino ist eine unbehilfliche Mutter oder Amme. Wenn eine Frau geht oder reitet, das Kind auf dem Arme hält und sorgsam den Schleier und den verhüllenden Mantel am Halse zusammenhalten mufs, dabei das Reittier lenkt oder einen Einkauf nach Hause trägt, so mufs der Säugling nicht selten etwas leichtfertig behandelt werden.

Da die Frau nicht im Freien sitzt und verweilt, so hocken halbwüchsige Knaben oder die Männer abends mit den Kindern auf dem Arme vor den Thüren. Obgleich die Väter ihre Kinder sehr lieb zu haben scheinen, so halten sie dieselben weniger rein, weniger ordentlich und sorgsam, als Frauen das zu thun pflegen. Die Kleinen treiben sich nicht selten in der Sonnenglut, im Staube, im Schmutze in den Strafsen herum und kommen in allen möglichen Weisen zu Schaden. An Feiertagen werden sie in bunten Kleidern aufgeputzt, ihnen Riesenturbane aufgesetzt, eine gelbe oder rote Blume hinter das Ohr gesteckt, den Mädchen die Augenbrauen durch einen schwarzen Strich verbunden. Sie gehen an der Hand des ebenfalls aufgedonnerten Vaters oder der verhüllten Mutter spazieren; auf dem Bazar kauft man ihnen Leckereien, die sie stante pede verzehren. Ihre Spiele sind dieselben wie die aller Kinder in der weiten Welt: Ball, Drachen, Knöchel, Kutscher und Pferd, Sol-

Digitized by Google

daten und Offiziere. Im ganzen balgen und schlagen sie sich untereinander nicht viel, es geht alles friedlich ab. In ihren Schulen machen sie denselben Lärm, wie in Europa die Kinder. Wenn sie aus der Schule kommen, schreiten die einen hübsch ehrbar mit den Büchern unter dem Arme nach Hause, andere lärmen und schreien auf dem Heimwege, frob des bisherigen Zwanges ledig zu sein. Die erwachsenere männliche Jugend besucht die Medressen oder Seminarien; sie haben in ihrem Wesen etwas von der gemachten Würde und Ueberhebung, die auch andere Seminaristen in andern Ländern kennzeichnet.

Akute Magenkatarrhe zur Zeit der ersten Sonnenhitze raffen viele Kinder innerhalb des ersten Lebensjahres dahin, andere erliegen den Blattern oder erblinden durch dieselben. Haben sie die ersten Jahre überstanden, so scheint das trockene, heiße Klima und der beständige Aufenthalt im Freien günstig auf ihre Körperentwickelung zu wirken. Die Jugend ist blühend und kräftig, obgleich die der Städter bei Abwesenheit andern Sports als des Reitens, anderer Arbeit als des Handelns, nicht gerade muskulös zu nennen ist. Die geistige Entwickelung ist insofern sehr verbreitet, als höhere und niedere Schulen äußerst zahlreich sind, es also unter den Städtern wenige giebt, die nicht schreiben und lesen können. Sie ist aber eine beschränkte der Qualität nach. Über den Koran, einige Geschäftsbücher und Poesien geht der Unterricht nicht hinaus. Fakultäten giebt es nicht; alle ihre Gelehrsamkeit besteht in schönem Schreiben, fertigem Lesen und einigen Bruchstücken vom Wissen aus jener Zeit, wo Samarkand und Buchara Hochschulen und Centren der Wissenschaft waren.

Die Glacialexkursion des sechsten internationalen Geologenkongresses 1894.

Von Dr. Rob. Sieger. Wien.

Vor mehr als Jahresfrist habe ich im „Globus“ über die Exkursion des Stuttgarter Geographentages im Rheingletschergebiete[1]) berichtet, welche dem Nachweise einer dreimaligen Vergletscherung der Alpen gewidmet war. Die diesjährige, von Penck, Brückner und du Pasquier geführte „Excursion supplémentaire“ des in Zürich und Lugano tagenden internationalen Geologenkongresses stellt nun eine Fortsetzung und Ergänzung der damaligen Beobachtungen dar — und es mag daher ein kurzer Bericht über ihren Verlauf hier am Platze sein, um so mehr, als diese Exkursion ihren drei Führern Anlaß zu einer Veröffentlichung gegeben hat, deren Bedeutung weit über die eines bloßen „Führers“ auf dem Ausfluge hinausreicht. Unter dem Titel „Le système glaciaire des Alpes“ wurde durch das Entgegenkommen der Nenenburger naturwissenschaftlichen Gesellschaft in deren „Bulletin“ ein 86 Seiten umfassender Aufsatz veröffentlicht und als Separat-Abdruck in freigebiger Weise versendet, dessen besonderer Teil einen ausgezeichneten, an Profilen und Kartenausschnitten reichen Specialführer für den Ausflug darstellt, während der allgemeine Abschnitt eine klare und gründliche Darlegung der von den Verfassern verfochtenen Anschauungen über die Vergletscherung der Alpen enthält, die bisher noch nicht im Zusammenhange vorlagen.

Der allgemeine Abschnitt des „Führers“ behandelt zunächst die Ablagerungen der jüngsten Eiszeit, nämlich die glacialen „inneren Moränen“ und die fluvioglacialen „Niederterrassenschotter“. An der konkaven Innenseite der Moränenlandschaft finden wir die „Centraldepression“, die in Verbindung mit den Endmoränenwällen den Eindruck eines großen Amphitheaters hervorruft. Die Verfasser gebrauchen denn auch mit Vorliebe diesen Ausdruck. An der konvexen äußeren Seite der Moränenbogen bezeichnet ein großer, flacher Schuttkegel — der Übergangskegel — den Übergang von der Moräne zum Schotter. In diesem Übergangskegel, der in höherem Niveau liegt, als die innere Centraldepression, verrathen nicht selten Wechsellagerungen zwischen Moräne und Schotter wiederholte kleine Schwankungen des Gletscherendes. Diese Bildungen — die Verfasser führen für sie den Ausdruck „interstadial“ ein — unterscheiden sich von den interglacialen, die zwischen zwei selbständigen Eiszeiten sich einschalten, insbesondere durch das Fehlen einer Verwitterungsschicht von einiger Bedeutung. Aufserhalb der unverwitterten „inneren Moränen“ beginnen dann die äußeren, deren Verhältnis zum Deckenschotter und Hochterrassenschotter ich bereits anläßlich der vorjährigen Exkursion den Lesern des „Globus“ vorgeführt habe. Es sei hier daran erinnert, daß diese Produkte älterer Eiszeiten sowohl außerhalb, wie auch im Liegenden der jüngeren Glacialablagerungen vorkommen und daß oft auch die letzteren als Ausfüllung der in die älteren Moränen und Schotter eingeschnittenen Täler erscheinen. Letzterem Umstande entstammen die Bezeichnungen für die drei Schotterysteme. Als Zeugnisse für die Interglacialzeiten sind namentlich einerseits die aus den älteren Ablagerungen vor der Entstehung der jüngeren herausgeformten Thäler und anderseits die Verwitterungsprodukte anzusehen, welche die älteren glacialen und fluvioglacialen Bildungen überlagern und gelegentlich ihrerseits von jüngeren bedeckt werden. Diese Verwitterungsschicht erscheint im Süden der Alpen als „Ferretto“ von der noch zu besprechenden Beschaffenheit, im Norden der Alpen gehört ihr namentlich die Hauptmasse des dortigen Lösses an. Aus oberflächlicher Entkalkung des Lösses entsteht Lehm, der daher auch den älteren Deckenlöfs in weit größerem Maßstabe bedeckt, als jenen der Hochterrassen. Andere Interglacialbildungen sind Schuttkegel, Bergstürze, Seenablagerungen u. s. w. Mit einem kurzen Hinweis auf die glacialen Stauseebildungen, die wir am Bodensee so reich entfaltet sahen, schliefst der allgemeine Abschnitt.

Der besondere Teil des Büchleins, und die darin besprochenen Exkursionen sollten nun die Nachweise für die vorgeführten Anschauungen bringen. Besondere Aufmerksamkeit zogen hier vor allem die Beweise für eine dreimalige Vergletscherung auf sich, die uns im Vorjahre im Bodenseegebiete so sinnenfällig nachgewiesen worden war. Daneben nahmen aber auch der Typus des Amphitheaters, einzelne interglaciale Bildungen, und namentlich die Festlegung des Unterschiedes zwischen diesen und den interstadialen Ablagerungen großes Interesse in Anspruch.

Voran steht hier eine Erörterung einzelner Teile der Nordschweiz, welche bei dem Juraausfluge des Kongresses berührt wurden. Vor allem das Amphitheater des Reufsgletschers, in dessen nahezu ebener

[1]) Globus, Bd. 64, S. 95 ff.

Digitized by Google

Centraldepression die Stadt Mellingen liegt. Der innerste Moränenwall erhebt sich 65 bis 70 m über Mellingen, während die mit ihm beginnende Moränenlandschaft im Maximum noch 10 bis 15 m grössere Höhen erreicht. Nach aufsenhin folgt auf diese Jungmoränen der sehr flache und grofse Übergangskegel des Birrfeldes, das 50 m höher liegt, als die Centraldepression. Er geht dann in Niederterrassenschotter über, der sich bis zu jenem des Aar- und Linthgletschers fortsetzt. Aus diesem Niederterrassenschotter stechen hier und da kleinere Moränenreste durch: in der Nähe der Endmoränenlandschaft gehören diese, nach ihrem frischen und unverwitterten Aussehen zu schliefsen, noch der Jungmoräne an, weiter aufserhalb sind es durchaus Bildungen der vorletzten Vergletscherung. Man sieht hieraus, dafs die Moränenwälle von Mellingen nicht der maximalen Ausdehnung der letzten Vereisung entsprechen, sondern dafs deren Gletscher kleineren Schwankungen unterworfen war, ehe er dort für lange Zeit Halt machte. Die Niederterrassenschotter reichen längs des Aarthales bis Waldshut und von dort, mit jenen des Rheingletschers vereinigt, bis Basel hinab. Die Verfasser heben hier, im Forschungsgebiete du Pasquiers und Gutzwillers, insbesondere die vielbesprochene Bezauner Moräne und das Profil quer über das Aarthal bei Lenggern und Klingnau hervor. Erstere erklären sie trotz ihres jugendlichen Aussehens für ein Produkt der vorletzten Eiszeit, namentlich da sie von Lehm und dieser von Niederterrassenschotter überlagert wird. Das Aarethal bei Leuggern zeigt uns das Nebeneinander aller drei fluvioglacialen Stufen in ähnlicher Weise, wie das Rifsthal bei Biberach. Fluvioglaciale und interglaciale Ablagerungen, ferner das nahe Zusammentreffen innerer und äufserer Moränen sind es, welche die Gegend von Schaffhausen zu aufserordentlich lehrreich machen. Wir sind hier am Ende des Rheingletschers, die Bodengestaltung erscheint aber abhängiger von den Formen des anstehenden Gesteins, als von der Aktion des Eises. Ein Amphitheater von deutlicher Ausprägung fehlt; um so gewaltiger ist die Entfaltung der fluvioglacialen Ablagerungen im Rafzerfeld und Klettgau. Wie bereits im Vorjahre hervorgehoben wurde[2]), ist das Profil im Klettgau jenem bei Biberach sehr ähnlich. Hoch- und Niederterrassenschotter gehen hier in die äufsere bezw. innere Moräne deutlich über. Innerhalb der Moränenwälle finden wir den bereits erwähnten, seither mehrfach untersuchten Kalktuff von Flurlingen[3]). Er liegt in einem in den Deckenschotter eingeschnittenen Thale und wird von jungem Schotter und Moräne überlagert. Spricht dies für die von der Exkursion des Geographentages und von Wehrli vertretene Ansicht, dafs die Ablagerung interglacial sei, so ist anderseits die Fauna von so jugendlichem Gepräge, dafs Gutzwiller den Tuff für postglacial hält. Die drei Verfasser neigen der ersteren Ansicht zu, halten aber auch die Möglichkeit nicht für völlig ausgeschlossen, dafs es sich um eine interstadiale Bildung handle. Zeigen doch gerade bei Schaffhausen zahlreiche Terrassen in ihrer Verbindung mit den nicht minder dichtgescharten Endmoränen, dafs das Gletscherende verschiedentlichen Schwankungen unterworfen war!

Verknüpfen wir die hier besprochenen Beobachtungen mit jenen aus Oberschwaben, so sehen wir die drei Schottersysteme und die zugehörigen Moränen auch in der Nordschweiz deutlich gesondert. Mehrfach lassen dann stadiale und interstadiale Bildungen erkennen, dafs das Vorrücken und Schwinden der Gletscher unter fortwährenden Schwankungen von kürzerer Dauer erfolgte. Dasselbe lehrten uns am Bodensee die Stadien der Stanseebildung, welche ich im Vorjahre besprochen habe, und das Vorkommen ausgesprochener Endmoränenwälle weit innerhalb ihrer äufsersten und mächtigsten Zone. Ich erinnere hier an die Moränen des Schussenthales, der Salemer Senke, am Nordende des Überlinger Sees, bei Konstanz und die in der neuen Bodenseekarte so scharf hervortretende unterseeische Moräne zwischen Mainau und Neubirnau. Alle diese entsprechen verschiedenen Rückzugsstadien des Eises.

Aufgabe der eigentlichen „Glacialexkursion" vom 17. bis 23. September 1894 war es nun, die analogen Verhältnisse im Süden der Alpen, sowie im Gebiete der Inn- und Isargletscher kennen zu lernen.

Von Lugano aus ging die Fahrt mit Dampfer und Eisenbahn nach Sesto Calende am Ticino. Ich übergehe die flüchtigen Einblicke, die wir hierbei in die geologische Beschaffenheit der Gestade des Luganersees und des oberen Lago Maggiore gewannen und wende mich sofort dem Amphitheater des letzteren Sees zu, über welches uns die Begehung der Endmoränen zwischen Sesto Calende und Borgo Ticino einen Überblick gewährte. Insbesondere vom Monte del Bosco (108 m über dem See) aus vermochten wir die grofsenteils vom See eingenommene Centraldepression gut zu übersehen. Dieser Berg bezeichnet die dritte von vier Stufen des Moränenwalles, deren Ansteigen wir auf der Wanderung den Ticino abwärts längs des Flusses beobachten konnten. In der Galerie von Dorbié ist die zweite dieser Terrassen gut angeschnitten, deren Höhe etwa 43 m über dem See liegt. Sie zeigt Moräne und Schotter in wechselnden, nicht voneinander trennbaren Horizonten, doch so, dafs die Oberfläche zunächst aus Moräne besteht. Weiter stromab tritt dann der Schotter auf die Oberfläche: er ist als Niederterrassenschotter zu bezeichnen. Oberflächliche Verwitterungsprodukte fehlen; in Vertiefungen der Moräne findet sich bis zu mehreren Metern Mächtigkeit ein lockerer brauner Sand, dessen Entstehung durch den Wind und den petrographischen Charakter der Moräne bedingt sein dürfte. Diese letztere rührt fast rein von krystallinischen Gesteinen her, ist daher ungemein sandig. Dieser Umstand und der Mangel an Verwitterungslehm bedingt auch den eigentümlichen heidenartigen Vegetationscharakter. Man möchte sich eher in Norddeutschland, als in Italien glauben. Um so schärfer hebt sich von dieser Landschaft der inneren Moränenzone der Typus der äufseren Moränen ab, der am Monte del Bosco sichtbar wird. Die höchste der vier Terrassen, südwestlich von Borgo Ticino, zeigt uns oben junge Moräne, darunter folgt ein zäher, rostbrauner, fetter Lehm und unter diesem der typische Ferretto, den man bisher ausschliefslich als Verwitterungsprodukt von Schotter ansah. Diese stellenweise sehr mächtige Bildung eisenschüssigen Lehms von rötlicher Farbe ist überreich an verwitterten Geröllen, die sich fast durchwegs mit der Hand zerbröckeln oder doch mit dem Messer schneiden lassen. Die Führer der Exkursion erklärten ihn mit Rücksicht auf das Vorkommen gekritzter Geschiebe an dieser Stelle als äufsere Moräne — anderwärts ist er auch aus Schotter entstanden, was von Fall zu Fall genauer Feststellung bedarf. Wo die Jungmoräne endet, bildet dieser Ferretto oder der ihn überlagernde geschiebelose Lehm die Oberfläche. Am folgenden Tage, an dem wir den Ferretto in ausgedehnteren Anschlüssen kennen lernen sollten, wurde immer und immer wieder von den anwesenden Kennern des Laterit die grofse Ähnlichkeit zwischen

[2]) Vergl. hierzu Verhandlungen des zehnten deutschen Geographentages S. 220 ff.

[3]) Globus, Bd. 64, S. 97 hatte ich ihn nach dem gleichfalls benachbarten „Feuerthalen" bezeichnet.

Digitized by Google

beiden Gebilden hervorgehoben. Beide sind Produkte aus der Verwitterung in situ, der Laterit aber aus anstehendem Gestein, der Ferretto aus lockeren Ablagerungen entstanden.

Dieser nächste Tag brachte uns die Kenntnis des grossartigsten aller alpinen Amphitheater, desjenigen von Ivrea, wohin uns des Abends die Eisenbahn geführt hatte. Leider verhinderte uns die schlechte Witterung an einem vollen Überblick über die ungeheure, einst wohl von einem See[4]) erfüllte Centraldepression, wie auch über die gewaltigen Moränenwälle, welche ihre Flanken und ihre Front umschliefsen. Sie beginnen beim Austritte der Dora Baltea aus ihrer Schlucht in 900 m Höhe, laufen weit auseinander und umschliefsen eine Ebene von 230 m mittlerer Höhe, die nach unten hin durch einen vom Strome durchbrochenen Endmoränenbogen begrenzt ist. Die niederste Stelle dieser Umwallung erhebt sich über 300 m Meereshöhe; ihr gewaltiger linker Flügel, die Serra, erstreckt sich in 20 km Länge als ein förmliches Gebirge, dessen relative Höhe im Durchschnitte 400 m beträgt. An ihrer Innenseite bildet ein Ausläufer des Amphibolitzuges von Ivrea eine typische Rundhöckerlandschaft mit anmutigen kleinen Seen. Nachdem wir diese durchwandert hatten, stiegen wir auf den Boden des Amphitheaters herab und folgten von hier aus der Strafse nach Biella auf die Serra. Auch an dieser Moräne liefsen sich Stufen, vier an der Zahl, gewahren, die einzelnen Phasen des Gletscherrückganges entsprechen; eine davon trennt sich als Moränenwall von Bollengo von der Serra ab und streicht selbständig ins Innere der Depression. Kleine Moränenthäler liefsen uns den Verlauf und die Wirksamkeit der eiszeitlichen Schmelzwasserbäche erkennen; bis auf den Gipfel der Serra aber verblieben wir durchaus im Bereiche der inneren Moränen. Dort erst trat an der alten Strafse unter der frischen Moräne Lehm zu Tage und unter diesem wenige Schritte weiter der Ferretto. Hier an der Aufsenseite der Serra fällt diese steil zu dem Thale ab, das sie von dem nächsten äufseren Parallelzuge trennt: vor uns sahen wir die rotbraunen sanften Rücken der äufseren Moränen, deren geschiebefreie Oberfläche hier Heidencharakter zeigt, hinter uns aber lag der buschbewachsene Wall der inneren Moräne mit seinen schroffen Formen und grofsen erratischen Blöcken. Dafs der Ferretto in der That der äufseren Moräne angehört, die ihn in unzersetztem Zustande unterlagert, konnten wir an dieser Stelle Zeitmangels halber nicht mehr feststellen. Wir sahen es aber weiterhin am Rio di Prajasse und Rio della Valle. Allerdings wurde hier die Auffassung geltend gemacht, dafs es sich um eine Einmischung von Ferretto in Moräne handle — da neben sehr verwitterten auch grofse relativ gut erhaltene Blöcke sich fanden. Dem wurde aber von anderer Seite entgegengehalten, dafs solche auch im Laterit vorkommen und mehrfache Erklärungen hierfür geltend gemacht. Weiterhin auf dem Wege nach Biella tritt unter der Moräne Schotter hervor — Hochterrassenschotter also — dessen obere Partien ebenfalls in Ferretto verwandelt sind.

Vom Amphitheater der Dora Baltea eilten wir über Mailand demjenigen des Gardasees zu, das jenes an Areal übertrifft und ihm auch in Bezug auf die Höhenunterschiede gleich käme, wenn man die Wasserbedeckung hinwegnehmen könnte. Hier fehlen die äufseren Moränen an der Ostseite des Amphitheaters völlig; wir hielten uns daher an den Westrand desselben und lernten auf der Wagenfahrt von Lonato über Carzago und Moscolino nach Saló jene Zone genauer kennen, in der die grauen steinigen Jungmoränen und die rotbraunen Altmoränen mit ihrer fruchtbaren Ferretto- und Lehmdecke aneinandertofsen. Die wichtigsten Örtlichkeiten, welche besucht wurden, sind einige Stellen am Rande des Chiesethales bei Mocasina und Calvagese, dann bei Benecco, welche uns die Ablagerungen aller drei Eiszeiten übereinander aufgeschlossen zeigen. Bei Mocasina finden wir von oben nach unten zunächst brauneu Lehm, dann Ferretto, unter diesem unverwitterte Moräne und dann Schotter. Im Liegenden dieses zusammengehörigen Komplexes finden wir neuerdings eine mächtige Lehm- und Ferrettoschicht, die also die oberflächliche Verwitterung eines zweiten Komplexes darstellt. In der Schlucht von Torre, halbwegs nach Calvagese, ist dieser letztere tief hinab aufgeschlossen; er enthält hier von oben nach unten eine wenig mächtige Moräne, dann ein polygenes Konglomerat von 12 m Mächtigkeit, das im vorerwähnten Aufschlufs unmittelbar unter dem unteren Ferretto liegt, darunter 1 m Thon und eine ziemlich mächtige Moräne, die sich aus Kalken der Nachbarschaft zusammensetzt, daher als „Lokalmoräne" zu bezeichnen ist. Wir fanden also zwei Komplexe älterer Moränen und Schotter, deren unterer seinerseits interstadiale Ablagerungen aufweist. Beide Systeme lassen sich auch weiterhin verfolgen; bei Benecco aber zeigt sich das jüngere von ihnen schief abgeschnitten und überlagert von der unverwitterten grauen Moräne der jüngsten Eiszeit. Die Wichtigkeit dieses Profils für die Theorie der drei Eiszeiten bedarf keiner weiteren Erörterung; es wirkte schlechtweg überzeugend.

Von Saló ging die Exkursion zu Schiff nach Riva, und von dort des andern Tages mit der Bahn über den Brenner nach Matrei, von wo zu Wagen über die Wittinghöhe bei Schönberg nach Innsbruck gefahren wurde. Der 21. September war dem Besuche der Höttinger Breccie und der Vormittag des 22. der Bahnfahrt nach Deisenhofen gewidmet. Ich übergehe diese im „Système glaciaire" ausführlich besprochenen Fahrten und hebe nur hervor, dafs die gewaltige Terrasse im Wipp- und Inntha1e eine interstadiäre und lokale Fluvioglacialbildung darstellt, deren Ablagerung ein neuer Vorstofs des soweit zurückgewichenen Gletschers folgte. Ferner sei mit Rücksicht auf die Ansicht von Rothpletz über die Höttinger Breccie angeführt, dafs die Mehrzahl der Teilnehmer den Eindruck einer echten Interglacialbildung erhielt und eine Einschwemmung der Moräne in eine Höhlung der Breccie für ausgeschlossen hält. Die bezweifelte Schichtung der Moräne wurde deutlich wahrgenommen, ebenso fanden wir Urgebirgsgerölle in der Breccie.

An den beiden letzten Tagen des Ausfluges konnte ich mich leider nicht beteiligen, kenne aber einen grofsen Teil der besuchten Örtlichkeiten aus eigener Anschauung. Zunächst wurde das Amphitheater des Inngletschers bei Rosenheim durchfahren, dessen Umrandung sich nur zu 200 m relativer Höhe erhebt. An der Mangfall sind alle drei Schotterzrsysteme übereinander aufgeschlossen. Eine Wanderung durch die Ebene von München liefs insbesondere im trockenen Gleisenthale bei Deisenhofen dasselbe erkennen; an andern Stellen konnte man gewahren, dafs sich Erosionsperioden zwischen die Ablagerungszeiten der einzelnen Systeme einschieben und dafs Hoch- und Niederterrassenschotter im gleichen Konnex mit äufseren und inneren Moränen stehen, wie an den znvor besprochenen Stellen. Wichtig sind die Aufschlüsse bei Höllriegelskreut. Sie zeigen an zwei benachbarten Stellen unter dem Niederterrassenschotter

[4]) Zwei Seen sind noch als Reste desselben erhalten.

Digitized by Google

den von Verwitterungslehm bedeckten Hochterrassenschotter, dann unter diesem echten Löfs mit Fossilien, darunter Verwitterungslehm und den hier als Kalknagelfluh entwickelten Deckenschotter. In andern benachbarten Aufschlüssen fehlt der Löfs, an seine Stelle tritt Verwitterungslehm oder es fehlt auch dieser: aber auch dort ist die erfolgte Zersetzung des Deckenschotters mindestens durch Apophysen und geologische Orgeln bezeichnet. Der Deckenschotter lagert über dem tertiären Flinz. Weiterhin fehlen die älteren Schotter und derjenige der Niederterrasse liegt unmittelbar auf dem Flinz. Aber bei Baierbrunn findet sich Löfs über den äufseren Moränen. Wir sehen also, dafs beide Interglacialzeiten lang genug waren, um aufser der Verwitterung auch wenigstens örtliche Löfsbildungen zu gestatten.

Der Ausflug des letzten Tages galt dem Isargletscher, dessen Amphitheater aus mehreren Centraldepressionen besteht. Jene, welche der Würmsee einnimmt, zeigt Moränenwälle, die sich 50 m über den 114 m tiefen See erheben. An der Bahn von München her beginnen die äufseren Moränen bei Gauting, die inneren südlich von Mühlthal. Anfschlüsse bei dieser Station zeigen über dem Tertiär den Deckenschotter, darüber Hochterrassenschotter und äufsere, von Verwitterungslehm bedeckte Moräne. Anderwärts liegt über dem Hochterrassenschotter und in dessen Einschnitten Niederterrassenschotter oder Jungmoräne; am See bedeckt letztere den Deckenschotter und überkleidet dessen Abhänge. Es sind also auch hier die Ablagerungen der drei Eiszeiten in typischer Weise vorhanden. Interessant ist das Verhalten des Deckenschotters am See, der in diesen und das unterlagernde Tertiär eingeschnitten ist. Die mit Jungmoräne bedeckte Oberfläche der Nagelfluh ist bei Berg in 640 m, bei Tutzing in 630 m Meereshöhe abgeschliffen und geschrammt; bei Tutzing im „Kalkgrabeu" wird die Nagelfluh von der Moräne schräg seewärts abgeschnitten. Das Gefälle der Decke, sonst so regelmäfsig, erleidet hier starke Veränderungen. Während es im allgemeinen 5 bis 6 pro Mille beträgt, ist es zwischen Mühlthal und Tutzing gleich Null, zwischen Ammerland und Eurasburg 12 pro Mille. Auch die Anfschlüsse gegen den Ammersee hin zeigen eine verschiedene Höhenlage des Deckenschotters, so dafs man eine Verbiegung annehmen darf, die eine Synklinale am Würmsee, eine Antiklinale am Ammersee ergiebt. Diese Verbiegung, auf welche Penck aufmerksam wurde[2]), zeigt Analogie zu den im Bodenseegebiete, sowie von Heim und Appli am Zürichersee beobachteten Gefällsänderungen der Molasse- und Deckenschotterterrassen[3]). Die Synklinale am Würmsee ist aber zu flach, um die Entstehung des Sees allein zu erklären; überdies spricht die Lage des Ammersees in der Antiklinale und das schräge Abschneiden des Schotters bei Tutzing gegen diese Annahme. Das Becken des Würmsees ist vielmehr nach Penck aus dem Deckenschotter herauserodiert worden.

So bereicherte der letzte Tag der Exkursion die behandelten Probleme um ein neues, hochwichtiges: jenes der diluvialen Krustenbewegungen. Überblicken wir, abgesehen davon, die Gesamtergebnisse, so darf man wohl sagen: es ist die Übereinstimmung im Aufbau der Glacialablagerungen beiderseits der Alpen nachgewiesen worden. Die südalpinen Amphitheater übertreffen die nordalpinen wohl an Gröfse, sind ihnen aber morphologisch und strukturell gleich. Zahlreiche Profile, unter welchen jene von Wettenberg und am Höchsten, im Klettgau, bei Mocasina und Benecco, bei Höllriegelskreut und Mühlthal hervorzuheben sind, zeigen, dafs dreimal nach längeren Zwischenperioden eine mächtige Vereisung eingetreten ist und dreimal die Gletscherströme das Land vor dem Eisrande mit mächtigen Schuttkegeln überdeckten. Während der einzelnen Eiszeiten aber ist das Gletscherende nicht ruhig gelegen, sondern unterlag einem beständigen Wechsel von Vorstöfsen und Rückzügen, ganz so wie die Zungen der modernen Gletscher. Das zeigen einerseits Aufschlüsse in der Nähe der Endmoränenzone, wie jene im Aarthale, bei Schaffhausen, bei Dorbié, an der Serra und bei Mocasina, anderseits solche im Innern des Gebirges, wie die grofse Terrasse im Wippthale. Zwischen die grofsen Klimaschwankungen, welche die drei Eiszeiten und die beiden Interglacialperioden bewirkten, und die kleinen Oscillationen von etwa einem Menschenalter, welche Brückner festgelegt hat, schieben sich also solche von mittlerer Dauer ein. Möglicherweise erlaubt uns fortgesetzte Untersuchung der Interstadiärbildungen ein Urteil über die Länge dieser Klimaschwankungen in gröfserer Periode. Es ist Brückner und mir gelungen, Klimaschwankungen von kaum 200 Jahren Länge aus hydrologischen und phänologischen Beobachtungen wahrscheinlich zu machen[4]); einzelne Interstadialbildungen mögen diesen entsprechen, andere aber erscheinen für diese relativ kurze Zeit zu mächtig. So viel läfst sich bestimmt sagen, dafs in junger geologischer Zeit Veränderungen des Klimas in verschiedenem Mafsstabe aufeinander gefolgt sind.

Mit diesem allgemeinen Ausblick möchte ich meinen Bericht schliefsen, nicht ohne dem lebhaftesten Danke Ausdruck zu geben für die unermüdlichen Führer der Exkursion sowohl, wie für jene ortsansässigen Forscher, welche sich auf kürzere Zeit derselben anschlossen und ihre reiche Lokalkenntnis nutzbar machten.

Trevor Battyes Bereisung der Insel Kolgujew.

Unsere Kenntnis dieser im russischen Eismeere gelegenen grofsen Insel ist gering. Sie zu erforschen, liefs sich im letzten Sommer der Engländer Trevor Battye durch den Dampfer „Saxon" dorthin bringen und, begleitet von einem Präparator, an der Nordwestecke an der Mündung des Flusses Gusinaja aussetzen. Das war am 21. Juni und gleich nachdem er gelandet, begann sich die Bucht wieder mit Eis zu füllen. Battye hatte ein Zelt und für einen Monat Lebensmittel bei sich; er setzte seine Hoffnung auf die auf Kolgujew lebenden Samojeden, mit deren Hilfe er Streifzüge durch die Insel zu machen gedachte. Um zu ihnen zu gelangen, durchquerte er die ganze Insel bis zum Scharochkafen an der Ostküste. Da er sein Gepäck tragen mufste, war das Beginnen nicht leicht; zunächst waren grofse Sümpfe und Schneelöcher zu durchwaten, wobei er und sein Begleiter stark von der Kälte litt. Feuer machten sie sich mit Moos, an dem sie Gänse brieten. Auf den kalten Tag folgte eine starke Hitze mit Moskitos und Sandsturm, der in die Augen und Lungen eindrang. Nach sechstägiger Wanderung wurde eine Samojedenniederlassung an der Ostküste erreicht, deren Inneasen höchst erstaunt

[2]) Vergl. „der Starnberger See" in der Festnummer der Münchener Neuesten Nachrichten zur Alpenvereinsversammlung, 10. August 1894, S. 3, und Congrès géologique international VI, 1894, Procès verbaux des séances des sections p. 4 f.

[3]) Zur Geologie von Zürich. Vortrag von Heim am Züricher Kongrefs (erste allgemeine Sitzung). Die Teilnehmer des Kongresses lernten diese Verhältnisse auf Ausflügen bei Zürich kennen. Eine Monographie von Appli steht bevor.

[4]) Brückner, Klimaschwankungen, Wien 1890, S. 85 f., 317 f. Sieger, Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1893, S. 156 ff.

Digitized by Google

waren, auf dem Landwege zwei Europäer eintreffen zu sehen. Mit Rentierschlitten wurden die Reisenden dann nach der Station an der Gusinaja zurückgebracht, um das Gepäck zu holen, worauf sie bis zum 20. August im Schum der Samojeden blieben. Diese scheinen hier noch ganz im heidnischen Urzustande zu leben. Der Reisende besuchte mit ihnen die heiligen Stätten, wo die Götzenbilder sich befinden. Ein jeder trug ein Bildnis des bösen Geistes (Bolvan) unter den Kleidern, von denen Battye einen mit großer Mühe erlangen konnte. Vor den Gewittern, die nachrfach im Sommer sich ereigneten, hatten sie große Furcht. Sie tranken das Blut junger Rentiere und verzehrten deren Fleisch roh. Vögel fangen sie in Netzen und einmal ergab der Fang in einem großen Netze 300 Brandgänse. Sie gebrauchen Pfeil und Bogen, den Lasso und verfertigen sich Geräte aus Treibholz. In drei Tagen wurden einmal 300 Rennliere gejagt.

Am 16. August kam ein russischer Händler von Oksina an der unteren Petschora zu den Samojeden, die er seit 35 Jahren regelmäßig besuchte. Er brachte Mehl, Thee, Schnupftabak (die Samojeden rauchen nicht), tauschte dagegen Rentierfelle und Seehundsspeck ein. Mit ihm segelten die beiden Engländer am 18. September ab nach der Kolokolkowskaja Bucht, von wo sie sich nach der Petschora und weiter nach Archangel begaben.

In seinem Berichte schildert Battye Kolgujew als reine Alluvialinsel, als einen Rest des Deltas eines großen paläozoischen Flusses, von dem die Petschora vielleicht noch ein Überbleibsel darstellt. Keinerlei Felsen sind auf der Insel vorhanden, keine Kalke, wie auf der Halbinsel Kanin, keine Granite, wie auf der Tundra. Zahlreich sind die Flüsse der Insel. An der Südostspitze ist guter Ackergrund. Die Temperatur war meist sehr niedrig, die größte Wärme betrug am 6. Juli + 21° C.

Bücherschau.

E. W. Middendorf, Peru. Beobachtungen und Studien über das Land und seine Bewohner während eines 25jährigen Aufenthaltes. 2. Band: Das Küstenland von Peru. Berlin, Robert Oppenheim (Gustav Schmidt), 1894.

Während der erste, ebenfalls früher an dieser Stelle (Globus, Bd. 64, S. 382) besprochene Band dieses Werkes im Anschlusse an die Beschreibung der Stadt Lima, vorzüglich der Geschichte und Politik Perus gewidmet war, befaßt sich der vorliegende zweite Band hauptsächlich mit archäologischen und wirtschaftlichen Dingen, die im Anschluß an eine genaue Ortsbeschreibung des verschiedenen Küstenlandes zur Besprechung kommen. Ein dritter Band soll später erscheinen. In archäologischer Hinsicht beschreibt der Verfasser eine Anzahl Ruinen und Baureste aus der altamerikanischen Zeit, die er auf seinen Wanderungen längs der Küste genau besichtigt hat. Banstil, Anlage und andere Punkte machen bei den meisten nach ihm wahrscheinlich, daß sie nicht von den Inkas, sondern von älteren Kulturvölkern gebaut wurden, die später von den Inkas unterworfen wurden. Wenn der Verfasser aber mit dieser auch schon in seinem Werke über die Sprachen Perus betonten Unterscheidung der Inkakultur und der älteren Kulturvölker, wie er in der Vorrede andeutet, eine bisher wenig anerkannte Ansicht auszusprechen glaubt, so muß darau erinnert werden, daß z. B. Tschudi, Squier u. A. dieses schon längst ausgesprochen haben.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse Perus erscheinen als wenig erfreulich. Die Hauptschuld daran tragen mit der Preisfall der Baumwolle und des Zuckers, dessen Entwertung eine Folge der steigenden Ausbeutung der Zuckerrohre in, und der Arbeitermangel, der auch in Peru Chineseneinwanderung und Chinesenverfolgung hervorgerufen hat. Die Geschichte der gegenwärtig ja auch verseigten Guanoausfuhr ist in dem Buche ausführlich behandelt, ebenso die meist üblen Folgen, die das durch sie rasch gewonnene und rasch zerronneue Geld für den Staat gehabt hat. Eine der besten Folgen war der Bau der Eisenbahnen bei Lima und bei Arequipa. Diese seibst sind nur kurz, die Entwickelung des Unternehmens ist ausführlicher beschrieben; bei der letzteren Gelegenheit ist auch ein fesselndes Lebenbild des Bauunternehmers Henry Meiggs, einer echt amerikanischen Natur, eingeschaltet. Für die schlimmen Wirkungen des chilenischen Krieges enthält das Buch Belege, ebenso für die Roheit, mit der die Chilenen häufig gehaust haben; in Mollendo, dem Ausgangspunkte der Bahn nach Arequipa, z. B., haben sie aus Neid die Maschinenwerkstatt, die beste an der Westküste, durch Dynamit zerstört.

Prof. Dr. F. Regel, Thüringen. Ein geographisches Handbuch. Zweiter Teil: Biogeographie. Erstes Buch: Pflanzen- und Tierverbreitung. Jena, Gustav Fischer, 1894.

Die mühevolle, vom großen Fleiß und vielseitiger Durchdringung des Stoffes zeugende Arbeit Professor Regels ist mit diesem ersten Buche des zweiten Teiles bei der geographischen Bearbeitung der Pflanzen und Tiere angelangt. Es ist wieder eine ganz erstaunliche Anzahl von Einzelarbeiten benutzt worden, die meist in ausführlichen Analysen wiedergegeben werden, so daß hier alles bequem beisammen ist, was sich auf Flora und Fauna Thüringens bezieht. Regel greift stets weit aus und sucht auch die nicht fachkundigen Leser immer auf den Standpunkt zu bringen, daß ihm das volle Verständnis erleichtert wird. Damit wird aber diese Länderkunde Thüringens, was ja auch ihr Zweck, breiten Schichten zugängig gemacht. Erstaunlich ist es, wie der Verfasser sich in die verschiedenartigsten Materien eingearbeitet hat, wobei freilich die Kritik der speciellen Fachleute vorbehalten bleibt. Der letzte Teil des großen Werkes, die Bewohner umfassend, befindet sich im Drucke.

N. A. Sokolow, Die Dünen. Bildung, Entwickelung und innerer Bau. Deutsche, vom Verfasser ergänzte Ausgabe von A. Arzruni. Mit 15 Textfiguren und 1 Tafel. 296 S. 8°. Berlin, Julius Springer, 1894. M. 8.

Die Dünenforschung hat in dem letzten Jahrzehnt durch die großen Wirkungen des Windes auf den Wüstensand Innerasiens und Afrikas, sowie infolge entsprechender Beobachtungen in der Neuen Welt und in Australien an Interesse gewonnen. Deshalb ist die Übertragung ins Deutsche von einem Werke, das sich ausschließlich mit diesem Gegenstande befaßt, nicht ganz unzeitgemäß. Das Buch des russischen Landesgeologen Sokolow war schon vor 10 Jahren erschienen, aber der wissenschaftlichen Welt unzugänglich, da es russisch abgefaßt war und keinerlei Auszug in einer der bekannteren Sprachen besaß. Der Verfasser kann sich daher nicht beklagen, wenn seine Untersuchungen bisher so wenig Berücksichtigung gefunden haben. Jetzt, wo diese in der trefflichen, von Prof. Arzruni besorgten Übersetzung vorliegen, werden sie vielleicht die Grundlage der kurzen Kapitel über Dünen in den Lehrbüchern der Geographie und Geologie werden oder wesentlich zu deren Richtigstellung beitragen können.

Wie der Titel sagt, handelt es sich in erster Linie um die Schilderung der Bildung, der Entwickelung und des Baues der Dünen. Verfasser hat letztere eingehend an den typisch ausgebildeten Vorkommen der russischen Ostseeküste, speciell in der Umgebung von Seskoretzk studiert. Er schildert uns ferner die ihm gleichfalls aus eigener Anschauung bekannten äolischen Sandanhäufungen der russischen Flußthäler und der kahlen Flächen im Gouv. Astrachan. Nach der Litteratur werden die asiatischen und afrikanischen Wüstendünen abgehandelt, während die amerikanischen Bildungen ziemlich kurz fortkommen. Das Buch giebt an der Hand eigener Beobachtungen eine gute Übersicht über alle wichtigeren Erscheinungen, die sich an den Dünen wahrnehmen lassen; doch sind wesentlich neue, leitende Gesichtspunkte nicht darin enthalten.

Die Dünen werden in drei Gruppen zerlegt: Strand-, Fluß- und Festlandsdünen (an Stelle des letzten Ausdrucks wäre „Wüstendünen" passender gewesen). Die Strandldünen treten nur an sandigen, hauptsächlich an im Sinken begriffenen Küsten auf, wo das vordringende Meer den abgelagerten Sand immer wieder aufwühlt. Hauptbedingung ist eine vorherrschende Windrichtung. Am gehobenen oder saudarm werdenden Strande hört die Dünenbildung bald auf oder muß ihr Material andern Ablagerungen, z. B. tertiären oder glacialen Alters, entnehmen. Sorgfältige Untersuchungen sind angestellt über die Bewegungs- und Anhäufungsart des trockenen Sandes und über die günstigsten

Digitized by Google

Bedingungen dazu. Hinter einzelnen Büscheln des Strandhafers oder hinter einer Strandweide, durch deren Blätter resp. Zweige der Sand hindurch geweht wird, entsteht ein vorn hoher, nach hinten spitz auslaufender Hügel, seiner Form wegen als Zungenhügel bezeichnet. Sobald dieser hoch genug geworden, um selbst ein Hindernis zu sein, entwickelt sich aus ihm die Düne unter Verschiebung des Profils. Vorn bildet sich die flache, 5 bis 10° geneigte Luvseite, hinten die steil abfallende Leeseite mit 30 bis 38° Böschung aus. Auf der Luvseite wandert der Sand in Form der bekannten niedrigen Wellen (ripple-marks) unter dem Winddruck aufwärts, bis er hinten hinabrollt. Das Profil der Düne zeigt unten eine Ein- und oben eine Ausbiegung, die innere Struktur ist oft verworren bis deutlich geschichtet, welche letztere Art der Anhäufung den von den Dünen oft schwer zu unterscheidenden Küstenwällen fehlt. Der Grundriß wechselt außerordentlich. Infolge von Verletzung der Humusdecke können selbst alte, zur Ruhe gelangte Sandmassen wieder lebendig werden; der Wind bläst an solchen Stellen den Sand unter der Pflanzendecke heraus, es entstehen „Windmulden", welche nach und nach zur vollständigen Zerstörung des Hügels führen können. Die Hauptschuld an dem Wandern der Dünen hat nach Sokolow der Mensch durch Vernichten des Waldes und Abweidenlassen des Grases. Hier fehlt ein kurzer Exkurs über die Befestigungsarten. Dafür ist das nächste Kapitel neu. Es behandelt die Flußdünen und deren Verbreitung im inneren und südlichen Rußland, über die nur wenig bekannt war. In den breiten, sandigen Flußbetten des Don, Dnjepr u. a. werden aus dem Sande ganz ähnliche Wälle zusammengeblasen, wie an den Küsten. Dieselben sind aber nie so hoch und selten so regelmäßig gestaltet wie die Strand- dünen, da ja die Winde im Innern des Landes mehr wechseln und schwächer sind. Manche im Entstehen begriffene Flußdünen werden auch bei dem nächsten Hochwasser wieder fortgerissen. Von den Festlandsdünen sind eingehender nur die Barchane im Gouv. Astrachan geschildert, sie sind niedrig, oval im Grundriß und an der Leeseite sichelförmig ausgeschnitten. Diese stets wiederkehrende Gestalt wird auf die durch die Dünе selbst hervorgerufenen Seitenströmungen des Windes zurückgeführt, wobei die Schwerkraft des Sandes mitwirkt. — Dünen sollen keine sicheren Strandmarken und daher geologisch nicht zur Bestimmung ehemaliger Küsten verwendbar sein. Daß dies nur von sinkenden Ufern gilt und nicht von nachsenden Küsten, z. B. von den Deltas des Po und der Rhône, hat Verfasser übersehen. Ueberhaupt hätte es sich empfohlen, die neuere Litteratur in diese Uebersetzung vollständig mit zu verarbeiten. So sind die Lehmannschen Untersuchungen über die hinterpommerschen Dünen gar nicht erwähnt. Auch vermißt man schmerzlich einige Kartenskizzen der russisch-finnischen Dünendistrikte, die oft genannt und eingehend beschrieben sind, von denen man aber ohne Plan keine rechte Vorstellung erhält. Indes vermindern diese Mängel den Wert des Buches als einer trefflichen Übersicht über die Charaktere der Düne und Dünenlandschaften nur um ein geringes.

Greifswald. W. Deecke.

Aus allen Erdteilen.

— Die Erforschung des Landes zwischen Kongo und Kwango. Landeinwärts vom Stanley Pool, und zwar südlich bis zur portugiesischen Grenze und westlich bis zum Kwango, liegt ein Gebiet, um dessen Erforschung die Verwaltung des Kongostastes sich bisher wenig bekümmert hat. Es waren geraume Zeit nur Deutsche, welche Kunde und kartographische Aufnahmen von diesen Gegenden brachten; so zog Dr. Büttner auf seiner Reise 1883 von San Salvador nach Muene Putu Kassongo, am linken Ufer des Kwango aufwärts bis Muene Kwako (4°30' südl. Br.) und von hier nordwestlich und westlich quer durch das Land zum Stanley Pool; Kund und Tappenbeck gingen in demselben Jahre vom Stanley Pool aus direkt nach Süden bis zum 5°30' südl. Br., um sich dann nach Westen nach dem Kwango zu wenden, welchen sie bei Muene Dinga erreichten. Das wesentliche Resultat dieser Reisen bestand darin, daß zwischen dem Kongo und Kwango südlich vom 5. Grade ein Hügelplateau von 850 m sich erhebt, von welchem die Gewässer nach den vier Himmelsrichtungen abfließen. Rich. Kiepert entwarf nach diesen Berichten eine Karte (Mitt. der Afr. Ges. in Deutschland, Bd. 5, Taf. 9); besonders auffallend in derselben war, daß der bei Sanda (gleich unterhalb Stanley Pool) mündende Mpomo der Unterlauf des durch Büttner und Wolf südlich vom 6. Grade mehrmals überschrittenen Longe oder Nsadi oder Ntasi Maleo sein sollte, wie die punktierte Linie angab, man mußte danach annehmen, daß dieser Fluß durch Einschnitte des oben erwähnten Plateaus sich hindurcharbeite.

Auf die deutschen Expeditionen folgten später vier im Auftrage der Kongostaates: Van de Velde und Deghilage vom Kimpese südlich von Lukunja am unteren Kongo) fast gerade westlich zum Kwango; Bradley Burr vom Stanley Pool nach Süden, etwas über 5°30' südl. Br. und westlich vom 15°30' östl. L. Gr. sich haltend; endlich Lt. Dhanis 1890 vom Lutete am Kongo, über den Inkisi in fast gerader westlicher Richtung bis Muene Dinga am Kwango. Die größere Hälfte dieser Route (östlich vom Inkisi) fällt ziemlich genau mit jener von Kund und Tappenbeck zusammen. Beider haben die beiden letzteren sehr dürftige Berichte über die Gegend bis zum Kwango geliefert, wahrscheinlich weil sie in größter Eile, ohne Führer und Dolmetscher marschierten (vergl. Mitt. der Afr. Ges. in Deutschland, Bd. 3, S. 117 und Verhandl. d. Ges. f. Erdk., Berlin 1886, Nr. 6); hätte man reicheres Material in Händen, so könnten die neuesten, auch nicht sehr inhaltreichen Mitteilungen von Lt. Dhanis (Bull. géogr., 28. Oct. 1894, S. 91) wenigstens als wertvolle Ergänzung dienen. Was man als geographische Errungenschaft betrachten kann, ist aus der von Wauters zusammengestellten Karte in derselben Nummer des Mouv. géogr. zu entnehmen; es ist aber nur hydrographischer Natur; Höhenangaben sucht man vergeblich. Neu gegenüber der Kiepertschen Karte erscheint das Folgende: der Inkisi ist vermutlich der Unterlauf des Longe oder Nsadi; der in den Stanley Pool sich ergiessende Ntsele oder Selai entspringt auf dem oben erwähnten 850 m hohen Plateau in einer großen Anzahl von Quellflüssen; der Mpomo kann nur ein sub-denselber, ganz kurzer Zufluß des Lufuna sein. Während Büttner bemerkt, daß „das ganze Land zwischen Kongo und Kwango von einer Erbärmlichkeit sei, die stellenweise jeder Beschreibung spottet", und Kund hinzufügt, „die 70 km breite Hochebene westlich vom Kwango sei wegen ihrer Unfruchtbarkeit fast ganz unbewohnt", fand Dhanis in einem östlichen Seitenthale des Inkissi, im Thale von Guebu, eine reizende Landschaft und in dem hügelreichen Plateau ungeheure Mengen von Kautschuk und eine dichte Bevölkerung, welche aus 10 bis 20 m tiefen Gruben und Gängen Eisenerz zu Tage förderte. B. F.

— Über die Beisetzung der Leichen in Schlitten in Rußland ist im Globus, Bd. 61, S. 205 nach den Mitteilungen von Anutschin berichtet worden. Ehedem wurden, selbst im Sommer, in ganz Rußland Schlitten zum Wegführen der Leichen benutzt, und die muskowitischen Fürsten und Vornehmen wurden selbst noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts in Schlitten zu Grabe gefahren. Bei Syrjänen, Wotjaken und Tscheremissen besteht die Sitte nach Anutschin noch; bei den Russen war sie nach seinem aus dem Jahr 1890 stammenden Berichte ausgestorben.

Demgegenüber ist es von Belang zu erfahren, daß die alte Sitte noch jetzt bei der russischen Bevölkerung lebendig ist. Die zu Kiew erscheinende historische Zeitschrift „Kiewskaja Starina" meldet nämlich, daß noch kürzlich in dem Flecken Kriwoje Osero (Kreis Balta, Gouvernement Podolien) ein alter reicher Bauer auf seinem Schlitten, von drei Paar Ochsen gezögen, im Monate Juli zu Grabe geführt wurde. Eine solche Art der Bestattung gilt dort als besondere Auszeichnung.

— Über die mittlere Dichte der Erde hat Prof. Poynting neuerdings Untersuchungen angestellt, über die schon eine Veröffentlichung in den Philos. Trans. von 1891 erschienen ist. Dieselben veranlaßten ihn nun aber, eine Zusammenstellung alles dessen zu geben, was über den vorliegenden Gegenstand bis jetzt gearbeitet worden ist (bei Griffin und Comp. London 1894). Das Werk, von der Universität Cambridge mit dem Adams Preis gekrönt, besteht aus zwei Teilen. Der erste enthält eine Kritik der früheren Untersuchungen und Methoden, sowie auch eine Diskussion der Abhängigkeit der Gravitation von verschiedenen Umständen, z. B. der Temperatur, wozu v. Sternecks Untersuchungen in Freiberg u. a. Veranlassung geben. Der zweite Teil dagegen behandelt Poyntings eigene Untersuchungen, di unter Anwendung der gewöhnlichen Wege ausgeführt wurden und sich über einen Zeitraum von zwölf Jahren erstrecken. Als Resultat erhielt er 5,49 für die mittlere Dichte der Erde, eine Zahl, die ziemlich viel kleiner ist als die früheren. Gr.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. Druck von Friedr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DER ZEITSCHRIFT „DAS AUSLAND".

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXVI. Nr. 23. BRAUNSCHWEIG. Dezember 1894.

Die Broughton-Bai (Ostküste von Korea).

Von F. Immanuel.

(Mit einer Karte.)

Der Krieg zwischen Japan und China hat die Frage über die staatsrechtliche Stellung Koreas für die Seemächte, welche in Ostasien politische und handelspolitische Zwecke verfolgen, zu einer brennenden gemacht. Insbesondere ist England wegen seiner vielseitigen Handelsbeziehungen in den ostasiatischen Gewässern beteiligt, vor allem aber hat Rußland als unmittelbarer Grenznachbar Koreas ein natürliches und lebhaftes Interesse an der Gestaltung der Dinge in diesem Lande. Rußland hat von China 1860 die Küstenländer von der Mündung des Amur im Norden bis zum Tumen-ula an der koreanischen Grenze im Süden erworben und zu Anfang der 70er Jahre den Mittelpunkt seines ostasiatischen Verkehrs von dem bisherigen Stapelplatz Nikolajewsk an der Mündung des Amur nach der 1400 km südlicher gelegenen, als Ankerplatz vortrefflich geeigneten Bai Peters des Großen verlegt, wo alsbald Wladiwostok entstand und seit 1876 als Stützpunkt der russischen Macht im fernen Osten in umfassender Weise befestigt worden ist. Gewiß bildet Wladiwostok im Vergleich zu dem ganz nordischen, an der mehr und mehr versandenden, kaum noch schiffbaren Amurmündung gelegenen Nikolajewsk einen bedeutenden Fortschritt. Heute laufen in Wladiwostok alle Fäden des ostsibirischen und, soweit Rußland beteiligt ist, des nordostasiatischen Verkehrs zusammen, von hier aus werden — zum Teil mit Hilfe deutscher Handelshäuser — die Bedürfnisse an europäischen Erzeugnissen längs der ganzen nordostsibirischen Küste, in Sachalin und Nordjapan gedeckt. Nach Fertigstellung der großen sibirischen Eisenbahn, welche noch in diesem Jahrzehnt zur Vollendung gelangen soll und deren Endpunkt Wladiwostok sein wird, werden Ausfuhr und Einfuhr an diesem Hafenplatz sehr an Bedeutung gewinnen. Falls Rußland sich politisch und wirtschaftlich in Korea, Japan und dem nordöstlichen China eine gewichtige Stellung zu schaffen vermag, wird es mit Hilfe seiner sibirischen Bahn unzweifelhaft beim Wettbewerb mit den Seemächten in eine ungemein günstige Lage kommen.

Angesichts dieser vorteilhaften Aussichten muß es Bedenken erregen, daß der Hafen von Wladiwostok, ungeachtet seiner großen und unbestreitbaren Vorzüge als Handels- und Kriegshafen, vier volle Monate alljährlich durch Eis gesperrt ist, woran auch die neuerdings beschafften starken Eisbrecher wesentliches kaum werden ändern können. Aus wichtigen politischen und militärischen Gründen, sowie im Interesse der unbestreitbar aussichtsreichen Entwickelung seines ostasiatischen Handels, wird Rußland darauf Bedacht nehmen müssen, sich einen eisfreien Hafen am Stillen Ocean, d. h. an der Ostküste Koreas, bei gelegener Zeit zu sichern.

Im Hinblick auf diese Verhältnisse, welche man für Rußland füglich als eine Zwangslage bezeichnen kann, und in Bezug auf die möglichen Umwälzungen, die sich aus dem Krieg für Korea und dessen Nachbarländer ergeben dürften, ist es interessant, die koreanische Ostküste unter dem Gesichtspunkt zu betrachten, ob und wo Häfen für die angedeuteten Zwecke sich finden, und wie dieselben den seitens Rußlands gehegten Erwartungen und beabsichtigten Zielen entsprechen [1]).

Es ist bekannt und war oft Gegenstand öffentlicher Erörterung, daß Rußland seit dem Anfang der 80er Jahre die Absicht zugeschoben wird, von der koreanischen Regierung die Abtretung oder stillschweigende Einräumung der vielgenannten Bucht von Lasarew an der Ostküste von Korea zu erlangen. Genaueres über etwa stattgehabte Verhandlungen ist nicht in die Öffentlichkeit gedrungen; angeblich soll sich Japan von Anfang an den russischen Forderungen gegenüber ablehnend, England mißtrauisch verhalten haben. Thatsache ist, daß die britische Regierung 1883 mit einem Teil ihres ostasiatischen Geschwaders eine vor der Südspitze Koreas gelegene, 50 km vom Festland entfernte kleine Inselgruppe unter 32° nördl. Br., von den Engländern Port Hamilton genannt, dauernd besetzen ließ, augenscheinlich um in den ostasiatischen Meeren eine feste Stellung gegen Rußland inne zu haben. Diese Besetzung war Gegenstand mehrfacher Verhandlungen zwischen der britischen und russischen Regierung, bis erstere 1886 Port Hamilton aufgab. Vermutlich ist diese Räumung aus dem Grunde geschehen, um Rußland den scheinbar gerechtfertigten Vorwand zu entziehen, auch seinerseits koreanisches Gebiet, d. h. die seit langem gewünschten Häfen an der Ostküste Koreas, zu besetzen. Ob an die Aufgabe von Port Hamilton eine derartige Bedingung geknüpft worden ist, bleibt ungewiß, doch scheint eine Art stillschweigenden Übereinkommens zu bestehen. Anderseits wird behauptet, daß England Port Hamilton lediglich deshalb preisgegeben habe, weil die Inselgruppe ihrer geographischen Lage nach sich für strategische Zwecke als durchaus unzweckmäßig erwiesen habe. Auch soll die Reede wegen heftiger Stürme, schlechten Ankergrundes und längerer Eis-

[1]) Die nachstehend mitgeteilten Einzelheiten über die Geographie der Häfen der Broughton-Bai schließen sich im wesentlichen an die nautischen Aufnahmen des russischen Admirals J. A. Schestakow (1885 bis 1887) und namentlich an die Forschungen A. Ostolopows (1886) an.

Digitized by Google

sperrung schwierig, der Aufenthalt auf den öden Inseln bei Rauheit des Winterklimas und der Armut des Landes recht unangenehm gewesen sein.

Ruſslands Aufmerksamkeit ist, wie bis auf diese Tage zahlreiche öffentliche Äuſserungen beweisen, nach wie vor auf die Ostküste Koreas gerichtet. Letztere ist im Vergleich zur flachen, buchtenreichen und vielfach gegliederten West- und Südküste, denen ein Gewirr von Inseln sich vorlagert, schroff und sehr arm an Ankerplätzen. Das Gebirge, der Pepi-schan, die südliche Fortsetzung der hohen und rauhen Berge der südöstlichen Mandschurei, zieht mit seiner Hauptkette, steil nach Osten abstürzend, ziemlich nahe längs des Japanischen Meeres, welches die östliche Küste Koreas bespült. Die mittlere Höhe der ostkoreanischen Bergketten nimmt von Norden nach Süden hin beträchtlich ab. Im Durchschnitt beträgt sie im nördlichen Teile des Landes 1500 bis 1800 m. Nur einzelne Gipfel ragen über die Kette empor, so der Pai-schan mit 2250 m, der Kjönfung mit 2170 m, doch ist das Gebirge bei weitem noch nicht in allen Teilen durchforscht, und es bleibt die Möglichkeit, daſs wesentlich höhere Gipfel vorhanden sind. Die Berge längs des mittleren Teiles der koreanischen Ostküste, etwa zwischen 38 und 40° nördl. Br., sind gut bewaldet und schwach bevölkert. Die Ortschaften liegen zumeist auf dem schmalen, 3 bis 5 km breiten, hügeligen Küstensaum, hinter welchem die Berge jäh emporsteigen. Die beiden nördlichen Provinzen an der Ostküste Koreas — Ham-Gjöng und Kang-wön — sind die am spärlichsten bevölkerten des ganzen Landes. Nur die südlichste Provinz der Ostküste (Kjön-Sang) ist dichter bewohnt, doch sitzt die Bevölkerung ihrer Masse nach weit mehr im Süden und Innern als an der Ostküste.

Gute, geographisch günstig gelegene Hafenplätze an der Ostküste finden sich nur an deren groſser Einbuchtung, der Broughton-Bai. Letztere erstreckt sich, von der allgemeinen Küstenlinie aus gerechnet, in weitem Halbkreise etwa 80 km weit nach Westen hin und hat, gemessen von der kleinen Monpatsch-Bai im Norden bis zum Vorgebirge Petschurow im Süden, eine Breite von etwa 140 km. Ihre Bedeutung besteht darin, daſs ihr im Gegensatz zum sonstigen Bau der Ostküste flacheres, reicher gegliedertes Ufer mehrere gute, nahezu eisfreie Häfen aufweist, und daſs von den letzteren leidlich gangbare Saumpfade über die Pässe der genannten Gebirgskette nach den Hauptorten des koreanischen Westens (Söul und Pjöng-jang) führen. Namentlich ist der Weg Wön-san — Pjöng-jang ein viel betretener Pfad. Die von demselben zu bewältigende Paſshöhe östlich des kleinen Ortes Sönn-tschön liegt auf 875 m und hat den japanischen Truppen, die im September 1894 hier über das Gebirge gingen, sogar für die Fortschaffung leichter Gebirgsgeschütze recht erhebliche Schwierigkeiten bereitet. Indessen ist dieser steile und steinige Pfad im Vergleich zu den sonstigen trostlosen Wegverhältnissen Koreas immer noch leidlich gut zu nennen, wenigstens dient er seit Jahren den japanischen Faktoreien zu Wön-san als gebräuchlichster Verbindungsweg nach dem inneren und westlichen Korea. Eine weitere erwähnenswerte Verbindung von der Broughton-Bai führt von deren Nordecke über die hohen Berge östlich des Kjönfung an die koreanisch-mandschurische Grenze.

Die gröſste und bis jetzt zugleich einzige bedeutende Niederlassung an der Broughton-Bai, ebenso der gröſste Ort und besuchteste Hafenplatz der ganzen Ostküste, ist das bereits genannte Wön-san (Gen-san, auch Yünsan). Noch vor 15 Jahren ein unbedeutender Flecken, dessen gut geschützte Bucht einem spärlichen Küstenverkehr diente, hat sich der Ort seit 1880 ungemein rasch entwickelt. Nachdem Fusan an der koreanischen Südküste 1876 als erster Hafen den Japanern eröffnet worden war, folgte Wön-san als zweiter am 1. Mai 1880 [2]). Die Japaner siedelten sich alsbald in beträchtlicher Zahl an, gründeten eine rasch emporblühende Kolonie und verbanden bereits 1885 Wön-san durch einen regelmäſsigen Postdampferverkehr mit Nagasaki, Fusan und Wladiwostok. 1893 hatte Wön-san 11 800 Bewohner, wovon mindestens $^3/_4$ Japaner zu rechnen sind. Letztere bilden die wirklichen Herren der Stadt; sie haben ihre eigene Polizei und der japanische Konsul ist zugleich das Stadtoberhaupt. 1886 fand Ostolopow in Wön-san neben den herrschenden Japanern an Fremden nur vereinzelte Chinesen, welche hier gar keine Rolle spielten und einige Engländer im koreanischen Zolldienst. Letztere hatte unser Gewährsmann — wohl unberechtigter Weise — im Verdacht, daſs sie insgeheim im britischen Interesse wirkten, um die Besitzergreifung dieses wichtigen Punktes oder eines der benachbarten Hafenplätze vorzubereiten. Die Stadt ist, ganz im Gegensatz zu den schmutzigen, eng zusammengedrängten koreanischen Ortschaften, schön und regelmäſsig gebaut; am Meeresufer befinden sich groſse Packhäuser, Warenschuppen, Schiffskrahnen u. s. w. Die sehr schwunghafte Einfuhr aus Japan umfaſst vornehmlich Manufakturwaren, meist billige Nachahmungen europäischer Erzeugnisse, in deren Herstellung die Japaner in kurzer Zeit groſse Fertigkeit erlangt haben. Ein wichtiger Gegenstand der Einfuhr ist der Reis, der bei den Bewohnern der wenig ergiebigen Küstengebirge des koreanischen Ostens lebhaften Absatz findet. Die Ausfuhr erstreckt sich vorwiegend auf rohe Häute, Ochsenhörner und namentlich Gold. Obwohl die Ausfuhr des letzteren seitens der koreanischen Verwaltung untersagt ist, wird sie dennoch von der japanischen Regierung stillschweigend begünstigt und mittelst Bestechung der käuflichen koreanischen Beamten eifrig betrieben. Die Gesamtausfuhr an Gold aus Korea betrug:

1889	. . .	4 100 000 Mark,
1892	. . .	3 600 000 „

hiervon gelangten mindestens $^3/_4$ über Wön-san in japanische Hände. Die Abnahme der Goldausfuhr erklärt sich daraus, daſs die seit Jahren aufgehäuften, bei der früheren Absperrung des Landes nicht verwerteten Goldvorräte nach Erschlieſsung Koreas das Land verlassen haben, während die Goldgewinnung an sich bei dem geringen Stand der Technik bescheidene Erträgnisse abwirft. Das Gold wird an der Ostküste namentlich in den oberen Läufen der zahlreichen kleinen Küstenflüsse gewaschen, welche mit starkem Gefälle in den niedrigen Uferstreifen der Broughton-Bai herabtreten.

Die Reede von Wön-san friert im Winter nicht zu, höchstens treibt der Nordwind loses Eis an die Küste, ohne daſs hierdurch dem Verkehr Hindernisse bereitet werden. Hierin liegt der wichtige Vorzug der Ostküste Koreas vor der Westküste und vor den chinesischen Häfen unter annähernd gleicher Breite (Taku, Nin-tschan, Port Arthur), welche meist vom Dezember bis zum März durch Küsteneis völlig geschlossen werden, so daſs der Verkehr während dieser Zeit ruht. Die im östlichen Korea vorherrschenden Seewinde und die warme, aus Südwesten kommende Meeresströmung sichern der Ost-

[2]) Auf die Eröffnung von Fusan und Wön-san folgte Chemulpo, der Hafen von Söul. Die den Japanern hierdurch zugestandenen Rechte wurden 1882 bis 1886 der Reihe nach auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Deutschland, Groſsbritannien, Italien, Ruſsland und Frankreich ausgedehnt. Hierdurch ist die so hartnäckig durchgeführte Abschlieſsung Koreas endgültig gebrochen worden.

Digitized by Google

küste einen bedeutenden klimatischen Vorzug vor der kälteren Westküste, welche den eisigen kontinentalen Winden im Winter ausgesetzt ist.

Hinsichtlich der Beschaffenheit seiner Reede wird Wön-san durch die nördlicher gelegenen Buchten und Ankerplätze der Broughton-Bai übertroffen.

Der Reede von Wön-san ziemlich genau gegenüber, 18 km nördlich der Stadt Wön-san, erstreckt sich die Jung-hing-Bucht oder Virginie-Bai in nördlicher Richtung landeinwärts. Auf der Westseite vom Festland, auf der Ostseite von der schmalen Landzunge Mok-dong-sung umschlossen, führt eine enge, von Felsen gebildete Meerestraße in den inselreichen inneren Teil der Virginie-Bai, den in letzter Zeit vielgenannten Port Lasarew. Diese Bucht verzweigt sich 23 km landeinwärts und nimmt an ihrem äußersten nordwestlichen Ende den Flufs Dungang auf. Derselbe entspringt in den hohen Teilen des Küstengebirges etwa 100 km nordnordwestlich des Port Lasarew. Die Mündung besteht in mehreren Armen, welche grofse Sandinseln mit einigen ansehnlichen koreanischen Dörfern bilden. Die Bewohner der letzteren beschäftigen sich mit Seesalzbereitung und vornehmlich mit dem Bau von Bohnen, welche das wichtigste Nahrungsmittel in Ostkorea ausmachen. Die Flufsinseln enthalten ausreichende und vortreffliche Süfswasserquellen, die nahe liegenden Berge Brennholz in Menge. Die Ufer des Port Lasarew, sowie das untere Thal des Dungang sind ziemlich gut ausgebaut und dicht bevölkert. Der Flufs ist nicht schiffbar, obwohl die Flut, wie in allen koreanischen Küstenflüssen, sehr weit — hier fast bis zu 30 km — in das Flufsbett aufwärts emporsteigt. 25 km oberhalb der Mündung des Dungang fand Ostolopow in einem kleinen Nebenthal sehr ansgiebige Goldfelder, in denen 1886 20 000 Koreaner mit Goldwäscherei beschäftigt waren. Die Ausbeute kommt ausschliefslich japanischen, in Wönsan ansäfsigen Unternehmern zu Gute. Auffällig war die Armut der Küste an Fischen, was wohl mit Recht auf die ungemein starke Flut an der Westküste des Japanischen Meeres zurückgeführt wird.

Ganz eisfrei ist übrigens Port Lasarew keineswegs. Nach russischen Berichten bildete sich in den Monaten Dezember und Januar 1886 und 1887 eine dünne Eisdecke auf der Bai, ohne dafs jedoch die Schiffahrt hierdurch erheblich beeinträchtigt worden wäre. Die heftigen Nordwinde stiefsen das Eis vom Ufer ab, um es, wie erwähnt, an die Gestade von Wön-san anzutreiben.

Die Betrachtung der Lage und Beschaffenheit des Port Lasarew und seines Hinterlandes ergiebt den Schlufs, dafs sich dieser Ankerplatz unter geregelter Verwaltung und bei umsichtiger Ausnutzung der umliegenden Gebiete in hervorragender Weise zur Anlage eines grofsen Handelshafens eignen würde, wozu die Anfänge in dem benachbarten, übrigens weit weniger vorteilhaft gelegenen Wön-san bereits gemacht sind. Dagegen haben sorgfältige Erhebungen durch russische Schiffe festgestellt, dafs Port Lasarew den lange gehegten Erwartungen insofern keineswegs entspricht, als es den an einen guten Kriegshafen zu stellenden Ansprüchen nicht genügt. Die Breite der Einfahrt erschwert den Abschlufs desselben durch Seeminen, während die felsigen und steilen Ufer der Anlage von Uferbatterien Schwierigkeiten bereiten. Landwärts finden sich nirgends feste Stützpunkte zum Schutz des Hafens von der Landseite her. Die eigentliche, innere Bucht ist reich an kleinen Inseln und gewährt einem Angriff daher den Vorteil gedeckten Vorgehens.

Aus diesem Grunde hat sich die russische Erforschung der Broughton-Bai genauer mit der Aufsuchung eines sowohl als Handels- wie als Kriegshafen durchaus geeigneten Ankerplatzes beschäftigt und glaubt einen solchen in dem 95 km nordöstlich des Port Lasarew unter 40° nördl. Br. gelegenen Port Schlestakow gefunden zu haben.

Port Schlestakow erinnert auf den ersten Eindruck in mancher Beziehung an die Lage von Hong-kong. Wie bei diesem, so liegt auch hier die Hauptreede zwischen einer kleinen, buchtenreichen Insel und dem Festlande, so dafs die hierdurch gebildete Meerenge den Ankerplatz darstellt. Unter dem Gesamtnamen „Port Schestakow" versteht man die Meerenge nebst der Nordwestküste der Insel Gontscharow, welche eine Ausdehnung von Südwest nach Nordost von 8 km, von Süden nach Norden von 2 bis 4 km hat. Die Meerenge ist 2000 bis 4300 m breit. Die Nordwestküste, d. h. die der Meerenge zugekehrte Seite der Insel, hat mehrere, vor allen widrigen Winden geschützte Buchten, von welchen zwei für die Aufnahme einer grofsen Menge tiefgehender Schiffe durchaus geeignet sind. Eine dritte Bucht ist klein und besitzt bei sonst guten Eigenschaften eine enge Einfahrt, während die vierte, bei einer Tiefe von nur 6 m in der Einfahrt und 11 m in der Bucht, selbst noch für Schiffe von mittlerem Tiefgang branchbar ist. Die Meerenge bietet bei einer fast überall gleichmäfsigen Tiefe von 21 m einen vorzüglichen Ankerplatz. Die Tiefe des Zugangs beträgt im Osten 23 m, im Westen 13 m; beide Einfahrten lassen sich sowohl leicht in voller Breite durch Seeminen sperren, als auch vom Festland wie von der Insel aus beherrschen. Nach Aussage der Eingeborenen treten starke Winde nur im Winter, und zwar aus Osten auf, aber selbst diese ohne nennenswerte Steigerung des Seegangs in der Meerenge, wo selbst die Flut den Seespiegel nur nm 1,5 m hebt. Die Meerenge friert niemals zu, doch bildet sich während zweier Monate in den Buchten an der Nordwestküste der Insel Gontscharow eine leichte Decke von Küsteneis, ohne dafs letzteres den Verkehr nennenswert stört. Einen völlig eisfreien Hafen besitzt sonach auch die Broughton-Bai nicht, doch übt die Eissperre des Port Schestakow erwiesenermafsen keinenfalls ein Hindernis für die unbeschränkte Ausnutzung dieses Ankerplatzes aus.

Digitized by Google

Die Insel Gontscharew ist fruchtbar und selbst bis auf die Höhen der Berge im Innern gut, vornehmlich mit Bohnen und sonstigen Gemüsearten bebaut. Die Einwohner, insgesamt kaum über 1000 Köpfe, leben in einigen längs der Nordwestküste gelegenen Dörfern. An mehreren Stellen finden sich Seesalzsiedereien, wozu das Brennholz den ausgedehnten Laubwaldungen des nahen Festlandes entnommen wird. Die Insel enthält nur geringe, von den Bewohnern sorgsam geschonte Waldbestände. Quellen und Wasserläufe sind auf der Insel nicht festgestellt worden, dagegen geben zahlreiche Brunnen gutes, auch im Winter verwendbares Trinkwasser.

Ostolopow schätzt Port Schestakow als einen in jeder Hinsicht vortrefflichen Aukerplatz, welcher in geographischer, nautischer und strategischer Beziehung weit über dem Hafen von Wön-san steht und auch Port Lasarew in allen Anforderungen bedeutend übertrifft. Seit Jahren verschließt man sich in leitenden russischen Kreisen die Wichtigkeit der Broughton-Bai nicht und hat im besonderen dem Port Schestakow die gebührende Aufmerksamkeit zugewandt, da dieser Punkt längst als derjenige erkannt wurde, von wo die sichere Beherrschung der koreanischen Ostküste möglich ist, wo die russische Macht in Ostasien eine weit zuverlässigere Stütze finden wird, als an dem klimatisch und geographisch so wenig bevorzugten Wladiwostok. Einer Verlängerung der künftigen sibirischen Bahn von Wladiwostok nach der Broughton-Bai stehen erhebliche technische Bedenken nicht entgegen.

Es liegt außerhalb des Rahmens dieser Darstellung, die politischen Möglichkeiten und etwaigen Bedingungen zu untersuchen, unter welchen Rußland bei Gelegenheit der koreanischen Wirren und der chinesisch-japanischen Kämpfe in den Besitz eines Hafens an der Ostküste Koreas gelangen könnte. Wenn wir aber erwägen, daß Rußland seit 15 Jahren in Asien politisch und wirtschaftlich ungemeine Fortschritte gemacht hat, daß es heute unbeschränkt in Mittelasien herrscht, daß sein wirtschaftlicher Einfluß auf die Binnenländer des nördlichen Chinas mehr und mehr sich ausdehnt, daß der russische Unternehmungsgeist mit der werdenden sibirischen Eisenbahn ungestüm und gewaltig nach Osten drängt, und daß Rußland sich offenbar anschickt, das Gewicht seiner Weltstellung nach Asien zu verlegen, so dürfen wir uns der Erkenntnis nicht entschlagen, daß Rußland auf die Erweiterung seiner Macht, zunächst auf die Erwerbung eines eisfreien Hafens in Ostkorea nicht verzichten wird und kann. Daß hierbei gleichzeitig die russische Herrschaft über Korea, dessen Unabhängigkeit von andern Mächten gewünscht wird, verbunden sein muß, ist keineswegs nötig; es wird vielmehr auf die Geschicklichkeit der russischen Politik ankommen, sich ohne empfindliche Verletzung fremder Interessen die nächsten Vorteile zu sichern. Die Erlangung derselben ist unabweisbar nötig, falls Rußland in Ostasien die ihm nach den Ansprüchen seiner Politik gebührende Machtstellung erringen will. Daß dies aber Rußlands ernste Absicht ist, ergiebt sich aus der zielbewußten Zähigkeit, mit welcher es seine Interessen in Asien bisher stets zu verfolgen verstanden hat.

Die rechteckigen Schrägdachhütten Mittelafrikas.

Verbreitung und Vergleichung.

Von Dr. L. Hösel. Leipzig.

II.

III. Wechsel der Formen.

Mag auch durch die eingangs aufgezählten Merkmale die Form der Hütten genug gekennzeichnet sein, so darf doch nicht unberücksichtigt bleiben, daß die in Rede stehende Bauweise nicht nur an den Grenzen verschiedentlich in andere hinüberspielt, sondern daß sie auch bei den Völkern selbst, welche ihr huldigen, mannigfachem Wechsel unterworfen ist, so daß ein genaueres Eingehen auf die Form der Hütten geboten erscheint.

Fig. 11. Dorf am Kongo. Nach Jameson. Forschungen und Erlebnisse 74.

Im Grundriß gleichen jene Hütten fast durchweg unsern Häusern. Allem Anschein nach ist das Verhältnis zwischen Länge und Tiefe wie auch bei uns ein sehr variables, doch dürften in den meisten Fällen die Schwankungen sich innerhalb der Zahlen 4 : 3 und 2 : 1 bewegen. Selbst die Riesenhütten und Hallen zeigen dasselbe Verhältnis. So giebt Cholet[1]) die Länge der einen Hütte in Woso zu 40 m, die Breite zu 20 m an.

[1]) Le Mouvement géographique 1890, S. 112.

Verhältnisse, welche darüber hinausgehen, sind jedoch nicht gerade selten. Überall da (wie z. B. bei den Tupende), wo an Stelle des Giebeldaches das Spitzdach tritt, wird der Grundriß quadratisch oder fast quadratisch.

Noch häufiger ist das andere Extrem: die Länge überragt die Tiefe um ein Bedeutendes. Diese Form entwickelt sich naturgemäß, wenn die Hütten verschiedenen Zwecken dienen. Der Besitzer vereinigt dann aus naheliegenden Gründen gern die ihm gehörigen zu einer einzigen, welche im Anfange vielleicht noch außen die Scheidewände erkennen läßt. Soll schon äußerlich durch die Wohnung die Zusammengehörigkeit einer größeren Familie zum Ausdruck kommen, so entsteht das eigentümliche, nicht selten mehrere hundert Personen fassende Langhaus, welches seltsamer Weise auch in andern Gegenden der Erde gefunden wird (Fig. 11). Daß der Wunsch, sich ungesäumt gegenseitig Hilfe bringen zu können, bei dieser Anordnung die Hauptrolle spielt, ist augenscheinlich (siehe später).

Digitized by Google

Noch ungleicher wird das Verhältnis zwischen Länge und Tiefe, wenn eine ganze Dorfhälfte nichts als ein einziges Haus darstellt (siehe später.)

Die Höhe der Wohnungen ist meist unbedeutend. Doch mufs es zunächst überraschen, dafs sie auf dem weiten Gebiete fast überall dieselbe ist, dafs sie bei Völkern übereinstimmt, die niemals in Beziehung zu einander gestanden haben, die durch Hunderte von Meilen

Binger wiederholt spricht, so ergiebt sich, dafs die Wohnhütten in dem weiten Gebiete, wenn wir von dem Dach absehen, fast überall mannshoch sind. Dieses Mafs ist offenbar zu dem Zwecke gewählt, dafs ein Erwachsener in der Wohnung aufrecht stehen kann. Eine geringere Höhe würde zu unbequem sein, eine bedeutendere jedoch erfordert erheblich mehr Geschicklichkeit, Arbeit und Zeit beim Aufbau des Hauses, so dafs

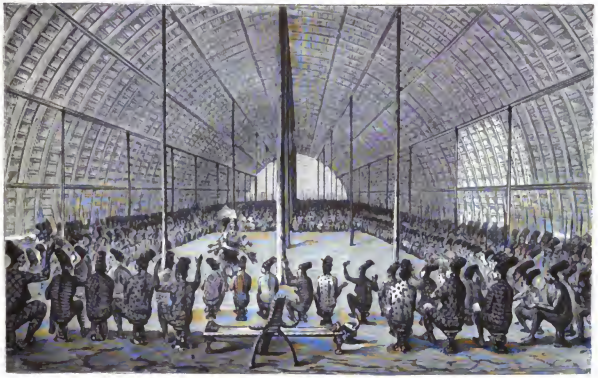


Fig. 12. Halle des Monbuttukönigs Munsa. Nach Schweinfurth „Im Herzen von Afrika".

voneinander getrennt wohnen. Buchner[1]) fand die Hütten in Kamerun so hoch, dafs er innen die Firstbalken genau noch mit der Spitze des Spazierstockes erreichen konnte. Bei den Fan[2]) sind die Wände 6 bis 7 Fufs hoch (= 2 m), bei den Mangbattn 5 bis 6 ($1^3/_4$ m)[3]). Fast dasselbe Mafs wenden auch die Bakuba an, denn ihre Hütten erreichen eine Höhe von 2 m bei gleicher Breite und 3 bis 4 m Länge. (J. J. 252.) Stanley (D. II 186) giebt die Höhe der Rückwand bei den Balessewohnungen zu $1^1/_4$ bis $1^1/_2$ m an, die

Fig. 13. Hütten in Mtuyu. Nach Stanley. Dunkler Weltteil II, 101.

man, da sie einfach zwecklos erscheint, gern davon absieht. Somit ergiebt sich diese Höhe, den natürlichen Bedürfnissen entsprechend, eigentlich ganz von selbst. Unwillkürlich mufs man hierbei an die niedrigen Bauernstuben von ehedem denken, welche hochgewachsenen Personen kaum erlaubten, darin aufrecht hin und her zu gehen.

Die Wohnungen der Häuptlinge zeichnen sich in der Regel nicht allein durch ihre Gröfse, sondern vor allem auch durch ihre Höhe vor andern aus. So bestand Katschitschs Gehöft

der vorderen, der Strafse zugekehrten Wand zu $2^3/_4$ m. Da aber bei den Halbhäusern dieses Volkes die Kante, welche Vorderwand und Dach bilden, dem First anderer Häuser entspricht, so finden sich auch bei diesem Volke die oben angeführten Mafse wieder. Rufen wir uns die maisonnettes der Aschanti ins Gedächtnis zurück, von denen sogar aus 8 m hohen Häusern. Während die erstere lediglich dem aus den Pflichten des Häuptlings hervorgehenden Bedürfnis nach einem gröfseren Raume entspringt, soll die Höhe mehr sein Ansehen, seine hervorragende Stellung veranschaulichen.

Die grofsartigen Hallenbauten (Fig. 12), welche Schweinfurth, Junker, Emin Pascha, Kund, Büttner und Andere zu bewundern Gelegenheit hatten, seien, weil genügsam bekannt, hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt. Die Kühnheit im Entwurf, die Geschicklichkeit in

[1]) Buchner, Kamerun, S. 64.
[2]) Lenz, Skizzen aus Westafrika, S. 76.
[3]) Schweinfurth, Im Herzen — II, 127.

Digitized by Google

der Ausführung, die bedeutende Höhe (15 m) beweisen, dafs wir durchaus kein Recht haben, von der Unfähigkeit und Faulheit der dunklen Rasse zu sprechen. Auch der Neger schreitet vorwärts, sowie höhere Ziele an ihn herantreten und die gebietende Notwendigkeit seinen Scharfsinn herausfordert. Nicht das Unvermögen läfst ihn enge Hütten bauen, sondern seine Bedürfnislosigkeit.

Das Giebeldach. Dafs die tropischen Regengüsse einen Einfluſs auf die Bauart der Hütten ausgeübt haben, erweist sich bei näherer Betrachtung als unzweifelhaft. Die flachdachigen Lehmbauten deuten, fragt man nach ihrem Ursprunge, auf regenarme Gegenden hin, und in der That haben sie auch trotz mancherlei Vorzüge und trotz ihres dem Neger imponierenden Aussehens im Sudan (selbst in den Hauptstädten) die Rundhütte nirgeuds völlig verdrängen können. Wie unpraktisch sie für diese Himmelsstriche sind, geht aus der Thatsache hervor, dafs ihr alljährlich im Sudan durch den Einsturz vieler Dächer zahlreiche Menschenleben zum Opfer fallen.

Fig. 14. Hütten der Kalosch. Nach Wifsmann. Zweite Durchquerung 86.

Ein Gebäude mit ebener Bedachung mufs nach einem tropischen Regen bald in einem entsetzlichen Zustande sein; und dafs der Neger sich einem Regenguſs gegenüber sehr empfindlich zeigt, ist eine längst bekannte Thatsache. Wenn er daher zum Schrägdach seine Zuflucht nahm, so geschah dies eben in der Absicht, diesen Feind seines Wohlbefindens fernzuhalten.

Wollte man jedoch folgern, dafs die Regengüsse die Giebelform nötig machten, so würde man irren, denn das Kegeldach der Rundhütte schützt offenbar besser, als das Giebeldach, das dem Unwetter, mag es kommen von welcher Seite es will, weit mehr Angriffsfläche entgegensetzt als jenes.

Der rechteckige Grundrifs erzeugte wohl ganz von selbst das Giebeldach, dafs er es jedoch bedingte, das ist nicht der Fall. Dies beweisen die Spitzdächer, welche bei einigen Völkern an Stelle der Giebeldächer treten. Die Giebel verschwinden, und das Dach setzt sich nun aus vier (gewellten) Schrägseiten zusammen, welche über der Mitte in eine Spitze auslaufen (Fig. 13). Ist auch hier der Einfluſs des Rundhüttenstiles unverkennbar, so sind doch diese Hütten als Abart oder Spielart der rechteckigen aufzufassen. Besonders da, wo an den Dächern die Kanten scharf hervortreten, wie bei den Tupende und Bassenge [1]), kann hierüber kaum ein Zweifel bestehen. Aufser bei den genannten Völkern beobachtete Curt v. François sie am Tschuapa an der Busseramündung, und Pogge sie auf seiner Rückreise zwischen Kassai und Lulua. Wird das Kantendach durch ein halbkugelartiges (kuppelförmiges [2]) oder gar durch ein Kegeldach ersetzt, so entsteht jene eigentümliche Zwitterform, über deren Zugehörigkeit sich streiten läfst (siehe Fig. 14). Doch ist es jedenfalls richtiger, sie nicht als ein Vorstadium der rechteckigen, sondern als eine vermittelnde Form aufzufassen.

Am seltsamsten mufs dem Beobachter die lineare Anordnung der Häuschen vorkommen, zumal die Aneinanderreihungen, wie die Reisenden ausnahmslos rühmend hervorheben, eine tadellose ist [3]). Die einzelnen Hütten sind einander vollständig gleich, und nur in manchen Gegenden unterbrechen (wie bereits bemerkt) die Häuptlingswohnungen durch ihre bedeutendere Höhe und Tiefe die Gleichmäfsigkeit des Ganzen. Fast will es uns dünken, als ob hier der Sinn für Ordnungsliebe und Schönheit der einzige mafsgebende Faktor sei.

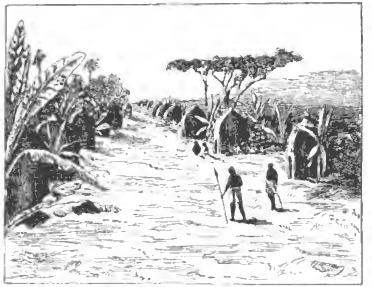


Fig. 15. Bassange-Dorf. Nach Wifsmann. Unter deutscher Flagge 140.

Die meisten Orte bestehen aus zwei Reihen von Häusern, welche parallelnebeneinander herlaufen (Fig. 15), so dafs zwischen beiden Reihen eine vollkommen regelmäfsige Strafse von 20 bis 30 Schritt und mehr (Stanley spricht einmal von 45 m) Breite hinführt.

Um zu zeigen, wie diese Anlage der Siedlungen über das ganze Gebiet verbreitet ist, seien folgende Völker und Orte aufgeführt. Unzweifelhaft aber kommt sie auch bei vielen andern Völkern vor, welche entweder noch der Erforschung harren, oder über welche nur flüchtige oder unbeachtet gebliebene Notizen vorliegen. Da das Bild

[1]) Unter deutscher Flagge 8. 82 und Wifsmann, Meine zweite Durchquerung Aquatorial-Afrikas, 8. 113 bis 130.

[2]) Barret, L'Afrique occidentale 11. 197.

Digitized by Google

somit nur unvollständig sein kann und zu einer falschen Idee verleiten würde, so ist davon abgesehen worden, über die geradlinige Anordnung der Dörfer auf der Karte Angaben zu machen. Höchst wahrscheinlich wird es sich für später einmal empfehlen, diejenigen Völker hervorzuheben, bei welchen diese Anlage nicht herrscht. Ihre Anzahl scheint nicht groß zu sein. — Die Abkürzungen in den Quellenangaben sind nach den obigen Citaten leicht zu verstehen.

Oberguinea.

Tourmountiou (westlich von Salaga)	Binger, II, 120
Aschanti	„ „ 138
Gan-ne	„ „ 230
Bunii (Dorf Schelle, westlich vom unteren Niger)	Flegel, Afr. G. II, 188

Völker an den Stanleyfällen und weiter am Kongo aufwärts.

Usimbi (unterhalb der Stanleyfälle	Stanley, Durch —, II, 286
Wenja	„ „ „ 290, 201, 273, 276
Ikondu und andre Orte	„ Durch —, II, 186, 194
Waregga unterhalb Nyangwe	„ „ „ II, 147, 157

Völker östlich vom Kongo.

Balesse	Stanley, Im —, I, 239, 258
Manjema	„ Durch —, II, 91 Livingstone, Letzte Reise II, 37 Cameron, I 303,

Bassongegruppe.

Bassonge	Cameron, II, 25 Wißmann, U. d. Fl. 110 ff.
Kitenge am Lukassi	„ „ 149

Fig. 16. Dorf in Manyema. Nach Cameron. „Quer durch Afrika".

Kamerunstämme.

Nordkamerun bis Batom	Zintgraff, Dank. I, 191
Batanga (Wunafira)	Kund, „ „ 17

Völker zwischen Kamerun und Kongo.

Bakeli und Pangwe	Wilson, Westafrika 180
Fan	Leuz, Sk. 76, 255
Ininga	„ „ 56
Mpongoué (am Gabun)	Barret II, 197,
Völker der Loangoküste, bes. Bayaka und Balumbu	Loangoexped. I, 128, 193 Chavanne, 218

Völker am unteren Kongo und südlich davon.

Dörfer bei Leopoldville	Stanley, Kongo I, 414
Residenz Muata Jamwos in Majakka	Büttner, 146
Kioko am Luele	Gierow, Afr. G. III 115

Völker am mittleren Kongo und dessen Nebenflüssen.

Ilambou am Leopoldsee	Mouv. g. 1889, S. 19
Bakolo an der Busseramündung	C. v. Fr. 124
Buseruu. Sabanga w. vom Ubangi	Crampel (Globus 1892)
Orte am mittleren Kongo aufwärts	Baumann, Mitt. Wien 1886, S. 346, 349.
Orte bei Upoto	Stanley, Kongo II, 105
Bakuba	J. J. 222, 251 Delcommune, Mouv. 1889, S. 35
Bassenge (Gakokos Reich)	Kund, Verh. XIII 1886, S. 327.

Selbst bei den Mangbattu ist eine Andeutung dieser Anlage vorhanden; denn bei Schweinfurth lesen wir über sie: „Die Häuser reihen sich, familienweise gruppiert, zu langen, von Ölbaumgewächsen unterbrochenen Ketten aneinander."

Da ein solches Häuschen kaum für eine Familie Platz genug bietet, so bedingt diese eigenartige Anordnung eine bedeutende, in dicht bewohnten Strichen sich schließlich ins Ungeheure steigernde Ausdehnung der Ortschaften, welche in diesem Punkte unwillkürlich an unsere langgestreckten Industriedörfer erinnern. Wilson giebt die Länge der Dörfer in Niederguinea bis auf $^1/_2$ Stunde an. Wißmann dagegen spricht von einem 8 km langen Palmenhaine, der in seiner ganzen Länge von dicht aneinander grenzenden Gehöften durchzogen war; es war dies eine jener Riesenstädte der Bene Ki,

Digitized by Google

eines Bassongestammes (U. d. Fl. 141). An anderer Stelle (145) sagt er: „Im nordwestlichen Teile der Stadt hatten wir heute morgen unsern Marsch begonnen; am südöstlichen, aber lange noch nicht an dem äußersten, machten wir gegen 11 Uhr Halt und Lager." Mokulu am unteren Aruwimi zieht sich ungefähr $4^1/_2$ km hin. (St., Kongo II, 117).

Die Reihe wird um so länger, wenn sich mehrere Ortschaften aneinander schließen. Zwischen je zwei derselben ist dann ein Raum von mäßiger Größe freigelassen, welcher auf knrze Entfernung die fortlaufende Linie unterbricht. In Ikondu am Kongo betrug dieser Zwischenraum 50 bis 90 m; der Gesamtort war eine Stunde lang (St. D. II, 186). Jenseits desselben führt das nächste Dorf und nach einer zweiten Unterbrechung das übernächste die einmal angefangene Reihe weiter.

Daß eine derartig in die Länge gezogene Siedlung, besonders wenn zwischen zwei Wohnungen immer ein freier Raum bleibt, im Kampfe schwer zu verteidigen ist, mußte auch dem Afrikaner einleuchten, und es kam nun darauf an, die so entstandenen Nachteile wieder auszugleichen; dies mag der Hauptgrund sein, warum der Bauplan nicht überall derselbe ist. Besonders verdient hervorgehoben zu werden, daß man im Innersten des Erdteiles bereits auf die Idee der Parallelstraßen verfallen ist (Fig. 16). Die Dörfer der Wenja an den Stanleyfällen und diejenigen in der Gegend von Usimbi am Kongo unterscheiden sich, wie Stanley ausdrücklich betont, von den weiter stromaufwärts gelegenen durch die vier bis fünf parallelen Nebenwege und die sich im rechten Winkel schneidenden Querstraßen.

Durch diesen Versuch, eine größere Konzentration der Siedlung herbeizuführen, ist zugleich der Übergang von der dörflichen zur städtischen Anlage gegeben, wie am besten jene Ansiedlung am Sankuru (Mouv. 89, p. 35) lehrt, welche der Entdecker „une grande agglomération de petits villages" nennt, „formant des rues larges et longues ayant leurs huttes éparpillées, mais toujours très près les nns des autres et reliés entre eux par une multitude de petits sentiers se croisant en tout sens." Diese kleinen Dörfer, aus denen sich die Gesamtansiedlung zusammensetzt, sind allem Anscheine nach richtiger als Stadtviertel oder Stadtteile zu bezeichnen.

Bei den Bakuba kommt der mittleren Straße — es laufen hier vier Häuserreihen nebeneinander her — ein besonderer Rang zu, denn während sie 6 m breit ist,

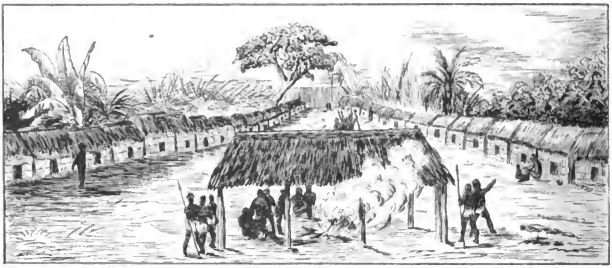


Fig. 17. Ein Apingidorf. Nach Du Chaillu. Equatorial Africa 450.

sind die Häuser der äußeren nur 1,5 m voneinander entfernt.

Weit im Westen zeigt Povogrande, nach Chavannes Behauptung (S. 218, 219) das größte Dorf der ganzen Loangoküste, die komplizierte Anordnung mehrerer Gasseureihen. Jedenfalls steht dieses Dorf im westlichen Afrika nicht vereinzelt da. Bezeichnend ist, daß auch in diesem Gebiete die Dichte der Bevölkerung eine sehr bedeutende ist; denn sie beträgt nach Chavanne 47 Einwohner auf einen Quadratkilometer.

Fig. 18. Bakwuru-Bauten. Nach Stanley. Im dunkelsten Afrika I, 265.

Eine zweite Möglichkeit, den oben angedeuteten Nachteil wirkungslos zu machen, besteht darin, die einzelnen Häuser einfach aneinander zu rücken, so daß zwischen ihnen kein Raum bleibt und die Wand des einen zugleich die Wand des andern bildet (Fig. 17). Es verwandelt sich somit der Ort in zwei große Häuser, und zwei Dächer beschützen die gesamte Siedlung. Die Außenwand, welche vielfach noch durch Holz und Reisig verstärkt wird, ersetzt zugleich den mangelnden Wall. So haben nach Wilson die Dörfer der Bakeli und Pangwe das Ansehen von zwei gleichlaufenden Dächern von gleicher Höhe und Breite. Dasselbe berichtet Lenz von den Fan.

Noch schärfer bringen die Balesse in ihren Dorfanlagen die Idee der Zusammengehörigkeit und des ge-

Digitized by Google

meinsamen Interesses zum Ausdruck; denn bei ihnen erblickt man nicht zwei langgestreckte Dächer, sondern das ganze Dorf scheint nur ein mit einem einzigen Dache versehenes Gebäude zu sein, welches genau den First entlang in der Mitte durchgeschnitten ist, worauf dann beide Hälften des Hauses je 6 bis 9 m zurückgeschoben sind.

Wie leicht eine solche Siedlung afrikanischen Waffen gegenüber zu verteidigen ist, zeigt sich auf den ersten Blick. Bei näherer Betrachtung jedoch wird man bald einsehen, dafs ein derartiger Zusammenschlufs für die Angegriffenen verhängnisvoll werden kann, sofern es dem Feinde gelingt, einzudringen. Bedenkt man weiter, welches Unheil Feuersbrünste in einem solchen Orte anrichten müssen, so erscheint es sehr vernünftig, dafs verschiedene Völker die lange Reihe an einigen Stellen unterbrechen, um Rückzugslinien oder Ausfallsthore zu gewinnen (Fig. 18). Auf diese Weise kann man sich gleichfalls das bereits erwähnte Langhaus entstanden denken, welches wie in Kamerun 50 bis 100 Schritte ausgedehnt ist und 20 bis 30 Familien beherbergt (Bu., 64, 19). Es ist somit gewissermafsen als aus der einfachen Hütte herausgewachsen zu betrachten, indem es die Familienzusammengehörigkeit und die Verpflichtung zu gegenseitigem Schutze zum Ausdruck bringen und schnelle Hilfe ermöglichen soll, oder es ist, wie vorhin ausgeführt, ein Produkt bei der notwendigen Wiederzerlegung der Ortschaften in kleinere Teile. Bei tiefstehenden Völkern repräsentiert aber auch — wenn wir von den durch Flüchtlinge entstandenen absehen — jedes Dorf eine grofse Familie, welche aber mit der Zeit naturgemäfs in einzelne Gruppen zersplittern mufs. Doch spielen in jedem Falle die verwandtschaftlichen Beziehungen eine grofse Rolle. Je nach der Eigenart und Entwickelung der Völker wird diese oder jene Auffassung die richtige sein, wenn auch die erstere mehr für sich hat.

Fig. 19. Hütten der Bena Jehha. Nach Wifsmann. Zweite Durchquerung 42.

Gänzlich abweichend gebaut und wohl einzig in ihrer Anordnung sind die Dörfer zwischen Lukenje und Sankullu, denn dort stehen die Häuser mit dem Giebel nach der Strafse zu. (Kund a. a. O.)

Wie schon bemerkt, ist die reihenweise Anordnung nicht überall durchgeführt, die unzulängliche Kenntnis des afrikanischen Kontinents verbietet uns aber jetzt noch, beide Siedlungsweisen kartographisch zu scheiden. Es seien daher, entsprechend der obigen Zusammenstellung, hier einige der wichtigsten Völker genannt, welche dem zweiten Typus huldigen.

Im Quellgebiete des Kalabarflusses findet sich anscheinend der Übergang am deutlichsten ausgeprägt, denn die Bauart der Häuser ist die nämliche wie weiter nach der Küste zu, auch die Aneinanderreihung von zehn bis fünfzehn Hütten findet sich ausnahmsweise, aber die Häuser liegen doch hier im allgemeinen zerstreut, und Zintgraff hebt dieses Moment ausdrücklich als Unterscheidungsmerkmal hervor. (Dank., 1, 191.)

Nach demselben Plane, welchen dieser Entdecker uns Seite 194 vor Augen führt, sind auch die Wohnungen in den benachbarten Jorubaländern gebaut. Nach Robins bilden sie ein langgestrecktes Oblongum, in dem viele, meist untereinander verwandte Familien wie in Kasernen unter einem Dache beisammenwohnen. Sie umschliefsen wie jene einen viereckigen Hof.

Die meisten Völker südlich vom unteren Kongo und ostwärts bis zum Lubi und weiter hin (Baschilunge, westliche Baluba, Tupende, Muschikongo u. a.) stellen ihre Hütten in bunter Abwechslung nebeneinander. (Fig. 19). Ebenso scheint sich bei der Manghattugruppe die reihenweise Anordnung allmählich zu verlieren.

In der That dürfte folgende Regel gelten: Wo die betreffende Völkerfamilie mit anders bauenden in Berührung kommt, also an der Peripherie des Kreises, da schwindet die strafsenförmige Anlage der Orte. Dabei ist zu bedenken, dafs im Osten der undurchdringliche Urwald eine trennende Verkehrs- und Völkerschranke ist.

Franz Kraus über Höhlenkunde.

Bei den grofsen Fortschritten, welche die Höhlenforschung in den letzten Jahren gemacht hat, war es entschieden ein glücklicher Gedanke, das, was auf diesem Gebiete bis jetzt geleistet und bekannt geworden ist, einmal übersichtlich zusammenzustellen. Ist ja doch die Litteratur so zerstreut in Einzelwerken und allen möglichen Zeitschriften, dafs es einem Fachmanne schwer fällt, sich in derselben umzusehen oder sich darin einzuarbeiten. Um so mehr ist es freudig zu begrüfsen, dafs die Zusammenstellung von so berufener Seite geschieht, wie in dem vorliegenden Buche[1]), durch Franz Kraus, der selbst in der Höhlenforschung schon lange Jahre thätig, dazu einen geschulten Blick und die eigene Anschauung einer ganzen Anzahl zugehöriger Erscheinungen und eine umfassende Litteraturkenntnis mitbringt. Dafs diese Litteratur keine geringe ist, zeigt eine gedrängte Zusammenstellung derselben am Anfange des Werkes und ebenso zahlreich, als die Litteratur, sind natürlich auch die Theorien über die Bildung der Höhlen. Wenn auch gerade hier noch nichts vollständig Abgeschlossenes vorliegt, so ist doch immerhin ein Fortschritt der Wissenschaft unverkennbar, der insbesondere durch das Vorwiegen der Untersuchung gegenüber dem einfachen Fabulieren früherer Zeiten bewirkt wurde. So ist man allmählich von der Erklärung sämtlicher Höhlenbildungen durch eine Theorie oder durch wenige Sätze abgekommen, weil man immer mehr Ursachen der Höhlenbildung kennen lernte.

[1]) Höhlenkunde. Wege und Zweck der Erforschung unterirdischer Räume. Von Franz Kraus, Königl. kaiserl. Regierungsrat. Mit 155 Textillustrationen und sechs artistischen Beilagen. Wien, Carl Gerolds Söhne, 1894.

Digitized by Google

Ebenso mannigfaltig, wie die Theorien ihrer Entstehung, sind die Einteilungen der Höhlen. Kraus schlägt eine solche in drei Abteilungen vor: Ursprüngliche Höhlen, welche sich zugleich mit dem Gebirge gebildet haben, in dem sie vorkommen, später gebildete natürliche Höhlen und künstliche Höhlen.

Zu der kleineren Gruppe der ursprünglichen Höhlen werden in erster Linie die sogenannten „Krystallkeller" der Schweiz gerechnet, die in der krystallinen Zone der Alpen gelegen, schon manche reiche Ausbeute an Bergkrystallen und andern Mineralien geliefert haben. Auch in vulkanischen Gesteinen finden sich Höhlungen, die vom kleinen Blasenraume in einem Mandelsteine bis zur grofsen Höhle alle Dimensionen annehmen können. Freilich ist hier Vorsicht nötig, um diese Art nicht mit nachträglich gebildeten zu verwechseln. In Sedimentgesteinen beschränken sich die ursprünglichen Höhlen hauptsächlich auf die Riffhöhlen, wie sie an Korallenriffen infolge ungleichen Wachstums der Korallen entstehen.

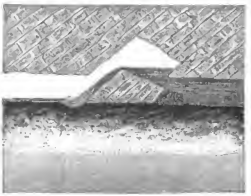


Fig. 1. Syphonbildung durch Deckensturz.

Bei weitem die gröfste Anzahl umfafst die zweite Abteilung, die später gebildeten Höhlen. Hierher gehören vor allem die erodierten Klüfte und Spaltenhöhlen, die nichts weiter darstellen, als durch die Thätigkeit des Wassers erweiterte Dislocationsspalten und Schichtfugen und demnach den hierdurch von der Natur schon vorgezeichneten Zügen folgen. Von ihnen werden die Erosionshöhlen getrennt. Sie sind durch chemische und mechanische Erosion des Wassers entstanden und beginnen entweder mit einem senkrecht zur Tiefe gehenden Erosionsschlund, oder mit einem Thor, das freilich oft durch Geröll verschüttet ist und dann nur mit Schwierigkeit nachgewiesen werden kann. Auch die Neigung des Bodens im Innern ist bei ihnen sehr verschieden, so dafs man neben sehr steilen auch fast horizontale Erosionshöhlen kennt. Meist werden sie noch von den Flüssen durchflossen, denen sie ihre Entstehung verdanken. An diesen finden sich genau dieselben Erscheinungen wie an den oberirdischen, sie stürzen über Felsstufen als Wasserfälle und sie haben Verästelungen und Nebenflüsse. Freilich besitzt der Wassertunnel meist keine regelmäfsige Gestalt und hat nicht überall die gleiche Weite, sondern er besteht meist aus Systemen von Kammern, die hintereinandergereiht und durch enge Klammen miteinander verbunden sind. Manche sind nur zum Teil zugänglich und in den engen Verbindungsöffnungen entsteht gar manche Schwierigkeit für den Höhlenforscher, besonders wenn dieselben vollständig vom Wasserlaufe eingenommen und dadurch zu den sogenannten „Syphons" werden.

Fig. 2. Der „Vorhang" in der Adelsberger Grotte.

Dieselben können auf mancherlei Weise entstehen, entweder durch verschieden starke Erodierbarkeit des Gesteins oder auch durch Deckenbrüche (Fig. 1). In volkswirtschaftlicher Beziehung sind diese Wasserhöhlen wohl die wichtigsten, denn plötzliche Störungen im Innern können Stauungen des Wassers und dadurch umfangreiche Überschwemmungen in den durch die Höhle drainierten Thalteilen verursachen.

Zirkuliert in einer derartigen Höhle kein Wasser mehr, so wird sie zur trockenen Höhle oder Grotte. Am berühmtesten von diesen ist wohl die Adelsbergergrotte, obgleich es andere giebt, die ihr an Schönheit kaum nachstehen dürften. Sie haben insbesondere durch ihre Tropfsteinbildungen als Sehenswürdigkeiten von allen Höhlenarten stets die gröfste Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und erfreuen sich oft massenhaften Besuches, der durch die bessere Gangbarmachung bei vielen unterstützt wurde. Ihre Hauptschaustücke, die Tropfsteine, werden bekanntlich durch herabtropfendes kalkhaltiges Wasser abgesetzt und erglänzen oft in den wunderbarsten Farben und Formen. Rinnen die Wassertropfen zuerst ein Stück an der schrägen Decke abwärts, um dann erst zu fallen, so setzen sie dabei auch Kalk ab und es entstehen die sogenannten Vorhänge, wie sie in der Adelsberger Grotte und a. a. O. als besonderes Schaustück zu sehen sind (Fig. 2). Auch am Boden können sich Sinterbildungen absetzen, und zwar die sogenannten Stalagmiten, sowie die mit Sinter umschlossenen terrassenförmig angeordneten Wassertümpel, die sogenannten „Sinterbecken", welche wegen ihrer Schönheit besonders gepriesen werden.

An die Trockenhöhlen schliefst sich die Besprechung der Nischenhöhlen oder Halbhöhlen, welche nur nischenartige Vertiefungen in den Felswänden darstellen, und der Gesteinsbrücken. Letztere sind zum Teil als Höhlenreste aufzufassen, ein anderer Teil verdankt der Meeresbrandung seine Entstehung, wie die bekannten Beispiele von der Küste Helgolands beweisen. In wenigen andern Höhlen ist nach Anzeichen an den Wänden der Hauptanteil an der Bildung der chemischen Erosion zuzuschreiben, es sind dies die Korrosionshöhlen, während durch Bergsturze gebildete oder durch Überdeckung mit vulkanischen Auswurfsstoffen oder Quelltuffbildungen geschaffene Hohlräume den Namen Überdeckungshöhlen erhalten.

Natürlich wird sich ein derartiges unterirdisches Wirken der Erosion auch an der Erdoberfläche bemerkbar machen. Es entstehen dort durch Einsturz oder durch die Erosion Vertiefungen, die zum grofsen Teil als Höhleneingänge dienen, durch welche die Höhlen

Digitized by Google

mit der Außenwelt in Verbindung stehen. Die dabei auftretenden Erscheinungen sind ja schon länger bekannt, so daß sich hier eine reiche Menge von Beispielen aufzählen läßt. Kraus unterscheidet hierin mehrere Typen, je nachdem nur Erosion oder Deckensturz oder beides zusammen wirksam war. Letzteres ist auch insbesondere der Fall bei den von Kraus Einsturzdolinen oder echte Dolinen genannten Löchern, denn während man einerseits durch das Vorhandensein großer Deckenstücke auf dem Boden der Höhle den Einsturz deutlich erkennen und nachweisen kann, zeigen sich an den Wänden des meist trichterförmigen Loches deutliche Spuren der Erosion, wie Karren u. s. w., die die fortwährende Thätigkeit an der Erweiterung und der Zerstörung seiner Wände deutlich beweist (Fig. 3).

Ein weiterer Abschnitt ist den Kesselthälern gewidmet, jenen bekannten abflußlosen bezw. nur mit unterirdischem Abflusse ausgestatteten Senken. Insbesondere manche Gegenden von Krain boten zu ihrer Untersuchung, die zuletzt ihrer großen volkswirtschaftlichen Wichtigkeit wegen von dem Staate in die Hand genommen wurde, den größten Anlaß, und man braucht deshalb auch nur an Namen wie Zirknitzer See und Planinathal zu erinnern, welch letzteres sich durch besonders häufige Wiederholung der Überschwemmungen,

Fig. 3. West- und Nordwände der Doline „Stara apnenca“ mit Karrenerscheinungen auf der Nordseite.

über die die mitgeteilte Statistik Auskunft giebt, ausgezeichnet hat.

Sind diese Höhlen durch das Wirken der Natur selbst hervorgebracht worden, so giebt es noch eine ganze Anzahl solcher, die teils dem Wirken des Menschen ihre Entstehung verdanken, teils wenigstens durch ihn umgearbeitet und umgestaltet worden sind. In der Urzeit bediente man sich wohl öfter natürlicher Höhlen als Wohnraum, doch sind auch aus späterer Zeit noch geschichtlich belegte Beispiele genug dafür da, daß solche Orte wenigstens vorübergehend Verfolgten (Nebelhöhle im schwäbischen Jura) oder Räubern als Aufenthaltsort gedient haben. Als der Mensch jedoch

Fig. 4. Lößwohnung im Wachtberge bei Krems nach einer Photographie.

Digitized by Google

gelerat hatte, sich bessere Werkzeuge herzustellen, wandelte er die Höhlen um, entweder durch Erweiterung, oder dadurch, dafs wirkliche Häuser in den Höhlenraum gebaut wurden. Von da ist es natürlich nur ein kleiner Schritt bis zu den vollständig künstlich hergestellten Höhlen. In früher Zeit wurden dieselben meist in weichen Gesteinen angelegt, bei Völkern mit höher entwickelter Kultur dagegen wählte man feste Gesteine, um sie darin auszumeifseln. Meist dienten diese als Grabhöhlen oder Tempelhöhlen, wie zahlreiche Beispiele aus Indien und Ägypten zeigen. Doch auch Schatzkammern giebt es, die vollständig unterirdisch liegen, wie die sogenannten „Erdställe" in Bayern und Österreich, und dafs sogar derartige Höhlen in Mitteleuropa noch als Wohnräume dienen, konnte in der Umgegend von Krems festgestellt werden. Dort werden in dem Löfs die sogenannten „Hauerluken" für die Wächter der Weingärten zur Zeit der Traubenreife angelegt. Von zweien hatten aber Arbeiter einer nahen Ziegelei Besitz ergriffen und sie nicht nur für sich, sondern auch für ihre Familien als Wohnungen eingerichtet (Fig. 4). Viel grofsartiger sind die Löfswohnungen in China, wo ja der Löfs auch eine bedeutend gröfsere Rolle spielt, als bei uns. Natürlich sind unter diese Abteilung auch die mancherlei unterirdischen Höhlungen zu rechnen, die zu gewerblichen Zwecken angelegt wurden, wie die berühmten Steinbrüche zu Niedermendig.

Doch wie alles, so ist auch eine Höhle nichts immer Bestehendes, und einmal hat auch für sie die Stunde geschlagen, mag sie nun durch den rasch wirkenden Einsturz, durch Menschenhand oder durch die langsame aber stetige Ausfüllung durch Sinterbildung und Einschwemmung vernichtet werden. Letztere Art ist besonders wichtig, weil in diesen Einschwemmungen die grofsartigen Funde von diluvialen Höhlenfaunen und vorgeschichtlichen Gegenständen gemacht wurden, die schon mehr als einmal nicht nur die gelehrte Welt in Staunen versetzten.

In einem Anhange wird diesen Höhlenfunden die gebührende Berücksichtigung geschenkt, ebenso wie dort einer besonderen Art von Höhlen, der Eishöhlen (hauptsächlich nach den Fuggerschen Ergebnissen dargestellt), sowie der an das Vorkommen der Höhlen sich knüpfenden Sagen gedacht wird. Als der wichtigste Teil des Anhanges wird aber wohl der Abschnitt anzusehen sein, der unter der Überschrift „Praktische Winke" eine Unmenge aus der Erfahrung geschöpfter Notizen mitteilt und kurz die Erschliefsungsgeschichte einiger Höhlengebiete skizziert.

Wird man nun auch in Bezug auf manche theoretische Fragen anderer Ansicht sein können, als der Verfasser, so wird doch niemand das mit aufserordentlichem Fleifse und grofser Sachkenntnis zusammengetragene Werk unbefriedigt aus der Hand legen, und es wird in gar mancher Hinsicht für lange Zeit eine wichtige Fundgrube bleiben. Von der Ausstattung mögen die beigefügten Abbildungen eine Probe geben; die Beilagen bestehen aus Karten interessanter Höhlen und Höhlengebiete.

Graf Götzens Entdeckungen in Ruanda (Äquatorialafrika).

Von Brix Förster.

Das Mfumbirogebirge, der Oso-, Kivu- und Akanjarusee treiben seit mehr als zwei Decennien ein geisterhaftes Leben in der Geographie Centralafrikas; auf den Karten werden die Namen hin und hergeschoben, ohne einen wissenschaftlich fixierten Ruhepunkt zu finden. Die Expedition des Grafen v. Götzen (vergl. Kolonial-Blatt 1894, S. 372 und 575) hat der Unsicherheit endlich ein Ziel gesetzt, wenigstens in den entscheidenden Punkten. Um die neugewonnenen Resultate richtig zu würdigen und das noch Unerklärliche darin eingermafsen aufzuklären, ist es notwendig, die vorausgegangenen Hypothesen nach den Erkundigungen anderer Reisenden vorher in ihrer Gesamtheit zu betrachten; man wird zur Erkenntnis kommen, dafs oft die unglaublichsten Mitteilungen von Eingeborenen und Arabern doch einen gesunden Kern von Wahrheit enthalten [1]).

Die erste Nachricht von dem Lande zwischen dem Tanganika und dem Albert-Edwardsee brachte Speke; er hatte mit eigenen Augen von Karagwe aus ein hohes Gebirge im Westen gesehen (1861), das man ihm als das Mfumbirogebirge bezeichnete. Als zehn Jahre später Stanley mit Livingstone das Nordende des Tanganika erreichte, erfuhr er von dem Häuptling Ruhinga über den Ursprung des hier in den See sich ergiefsenden Rusizifluasses, dafs er in der Nähe eines Sees, „Kivo" genannt, entstehe; der See selbst sei 29 km lang und 12 km breit und werde an seinen nördlichen und westlichen Ufern von Bergen umgeben. (Stanley „Wie ich Livingstone fand", Leipzig 1876, II, S. 128.)

Näheres und sehr viel, aber zum Teil nur scheinbar Verworrenes wurde Stanley 1876 in Karagwe erzählt (Stanley, Durch den dunklen Weltteil, Leipzig 1878, I, S. 503, 508 und 519). Der erste Gewährsmann gab an: der Mworongo oder Nawarongo, von dem Mfumbirogebirge kommend, fliefse mitten durch Ruanda in südwestlicher Richtung und münde in den Kagera; der Akanjarn, zwischen Ruanda, Uha und Urundi gelegen, sei ein See, drei Tagereisen im Umfange. Ein Zweiter meinte, der Ninaworongo entspringe auf der Westseite der Mfumbirokette, mache einen weiten Bogen durch Ruanda und münde in den Akanjarusee ein, wo er mit dem vom Süden kommenden Kagera zusammentrifft. Ein Dritter behauptete: aus dem Kivusee fliefse der Rusizi in den Tanganika und der Nawarongofluís münde in den Ruvuvu zwischen Ugufu und Kischakka; ein Vierter endlich sagte, ein ziemlich grofser Fluís ströme aus der Richtung von Unjambungu (d. i. Kivusee) in den Akanjaru.

Stuhlmann war der erste Europäer, welcher 1891 vom Südende des Albert Edward-Njansa aus das Mfumbirogebirge in der Entfernung von nur 50 km, und zwar in voller Breitenausdehnung, sah, und dessen geographische Lage genau bestimmen konnte; er zählte sechs Bergspitzen; die östlichste wurde ihm als Mfumbiro, die westlichste als Virungu-vja-gongo bezeichnet; er schätzte die Höhe des letzteren, aus welcher, wie man ihm erzählte, hier und da Feuer heraufkäme, auf 3500 m. Elefantenjäger aus Unianwesi berichteten aufserdem, dafs ein Fluís im Süden des Albert-Edwardsee fliefse, welcher aber nicht in diesen münde, sondern aus ihm herauskäme. Stuhlmann konnte sich nur vorstellen, dafs ein Fluís gemeint sei, welcher in den Tanganika sich ergiefse (Stuhlmann, Mit Emin Pascha; Berlin 1894, S. 262 und 264). Auf einer Karte Stuhlmanns von Karagwe und Mpororo (Dankelmans Mitteilungen, Bd. V, Tafel 8) be-

[1]) Zum Studium der vorliegenden Fragen eignet sich vorläufig am besten die Übersichtskarte in Baumanns Werke „Durch Massailand zur Nilquelle" (Berlin 1894).

Digitized by Google

findet sich folgende Bemerkung: „Südlich der Vulkane soll mitten in Ruanda ein See liegen, so grofs oder gröfser wie der Albert Edward-Njansa. Der Name wird meistens als Mworongo angegeben. Ein Flufs soll von den Vulkanbergen nach Süden in diesen See fliefsen. Vielleicht ist das der Akanjaro-Kivusee."

Baumann überschritt westlich von Yavigimba unter 2° 50′ südl. Br. den Kagera, hier Ruvuvu genannt, und kam nach einigen Tagen zum Mittellauf des Flusses Akanjaru, welchen er nahezu bis zu seiner Quelle verfolgte. Er stellte Nachforschungen nach dem See Akanjaru an; die Eingeborenen behaupteten, es gebe nur einen „Njansa" (d. i. Flufs) und keinen „Tanganika" (d. i. See) Akanjaru; aber den „Njansa" Akanjaru könne man tagelang mit Kanus befahren; der Njansa ja Warongo sei ein Nebenflufs des Akanjaru. Das einzige Gewässer, über dessen Charakter er verschiedene Angaben hörte, war der Kifu, welchen die einen „Njansa", die andern „Tanganika" nannten. Alle stimmten jedoch darin überein, dafs er südlich von den Mfumbirobergen liege und einen Abflufs nach dem Rusizi habe. Baumann vermutet ihn als identisch mit dem Ozosee. (Baumann, Durch Massailand zur Nilquelle, Berlin 1894, S. 77, 141 und 152.)

Alle diese halb zutreffenden, halb sich widersprechenden Nachrichten klärt jetzt Graf Götzen auf durch seinen Brief, d. d. Kivusee, 18. Juni 1894. Er ging über den Kagera unter etwa 2° 20′ südl. Br. (bei Stanleys „Observ. Hill") und durchquerte Ruanda in nordwestlicher Richtung bis zu dem Vulkangebirge. Dieses besteht aus fünf Kegeln, welche (von Ost nach West gerechnet) bezeichnet werden als Ufumbiro, Vihunga, Karisimbi, Navunge und Kirunga tsha gongo. Graf Götzen erstieg die westlichste Spitze und erkannte in dem Berge einen noch thätigen Vulkan; nach Siedepunktsbestimmungen ergab sich eine Höhe von 3420 m.

Dicht am Fufse des Kirunga liegt, 1500 m über dem Meeresspiegel, der Kivusee (also etwa 1° 30′ südl. Br. und 29° 10′ östl. L. v. Greenw.), nicht viel kleiner als der Albert Edward-Njansa, „aus welchem der Rusizi in den Tanganika gehen soll".

Was bisher nur als Vermutung bestand, die Höhe und die vulkanische Natur der Mfumbirobergkette, die Existenz und Lage des Kivusees und der Ursprung des Rusizi, ist nunmehr zur unumstöfslichen geographischen Thatsache erhoben worden. Schwieriger ist es, Graf Götzens Mitteilungen über den Njawarongo- und den Mohazisee mit den Erkundigungen Stanleys und Baumanns, und namentlich mit den thatsächlichen Beobachtungen des letzteren in Einklang zu bringen. Graf Götzen sagt vom Njavarongo, er sei „ganz sicher der gröfste der Quellflüsse des Kagera"; er entspringe am Ostrande des centralafrikanischen Grabens, mache einen grofsen Bogen fast bis zu den Kirungavulkanen und vereinige sich dann mit einem kleineren Flusse, dem Akunjaru; er überschritt ihn zweimal auf seinem Wege vom Kagera- zu dem Kivusee. Über den Mohazisee, an welchem er nach dem Überschreiten des Kagera entlang gegangen, giebt er an, dafs er 60 bis 80 km lang und 2 bis 5 km breit sei, sich von Südosten nach Nordwesten erstrecke und dafs sein Nordende etwa unter 1° 40′ südl. Br. und 30° 10′ östl. L. v. Greenw. liege. Die sprachliche Gleichbedeutung des Nawarongo und Ninawarongo bei Stanley und des Njausa ja Warongo bei Baumann mit dem Njawarongo des Grafen Götzen ist wohl selbstverständlich; man wird auch zugeben, dafs in den Köpfen der Gewährsmänner Stanleys die Himmelsrichtungen leicht verwechselt werden konnten. Ist es also erlaubt, in den Aussagen der Stanleyschen Gewährsmänner über den Lauf des Mworongo unter Westseite die Ostseite der „Mfumbirobergkette" zu verstehen und den geographischen Begriff derselben auf eine südliche Fortsetzung derselben (als östliche Aufwulstung des centralafrikanischen Grabens) auszudehnen, so hat man fast genau Graf Götzens Beschreibung vom Ursprung und Lauf des Njavarongo. Auch ist leicht zu erklären, warum Stanleys Akanjaru-„See" bei Graf Götzen verschwindet und nur als kleiner Flufs wieder auftaucht. Die Vorstellung von der Existenz eines Akanjarusees entstand nach Baumann nur aus der Mifsdeutung des Wortes „Njansa" (vergl. oben). Graf Götzen nennt den Akanjaru ein Flüfschen, welches, nachdem es sich mit dem gröfseren Njavarongo (etwa bei dem Buchstaben U von Ugafu auf der Baumannschen Karte) vereinigt, mit diesem in den Kagera zwischen Ugafu und Kischakka mündet. Er beansprucht aber in direktem Gegensatze zu Baumann für den Njavarongo das Vorrecht, der Hauptquellflufs des Kagera, also des Nil zu sein, weil er eine gröfsere Wassermenge besitzt, als der Ruvuvu-Kagera Baumanns. Vorläufig kann man diese Behauptung noch nicht ohne Widerspruch gelten lassen; denn die Vermessung der Wassermasse des Kagera von dem Übergangspunkte Baumanns bei Yavigimba bis zu der Stelle westlich vom Ruanjanasee, wo Stanley ihn gemessen, ist nicht so bedeutend, dafs die Einmündung eines gröfseren Seitenflusses zwischen diesen beiden Punkten angenommen werden müfste, ja überhaupt zulässig ist. Baumann fand nämlich den Kagera-Ruvuvu 35 m breit und 3 m tief, und zwar zur Trockenzeit, Stanley ihn 45 m breit und 15 m tief, aber zur Regenzeit.

Ganz eigentümlich verhält es sich mit dem von Graf Götzen entdeckten Mohazisee. Abgesehen von der für einen See höchst ungewöhnlichen Länge bei so geringer Breite, befindet sich seine Lage (wenn man vom Nordende 60 bis 80 km in südöstlicher Richtung auf Baumanns Karte einträgt) so aufserordentlich nahe der Marschronte Baumanns, dafs es wunderlich erscheint, warum die Eingeborenen auf das wiederholte Fragen des Reisenden gar nichts von einem so grofsen Gewässer zu erzählen gewufst, ja dafs sie gerade das Gegenteil behauptet haben. „Im Nilgebiete ist die Existenz eines namhaften Seebeckens ausgeschlossen," schreibt Baumann. Eine Lösung des Rätsels könnte man darin finden, dafs, da Graf Götzen zur Regenzeit oder unmittelbar nach derselben, in diesen Gegenden verweilte, der Mohazisee nur eine überschwemmte Strecke darstellte, welche von den Eingeborenen wohl als „Njansa", niemals aber als „Tanganika" bezeichnet werden konnte.

Eine Möglichkeit bleibt übrigens noch (und das möchte ich besonders betonen), dafs Baumann falsch unterrichtet worden oder falsch verstanden hat. „Absolut ausgeschlossen" ist deshalb das Dasein eines wirklichen Seebeckens nordwestlich von Ugafu noch nicht, welches vielleicht die Gewährsmänner Stanleys als Akanjarusee kannten, Graf Götzen aber als Mohazisee thatsächlich entdeckt hat. Eine genügende Aufklärung wird man erst dann erhalten, wenn die kartographischen Aufnahmen des Reisenden vorliegen. Man mufs auf ihre Enthüllungen gespannt sein.

Digitized by Google

Die Vertretung der Anthropologie an unseren Universitäten.

Bemerkung zu den Artikeln von Friedrich Müller und Rud. Martin, oben Seite 245 und 394.

Wie die Leser der beiden Artikel ersehen werden, sind wir beide, ich und Dr. Martin, über den Gegenstand so ziemlich einig; die Differenz zwischen uns besteht darin, daß ich, aus den von mir entwickelten Gründen die Somatologie der medizinischen Fakultät zuweisen möchte, während Prof. Martin die Aufnahme derselben in die Fächer der philosophischen Fakultät urgiert.

Prof. Martin schreibt (S. 395): „Den physischen Anthropologen hat Prof. Müller entgegen der verbreitetsten und wie mir scheint richtigeren Auffassung in die medizinische Fakultät eingereiht. Dazu verführten ihn einerseits unsere starrgewordene Fakultätsordnung, anderseits speciell die Verhältnisse der Wiener Hochschule."

Diese Bemerkung ist nicht ganz richtig, da ich schreibe (S. 246): „Daraus ergiebt sich, daß die Wissenschaft vom Menschen, die Anthropologie im vollen Umfange, nach der jetzigen Verfassung unserer Universitäten zwei Fakultäten angehört, nämlich mit der Somatologie oder physischen Anthropologie der medizinischen, mit der Ethnologie und Prähistorik der philosophischen Fakultät."

Ich wurde also zu meiner Anschauung nicht verführt, sondern habe sie mit vollem Bewußtsein niedergeschrieben.

Ich bin nämlich der Ansicht, daß die Somatologie des Menschen dorthin gehört, wo sich die Anatomie, Physiologie und die verwandten Fächer bereits befinden.

So lange diese Fächer an der medizinischen Fakultät dociert werden, soll auch die Somatologie des Menschen dort ihren Platz finden.

Ich bin kein Lobredner unserer mittelalterlichen Universitätseinrichtungen. Je früher man sich entschließt, das morsche Gebäude abzureißen und von Grund aus ein neues aufzubauen, um desto besser! Man schaffe eine wirkliche Universitas literarum, in welcher bloß, wie die Griechen sagten, die ἐπιστήμαι, nicht aber die τέχναι ihren Platz finden soll. Die τέχναι gehört in eine Specialschule!

Die wirkliche Universitas literarum kann nur zwei Fakultäten umfassen, eine philologisch-historische und eine mathematisch-naturwissenschaftliche, welche durch das Fach der Philosophie miteinander verknüpft sind. Jene drei der gegenwärtigen Fakultäten, welche das sogenannte „Brotstudium" betreiben (Theologie, Jurisprudenz, Medizin), müßten ihre wissenschaftlichen Fächer an die Universitas abgeben und mit ihren praktischen Fächern in Specialschulen sich zurückziehen. Und auch die jetzige philosophische Fakultät, welche sich die „Fakultät der Wissenschaften" nennt, müßte eine gründliche Reform sich gefallen lassen. Alles das, was auf den „Drill" (speciell der Mittelschullehrer) sich bezieht, müßte die Universitas literarum räumen und mit einer Specialschule (einem Seminar) sich begnügen.

Wien. Friedrich Müller

Bücherschau.

Hydrographische Karte des Königreichs Sachsen. Im Maßstabe 1 : 250 000. Bearbeitet im Auftrage des königl. sächs. Finanzministeriums von der königl. sächs. Wasserbaudirektion. Dresden, Lithographie und Druck bei Paul Hermann. Dazu eine tabellarische Zusammenstellung der hauptsächlichsten Wasserläufe des Königreichs Sachsen mit Angabe der Längen, Gefälle, Zuflußgebiete und Wasserführung derselben als Erläuterung zur hydrographischen Karte. 1 Heft in 6^0, 107 S. In Kommission bei Adolf Urban, Dresden. Preis 5,50 Mk.

Anschliessend an meine Besprechungen hydrographischer Karten Süddeutschlands im Jahrgange 1882 und 1883 des „Ausland" soll hier auch obengenannte Karte Erwähnung finden, nm so mehr, als sie unter Geographen wenig bekannt zu sein scheint, in der Erläuterungsschrift aber eine reichliche Zahl wertvoller geographischer Angaben bringt. Auf der Karte, einem Blatte von 95/65 cm, in dem für eine hydrographische Uebersichtskarte ungewöhnlich grossen Maßstabe 1 : 250 000 sind neun Flußgebiete ausgeschieden, und zwar insoweit sie in das Gebiet des Königreiches fallen, durch Flächenkolorit, soweit sie anderhalb desselben liegen, durch farbige Umrandung. Da dieselben insgesamt zum Elbegebiete gehören, so sind die sie begrenzenden Wasserscheiden als solche zweiter Ordnung aufzufassen. Innerhalb der so ausgeschiedenen Gebiete sind dann noch Wasserscheiden dritter und vierter Ordnung verzeichnet. Der größte Teil des Landes gehört dem Gebiete der Mulde, Elbe und weißen Elster, kleinere dem der schwarzen Elster und Röder, eines Zuflusses der letzteren, dessen Gebiet jedoch auf der Karte durch ein eigenes Flächenkolorit bezeichnet ist, sowie der Spree und Görlitzer Neisse an. Ganz untergeordnete Teile von Sachsen endlich liegen im Eger- und Saalegebiete. Auf sechs Seiten der Erläuterungsschrift erfahren diese Flüsse eine kurze hydrographische Beschreibung. Innerhalb der Grenzen des Königreiches enthält die Karte noch Höhenkurven von 100 zu 100 m, und in flacheren Teilen eingeschaltet solche zu 50 m, ferner auch einzelne Meereshöhen, bezogen auf den mittleren Spiegel der Ostsee zu Swinemünde, die Regenbeobachtungs- und Pegelstationen, sowie die Gebiete größerer Orte. Zeichnung, Schrift und Flächenkolorit der Karte ist kräftig gehalten, ihre Angaben entstammen der topographischen Karte von Sachsen 1 : 25 000 und anderen Detailaufnahmen, auf welchen auch die Größe der einzelnen Zuflußgebiete ermittelt wurde. Gebiete ohne oberirdischen Abfluß, an welchen es in dem zum norddeutschen Flachlande gehörigen Teile von Sachsen nicht fehlen dürfte, sind nicht eigens ausgeschieden. Der Inhalt der Erläuterungsschrift ist bereits oben kurz angegeben, es sei nur dazu bemerkt, daß bei der Länge (km) getrennt sind die der einzelnen Flußstrecken und Nebenzuflüsse einerseits, und die des Hauptwassers vom Ursprunge ab anderseits; beim Zuflußgebiete (qkm) ist das der einzelnen Strecken und der rechten und linken Nebenflüsse, ferner das des Hauptwasserlaufes vom Ursprunge ab mit Ausscheidung des außerhalb der Landesgrenze gelegenen Anteiles angegeben. Sie enthält dann noch die Höhenlage der Sohle des Wasserlaufes (über dem Ostseespiegel) an einzelnen (angegebenen) Orten und das absolute Gefälle zwischen denselben, sowie Angaben über die Wassermengen einzelner Wasserläufe pro Sekunde. Messungen derselben liegen bisher in größerer Zahl nur von der Elbe, von den übrigen nur vereinzelt vor, sie sollen aber nach und nach ergänzt werden. Angefügt sind nach der Zusammenstellung eine übersichtliche Tafel der Hauptresultate und eine solche, welche den Anteil der einzelnen Kulturarten für die ausgeschiedenen Flußgebiete bringt.

Es seien hier zum Schlusse noch die Hauptergebnisse der Zusammenstellung mitgeteilt, da sie gewiß auch weitere Kreise interessieren:

	Zuflußgebiete (qkm)		Länge in km	Höhe der Quelle	Austritt
	Gesamt	innerhalb Sachsens			
Weiße Elster	5,077	2,789	221	698	91
Mulde	6,161	5,480	217	775	102
Elbe	—	—	—	1396	—
a) bis z. böhm.-sächs. Grenze	51,314	—	—	—	—
b) innerhalb Sachsens . .	—	3,343	117	(116)	86
Röder	993	933	111	323	85
Schwarze Elster	1180	887	—	340	—
Spree	1121	794[1])	—	401	—
Görlitzer Neisse	968	612	—	—	—
Saale	—	65	—	—	—
Eger	—	90	—	—	—

Sekundliche Wassermengen der Elbe bei Kötzschenbroda unterhalb Dresden.

	m	kbm
Wasserstand in Dresden —	1,50	88
" " " —	1,04	173
" " " —	0,04	426
" " "	0,61	666
" " "	2,03	1077
" " "	5,77	5709

Wien. Dr. Adolf Forster.

[1]) Auf Seite 91 irrtümlich 763,62.

Digitized by Google

Opissanie Amurskoi oblasti (55 Kartoi) ssostawleno G. E. Grnm-Grshimailo pod red. P. P. Ssemenowa. (Beschreibung des Amurgebietes, mit 55 Karten, bearbeitet von G. E. Grum-Grshimailo unter der Redaktion von P. P. Ssemenow.) 8°. 84. Petersburg 1894.

Das Erscheinen dieses Buches ist durch das Bedürfnis veranlaßt, eine möglichst genaue Aufklärung über die physisch-geographischen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Amurgebietes zu erhalten. Eine solche ist jetzt bei der Entscheidung der Frage, wo der Amuralschnitt der großen Sibirischen Bahn von Pokrowskaja bis Chabarowsk gebaut werden soll, sehr wichtig. Ebenso zur Beurteilung der verschiedenen Maßnahmen in Betreff der Besiedelung des Amurgebietes und der dortigen Entwickelung des Handels und der Industrie. Die Redaktion hat Ssemenow, der bekannte Geograph, übernommen. Der Inhalt umfaßt 12 Kapitel: das 1. Kap. einen historischen Abriß des Amurgebietes; das 2. Kap. das Amurthal von dem Zusammenfluß der Schilka und Argunj bis zur Mündung der Seja und die nördliche Gebirgsgegend; das 3. Kap. das Wassergebiet der Seja mit ihrem Gebirgsrande und ihre Niederung und das Flußthal des Amur zwischen den Mündungen der Seja und Bureja; das 4. Kap. den Bureja-Gebirgsrücken, das Flußgebiet der Bureja und die Strecke zwischen der Bureja und der Ostgrenze des Amurgebietes; das 5. Kap. die geologische Gestaltung des Amurgebietes und seine Mineralreichtümer; das 6. Kap. das Klima des Amurbassins; das 7. Kap. die Vegetation des Amurgebietes; das 8. Kap. die Tierwelt des Amurgebietes; das 9. Kap. die Fremdvölker des Amurgebietes; das 10. Kap. die russische Bevölkerung, ihre Verteilung auf die Wohnorte, und die wirtschaftliche Lage; das 11. Kap. die Landwirtschaft der russischen Bevölkerung des Gebietes; das 12. Kap. die nicht den Ackerbau betreffende Gewerbsthätigkeit der russischen Bevölkerung und den Handel. — Dem Buche ist ein alphabetisches Register der geographischen Namen und eine Karte des Amurgebietes beigegeben. Krahmer, Generalmajor z. D.

Aus allen Erdteilen.

— Eine archäologische Forschungsreise des spanischen Gelehrten Ximenez an der türkisch-persischen Grenze hat zu der kartographischen Aufnahme in 1:250 000 der Landschaft um Rewandus (östlich von Mosul), des Grenzberges Kalischin und des angrenzenden persischen Distriktes von Ushnuje (südwestlich vom Urmiasee) geführt, abgesehen von einem wichtigen assyriologischen Ergebnisse. Ximenez begab sich im Juni 1894 mit starker Begleitung von Mosul über Rewandus nach dem 3222 m hohen Kalischin, wobei er außerordentlich von Schnee und Kälte zu leiden hatte. Auf dem Gipfel desselben war 1841 von Sir Henry Rawlinson eine Stele mit Keilschrift entdeckt worden, deren Abformung aber ihm, wie später dem deutschen Konsul in Persien, Blau, mißlang. Unter großen Schwierigkeiten hat Ximenez jetzt das Werk ausgeführt und Abklatsche mitgebracht. Die gegen 2 m hohe Stele besteht aus Granit und datiert aus dem Jahre 782 v. Chr. Auf der Ostseite hat sie eine Inschrift in wanischer Sprache von 41 Zeilen, welche für die alte Geschichte des Landes Wan von Wichtigkeit ist; die 42 Zeilen enthaltende Inschrift der Westseite ist in assyrischer Sprache und enthält Lobpreisungen verschiedener Gottheiten.

— König Menilek von Schoa (Südabessinien), welcher sich für geographische Fragen interessiert, hat eine aus Abessiniern bestehende Expedition in die südlichen äthiopischen Landschaften ausgesendet, nach den nur ungenügend bekannten Seen Suai, Hogga und Orroretscha. Sie brachte die Nachricht zurück, daß auf den Inseln des ersteren noch etwa 1000 Christen wohnen, deren Vorfahren sich vor den Verfolgungen des Eroberers Mohammed Granje dorthin geflüchtet hatten. Ihr Christentum ist allerdings sehr im Verfall begriffen; sie haben ein Oberhaupt, bauen und weben Baumwolle, leben von den Fischen des Sees, können aber weder lesen noch schreiben. Der Suasee liegt in einer ganz vulkanischen Gegend. Zwei Flüsse ergießen dorthin ihre Wasser: der aus Gurague kommende Makl und der Catara, welcher von der Hochebene von Albasso stammt. Vom Suai findet ein Abfluß nach dem Hogga statt. Der dritte See, welcher mäßig ist, steht aber mit diesen beiden nicht in Verbindung. Nach dem Italiener Traversi ergießt sich der Abfluß des Suai und Hogga durch den Wera (Webi-Sidama) in den Indischen Ocean.

— Tyrrells Reisen im nördlichen Kanada. J. Burr Tyrrell hat über seine Reisen in Kanada eine etwas ausführlichere Mitteilung (Geographical Journal 1894, p. 437 bis 449) veröffentlicht. Schon im Jahre 1892 führte er eine Reise von Prince Albert (unter etwa 110° west. L. am Saskatchewan) nach Norden quer über den Churchill River bis an den Black River, einen Nebenfluß des Athabasca. Als Weg dahin diente eine Wasserstraße, die aus dem Cree Lake, deg Tyrrell als erster Europäer gesehen zu haben sich rühmen darf, und einem südlichen und einem nördlichen Abfluß des Sees besteht. Die Reise selbst erfolgte etwas weiter östlich über den Wollaston Lake, der gleichzeitig den Black River zum Athabaska und zwei andere Abflüsse in die Hudson-Bai entsendet, davon einen durch den Churchill River.

War schon auf dieser Reise insgesamt eine Strecke von 2080 km neu aufgenommen, 860 km davon von Tyrrell als dem ersten Europäer zurückgelegt, so war sie doch nur das Vorspiel für die großartige Leistung des folgenden Jahres. Von Mai bis Dezember 1893 legte Tyrrell 5100 km, 3400 km davon im Rindenkanu, 970 km auf Schneeschuhen, den Rest auf Hunde- und Pferdeschlitten zurück; der größte Teil des Weges wurde dabei aufgenommen, trotz der strengen Kälte — das Thermometer hat in der Nacht oft bis — 20° Celsius — und gelegentlichen Nahrungsmangels. Von dem kartographischen Gewinn des Unternehmens erweckt die beigegebene Karte eine Vorstellung.

Am 22. Juni 1893 ließen die Reisenden die letzten Spuren europäischer Gesittung zugleich mit dem Fort Chippewyan am Athabaskasee hinter sich; von da ging es entweder den Black River hinauf bis zu einer secartigen Erweiterung desselben, Black Lake genannt. Von da benutzten sie eine nordnordöstlich gerichtete Wasserstraße, die rechtwinklig eine in das Land einschneidende Verlängerung des Chesterfield Inlet trifft; die letztere Straße führte die Reisenden in die Hudson-Bai, an deren Rand sie nach Süden fuhren, infolge des einbrechenden Herbstes immer mehr der Kälte und dem Nahrungsmangel ausgesetzt. Da sie gleichzeitig wegen der zunehmenden Eisbildung ihre Kanus öfter tragen mußten, so ließen sie schließlich eins davon mit den Instrumenten zurück. Kurz vor Erreichung des Fort Churchill häuften sich die Beschwerden so, daß sie durch zwei zu Fuß vorausgeschickte Indianer sich Hundeschlitten von dort erbaten. Während der ganzen Reise trafen sie nur einmal, etwas südlich vom Chesterfield Inlet, auf eine Eskimofamilie, von der ein männliches Mitglied ihnen eine angefahrene Karte des benachbarten Flußlaufes zeichnete. Vom Black Lake ab hatte der ganze Weg durch eine bis dahin nur wenigen Eingeborenen bekannte Wildnis geführt, in der ihnen als einziger Wegweiser eine rohe Zeichnung von Eingeborenen dienen konnte, bei denen Tyrrell sich vorher erkundigt hatte. Ihre Nahrung mußten die Reisenden sich durch Jagd selbst erwerben.

In geologischer Hinsicht wurde festgestellt, daß die Wasserstraße zwischen dem Athabaska und dem Wollastonsee eine wichtige Grenze bildet: nördlich tritt archäisches Gestein, besonders Laurentischer Gneis, südlich sechsfaltetes Gestein zu Tage. Letzteres wurde auch hoch im Norden westlich vom Chesterfield Inlet wieder gefunden. Auch Torflager, die nach unten zu in fest gefrorene Massen übergingen, wurden am Rande eines See entdeckt.

— Die Borneo-Expedition. Prof. Molengraaff setzt in Begleitung des Controleurs Van Velthuysen und Dr. Nieuwenhuis seine geologischen Forschungen in Borneo unermüdet fort. Aus einem Briefe — datiert Smitan, 28. Juli — erfahren wir, daß die Reise nach Pensunten glücklich abgelaufen ist. Am 15. Juni verließen sie Putus Sibau mit starker Begleitung. In 24 Böten fuhr man flußaufwärts und erreichte schon innerhalb zweier Tage das Gebirge, welches große Ähnlichkeit hat mit dem Berglande der oberen Embalau. Der Weg führte hinab in die „Ooster-Afdeeling" Borneos. Da man langsam reiste, vor allem auf dem Landwege, konnte Molengraaff ein reiches geologisches Material sammeln. Dieser Landweg unterscheidet sich dadurch von dem Wasserwege, daß man nicht auf dem Wasser fährt, sondern durch das Wasser der Flüßchen und Gebirgsbäche geht. Mehrere Gipfel wurden bestiegen, so der 1190 m hohe Batang Betung (Batang Bekudjan). Dieser stellt eine große Vulkanruine dar auf der Grenze der „Wester-" und der „Ooster-Afdeeling", und auch auf der Wasserscheide zwischen der Sungei Bungan und der Sungei Penanek.

Digitized by Google

„Auf dem Gipfel hat man an der einen Seite eine weite Fernsicht über die nicht stark eingeschnittene Hochebene der Ulu-Mahakkam.... an der andern Seite, in der Westerabteilung, fesselt im Südwesten der gewaltige Batang Teratu am meisten den Blick, ebenfalls eine äußerst steile Vulkanruine, von welcher wie silberweiße Streifen kolossale Wasserfälle sich in das schmale, tiefe Thal der Sungei Leja hinunterwälzen. Der ganze südwestliche Teil des Panoramas wird von solchen wunderbaren, isolierten Bergen, bald in der Form von abgestumpften Kegeln, bald in derjenigen von halb verschütteten Riesenburgen, eingenommen. Bei allen diesen Bergen sieht man da und dort glänzende, baumlose, steile weiße oder rote Felsenwände, welche scharf und heiter gegen das alles beherrschende Grün abstechen, indem sie der Landschaft Farbe und Relief verleihen. Hier liegt das große Vulkangebiet Central-Borneos, bis dahin vollständig unbekannt, von mir jetzt schon über eine Entfernung von etwa 70 km durchschritten. Gerade im Westen erblickt man das tief eingeschnittene Bunganthal malerisch durch die scharfen Kalkfelsen, welche als glänzendweiße, genau reihenförmig geordnete Säulen sich inmitten des Thales erheben. Im Nordwest und Norden sieht die Landschaft ganz anders aus; soweit das Auge reicht, spürt man dort eine große Reihe von Gebirgsketten, alle Westsüdwest bis Ostnordost verlaufend, welche coulissenartig hintereinander angeordnet sind. Alle sind ohne jegliche Unterbrechung mit dichtem Walde bedeckt, die höchsten (diejenigen der Ulu Punu und Ulu Tandjan) in Wolken gehüllt; das Ganze macht einen großartigen, obwohl sehr düsteren, fast drohenden Eindruck. Dies ist das Kettengebirge der oberen Kaguas, die Heimat der Bukats, ebenso sehr gefürchtet als dreiste Kopfabschneider, wie beneidet um ihre schönen Frauen."

Von Penanch aus wollten die Reisenden zur Ostküste Borneos vordringen, die aus dem Gebiete der oberen Mahakkam eingelaufenen Berichte aber waren derartig, daß man diesen Verhalten aufgeben mußte. Der bedeutendste Häuptling, Kewin-Iran oder Kewing-Iran, in diesem Gebiete vermochte nicht nur jede Unterstützung, sondern wollte niemand erlauben, den Fluß hinabzufahren oder nur seine Wohnung zu betreten. Auch war er nicht geneigt, nach Penanch zu kommen, wohin der Controleur ihn zu sich entboten hatte. Dabei herrschte Krieg zwischen den verschiedenen eingeborenen Stämmen und war keine Aussicht, da die nötigen Schiffe und Dajaker zu erhalten, um die Sungei Penanch, Sungei Boh und Mahakkam hinab zur Ostküste zu fahren. Auch wurde das Lager der Reisenden zwei Nächte nacheinander von Ubetwolenten beunruhigt, und so mußte man umkehren, erreichte am 18. Juli wieder die Bungkan Mahakkam und war schon am 22. Juli nach Putus Sibau zurück.

Die von Molengraaff zusammengebrachte Gesteinssammlung schildert er als die bedeutendste der Insel im niederländisch-indischen Archipel gemachten. Alle Mitglieder der Expedition erfreuten sich stets einer guten Gesundheit. Das Klima ist in dem Berglande herrlich kühl, das Wasser ist entzückend, krystallhell und frisch. Obwohl die Expedition zur Rückkehr gezwungen war, hält Molengraaff es dennoch bei normalen, ruhigen Verhältnissen in der Ulu-Mahakkam für sehr gut möglich, zur Ostküste vorzudringen.

Was die Pläne für die noch übrige Zeit betraf, so war Dr. Nieuwenhuis in Putus Sibau zurückgeblieben, um einige Zeit an der Mandalem zuzubringen, wo er die Sitten und Gewohnheiten der Kajan studieren wollte. Molengraaff hatte vor, zuerst die Gebirgsgegend zwischen der Uiu Seberaung und der Ulu Embahu geologisch zu erforschen. Am 25. August hoffte er in Smitau zurück zu sein und wollte dann sich nach Bunut begeben, um von dort aus die Sungei Bunut und Sungei Tebaung zu befahren, bis wo die Schiffbarkeit der letzteren zu Ende geht. Von hier aus wollte er quer über das Mandaigebirge zur Ulu-Mehawi vordringen, diesen Fluß eine kurze Strecke hinabfahren und die Gegend in der Nachbarschaft des Batang Kaja untersuchen. Damit sollte die Forschung in Central-Borneo zum Abschluß kommen und wollte Molengraaff versuchen, entweder den Kahajanfluß hinab nach Bandjermasin oder den Pinoh stromaufwärts und auf diesem Wege nach Sukadana zu kommen.

H. Zondervan.

— Donaldson Smiths Forschungsreise im Somaliland. Ein reicher junger amerikanischer Arzt, D. Donaldson Smith, landete Ende Mai 1894 an der Somaliküste mit der Absicht, zum Rudolf- und Stefaniesee von Nordosten her vorzudringen, um die Forschungen Teleki's und von Höhnels in jenen Gegenden zu ergänzen und Aufklärung über die Flußläufe des Somali- und Galladandes zu gewinnen. Wie aus einem anfangs September von ihm geschriebenen Briefe hervorgeht, ist seine Reise bis dahin von Erfolg gewesen. Der Brief ist datiert aus seinem Lager in 42°11′38″ östl. Länge und 7°1′ nördl. Breite an den Ufern des großen Stromes Erer. Danach war der Verlauf der Expedition bisher folgender: In Berbera stellte Smith seine Karawane zusammen, die aus nicht weniger als 110 Kamelen bestand und brach mit seinen beiden englischen Begleitern Gillett und Dodson nach Milmil, einem bekannten Platze im Somallilande, auf, von wo er sich sofort nach Westen wandte und ein rauhes Buschland durchzog, in dem er zeitweise sich den Weg durch den Busch hauen mußte. In Turfa, wo er den Flufs Erer zu kreuzen hoffte, war derselbe aber wegen der steilen Ufer nicht passierbar, wiewohl nur mäßertief und etwa 30 m breit. Er erforschte nun den Lauf des Flusses auf eine Entfernung von 50 km hin, welcher im großen Bogen erst südwestlich, südlich und schließlich südöstlich verläuft und seiner Ansicht nach der Oberlauf des Webi Scheheli ist. Von dieser Expedition zurückgekehrt, gelang es nach zweitägiger harter Arbeit, die Karawane auf das westliche Ufer der Erer hinüberzuschiffen. Das Land war sehr wildreich und lieferte gute Jagdbeute, doch war es infolge der ewigen Fehden zwischen Galias und Ogadams auf einen weiten Umkreis hin menschenleer. Nur einige wilde Jäger, die mit vergifteten Pfeilen versehen waren und Gummi saumelten, streiften darin umher.

Donaldson Smith hat seine Route genau niedergelegt und große botanische und zoologische Sammlungen angelegt. In den Berglanden am Erer sammelte er viele Versteinerungen. Das Wetter war oft wolkig und zuweilen regnete es. Die mittlere Temperatur in dem Lager, aus den der Brief stammt, betrug in 24 Stunden + 29°C., auf den Hochebenen im Osten, die er durchzogen hatte, aber nur 21 bis 24°C. Der Reisende beabsichtigt, weiter in südwestlicher Richtung zu einem Gallastamme zu reisen, wo er Essel, Kamele und Schafe erhalten konnte. Mit seiner Mannschaft war er sehr zufrieden.

— Destillation bei Indianern vorkolumbischer Zeit. Die Herstellung berauschender Getränke durch Gährung ist wohl bei den meisten primitiven Völkern der Alten und Neuen Welt beobachtet worden. Namentlich einige Indianerstämme, z. B. die Tarasco-Indianer in Mexiko, genießen seit Jahrhunderten den Ruf, sehr geschickt im Darstellen berauschender Getränke aus dem Safte der amerikanischen Agave (maguey), aus Kaktusfeigen (nopal) und aus Mais zu sein. Schon Kolumbus beobachtete, daß die Indianer von Veragua an der Nordküste von Südamerika, aus Mais ein dem leichten Bier ähnliches Getränk brauten, welches sie mit verschiedenen Gewürzen würzten. Dasselbe Getränk kennen noch heute die Apachen unter dem Namen „tiswin" und es spielte früher eine große Rolle bei ihren religiösen Tänzen und den Vorbereitungen zum Kriegspfade. Etwas Aehnliches bereiten davon ist ein bei den Cherokesen in Nordamerikaheim bereitetes saures Getränk, das als Erfrischung bei schwülem Wetter hoch geschätzt wird. Heute gewinnen die mexikanischen Indianer zwei verschiedenartige Getränke aus der Agave. Aus dem Saft der „pulque", den sie gähren lassen, bereiten sie die hierähnliche „pulque", welche in ungeheuren Mengen genossen wird. Das Mark der Agave liefert, nachdem dasselbe gekochen und darauf mit Wasser gegohren, durch Destillation den „mescal", das beliebteste alkoholische Getränk der heutigen Indianer. Kapitän John G. Bourke weist nun auf Grund älterer Litteraturangaben überzeugend nach, daß schon Kolumbus die Bereitung des „mescal" sah, daß die Destillation also eine eigene Erfindung der Indianer war, und sie dieselbe nicht, wie man bisher annahm, von den Europäern lernten. (The American Anthropologist, July 1894, p. 297 bis 299.)

— Der von Waramboleuten am 25. September ermordete Leiter der Station am Kilimandscharo, Dr. Karl Lent, war 1867 in Dortmund geboren, studierte Naturwissenschaft und wurde 1890 Assistent am geologischen Institute zu Freiburg i. B., wo er sich vorzugsweise mit der geologischen Aufnahme des Schwarzwaldes beschäftigte. Nach zweijähriger Thätigkeit in dieser Stellung begann er sich vorzubereiten für die ostafrikanische Landesuntersuchung, um dauernd, im Verein mit Dr. Volkens, die Kilimandscharostation im März 1893 zu übernehmen. Er hat die topographischen Aufnahmen des Süd- und Ostabhanges des Kilimandscharo zum Abschluß gebracht, die meteorologischen Beobachtungen geleitet und zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten im „Deutschen Kolonialblatt" und den „Mitteilungen aus den Schutzgebieten" veröffentlicht. So noch kürzlich eine eingehende Arbeit „Über Verkehrsmittel in Afrika" (Deutsches Kolonialblatt 1894, Nr. 22 und 23). Mit Lent zugleich wurde Dr. med. Kretschmer ermordet, der nach dem Scheitern der Freilandexpedition sich ihm angeschlossen hatte.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. Druck von Friedr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen der Verlagsbuchhandlungen: Friedr. Spies in Baden-Baden u. O. R. Reisland in Leipzig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DER ZEITSCHRIFT „DAS AUSLAND".

HERAUSGEBER: Dr. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXVI. Nr. 24. BRAUNSCHWEIG. Dezember 1894.

Polonisierung oder Germanisierung?

Von Dr. F. Guntram Schultheiß. München.

Das Nationalitätsprincip hat man vielfach als die herrschende politische Idee des 19. Jahrhunderts verkündet, seine Forderung, daß die nationalen und staatlichen Grenzen zusammenfallen sollten, hat unstreitig einen gewissen Einfluß auf die Gemüter gewonnen. Aber die Politik ist doch noch immer etwas anderes als angewandte Ethnographie oder Kartographie; wer die Ostmarken des heutigen Deutschen Reiches auf der Völkerkarte betrachtet, der muß sich sagen, daß das Durcheinander deutscher und slavischer Bevölkerung eine unparteiische Abgrenzung, woran noch die Frankfurter Nationalversammlung sich versuchte, heute und nach menschlichem Ermessen noch auf Jahrhunderte hinaus unmöglich gemacht hat. Die Natur hat es versäumt, in dem weiten Tiefland zwischen Oder und Weichsel Schranken aufzurichten, die der geschichtlichen Entwickelung die Bahnen gewiesen hätten, sie hat es der Thatkraft der Völker überlassen, sich die Grenzen ihrer Verbreitung auszustecken. Und das Heute ist nur eine Phase in dem tausendjährigen Hinüber- und Herüberwogen der Germanen und Slaven. Bis zur großen Völkerwanderung, die Goten, Burgunder, Vandalen u. s. w. nach Süden lockte, hat die Weichsel im großen und ganzen die Ostgrenze der Germanen dargestellt; und vielleicht saßen auch damals schon hier und da slavische Unterthanen mitten zwischen den Ostgermanen. Nach deren Abzug taucht weit und breit das Slaventum aus dem Dunkel der Zeiten und dehnt sich aus bis zur Elbe und darüber hinaus; was von Germanen zurückgeblieben war, wie die Silingen in Schlesien, verschwindet in der slavischen Überwucherung. Mit Karl dem Großen beginnt das Zurückströmen germanischer Elemente, der kriegerischen Unterwerfung der slavischen Stämme zwischen Elbe und Oder folgt die massenhafte Kolonisation durch deutsche Bauern, der deutsche Ritterorden pflanzt östlich der unteren Weichsel, auf dem Boden der lituanischen Völkergruppe einen kräftigen Schutz des Deutschtums, Schlesien wird unter selbständigen Fürsten überraschend schnell ein deutsches Land. Deutsche Bürgerschaften verbreiten sich durch ganz Polen, wo sie schon allenthalben Vorgänger, nämlich deutsche Juden, antreffen. Zwar stellt Kasimir der Große in der Mitte des 14. Jahrhunderts die Gewohnheit der Appellation in Rechtssachen an die deutschen Mutterstädte ab und errichtet deutsche Oberhöfe in Polen selbst, aber die Deutschen sind doch in Polen gleichberechtigt, der alte Gegensatz scheint fast erloschen. Die Hauptstadt Krakau selbst ist mehr deutsch als polnisch, der Humanist Celtes besingt sie als deutsche Stadt, noch bis zu Ende des 16. Jahrhunderts sind die Syndikatsakten entweder deutsch oder lateinisch, nicht polnisch. Aber tödliche Wunden hat seit dem 16. Jahrhundert dem Deutschtum in den polnischen Städten der Vernichtungskrieg der Jesuiten gegen die Reformation in Polen geschlagen; Hunderttausende deutscher Bevölkerung sind während des 17. und 18. Jahrhunderts polonisiert worden, nicht immer auf glimpfliche Weise; der Zweck heiligte das Mittel. Damals ist die Losung aufgebracht worden, daß die katholische Religion und die polnische ebenso ganz das gleiche wären, wie die protestantische und deutsche. Der Satz war damals noch mehr falsch als heute, aber er hat seine Dienste geleistet und die Zahl der deutschen Katholiken ebenso gemindert wie die der polnischen Protestanten. Es wäre wohl einmal am Platze, die Verfolgungen des deutschen Bürgertums in der polnischen Adelsrepublik zu beschreiben; es würde sich dabei auch klar herausstellen, wie die Lähmung der bürgerlichen Selbstbestimmung zu Gunsten des Adels und der Geistlichkeit eine Schwächung des Reiches, einer der Gründe seines Verfalles werden mußte.

Mit der ersten Teilung Polens beginnt eine neue Periode deutscher Einwanderung. So kurze Zeit dann auch die preußische Herrschaft über das ganze linke Weichselland gedauert hat, die paar Jahre waren doch genügend, um die im Eintrocknen begriffenen Überbleibsel des Deutschtums allenthalben neu zu beleben. Richard Böckh konnte 1869 in seinem Buche: „Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet" nachweisen, wie auch in Russisch-Polen ganz beträchtliche deutsche Sprachinseln sich erhalten und verstärkt oder auch neu gebildet haben. Desto mehr durfte man damals des zuversichtlichen Glaubens sein, daß der mäßige Anteil polnischen Gebietes, den Preußen nach den Wiener Verträgen behalten hatte, in fortschreitender friedlicher Germanisierung begriffen sei, wie es auch im preußischen Staatsinteresse liegen mußte. Denn so sicher auch anzunehmen ist, daß es sich für Friedrich Wilhelm III. und seine militärische Umgebung zunächst nur um eine geographische Verbindung zwischen Ostpreußen und Schlesien handelte, so schwebte doch dem Könige bei der bekannten Ablehnung eines größeren Anteils polnischer Unterthanen unverkennbar der Gedanke vor, daß die Kraft Preußens darauf beruhe, daß es ein deutscher Staat sei, nicht ein Völkergemenge wie Österreich. Es fehlte auch unter den preußischen Beamten der alten Schule nicht an Männern, die im büreaukratischen Räderwerk sich das Verständnis und die Feinfühligkeit für eine weitschauende nationale Politik in den Ostmarken bewahrt hatten. So hat der Oberpräsident v. Flottwell die der Verwaltung

Digitized by Google

der Provinz Posen gestellte Aufgabe in seiner bekannten Denkschrift von 1841 mit den Worten umschrieben: „Ihre innige Verbindung mit dem preußischen Staat dadurch zu fördern und zu befestigen, daß die ihren polnischen Einwohnern eigentümlichen Richtungen, Gewohnheiten, Neigungen, die einer solchen Verbindung widerstreben, allmählich beseitigt, daß dagegen die Elemente des deutschen Lebens in seinen materiellen und geistigen Beziehungen immer mehr in ihr verbreitet werden, damit endlich die gänzliche Vereinigung beider Nationalitäten als der Abschluß dieser Aufgabe durch das entschiedene Hervortreten deutscher Kultur erlangt werden möge." Nicht blos von einer Bekämpfung und Abgrabung der polnischen Sprache, vielmehr von der planmäßigen Umbildung des polnischen Wesens, das staatlicher Ordnung überhaupt entfremdet war, erwarteten also landeskundige, ruhig denkende Männer die Wandlung der Verhältnisse; es liegt in den obigen Worten die Einsicht, daß die Germanisierung der polnischen Gebiete zugleich die durchgreifende Erhebung auf die höhere Kulturstufe deutscher Art und Gesittung sein müsse, darin sollte zugleich die Rechtfertigung der preußischen Herrschaft liegen, auch gegenüber solchen Polen, denen ihre Nationalität teuer war. Die Idee einer Wiederherstellung Polens mußte nach dieser Auffassung ihre Macht auf die Gemüter um so mehr verlieren, als jedem einzelnen der Gedanke nahe trat, daß die alte Zeit ganz und gar nicht gut gewesen sei.

Weitaus das wichtigste Mittel, um ein allmähliches Einleben der Polen in die deutsche Art in die Wege zu leiten, war nun die Förderung deutscher Einwanderung. Die deutsche Kultur konnte — und kann — sich nur zugleich mit der deutschen Bevölkerung ausbreiten, ihr Sieg ist erst entschieden, sobald das deutsche Element in den früher polnischen Gebieten die zahlenmäßige Mehrheit besitzt. Es war allerdings nicht nur das Verdienst der Regierung, daß der Gang der Dinge Jahrzehnte hindurch ihrem Wunsch entgegen kam, daß die deutsche Einwanderung nach den östlichen Provinzen das deutsche Element verstärkte, denn das Treibende war dabei die Aussicht auf leichteren Erwerb in dünner bevölkerten Gegenden. Aber die Regierung beförderte doch auch ihrerseits die Zuwanderung. In Flottwells Denkschrift heißt es in dieser Hinsicht: „Um die Zahl der intelligenten und zugleich nach ihrer politischen Gesinnung zuverlässigen Rittergutsbesitzer in dieser Provinz zu vermehren, haben des höchstseligen Königs Majestät durch die Allerhöchste Kabinetsordre vom 18. März 1840 zu befehlen geruht, daß von den zur Subhastation gelangenden größeren Besitzungen die zur Wiederveräußerung sich vorzugsweise eignenden für Rechnung des Staates angekauft und an wohlhabende, intelligente und wohlgesinnte Erwerber deutscher Abkunft wieder veräußert werden sollen. Diese in jeder Beziehung zweckmäßige Maßregel ist auch bisher in Ausübung gebracht, es sind dadurch der Provinz etwa 30 Rittergutsbesitzer deutscher Abkunft gewonnen worden."

Im ganzen wanderten in Posen mehr ein zwischen 1824 und 1848 89425 Menschen, dagegen aber zwischen 1848 und 1866 mehr aus 71214; in Westpreußen wanderten im ersten Zeitraume mehr ein 92615, im zweiten noch 7339 (nach Markow, Das Wachstum der Bevölkerung und die Entwickelung der Aus- und Einwanderungen in Preußen u. s. w. 1889, S. 166), daß aber diese Einwanderung zum großen Teile wenigstens den Deutschen zu gute kam, zeigen die von Bergmann (Zur Geschichte der Entwickelung deutscher, polnischer und jüdischer Bevölkerung in der Provinz Posen seit 1834, S. 55) gegebenen speciellen Zahlen.

Danach hatte sich im Regierungsbezirk Posen ergeben ein

Mehrzuzug	bei den Evangelischen	von	27685	von 1824 bis 1834	
„	„ „ Katholiken	„	29694	„ „ „ „	
„	„ „ Juden	„	1573	„ „ „ „	

ferner:

Mehrzuzug	bei den Evangelischen	von	7050	von 1835 bis 1846	

dagegen:

Mehrabzug	bei den Katholiken	von	3525	von 1835 bis 1846	
„	„ „ Juden	„	6100	„ „ „ „	

Dann im Regierungsbezirk Bromberg:

Mehrzuzug	bei den Evangelischen	von	17039	von 1824 bis 1834	
„	„ „ Katholiken	„	17793	„ „ „ „	
„	„ „ Juden	„	1206	„ „ „ „	

ferner:

Mehrzuzug	bei den Evangelischen	von	11946	von 1835 bis 1846	
„	„ „ Katholiken	„	8827	„ „ „ „	
Mehrabzug	bei den Juden	„	2427	„ „ „ „	

Die Zahlen für den 10- bezw. 12jährigen Zeitraum sind hier aus Rücksicht auf den Raum zusammengezogen aus je vier Einzelzahlen, die an sich weit größere Unterschiede zeigen; so bedeutet z. B. die höchste Zahl katholischen Mehrzuzuges von 1832 bis 1834, nämlich 8862 im Regierungsbezirk Posen und 10948 in dem von Bromberg, den Übertritt polnischer Flüchtlinge aus dem Aufstand von 1831. Im übrigen befinden sich jedenfalls auch unter den katholischen Einwanderern Deutsche, die Evangelischen aber sind nur Deutsche, ihre Zahl ist in dem zweiten Jahrzehnt zwar gleichfalls gesunken, übertrifft aber die Zahl der Katholiken.

In ähnlicher Weise erfreute sich Westpreußen von 1824 bis 1848 einer Mehreinwanderung von 44 auf 10000 (nach Vallentin, Westpreußen seit den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts 1893, S. 29), die aber 1849 bis 1866 auf 4 von 10000 sank. Welche Rolle dabei deutschen Evangelischen zufiel, ergiebt sich aus einer Tabelle Vallentins (S. 199), wonach sich vorfanden in den Regierungsbezirken

Danzig

Evangelische	1816	134389	(57,66	Proz. d. Gesamtbevölkerung)	
„	1858	240971	(52,99	„ „ „ „	
Katholiken	1816	84874	(40,71	„ „ „ „	
„	1858	205964	(45,46	„ „ „ „	
Juden	1816	3796	(1,63	„ „ „ „	
„	1858	6386	(1,41	„ „ „ „	

Marienwerder

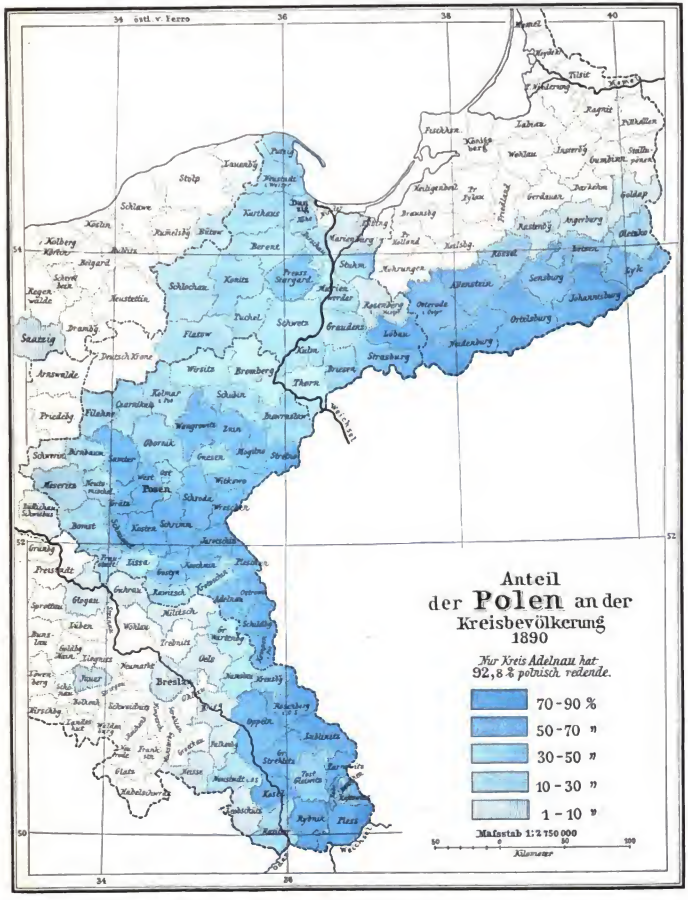
Evangelische	1816	151580	(46,63	Proz. d. Gesamtbevölkerung)	
„	1858	356718	(52,30	„ „ „ „	
Katholiken	1816	164671	(50,64	„ „ „ „	
„	1858	325667	(44,72	„ „ „ „	
Juden	1816	8823	(2,73	„ „ „ „	
„	1858	19513	(2,86	„ „ „ „	

Da die Verschiebung der Konfessionen national belanglos blieb, insofern es sich auch um eine Zuwanderung deutscher Katholiken handelte, so war die allgemeine Annahme, daß das deutsche Element im Osten der Monarchie im Vorschreiten sei, damals wohl begründet. Sie stützte sich für Posen auf die verschiedenen Volkszählungen im Laufe des Jahrhunderts. Die erste offizielle Ermittelung hatte dort 443106 Deutsche und 603334 Polen ergeben, verlässiger aber waren die späteren Zählungen mit Rücksicht auf die Sprache. Danach gab es (Bergmann, S. 31)

Im Regierungsbezirk Posen

	Deutschsprechende	Deutsch- und Polnischsprechende	Polnischsprechende
1846	221844	180179	488343
1849	238448	158721	489963
1852	238228	170722	489350

Digitized by Google


Anteil
der Polen an der
Kreisbevölkerung
1890
Nur Kreis Adelnau hat
92,8 % polnisch. redende.
70 - 90 %
50 - 70 "
30 - 50 "
10 - 30 "
1 - 10 "
Maßstab 1:2 750 000
Kilometer
Posen
Breslau
Thorn
Graudenz
Marienwerder
Allenstein
Neidenburg
Ortelsburg
Johannisburg
Lyck
Sensburg
Oppeln
Kattowitz
Pleß
Rybnik
Ratibor
Tarnowitz
Gleiwitz
Beuthen
Hohensalza
Inowrazlaw
Gnesen
Bromberg
Schubin
Wongrowitz
Znin
Mogilno
Strelno
Wirsitz
Flatow
Tuchel
Schwetz
Strasburg
Briesen
Kulm
Lobau
Rosenberg
Osterode
Soldau
Neidenburg
Lötzen
Angerburg
Goldap
Darkehmen
Stallupönen
Pillkallen
Ragnit
Tilsit
Memel
Heydekrug
Labiau
Wehlau
Insterburg
Gumbinnen
Fischhausen
Königsberg
Preußisch Eylau
Bartenstein
Heiligenbeil
Braunsberg
Pr. Holland
Mohrungen
Neidenburg
Soldau
Neumark
Briesen
Strasburg
Graudenz
Marienwerder
Rosenberg
Osterode
Allenstein
Sensburg
Johannisburg
Ortelsburg
Lyck
Oletzko
Lötzen
Angerburg
Rasten

Im Regierungsbezirk Bromberg

	Deutsch-sprechende	Deutsch- und Polnisch-sprechende	Polnisch-sprechende
1846	158 241	101 265	193 188
1849	158 283	101 866	188 432
1852	167 644	123 468	180 944

Demnach in der Provinz Posen im ganzen

	Deutsch-sprechende	Deutsch- und Polnisch-sprechende	Polnisch-sprechende
1846	380 985	281 444	681 531
1849	396 731	258 587	678 395
1852	405 872	294 190	670 294

Die Abnahme der Zweisprachigen in Posen von 1846 auf 1849 ist ein Symptom der schrofferen nationalen Scheidung im Jahre 1848. Die Zahl der Zweisprachigen ist dann noch 1858 für den Regierungsbezirk Posen erhoben worden, es gab

251 729 Deutschsprechende,
175 242 Deutsch- und Polnischsprechende,
481 605 Polnischsprechende.

Neben dieser Zählung nach drei Kategorien findet sich aber schon für 1858 eine solche nach nur zwei, mit Verzicht auf die Erhebung der Zweisprachigen. Demnach gab es also 1858

In den Regierungsbezirken

Posen . . . 371 740 Deutsche und 536 740 Polen
Bromberg . 248 196 Deutsche und 246 852 Polen,

Demnach in der Provinz

Posen . . . . 619 936 Deutsche und 783 692 Polen.

Dabei ist nun sehr bemerkenswert, daß Richard Böckh, der die Zweisprachigen zu zwei Dritteilen den Deutschen zurechnet, für den Regierungsbezirk Posen 1858 zu einer Zahl von etwa 369 000 Deutschen gelangte, die sich mit der direkt festgestellten Zahl von 371 740 so ziemlich deckt [1]).

Nach dem gleichen Verhältnis der Verteilung ergaben sich ihm für

1846 . . . . 567 000 Deutsche und 775 000 Polen,
1849 . . . . 571 000 „ „ 764 000 „
1852 . . . . 602 000 „ „ 768 000 „

Einen weiteren Fortschritt des deutschen Elementes ergab dann die amtliche Zählung von 1861, nämlich (hier nach Richard Böckh. Die Verschiebung der Sprachverhältnisse in Posen und Westpreußen in den Preuß. Jahrbüchern 1894, Bd. 77, S. 427)

In den Regierungsbezirken

Posen . . . . . 399 262 Deutsche und 564 179 Polen
Bromberg . . . 280 322 „ „ 241 787 „

Demnach in der Provinz

Posen . . . . . 679 584 Deutsche und 805 966 Polen.

Wir fügen hier noch die betreffenden Zahlen für Westpreußen an. Demnach gab es 1861

In den Regierungsbezirken

Marienwerder . 448 398 Deutsche und 266 433 Polen
Danzig . . . . 342 069 „ „ 133 501 „

Demnach in der heutigen Provinz

Westpreußen . . 790 467 Deutsche und 399 934 Polen.

Daß die seit der Zählung von 1861 immer kühner auftretende polnische Propaganda, die sich bis zu Protesten gegen die Aufnahme Posens in den Norddeutschen Bund und das Deutsche Reich verstieg, für die friedliche Germanisierung der polnischen Gebiete ein gewaltiges Hindernis bedeute, das ist weiterschauenden Beobachtern schon klar geworden, bevor die Volkszählung von 1890, die erste die seit 1861 in allen Provinzen wieder die Muttersprache erhoben hat, die schlimmsten Befürchtungen gerechtfertigt hat. Die Zahlen stellen sich nunmehr so

In den Regierungsbezirken

Posen . . . . . 385 706 Deutsche und 740 619 Polen
Bromberg . . . 311 580 „ „ 313 258 „

Demnach in der Provinz

Posen . . . . . 697 286 Deutsche und 1 053 877 Polen

In den Regierungsbezirken

Marienwerder . . 514 857 Deutsche und 329 500 Polen
Danzig . . . . . 424 739 „ „ 164 058 „

Demnach in der Provinz

Westpreußen . . 939 576 Deutsche und 493 558 Polen.

Wohl besitzen die Deutschen in diesen beiden Provinzen immer noch die Majorität mit 1 636 862 gegenüber den 1 547 434 Polen; aber sie sind in ihrer Zunahme seit 1861 zurückgeblieben und von 54,9 Proz. gesunken auf 51,4 Proz., das heißt mit andern Worten, wenn die Verhältnisse in derselben Richtung sich weiter entwickeln, so sind nach Ablauf einer gleichen Spanne Zeit die Deutschen auf dem ehemals polnischen Gebiete in die Minorität gedrängt. Die Zunahmequote der Polen beträgt in ganzen 28,321 Proz., die der Deutschen 11,499 Proz., nur in Danzig sind die Deutschen voraus, es gehört in dieser Hinsicht zu den übrigen Regierungsbezirken mit slavischer Beimischung, Königsberg, Gumbinnen, Breslau und Oppeln, wo überall die Deutschen stärker zugenommen haben, als die Slaven.

Richard Böckh hat in dem angeführten Aufsatz auch die Ursachen dieser geringeren Zunahme des deutschen Elementes in den Bezirken Posen, Bromberg und Marienwerder auseinandergesetzt. Sie sind ebenso verschiedener Art, wie die Erscheinung selbst in den einzelnen Bezirken in verschiedener Stärke auftritt. In Posen hat die deutsche Bevölkerung thatsächlich abgenommen um 13 556, das sind 3,395 Proz. des Standes von 1861, während die Polen um 176 640, d. h. 31,274 Proz. gewachsen sind. In Bromberg haben die Deutschen zugenommen um 31 258, d. h. 11,151 Proz., die Polen aber nur 71 471, d. h. 29,560 Proz. In Marienwerder beträgt das Wachstum der Deutschen 68 439, d. h. 15,263 Proz., das der Polen 63 027, d. h. 23,681 Proz.

Als erster Hauptgrund der verschiedenen Vermehrung aber ist anzunehmen die stärkere Geburtenzahl der polnischen Familien, die sich aus der früheren Verheiratung, aus dem größeren Leichtsinn bei der Familiengründung und den geringeren Ansprüchen an die Lebenshaltung er-

[1]) An diesem Punkt knüpft sich eine Kontroverse, auf die näher einzugehen, die Rücksicht auf den Raum unterſagt. Bergmann a. a. O., S. 32 u. ff. kann sich mit dem von R. Böckh angewandten Verhältnis der Deutschen zu den Polen innerhalb der Zweisprachigen nicht befreunden und möchte das von ältern Schriftstellern behauptete Verhältnis festhalten, wonach die Zweisprachigen zu drei Fünfteln als Polen zu betrachten wären; er glaubt auch, daß die Zählung von 1861 bei der Beurteilung der früher als Zweisprachige aufgeführten zu viele den Deutschen zugezählt hätte; er nennt es in vielen Fällen ein unlösbares Problem bei einem einzelnen, der beider Sprachen mächtig sei, vielleicht beim Militär deutsch, mit den Eltern und Brüdern polnisch, mit Frau und Kindern wieder deutsch spreche, zu bestimmen, ob er Deutscher oder Pole sei. Solcher Fälle hat es 1890 nach Böckh, S. 428, in den vier Bezirken allerdings 29 088 gegeben und sicher sind 1861 Fälle oberflächlicher Einordnung vorgekommen (vgl. Bergmann, S. 34). „Ein großer Spielraum für willkürliche Schätzung der deutschen Administrationsbehörden" war 1861 jedenfalls gegeben, ob es sich um mehr als einzelne Fälle von Ungenauigkeit handelte, — denn zu tendenziöser Färbung lag doch kein Anlaß vor —, läßt sich schwer entscheiden. Böckh nimmt im allgemeinen eine Gleichwertigkeit beider Zählungen an, obgleich 1890 Selbsteintragung galt; einige Tausend mehr oder weniger können aber keinesfalls an dem Hauptergebnis der Zählung von 1890, dem Stillstand der Verdeutschung, einen Zweifel begründen.

Digitized by Google

klärt. Da die Zahlen über die Bevölkerungsbewegung aber nur für die Konfessionen, nicht für die Nationalitäten vorliegen, so läfst sich hierfür auch nur ein annähernder Beweis erbringen. Denn die Evangelischen fallen allerdings so ziemlich mit den Deutschen zusammen, da die Zählung von 1890 1 213 948 Deutsche evangelischer Konfession ergab gegenüber 23 088 evangelischen Polen, aber es giebt doch neben den 1 523 832 polnischen Katholiken volle 357 383 deutsche Katholiken. Das ist eins der wichtigsten Ergebnisse der Volkszählung und die schlagende Widerlegung der von polnischer Seite beliebten Bezeichnung der katholischen Religion als polnischer. Das Ergebnis der zusammengesetzten Berechnungen für die natürliche Vermehrung des deutschen und polnischen Elementes stützt sich hauptsächlich auf die Thatsache, dafs der Geburtenüberschufs der evangelischen Bevölkerung beträchtlich hinter dem der katholischen zurücksteht — in allen vier Bezirken um 11,88 Proz. —; sie stellt sich dar wie folgt:

Geburtenüberschufs in den Jahren 1861 bis 1890 in Prozenten der mittleren Bevölkerung.

	Deutsche	Polen
Danzig	36,54	49,36
Marienwerder . . .	44,60	53,36
Bromberg	43,97	50,29
Posen	37,05	49,06
Insgesamt	40,47	50,66

Die thatsächliche Zunahme betrug jedoch bedeutend weniger, denn es besteht seit den sechziger Jahren ein beträchtlicher Überschufs der Auswanderung über die Einwanderung, er beträgt für den Regierungsbezirk Danzig 98 977, Marienwerder 239 945, Bromberg 165 235, Posen 304 239, und zwar trifft die dadurch vor sich gehende Abminderung des natürlichen Zuwachses stärker die Deutschen als die Polen in Posen (40,52 Proz. gegen 22,57 Proz.) und in Bromberg (33,36 Proz. gegen 24,32 Proz.). Ins Gewicht fällt hiebei auch der Abflufs der früher als deutsch eingetragenen Juden nach dem Westen; es gab in Posen allein 1890 21 883 Juden weniger als 1861, trotz natürlicher Mehrung und Nachschubs aus Rufsland! Abzug der Deutschsprechenden ist also der zweite Grund, weshalb das deutsche Element zurückgedrängt wird.

Und dafs ein dritter Faktor die Polonisierung deutscher Katholiken ist, daran kann gar nicht gezweifelt werden. Einen urkundlichen Beweis liefert die Entdeutschung der sogen. Bamberger bei Posen, die Max Bär 1882 dargestellt hat (Die Bamberger bei Posen. Ein Beitrag zur Geschichte der Polonisierungsbestrebungen). Es handelt sich um die neun Dörfer Ratai, Demsen, Cuban, Wilda, Jerzyce, Winiary, Gnrczyh, Czapury, Wirrett, die bis auf die beiden letzten Kämmereidörfer der Stadt Posen waren. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts nach einer Pest neu besiedelt durch deutsche Katholiken meist aus der Gegend von Bamberg und um die Mitte des Jahrhunderts durch Nachzügler verstärkt, haben sie ihr Deutschtum rein bewahrt bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus. In Wilda erfolgte noch 1867 ein Protest der Gemeinde gegen einen Schullehrer, weil er für deutsche Gemeinden nicht genug deutsch könne; 1880 erscheint die ganze Gemeinde katholisch, und 13 Familienväter richten eine Beschwerde an den Kreisschulinspektor wegen des deutschen Religionsunterrichtes an die Kinder. Die Namen sind natürlich noch alle deutsch. Alter sind die polnischen Umtriebe im Dorfe Ratai. Die Schulgemeinde beschwerte sich 1856 darüber, dafs der Schullehrer seit mehreren Jahren dahin arbeite, die polnische Sprache in der Gemeinde herrschend zu machen, die deutsche Muttersprache zu verdrängen und den Unterricht an die anfangs nur deutschsprechenden Kinder polnisch zu erteilen. Nach vier Jahren ging dem Lehrer vom katholischen Schulrat die Weisung zu, sich beim Unterricht der deutschen und polnischen Sprache ganz gleich zu bedienen! Eine Zählung hatte ergeben, dafs 43 Kinder blofs deutsch, 20 deutsch und polnisch verstanden. 1867 wird schon im deutschen Unterricht gar nichts mehr geleistet, 1882 richten die Väter einen Protest an den Schulinspektor wegen des angeordneten deutschen Religionsunterrichtes! Anf den Umfang derartiger Polonisierungsbestrebungen läfst die Angabe schliefsen, dafs allein im Landkreise Posen sich 1882 unter 9000 Schulkindern 2000 mit deutschem Namen befanden, deutsch sprachen aber nur 700, darunter sind 400 evangelische; also sind 1300 die Nachkommen polonisierter Eltern oder wenigstens aus gemischten Ehen hervorgegangen und rein polnisch erzogen durch den Einflufs der Mutter. Wie Böckh mitteilt, bestanden im Dezember 1890 im Regierungsbezirke Posen 4550, in Bromberg 2835 konfessionelle Mischehen (in Danzig 7944, in Marienwerder 4593), die meisten davon sind auch national Mischehen und ein Tummelfeld der polnischen Propaganda. Wenn also Böckh berechnet, dafs die Zahl der polonisierten deutschen Katholiken in Posen allein im Mindestfall 13 146, im höchsten Fall 31 561 betrage, je nachdem man den deutschen Katholiken die natürliche Vermehrung der evangelischen Deutschen oder der polnischen Katholiken zuschreiben wolle, so bezeichnen diese Zahlen allerdings nur eine Vermutung, aber man kann doch auch nichts dagegen einwenden. Es könnten also recht gut in Posen zwischen 1861 und 1890 etwa 20 000 deutsche Katholiken polonisiert worden sein.

Wie hat man das gemacht? Zunächst durch die beständige Betonung, dafs polnisch und katholisch, deutsch und evangelisch ganz dasselbe sei, durch die Verfolgung der deutschen Sprache als einer ketzerischen und sündhaften. Wenn Bär einen Fall berichtet, wonach ein polnischer Volksschullehrer den Papst als einen Polen in Anspruch genommen habe, so ist es auch glaubwürdig, was der Fürstbischof und Kardinal Kopp bei Gelegenheit einer Bischofskonferenz in Köln an der Tafel erzählt hat, dafs katholisch-polnische Geistliche in Oberschlesien ihren Beichtkindern gesagt hätten: „Wenn ihr ein einziges deutsches Wort sprecht, so ist das eine so schwere Sünde, dafs euch der Geistliche nicht davon losprechen kann.“ In den meisten Fällen werden ja auch schon weniger drastische Mittel genügen, um schwankende Gemüter dem Polentum zuzuführen. Man kann den preufsischen Behörden den Vorwurf nicht ersparen, dafs sie in sträflicher Gleichgültigkeit die deutschen Katholiken in polnische Gemeinden eingepfarrt liefsen, dafs sie ihnen weder deutschen Gottesdienst noch deutsche Schulen verschafften, sondern noch durch die Errichtung von Simultanschulen in vielen Orten die Minorität deutscher Schulkinder dem polonisierenden Einflufs der Mehrheit überantworteten. Wenn jetzt nach und nach die Einsicht aufdämmert, dafs all der deutsche Unterricht in der Volksschule im besten Fall einige polnische Kinder zweisprachig macht, aber noch lange nicht germanisiert, wenn es die Eltern und der Geistliche nicht haben wollen, dafs aber die deutschen Kinder, wo sie mit polnischen gemeinsam unterrichtet werden, zum mindesten in den Fortschritten aufgehalten sind, mit grofser Wahrscheinlichkeit aber durch den Umgang polonisiert werden, so ist das höchste Zeit.

Kann die Polonisierung der Ostmarken aufgehalten werden? Ganz gewifs, aber wer den Zweck will, mufs auch die Mittel wollen. Dafs die bisher angewandten Gegenmafsregeln nichts anderes sind, als wenn man

Digitized by Google

Überschwemmungen statt mit Dämmen aus Erde und Stein durch Bindfäden und Warnungstafeln bekämpfen wollte, das kann doch nicht dafür sprechen, dafs man die polnische Flut immer höher steigen lassen mufs. Allerdings ist es sehr wenig, wenn die Ansiedlungskommission in den acht Jahren ihrer Thätigkeit erst rund 850 deutsche Familien angesetzt hat, und man hat mit Recht darauf hingewiesen, dafs bei dem Tempo der letzten beiden Jahre der sich ergebende Zuwachs von jährlich 1000 Köpfen gar nicht ins Gewicht falle gegenüber dem Verhältnis der 700 000 Deutschen zu den 1 053 800 Polen in Posen. Ja, noch mehr, die Ansiedlungskommission hat durch die anfängliche Beschränkung des Güterkaufs aus polnischer Hand die halb bankrotten polnischen Besitzer mehrfach wieder auf die Beine gebracht, so dafs sie sich ihrerseits bessere Güter deutscher Vorbesitzer kaufen konnten, und war der klassische Beweis bureaukratischen Schlendrians ist, die 1891 begründete Generalkommission für Rentengüter hat der Ansiedlungskommission direkt entgegengearbeitet, indem sie ein Drittel der von ihr ausgethanen Rentengüter an nicht deutsche Landwirte gegeben hat! Daraus kann aber doch nur der Schlufs gezogen werden, dafs die bisherigen Mittel unzulänglich gewesen sind, dafs man sie verzehnfachen mufs, dafs man keine solchen Mifsgriffe mehr begehen darf, dafs man ohne Überstürzung, aber zielbewufst und energisch darauf hinzuarbeiten hat, dafs das deutsche Element in der Provinz Posen die Majorität erlangt, nicht durch pädagogische Germanisierungskunststücke, sondern durch umfassende Ansetzung deutscher Bauern. Nach einer Angabe v. Bergmanns stand Posen 1858 oben an in Hinsicht des Grofsgrundbesitzes, es hatte auf die Quadratmeile 5,9 Güter von mehr als 600 Morgen, am wenigsten hatte Westfalen mit 1,9 Gütern. In diesem Vorherrschen des grofsen Grundbesitzes spricht sich die Schwäche des Bauernstandes und damit auch des Bürgerstandes deutlich genug aus. Besitzungen unter 30 Morgen gab es auf die Quadratmeile in Posen 76, in Westfalen 406, im Rheinland 1123! Weshalb wundert denn die deutsche Bevölkerung Polens so stark aus? Von 1816 bis 1880 ist die Zahl der „bänerlichen Nahrungen" von 48 151 gesunken auf 39 389, fast 9000 Bauernfamilien hat der Grofsgrundbesitz aufgefressen oder aus dem Lande gejagt! Der Grofsgrundbesitz arbeitet mit dem billigeren polnischen Arbeitskräften, deshalb ist er, gleichviel ob er deutschen oder polnischen Herren gehört, der gefährlichste Feind der Germanisation. Jeder deutsche Bauernhof, der aus dem Leib des grofsen Grundbesitzes herausgeschnitten wird, verringert den Nahrungsspielraum des polnischen Proletariats und bestärkt dessen Neigung, nach Westen zu wandern, in den Fabrikgegenden des Rheinlands Arbeit zu suchen, wo es in nationaler Hinsicht ungefährlich wird; im Westen lernt der Pole dann freiwillig deutsch. Dafs die Sperrung der Ostgrenze gegen polnischen Nachschub Recht und Pflicht des nationalen Selbsterhaltungstriebes ist, braucht nicht gesagt zu werden. Der preufsische Staat hat heute nur die Wahl, durch Gehenlassen die Polonisierung Posens und Westpreufsens zu befördern, ein preufsisches Galizien heranwachsen zu lassen, das schliefslich nur noch durch das lockere dynastische Band mit dem Staate sich verbunden fühlt — oder für die Deutschwerdung der Gebiete die Opfer zu bringen, die eine derartige Aufgabe des grofsten Stiles erfordert. Dafs die Hoffnung einer Wiederaufrichtung des alten polnischen Reiches in seinem ganzen Umfang sich heute kräftiger regt als seit Jahrzehnten, dafs die Fortschritte des Polentums in Posen und Westpreufsen die Ansicht auf Verwirklichung polnischer Ideale für die Polen selbst immer greifbarer machen mufs, kann heute kein Einsichtiger mehr verkennen. Da aber Posen für den Bestand Preufsens und schliefslich auch des Deutschen Reiches als conditio sine qua non zu gelten hat, so ist für den weifsen Adler nie und nimmer neben dem schwarzen ein anderer Wert zulässig als der historischer Erinnerung! Der Wille, Posen und selbstverständlich auch Westpreufsen, so gut wie Ostpreufsen und Schlesien, trotz slavischer Beimischung, für immer zu behalten, mufs täglich und stündlich durch Thaten, nicht nur durch Worte den Polen zu Gemüte geführt werden!

Die rechteckigen Schrägdachhütten Mittelafrikas.

Verbreitung und Vergleichung.

Von Dr. L. Hösel. Leipzig.

III. (Schlufs.)

IV. Das Material.

Es ist hier eine ausführliche Beschreibung des bei dem Hüttenbau verwendeten Materials weder beabsichtigt noch geboten; nur die wichtigsten Momente sollen hervorgehoben werden.

Zunächst mufs auffallen, dafs Lehm oder Thon in Centralafrika weit weniger benutzt wird, als im Süden und in Nord- und Südafrika. Der Hauptgrund ist offenbar auch hier wie bei der Form des Daches im Klima zu suchen. Je häufiger und massiger die Regen sind, die ja schon indirekt als wichtigste Erzeuger der Pflanzenwelt einen bestimmenden Einflufs auf das Bauen ausüben, desto untauglicher erweist sich der Lehm als Baumaterial. Je mehr man sich von der Nordküste her dem Äquator nähert, desto seltener wird man die Wohnungen aus Lehm hergestellt finden. Im Kongogebiete bedienen sich meist nur diejenigen Völker, welche an den Grenzen des fraglichen Gebietes wohnen, dieses Stoffes, und schon in der Art der Verwendung tritt seine untergeordnete Bedeutung zu Tage: er dient lediglich als dünner Bewurf der Wände, und dazu oft nur des unteren Teiles derselben. Am häufigsten kommt er noch in Oberguinea und Nordost-Kamerun zur Verwendung (Fig. 20). Doch ist auch hier seine Bestimmung keine andere. Das Haus wird zunächst in Gitterform durch senkrechte und wagerechte Stäbe aus Bambus hergestellt, und nachdem diese wie überall durch Rohr miteinander verbunden sind und das Dach aufgesetzt ist, tritt an Stelle der dort verwendeten Blätterverkleidung der hier allerdings ziemlich dick aufgetragene Lehm. Es hat also in seinem unfertigen Zustande genau dasselbe Aussehen wie bei den weiter östlich wohnenden Volkern.

Den Grundstock der Hütten bilden fast überall dünne Stämme, welche der Wald in reicher Fülle und in vorzüglicher Qualität liefert. Man erinnere sich nur der klassischen Schilderungen, welche Schweinfurth von den Manghattu entwirft, um letztere Behauptung gerechtfertigt zu finden.

Digitized by Google

Sehr wichtig ist die Frage danach, wie die Stämme miteinander verbunden werden. Treibt man sie dicht geschlossen im Kreise in die Erde, so ist eine besondere Verbindung zwischen ihnen nicht nötig. Das überragende Dach verhindert das sich nach aufsen Neigen des einen oder andern. Ein derartiges Anordnen im rechteckigen Grundrifs dagegen mufs sich natürlich sehr unpraktisch erweisen, denn die Breitseiten werden bald eingedrückt sein. Ist bei diesem einfachen Verfahren der widerstandsfähigeren Rundhütte, besonders wenn sie von geringem Durchmesser ist, entschieden der Vorzug zu geben, zumal sie dem Sturme weit weniger Widerstandsfläche entgegensetzt als die rechteckige, so ändert sich dies Verhältnis zu Gunsten der letzteren, wenn man einen Schritt weiter geht. Abgesehen davon, dafs man ja nicht blofs durch die geschützte Lage des Hauses und der ganzen Siedlung der Wut des Sturmes begegnen kann, so dafs derselbe nur selten und nie mit voller Wucht im rechten Winkel auf eine Seite des Gebäudes stöfst, abgesehen davon kann man auch ein Mittel anwenden, welches bei der kreisförmigen Anordnung ausgeschlossen bleibt: die Verbindung der senkrechten Stützen durch wagerechte Planken, Stäbe oder Stämme. Auf diese Weise entsteht die Form des Gitters (Fig. 21). Das Gitter aber gewährt neben der gröfseren Haltbarkeit, die es dem Ganzen verleiht, noch den wichtigen Vorteil, dafs sich die Verkleidung aufserordentlich leicht anbringen läfst. (Der Afrikaner verfügt weder über Nägel, noch Hämmer), dafs sie durch das gerade Aufliegen nicht leidet und fast luftdicht schliefst. Diese Hütten haben in ihrem

Fig. 20. Häuser in Tumunlu am Volta. Nach Binger.

unfertigen Zustande das Aussehen von grofsen Vogelkäfigen, eine Bezeichnung, die vielfach von Reisenden angewendet wird und treffend gewählt erscheint. Leider fehlen aus vielen Gegenden genaue Beschreibungen über den Hausbau; so dafs es oft fraglich bleibt, ob die volle Gitterform angewendet wird oder nur die einfache wie bei den viel gerühmten Giebeldachhäuschen der Mangbattu. Bei diesen Häuschen, welche auch von andern Völkern, selbst im Westen des Erdteiles, errichtet werden, bilden die Stämme gleichsam nur den Rahmen der Wand oder des Daches, und es ist nötig, durch Lianenstränge oder Palmblätter, beziehentlich deren Rippen für die Verkleidung einen sicheren Untergrund zu schaffen. Lianenstränge und Blattrippen vertreten hier die Gitterstangen oder Dachsparren. Wie häufig Palmblätter Verwendung finden, beweist die Thatsache, dafs in dem ganzen Gebiete die Dächer eine leicht gewellte Form zeigen. Dies aber hat in der natürlichen Biegung des Palmblattes seinen Grund.

Als Verkleidung dienen meist Bananenblätter, Gras und Rinde. Dafs man äufserst sorgfältig verfährt, zeigt am besten, wie man bestrebt ist, Wind und Regen von dem Innenraume der Wohnungen fern zu halten. Die Bananenblätter ruhen dachziegelartig übereinander, um dem Wasser einen schnellen Abfluss zu gewähren. Zum Schutz gegen den Wind spannt man Ranken und Lianen über das Ganze hinweg (siehe Junker, II, 496).

Die Stämme und Stränge werden meist durch Nähte oder Verbände befestigt. Die Sorgfalt, mit welcher dies geschieht, ist bewundernswürdig. Sie verleiht dem Bau jene staunenswerte Haltbarkeit. Als Bindemittel dient fein gespaltenes Rohr. Auf diese Weise kommen die Eingeborenen mit wenig Handwerkszeug aus (Fig. 22).

Wenn uns Stanley von den Balesse erzählt, dafs sie Bäume von 45 bis 60 cm Durchmesser fällen, sie in kurze Stücke von $1^1/_4$ bis $1^3/_4$ m Länge zerlegen, vermittelst harter Keile spalten und mit Hilfe ihrer kleinen zierlichen Krummäxte in gleichmäfsige, ziemlich glatte und viereckige Planken verarbeiten, so mufs das überraschen. Dieses Volk ist auf dem besten Wege, für Afrika die Bretterwand zu erfinden. Doch steht im „dunklen" Erdteile dieser Fall wohl noch vereinzelt da. Indessen sind derartige Völker offenbar an erster Stelle berufen, europäische Kulturelemente aufzunehmen und sie nach ihrer Eigenart und den gegebenen Hilfsmitteln entsprechend weiter zu entwickeln.

V. Folgerungen.

Werfen wir einen Blick auf die Karte, so ergiebt sich, dafs mit Ausnahme von Obergninea das Gebiet der rechteckigen Bauten ziemlich abgerundet ist. Eine starke Ausbiegung zeigt sich nur im Nordosten nach dem Uelle hin und anderseits eine Einbuchtung im Süden am Kassai. Allerdings wird sich später, wenn Afrika besser bekannt sein wird, manche der geraden Linien in eine Anzahl von kleinen Kurven und Winkeln auflösen, am Gesamtbilde jedoch kann dies nur wenig ändern. Sonderbar berührt es, dafs das Gebiet mitten vom Kongo durchflossen wird, dafs es sich geradezu — den Westen abgerechnet — mit dem Gebiete dieses Stromes deckt, wenn wir seinen Oberlauf und den seiner Nebenflüsse abschneiden. Es fragt sich nun, welches ist die Ursache der Verbreitung dieser Hüttenart? Hat hier lediglich der Zufall obgewaltet, vielleicht unterstützt durch das vorhandene Baumaterial? Oder deutet die Bauweise eine Verwandtschaft der umgrenzten Völkerschaften an? Hat vielleicht gar der Kongo in Verbindung mit seinen Hauptzuflüssen die Rolle eines Vermittlers zwischen sich fremd gegenüberstehenden Völkern gespielt?

Mag auch der Zufall manches zuwege bringen, was unsere Bewunderung erregt, so ist es doch ganz undenkbar, dafs hier nicht andere Faktoren weit mächtiger gewirkt haben sollten.

Dafs das Material in Verbindung mit dem Klima einen gewissen Einfluss auf den Baustil ausübt, ist an anderer Stelle angedeutet worden, dafs beide Faktoren aber zwingend wirkten, das läfst sich nicht erweisen; denn es wäre ja sonst jede andere Stilart für dieses Gebiet ausgeschlossen. Dem ist aber keineswegs so. Ferner müfste die Grenze überall mit dem Wechsel des Materials, also auch mit der Verbreitung gewisser Pflanzen zusammen fallen, was aber nicht der Fall ist. Aufserdem lassen sich von jedem Material sowohl eckige, als auch runde Hütten herstellen, es fragt sich nur, in

Digitized by Google

welcher Art es verwendet wird. Die Art der Verwendung entspringt aber dem Geiste des Menschen, wenn er sich auch zu seinem Zwecke natürlich das geeignetste Material wählen und sich durch die Brauchbarkeit bis zu einem gewissen Grade leiten lassen wird. Übrigens sollte man meinen, daß die Form der Stämme an und für sich eine Aufforderung zur kreisförmigen Anlage sei.

Leicht könnte man versucht sein, den Strömen einen großen Einfluß bei der Verbreitung des Baustiles zuzuschreiben. Wenn man aber bedenkt, daß diese natürlichen Straßen nur in äußerst geringem Maße dem friedlichen Verkehre dienen, daß die meisten benachbarten Stämme sich feindlich gegenüberstehen und sich gegenseitig abzuschließen suchen, wenn man weiter erwägt, daß der Verkehr auf einem Flusse den Besitz von Fahrzeugen, also eine Kulturstufe voraussetzt, auf welcher sich ein bestimmter Baustil bereits herausgebildet hat, so wird man den Einfluß dieser Wasserwege nicht gar hoch anschlagen können.

während die Bantufamilie zwei durchaus verschiedene Hüttenformen aufweist, schließt sich die südliche Gruppe derselben in ihrer Bauweise den Sudannegern an, von denen sie durch ungeheure Flächen geschieden ist, welche aber eben gerade von der einer andern Hüttenform huldigenden nahe verwandten Gruppe bewohnt werden. Indessen ist nicht zu übersehen, daß seit den frühesten Kulturperioden im Osten noch Raum genug für den Austausch geistiger und materieller Güter zwischen den verschiedenen Völkerfamilien übrig blieb. Außerdem haben die Bantu die Rundhütte selbständig und durchaus eigenartig weiter entwickelt.

Die Hüttenform bleibt ein wichtiges Moment bei der Frage nach der Abstammung und Verwandtschaft der einzelnen Völker. Es wäre falsch, sie einfach zu ignorieren. Sie ist keineswegs etwas Zufälliges und durchaus nicht so wandelbar, als es zuweilen scheint. Alle Völker halten mit großer Zähigkeit an der einmal ererbten und seit Jahrhunderten

Fig. 21. Gitterbau. Das Dorf Konkronsu. Nach Binger.

Auch die Meinung, daß die Hüttenform, sich gleichsam durch ihre Vortrefflichkeit von selbst empfehlend, von Stamm zu Stamm gewandert sei, hat manches für sich. Doch steht dieser Meinung eben jenes sich Abschließen der Völker hinderud entgegen. In vielen Gegenden ändert sich ohne jeden Übergang die Hüttenform genau an der Linie, an welcher die Siedlungen eines andern Volkes beginnen. Dies ist besonders in Ost- und Nordkamerun der Fall, wo dem Wanderer mit der Rundhütte zugleich ein vollständig anders geartetes Völkerleben entgegentritt. Religion, Sitte, Lebensweise wechselt mit einem Schlage.

Eine der ersten Fragen, die sich dem Beurteiler aufdrängen, ist die, ob denn wohl die Verschiedenartigkeit der Hütten mit der Gruppierung der einzelnen Völkerstämme, beziehentlich Rassen eine Übereinstimmung erkennen lasse. Ein Blick auf die Karte zeigt freilich, daß sie mit der ethnographischen nicht überall im Einklang steht. Denn, um nur eines hervorzuheben, geübten Bauweise fest, eben weil sie mit ihren Gewohnheiten aufs engste verknüpft ist, weil sie ein gut Teil des geistigen Schaffens und somit gleichsam ein Stück Kulturgeschichte eines Volkes verkörpert. Wie fest gewurzelt die Bauweise bei wilden oder halbwilden Völkern ist, dies beweist z. B. das Wort Livingstones, welcher an einer Stelle (I, 53) darüber klagt, daß seine afrikanischen Arbeiter zum Hausbau „nicht viel helfen können", da sie „eine seltsame Ungeschicklichkeit besitzen, etwas viereckig zu machen, denn ihre Hütten — sind rund". Sofern nicht eine hohe Kultur ihrem Geiste ein vollständig neues, bisher ungeahntes Reich des Denkens und Fühlens öffnet und sie zu fesseln im stande ist, bewahren sie die ihnen eigentümliche Bauweise unbeschadet aller Stürme des Lebens und aller mächtigen äußeren Einflüsse, so daß der Reisende aus der Ferne schon an der veränderten Bauart erkennt, daß er sich den Wohnsitzen eines andern Stammes nähert. Orte, welche von Angehörigen verschiedener

Digitized by Google

Völker bewohnt werden, zeigen meist auch verschiedene Hüttenformen auf. Interessant ist nach dieser Seite hin Kintampo südwestlich von Salaga. Eine ganze Reihe von Völkern ist hier vertreten. Sowie sich jeder Stamm räumlich von andern geschieden hält, so ist auch jeder seiner ihm typischen Hüttenform und der Art, die Wohnungen zu gruppieren, treu geblieben. Die Rundhütten der Mandé und Dagomba sind streng von den langen, rechteckigen der Ligui gesondert, und diese scheiden sich wiederum von den „élégantes maisonnettes" der Aschanti; daran reihen sich die grofsen Bauten der Haussa u. a. f. Die von den Vätern überkommene Bauweise wird sogar bei grofsen freiwilligen und gezwungenen Wanderungen in ferne Länder beibehalten und auf lange Zeiträume hinaus, wenn nicht gar für immer, treulich bewahrt. Den besten Beweis für diese Annahme liefern die bereits erwähnten Sklavendörfer.

Es bleibt somit nichts anderes übrig, als verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den Völkern des in Frage stehenden Gebietes anzunehmen, denn dafs der Golf von Guinea in dem Sinne gewirkt haben sollte wie anderswo ein Mittelmeer, das erscheint ausgeschlossen. Doch stehen dieser Annahme zwei Hindernisse im Wege. Erstens reichen, wie schon bemerkt, die verwandtschaftlichen Beziehungen über die Grenzen hinaus, und zweitens umschliefst die Grenzlinie Völker, welche als nicht zur Bantufamilie gehörig betrachtet werden.

Gegen Nr. 1 liefse sich anführen, dafs jedenfalls die beiden Zweige der Bantufamilie sich bereits getrennt hatten, als sich eine bestimmte charakteristische Hüttenform herausbildete. Spätere Begegnungen, Unterjochungen und Verschmelzungen vermochten an dem Bestehenden wenig mehr zu ändern.

Dafs die Völker des Kongobeckens und die Kamerunstämme aufs engste miteinander verwandt sind, wird wohl kaum von irgend einer Seite geleugnet werden. Sie besitzen soviel Gemeinsames, dafs ein Zweifel nicht entstehen kann; es sei hier beispielsweise nur an die charakteristische Trommelsprache erinnert[1]).

Schwierigkeiten jedoch entstehen, wenn eine Verwandtschaft mit den Völkern Oberguineas nachgewiesen werden soll. Eine bekannte Thatsache ist, abgesehen von den zahlreichen Verschiebungen, welche besonders im Süden des Kontinents stattgefunden haben, das Wandern der Binnenvölker nach der Küste zu. Da sie naturgemäfs hier aufeinanderstofsen müssen, so erfolgt entweder eine Rückwanderung, was bei dem Nachdrängen anderer schwer ausführbar und überdies gegen das allgemeine Streben ist, oder ein Weiterschieben an der Küste hin. Unter den westwärts ziehenden Völkern sind besonders die Dschagga bekannt geworden, welche der Herrschaft der Portugiesen im alten Königreiche Kongo ein Ende bereiteten, und in neuerer Zeit sind es die Fan und Bákele, welche vor einigen Jahrzehnten an der Küste noch vollkommen unbekannt waren. Weniger kraftvolle Völker sind von ihnen oder auch von andern Stämmen an das Meer gepreíst worden[1]), wie die Mpongwé, Iuinga, Kamma, Gallon, Adschumba, Orangu u. a. Am besten vergleicht man wohl eine derartige Völkerwanderung mit einem durch Regengüsse stark angeschwollenen, rasch dahin fliefsenden Strome. Die energischen, streitlustigen und unruhigen Völkerschaften bilden die mit wuchtiger Kraft gerade vorwärts schiefsende Mittelströmung; die schwächeren Elemente der Völkergruppe sind die zur Seite abgedrängten Wasser, die entweder nach kreisender Bewegung langsam weiter fliefsen oder seitwärts liegende Vertiefungen füllen. Während der Hauptstrom in nordwestlicher Richtung am oberen Sannaga nach Kamerun hinflutet, ziehen die Küstenbewohner in langsamerem Tempo nach Norden zu, um dem Drucke vom Binnenlande her zu entgehen. So meint Kund, dafs der schmale Streifen der Batanga-Küstenbevölkerung nicht von Osten, sondern von Süden her besiedelt worden ist, während das Randgebirge seine Bevölkerung von Osten her erhält. Er schreibt über letzteres wörtlich (Dank. I, 18): „Es erscheint völlig sicher, dafs erst seit einem kurzen Zeitraume Menschen beginnen, wahrscheinlich von Osten her, in diesen Gegenden von dem innern afrikanischen Plateau nach der Küste vorzudrängen. Von allen Ansiedlungen, die sich in dem Randgebirge befinden, kann man sicher behaupten, dafs dieselben nicht älter als 10 bis 20 Jahre sind. Dies bezieht sich auf das ganze Gebiet zwischen dem Sannagafusse im Norden bis nach dem direkt östlichen Hinterlande von Grofs-Batanga und wahrscheinlich darüber hinaus nach Süden." In einem Punkte jedoch darf man sich nicht irreführen lassen. Sind auch die Ansiedlungen im Randgebirge nicht älter als 20 Jahre, so ist doch ganz undenkbar, dafs diese Gegenden früher unbewohnt gewesen seien. Jedenfalls hat von jeher in diesen Ländern, wo die beiden Zugrichtungen aneinanderfliefsen, eine Völkerstauung stattgefunden, und ein Abflufs nach dem unteren Niger hin

Fig. 22. Hüttenbau bei Mambangá. Nach Junker II, 497.

[1]) Man vergleiche auch Coquilhat, Sur le Haut-Congo, p. 360 und Buchner, Kamerun S. 15.

[1]) Zusammengestellt bei Barthel in den Mitt. d. Vereins f. Erdk. z. Leipzig 1893, S. 68 ff.

Digitized by Google

ist somit mehr als wahrscheinlich. Der Zug geht weiter, fremde Völker vor sich hertreibend und zermalmend, bis er sich endlich innerhalb anderer verliert, sei es, daſs er nach wilden Vernichtungskriegen von diesen aufgesaugt wird oder an deren Widerstande zerschellt. Die oben über die Fan aufgestellte Behauptung paſst jedenfalls trefflich in den Rahmen dieses Bildes.

Die Vorhut des gesamten Völkerzuges würden nebst andern weniger wichtigen die Aschanti und Dahomeer sein. Die Ewoer und ihre Verwandten sind alsdann die von der feindlichen Hauptmasse abgetrennten Glieder, die von der Flut umspülten Inseln. Diese vielleicht überraschende Behauptung wird durch die Thatsache gestützt, daſs die Aschanti znerst um 1700 an der Küste genannt werden. Sie führen sich als fremdartiges, eroberndes, kriegerisches Volk ein. Ritter erzählt in seiner Erdkunde von ihnen: „Die Assianten (Aschanti) werden als roh und ungeschlacht geschildert, ihr König als sehr groſs mit langen Gliedern, nicht schwarz, sondern von roter Farbe, was die Neger für einen Vorzug des hohen Standes halten sollen.“ Sie sind aus dem „Innern“ vorgedrungen. Da aber von ganz Oberguinea wenig mehr als der Küstenstreifen bekannt war und selbst in neuester Zeit noch unsere Kenntnis streckenweise kaum zwei bis drei Meilen landeinwärts reichte[1]), so muſs dieses Innere durchaus nicht den Sudan bedeuten. Denken wir uns, die Aschanti zogen innerhalb des Plateaurandes von Osten nach Westen und unternahmen, angelockt durch die von dem Meere her kommenden europäischen Waren, einen Vorstoſs nach der Küste hin. — Beachtenswert erscheint auch Flegels Bemerkung, daſs hart an der Nordgrenze der eckigen Banten ein (?) Stamm haust, welcher sich einer Sprache bedient, die von den Umwohnenden nicht verstanden wird.

Sind auch die Aschanti, Dahoméer, Joruba u. a. vielleicht niemals als Bantu angesehen worden, so ist doch die Behauptung, daſs sie den Bewohnern Niederguineas noch verwandt sind, nicht neu. So faſst Hartmann[2]), nachdem er die Vermutung ausgesprochen, daſs die meisten Völker Oberguineas eines Stammes sind, die eben genannten mit den Gabunvölkern zu einer Gruppe zusammen. Seite 478 z. B. sagt er von den Dahoméern, daſs sie „neben den Bewohnern von Agba, Ota, Dschehn zum groſsen Volke der Joruba gehören, deren Verwandtschaft mit den übrigen, am Busen von Benin wohnenden Völkern sich nicht hinweg leugnen läfst[2]). Selbst in sprachlicher Beziehung sind sie von Norris und Bleek als Bantu bezeichnet worden. Ersterer rechnet das Odschi (die Sprache der Aschanti und Fanti) zum groſsen südafrikanischen Sprachstamme. Sind aber die Aschanti, Dahoméer nnd Joruba den Dualla, Batanga und Fan nahe verwandt, dann sind sie auch Bantu. Es kann jedoch hier nicht der Platz sein, weitere Beweise für diese Hypothese anzuführen oder gar eine Neueinteilung der Negerrasse vorzuschlagen.

Ein Widerspruch könnte noch betreffs der Mangbattu entstehen, welche ja vielfach mit den A-Sandeh als den Fellata verwandt betrachtet werden. Indessen ist durch die neueren Entdeckungen wohl zweifellos dargethan worden, daſs die Mangbattu den Nordbantu zuzurechnen sind. (Coquilhat a. a. O.) Bekannt ist ja, wie schon Schweinfurth mit weitschauendem Blicke sie den Völkern des Gabungebietes an die Seite stellte.

Die verschiedenen Aus- und Einbuchtungen an der Grenze sind leicht durch das Vordringen des einen oder andern Stammes zu erklären. Besonders ist der groſse Einschnitt im Süden bemerkbar. Er ist jedenfalls auf Rechnung der Eroberungslust und staatenbildenden Kraft der Lundavölker zu setzen.

Schwer hält es, eine Erklärung über das südwärts gelegene, von der Hauptmasse abgetrennte Gebiet der gemischten Bauten zu geben. Sind die Minungo, Kioko u. a. von Norden hierher gekommen, wo sie sich dann teilweise zur Bauart der umwohnenden Völker bequemten? Oder sind sie hier zurückgeblieben, während ihre Verwandten nach Norden auswichen, was zur Folge hatte, daſs die Lunda sich zwischen sie schoben und den Zusammenhang unterbrachen? Vor allem ist zu bedenken, daſs Bangala und Kioko wiederholt ihre Heimat gewechselt haben und jetzt noch ein sehr unstetes Leben führen. Ferner haben sie, und dies ist jedenfalls besonders der Beachtung wert, häufig in groſser Menge andere Volkselemente in sich aufgenommen. Welches ist nun ihre eigentümliche Bauweise und diejenige der befreundeten Stämme? Anfserdem sind es Handelsvölker. Weist sie schon die Klugheit darauf hin, sich anderem Geschmacke anzubequemen, so werden sie sich zuweilen sogar in die Notwendigkeit versetzt sehen, von ihrer heimischen Bauform zu lassen, und schlieſslich wird von einzelnen Individuen das neu Erlernte auf die Heimat übertragen. Höchst wahrscheinlich sind sie der nördlichen Bantugruppe entstammt, und damit gewinnt auch Schütts Nachricht über die Bangala an Wert und Bedeutung, daſs sie nur rechteckig bauen. Die Rundhütten sind dann auf Rechnung der angegliederten Stämme zu setzen. Sollte es übrigens nur Zufall sein, daſs jene unruhige, hin und her ziehende Völkerschaft am mittleren Kongo sich ebenfalls Bangala nennt? Auch ist wohl die Lücke zwischen dem Hauptgebiete und dem südlich abgesprengten Gliede nicht so groſs, als es nach der Karte scheint. Unzweifelhaft hausen noch im Bereiche der westlichen Kalunda eine Anzahl von Bangala- und Kiokostämmen, wenn uns über sie auch keine Kunde zugekommen ist.

Es würde zuletzt noch die Frage der Erledigung harren, in welchem Teile Afrikas diese Hüttenform wohl entstanden sein möge. Wenn sie sich damals entwickelte, als die einzelnen Glieder des nördlichen Bantuzweiges noch friedlich nebeneinander wohnten, so müfsten wir zunächst nach dem Heimatlande dieser Völkergruppe suchen. Sie wird aber kaum jemals anderswo ihren Wohnsitz gehabt haben als im südöstlichen Teile des Kongobeckens in der Nähe der südlichen Gruppe. Von hier aus wanderten die Geschlechter nach Westen und Nordwesten, den heimatlichen Baustil treu bewahrend, bald nach dieser, bald nach jener Seite gedrängt oder drängend. Frobenius[3]) sträubt sich dagegen, daſs die Bantu die Erfinder dieses Baustiles gewesen seien. „Es müfste,“ schreibt er, „angenommen werden, daſs die Bantu bei ihrem Zuge nach Süden plötzlich von diesem Baustile zu einem gänzlich verschiedenen, dem runden Grundrifs mit Kugel- und Kegeldach übergegangen wären.“ Er konstruiert sich daher eine besondere „Westküstenrasse“ und meint, von der Küste (von Kamerun?) aus wären dann „die Wanderungen landeinwärts gegangen“, nach dem Sangha und Uelle hin, den Kongo hinauf, bis den „Erbauern

[1]) Vergl. Zöller, Togoland S. 118. Römers Karte von Guinea vom Jahre 1769 enthält fast nur Küstenorte. Isert (1790) verzeichnet zwar einige Orte, doch nicht einen einzigen Völkernamen.

[2]) Die Negervölker I. S. 476 ff.

[3]) Ähnlich auch S. 480: „Die Stämme des Gabungebietes schliefsen sich, wie bereits oben angedeutet wurde, den andern guinensischen Nationen enge an“.

[1]) Frobenius, Afrikanische Bautypen 1894, S. 52 ff.

Digitized by Google

der Sattelachhütten" im Norden „die Sudaner und Niloten" und im Süden die „Bantu-Kalnndastämme" Halt boten. Dies heifst schliefslich nichts anderes, als die Bewohner des Kongobeckens sind, von einigen Vermischungen abgesehen, keine Bantu. Dies wäre zum mindesten eine sehr kühne Behauptung. Ferner ist eine derartige Wanderung durch nichts begründet, während eine solche in umgekehrter Richtung (vom Kongobecken nach der Küste hin) unzweifelhaft ist und wohl schon in den frühesten Zeiten stattgefunden hat.

Wollte man sich in der That die Hüttenform an der Westküste entstanden und alsdann von Stamm zu Stamm nach dem Innern zu wandernd denken, so würde auch diese Ansicht aller Wahrscheinlichkeit entbehren, denn dies würde ein Schiffen gegen den Völkerstrom bedeuten, der seine Fluten nach Westen zu wälzt.

Kulikowskis Untersuchungen über das Zuwachsen und das zeitweilige Verschwinden der Seen in dem Gebiete von Onega.

Von Krahmer, Generalmajor z. D. Wernigerode.

Kulikowski hielt sich im Sommer 1891 in dem Gebiete von Olonez auf, um Untersuchungen über die dortige Hydrographie anzustellen. Folgendes wird seinen Ausführungen entnommen[1]):

Die Hydrographie bietet hier ganz eigenartige Verhältnisse. So giebt es Flüsse, die nicht immer nach ein und derselben Richtung laufen, sondern zeitweilig eine entgegengesetzte annehmen, wie z. B. die Dolgoserka im Kreise Lodcinoje-Polje, die Schuja im Kreise Petrosawodsk; ferner Flüsse, die im Winter nicht zufrieren, an welchen Zugvögel überwintern; es finden sich solche im Kreise Kargopol; endlich Flüsse, die im Winter ihre Eisdecke abwerfen und plötzlich wieder zufrieren. Die Schuja z. B. entspringt in Finnland und nimmt kurz vor ihrem Einfalle in den Onegasee einen Zufluls aus dem See Ukschosero auf, der im Laufe des Jahres 10mal seine Richtung ändert und in den Ukschosero zurückläuft. Geschieht dies, so braust das Wasser drei Tage lang. Im Winter wird das Eis blau, berstet, wird überflutet, schmilzt und aus dem Flusse strömt Dampf. Auch die Schuja selbst geht im Winter auf 2, 3, sogar 7 km in ihrem unteren Laufe auf. So wie aber der Zufluls in den Ukschosero zurückläuft, friert sie plötzlich in einer Nacht wieder zu.

Dieses aufeinander folgende Aufgehen und Zufrieren erklärt sich wohl dadurch, dafs auf dem Boden des Sees in der Nähe des oberen Flufsufers sich Quellen befinden, welche sich verändern und nur zeitweise thätig sind. Ist letzteres nicht der Fall, so sinkt der Wasserspiegel des Ukschosero unter das Niveau des Zusammenflusses mit der Schnja und das Wasser fliefst in den See; im umgekehrten Falle nimmt daselbe eine entgegengesetzte Richtung an. Im Winter ist das wärmere Quellwasser im stande, das Eis des Flusses zum Tauen zu bringen.

Es ist unzweifelhaft, dafs die Wasseroberfläche des Onegasees bei weitem gröfser, sein Niveau 19 bis 25 m höher gewesen ist, als jetzt. Die Konfiguration seiner Ufer ändert sich, aus den Buchten bilden sich kleine abgesonderte Seen und Sümpfe. Das Gebiet von Olonez wird überhaupt ärmer an Wasser, indem die vielen dort befindlichen Seen zuwachsen. Letzteres wird durch die Trümmer der Ufer, die Anschwemmungen der Flüsse, sowie durch die dort sich bildenden Moorschwämme und Humusschichten bewirkt. Im allgemeinen sind die Ufer solcher Seesümpfe niedrig und erheben sich kaum über das Wasserniveau; andere bestehen aber auf einer Seite aus senkrecht abfallenden Felsen. Die diesen anliegenden Stellen sind sehr tief; sie wachsen langsamer zu und meistens erst, wenn der übrige Teil des Sees bereits zu einem Sumpfe geworden ist.

Man kann hier alle Stadien des Zuwachsens der Seen beobachten. Nach der Ansicht von N. S. Poljakow ist der ganze südöstliche Teil des Gouvernements Olonez auf diese Weise entstanden und auch die übrigen Kreise verdanken den gröfsten Teil ihrer Erdoberfläche diesem Umstande.

Südlich von dem Onegasee, an der Grenze des Gouvernements Nowgorod, liegen sieben Seen, die infolge ihres zeitweisen Verschwindens der Beachtung wert sind. Im Kreise Lodcinoje-Polje sind es der Schimosero, Dolgosero; im Kreise Wijtegra — der Kuschtosero, der Kainkische See, Undosero, Katschesero (Luchtosero) und Almosero. Die ersteren beiden — Schimosero und Dolgosero — liegen unmittelbar südlich vom Onegasee, in der Nähe des oberen Laufes des Flusses Megra; — der Kuschtosero, Undosero, Kainkische See und Katschesero in dem von der Megra im Westen, der Kowsha im Osten und der Schola im Süden begrenzten Raum; der Almosero östlich der Kowsha auf einer Hochfläche, die die Wasserscheide zwischen dem Baltischen Meere und der Wolga bildet. Die hier entspringenden Flüsse fliefsen einerseits nach Süden und Osten in den Weifsen See, anderseits nach Norden in den Onegasee und zum Teil nach Westen in den Ladogasee.

In geognostischer Beziehung liegen diese Seen in dem Gebiete der Sedimentärenarten des Devonischen Systems und der Kalksteinformationen; die obere Schicht besteht hier — nach Helmersen — aus weichem, weifsem Kalkstein, die untere aus weifsem, gelbem, rotem Sandstein und Thon; darunter liegen Eisenerzlager.

Das Niveau der Seen übersteigt das des Onegasees um 128 bis 170 m; am höchsten liegt der Schimosero, am niedrigsten der Kainkische See. Sümpfe, in welche sich viele Flüfschen und Bäche ergiefsen, umgeben sie.

Der Schimosero, ungefähr 11 qkm grofs, 2 bis 8 m tief, mit hohen, stellenweise in Sümpfe übergehenden Ufern, ist ganz verschiedenartig geformt und läuft im Südosten in einen kleinen Bach Kulom aus. Derselbe kommt aus dem Grjasnosero, erweitert sich im Schimosero und in der Tschernaja-jama (Schwarzem Graben) weiter laufend, endigt er in einem „Wasserstrudel". Da der Kulom selbst bei hohem Wasserstande in dem Schimoreso bemerkbar, auch der See hier tiefer ist, so ist der Schimosero weniger als ein See, vielmehr als der in der Niederung sich verbreiternde Kulom anzusehen. Auf der Oberfläche des „Wasserstrudels" zeigen sich grofse, schwarze, konzentrische Ringe, deren Mittelpunkt sich aber nicht in der Mitte der Tschernaja-jama, sondern in der Nähe des südöstlichen Randes befindet. Letztere hat eine Tiefe von etwa 43 m, ist aber im Südosten an dem steilen Ufer tiefer. Von den an den Rändern sich befindenden natürlichen Marken des Wasserstandes war die höchste im Juni 1891, 8 m höher als der Wasserspiegel.

[1]) Veröffentlicht in der Zeitschrift „Semlewiedjenije" (Erdkunde) der geographischen Abteilung der kaiserl. russischen Gesellschaft der Freunde der Naturkunde, Anthropologie und Ethnographie zu Moskau.

Digitized by Google

Die Form, Tiefe und Größe der Seen ändern sich fortwährend; die Wasserverbindungen nehmen oft eine der gewöhnlichen entgegengesetzte Richtung an. So strömt z. B. das Wasser, das im Frühjahr aus dem Dolgosero in den Grjasnosero fließt, etwa Anfang Juni in ersteren zurück und bildet hier einen besonderen „Wasserstrudel". Der Kulom behält indessen seinen Lauf in den Schimosero und die Tschernaja-jama bei. Allmählich fällt aber das Wasser des Grjasnosero und des Schimosero, anfangs in zweimal 24 Stunden nur 4 cm, dann aber um ebensoviel in der Hälfte der Zeit. Es zeigen sich in dem Schimosero Sandbänke, Inseln und Mitte August ist der See bis auf den Kulom vollständig verschwunden. Mit dem Fallen des Schimosero, nimmt auch das Wasser in der Tschernaja-jama ab und fällt über die im Bette liegenden Steine als ein Wasserfall fast 32 m tief hinab. Das hört aber allmählich auch auf; das Wasser verringert sich noch mehr und sucht sich als Wasserrinne einen Weg durch die Steine. Der „Wasserstrudel" wird ans einem kleinen runden See zu einem Loch voll schmutzigen Wassers, das übrigens nie ganz verschwindet. Sein Niveau hebt oder senkt sich und selbst im Winter zeigen sich noch Wasserwirbel. Die Jama trocknet nicht jedes Jahr um Mitte August aus, meistens bedeckt sie sich noch mit Eis, und indem das Wasser fällt, bilden sich mächtige Schnee- und Eistrichter.

Im Dolgosero trocknet der „Wasserstrudel" nie so vollständig aus, wie das im Schimosero der Fall ist. Gegen Weihnachten senkt sich aber auch hier das Eis, zeigt alle Bodenunebenheiten, bildet Eishügel, Gräben und Risse. Im Frühjahr steigt das Wasser wieder, es fängt an in den Grjasnosero und weiter in den Schimosero zu laufen, um beim Fallen wieder zurückzuströmen.

Im Osten vom Schimosero liegt der nicht weniger interessante See Kuschtosero in einem Kessel; er hat meistenteils hohe Ufer, ist stellenweise mit Rohr bewachsen, 23 qkm groß und 13 m tief. Man erzählt, daß er zeitweise vollständig verschwindet, zum letztenmale 1859. Während des Sommers zeigte sich kein Wasser; der See war zu einer mit Sand und Schlamm bedeckten Steppe geworden; die Bauern mähten Heu und säeten zwei Jahre lang Korn; im dritten Jahre aber füllte sich der See wieder mit Wasser und die Ernte wurde vernichtet.

Mit Eintritt des Herbstes bei starkem Regen füllt sich der Kuschtosero allmählich mit Wasser, das nach und nach bis an den Uferrand steigt. Da der See alle drei vier Jahre sein Wasser verlor und somit auch der Fischfang brach lag, haben die Anwohner dort, wo nach Aussage von alten Leuten das Wasser zu verschwinden anfing, ein Wehr gebaut, das auch genützt hat.

Der „Wasserstrudel" des Kuschtosero, an seiner Ostseite befindlich, mit hohen Ufern, hat eine Tiefe von 25 m; 15 m über dem Wasserspiegel tritt Kalkstein zu Tage. In den Jahren, wo der See wasserlos war, wurden im Boden zwei Öffnungen zwischen Kalksteinwänden sichtbar, durch welche das Wasser abgeflossen war. Eben solche, etwas kleinere Öffnungen befinden sich in der östlichen, nach dem Undosero zu liegenden Kalksteinwand.

In den letzten zehn Jahren war der Wasserstand des Kuschtosero ein hoher, 1892 und in dem vergangenen Jahre fing er aber zu fallen an. An den Ufern zeigten sich die Ueberreste von unter Wasser gestalten Bäumen; Inseln entstanden. — Bei einer Ueberfüllung des Sees bildet sich ein Bach, der mit dem „Wasserstrudel" zusammen Wasser abführt, so dass es bis zur Höhe des Wehrs fällt.

Östlich vom Kuschtosero auf derselben Wasserscheide, befinden sich die Seen Kainskoje, Undosero, Katschosero, die miteinander verbunden sind. Der 3 bis 4 km lange, $1^1/_2$ bis 2 km breite Kainskische See liegt zwischen mit Wald bewachsenen Höhenzügen, zieht sich von Südost nach Nordwest; an den Dörfern Muschewix und Kaino vorbeilaufend, springt er etwas in der Mitte nach Nordost vor, so dass er einen Halbkreis bildet. An 70 mit dichtem Grase und Wald bewachsene Inseln liegen in demselben. In der Nähe der Höhenzüge, welche ihn von dem Kuschtosero trennen, zieht er sich, wie bemerkt, nach Nordwest, nachdem er sich mittels eines Durchflusses mit dem See Undo und durch diesen mit dem Kainosero, der nordwestlich von dem Durchfluß in der Nähe von Koschtuga liegt, vereinigt hat. Nicht einer von diesen Seen hat einen offenen Abfluß. Da der Wasserspiegel in dem Kainskischen See niedriger als der der übrigen Seen ist, so ist ein Zufluß aus diesen (Undo und Katschesero) bemerkbar. Bis zum Jahre 1867 trocknete er nach Verlauf von einem, zwei, höchstens drei Jahren aus; von da ab bis 1872 aber blieb das Wasser mit gleichem Niveau stehen. Wenn auch im letzteren Jahre das Wasser merklich fiel, so verschwand es doch nicht vollständig. 10 Jahre lang hielt sich das Wasser auch nur ein um das andere Jahr auf derselben Höhe. War es abgeflossen, so zeigte es sich den ganzen Sommer bis zu den Herbstregen nicht wieder. Der Seeboden wurde zu einer wilden Steppe. Die Bauern schnitten Heu und säeten Hafer, der einen guten Ertrag gab. Nur ein kleiner Bach floß in Richtung des Sees nach Südost und verlor sich in dem dort befindlichen „Strudel", welcher ebenso wie im Kuschtosero und Schimosero rund ist. Seine Tiefe beträgt etwa 21 m. Durch eine an der südöstlichen Wand befindlichen Ausgangsöffnung fließt das Wasser aus dem Kainskischen See, dem Undosero und Katschesero ab. Der „Strudel" versiegte bald vollständig, bald teilweise. In den letzten Jahren aber, bis zum Jahre 1890, stieg das Wasser wieder und setzte Felder, Wiesen, Dörfer unter Wasser. Um dem abzuhelfen, begann man im Winter einen Kanal nach einem der Waldseen zu bauen. Diese Arbeit war indessen nnnütz, denn im Frühjahr 1891 trat das Wasser wieder zurück und im Juli schon zeigten sich wieder Inseln.

Die hydrographischen Erscheinungen im Gebiete von Olonez hängen hauptsächlich mit den Kalksteinformationen zusammen, die in den südöstlichen Gegenden vorherrschen. Man findet Kalkstein auf dem Boden der Seen, im Grunde und an den Wänden der „Wasserstrudel". Durch diese Formationen ist es dem Wasser leicht, sich einen Weg zu bahnen. So befinden sich in der Tschernaja-jama eine Öffnung in der östlichen Wand nahe am Boden des Sees; in dem Kuschtosero — zwei auf dem Boden selbst und mehrere in der östlichen Wand; in dem Kainskischen See — mehrere in den Wänden. Wenn auch in den andern Seen solche Öffnungen noch nicht bemerkt sind, so sind solche doch wohl, nach den „Strudeln" zu schließen, vorhanden. Es fragt sich nun, wohin verliert sich das Wasser? Vieles weist auf hier vorhandene unterirdische Wasserläufe hin. Es ist z. B. von Interesse, daß fast unmittelbar an dem Ufer des Schimoseroschen Grabens, in der Ecke, wo sich der aufsaugende Schlund befindet, zwei runde mit dunklem Wasser angefüllte Höhlungen, eingestürzte Stellen, liegen. Dieses Wasser trocknet infolge des fehlenden Kalksteins und des vorhandenen festen Thons nie aus. Solche mit Wasser angefüllte Höhlungen trifft man auch weiter im Osten nach dem Kuschtosero zu; sie hören aber auf, bevor sie die Megra erreichen, wenden sich wahrscheinlicherweise nach der Seite und verlieren sich in der Wildnis. Eben solche Höhlungen ziehen sich von dem Kuschtoseroschen Strudel nach dem Kainsee hin. In

Digitized by Google

diesen bisweilen 1 m langen und noch weniger breiten Höhlungen hält sich das Wasser im Niveau mit dem des Kuschtosero und Undosero. Je nachdem dasselbe in den beiden Seen zunimmt, nimmt es in den Höhlungen ab und umgekehrt. Auch von dem Kainstrudel aus laufen nach Osten in den sumpfigen Niederungen dergleichen Höhlungen. Anfserdem findet man ferner auf dem nach Osten sich hinziehenden Höhenzuge der Tarakaniberge wasserleere, trichterartige Höhlungen, die bei einem Durchmesser von 10 m eine Tiefe von 8 m haben.

Die Richtung und Form dieser Höhlungen weist darauf hin, dafs man es hier mit Erdsenkungen zu thun hat, die dadurch entstanden sind, dafs unterirdische Wasserläufe die tiefer gelegenen Schichten unterwaschen haben. Befindet sich nun auf einer so unterwaschenen Stelle eine Erhöhung, ein Hügel, so bildet sich wohl auf der Oberfläche eine trichterförmige Höhlung; ob sich dieselbe aber mit Wasser füllt, hängt lediglich von der Beschaffenheit des Grundes und der Menge der Niederschläge ab, da der unterirdische Wasserlauf nicht wohl bis zu einer Höhe von 40 m steigen kann. Anders ist es aber, wenn die unterwaschenen Stellen in einer Niederung liegen, dann kann der unterirdische Wasserlauf an die Oberfläche treten, einen kleinen See oder eine mit Wasser gefüllte Höhlung bilden. Das Niveau dieses Wassers wird sich immer mit dem Wasserspiegel der Seen im Gleichgewichte halten. Somit wird der Bereich erbracht sein, dafs unterirdische Wasserläufe hier thatsächlich vorhanden sind. In den vom Kainsee sich nach Osten hinziehenden Höhlungen tritt sogar an einer Stelle ein solcher unterirdischer Wasserlauf als eine 20 m im Durchmesser habende Quelle — Talik — an die Oberfläche. Das Wasser läuft in den Flufs Basika und aus demselben als Scholafluls in den Weifsen See. Der Talik, dessen Wasser auf der Oberfläche starke Strudel bildet, steht augenscheinlich mit dem Kainsee in Verbindung, je mehr Wasser letzterer hat, desto mehr auch der Talik, desto mehr sprudelt er. Ist der See seicht, so auch der Talik. Das Wasser des letzteren ist gewöhnlich kalt und sehr rein; wenn aber der Kainsee stark fällt, der Strudel zu einem schlammigen Graben wird, so führt auch der Talik nur schlammiges Wasser.

Während hier die Verhältnisse ganz klar liegen, beruhen solche in Betreff des Kuschtosero und Schimosero nur auf Annahmen. Das fast gleiche Niveau des Kuschtosero mit dem Kainsee, ihr gleichzeitiges Zu- und Abnehmen läfst schliessen, dafs sie einen gemeinsamen Abflufs haben. Die eingestürzten Stellen, die Gräben, die von dem einen See nach dem andern sich hinziehen, ein gewisses Ab- und Zunehmen des Wassers in dem Kuschtosero dem Kainsee gegenüber, spricht dafür, dafs das Wasser aus dem ersteren in den letzteren und weiter in den Weifsen See fliefst.

Wo das Wasser des Schimosero bleibt, ob sich mit demselben das des Dolgosero vereinigt, ist nicht festzustellen. Die nach Osten, nach dem Kuschtosero sich hinziehenden Erdsenkungen des Schimoseroschen Strudels erreichen — wie erwähnt — den Megraflufs nicht. Es ist aber doch wohl anzunehmen, dafs aus dem Schimosero ein unterirdischer Wasserlauf nach Norden läuft, mit der Megra im Zusammenhange steht und sich mit dieser in den Onegasee ergiefst. Ein Beweis dafür ist, dafs im August 1872 zu einer ganz ungewöhnlichen Zeit die Megra austrat und weite Flächen überschwemmte. Es war nämlich 12 km oberhalb des Dorfes Koschtnga an dem linken Ufer des Flusses Pedashma plötzlich eine Erdsenkung entstanden, aus welcher Wasser in Art eines Springbrunnens hervordrang und Schlamm, Stein, Sand 4 m hoch emporschleuderte. Es dauerte nur einige Tage, jedoch blieb eine grofse Quelle zurück. Der unterirdische Wasserlauf wird auf undurchdringliche Schichten gestofsen sein und sich so einen andern Ausweg auf gewaltsame Weise gesucht haben.

Um sich das Verschwinden des Wassers eines Sees zu erklären, mufs man den Strudel gleichsam als einen Krahn ansehen, der, geöffnet, das Wasser abfliefsen läfst. Ist der Zufluls gröfser als der Abflufs, so füllt sich der See, umgekehrt fällt das Wasser und verschwindet schliefslich ganz, worauf allerdings der Wasserstand überhaupt, sowie die atmosphärischen Niederschläge Einflufs haben. Letztere sind aber nur im stande, eine gewisse Zeitlang das Verschwinden aufzuhalten; den See von neuem zu füllen, vermögen sie nicht.

Wenn das Wasser aus den Seen auf einen längeren Zeitraum, auf zwei, drei Jahre verschwindet, und bisweilen zwei, drei, sieben, neun Jahre lang sich auf gleichem Niveau erhält, so entspricht das in keiner Weise der Menge der atmosphärischen Niederschläge. Man mufs die Ursache in andern Verhältnissen suchen. Da in dem See, aus dem das Wasser abläuft, sich keine neuen Strudel bilden, mufs die Fähigkeit der bereits vorhandenen, das Wasser einzusaugen, sich steigern. Das kann aber nur geschehen, wenn sich von dem unterirdischen Hauptabflusse ein neuer Arm abzweigt, was ja in den Kalksteinformationen leicht vor sich gehen kann. In einem solchen Falle kann sich der See nicht mit Wasser füllen. Ebenso ist es aber möglich, dafs die unterirdischen Wasseradern durch Niederbrechen von Gesteinsadern verschüttet werden. Eine Folge davon ist, dafs das Wasser in dem See wieder erscheint. Er füllt sich an, das Wasser steigt, bis der unterirdische Wasserlauf sich wieder einen neuen Weg gebahnt hat. Von einer regelrechten Periode kann also keine Rede sein, wie das ja auch aus dem bereits erwähnten Zu- und Abnehmen des Wassers in den Seen hervorgeht.

Sehr möglich ist es, dafs anfangs an der Stelle dieser einzelnen Seen entweder abgeschlossene Seen oder zusammenhängende Sümpfe bestanden. Das Wasser sickerte allmählich durch den nachgiebigen Boden, bis es unter der Erde in irgend einen leeren Raum eindrang. Dort fand es fertige Kanäle, welche das Wasser abführten, indem sie entweder an der Oberfläche der Erde, und vielleicht auch auf dem Seeboden selbst sich öffneten.

Es kann leicht sein, dafs die lange Reihe von Erdsenkungen und Quellen mit der Zeit noch mehr zunimmt, dafs sie schliefslich eine einzige lange Erdkluft bilden, auf dessen Grunde ein Flufs fliefst, der früher ein unterirdischer Wasserlauf war.

Die Flora Kabyliens.

Von Dr. E. Roth[1]).

Bisher war unsere botanische Kenntnis des Djurdjuragebirges, welches sich etwa 150 km weit hinzieht, eine geringe, und doch ist dieses Glied von hervorragendem Interesse für die pflanzengeographische Figuration der Mittelmeerländer. Die Bergflora, welche sich bis zu den Höhen des Djurdjuras erstreckt und in einzelnen Gipfeln bis zu 710, 870, 883, 1278, ja 1315 m hinaufreicht, giebt zu interessanten Ausblicken nach den andern Mediterranvegetationsgebieten Anlafs.

Der geologische Aufbau des Djurdjuramassivs ist ziemlich kompliziert; man findet Gneis und Granit, stöfst auf Kalk und Sandstein, trifft Nummuliten an und Schieferlagen, bisweilen Marmor und Glimmer.

[1]) Nach O. Debeaux, Flore de la Kabylie du Djurdjura Paris, O. Klincksieck, 1894.

Digitized by Google

Richtigen Kulturboden trifft man selten auf den Anhöhen und in den Bergen, doch bietet der Untergrund Gelegenheit zu der Entfaltung einer äußerst mannigfaltigen Flora.

Das ganze Gebiet zerfällt naturgemäß in vier Zonen. Die erste Zone umfaßt die eigentliche Strandflora, welche sich überall am Meere findet und sich niemals weit von den Ufern entfernt; diejenige unseres Gebietsstreifens unterscheidet sich demnach nicht von der Algiers, Orans und der anderen benachbarten Länder. Immerhin aber zählt Debeaux einige 60 typische Vertreter dieser Pflanzenklasse auf, von dem wir Echium maritimum und Polygonum maritimum als passende Beispiele erwähnen wollen. Eine zweite Gesellschaft findet sich ferner in diesem Litorale, ohne als Strandgewächse angesprochen werden zu dürfen, da sie sich ebenso gut bis in die folgende Zone hineinziehen, in den unteren Thalabschnitten auftreten und selbst einzeln bis in die Vorberge vordringen. Von bekannteren Pflanzen sind dies beispielsweise Capparis rupestris, Erodium malacoides und moschatum, Daucus-Arten, Bellis silvestris, Erica arborea.

Anders verhält sich die Vegetation in den Ebenen (zweite Zone), welche sich um die Strandzone anschließen, und in den unteren Thalabschnitten. Hier haben wir es mit einer reinen mediterranen Flora zu thun, welche selbstverständlich in erstere einzelne Vorläufer entsendet und anderseits auch von den Vorbergen Besitz zu ergreifen sucht. Da die Nordwinde teilweise abgefangen werden und dadurch zum Teil ein wärmeres Klima herrscht, treten hier auch nicht wenige Saharapflanzen auf.

Die dritte Zone umfaßt etwa die Erhebungen von 800 bis 1100 m, wo Gebüsche von Erica arborea, Arbutus Unedo, Calycotome spinosa, Quercus-Arten sich vorfinden und zum Teil zu wahren Wäldern sich zusammenschließen. Der Reichtum an charakteristischen Erscheinungen ist bereits bedeutend größer, die Aufzählung weist vielen Namen auf, darunter von bekannteren Erscheinungen Acer monspessulanum, Steinbrecharten, eine große Reihe von Korbblütlern, Fraxinus australis, Celtis australis u. s. w.

Bei der Bergzone unterscheidet man leicht die drei Unterabteilungen durch das Auftreten von gewissen Gewächsen; so ist die untere, welche sich etwa 800 bis 1180 m erstreckt, durch Eichenwaldungen gekennzeichnet, welche eine gewisse Ähnlichkeit mit der vorhergehenden Zone nicht verkennen lassen. Immerhin ist aber der Gesamteindruck der Vegetation ein anderer, die Arten teilweise verschieden, und das Auftreten besonderer charakteristischer Pflanzen macht die Trennung vollständig notwendig. Vermißt wurden bisher in dieser unteren Bergpartie sowohl die echte Kastanie, wie die Pinus alpensis, deren Vorkommen zu erwarten war.

Der mittlere Streifen, welcher bei 1000 m Höhe etwa einsetzt, endet bei der Erhebung von etwa 1600 m, der unteren Grenze der Matten. Die Flora ist recht mannigfaltig und weist ebenso Vertreter der vorherigen Zone wie solche der obersten Gebirgspartie auf, birgt aber dabei eine hinreichende Menge eigenartiger Gewächse.

Die oberste Zone erinnert in ihrer Vegetation ungemein an die entsprechende in Spanien, Korsika, Sicilien, Mittelitalien, an die Pyrenäen und Alpen; man glaubt sich in die dortigen Gegenden versetzt, man trifft dieselben sogenannten Alpenpflanzen, freilich untermischt mit Formen, welche dem Djurdjura eigentümlich sind und bisher nur auf diesem Gebirgsstocke angetroffen wurden. So zählt Debeaux allein für dieses relativ kleine Gebiet 44 endemische Gewächse auf, wobei freilich dahingestellt bleiben mag, ob nicht bei der fortschreitenden Erforschung der Nachbargebiete so manche dieser Erscheinungen auch in der näheren oder weiteren Ferne wieder auftauchen wird.

Bisher gelang es Debeaux, 1710 Arten für die in Frage kommende Länderstrecke anfzuzählen, von denen in Europa 464 oder 27 Prozent wiederkehren, was als ein ungewöhnlich hoher Prozentsatz bezeichnet werden muß; die eigentliche Mittelmeerflora ist mit 449 Arten vertreten, was einem Prozentsatze von 26,2 gleichkommt und etwa ein Viertel der Gesamtzahl ausmacht.

Selbstverständlich tritt eine größere Ähnlichkeit mit dem westlichen Mediterrangebiete auf, mit Südfrankreich, den italienischen Inseln u. s. w., die sich in der Zahl 234 oder einem Prozentsatze von 14 äußert. Spanien und Portugal weist mit der Kabylie die größten Beziehungen in den beiderseitigen Floren auf, welche in 152 Pflanzen einen sprechenden Ausdruck findet; natürlich handelt es sich hierbei nur um Formen, welche allein der iberischen Halbinsel und unserem Gebiete zukommen.

Die Flora der Kabylie erhält aber dadurch ihren ganz besonderen Anstrich und erweckt deshalb das hervorragende Interesse aller Botaniker, weil sie mit dem westlichen Teile Nordafrikas über eine so große Reihe eigentümlicher Pflanzen verfügt. Ihre Zahl beträgt 276 oder 16 Proz. der Gesamtsumme und nahezu 50 von ihnen sind scheinbar auf das Litorale der Kabylie oder den Bergstock des Djurdjura beschränkt, wenigstens ist ein anderweitiges Vorkommen bisher unbekannt.

Wie ungeheuer sticht diese große Zahl von den Resultaten der botanischen Erforschung des Hochplateaus von Boghar ab, wo Debeaux innerhalb zweier Jahre und auf beinahe tagtäglichen Exkursionen nur eine endemische Art festzustellen und aufzufinden vermochte!

Es dürfte auch von Interesse sein, noch einen Vergleich mit der Gesamtflora Algiers zu ziehen. Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß die algerische Flora ungefähr 3800 Species beherbergt; stellt man diesen die 1710 Arten der Kabylie gegenüber, so kommt man auf nahezu die Hälfte der Vegetation, welche in den drei algerischen Provinzen vorhanden ist. Man hat es also in der Kabylie mit einer stark entwickelten Vegetation zu thun, welche ihren Reichtum der so überaus günstigen Lage verdankt, bei welcher sich neben der an sich hochbedeutsamen Mediterranflora nördliche europäische Gewächse mit Vertretern der Sahara und der atlantischen Association im Sinne Cossons vermengen und vermischen.

Bücherschau.

Dr. C. J. Wynaendts Francken. De Evolutie van het Huwelijk. Leiden, E. J. Brill, 1894.

Der Verfasser hat den Maßstab, nach welchem er sein Buch beurteilt haben will, nicht angegeben, doch glaube ich, daß man dem Buche Unrecht thäte, wenn man es anders denn als eine gemeinverständliche, kurze (und deutliche) Einführung in das Studium seines Gegenstandes bezeichnete. Jedenfalls werde ich es als ein solches beurteilen, und ich freue mich, es unter dieser Voraussetzung auch loben zu können. Sogar die Eigentümlichkeit, daß der Verfasser bei der Behandlung der Hauptprobleme bloß die Lösungen der besten Forscher anführt und kurz bespricht, die eigene Schluß-

Digitized by Google

folgerung aber fortläßt, darf unter der genannten Bedingung nur gelobt werden. Ohne ganz anders eingehende vergleichende oder psychologische Forschungen ist ja eine Entscheidung zwischen den hervorragenden Hypothesen auf diesem Gebiete durchaus unmöglich. Eine lose, wenn auch richtige oder scharfsinnige Bemerkung (wie deren in dem Buche viele vorkommen) trägt zu der wissenschaftlichen Forschung und der Entscheidung zwischen den Hypothesen geradezu nichts bei. Für eine Einführung in dieses hochinteressante Forschungsgebiet dürfte es aber als ein Verdienst gelten, auf den unentschiedenen Stand der Probleme in unserer grünjungen Wissenschaft in der genannten Weise aufmerksam zu machen. Die unwissenschaftliche, bei diesem Forschungszweige zu noch völlig unberechtigten Illusionen allzuleicht verführende Anschaulichkeit fehlt hier glücklicherweise. Der Leser behält den Eindruck, daß er hier mit einem Teile einer erst nach Exaktheit ringenden Naturwissenschaft zu thun hat. — Ein anderes, im Momente vielleicht noch höheres Verdienst fehlt aber dieser Einführung vollständig, ich meine die Darstellung und Illustration der zu befolgenden Methoden. Der Leser erfährt nicht, wie im allgemeinen in der Ethnologie die exakten Resultate erzielt werden können, nicht wie die behandelten Probleme nach den Ergebnissen methodologischer Erfahrung auf diesem Gebiete in scharfsinnigster und exaktester Weise angegriffen werden müssen, um statt widerspruchender Hypothesen ein Resultat zu erreichen, das bei den Sachverständigen als gesichert gelten und den klügsten Einwürfen stand halten könnte.

Wie das Buch ist, wünsche ich ihm aber viele Leser unter den anfangenden Ethnologen und besonders unter den Juristen.

Velp b. Arnheim. Steinmetz.

Otto Follmann, Die Eifel. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, herausgegeben von A. Kirchhoff, Bd. 8, Heft 3. Stuttgart, J. Engelhorn, 1894.

Mit der Eifel gelangt in den Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde das geologisch interessanteste Fleckchen Erde im Bereiche unseres Vaterlandes zur monographischen Bearbeitung, jenes Gebirge mit den zahlreichen Kratern, Aschen- und Schlackenkegeln in zum Teil so auffällig frischer Erhaltung, wie sie nur die Gebiete grossertiger vulkanischer Thätigkeit der Gegenwart zeigen. Thatsächlich sind ja auch die Eifeler Vulkane jugendlichen Alters und gehören geologisch gesprochen einer ganz jungen Vergangenheit an, und wenn auch die Eruptionen wohl nicht mehr in die historische Zeit hineinreichten, so dürften doch auf Grund unzweideutiger Beobachtungen die alten Ureinwohner des Gebietes noch die Schrecken der letzten verheerenden Aschenauswürfe der Eifelvulkane mit erlebt haben.

Geographisch ist das Gebiet der Eifel (deren Bezeichnung im 8. Jahrhundert auftritt) ziemlich unsicher begrenzt; im allgemeinen kann es als jener Teil des rheinischen Schiefergebirges angesehen werden, der sich nordwestlich vom Rheine und bis zur Saar und Ahr erstreckt.

Nach dem Verfasser wäre die Eifel rein topographisch in folgende Abschnitte zu zerlegen; in die Nordwesteifel mit dem Hohen Venn, dem Losheimer Walde und der Schneifel — die Hohe Eifel welche in der basaltgekrönten Hohen Acht (760 m) kulminiert —, die in steilem Abfall an der Mosel endende Westeifel — die Vordereifel und das Rheingebiet der Eifel —. Der Hohe Venn ist bei seiner exponierten nordwestlichen Höhenlage mit im Mittel von 650 m bekanntlich der unwirtlichste Teil des Gebirges und der an Niederschlägen reichste, es ist eine Region der Venne, Hochmoore. Die Anlage der Wohnungen ist in auffälliger Weise den ungünstigen klimatischen Verhältnisse angepaßt; mit Rücksicht auf die ausgesprochene nordwestliche Wetterseite, welche im Winter große Schneemassen bringt, reicht hier das Dach der nur einstöckigen Häuser bis zur Erde, während die offene Front in Südosten liegt; einen weiteren Schutz gewährt eine bis zum Dachfirst reichende, auch den Hofraum umfassende lebende Buchenhecke.

Die Hohe Eifel, die letzte bedeutende Anschwellung südlich der Ahr, grenzt westlich an das Laacher Vulkangebiet, südlich an Malfeld und Vordereifel — in der Westeifel stellt sich bereits Trias und Jura ein, in Norden steigt der Buntsandstein in derselben bis zu 500 m auf, noch mehr kommt der für die Triasgebiete charakteristische Plateaucharakter in der Vordereifel, der direkten südlichen Fortsetzung der Hohen Eifel, zur Geltung. Die Höhen fallen hier von 460 bis 300 m zu 300 m ab.

In dem Rheingebiete der Eifel drängen sich hauptsächlich die vulkanischen Erscheinungen zusammen.

Die wesentliche Grundlage des Eifeler Berglandes besteht aus devonischen Komplexen, dem quarzitischen und grauwackigen Unterdevon (Siegener Grauwacke und Kohlenquarzite) und dem kalkigen Mitteldevon. Ältere Schichten treten im Hohen Venn zu Tage; es sind Quarzite und phyllitartige Thonschiefer, zum Teil Dachschiefer, wozu auch die bekannten Ottrelitschiefer gehören, welche man dem Cambrium zuzusprechen pflegt. Zwischen ihnen und dem Devon des Gebietes fehlt das ganze Silur. Ganz lokal beim Bau der Bahn von Aachen nach Gerolstein bloßgelegt, tritt unter dem Cambrium Granit hervor, welchen der Verfasser irrtümlich als Repräsentanten der archäischen Formation in diesem Gebiete bezeichnet. Ob dieselbe überhaupt vertreten ist, auch nur in den sogenannten Lesesteinen des Laachergebietes, den als Einschlüsse der Laven auftretenden Fragmenten von krystallinen Schiefern, ist noch durchaus fraglich.

In der Karbonzeit erfolgte eine mächtige Auffaltung des Gebirges zu südost- bis nordweststreichenden Sätteln und Mulden. Die erste bedeutende Abrasion erfolgte durch das besonders von Norden her vorrückende Buntandsteinmeer, eine wegen seiner Bleierzführung technisch wichtige Ablagerung bildet der als Küstenfacies entwickelte konglomeratische Sandstein von Kommern.

Nur im südwestlichen Teile des Gebirges sind über Buntsandstein Muschelkalk und Keuper erhalten. Bei Aachen findet sich die Kreide entwickelt, vielleicht als Restteil einer ehemals auch noch die Hohe Venn in Ablagerungen von Flintmergeln überziehenden Decke.

Reichlich entwickelt und noch gegenwärtig weit verbreitet ist dagegen das Tertiär mit Bildungen von Kies, Sand, Thon und Braunkohle, die in Verbindung und Wechsellagerung mit den Vulkanprodukten des Laacher See's treten. In Nord und Süd bespülte das Tertiärmeer das flachwellige Plateau der Eifel, drang in verschiedene Buchten desselben ein, während es selbst an verschiedenen Stellen kleinere und größere Binnenseen trug. Die Bedingungen zu beträchtlichen Anhäufungen von organischer Substanz, wie am Rande der kölnischen Bucht, fehlten hier.

Alte Eruptivgesteine sind in der Eifel recht spärlich außer einigen Diabasvorkommen mufs der erwähnte Granit hierher gerechnet werden. Eine um so lebhaftere eruptive Thätigkeit entwickelte sich in der Tertiärzeit und dauerte bis in die jüngere Diluvialzeit an. Die Eruptivgesteinsmassen folgen sich ihrem Alter nach als Trachyt, Andesit und Basalt. In den Eifeler Basalten, vorwiegend Feldspathbasalten, erreicht die Basaltregion, welche sich von Oberschlesien quer durch Mitteleuropa erstreckt, ihr Ende; sie bilden mit ihren meist dominierenden Kuppen ein charakteristisches, topographisches Element der Landschaft und häufen sich besonders im Flußgebiete der Ahr an. Jünger als die massigen Basalte sind wiederum die basaltischen schlackigen Laven und Schlackentuffe, welche aber Leucit- und Nephelinbasalten angehören. Die letzten und jüngsten Produkte des Eifeler Vulkans sind wiederum etwas saurer und bestehen aus phonolithischen Ergüssen mit zugehörigen Tuffen und Bimssteinauswürfen. Den Hauptschauplatz der vulkanischen Thätigkeit bildet die Vordereifel — hier ordnen sich die großen Anhäufungen einer 40 km langen Spalte entlang — eine Fülle von Kratern und Maaren (Explosionskratern), Schlackenkegeln und Lavaströmen stellt sich ein. Der Kessel des Meerfelder Maares hat einen Durchmesser von 1400 m. Zur Zeit der jüngeren Tuffbildungen waren die Thäler schon vorhanden, sie wurden durch dieselben aufgefüllt bezw. abgesperrt und haben seither von neuem eine Vertiefung von 80 m erfahren. Die vulkanischen Aschen und Sande wurden durch die Winde in weite Umgebung fortgeführt, bis 40 km weit. Der sicherlich imposanteste Vulkankegel der Vordereifel ist der Mosenberg mit 519 m, der höchste dagegen der Ernstberg 699 m. Der von Südost nach Nordwest gestreckte Rücken des ersteren ist durch vier kraterförmige Vertiefungen unterbrochen, aus deren südlichster sich ein noch nachweisbarer Lavastrom von 1600 m Länge ergofs.

In dem abgesonderten Laachervulkangebiete ordnen sich die Ausbrüche längs einer 37 km langen Zone, die 21 km breit ist. In ihrem Centrum liegt der Laacher See, der großartigste der Eifeler Maare, an seiner Wasserfläche mit einem Durchmesser von 2,7 km, dabei 53 m tief, rundlich gekrönt vom Laacherkopf (459 m), dem Veitskopf (420 m), Krufter Ofen (488) und Tellberg. Der Krufter Ofen bildet zugleich die höchste Spitze am Rande eines andern Kraters, dessen Sohle noch 10 m tiefer als der Spiegel des Laacher Sees liegt. Im Laacher Gebiete erreichen gerade die Tuffbildungen (basaltische, Phonolith- und Trachytuffe) eine grossartige Entfaltung. Die basaltischen Tuffe sind die ältesten und liegen noch unter den Basaltströmen, sie leiteten die eruptive Thätigkeit ein. Der Obermendiger Leucitphonolithtuff bildet eine 20 m mächtige, 9,5 km lange und 4 km breite Decke. Jünger als der Phonolithtuff ist der bekannte, als

Digitized by Google

Trafs bezeichnete Binsteintuff des Brohlthales. Die letzte grofse, vom Laacher See ausgehende Binsteinüberschüttung erstreckt sich über ein Gebiet von etwa 14 Quadratmeilen, sie gehört bereits der jüngeren Diluvialzeit an. Bei Andernach deckt diese Schicht Lößlehm, der Knochen und menschliche Artefakte einschließt. Bekannt sind die mährischen Mineralquellen des Eifeler Vulkangebietes und die Kohlensäureexhalationen, die Mofetten, die letzten Nachwirkungen der vulkanischen Thätigkeit. Eine verhältnismäßig ausführliche Besprechung erfahren die hydrographischen Verhältnisse, wie uns scheint unter Einflechtung von viel zu viel Detailangaben, um ohne Specialkarten, etwa im Maßstabe 1:25000, verstanden werden zu können.

Heidelberg. A. Sauer.

Aus allen Erdteilen.

— Der Sklavenhandel in Britisch-Njassaland. Der englische Generalkonsul H. H. Johnston sendete von Zomba aus am 31. März 1894 über die Zustände in Englisch-Centralafrika einen Bericht ein, welchen das englische Blaubuch Nr. 6 (Afrika) kürzlich veröffentlicht hat. Der geographische Inhalt desselben wurde der Hauptsache nach schon im „Globus“ (65. Band, S. 185) mitgeteilt. Interessant und zum Teil neu ist die Darstellung über den gegenwärtigen Stand des Sklavenhandels. Vor 1891, also vor der Zeit des englischen Protektorats wurden aus Nyassaland allein gegen 2500 Sklaven jährlich exportiert; gegenwärtig ist die Anzahl auf etwa 1000 zurückgegangen, von denen 100 nach der Küste gebracht werden; 80 von diesen 100 gelangen nach Madagaskar. Seit 1891 befreiten die Engländer 861 Sklaven. — An der Sklavenjagd und dem Sklavenhandel beteiligen sich vor allem die in geringer Zahl ansässigen Araber. Am ärgsten hausen sie in der Gegend zwischen dem Nyassa- und Tanganikasee. Gefährlich werden sie der europäischen Kolonisation hauptsächlich durch die hervorragende Stellung, welche sie vermöge ihrer Civilisation bei den Eingeborenen einnehmen; sie sind mit ihren Sitten den Negern viel sympathischer; sie imponieren durch ihr energisches Auftreten viel mehr als die Weißen. Ehe sie nicht vollkommen ausgerottet oder vertrieben sind, kann an dauernd friedliche Zustände im englischen Centralafrika wirklich nicht gedacht werden. Mit ihrem wüsten Treiben wetteifern im Norden die Wanjamuesi, im Süden die „schwarzen Portugiesen“. Die mächtigsten unter den Sklavenjägern sind die Yaos am Südende des Njassasees; auf die Vernichtung ihrer drei vornehmsten Häuptlinge richten sich in neuester Zeit die Bestrebungen der Engländer. B. F.

— Paläolithische Funde aus den Höhlen in Rübeland im Harz. In der Sitzung des Vereins für Naturwissenschaft zu Braunschweig vom 25. Oktober 1894 legte Professor W. Blasius die bisher in den Rübeländer Höhlen gefundenen paläolithischen Feuersteingeräte vor. Der erste derartige Fund, ein zugeschlagener Feuerstein, wurde im Jahre 1892 vom Museumsassistent Grabowsky in der Hermannshöhle entdeckt. Bald darauf wurden von demselben auch in den bereits ausgebeuteten Teile der altbekannten Baumannshöhle, und zwar am sogenannten „Knochenfelde“, eine Reihe von Knochenfunden gemacht, die derselbe als vom Diluvialmenschen bearbeitete erklärte. Bestätigt wurde seine Annahme durch Funde von Feuersteingeräten, die von Professor W. Blasius auch noch im Jahre 1892 an derselben Stelle zu Tage gefördert wurden. Es wurden etwa 1 m tief unter der Sinterdecke im Gerüll ein Schaber und zwei Lanzenspitzen aus milchweißem Feuerstein gefunden, die in Bezug auf die Form vollständig den sogenannten Moustier'schen Typus der französischen Forscher zeigen. Bei den Ausgrabungen im Jahre 1893 wurden noch drei Schaber, darunter zwei sogenannte Hohlschaber, und eine Lanzenspitze vom nämlichen Typus, doch wesentlich anderer Form gefunden, auch kam ein Stück Magneteisenstein zu Tage. Durch diese hochinteressanten Funde ist die Anwesenheit des Menschen im Harz zur Diluvialzeit, also gleichzeitig mit dem Höhlenbären, außer allem Zweifel gestellt.

— Steinzeitfunde aus Tunis sind seit 1894 wiederholt beschrieben worden. Namentlich haben die Franzosen Collignon (in „Les âges de la pierre en Tunisie. Bulletin de la Soc. d'Anthropologie 1888) und Moreau (Notice sur des silex taillés recueillis en Tunisie. Revue d'Ethnographie 1888) darüber berichtet. Neuerdings hat Dr. Couillault, der zwei Jahre als Arzt im Lager von Gafsa in Tunis stationiert war und zum Teil auf denselben Fundstellen wie Collignon sammelte, in der Zeitschrift „L'Anthropologie“ (1894, p. 530 bis 541) Mitteilungen über seine Funde gemacht. Die älteste Ablagerung und Fundstelle bearbeiteter Feuersteine findet sich etwa 150 m westlich von Gafsa in dem Paludingestein eines Hügels, an den sich das kleine Dorf Sidi-Bou-Yahia anlehnt. Es fanden sich hier zehn bearbeitete Stücke, die zum Teil den Typus von Chelles, zum Teil den von Moustier zeigten. Der zweite Fundplatz liegt am rechten Ufer des Oued-Bainche, 2 km nördlich vom Dorfe Sidi-Mansur. Es zieht sich hier der Djebel-Assalah länge des Flußbettes hin, welcher Abstürze von 10 m Höhe bildet, in denen verschiedene Ablagerungen sich deutlich unterscheiden lassen. In der Tiefe von 3 bis 5 m, bis zum gegenwärtigen Flußniveau herab, finden sich bearbeitete Feuersteine, und zwar liegen die mandelförmigen, auf beiden Seiten zugeschlagenen Feuersteine des Chelles-Typus in der untersten Schicht, die einseitig bearbeiteten Stücke, mit sehr ausgesprochener Schlagzwiebel, vom Moustiertypus in der darüberliegenden Schicht. Knochen sind in diesen Schichten nicht gefunden. Oft werden nun infolge der Uferabbrüche die in diesen Gegenden mit plötzlicher Heftigkeit auftretenden, die gewöhnlich trockenen Flußbetten zu reissenden Strömen. Sie unterspülen die Ufer und locken die prähistorischen Geräte aus ihren Schichten, so daß man sie, wenn das Wasser sich verlaufen hat, im Flußbette auflesen kann. Auch an vier andern Punkten in 8 bis 60 km Entfernung von Gafsa hat Couillault in den trockenen Flußbetten ähnliche Funde gemacht, ein Beweis, daß die vorgeschichtliche Bevölkerung, welche diese Geräte anfertigte, das ganze Gebiet des südlichen Tunis bevölkerte. In den mittleren Schichten des vorhin genannten Aufschlusses finden sich gar keine Artefakte; es scheint, daß zur Zeit ihrer Bildung die Gegend unbevölkert war. Dagegen ist die oberste Schicht und die heutige Oberfläche reich an Artefakten aus Feuerstein, der aber durch seine weiße Patina leicht von dem aus den tiefen Schichten unterscheiden werden kann. Die Formen dieser Geräte, z. B. der gestielten Pfeilspitzen, erinnern an die Funde von Magdaléne, doch kommen auch Gegenstände von Moustierschem Typus vor, welche aber eine bessere sekundäre Bearbeitung als die in den tiefen Schichten zeigen. An drei Stellen der Umgebung von Gafsa fand Couillault endlich an der Oberfläche Funde, die vollständig den Typus der Funde von Schutré zeigten. Er hält sie für Erzeugnisse eines fremden, eindringenden Volkes, in verhältnismäßig später Zeit hergestellt, während die übrigen Typen, da sich zwischen ihnen Übergangsformen nachweisen lassen, von einem ansässigen Volke herrühren, das durch Vervollkommnung der Arbeitsweise von Stufe zu Stufe diese Geräte schuf. — Geschlüffene Gegenstände von Stein hat Couillault gar nicht gefunden.

— Die Zahl der Analphabeten in den Vereinigten Staaten hat sich abermals verringert, wie aus dem jüngst veröffentlichten Abschnitte „Illiteracy“ des elften Census (1890) hervorgeht. Dabei ist stets nur der Teil der Bevölkerung in Betracht gezogen worden, welcher zehn Jahre und darüber alt ist.

	1890	Proz.	1880	Proz.
Gesamtbevölkerung . . .	47 413 559		36 761 607	
Darunter Analphabeten .	6 324 702	13,3	6 239 958	17,0
Weiße	41 931 074		32 160 400	
Darunter Analphabeten .	3 212 574	7,7	3 019 080	9,4
Farbige	5 482 485		4 601 207	
Darunter Analphabeten .	3 112 128	56,8	3 220 878	70,0

Eingehendere Untersuchungen haben gezeigt, daß die in den Vereinigten Staaten geborene weiße Bevölkerung 1890 nur 6,2 Proc. Analphabeten zählte, gegenüber 15,1 Proc. unter den eingewanderten Weißen. Am größten ist die Abnahme bei den Farbigen, zu denen man Neger, Mulatten, Chinesen und civilisierte Indianer rechnet. Sie beträgt über 17 Proc., doch gehört immer noch mehr als die Hälfte der Farbigen zu den Analphabeten.

Herausgeber: Dr. R. Andree in Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. Druck von Friedr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

ES

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

JAN 18 '77

LIBRARY USE ONLY
JUL 28 1983
CIRCULATION DEPT.

REC CIR JUL 28 '83

JUN 22 1990

AUTO DISC SEP 10 '90

AUG 27 2004

JAN 17 1977

LD 21-100m-11,'49(B7146s16)476

Digitized by Google

U.C. BERKELEY LIBRARIES
C022688831

Digitized by Google

Digitized by Google